

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section
O — Z.

Herausgegeben von
M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Vierzehnter Theil.

PAUL — PEHUENCHES.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O—Z.

Vierzehnter Theil.

PAUL — PEHUENCHES.

P A U L.

PAUL (en Jarret, St.), Flecken im französischen Loiredepartement (Forez), Canton Rive de Gier, Bezirk St. Etienne, hat eine Succursalkirche und 2345 Einwohner, welche vier Jahrmärkte, Kreppflorfabriken, Seidespinnereien, Schmelzhütten und Nagelschmieden unterhalten. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAUL (la Roche, St.), Flecken im französischen Dordognedepartement (Périgord), Canton Jumillac le Grand, Bezirk Nontron, ist 7 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1244 Einwohner. In der Nähe befindet sich der Hochofen von Gafanaux und der Hochofen und Eisenhammer von la Moutardy. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAUL (les Dax, St.), Gemeindedorf im französischen Departement der Haiden (Gascogne), Canton und Bezirk Dax, ist ½ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche, eine Posthalterei und 1324 Einwohner. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAUL (les Romans, St.), Gemeindedorf im französischen Drômedepartement (Dauphiné), Canton Romans, Bezirk Valence, ist 4¾ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1012 Einwohner. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAUL (trois châteaux, St.), 44° 21′ Br., 22° 32′ L., alte Stadt im französischen Drômedepartement (Dauphiné), Canton Pierrelatte, Bezirk Montélimard, liegt 6 Lieues von dieser Stadt entfernt in einer Ebene am Charavou, ist der Sitz eines Etappenamtes und hat 1633 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten und Handel mit Wein, Olivenöl und Seide treiben. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAUL (St.), der Eremit oder Paul von Theben. Zu Thebais geboren, verlor er seine Ältern im 15. Jahre. Da aber sein Schwager sein großes Erbgut an sich reißen wollte, zeigte er ihn als Christen an, als die Verfolgung der Kaiser Decius und Valerianus wüthete. Um sich zu retten, floh er, nachdem ihm der Verrath seines Schwagers bekannt geworden war, in die Wüste. Je weiter er vorwärts schritt, desto mehr fand er Wohlgefallen an solchem Leben, sodaß er bald wenig Lust verspürte, je unter Menschen zurückzukehren. Als er nun einst bei seinen Wanderungen in einem Felsen eine Höhle bemerkte, deren Eingang mit einem großen Steine verschlossen war, öffnete er sie, fand sie sehr geräumig, oben offen und von einem Palmbaume beschattet; hier war auch eine klare Quelle die einen kleinen Bach bildete, der sich bald wieder in die Erde verlor. Hier gefiel es ihm so, daß er hier zu bleiben beschloß und es als eine Weisung Gottes ansah. Dreiundzwanzig Jahre war er alt, als er sich hier niederließ und blieb hier, ohne daß irgend Jemand etwas von ihm wußte, 90 Jahre hindurch. Es würde auch Niemand etwas von seinem vollkommenen Einsamkeitsleben erfahren haben, wenn Gott es nicht in einem Traume dem heil. Anton offenbart hätte, um stolze Regungen seines Herzens zu vernichten. St. Anton suchte und fand ihn, nachdem er lange umsonst vor Paul's Thüre gelegen. Sie nannten einander sogleich bei Namen, umarmten sich und Paul erkundigte sich nach dem Zustande der Menschenwelt. Während ihrer Unterredung brachte ein Rabe, der schon über 60 Jahre lang dem heil. Paul täglich ein halbes Brod zugetragen hatte, diesmal ein ganzes. Es erhob sich aber ein ehrfürchtiger Streit unter den Männern, wer das Brod anbrechen solle. Da thaten sie es endlich Beide zugleich, jeder von einer Seite. Nachdem sie von dem Brode gegessen und aus der Quelle getrunken hatten, beteten sie mit einander die ganze Nacht. Am Morgen eröffnete der heil. Paul, daß ihn Gott gesandt habe, seinen Leib zu begraben, er möge ihm daher den Mantel holen, den ihm der heil. Athanasius gegeben habe, damit er seinen Leichnam damit verhülle. Paul that es aber, dem heil. Anton den Schmerz zu ersparen, ihn sterben zu sehen, denn er wußte, daß sein Tod nahe war. In wunderbarer Eil durchflog Anton die Wüste, stand auch seinen Schülern keine Rede, als daß er entzückt ausrief, er habe den Elias, Johannes in der Wüste und Paul im Paradiese gesehen; nahm auch keine Speise zu sich, sondern eilte wieder zurück und sah schon unterwegs Paul's Seele im glänzendsten Lichte unter den Engeln, Propheten und Aposteln gen Himmel fahren. Auf den Knieen liegend, das Haupt gen Himmel gestreckt und die Hände nach Oben ausgebreitet fand er die Leiche, als ob sie lebte, wickelte sie nach zärtlichen Umarmungen in den Mantel und erwies ihr unter Absingung einiger Psalmen nach der Sitte der Kirche die Ehre der Bestattung. Als sich aber der heil. Anton in Verlegenheit sah, wie er ohne Werkzeug eine Grube machte, siehe, da kamen zwei Löwen, die legten sich zu den Füßen der Leiche nieder, wedelten mit den Schweifen, und brüllten; dann scharrten die Thiere mit den Tatzen ein Grab,

in welches die Reste des heil. Paul gelegt wurden, und Anton bedeckte sie mit Erde nach der Gewohnheit. Den Rock des heil. Mannes aber nahm er mit sich als hohes Erbe. Es hatte ihn aber der Heilige sich selbst aus Palmblättern bereitet, die wie Körbe in einander geflochten waren. Damit bekleidete sich Anton nur an den hohen Festen, Ostern und Pfingsten. Das Gewand war glatt von Außen und rauh von Innen, von so eigener Art, daß nur wenige Einsiedler, ja wahrscheinlich keiner, sie nachgeahmt haben; vielmehr kleideten sie sich in Felle. Die Reliquie dieses Kleides im Kloster des heil. Anton's zu Viennois wird selbst von Gläubigen nicht für echt gehalten. Der Leib des heil. Paul wurde jedoch später zuerst nach Venedig und von da nach Ofen gebracht. Er war der erste, d. h. der vorzüglichste, aller Einsiedler, den sie darum als ihren Patriarchen und Schutzpatron verehren, dessen Leben zuerst der heil. Hieronymus beschrieben hat. *Hieronymi* Opera. T. IV., edit. *Benedict. Roswithae* Vita PP. Acta Sanctor. 15. Januar ꝛc. (*G. W. Fink.*)

PAUL (Vinzent von), wurde im J. 1576 in dem Dorfe Poni bei der kleinen Bischofsstadt Acqs unweit der Pyrenäen geboren von unbemittelten Ältern. Sein Vater Johann von Paul und seine Mutter Bertrande von Moras bauten die Felder, die sie besaßen, selbst, wobei ihre sechs Kinder ihnen halfen. Paul weidete die Heerde seines Vaters, der ihn jedoch bald im 12. Jahre für 60 Livres in eine Klosterschule gab, um Latein zu lernen. Hier machte er gute Fortschritte, daß ihn der Advocat zu Acqs und Gerichtsverwalter zu Poni, Commet, als Erzieher seiner Kinder zu sich nahm und mit des Jünglings Diensten so zufrieden war, daß er ihm im J. 1596 die kleinen Weihen und die Tonsur geben ließ. Jetzt begab er sich, von seinem Vater möglichst, aber gering unterstützt, nach Toulouse, um Theologie zu studiren, wo er zwei Jahre darauf Diakonus und bald Priester wurde, immer eifrig sich fortbildend, sodaß er als Baccalaureus dortiger Universitätslehrer wurde. Um einer Erbschaft willen nach Marseille gereist, wurde er auf der Rückfahrt von Kaperschiffen aufgegriffen, die ihn nach der Berberei brachten, wo ihn ein Fischer kaufte und bald ein Abtrünniger aus Nizza, der aus Reue über seine That mit ihm in einem kleinen Fahrzeuge nach Europa entfloh im J. 1607. Von Avignon aus begab sich Paul nach Paris und erhielt durch Berulle's Vermittelung die Pfarre zu Clichi, wo er zugleich die Kinder des Grafen von Joigny, Imanuel von Gondy, unterwies. Seiner Tugenden wegen ernannte ihn die Gräfin zu ihrem Seelsorger. Als er nun mit der Gräfin im J. 1616 auf eins ihrer Landgüter bei Amiens reiste, ließ ihn ein sterbender Landmann zur letzten Beichte holen, worin der sonst für fromm angesehene Mann so viele und schwere Sünden beichtete, daß die Gräfin darüber erschrak und ihn überredete, zum Heile ihrer Unterthanen zu Folleville am Tage der Bekehrung Pauli 1617 zu predigen und zu einer allgemeinen Beichte zu ermahnen. Dies wirkte so, daß Paul die Jesuiten von Amiens zum Beistande nehmen mußte. Von jetzt an wurde ihm das Bekehrungsgeschäft so theuer, daß er es oft wiederholte und es allen seinen Schülern empfahl. Die Gräfin selbst setzte zu fernerer Betreibung solcher Missionen in ihren Dorfschaften 16,000 Livres aus und gab die Verwaltung in die Hände Paul's, da weder die Jesuiten noch die Priester des Oratoriums sich damit befassen mochten. Sein Bekehrungseifer trieb ihn nun aus Paris und aus der Familie, wo es ihm wohlging, sich an Orte zu wenden, wo es an rechtgläubigen Priestern fehlte. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach la Bresse in der Dióces Chatillon les Dombes, wo er fünf Priester zu gleichem Zwecke mit sich vereinte. Aber die Gräfin setzte Alles in Bewegung, ihn wieder zu erhalten; es glückte und er gelobte ihr, bis an ihren Tod bei ihr zu bleiben. Immer aber lag ihr dabei die Bekehrung ihrer Unterthanen am Herzen, sie zog ihren Gemahl und seinen Bruder, den Erzbischof von Paris, ins Mittel und man bestimmte das Collegium der guten Kinder zur Wohnung der Priester, die sich damit beschäftigen wollten. Paul wurde dahin gebracht, sich zum Vorsteher dieser Mission herzugeben mit dem Rechte der Wahl der Mitglieder. Im J. 1624 war man damit zu Stande gekommen und im nächsten Jahre wurde Paul's Bestallung zum Vorsteher dieser Mission ausgefertigt. Man gab ihm dazu 40,000 Livres unter seine Verwaltung. Nicht lange darauf starb die Gräfin und Paul ging nun auf Erlaubniß des Grafen in das Haus der Mission. Die anfänglich kleine Zahl seiner Gehilfen nahm bald so zu, daß Urban VIII. die Mission im J. 1632 bestätigte und dem Stifter erlaubte, eigene Regeln für seine Congregation zu verfassen. Ihre Wohnung wurde in die Priorei zu St. Lazarus in Paris verlegt, die man ihr als Pfründe verwilligte, was der Papst bestätigte. Dieses große Gebäude blieb das Haupt der Mission und Sitz des Generals, dessen Anstalt außerordentlich wuchs. Richelieu selbst half ihnen zu mehren Häusern im J. 1638; das nächste Jahr wurden sie in Savoyen ansässig und 1642 selbst zu Rom; 1651 nahm man sie in Warschau auf und 1654 zu Turin, sodaß Paul die Freude hatte, 25 Häuser seiner Stiftung zu verwalten. — Dazu errichtete er noch die Brüder und Schwestern christlicher Liebe zur Verpflegung der Kranken, die Gesellschaft der Damen zum Dienste des Hôtel=Dieu zu Paris, viele Hospitäler, z. B. für die Findlinge, für die Greise zu Paris, für die Galeerensklaven zu Marseille; stand mehren Seminarien und geistlichen Besprechungen vor, und trug nach Ludwig's XIII. Tode als königl. Rath der Kirchenangelegenheiten die Hauptgeschäfte fast zehn Jahre lang, ohne je das Beste seiner Congregation aus den Augen zu verlieren, für welche er noch ein Gesetzbuch ausarbeitete und drucken ließ. Im J. 1658 berief er die Seinen im Hause des heil. Lazarus zusammen, hielt ihnen eine erbauliche Rede, worauf er jedem Mitgliede der Mission ein Exemplar seiner Vorschriften überreichte. Alle diese Anstrengungen hatten den in Jahren weit vorgerückten Mann schwach und krank gemacht: allein seine Pflichttreue in Verwaltung seiner Obliegenheiten nahm nur zu, um nicht selbst gering vor sich und seinem Gewissen zu erscheinen, noch des Heils verlustig zu gehen, das er so vielen Andern bereitet hatte. Der Papst Alexander VII. ließ ihm daher nach Überlegung mit seinen Cardinälen, eingedenk der großen Dienstleistun=

gen des Mannes und um seiner längern Erhaltung willen, aus freiem Antriebe ein Breve zusenden, worin Paul von seinen Verpflichtungen losgesprochen wurde, damit er ein ruhiges Alter haben und sich erquicken sollte. Dies begleiteten mehre hohe Geistliche mit eigenhändigen Zuschriften. Allein sein Ende war vor der Thür und er entschlief mitten in eifrigen Thaten am 27. Sept. 1660. Im Chore zu St. Lazarus wurde er feierlich beigesetzt, wobei eine große Volksmenge und viele Vornehme, z. B. der Prinz Conti, Antheil nahmen. Um seine Seligsprechung zu bewirken, wurden seine Tugenden und Wunder genau untersucht. — Die Congregation wuchs aber immer mehr und im J. 1697 wurden sogar einige Missionaire dieser Gesellschaft von Innocentius XII. nach China geschickt. Ihre Häuser vermehrten sich bis auf 84, ob sie gleich nur solche annahmen, die zugleich so dotirt waren, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft das Wort umsonst predigen konnten. — Es war diesen Priestern auferlegt, an ihrer eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, weshalb ihnen eine Stunde tägliches Gebet, drei tägliche Gewissensprüfungen, Lesen in der Bibel und Unterredungen darüber vorgeschrieben sind. Jeder Missionair ist verbunden, acht Monate des Jahres auf dem Lande zu lehren und zu predigen, Beichte zu hören und das Abendmahl zu spenden. In ihren Seminarien werden sie zu allen geistlichen Geschäften geschickt gemacht durch Vorlesungen, Chorstunden im Gesange, Ausübungen aller Kirchengebräuche u. s. w. Die Congregation gehört übrigens zu den weltlichen Geistlichen, obgleich jeder Aufgenommene nach zweijähriger Prüfung die einfachen Gelübde der Armuth, Keuschheit, des Gehorsams und der Beständigkeit abzulegen hat, wovon sie nur der Papst und ihr General befreien kann. Ihre Kleidung ist von der Kleidung anderer Geistlichen nicht verschieden; nur ein vier Finger breiter weißer Kragen von Leinwand zeichnet sie vor andern aus. In ihrem Wappen führen sie Christum, als Prediger. (Nach Helyot.) (*G. W. Fink.*)

PAUL I., ein Römer und der leibliche Bruder Stephan's III. (II.), folgte diesem durch Wahl vom 28. Mai 757 auf dem päpstlichen Stuhle, ungeachtet der Bemühungen einer Partei, welche solche Würde dem Archidiakon Theophylaktus zugedacht, und für ihre Bemühungen um diesen Zweck geraume Zeit ganz freien Spielraum gehabt hatte. Denn Paul war einzig mit den Pflichten um den sterbenden Bruder beschäftigt gewesen. Ein Sohn des Constantinus, war Paul, zugleich mit seinem ältern Bruder, zu den Zeiten Papst Gregor's II. in die Schulen des Laterans aufgenommen, und von Papst Zacharias zu dem Diakonat erhoben worden. Daß er in einer trefflichen Schule gebildet, hat er gleich in den ersten Tagen seines Pontificats an den Tag gelegt; ohne Säumen erkannte er, daß die allgemeine Richtung der kirchlichen Angelegenheiten, sowie die Lage von Italien, ihm als unerläßliche Pflicht vorschreibe, die von Papst Zacharias in Bezug auf Griechen und Franken ergriffene Politik zu verfolgen. Er schrieb an König Pipin, demselben seine Wahl kund zu thun, und die Fortdauer der unter Stephan III. bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse anzugeloben. Ein doppeltes Interesse nöthigte ihn, um jeden Preis die Freundschaft des erstgebornen Sohnes der Kirche zu suchen. Sie allein konnte ihn beschirmen gegen die Anfeindung der Longobarden, die, weit entfernt König Pipin's Anordnungen um das Exarchat zu beachten, vielmehr fortwährend trachteten, über Rom selbst ihre Herrschaft auszudehnen. Dieser Freundschaft bedurfte er nicht minder, um sich gegen die Ansprüche der griechischen Kaiser zu behaupten: Ansprüche, welche durch die Jahrhunderte geheiligt, und daher immer noch in den Augen eingeborner Italiener von hoher Bedeutung, so feindlich auch der Griechen staats- und volksthümliche und religiöse Eigenheiten den Gewohnheiten der abendländischen Welt gegenüberstanden, so sehr auch der Bruch zwischen Lateinern und Griechen durch die blutigen Thorheiten der bilderstürmenden Kaiser erweitert worden war. In Ansehung jener beiden feindlichen Mächte wußte Paul seinen Zweck zu erreichen, ohne daß es jemals zwischen ihnen und dem Frankenkönige zu offener Feindseligkeit gekommen wäre, sei es, daß Pipin die Zeit hierzu nicht fand bei seinen vielfältigen Beschäftigungen, sei es, daß der Papst selbst sich seiner nur als eines Drohbildes bedienen wollte. Gewiß ist es, daß Paul in seinen Unterhandlungen am Bosporus und am Rhein gleich sehr seine Meisterschaft bekundete. Wie es vor allem seine Pflicht, suchte er den Kaiser Constantin Kopronymus zur Rechtgläubigkeit, zu den Vorschriften von Vernunft und Menschlichkeit zurückzuführen. Es schreibt Anastasius: **erat Paulus fortissimus orthodoxae fidei defensor. Unde saepius suos missos cum apostolicis obsecratoriis atque commonitoriis literis praefatis Constantino et Leoni Augustis direxerit, pro restituendis confirmandisque in pristino venerationis statu sanctissimis imaginibus Domini Dei et Salvatoris nostri Jesu Christi sanctaeque ejus Genitricis, atque beatorum Apostolorum, omniumque sanctorum Prophetarum, Martyrum et Confessorum.**" Als diese Bemühungen an der Hartnäckigkeit Constantin's scheiterten, immer blutiger die Verfolgung der Katholiken im Orient wurde, als eine griechische Gesandtschaft nach Frankreich ging, um des Papstes Verbindung mit Pipin aufzulösen, mußte jener wol zu seiner Vertheidigung entschiedenere Maßregeln ergreifen. Er schrieb an Pipin, 758 oder 761: „Wir haben erfahren, daß der griechische Kaiser, dieser geschworne Feind Gottes und der Kirche, einen Zug gegen uns und das Exarchat von Ravenna beabsichtigt. Mit eurem Schwerte habt Ihr, theurer Sohn, in dessen Schutz, nächst Gott und St. Peter, wir das größte Vertrauen setzen, diese Provinz befreiet: daß ihr auch jetzt, aus Liebe Gottes und St. Peter's, sie erretten werdet, dieses hoffen wir um so zuversichtlicher, da Euch wohlbekannt, daß die Griechen uns allein aus Haß der Rechtgläubigkeit und der Überlieferungen der h. Väter, welche sie zerstören möchten, verfolgen." Dem Schreiben war ein anderes beigefügt, welches der Papst, durch eines Mönches Vermittlung, von dem Patriarchen von Alexandrien empfangen hatte, und worin Constantin als ein Ungeheuer geschildert wird. Allein es hatte bereits die griechische Gesandtschaft bei Pipin eine günstige Aufnahme gefunden,

und war ihr Anbringen der Gegenstand der Berathungen des Königs und seiner in Compiegne versammelten Großen geworden, dazu ließ Marinus selbst, der päpstliche Legat, sich verführen zur Untreue gegen die in Rom empfangenen Instructionen, und es ward eine fränkische Gesandtschaft nach Griechenland abgeordnet, zu großem Misvergnügen des Papstes, der gleichwol vor Übereilung sich zu hüten wußte. Vielmehr ließ er den Priester Marinus zum Bischof weihen: „ut a consiliis sedi Romanae contrariis avocetur;“ er schmeichelte in der eindringlichsten Weise der Nationaleitelkeit des Frankenvolkes, er verdoppelte seine Aufmerksamkeit für Pipin, den er mit König David vergleicht, von dessen Befinden er sich Nachrichten erbittet in der ängstlichen Besorgniß moderner Courtoisie. Er trägt darauf an, daß Pipin den Beneventanern ihren Frevel schriftlich verweise, und ihm, wenn sie dann noch den Gehorsam verweigern, erlaube, eine Heerfahrt gegen sie anzuordnen. Er dankt für die Übersendung des Lakens, worin Pipin's Tochter, nachdem sie der heiligen Tauf Bad empfangen, eingehüllet worden; dieses Geschenk hat er, nach Abhaltung eines Hochamtes, so verherrlicht worden durch den Jubel einer unzähligen Menschenmenge, in der Kapelle der heil. Petronilla niedergelegt, in jener Kapelle, welche zu Preis und ewigem Gedächtniß von Pipin's Namen geweihet. Ein andermal schickt Paul ein Geschenk von Büchern an den Frankenkönig, dann bittet er um die Vergünstigung, bei dessen jüngstgebornem Sohne zu Gevatter stehen zu dürfen. Immer noch wurde der Verkehr zwischen Franken und Griechen, wenn auch öfter durch den bulgarischen Krieg unterbrochen, durch Constantin's Politik unterhalten. Paul verdoppelt seine Anstrengungen gegen diese gehässigen Verhandlungen. Besonders sucht er darauf aufmerksam zu machen, daß die Griechen ihre Herrschaft in Oberitalien neuerdings zu begründen trachten. So viel hat er bereits gewonnen, daß Pipin ihm die aus Constantinopel eingehenden Briefe mittheilt, wodurch dem einen, wie dem andern, die doppelzüngige, falsche Politik der Griechen in ihrer ganzen Nacktheit sich offenbart[1]). Der Kaiser suchte nämlich des Papstes Briefe und seines Legaten Christophorus nicht ganz deutliche Erklärungen im Sinne der Bilderstürmer auszubeuten, wogegen Paul heftig sich verwahrt. Indem dieser den fränkischen Hof gegen die Insinuationen oder Anschläge der Griechen warnen will, geschieht ihm wol auch, was nicht selten andern Berichterstattern widerfährt, er theilt übertriebene oder leere Gerüchte mit[2]). Vielleicht um nähere Kunde von der Veranlassuug zu solchen angeblichen Zurüstungen zu erlangen, schickte Pipin eine neue Gesandtschaft nach Constantinopel, welche in Begleitung von griechischen und römischen Bevollmächtigten zurückkehrte; die Griechen kamen um eine schließliche Entscheidung wegen der Verehrung der Bilder und wegen des Exarchats nachzusuchen. Beides wollte der Papst als ausgemacht ansehen, aber Pipin berief eine Versammlung von Geistlichen und Großen nach Gentilly bei Bicètre, und nöthigte des Papstes Abgeordnete, der Verhandlung beizuwohnen (Anfang des J. 767). Zum Glücke nahm sie alsbald eine Wendung, die zu keinem Resultat führen konnte, denn es warfen die Griechen den Lateinern vor, sie hätten dem Athanasianischen Symbol den Zusatz Filioque gegeben. Darum ist nirgends eine Nachricht von den zu Gentilly genommenen Beschlüssen aufzufinden. Die unmittelbare Berührung mit den Longobarden erfoderte eine noch sorgfältigere, mit größeren Demüthigungen verknüpfte Behandlung. Mehrmals wurde zu den Waffen gegriffen, und sofort wieder im Wege des Vertrags die Feindseligkeit geschlichtet, denn König Desiderius fühlte sich doch in keiner Weise versucht, abermals der Franken Heere nach Italien zu rufen. Kaum hat Paul dem König Pipin für die übernommene Vertheidigung der Kirche gedankt, von dem mit Desiderius eingegangenen Friedensvertrage berichtet, und um die Entlassung der von Desiderius ausgelieferten Geiseln gebeten, weil dann erst Imola an die römische Kirche zurückgegeben werden soll, so muß er schon wieder Hilfe suchen gegen die Longobarden, „quod sanctae Dei ecclesiae justitias minime redderent.“ Wiederum klagt er: Desiderium justitias sanctae Dei ecclesiae, quas coram legatis Pipini facere promiserat, non adimplevisse quin immo eum Romanos injuriis plurimis affecisse.“ Abermals sucht er unter vielen Beschwörungen Hilfe gegen jene unermüdlichen Feinde: dann stattet er seinen Dank ab, im Namen der geretteten Kirche. Später beschreibt er des Bischofs Remigius und des Grafen Andegarius Verrichtungen, wie er durch ihre Vermittlung justitias beati Petri Apostolorum Principis apud Desiderium regem ex parte receperit, et quod reliquas justitias facere pollicitus sit, cum obtestatione, ut si Desiderius ista neglexerit, Pipinus illum sicut Stephano Papae et ejus germano, et sibi promiserat, cogeret.“ Ein andermal heißt es: quod Longobardi quasdam S. Petri justitias reddiderint, quasdam non, et nunc priores redditas, iterum invadere conentur,“ und wird deshalb der so oft erprobte Beistand angerufen. Daß dieser nicht verweigert worden, geht aus der darauf erfolgten Danksagung hervor. Aber

1) Es schreibt Paulus: Quod relectis imperialibus literis vobisque delatis per praefatum Anthinum spatharium et Synesium eunuchum, quas nobis ob earum seriem intuendam, pro amore beati Petri, fautoris vestri, dirigere dignati estis, reperimus in eis adnexum, quod nostri et vestri homines, qui ipsas imperiales syllabas, quae vobis nobisque directae sunt, interpretantur, non juxta, ut ibidem exaratum est, sed aliud pro alio falso interpretari audent, et missi qui inter partes properant, non sicut illis injungitur, sed acceptilationis praemio corrupti, alia pro aliis deferunt, et in hoc perpendat vestra Excellentia, quanta est inimicorum malitia. 2) So schreibt er an Pipin: Agnoscat siquidem eximietas vestra, intimasse nobis quosdam sincerissimos fideles spiritalis matris vestrae ecclesiae quod sex patricii deferentes secum trecenta navigia, simulque et Siciliensem stolum in hanc Romanam urbem absoluti a regia urbe ad nos properant. Quod ii velint agere, aut pro qua causa diriguntur, rei veritatem ignoramus; hoc tantum nobis nuntiatum est, quod ad nos progredi ad vestram summe laudabile Praecellentiam in Franciam ingredi sunt dispositi, easdemque nobis destinatas literas, infra haec nostra scripta, vestrae Excellentiae direximus intuendas.

es wird eine neue Unterhandlung mit Pipin nothwendig, Georgius, der Coëpiskopus, und Stephan, ein Priester, gehen in Gesellschaft Radbert's, des fränkischen Gesandten, über die Alpen [3]). Nochmals schickt der Papst Gesandte an Pipin ab, den Andreas und Gundricus; das Beglaubigungsschreiben enthält „gratiarum actiones, cum petitione et adjuratione de auxilio contra Longobardos mittendo." — Von Paul's häuslichem Leben schreibt Anastasius: „er war sanftmüthig und sehr barmherzig, erwiederte niemals irgend einem Menschen Böses mit Bösem. Wenn er vernahm, daß ein Bürger durch die Foderungen ungerechter Beamten gequält werde, so eilte er, dem Bedrängten den Trost der Barmherzigkeit darzubringen, wenn nur die Foderung nicht alles Verhältniß zu seinen Kräften überstieg. Bei nächtlicher Weile hat er selbst (wie viele bezeugen) die Stüblein besucht, wo arme Kranke, die unfähig sich von ihrem Lager zu erheben, seufzeten, auch in Gesellschaft einiger vertrauten Diener in der verschwiegenen Nacht die Wohnungen anderer Bedürftigen betreten, und überall die Hungrigen gespeiset und andere Unterstützung ausgetheilt. So pflegte er auch, ebenfalls in dem Geheimnisse der Nacht, die Gefängnisse und andere Verwahrungsorte zu durchstöbern. Die vorgefundenen Gefangenen mochten sich Glück wünschen, denn sie wurden aus der Todesgefahr errettet und in Freiheit gesetzt. Viele, die durch Schulden gebeugt, und immer tiefer herabgedrückt wurden von ihren Gläubigern, hat er vom Joche der Dienstbarkeit erlöset, indem er statt ihrer die Schuld abtrug. Witwen und Waisen, und Hilfsbedürftige aller Art fanden bei ihm Unterstützung." Von Paul's Sorgfalt für die Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten sind uns mehre Züge aufbewahrt. In der durch Aistulf verhängten Belagerung waren die Kirchhöfe um die Stadt der Wuth der longobardischen Krieger ausgesetzt gewesen: damit nicht in ähnlichem Falle die Leichname der Heiligen abermals der Gottlosigkeit preisgegeben, ließ der Papst sie alle aus den Gräbern erheben und unter geziemender Feierlichkeit in die Stadt übertragen, zur Austheilung unter die verschiedenen Kirchen. Bei St. Peterskirche im Vatican erbaute er der h. Gottesgebärerin zu Ehren eine Kapelle, darunter sich eine Grabstätte: als der Kapelle vornehmste Zier ließ er der h. Jungfrau Bild aufstellen, von vergoldetem Silber gearbeitet, von 100 Pf. Gewicht. Im J. 761 hielt Paul in Rom ein Concilium, und er benutzte diese Gelegenheit, um auf das Feierlichste eine von ihm gemachte Stiftung zu bestätigen. In dem Bereiche des väterlichen Hauses, in welchem er geboren und erzogen, hatte er eine Kirche erbaut, deren kunstreiche Pracht durch Marmor und Musivarbeit erhöhet, er hatte sie mit gottesdienstlichen Gefäßen aus edlem Metall geschmückt, zu ihrem Dienste eine Congregation von Mönchen gestiftet, und mit reichlichen Güterschenkungen ausgestattet, endlich auch eine Anzahl heiliger Leiber, worunter vornehmlich die Heil. Stephanus, Papst und Martyr, und Sylvester, Papst und Bekenner, in jener Kirche zu der Gläubigen Erbauung gebettet. Über solche Stiftung ließ er nun am 2. Juni 761 eine Urkunde ausfertigen und von den anwesenden Bischöfen und Cardinälen bekräftigen. Sieben Mal im Tage, so gebietet die Urkunde, sollen die Mönche des zu Ehren der Heil. Stephanus und Sylvester gestifteten Klosters dem Herrn das Opfer des Lobes, auch den innerhalb ihrer Mauern ruhenden Märtyrern und Bekennern die gebührende Ehre darbringen. Dem fügt Anastasius hinzu, es sei dem Kloster Graecae modulationis psalmodia vorgeschrieben worden, was vermuthen läßt, daß Paul den zahlreichen, durch die Grausamkeit der Bilderstürmer aus dem Orient vertriebenen Mönchen einen Zufluchtsort habe bereiten wollen. Inmitten der eigenen Tribulationen empfand er noch Mitgefühl für die Leiden der Schwesterkirche. Kloster und Kirche sind heute unter dem Namen S. Silvestro in Campo Marzo oder in Capite bekannt. Im J. 764 empfing Paul eine Gesandtschaft aus Frankenland, die einige der neu aufgefundenen heil. Leiber von ihm erbitten sollte, und wie so wenig dem Mandanten, als dem Mandatar, dem h. Chrodegang von Metz, etwas zu verweigern, ließ der Papst die Reliquien der Heil. Gorgonius, Nabor und Nazarius verabfolgen [4]). Unter den vielen Sorgen und Arbeiten ging Paul rasch dem Lebensziele entgegen. Ein ungewöhnlich heißer Sommer veranlaßte ihn, eine Luftveränderung zu suchen, er nahm seine Wohnung bei St. Paul's Kirche, wurde daselbst von einem Fieber ergriffen und starb den 29. Juni 767. Wie er des Bruders letzten Stunden ein getreuer Beistand gewesen, so wich nicht von seinem Lager jener Stephanus, der berufen, sein Nachfolger zu werden. Beinahe drei Monate hatte Paul in seinem Grabe, in St. Paul's Gotteshause, geruhet, da kamen die Römer, ihn von dannen zu erheben, und unter trauriger Psalmodie über die Tiber nach St. Peter zu übertragen, wo er dann auch seine bleibende Ruhestätte in der von ihm zu dem Ende erbauten Kapelle gefunden hat. Des ersten Paul's Charakter gibt sich genugsam kund in seinen Werken. Doch schreibt Sismondi triumphirend: „les annales de l'église commencent à être souillées par les crimes du chef des Chrétiens. Deux frères, Étienne II. et Paul I., qui se succédèrent dans

3) Paulus, prolixe de Longobardorum crudelitate ac malitia queritur: Indicat de suis legatis ad eum dedisse literas, in quibus peteretur dimissio obsidum Desiderii regis in Francia detentorum: idque ideo factum, ut per Longobardiam ipse proficisci tuto posset: alias se idipsum non petiisse. Hortatur Pipinum et vehementer obtestatur, ne illos dimittat: ipsum Desiderium constringat, et ad restitutionem omnium bonorum beati Petri cogat, ut in adventu Domini sicut radiantissimus sol lucere mereatur.

4) Wir lesen ferner bei Anastasius: Hic fecit noviter ecclesiam infra hanc civitatem Romanam in via sacra juxta templum Romae: in honorem sanctorum Apostolorum Petri et Pauli, ubi ipsi beatissimi Principes Apostolorum, tempore quo pro Christi nomine coronati sunt, dum Redemptori funderunt preces et propria genua flectere visi sunt, impresserunt genua ipsa in eo loco, ubi usque hactenus in testimonium omni in posterum venturae generationi, in quodam firmissimo silice esse ostenduntur designata. Hic fecit ordinationem unam per mensem Decembrem, creans presbyteros duodecim, diaconos duos, episcopos per diversa loca numero.

le saint-siège, de 752 à 766, sont accusés par l'historien de l'église de Ravenne (Agnellus II. 172) d'injustice, de rapine et de cruauté. In seiner Begeisterung für Wahrheit und Licht hat der unparteiische Sismondi zweifelsohne übersehen, daß diese Vorwürfe allein beruhen auf den gegenseitigen Ansprüchen zweier wetteifernden Kirchen, von denen jene von Ravenna, stolz in der Erinnerung, daß jüngst noch der Gothen Könige in Ravenna ihren Sitz gehabt, die doppelte Abhängigkeit von Rom, in welche sie durch die Verschenkung des Exarchats gerathen war, als eine doppelte Schmach zu betrachten schien. Übrigens ist sogar der Beweis auf uns gekommen, daß Paul auch der Kirche von Ravenna Gerechtigkeit übte, wenn ihr solche gebührte. Durch Urkunde vom 5. Febr. 759 hat er das Kloster S. Hilar zu Galiata, so durch seinen Bruder dem Bischof Anscausus von Populonium verliehen worden, nach dem Tode des Anscausus, an die Kirche von Ravenna, als den rechtmäßigen Eigenthümer, zurückgegeben. (*v. Stramberg.*)

PAUL II. (oder Peter Barbo, wie er vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron hieß), war der Sohn eines edeln Venetianers, des Nicolaus Barbo, aus seiner Ehe mit Polyxena Condulmiera [1]). Peter Barbo hatte sich dem Handel gewidmet, und wollte eben in See stechen, als die Nachricht eintraf, daß seiner Mutter Bruder, Gabriel Condulmier (Eugen IV.), zum Papste erwählt worden. Größeres Glück hoffend, ließ er seine

1) Unter den patricischen Geschlechtern von Venedig haben die Barbo stets einen ausgezeichneten Rang eingenommen. In uralten Zeiten sollen sie von Rom nach Pavia oder Parma, später nach Venedig gewandert sein, auch kommen sie ursprünglich unter dem Namen Barbolano vor. Um die Mitte des 9. Jahrh. erscheinen die Barbolani, verbündet mit den Selii und Sevoli, als der Giustiniani, Polani und Basi Gegner, und Venedig wurde in diesen Parteiungen der Schauplatz blutiger, unausgesetzter Fehden. Der Doge, Peter Tradenigo, indem er mit großem Gefolge sich nach der Kirche begab, wurde von den Barbolani angegriffen und ermordet. Seine Leibwache vertheidigte den Palast 30 Tage, dann übergab sie ihn mit Capitulation. Das Volk ermannte sich indessen, und nahm Rache an den Verbrechern. Einige wanderten aus, andere mußten mit dem Tode büßen, die Barbolani wurden verjagt und scheinen in Cesena sich niedergelassen zu haben, bis endlich die Verwendung der abendländischen Kaiser sie in die Vaterstadt zurückführte. Ein Barbolano, Peter Centranigo, trat 1026 an die Stelle des gewaltsam entsetzten Doge Otto Orseolo. Er regierte mit Weisheit, vereitelte zu zweien Malen des Patriarchen von Aquileja Anschläge auf Grado, konnte aber niemals die entgegengesetzte Partei versöhnen. An ihrer Spitze stand der Patriarch von Grado, ein Bruder des entthronten Dogen, von Centranigo mit Güte behandelt, lohnte er ihm mit schnödem Undank. Ein Aufruhr, von dem Patriarchen geleitet, endigte mit der Absetzung des Dogen; Centranigo, nachdem er nur vier Jahre regiert, wurde in eine Kutte gesteckt und beschloß sein Leben im Kloster. Jacob Centranigo wurde 1177 mit Philipp Orio von der Republik nach Pavia an den Kaiser Friedrich I. abgesendet, um dessen Aussöhnung mit Papst Alexander III. zu verhandeln. Gegen die Mitte des 13. Jahrh. erscheint Thomas Centranigo als einer der Revisoren des venetianischen Gesetzbuchs. In dem andern Zweige der Barbolani, welcher allmälig seinen Namen in Barbo umwandelte, macht sich bemerkbar Pantaleon Barbo als einer der Wähler, denen nach der Erstürmung von Constantinopel die Ermittlung eines neuen Kaisers aufgegeben, und er war es, welcher die Erhebung des Dogen Dandolo auf den Kaiserthron, durch seine dem wahren Interesse der Republik entnommenen Gründe, verhinderte. Jacob Barbo wurde 1234 zum Procurator von S. Marco ernannt. Pantaleon Barbo, nachdem er 1366 die Procuratur ausgeschlagen, war gleichwol bedeutend genug, um in der von Franz Carrara eingeleiteten Verschwörung (1372), als eines der vornehmsten Opfer bezeichnet zu werden. Im J. 1381 sollte er mit einem Collegen als Gesandter an den Hof des Herzogs von Österreich gehen. Beide Gesandte wurden von den Paduanern aufgefangen, und dem Herrn von Padua, Franz Carrara, vorgeführt. Dieser freute sich, den Barbo zu sehen, den ärgsten Feind, den er in der Republik gehabt *). Johann Barbo befehligte zugleich mit Franz Bembo die von dem Herrn von Padua gemietheten sieben venetianischen Galeeren, welche der Mailänder Brücke und Verpfählung bei Governolo durchbrachen und so den wesentlichsten Antheil an dem großen Siege vom 29. Aug. 1397 nahmen, dessen Folge ein zehnjähriger Waffenstillstand war. Im J. 1406 befand sich der nämliche Johann Barbo unter den fünf Commissarien, welchen die Instruction des gegen den Herrn von Padua und dessen beide Söhne erhobenen Processes anbefohlen wurde. Ludwig Barbo, Prior der Chorherren von S. Georg in Alga zu Venedig, wurde 1408 von Papst Gregor XII. der Abtei S. Justina in Padua vorgesetzt; da er früher, aus Vorliebe für seine Congregation, die Abtei S. Cyprian zu Murano ausgeschlagen hatte, so mußte der Papst ihm befehlen, daß er mit S. Justina nicht ein Gleiches thue. Ludwig legte seine Gelübde als Benedictiner in die Hände des Bischofs von Citta di Castello ab, empfing auch von demselben am 3. Febr. 1409 die äbtliche Weihe. Sofort unternahm er die Wiederherstellung der Klostergebäude, um zugleich die Clausur wieder einführen zu können; indem aber von den alten Capitularen aus dem Orden von Cluny nur drei übrig waren, und diese Zahl für die Handhabung der Regel durchaus unzureichend war, so mußte sich der Abt von andern Klöstern Hilfe erbitten. Aus der Abtei S. Michael zu Murano kamen zwei Camaldulenser, aus S. Georg in Alga zwei Chorherren; verschieden in der Kleidung, stimmten diese Fremdlinge gleichwol in der Beobachtung von S. Benedict's Regel und von den durch Ludwig Barbo gegebenen Satzungen überein. Das Kloster kam allmälig zu Aufnahme, und der Novizen präsentirten sich so viele, daß der Raum nicht mehr zureichte. Sich ein Noviziat zuzulegen, mußte Ludwig in Bassano ein verlassenes Nonnenkloster, sammt der dazu gehörigen Kirche von S. Hermagoras und Fortunatus erkaufen. Es wurde ihm auch von der Bürgerschaft zu Verona das alte verfallene Kloster U. L. Frauen von Caretta eingeräumt, das er zwar nachmals den Franziskanern überließ, um bei einer noch nicht völlig ausgebauten Kirche auf dem Monte Agitano ein neues Kloster für seine Gesellschaft zu errichten. Hiermit drei Häuser unter seiner Aufsicht vereinigend, bildete er aus ihnen die Congregation von S. Justina von Padua. Ihm übergaben ferner die Mailänder S. Dionysii gänzlich verfallene Abtei, und von verschiedenen italienischen Fürsten wurde er eingeladen, der Cluniacenser Klöster in ihren Gebieten zu reformiren; niemals übernahm er jedoch ein solches Kloster, es hatte denn zuvor der Commendator jeder Theilnahme an den geistlichen Angelegenheiten des Hauses entsagt. Außerdem stipulirte Ludwig jedesmal, daß nach des Commendators Ableben das Kloster gänzlich der Congregation anheimfalle, die nach Wohlgefallen den neuen Vorstand ernennen würde, gleichwie die Klostergemeinde sich der Congregation zu vollkommenem Gehorsam verpflichten mußte. Das erste, auf diese Bedingungen von Ludwig übernommene Haus war S. Marienabtei zu Florenz.

*) Nondi meno gli fece honor grande, alloggiandolo col compagno in corte, se ben sotto buona guardia. Anziche più volte volle essere a raggionamento con lui e dimostrargli quello che egli poteva fare a sua vendetta; ma che non voleva in tal modo vendicarsi. Elo represe con modeste parole, che nell' avvenire non volesse sparlar de' fatti de' signori, come aveva già fatto di lui; e finalmente gli disse, che egli si contentava di donargli la vita e la libertà insieme: e così lo liberò, e fù l' officio suo frustratorio e vano, perchè quando esso Barbo fù ritornato a Venezia, gli fù più fiero nemico che mai, e massime nel trattato della pace.

Ballen und Päcke von der Galeere zurückfodern, und wandte sich von Stund an, unter der Leitung des Jacob Riccione, zu den Studien. Auch andere Lehrer bemühten sich um seine Ausbildung, doch scheint es nicht, als habe der bereits zum Manne gereifte Schüler sonderliche Fortschritte gemacht, obgleich seines Fleißes Riccione stets lobend gedachte. Im Gegentheil scheint Peter keineswegs mit des Riccione Lehrmethode zufrieden gewesen zu sein,

---

Ihr Commendator, Nicolaus Vascon, ein leidenschaftlicher, gewaltthätiger Mann, hatte stets die Waffen geführt und eine Schar von Übelthätern, seiner Verbrechen folgsame Werkzeuge, gehalten, allein es rührte Barbo in einer einzigen Unterredung des Gewaltigen Herz. Ihm übergab Vascon die Abtei und von ihm empfing er das Ordenskleid. Als Papst Martin V. 1417 von Constanz nach Rom fahrend, in Mailand weilte, erbat sich Ludwig Bestätigung der Congregation von ihm, die auch ohne Schwierigkeit erfolgte. Die berühmte Abtei von S. Benedetto di Polirone war wie die übrigen Klöster der Cluniacenser verfallen, und da der Commendator, Guido von Gonzaga, mit allen seinen Ermahnungen die Mönche nicht zu Pflicht und Regel zurückzuführen vermochte, ließ er, an ihnen verzweifelnd, die Abtei der Congregation von S. Justina einverleiben. Die Congregation, nachdem sie sich auch S. Paul's Basilica zu Rom, S. Giorgio maggiore zu Venedig, S. Sisto zu Piacenza und mehre andere berühmte Häuser erworben, hielt im J. 1424 zu S. Benedetto di Polirone das erste Generalcapitel. Da wurde Ludwig Barbo zum Generalpräsidenten der Congregation erwählt, auch bestimmt, daß alle Jahre ein Generalcapitel stattfinde, eine Anordnung, die Martin V. bestätigte und zugleich dem neuen Institut viele Privilegien verlieh. Dasselbe that Eugen IV., von dem die Vorschriften für das Generalcapitel herrühren. In dem zu Venedig 1437 abgehaltenen Generalcapitel aber gab Ludwig die Abtei S. Justina der Congregation, um so zu verhindern, daß nicht abermals S. Justina in Commende verfalle. Sodann gedachte er, seine übrigen Tage in ruhiger Stille hinzubringen, aber es wurde ihm von dem Papste das Bisthum Trevigi übertragen, was er vier Jahre lang, fleißig und wachsam verwaltete, er starb zu Venedig 1443 und wurde, wie er verordnet, zu Padua in S. Justinä Hause beigesetzt. Seine Abhandlung **de initio et progressu congregationis Benedictinae S. Justinae de Padua** hat Pez seinem **Thesaurus anecdotorum (T. II. P. III. p. 269—308)** einverleibt. — Paul Barbo, einer der Procuratoren, reiste, unter eines Minoriten Kutte verborgen, zu Franz Sforza, und verhandelte mit ihm den Frieden von Lodi (5. April 1454), gleichwie der nämliche Paul 1461 als Gesandter nach Frankreich an den Hof Ludwig's XI. ging. Marcus Barbo erhielt von seinem Vetter, Papst Paul II., das Bisthum Vicenza, das Patriarchat Aquileja und den 18. Sept. 1467 den Cardinalshut, tit. S. Marci. Der einflußreichste vielleicht von Paul's II. Rathgebern, war er einer der Legaten, welche Sixtus IV. im Beginn seines Regiments, um den Frieden in der Christenheit wieder herzustellen, und eine mächtige Bewegung gegen die Türken zu veranlassen, ausschickte. Marcus besuchte Teutschland und Ungarn, konnte aber den Zweck seiner Reise nicht erreichen, insbesondere scheiterten seine Bemühungen, in dem Zwiste um die böhmische Königskrone zwischen Matthias Corvinus und dem Jagellonen Wladislaw Frieden zu stiften. Von seiner Legation zurückgekehrt, erhielt er vom Papst das Cardinalbisthum Palestrina. Wie nachmals Sixtus, in einer seiner politischen Launen gegen die Venetianer, seine bisherige Verbündete, in plötzlichem Zorn entbrannte, und ein Consistorium versammelte, um die über sie zu verhängenden Censuren zu berathen, war der Cardinal von Palestrina der einzige in dem Collegium, der ihm zu widersprechen wagte. „Es sei," so trug Marcus vor, „die Republik der Christenheit einziges Bollwerk gegen die Türken; wichtige Dienste habe sie der Kirche geleistet, und wenn sie jetzt den Herzog von Ferrara bekriege, so müsse sie dazu gerechte Veranlassung gefunden haben, indem ihrem Unternehmen Sr. Heiligkeit Billigung geworden; ein Krieg, zu dessen Beförderung der heil. Vater Indulgenzen verkündigt, und seine Truppen hergeliehen habe, könne unmöglich als strafbar gelten; endlich hätten in dem gegenwärtigen Feldzuge die Venetianer die Vertheidigung von Rom selbst übernehmen müssen, und würde es allzu wunderlich sich ausnehmen, wenn die Vertheidiger des heil. Stuhls, nicht aber seine Gegner, mit Bannflüchen verfolgt würden." Marcus starb zu Rom den 11. März 1490. Er hat geschrieben: **Relationem legationis in partibus septentrionalibus; Decreta; De coelibatu lib. 2; Epistolas, orationes**, übersetzte auch in das Lateinische des Gennadius **responsiones ad Mahometum**, und einen Theil von des Areopagita Buch **de divinis nominibus**. — Paul Barbo wurde 1501 zum Procurator ernannt; ein gebrechlicher Greis hatte er seit Jahren die Sitzungen des Senats nicht besucht, in der allgemeinen Muthlosigkeit aber, welche die Stadt auf die Nachricht von der Niederlage bei Agnadello ergriff, ließ er sich in einer Sänfte nach dem Palast tragen, um den Berathungen für die Erhaltung der Republik beizuwohnen. Er schien sich selbst neu zu beleben, um seine Mitbürger zu beleben. Johann Barbo empfing 1629 seine Bestallung als Rath und Rector für Candia. Es scheint, daß diese venetianische Linie der Barbo erloschen ist, vielleicht in Folge eines von den Zeitungen des Jahres 1750 gemeldeten Ereignisses. „Nachdem die Gräfin von Barbo mit dem Herrn Ascanio Alfieri den Anschlag gefasset, ihren Gemahl, den Grafen von Barbo, mit Gifft hinzurichten, hat die Republik Venedig, in deren Gebiete der Graf von Barbo wohnet, im Januar 1750 angefangen, der Gräfin und ihren Mitschuldigen den Proceß zu machen, und dieselben, da sie insgesammt zu Meyland, wohin sie sich geflüchtet, gefangen gesetzt worden, förmlich citiren lassen, um sich persönlich zu rechtfertigen. Als sie nun contumacirt worden, hat der Senat sowol die Gräfin und den Herrn Alfieri, als auch das Cammermädgen der erstern, weil sie an derselben Verbrechen Theil gehabt, dahin verurtheilt, daß allen dreyen der Kopff abgeschlagen werden solle. Weil sie sich aber nicht in ihrer Gewalt befanden, wurden sie vogelfrey erklärt und auff den Kopff eines jeden derselben 1000 Ducaten gesetzt, wenn sie jemand auf dem Gebiete der Republik tödten würde, und 2000 Ducaten, wenn es in dem Gebiete einer auswärtigen Macht vollzogen würde. Allein man hat sich zu Meyland an dieses Urtheil nicht gekehret, sondern auf Befehl der Kayserin-Königin den 22. Juli von dem Senate daselbst das Endurtheil dahin ausgesprochen: daß die Ehe des Grafen und der Gräfin von Barbo getrennt werden, der Graf seiner Gemahlin ihr Heyrathsgut herausgeben und 3000 Thaler davon zu seiner Schadloshaltung der bei der Vermählung gehabten Kosten zurückebehalten; die Gräfin alle von ihrem Gemal empfangene Kleinodien ihm zurücke geben und eben dieselbe bey der Marchesin Marzorati, ihrer Mutter, und nach deren Tode bey einer andern Dame, welche ihr der Gouverneur bestimmen werde, sich aufhalten; Herr Alfieri auf drei Jahre in das Castell zu Pizzighetone, und hernach auf eine gleiche Zeit in eine andere meyländische Stadt gewiesen seyn, und endlich der Gräfin Cammermädgen auf drey Jahre aus dem meyländischen Staate verbannt werden solle. Der Graf von Barbo hat dieses Urtheil durch einen bevollmächtigten Anwalt unterzeichnen lassen." Es ist aber in Krain eine Linie noch vorhanden, die von Bernardin I., einem Bruder des Cardinals Marcus, abstammt. Bernardin, ohne Zweifel den noch immer bedeutenden, wenn auch abnehmenden, Einfluß des Patriarchen von Aquileja benutzend, ließ sich zwischen den Jahren 1480 und 1490 in Krain nieder, und erzeugte in der Ehe mit Martha, des Martin Moysewich reicher Erbtochter, die Söhne Castellanus II. und Johannes. Johannes, Domherr zu Triest, gelangte 1525 zu dem Bisthume Biben in Istrien, erbaute in dem Bischofshofe eine Kapelle zu S. Annen und S. Johann Bapt. und starb im Januar 1547. Castellanus II. erkaufte 1547 von Hans von Weichselberg die Herrschaft Wachsenstein in Istrien, und hinterließ aus der Ehe mit Coletta de Messaldis die Söhne Bernardin II., von dem die Linie in Paßberg, Franz, von dem die Linie in Guttenek, und Georg I., von dem die Linie in Wachsenstein und Kroißenbach. — Die Linie in Paßberg. Bernardin II., des Castellanus erstgeborener Sohn, der 1603 und 1607 Verordneter und sodann Ausschuß, 1616 aber verordneter Amtspräsident der

denn wie er in seiner Größe alle die Lehrer seiner frühern Zeit versorgte, den Antonius Allius z. B. mit dem Bisthume Volterra, blieb der einzige, Riccione, unbedacht. Viele Zeit konnte Peter selbst nicht auf seine Ausbildung verwenden, denn sein älterer Bruder Paul, welchem die Regierung des Hauswesens zukam, hatte Eile, ihn an des Oheims Hof zu befördern. Als Archidiakonus zu Bologna wurde Peter in Rom eingeführt, bald darauf

---

Landstände von Krain gewesen, wurde in der Ehe mit Barbara von Waltenstein ein Vater von drei Söhnen, Johannes, Sebald und Valerius. Sebald hat den einen seiner Söhne, den Castellanus, zu Ober-Laibach 1574 im Zorne erstochen; ein anderer von Sebald's Söhnen, Bernardin III Barbo, Freiherr von Wachsenstein und Paßberg, U. J. D. 1619 Landesverweser in Krain, und seit 1622 k. k. Kämmerer und wirklicher Hofkriegsrath, erkaufte 1625 von der Hofkammer die beiden Herrschaften Erlaa und Radaun, V. U. W. W. des Landes unter der Ens, wurde am 29. März 1626 von den niederösterreichischen Ständen als Landmann, Herrenstandes, introducirt, und hinterließ aus der ersten Ehe, mit Katharina von Nikolitsch, zwei Töchter, mit denen seine kinderlose Witwe, Benigna Veronica von Steger, sich am 7. Aug. 1638 über die Verlassenschaft verglich. Sigismund Barbo, Freiherr, ebenfalls Sebald's Sohn, hinterließ zwei Söhne, von denen Georg, k. k. Kämmerer, innerösterreichischer Regierungsrath, Hauptmann zu Mitterburg 1661, in Grenzregulirungsangelegenheiten, Abgesandter bei der Republik Venedig, ohne Nachkommenschaft starb, während der andere, Valerius, aus seiner Ehe mit Lucretia von Edling, fünf Söhne hinterließ, worunter Franz Karl, Graf Barbo von Wachsenstein, k. k. Kämmerer, Landeshauptmannschaftsrath und seit 1680 verordneter Amtspräsident der Stände in Krain, im J. 1668 seine Herrschaft Paßberg, ferner Wachsenstein, Bellay, Gradina, das ganze Gebiet der heutigen, in 14 Communitäten 4617 Seelen enthaltenden und bereits vor 40 Jahren jährlich 9000 Gulden rein ertragenden Herrschaft Bellay an den Fürsten Johann Weikard von Aursberg verkaufte, und im J. 1689 starb. Der eine seiner Söhne, Franz Anton, war Canonicus regularis im Stifte zu Seckau, der andere, Wolfgang Eberhard Graf Barbo zu Wachsenstein, Besitzer der Herrschaft Hörberg, im cillier Kreise, hatte in der Ehe mit Eleonora Eusebia, Gräfin von Schrattenbach, verwitweten Gräfin von Tattenbach, vier Kinder. Der einzige Sohn, Karl Hannibal, 1725 Domicellar und nachmals Domherr zu Passau, auch seit 1743 infulirter Propst zu Matsee, starb 1751 als der letzte Mann der paßbergischen Linie. Die Herrschaft Hörberg erbte seine an Johann Seifried, Freiherrn von Apfalterer, verheirathete Schwester Maria Henriette. Eine andere Schwester war an den von Gramm, die dritte an den Grafen Alexander von Aursberg verheirathet. — Die Linie zu Gutteneck, die ihren Beinamen von der Herrschaft Gutteneck in Oberkrain entlehnte, ging mit ihres Begründers, des Franz Barbo Enkel, Franz II., schon wiederum zu Grabe. — Die Linie in Wachsenstein oder Kroißenbach. Georg, der jüngste von des Castellanus II. Söhnen, erscheint 1534 und 1539 als des Königs Ferdinand I. Rath und Hauptmann zu Triest. Einer seiner Söhne, Daniel, Hauptmann zu Zeng, leitete den Aufruhr der Uskoken in und um Zeng, der mit der Ermordung von Joseph Rabbatta, dem Vitzthum in Krain, endigte. Nach Zeng verschickt, um die Theilnehmer der letzten Raubzüge gegen die Venetianer zu bestrafen, hatte Rabbatta mit blutiger Strenge seines Auftrags sich entledigt. Der an ihm verübte Mord (1. Jan. 1602) blieb ungerächt. Rudolf, ein anderer von Georg's Söhnen, wurde der Vater von Andreas Daniel Barbo von Wachsenstein und Gutteneck, Freiherr, der sich 1619 mit Katharina Gall von Rudolfseck verheirathete, und durch seine drei Söhne, Bernardin IV., Johann Maximilian und Maximilian Valerius, der Stammvater von drei Linien wurde. Bernardin IV. Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Gutteneck, Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroißenbach und Drageml, k. k. Kämmerer, Land- und Hofrechtsbeisitzer, Verordneter der Landschaft in Krain, k. Hofkammerrath und Reichshofrath seit 1673, wurde 1674 mit seinen Brüdern und dem ganzen Geschlechte in den Reichsgrafenstand erhoben, errichtete das bei der Familie bestehende Fideicommiß und starb den 15. April 1677. Dieses Sohn, Ferdinand Weikard, Generaleinnehmer der kraineriſchen Landschaft 1714, schrieb Conclusiones legales ex variis institutionum imperialium titulis, 1690, Fol., und wurde Vater von sechs Kindern, von denen der einzige Sohn, Karl Dismas Graf Barbo sein Leben als Domherr zu Laibach beschloß. Johann Maximilian, des Bernardin IV. jüngerer Bruder, auf Gutteneck und Slateneck, wurde der Vater von Gottlieb Ernst, der Großvater von Johann Sigismund. Von Johann Sigismund's Söhnen traten die beiden jüngern in den Cistercienserorden, der älteste Leopold Graf Barbo war mit Maria Anna von Wintershofen verheirathet; hinterließ aber nur die einzige Tochter Maria Anna, verehlichte von Gussich. Maximilian Valerius, des Bernardin IV. jüngster Bruder, k. k. Kämmerer und Oberstlieutenant zu Roß, auch einer Landschaft in Krain Rittmeister über eine Compagnie Gültpferde, erkaufte und besserte Kroißenbach, und wurde in der Ehe mit des Franz Kaspar von Brenner auf Grafeneck und Lueg, bei Neustädl, Tochter Maria Christina Vater von vier Söhnen, Andreas Daniel, Jodocus Bernardin, Johann Franz Engelbert, im J. 1704 Domherr und Weihbischof zu Breslau (nicht Passau), und Ernst Maximilian, Theatiner. Jodocus Bernardin, geb. 1665, studirte zu Salzburg, wo sein Tractatus de criminibus et delictis in genere et in specie, nec non e processu criminali, quem publicae disquisitioni subjecit, 1687 gedruckt worden. Später erscheint er als des Kurfürsten von Cöln Oberstsilberkämmerer, auch 1694 als kurpfälzischer General und Oberster eines Regiments zu Fuß; aus der Ehe mit Maria Anna Strupp von Gelnhausen hinterließ er die Söhne Maximilian und Joseph Wilhelm. Maximilian, Theatinerpriester, starb 1765, Joseph Wilhelm Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Gutteneck und Gallenhof, k. k. Geheimrath und Kämmerer, verordneter Amtspräsident der Landschaft in Krain, starb den 20. Nov. 1760. Aus der ersten Ehe mit der Gräfin Regina von Ratkay, hinterließ er die Söhne Leopold, gest. 1780 als Hauptmann, und Hubert, aus der dritten Ehe den einzigen Sohn Eugen. Hubert, geb. den 3. Nov. 1746, lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Kreishauptmann in Oberkrain, Eugen, Hauptmann bei Thürheim, Infanterie, geb. 1750, besaß um die nämliche Zeit die Herrschaft Lueg, bei Neustädl. Andreas Daniel Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Gutteneck, Paßberg und Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroißenbach und Drageml, der Landes- und Hofrechte Beisitzer, demnächst 1732 Verordneter Herrenstandes, auch Generaleinnehmer der Landstände in Krain, war des Maximilian Valerius erstgeborner Sohn, und starb 1738. Er hat mit Katharina Elisabeth Gräfin von Purgstall, der letzten Tochter des kraineriſchen Zweiges der Purgstalle, die stattlichen Herrschaften Freienthurn, Krup und Weinitz, an der Kulpa, erheirathet, alles zusammen aber an den Kroaten Peter von Bonazza verkauft. Von seinen vier Söhnen starb Franz Xaver Reichard den 8. Febr. 1772, geb. den 28. Juli 1715; er war des Teutschordens Comthur zu Möttling in Krain, nachmals zu Großsonntag, in der Steiermark, und des Ordens Rathsgebietiger gewesen. Karl Joseph, geb. 2. Juli 1717, starb als Stadtpfarrer und Erzdechant zu Stein in Krain, im J. 1767, Sigismund aber im J. 1758; dieser, geb. den 24. Mai 1721 hatte als Hauptmann gedient. Jobst Weikard endlich, der älteste Sohn, geb. den 22. Dec. 1702, war der Land- und Hofrechte Beisitzer, hernach Verordneter Herrenstandes, Repräsentations- und Kammerrath in Krain, k. k. Kämmerer, und starb den 18. Mai 1775, nachdem er in erster Ehe mit Maria Isabella, Gräfin von Aursberg, gest. 1738, in anderer Ehe mit Maria Anna Gräfin von Wildenstein, gest. 25. Mai 1750, verheirathet gewesen. Die einzige Tochter der zweiten Ehe wurde des Grafen Paul Aloys von Aursberg Gemahlin. Von den beiden Söhnen der ersten Ehe starb Guido Balthasar in dem Alter von acht Jahren, der andere Sohn, Dismas Maximilian, des h. röm. Reichs Graf Barbo von Wachsenstein, Freiherr auf Paßberg, Zobelsberg, Herr zu Kieselstein, Kroi-

empfing er das Bisthum Cervia als eine Commende, dann verlebte er einige Jahre als Protonotario de' participanti. Wie Ludwig de Mezarotta von Padua, der Leibmedicus und nachmalige Patriarch von Aquileja, auch Camerlengo, den Cardinalshut empfing, mußte Eugen IV. dieselbe Ehre an Peter Barbo verleihen. So wollten es die Familiaren des Papstes, um dem übermäßigen Einflusse des Mezarotta ein Gegengewicht aufzustellen. Peter, nun Cardinaldiakon, tit. S. Maria nuova, konnte es als päpstlicher Neffe und venetianischer Edelmann niemals dem Paduaner verzeihen, daß dieser es wagte, bei dem Oheim die erste Stelle ihm zu bestreiten, und zwischen die beiden trat bitterer Haß, der, bei allen scheinbaren Versöhnungen, stets lebendig blieb und häufig in den ungemessensten Ausbrüchen sich verrieth. Auch mit dem Vicekanzler Franz Condulmier, dessen Mutter eine Tante des Papstes gewesen, lebte Barbo in fortwährendem Unfrieden. Unter Nicolaus V. blieb der Cardinal von St. Marco, wie er mit seinem neuen Titel hieß, fortwährend in Ansehen, sodaß er es vornehmlich war, durch welchen der Cardinalpatriarch von Aquileja seines Amtes als Camerlengo entsetzt wurde. Denn Peter war von Gemüthsart zuthätig und einschmeichelnd, und wußte, wo es Noth that, durch Kunst sich noch angenehmer zu machen. Wenn Worte und Betheuerungen nicht zureichten, um ihn seine Zwecke erreichen zu lassen, dann pflegte er gern zu Thränen seine Zuflucht zu nehmen, was ihm von Pius II. den Spottnamen Maria pietosa zuzog. Mit Calixtus III. wie mit Nicolaus V. verfahrend, brachte der Cardinal es dahin, daß allein sein Rath galt; vollkommen freies Feld hat er sich verschafft, indem er den Papst überredete, den Cardinal von Aquileja mit einer Kriegsmacht gegen die Türken auszusenden, als zu welcher Expedition dieser ganz besonders geeignet sein sollte, wie man dem Papste beibrachte. Indem der alte Nebenbuhler auswärts beschäftigt, wagte es der Cardinal von St. Marco, seine Wirksamkeit auch über die Grenzen der Hauptstadt hinaus auszudehnen. Verschiedene Municipalstädte des Kirchenstaates, die wegen des Umfanges ihrer gegenseitigen Gebiete zu Fehde gekommen, suchte er zu beschwichtigen. Der mächtige Graf von Anguillara, Averso, nachdem er viele Jahre lang durch Streifereien das Patrimonium und die Campagna beunruhigt, war um die Erbschaft des Grafen von Tagliacozzo zu neuer Fehde geschritten mit Napoleon Orsino, und hatte unter andern das bei Tivoli gelegene Monticelli eingenommen, als ein angebliches Eigenthum seiner Schwiegertochter, deren Vater der Graf von Tagliacozzo gewesen. An diesem Gewaltigen versuchte sich der Cardinal, vermeinend mit Napoleon ihn auszusöhnen, vergaß sich aber so sehr in dem Friedensgeschäfte, daß es zwischen ihm und Averso zu sehr rauhen Worten kam, und er nur eben der Gefangenschaft entging. Solches hat er niemals dem Hause Anguillara vergessen. Pius II. scheint seiner Vorgänger Ansicht von dem Cardinal von St. Marco keineswegs getheilt zu haben, wie besonders der Hergang mit dem Bisthume Padua andeutet. Peter, der längst schon wünschte, sein Bisthum Vicenza gegen den reichen Stuhl von Padua zu vertauschen, hatte nicht sobald des Bischofs Dandolo Ableben vernommen, als er das erledigte Bisthum Padua von dem Papste sich erbat. In der nämlichen Zeit wurde diese Kirche von der Republik Venedig auf den Grund eines alten Herkommens vergeben, und zwischen den beiden Candidaten kam es zu Streit, sodaß jener des Papstes zur Besitznahme nicht gelangen, jener der Republik seine Bulle nicht empfangen konnte. Der Senat ließ mit dem Cardinal von St. Marco um einen Verzicht handeln, und als er denselben verweigerte, wurde sein Geschlecht verbannt [2]). Den Gesandten der Republik bei dem römischen Hofe wurde untersagt, den Cardinal zu kennen, zu grüßen oder zu sprechen, harte Strafe auferlegt den Zuwiderhandelnden. Einige Jahre blieb das Bisthum verwaist, bis der Cardinal, nicht gehörig unterstützt, wie es ihm schien, von dem Papste, und besiegt durch die Vorstellungen seiner so hart geschlagenen Verwandten, der Republik Willen erfüllte. Pius II. starb

---

ßenbach, Drageml, k. k. Kämmerer und Landeshauptmannschaftsrath für Krain, auch Kanzler und Director der Agriculturgesellschaft in Krain, geb. den 26. Juni 1737, hat aus der ersten Ehe mit Johanna Nepomucena von Pillichgratz, gest. 24. Febr. 1787, sieben Kinder hinterlassen. — Von der Barbo Gütern in Krain können wir Alt-Guttenberg, Drageml, Morautsch, Höflein, Lueg, Kroißenbach, Prostranigk, Gimpelhof, Gallenhof, Zobelsberg, Gutteneck, Kieselstein, Khlanz, Lukhaviz, Landstraß, Freienthurn, Weinitz, Krup, Bellay, Paßberg, Gradina, Wachsenstein nennen. Der venetianische Zweig der Familie führte im blauen Schilde einen goldenen Löwen, über den ganzen Schild ist ein silberner rechter Schrägbalken gezogen, und ein ähnliches Wappen hat Valvasor als jenes der krainerischen Barbo abgebildet. Wißgrill aber beschreibt also, vermuthlich nach einem kleinen undeutlichen Siegelabdruck, der Grafen Barbo Wappen: „ein mitten nach der Länge gespaltener Schild, rechts im goldenen Feld ein aufsteigender schwarzer Löwe, links ein aufsteigender goldener Löwe in schwarzem Felde, beide gegen einander sehend mit ausgeschlagener rother Zunge, und hinter sich aufgeworfenem doppeltem Schwanz. Die Helmdecke Gold und schwarz gemengt." So viel von der einzigen in Teutschland einheimischen Casa papale. Des Papstes Paulus II. nächste Verwandtschaft läßt sich folgendermaßen ordnen:

Colandus, 1290.
Peter.

Johann, wird 1396 Procurator von S. Marco. Gem. Julia Sorzi. — Hieronymus, Cardinal, lebt 1362. — Marcus, Proveditore.

(Kinder des Johann:) Belandus. — Nicolaus, Gem. Polyrena Condulmier. — Blancus Colomanus, Gem. Violanta Bettiny. — Marcus.

(Kinder des Nicolaus:) Paul. — Johann. — Peter, als Papst Paul II. — (Kinder des Blancus Colomanus:) Castellanus I., Gem. Margaretha Dondi. — Antonius.

(Kinder des Castellanus I.:) Bernardin I., der Stammvater der Linie in Krain. — Marcus, Patriarch von Aquileja und Cardinal. — Johannes.

2) Pietro Barbo cardinale di S. Marco, vescovo di Vicenza, ha ottenuto il vescovado di Padova senza l' assenso del consiglio de' pregadi, tal che è stà intima a Paolo Barbo che subito il vada a Roma a trovarlo e a operar ch'el renunci al vescovado in termine d'un mese: altramente esso Paolo Barbo sia bandito in perpetuo da Venezia e delle terre e luoghi nostri, e che sia confisca i beni. Paolo Barbo, inteso il decreto, ha risposto lagrimando che l'esequirà quanto gle e commanda.

den 14. Aug. 1464; in Eile verließen die Cardinäle Ancona, wie die Entwürfe zu einem Kreuzzuge, und das im Vatican vereinigte Conclave eröffnete seine Arbeiten mit einer Reihe von Satzungen, deren pünktliche Beobachtung jeder der Wahlfürsten eidlich gelobte, für den Fall, daß zu seinen Gunsten die Stimmen der Brüder sich entscheiden würden. Vermöge dieser Satzungen sollte ein künftiger Papst das Unternehmen gegen die Türken mit allen der Kirche zu Gebote stehenden Mitteln fortsetzen; insbesondere hierauf den Ertrag der neu entdeckten Alaungruben verwenden. Er sollte versprechen, daß er ohne der Cardinäle Einwilligung dem Hofe keine Reise zumuthen werde; daß er vor Ablauf von drei Jahren ein allgemeines Concilium, dessen Zweck die Reformation der Kirche, einberufen, niemals die Zahl der Cardinäle über 24 steigern, unter denselben nur einen Anverwandten haben, und dem heil. Collegium kein Mitglied aufdringen werde, so nicht geziemende Studien in Rechtswissenschaft oder Theologie gemacht, auch das 30. Jahr erreicht habe. Es wurde ferner von einem künftigen Papste gefodert, daß er verspreche, jeder Veräußerung in dem Eigenthume der Kirche sich enthalten zu wollen, daß er nur mit der Cardinäle Zustimmung Krieg führe; daß in dem Consistorium laut abgestimmt werde, nicht aber der Papst eines jeden Meinung sich in die Ohren flüstern lasse, indem es öfter vorgekommen, daß als Ergebniß der Berathschlagung ein Schluß verkündigt worden, welcher der Meinung der einzelnen Stimmgeber entgegengesetzt. Niemals sollte ein Papst in seinen Urkunden der Formel sich bedienen: **venerabilium fratrum nostrorum consilio et assensu**, er habe denn in der That der Cardinäle Rath vernommen. Schließlich sollte er jeden Monat im Consistorium diese Satzungen sich vorlesen lassen, und zweimal im Jahre sollten, in seiner Abwesenheit, die Cardinäle untersuchen, ob er sie gehörig beobachte. Nach dieser vorläufigen Anordnung, welche für das Kirchenregiment die bedeutendsten Folgen erzielen konnte, wurde die Papstwahl vorgenommen, in größerer Eintracht und mit schnellerem Fortgange, als kaum eine frühere. Am 30. Aug. 1464 wurde Peter Barbo, der Cardinal von St. Marco, zum Papste erwählt, und am 9. Sept. empfing er die dreifache Krone. Er hatte den Namen Formosus anzunehmen gedacht, wurde aber, da er ein Mann von seltener Schönheit war, darauf aufmerksam gemacht, daß für einen Papst ein Name sich nicht ganz schicke, der eine weltliche Eitelkeit verrathen könnte. Hierauf entschied er sich für den Namen Paulus und für den Wahlspruch: **Benefac Domine bonis et rectis corde**; damals war er 48 Jahre alt. In dem Augenblicke der Wahl hatte er den Eid, so er in Gemeinschaft mit den übrigen Cardinälen auf die eben gemachten Satzungen ausgeschworen, erneuern und durch seine Unterschrift bestätigen müssen; es hat aber die Kirche dergleichen Wahlcapitulationen jederzeit für unerlaubt, und folglich für unverbindlich, gehalten, und in ihrem Geiste vernichtete Paul II. alsbald die ihm aufgedrungene Wahlcapitulation. Weil aber Theorie und Praxis in Bezug auf diesen Punkt stets schwankend geblieben sind, wollte er für die ausgesprochene Vernichtung die Zustimmung des heil. Collegiums, und durch Bitten oder Drohungen erlangte er sie von allen Cardinälen. Nur der einzige Spanier, Johann Carvajal, widerstand, und an dem eisernen Manne ergaben sich alle Überredungsmittel als unfruchtbar. Unter den Foderungen der beseitigten Wahlcapitulation befand sich eine, die, wenn auch gestrichen, doch immer, für die Form wenigstens, berücksichtigt werden mußte, weil allzuwirksam noch der von dem sterbenden Pius II. der Christenheit gegebene Impuls. Paul versammelte ein Consistorium, das die Mittel für die Fortsetzung des heil. Krieges berathen sollte; und in dasselbe wurden die Gesandten der fremden Mächte eingeführt, die, um dem Papste die Glückwünsche für seine Wahl darzubringen, eingetroffen waren. Ihre Gegenwart gab dem Consistorium das Ansehen eines Reichstages für Italien, welches Paul benutzte, um die von den verschiedenen Staaten der Halbinsel für den Unterhalt des christlichen Heeres zu entrichtenden Beiträge festzusetzen. Es wurde angeschlagen:

Der Papst zu	100,000	Gulden
Venedig . . .	100,000	=
Neapel	80,000	=
Mailand . . .	70,000	=
Florenz	50,000	=
Ferrara	20,000	=
Siena	15,000	=
Mantua . . .	10,000	=
Lucca	8,000	=
Montferat . .	5,000	=
	458,000	Gulden.

Indem sich aber die Abgeordneten für diesen Gegenstand ohne Vollmacht befanden, konnten sie mehr nicht zusagen, als daß sie an ihre Mandanten berichten würden: keiner von ihnen empfing von seinem Hofe Antwort, und das italienische Bündniß wurde aufgegeben, wie des Papstes Pius II. Kreuzzug. Im Ernste seines Vorgängers Entwürfe verfolgen zu wollen, dazu mag Paul II. ebenso wenig die Neigung, als die Fähigkeit besessen haben: niemals hat er den Vorgang mit dem Bisthume Padua vergessen, wie er das sogleich in seinem Verfahren gegen die Creaturen von Pius II. zeigte. Alle von demselben ernannte **officiali de' brevi** entließ er bei Übernahme der Schlüssel:

„Sie dienten," sagte er, „zu nichts, seien Ignoranten," und ohne sie zu hören mit ihren Gründen, nahm er ihnen Amt und Einkommen, „und doch waren es Männer, die er um ihrer Weisheit und Lehre willen in allen Welttheilen hätte zusammensuchen und mit Verheißung schweren Lohns an seinen Hof knüpfen sollen. Es war jenes Collegium von gelehrten und würdigen Männern erfüllet. Erfahren in göttlichen und menschlichen Rechten waren die einen, und wiederum befanden sich unter ihnen Redner und Dichter, so nicht weniger Glanz dem Hofe mittheilten, als sie von ihm empfingen. Die alle vertrieb Paul als unfähiges und fremdes Volk, nahm ihnen auch ihr Gut, obgleich viele die Ämter gekauft hatten. Diejenigen, die der Schaden am härtesten traf, suchten den Papst auf andere Gedanken zu bringen, und ich namentlich bat flehentlich um unserer Angelegenheit Überweisung an die Rota. Da blickte mit verdrehten Augen der Papst mich an, sprechend: **Adunque così le cose, che noi facciamo, tu ad altri giudici appelli? Nè pare,**

che sappi, che tutta la giustitia e le leggi sono nello scrigno del petto nostro riposte? Cosi voglio io, vadano via tutti, e dove più piace loro; che io sono Papa, e posso secondo che più mi piace, fare e disfare. Ungeachtet des herben Bescheides fuhren wir fort, in der uns so wichtigen Angelegenheit Tag und Nacht zu arbeiten; den letzten selbst von des Papstes Hofleuten haben wir mit Bittworten und Flehen bestürmt, daß er zu einer Audienz uns verhelfe. Aber von allen wurden wir als Excommunicirte und des Landes Verwiesene gemieden, betrachtet, als seien wir jeder Art von Schmach preisgegeben. Zwanzig Nächte hinter einander (denn hier wurde allein Nachts verhandelt), arbeiteten wir mit unsäglichem Fleiße, und immer vergeblich. Solche Unwürde konnte ich nicht länger tragen, und was mir und meinen Gesellen persönlich vorzubringen untersagt, das faßte ich in ein Schreiben zusammen, beiläufig des folgenden Inhalts: War es Euch erlaubt, des recht und redlich Erkauften ungehört uns zu berauben, so muß es uns erlaubt sein, über so unverdiente Unbild zu klagen. In entehrender und schmachvoller Weise von Euch ausgewiesen, werden wir die Könige und die Fürsten besuchen und sie antreiben, ein Concilium zu versammeln, vor welchem Ihr Rechenschaft abzulegen habt von dem uns entzogenen, wohl erworbenen Eigenthum. So wie Paulus dieses Schreiben gelesen, befahl er mich zu greifen und in den Stock zu legen. Theodor, der Bischof von Trevigi, empfing den Auftrag, meine Bestrafung zu verfolgen, und ich wurde schuldig befunden, gegen den Papst ein Pasquill geschrieben und zugleich des Conciliums erwähnt zu haben. In Betreff des ersten Anklagepunktes wies ich nach, daß nur dasjenige Pasquill zu nennen, so der Unterschrift des Verfassers entbehrt. Mein Schreiben war unterzeichnet. Auch in Ansehung des Conciliums blieb ich die Rechtfertigung nicht schuldig, womit ich aber wenig fruchtete, vielmehr an den schrecklichen Stock geschlossen blieb, auch ohne Feuer, den Winter durch in einem allen Winden offenen Thurm vier Monate lang aushalten mußte. Ermüdet endlich durch des Cardinals von Mantua, des Franz Gonzaga, beharrlich für mich eingelegte Fürsprache, entließ Paulus mich des Gefängnisses, untersagte es mir jedoch, Rom zu verlassen, anders würde er, so fügte er hinzu, bis nach Indien mich verfolgen. Der Drohung bedurfte es keineswegs, denn ich hatte den Gebrauch der Füße beinahe verloren."

So weit des Platina Erzählung, die jedoch in einem andern Lichte erscheint in des Cardinals von Viterbo Berichte von den Ursachen, durch welche der Papst bestimmt worden, die Ämter der officiali de brevi, abbreviatores, abzuschaffen [3]). Indem solche Reform des Misvergnügens viel erweckte, hatte Paul durch eine andere Maßregel nicht minder die Gemüther der Römer verletzt. Die regulirten Chorherren, welchen Eugenius IV. die Kirche vom Lateran übergeben, waren von Calixtus III. ausgewiesen worden; Paul ließ sie alsbald nach seiner Krönung zurückkommen, um durch sie, unabhängig von den weltlichen Kanonikern, den Dienst in jener Kirche abwarten zu lassen. Bei jedem Sterbefalle unter den Kanonikern, bei jeder Beförderung zu einer andern Pfründe blieb die Stelle unbesetzt, daß allmälig die Kirche der Regularen alleiniges Eigenthum wurde, zu großem Verdrusse der Römer, welche die Kanonikate im Lateran als ihrer Vorfahren Stiftungen betrachteten, und höchst ungern sie in die Hände neuer, mehrentheils auswärts geborner Besitzer übergehen sahen. Gegen manche von den Kanonikern wendete der Papst sogar Drohungen an, um sie zur Abdankung zu zwingen. Nicht so leicht fand er es, die auswärtigen Angelegenheiten nach seinem Gefallen zu ordnen. Die Lütticher hatten gegen ihren Bischof sich empört, und statt seiner den Prinzen Marcus von Baden, den Propsten zu St. Florin binnen Coblenz und Pfarrer zu Feldkirch, in der Grafschaft Wied, zum Protector oder Stiftsverweser erwählt. Nun entschied zwar Paul am 10. Jan. 1465 zu Gunsten des Bischofs, ohne doch auf das unruhige Volk wirken zu können: vielmehr wurde Ludwig von Bourbon gänzlich des Stifts entsetzt, und gezwungen, wirksamere Hilfe bei dem Herzoge von Burgund zu suchen. Es entspann sich ein blutiger, wenn auch zu Zeiten durch Friedensschlüsse unterbrochener Krieg zwischen Burgund und dem Volke von Lüttich. Nach der Schlacht von St. Tron zog der Herzog von Burgund am 17. Nov. 1467 triumphirend in Lüttich ein, und der Bischof wurde in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Paul II. hatte aber seinen Nuntius in Cöln, den Bischof von Tricarico, Onuphrius von Santa Croce, als apostolischen Commissarius nach Lüttich gesendet, um des Bischofs Zwist mit dem Volke vollständig auszugleichen. Onuphrius nahm am 30. April 1468 das auf Stadt und Land geworfene Interdict sammt der Excommunication zurück, begünstigte aber die Rebellen in jeglicher Weise, daß ihm großentheils die neue Empörung, im September, und die schreckliche Einnahme und Züchtigung der Stadt, am 30. Oct. 1468, zuzuschreiben [4]). Die Venetianer, welche nach einem unglücklich geführten Kriege ernstlich den Frieden mit den Türken suchten, wußte Paul durch die Zusage einer Subsidie von 300,000 Dukaten zu neuen Anstrengungen zu bewegen; in Albanien behauptete sich Skanderbeg fortwährend durch seine romanhafte Tapferkeit. Mehr und mehr bedrängt, kam der Held hinüber nach Italien, um dem Papste seine und der Illyrier Noth zu klagen. Ein Consistorium wurde um seinetwillen angesagt und, von den Cardinälen bewillkommnet, wie es der

3) Paulus Pontifex declaratus nihil duxit antiquius, quam ut Sacerdotium summum suo se splendore ornaret, ab alienis rapiendis abstineret. Sustulit igitur eorum ordinem, qui abbreviatores appellantur, alios omnes pecuniae exactores sublaturus, rem esse indignissimam summo Sacerdote arbitratus, si nihil sine pretio traderet, et quod ipse accepisset gratis non gratis caeteris mortalibus condonaret: exercuisse se praeterea mercaturam, tum omnia vendidisse pretio, posteaquam vero sacris initiatus esset a mercatorum vel potius crassatorum munere recessisse: tota via aberrare qui in re sacra exerceant mercaturam, et qui aris sacrisque utantur ad questum: decere principes omnes tueri populorum suorum res; non rapere aliena, sed largiri sua. Quae res omnes illius ordinis homines sibi infensissimos fecit, ut omne in eum maledicentiae genus loquendo, clamitando, scribendo conjicerent.

4) Es erzählt davon Comines: Cedit Légat, excedant sa puissance et sur esperance de soy faire Evesque de la cité, favorisoit ce peuple, et leur commanda de prendre les armes, et de se deffendre, et d'autres folies assez. Ledit Légat voyant le peril où estoit cette cité, saillit pour fuyr. Il fut pris et tous ses gens qui estoient quelque vingt-cinq, bien montez. Si tost que le Duc le sceust, il fist dire à ceux, qui l'avoient, qu'ils le transportassent sans luy en rien dire, et qu'ils en fissent leur profit comme d'un marchand; car si publiquement il venoit à sa connoissance, il ne le pourroit retenir, mais le feroit rendre pour l'honneur du siege Apostolique. Ils ne le sceurent faire, mais en eurent debat: et publiquement, à l'heure du disner, lui en vinrent parler ceux qui y disoient avoir part: et incontinent l'envoya mettre en sa main, et leur osta, et luy fist rendre toutes choses, et l'honora.

Vorfechter des christlichen Glaubens erwarten konnte, sprach er von dem reißenden Fortgange der Feinde christlichen Namens und von den Anstrengungen der Skypetar, um das letzte Bollwerk der Christenheit zu behaupten. „Von so vielen unüberwindlichen Kriegern ist nur noch mein kleines Gefolge, von unserm vormaligen Glücke allein noch der alte Muth und ein unbezwungenes Herz übriggeblieben. Eilet, um zu helfen, während es noch an der Zeit, bald wird Christus keine Streiter mehr zählen jenseit des Meeres." Hut und Degen von der eigenen Hand geweihet, überreichte Paul an den Fürsten von Croja, dazu einiges Geld, aber die gewünschte Unterstützung an Volk konnte er nicht gewähren, darum mußte er selbst die christlichen Mächte begrüßen. Die zu dem Ende ausgesendeten Legaten erreichten Nichts, denn Ludwig XI., der erstgeborne Sohn der Kirche, hatte mit seinen Baronen um das gemeine Wohl zu streiten; in England befehdeten die beiden Rosen sich mit steigender Wuth, Castilien war durch Bürgerkrieg, Aragonien einzig mit der Unterwerfung der empörten Catalonier beschäftigt; das teutsche Reich, in seiner Unbehilflichkeit, vereinigte sich allerdings auf dem Reichstage zu Nürnberg, Martini 1466, und auf des Legaten Fantini dringende Vorstellung, zu einer Hilfe von 20,000 Mann, die mit dem nächsten Jahre nach Ungarn abgehen sollte. Allein dieser Reichsschluß, später in seiner Vollstreckung um ein Jahr aufgeschoben, trat auch im J. 1468 nicht in Wirksamkeit, wozu die Lage von Böhmen einen erwünschten Vorwand bereitete. Papst Pius II. hatte am 29. März 1463 den König Georg von Podiebrad, als einen Utraquisten und Hussiten, gebannt. Des Nachfolgers Ansicht von dieser Sache war noch unbekannt, und der Herzog Ludwig von Baiern unternimmt es, an dem römischen Hofe der Fürsprecher des gebannten Königs zu werden; in einem Schreiben an den Papst sucht er die allenfalls gefaßten Vorurtheile zu bekämpfen und zu zeigen, welche Vortheile sich von Georg's Mitwirkung zu einem Türkenkriege hoffen ließen. Darauf antwortet Paul am 6. Febr. 1465; ihm ist Georg Podiebrad nicht nur ein Hussite, ein Ketzer, sondern auch des Rückfalls in die schon einmal abgeschworene Ketzerei schuldig, und deshalb muß er von dem Schafstalle Jesu Christi ausgeschlossen werden. Freilich verheiße er seine, seiner Gemahlin und Kinder Rückkehr in den Schoos der Kirche, und dann alle Hilfe für Bekriegung der Türken, aber unmäßige Belohnung fodere er, um das zu thun, so doch nur seine Pflicht. Der Sohn solle auf dem Throne ihm folgen; dadurch würde man die Kirche dem Feinde Christi anvertrauen. Für seinen zweiten Sohn verlange er die prager Inful. Das könne schlechterdings nicht sein. Der Jüngling, kaum eingetreten in das 20. Jahr, sei der göttlichen und menschlichen Rechte unkundig, in der Ketzerei erzogen, des väterlichen Hochverraths an der Kirche theilhaftig, und allbereits dem Satan übergeben. Indem Georg den Wunsch geäußert hatte, es möge der Papst einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Gottesfurcht nach Böhmen entsenden, der in Gemeinschaft mit dem Erzbischofe den Zustand der Religion untersuche, und den Abweichungen und Gebrechen, doch mit geziemender Berücksichtigung der Compactaten, abhelfe, nimmt Pau Gelegenheit, von den Compactaten selbst zu handeln. Mit vollem Rechte mochte er sagen, man habe die Bedingungen, unter denen sie gegeben worden, nicht erfüllt; eine zweite Einwendung, das Concilium habe nur für eine Zeit, nur den damals lebenden Böhmen, nicht aber jenen, die sollten geboren werden, die Compactaten bewilligt, war schon von Pius II. angedeutet worden, aber Paul leugnet sogar, daß jemals diese Compactaten von dem Papste bestätigt worden, und hält sie demnach für vollkommen ungültig. Nicht günstiger läßt er sich über Georg's fernern Wunsch vernehmen, als der sich die Kaiserkrone von Constantinopel ausbitten wollte, für den Fall, daß ihm der Oberbefehl des christlichen Heeres übertragen werden möchte; einen Fall, den er durch das Anerbieten, den 40. Mann in Böhmen für diesen Krieg zu bewaffnen, herbeizuführen sucht; sothanen Wunsch erfüllen, meint der Papst, würde nicht etwa heißen, daß man die Schafe Jesu dem Schlächter, nein, daß man sie dem Scharfrichter überliefern wolle. Paul, nachdem er sich in so entschiedener Weise über den König von Böhmen ausgesprochen, ernannte den Bischof Rudolf von Lavant zu seinem Legaten, der die Zustände des böhmischen Reichs in der Nähe sich ansehen sollte. Schon von Lavant aus entband der Legat die Bürger von Breslau des dem Könige schuldigen Gehorsams, und Hinko Krussina von Lichtenburg pflanzte in Mähren die Fahne der Empörung auf. Er wurde überwältigt, aber der Geist des Misvergnügens, von dem Papste und seinem Legaten gepflegt, verbreitete sich unter den katholischen Baronen von Böhmen. Am 3. April 1466, am grünen Donnerstage, sprach Paul über alle zu Georg haltende Böhmen den Bannfluch aus, den König selbst lud er vor seinen Richterstuhl. Er erließ auch Briefe an die schlesischen Herzoge, an den böhmischen Adel, an die Städte in Böhmen und Mähren, worin sie von ihren Verpflichtungen gegen den König losgezählt und ihnen besonders untersagt wurde, zu einem von Georg gegen das allezeit katholische Pilsen vorbereiteten Unternehmen mitzuwirken. In einem spätern Schreiben befahl Paul allen katholischen Reichsbaronen, die Waffen wider Georg von Podiebrad zu ergreifen; auch ernannte er zum Feldherrn für diesen heiligen Krieg den Obersten Burggrafen Zdenko von Sternberg. Es verwendeten sich für Georg die meisten der teutschen Fürsten, es schrieben die geistlichen Kurfürsten an Paul: er solle der Sanftmuth eingedenk sein, die Vertheidigung des Königs hören, eines Fürsten, der sich durch Friedensliebe und Religionseifer vorzüglich empfehle. Der Kurfürst von Sachsen warnt den Papst, ja nicht die Böhmen zu reizen, durch deren Waffen jüngst ganz Teutschland erschüttert worden. Weislich hätte das Concilium zu Basel durch Gelindigkeit und Verträge das kriegerische Volk besänftigt; er möge thun, wie vor ihm das Concilium. Albrecht von Brandenburg nennt die Vorladung Georg's nach Rom, und den Versuch des Papstes, ihn seines königlichen Rechtes zu berauben, ein erstaunenswürdiges Unterfangen; also urtheilten davon, setzt

der Fürst hinzu, nicht nur er selbst, sondern auch viele Männer von Einsicht, die er darum zu Rathe gezogen habe. Der König von Frankreich ermahnt den Papst, den böhmischen Rebellen kein Gehör zu schenken, sondern vielmehr Georg's Vertheidigung abzuwarten. Selbst Jodoc von Rosenberg, der Bischof von Breslau, schrieb an Paul II.: er sei von der wahren Sachlage übel unterrichtet, er möge mit mehr Gelindigkeit verfahren, nicht die Breslauer allein hören; alle Katholiken im Königreiche beklagten seine Parteilichkeit, und würden ehestens Abgeordnete nach Rom senden. Verschiedene Barone machten in ihren an den Papst gerichteten Schreiben den Eid geltend, den Georg von ihnen empfangen, rühmten den Schutz, welchen er der katholischen Religion angedeihen lasse, baten, der Papst möge lieber den König anhören, als Kirchenstrafen über ihn verhängen. Der Bischof von Lavant wurde streng getadelt, daß er durch seine rücksichtlose Heftigkeit das Königreich in so bedenkliche Lage bringe. Die katholischen Barone versammelten sich zu Neuhaus, in der Absicht, die Mittel einer Aussöhnung des Königs mit dem Papste zu berathen. Aber sogleich gebot ihnen der Legat, aus einander zu gehen; er drohte Allen, die mit dem ketzerischen Könige unterhandeln würden, mit dem Kirchenbanne, und die Städte zumal ließen sich durch seine Drohung schrecken und bestimmen. Einige, unter denen Brünn die vornehmste, wankten in ihrer Treue zu dem König, andere, Olmütz, Iglau, Znaym, Bauzen, Zittau, Görlitz, fielen ihm ab. In Pilsen und Budweis wurde täglich, nach abgehaltenem Gottesdienste, eine zu solchem Gebrauche absonderlich bestimmte Glocke geläutet, Kerze um Kerze ausgelöscht, dann mit lauter Stimme verkündigt: „Georg ist ein Ketzer und Thronräuber!" In den ersten Tagen des Herbstmonats ließ Paul die sogenannte Kreuzbulle wider König Georg verkündigen und einen Theil des wegen der Türkengefahr versammelten Kreuzheeres in Böhmen einbrechen, und es wurde am 22. Sept. 1466, oder nach einer andern Nachricht am 2. Juli 1467 auf dem Krziżowecz oder Kreuzfeld bei Riesenberg, im klattauer Kreise, die Schlacht geliefert, in welcher die Bürger von Klattau, Tauß und Schüttenhofen, unterstützt von den tapfern Grenzern oder Chodowe, vollständig den Kreuzfahrern obsiegten. Während hierauf Georg die früher von ihm verfolgten Taboriten zu seinem Beistande aufrief, und durch diese Bundesgenossen auf den Gütern der Katholiken alle Greuel der Hussitenkriege erneuern ließ, verkündigte Paul II. die Bannbulle vom 23. Dec. 1466, worin Georg, der Verdammniß Sohn, der offenbaren und hartnäckigen Ketzerei, auch des Rückfalles in dieses Laster schuldig erklärt, allen über die Ketzer verhängten Strafen unterworfen und der königlichen Würde, sowie jedes andern ihm etwa zustehenden Rechtes entsetzt wird. Auch seine Söhne, mit seiner ganzen Nachkommenschaft, wurden auf ewig aller Ehrenstellen und Ämter unfähig erklärt. Um dieselbe Zeit entwickelte ein anderer Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg, November 1466, jene bereits besprochene Thätigkeit. Fantinus della Valle, Dalmatiner von Geburt, durch dessen Verhaftung auf dem Landtage zu Prag Georg sich von Papst Pius II. den ersten Bannfluch zugezogen hatte, bekämpfte vor den zu Nürnberg versammelten Fürsten die Gesandten Podiebrad's, nannte ihn und seine Anhänger Ketzer, lehrte, nicht wider die Türken, sondern wider die ketzerischen Böhmen müsse man einen allgemeinen Kreuzzug unternehmen, und trug zu dem Ende das mittlerweile versammelte Heer von Kreuzfahrern an. Es unterstützte ihn hierbei eine von dem prager Domdechanten Hilarius angeführte Gesandtschaft der böhmischen Katholiken, es trat ihm die kaiserliche Gesandtschaft bei, und Georg's Abgeordnete wurden von dem Reichstage verwiesen. In einer Bulle Paul's, vom 1. Jan. 1467, wird der Kaiser aufgefodert, den wider Georg ausgesprochenen und der Bulle beigefügten Kirchenbann verkündigen zu lassen, diesen auch nicht ferner König von Böhmen zu nennen, hingegen soll Friedrich sich aufmachen, die Kirche Gottes zu schützen. In einer zweiten Bulle vom 15. Mai 1467 werden alle mit Georg verbündete Fürsten von den in diesen Bündnissen übernommenen Verpflichtungen losgezählt. Das erwiederte Georg mit einem dem Kaiser zugesendeten Absagebriefe, denn eben fühlte er sich weniger bedroht in Böhmen. Er bezwang nach einer harten Belagerung des Zdenko von Sternberg Hauptfestung Raudnitz, er siegte bei Tepl, das mächtige Budweis wurde durch Johann von Rosenberg zum Gehorsam zurückgeführt, bei Neuern, unfern Klattau, das Heer der Kreuzfahrer vom Könige Georg selbst auf das Haupt geschlagen (2. Juli 1467). Neue geschärfte Instructionen ließ Paul dem Bischofe von Lavant zukommen, besonders ihm empfehlend, daß er durch Bündnisse mit mächtigen Landherren sich zu stärken suche. Durch des Legaten Censuren wurden die Bischöfe von Breslau und Olmütz genöthigt abzulassen von der Partei Georg's; Prothasius von Olmütz trat sogar mit seinem Domcapitel und mit den Städten Olmütz, Brünn, Znaym und Iglau wider Georg in ein Bündniß, welches so lange dauern sollte, bis dahin der apostolische Stuhl einen andern König ernannt haben würde. Ähnliche Bündnisse vereinigten, in Böhmen sowol als in Schlesien, des Königs Gegner zu gemeinsamer Wirksamkeit, und alles Ernstes konnte der Papst auf eine Vergebung der böhmischen Krone sinnen. Der Bischof von Lavant mußte nach Polen fahren, sie dem Könige Kasimir anzutragen. Kasimir, obgleich seine Gemahlin, des Kaisers Albrecht Tochter, das nächste Erbrecht besaß, obgleich des Bischofs Antrag durch die böhmischen Landherren bekräftigt worden, scheuete sich vor Georg's Macht und Kriegserfahrung, zögerte, und suchte, das Anerbieten weder annehmend, noch ablehnend, den König mit dem Papste und mit den Baronen auszusöhnen, zugleich aber seinen Sohn Wladislaw dem Könige zum Nachfolger aufzudringen. Unzufrieden mit Kasimir's zweideutiger Unentschlossenheit ließ Paul hierauf dem Könige Matthias von Ungarn die Krone antragen, den zu gleicher Zeit der Kaiser, bedrängt durch des Königs von Böhmen überlegene Waffen, um Hilfe anrief. Dem Zauber der zweiten Krone konnte Matthias nicht widerstehen; unterstützt von den zu seiner Verfügung gestellten Kreuzsoldaten, brach er in Mähren ein (1468),

und nicht nur daß diese ganze Provinz ihm zur Beute geworden, es verschaffte ihm auch der neue päpstliche Nuntius, Laurentius von Roverella, der Bischof von Ferrara, in Böhmen selbst einen Verbündeten von der höchsten Wichtigkeit. Johann von Rosenberg war bisher Georg's mächtigste Stütze geblieben; alle Versuche, ihn von seiner Treue abwendig zu machen, hatten ihren Zweck verfehlt. Da sprach Laurentius das Interdict aus über die weitläufigen Besitzungen der Rosenberge, deren Insassen genau die katholische Lehre von dem Abendmahle befolgten, und denen das Interdict daher zumal schrecklich sein mußte. Wie aller Gottesdienst in Krummau, Hohenfurt, Rosenberg, Gratzen, Wittingau, Neuhaus und auf dem Lande verstummte, ergrimmte das Volk über den Urheber solch geistlicher Entbehrung, und Johann von Rosenberg wagte es nicht, diesem Ingrimm zu trotzen. Er gesellte sich zu den Gegnern Georg's, und wurde dafür von dem Papste mit dem Titel eines Protectors der Katholiken in Böhmen und eines Generalcommissarius der päpstlichen Waffen belohnt. Von allen Seiten bedrängt, auf allen Punkten rühmlichen, oft siegreichen Widerstand bietend, mußte Georg zuletzt an dem Erfolge verzweifeln. Während die Nebenländer, Mähren, Schlesien, die Lausitz, größtentheils dem Könige von Ungarn zufielen, versuchte es Georg, die Nachfolge in Böhmen dem nächsten Kronerben, dem polnischen Prinzen Wladislaw, zusichern zu lassen (den 1. März 1469), und wenn es auch scheint, als sei er in jenen, in dem Beginne seiner letzten Krankheit angeknüpften, Unterhandlungen nicht ungeneigt gewesen, seinen Frieden mit Mathias durch Anerkennung von dessen Erbfolgerecht zu erkaufen, so gebrach es ihm an Zeit für die Ausführung solchen Entwurfes. Er starb den 22. März 1471, und der treue Theilnehmer seiner Thaten, der Prinz Heinrich, war der erste, der den Jagellonen Wladislaw einlud, Besitz von dem erledigten Throne zu nehmen, und ihn an den Grenzen von Polen mit seinem Kriegsvolke empfing und nach Prag geleitete. Doch hatte Wladislaw noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, bis er zu dem ruhigen Besitze des Thrones gelangte; Paul II. erklärte ihn zuerst für unwürdig, die böhmische Krone zu tragen, indem er den apostolischen Befehlen widerstrebt und den ketzerischen König Georg nicht bekriegt habe; zugleich wurde Allen, die in der neu vorzunehmenden Wahl für Wladislaw stimmen würden, vorläufig mit dem Banne gedroht. Nachher, da Wladislaw am 27. Mai 1471 dennoch als König ausgerufen worden, sprach Paul die Insassen des Königreichs von allen ihm geschworenen Eiden los, gleichwie er die Wahl, als von Ketzern vorgenommen, verwarf. Hiermit aber hatte der Papst, in Bezug auf Böhmen, seine Sendung vollführt: er sollte, indem er in Georg Podiebrad allein den Hussiten bekämpfte, eine der Satzungen der Weltgeschichte durchführen, das Aufblühen einer neuen Dynastie in Böhmen verhindern. Das ist ihm vollständig gelungen: wie er der letzte Papst ist, der einem weltlichen Regenten so verderblich wurde, so verdienen auch seine Anstrengungen die meiste Bewunderung; denn sein Gegner war ein Mann von den seltensten Gaben, und das böhmische Volk in seiner großen Mehrheit entweder der Kirche vollkommen feindlich, oder doch längst der Furcht vor ihren Blitzen entwöhnt. Seinen Zweck zu erreichen, hat Paul über Böhmen schwere Übel verhängt; doch kann man sich damit versöhnen, wenn man theils die elenden Regenten, welche Georg's Nachkommenschaft den schlesischen Fürstenthümern Öls und Münsterberg gegeben hat, betrachtet, theils das klägliche Schicksal erwägt, welchem Teutschland, Europa, ohne Dazwischenkunft jener Monarchie, verfallen mußten, von welcher Böhmen einer der wichtigsten Bestandtheile werden sollte.

Mit demselben Glücke und mit größerer Leichtigkeit unterdrückte Paul II. das seinen Vorgängern nicht selten fürchterlich gewordene Grafengeschlecht von Anguillara. Der Graf Averso, mit dem Paul als Cardinal zu Zwist gekommen, hatte den Papst Pius II. nur kurze Zeit überlebt, seine beiden Söhne, Diofebo und Francesco, verriethen entschiedene Neigung des Vaters Richtung zu verfolgen und die gesammte Nachbarschaft fortwährend in Unruhe zu erhalten. Paul II. ließ sie zu sich entbieten, und suchte mit freundlichen Worten sie zu vermögen, daß sie die Straße von Viterbo nach Rom frei hielten von Räubern, die in der letzten Zeit bis an den Thoren der Hauptstadt ihren Frevel übten, dann verlangte er, daß sie Caprarola und was sie sonst dem Präfecten von Rom entrissen, an den rechtmäßigen Erben zurückgäben. Beides wurde von den Brüdern abgelehnt, die ihrer Weigerung trotzige Reden hinzufügten: sie seien des Grafen Averso Söhne, und würden gegen einen Angriff wol sich zu vertheidigen wissen. Von seinem Begehren ablassend, knüpfte Paul mit den Brüdern eine anderweitige Unterhandlung an, durch welche sie für seinen Sold gewonnen werden sollten. Mit Piccinino sich zu verbinden, waren sie geneigt gewesen, doch gaben sie den Anträgen des Papstes den Vorzug; schon war der Betrag der Subsidien festgesetzt, nur noch um Nebenpunkte zu streiten. Einstweilen ließ der Papst sein Kriegsvolk gegen die neapolitanische Grenze, wie der König von Neapel das seinige gegen die römische Grenze vorrücken, man erwartete den Ausbruch der Fehde zwischen Papst und König, und zweifelte nicht, die Gebrüder von Anguillara im Kampfe mit dem neapolitanischen Feldherrn Piccinino zu sehen. Allein die beiden Herrscher hatten sich verständigt auf die ersten von dem päpstlichen Abgesandten in Neapel, von dem Erzbischofe von Mailand, gemachten Eröffnungen; denn König Ferdinand fürchtete und haßte in Diofebo von Anguillara einen persönlichen Feind. Er stellte die Völker, die er unter dem Vorwande einer Unternehmung gegen des Herzogs von Sora Land versammelt, zu des Papstes Verfügung, und in denselben Tagen, daß Piccinino zu Neapel, ein Opfer der Hinterlist, fiel, im Juni 1465, erging gegen die Grafen Anguillara eine Excommunicationssentenz, und ihre in eingebildeter Sicherheit verwahrlosten Gebiete wurden von Römern und Neapolitanern zugleich überzogen. Neue Schlösser, darunter einige, vermöge ihrer Lage oder Befestigung, als unüberwindlich galten, Anguillara selbst, Ronciglione, Caprarola, Vetralla, wurden in 14 Tagen ge-

wonnen; es entfloh Diofebo, der zumal fürchten mußte, den Neapolitanern ausgeliefert zu werden, Francesco aber gerieth, sammt seinem Söhnlein, in Gefangenschaft und wurde erst nach fünf Jahren von Papst Sixtus IV. des Gefängnisses in der Engelsburg entlassen. Des leichten Sieges froh, bekannte Paul öffentlich, es sei des Piccinino Tod die Befreiung Italiens geworden, doch meinte selbst Platina, es könne der Papst einer Theilnahme an dem Morde des großen Condottiere nicht beschuldigt werden, im Gegentheil würde Piccinino jenem stets ein mächtiges Mittel gewesen sein, sich gegen die unruhige Ländergier des Königs von Neapel zu vertheidigen. In der That fühlte Ferdinand kaum sich durch den an dem eigenen Feldherrn verübten Treubruche auf seinem Throne sicher, als er gebieterisch den Erlaß des seit Jahren aufgeschwollenen Zinses und für die Zukunft eine Verminderung des an die apostolische Kammer zu entrichtenden Zinses foderte, obgleich dieser bereits seit dem Abfalle von Sicilien von 8000 Unzen Gold oder 60,000 Florin auf 40,500 Fl. herabgesetzt worden. Daneben begehrte Ferdinand, daß von dem solchergestalt zu ermäßigenden Zins auch noch die Kosten des Feldzugs von Anguillara abgezogen würden, daß der Papst der Hoheit über Terracina und das Herzogthum Sora entsage und aller fernern Beeinträchtigung der Herren von Tolfa sich enthalte. Der Cardinal von St. Clemente, Bartholomäus Roverella, ging als päpstlicher Legat nach Neapel und verhinderte wenigstens den Ausbruch offener Feindseligkeit. Hierbei mag ihm der Krieg um die florentinischen Verbannten besonders zu statten gekommen sein, an dem Ferdinand sich betheiligen mußte, nicht ohne Besorgniß um die Sicherheit der eigenen Gebiete. Er erwartete einen Angriff, den Bartholomäus Coleoni in des Papstes Auftrag ausführen werde. Zu so entschiedenem Auftreten war Paul indessen keineswegs gerüstet. Bald nach der Schlacht an der Molinella, den 25. Juli 1467, drängte er sich zugleich mit Borso II., dem Herzoge von Modena, den Venetianern und Florentinern zum Mittler auf. Alles Ernstes suchte Borso die Mittel der Aussöhnung, Paul scheint im Grunde nur den Zweck gehabt zu haben, des andern Mittlers Unterhandlungen aufzuhalten. Bald gab er dem Herzoge zu verstehen, wie durch der großen italienischen Mächte Zwistigkeiten die Sicherheit der kleinen Staaten gewahrt, das Ansehen des heil. Stuhls gehoben würde; bald suchte er die Florentiner zu schrecken durch das Vorgeben, daß er im Begriffe stehe sich mit Venedig zu verbinden: solches Vorgeben mußte um so leichter Glauben finden, da es allgemein hieß, Coleoni, der Feldhauptmann der Venetianer oder der florentinischen Verbannten, empfange von Rom aus die eigentlichen Verhaltungsbefehle. Der modenesische Gesandte, Franz Naselli, fand es ungleich schwieriger, des Papstes geheime Umtriebe, ohne zu beleidigen, zu entkräften, als die widerstrebenden Interessen der kriegführenden Mächte zu vermitteln. Endlich waren durch des Herzogs von Modena Bemühungen alle Artikel des Friedensvertrags besprochen und annehmlich gemacht, und dem Papste verblieb die einzige Mühe, am 2. Febr. 1468 den Vertrag in Form einer apostolischen Sentenz zu verkündigen, welcher für Widerspenstige die Drohung der Excommunication höhere Bedeutung verlieh. Den Stipulationen selbst, die im Mindesten nicht verwickelt oder schwierig, fügte Paul eine für Jedermann unerwartete Clausel hinzu. Er ernannte den Bartholomäus Coleoni zum obersten Feldhauptmanne der Christenheit für den in Albanien mit den Türken zu führenden Krieg, und wies ihm zugleich eine Summe von 100,000 Fl. an, in folgender Weise auf die einzelnen Staaten zu vertheilen:

Der heil. Stuhl	19,000	Gulden.
Neapel	19,000	=
Venedig	19,000	=
Mailand	19,000	=
Florenz	15,000	=
Siena	4,000	=
Modena	3,000	=
Mantua	1,000	=
Lucca	1,000	=
	100,000	Gulden.

Von den Regierungen, welchen hiermit zugemuthet wurde, die Unterhaltung vom Heere des Coleoni zu übernehmen, hielt sich indessen eine jede überzeugt, daß es keineswegs des Papstes Absicht sei, in Albanien Krieg zu führen, sondern daß er sich jener Kriegsmacht zur Unterdrückung von Italien zu bedienen gedenke, gleichwie zu dem Ende Coleoni als ein fügsames Werkzeug gebraucht werden solle. Nur dann wollten die Florentiner sich zur Entrichtung des ihnen auferlegten Betrags verstehen, wenn Coleoni der Türken Gebiet betreten haben würde, und der Herzog von Mailand und der König von Neapel widersprachen mit Heftigkeit einer Anordnung, zu welcher die Vermittler von ihnen keine Vollmacht empfangen; sie drohten mit einem Kriege und verriethen den Entschluß, von der päpstlichen Excommunication an ein künftiges Concilium zu appelliren. In der Bestürzung erließ Paul am 25. April 1468 eine zweite Sentenz, worin er die ganze auf Coleoni bezügliche Stelle unterdrückte. Sein also umgearbeiteter Friedensspruch wurde von dem gesammten Italien angenommen, die verschiedenen Heere traten den Rückmarsch an, das der Neapolitaner zu sehr ungelegener Zeit dem Papste. Tolfa, zwischen Civita Vecchia und Bracciano gelegen, war durch die unter der vorigen Regierung entdeckten Alaungruben der apostolischen Kammer ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit geworden, und Paul II. glaubte, um jeden Preis diese Herrschaft erwerben zu müssen. Zuerst suchte er durch Unterhandlungen ihre Besitzer zu einer Veräußerung zu bestimmen, dann, als diese Unterhandlung sich zerschlug, mußte Vianesio mit einem kleinen Heere sich vor Tolfa legen. Die Belagerung war im Gange, als die Neapolitaner aus der Romagna heimkehrten, und mit ihnen zugleich die Orsini, der Herren von Tolfa nahe Anverwandte; sie waren noch volle 60 Miglien entfernt, als Vianesio in höchster Eile vor der belagerten Stadt verschwand. Hierdurch nicht weniger ermuthigt, besetzten diese Neapolitaner auf ihrem fernern Marsche auch noch das Herzogthum Sora und den Monte Cassino. Pius II. hatte Sora als Preis für die dem Könige Ferdinand geleistete Hilfe empfangen und solches behauptet, obgleich in seinen

letzten Jahren Ferdinand keine Art der Verführung unversucht ließ, um das veräußerte Gebiet zurück zu erhalten. Als Paul zur Regierung gelangte, wurde Ferdinand dringender mit seinen Foderungen, bis der Augenblick kam, mit Gewalt sie durchzuführen. Kaum konnte der Cardinal von St. Clemente den König von weitern Feindseligkeiten abhalten. Sora ist endlich bei Neapel, Terracina dem Kirchenstaate verblieben, um Tolfa wurde der Streit aber noch längere Zeit fortgesetzt, bis der Papst, beunruhigt sowol durch die wachsende Feindschaft der Orsini, als durch die neapolitanische Besatzung in Tolfa, sich zu einem Abkommen bequemte. Er bezahlte 17,000 Zecchinen als Kaufpreis, und Tolfa wurde der apostolischen Kammer Eigenthum. Bittere Vorwürfe über seine Undankbarkeit mußte aber der König von Neapel hören: „er verdanke die Krone sogar," sagte Paul, „dem heil. Stuhle." Auf andere Weise seinen Unwillen zu äußern, erlaubten die Umstände nicht, denn eben, im Juni 1468, wüthete in Rom die Pest, welcher u. a. Johann Condulmier, dann des Papstes Schwager und sein Leibarzt erliegen mußten; auch wünschte Paul freie Hände zu haben, um gegen die Malatesta das Testament von Dominic Malatesta oder Malatesta Novella durchzusetzen. Dominic, gest. den 20. Nov. 1465, hatte seine Besitzungen der Kirche vermacht und diese Anordnung bestritten die übrigen Malatesta. Sobald aber die Aussicht auf Unterstützung aus Neapel ihnen genommen, ließ Robert, des Sigismund Malatesta ältester Sohn, mit Meldola und einigen andern Ortschaften sich abfinden, das wichtige Cesena hingegen, Bertinoro u. s. w. blieben der Kirche.

Der Friede war in allen Theilen von Italien hergestellt, manche nützliche, von dem Papste getroffene Anordnungen fingen an Früchte zu tragen, wie die Verordnung vom 18. März 1465, wodurch die Statthalter der Provinzen und Städte zu einer regelmäßigen Verwaltung angehalten, auch die Annahme von Geschenken ihnen untersagt, wie ferner das Edict für die Abstellung der Blutrache, vom 22. Sept. 1466, und die Sanction gegen das Veräußern der geistlichen Güter, vom 1. März 1468, es war gelungen, die in Poli ziemlich allgemein, und vielleicht bis nach Tagliacozzo verbreitete Ketzerei, zu unterdrücken. Diese Irrgläubigen, Nachbeter der Fraticellen, behaupteten, von Petrus ab sei auf Erden kein wahrhaftiger Vicarius Jesu Christi erschienen, außer denjenigen allein, welche in der Armuth Jesu Christo nachfolgten. Den Herrn von Poli, ohne Zweifel einen Conti, aus dem Geschlechte von Papst Innocentius III., sieben andere Männer und sieben Frauen ließ Paul am 8. Juli 1467 nach Rom bringen. Da wurden sie, jeder mit einer papiernen Mither bekleidet, auf einem erhabenen Gerüste, unweit der Ara coeli, dem Blicke der Menge ausgestellt. Es trat vor sie, umgeben von fünf andern Bischöfen, der päpstliche Vicarius und ermahnte sie in einer Predigt, dem ketzerischen Glauben zu entsagen. Diejenigen, welche sodann ihren Irrthum erkannten und bereuten, wurden mit leinenen Gewändern bekleidet, denen auf Brust und Rücken ein weißes Kreuz angeheftet; die wenigen Verstockten wurden dem weltlichen Arme überantwortet. In den Zeiten solcher allgemeinen Ruhe glaubte der Papst sich und seinem Volke einige Erholung gönnen zu dürfen, und er ordnete Spiele und Festlichkeiten an, richtete auch den Römern ein stattliches Bankett aus. Vianesio, von Bologna, des Papstes Vicekämmerling, stand den Lustbarkeiten vor [5]). Aber während dieser Lustbarkeiten wurde dem Papste eine Verschwörung junger Leute gegen seine Person angezeigt: Philipp Buonaccorsi, mit seinem akademischen Namen Callimacho genannt, sollte der Anführer der Verschwornen sein. Noch hatte sich Paul von diesem Schrecken nicht erholt, als ein des Landes verwiesener Rebelle, der einst unter dem Namen il Filosofo bekannt, vor ihn trat, und zuerst, als Belohnung der zu machenden Entdeckung, sich seines Lebens Sicherheit und Zurücknahme des Verbannungsdecrets ausbedingte, dann erzählte, er habe in dem Gehölze vor Veletri den Lucas Tozzo getroffen, der aus Rom verwiesen, bisher zu Neapel gelebt hatte, den man aber nächstens, von vielen andern Verbannten begleitet, in Rom erblicken würde. Da erreichte Paul's Besorgniß den höchsten Grad, denn von innern und äußern Feinden wähnte er sich umlagert. Auf sein Geheiß wurden viele verhaftet, Bürger sowol, als Hofdiener, und Vianesio und andere Lieblinge verfehlten nicht, des Gebieters Schrecknisse durch mancherlei Mittel zu steigern, da jener gewaltsame Zustand ihnen eine reiche Ernte von Geld und Würden zu verheißen schien. Ohne alle Rücksicht und nach Wohlgefallen drangen sie in die Häuser ein, um Verdächtige aufzusuchen und dem Kerker zuzuführen. Auch Platina wurde in des Cardinals von Mantua Palast ergriffen, und alsbald vor den Papst gebracht: „A questo modo," sagte, ihn erblickend, Paul, „ne congiuravi tu con Callimacho contra di noi!" Er beantwortete diesen Ausruf in der Sicherheit der vollkommensten Unschuld, wurde aber nichtsdestoweniger dem Gefängnisse überliefert. Es kam die Nachricht, daß Lucas Tozzo niemals die Stadt Neapel verlassen habe, und schon am dritten Tage wurde der auf seinen Kopf gesetzte Preis zurückgenommen, aber die Gebrüder Quadrarii, Augustin, Campano, Platina mußten fortwährend in dem Kerker schmachten; auch wurde gegen die Quadrarii und gegen Campano die Tortur angewendet, gegen diesen in solcher Weise, daß er auf der Folterbank den Geist aufgab: um sich gegen den Vorwurf des Leichtsinns zu verwahren, wollte der Papst den Glauben verbreiten, als sei unter der angeblichen Verschwörung und den sie begleitenden Verhaftungen ein tiefes Geheimniß verborgen. Er besuchte auch die Gefangenen in der Engelsburg, bald nach des Kaisers Heimkehr, machte ih-

5) I giuochi furono otto palii, che nel carnevale per otto dì continui si donarono a coloro, che nel corso restavano vincitori. Correvano i vecchi, correvano i giovani, correvano quelli, che erano di meza età, correvano i Giudei; e li facevano ben saturare prima, perche men veloci corressero. Correvano i cavalli, le cavalle, gli asini e i bufali con tanto piacere di tutti, che per le risa grandi potevano a pena starne le genti in piè. Il correre, che si faceva, era dall' arco di Domitiano fino alla chiesa di san Marco, dove stava il Papa, che supremo gusto et piacere di queste feste prendeva. E dopo il corso usava anco a fanciulli, lordi tutti di fango, questa cortesia, che ad ogn' uno di loro faceva dare un carlino.

nen verschiedene Vorwürfe und namentlich den, daß sie von der Unsterblichkeit der Seele disputirt hätten. Auch hiergegen vertheidigte Platina sich mit Wärme, doch blieb er bis zu des Papstes Absterben, ein Jahr und 20 Tage, in Banden. Es wird erzählt, und namentlich von Roscoe, in des Lorenzo de Medici Leben wiederholt, Paul habe diese Härte damit entschuldigt, daß er vorgegeben, durch ein Gelübde gebunden, dürfe er vor Ablauf eines Jahres die Gefangenen nicht freigeben; es weiß aber Platina, der hierbei am nächsten betheiligt, von diesem Vorgeben nichts, und scheint der Erzählung von dem Gelübde nur ein Misverständniß zum Grunde zu liegen. Platina, indem er dem Papste Schuld gibt, „che per non essere tenuto leggiero, voleva mostrare, che altre cose secrete vi fussero," fährt sogleich fort: „In questo tempo venne con gran compagnia de suoi l'Imperatore per un certo suo voto in Roma;" ohne Zweifel haben Roscoe, Tiraboschi, Zeno, des Kaisers Gelübde dem Papste aufgeheftet. Vermuthlich wird auch der gegen den Papst erhobene, von Roscoe namentlich so pathetisch erneuerte Vorwurf, daß er der Gelehrten Verfolger gewesen, gar vielen Einwendungen unterworfen sein. Am Weihnachtsabende 1468 war Kaiser Friedrich IV. in Rom eingeritten und alsbald hatte er in die Kirche sich verfügt. Zweimal fiel er auf seine Knie, indem er dem Papste entgegentrat, bei dem dritten Kniefall küßte er den Pantoffel, demnächst die Hand und die Wange des heil. Vaters. Genau war der Sitz des kaiserl. Thrones den Füßen des Papstes gleich gerichtet. Mit den Gewändern eines Subdiakons angethan, sang Friedrich in der von dem Papste selbst abgehaltenen ersten Messe der Weihnacht das Evangelium de edicto Caesaris Augusti. Bei einer andern Gelegenheit hielt er dem Papste den Bügel. In Paul's ganzem Benehmen war übermenschliche Höhe mit sanfter Herablassung gepaart. „Laudata est ab omnibus, et admirationi a plerisque habita ea Caesaris in Romanum pontificem observantia ac devotio." Alle Besorgnisse des Papstes mußten vor solcher Demuth schwinden, er hatte deren aber um des harmlosen Besuchs willen genährt und Anstalten getroffen, um einen Handstreich abzuweisen, namentlich alle seine Condottieri mit ihren Völkern in die Hauptstadt gerufen. Aber Paul überzeugte sich, daß seine Besorgnisse ungegründet gewesen, nicht minder, daß der Kaiser für ihn ohne alle politische Bedeutung sei, und von dieser Ansicht ging er einzig aus in den auf die Andachtsübungen folgenden Unterhandlungen. Von einem Türkenkriege wurde geredet, und von der gänzlichen Überwältigung der ketzerischen Böhmen; vorzüglich aber wünschte Friedrich den Beistand des heil. Stuhls, gegen seinen vormaligen Verbündeten, gegen den König Matthias von Ungarn, nicht mehr an diesen, sondern an Friedrich selbst sollte Paul den Thron Georg's von Podiebrad vergeben. Mit großer Gewandtheit wußte Paul diesem nunmehr verspäteten Antrage auszuweichen, mit Festigkeit lehnte er den fernern Antrag ab, in Constanz ein Concilium zu versammeln; was etwa wegen eines Kreuzzuges gegen die Türken verabredet worden, das kam bald, wegen neuer Ruhestörungen in Italien selbst, in Vergessenheit. Alle übrigen Wünsche des Kaisers fanden ihre volle Befriedigung, wie jener um die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold IV. von Österreich, um die Errichtung der Bisthümer Wien (die für solches gegebene päpstliche Urkunde ist vom 18. Jan. 1469) und Neustadt, um die Bestätigung des St. Georgenordens (am 1. Jan. 1469 hat dieser seine Statuten von dem Papste empfangen). Dreihundert geistliche Pfründen stellte Paul zu des Kaisers Verfügung, um solche nach Belieben zu vergeben, und beim Abschiede empfing Friedrich noch verschiedene Ablaßbriefe, viele Reliquien und in Perlen und Edelgesteinen einen Werth von 2000 Goldgulden. Sechzehn Tage verweilte er in Rom, 18,000 Goldgulden kostete seine Bewirthung.

Am 13. Oct. 1468 war Sigismund Pandulf Malatesta verstorben. Einer der größten Feldherren und Staatsmänner des Jahrhunderts hatte er gleichwol kaum durch die äußersten Anstrengungen sich gegen Pius II. in dem Besitze von Rimini behaupten können. In seinen letzten Lebensjahren verhandelte er viel mit Paul II., als der ihm Rimini abzukaufen wähnte. Vermuthlich um dieser Angelegenheit wegen befand sich Sigismund's unehelicher Sohn Robert noch in Rom, als die Post von des Vaters Ableben eintraf. Alsbald bot ihm der Papst Geld und andere Vortheile, als Entschädigung für Rimini, und der Bastard, der durch seine Geburt von einer regelmäßigen Erbfolge ausgeschlossen, machte sich anheischig, seine Stiefmutter Isotta, die interimistisch die Regierung übernommen hatte, zu überwältigen und mit sammt der Herrschaft auszuliefern, dagegen sollte er Sinigaglia und Mondavio zu Eigenthum erlangen, unabhängig von einem Darlehen von 1000 Fl., die er für die Kosten der gegen Rimini gerichteten Unternehmung empfing. Er begab sich auf den Weg, wurde freudig von dem Volke von Rimini aufgenommen und als Herrscher ausgerufen, fand auch bei den benachbarten Staaten, welche alle die Vereinigung der päpstlichen Lehenherrschaften mit dem Hauptstaate fürchteten, Unterstützung. Die päpstlichen Commissarien wurden demnach abgewiesen, als sie die vertragsmäßige Überlieferung der Stadt foderten, und Paul II. enthielt sich nicht nur aller Klage über den ihm gespielten Betrug, sondern schien selbst nicht abgeneigt, den neuen Fürsten von Rimini anzuerkennen. Aber während dessen schloß er am 28. Mai 1469 für die Dauer von 25 Jahren ein Bündniß mit den Venetianern, die dem gemäß eine Hilfsmacht von 4000 Reitern und 3000 Fußgängern in die Romagna eindringen ließen. Paul gewann ferner den Beherrscher von Pesaro, Alexander Sforza, durch die Verheißung eines Antheils an der von den Malatesta zu hoffenden Beute, und es führten auf sein Geheiß die Condottieri der Kirche, namentlich Napoleon Orsino, ihre Mannschaften nach den Umgegenden von Rimini. Als alle diese Streitkräfte in Bewegung, ließ Paul im Juni 1469 durch den Legaten der Mark Ancona, durch den Erzbischof von Spalatro, die Vorstadt von Rimini, St. Giuliano, bestürmen; allein der Angriff wurde mit Verlust von 80 Todten abgeschlagen, und alsbald erschien des Robert Malatesta Schwiegervater, Friedrich von Montefeltro, durch neapolitanische, mailändische und florentinische Truppen verstärkt, dem

Schwiegersohne zur Unterstützung. Dessen hatte der Papst sich versehen, und er befand sich gerüstet zu einem allgemeinen Kriege, der die Folge einer so unerheblichen Erbschaftsfrage sein sollte. Mit den Venetianern gedachte er sich in die Romagna zu theilen, auch Bologna war ihnen verheißen und zwar auf dieselben Bedingungen, wie die Stadt bisher von den Bentivoglio besessen gewesen. Den neapolitanischen Thron wollte Paul an Renat von Anjou oder an dessen Sohn Johann verleihen. Durch Undankbarkeit, also äußerte der Papst sich im Consistorium, habe König Ferdinand die Krone verwirkt; der Bastard habe nicht umhin gekonnt, eines andern Bastard Vertheidigung zu übernehmen. Nicht allzu sehr paßte zu diesen Worten die äußere Lage der Dinge. Denn die Verbündeten, auf deren Hilfe Paul zählte, befanden sich in der Ferne, die ihm feindliche Liga aber hatte ihre Streitkräfte unter Friedrich's von Montefeltro Befehlen vereinigt, und durfte angriffsweise gegen das päpstliche Heer verfahren (den 29. Aug.). Die Fürsten der Romagna, aus deren Banderien dieses Heer großentheils zusammengesetzt war, stritten höchst ungern gegen Malatesta, dessen Loos früh oder spät das ihrige werden konnte. Mißmuth hatte die Söldner ergriffen, weil der spärlich zugetheilte Sold noch dazu unregelmäßig erschien, und weil der entfernte Papst, der die Leitung der Kriegsoperationen sich vorbehalten, durch Unschlüssigkeit und Zögern die günstigsten Gelegenheiten zum Schlagen versäumt hatte. Romagnolen und Söldner, alle zusammen, setzten dem Angriffe nur schwachen Widerstand entgegen, ihr Heer wurde daher gänzlich zerstreut, es fielen kaum 100 Mann, gefangen aber wurden 3000, darunter die zwölf obersten Hauptleute, das Lager mit allem Gepäcke wurde geplündert, das ausgezeichnet schöne Geschütz erobert. Folgenschwer hätte der Sieg werden mögen, aber Friedrich von Montefeltro fühlte keine Neigung zu einem Angriffe auf das Gebiet der Kirche. Er begnügte sich, 30 Castelle etwa der Umgebung von Rimini für Malatesta gewonnen zu haben, und entließ sodann, im November 1469, das Heer. Paul II. erkannte, daß er in Italien keineswegs der mächtigere sei; wol blieb ihm die Hoffnung auf die Verbindungen, die er jenseit der Alpen anzuknüpfen sich bemüht, es waren diese aber noch nicht zu einem Resultat gereift, konnten mithin keineswegs die Nachbarn abhalten, bis zum Äußersten ihren Vortheil zu verfolgen. Überflüssige Beschäftigung fand Johann von Anjou in dem Aufruhre der Catalonier, daß er an einen Zug gegen Neapel kaum zu denken wagte, von dem Herzoge von Mailand wurden die Anträge, vermittels derer der Papst ihn der Liga zu entfremden vermeinte, mit Verachtung abgewiesen; von der andern Seite benutzte Borso, der Herzog von Modena, jede Gelegenheit, um den Papst aufzuklären über seine wahren Interessen, um ihn zu überzeugen, daß er von den Ultramontanern viel zu fürchten, nichts zu hoffen habe, um ihn zu jenen friedlichen Gesinnungen zurückzuführen, die anständig dem allgemeinen Vater der Gläubigen, und angemessen der Lage eines von mächtigen und siegreichen Feinden bedrohten Staates wären. Seinen Vorstellungen gesellte sich der Schrecken über der Türken Einbruch in Kroatien (1469), über den Verlust von Negroponte (1470), und Paul begriff, wie unanständig für ihn, wie unpolitisch der an den Thoren von Rom gegen einen Lehenträger des heil. Stuhls geführte Krieg wäre, während dessen der Erbfeind des christlichen Namens immer näher den Mittelpunkt der Christenheit bedrohte. Er willigte ein, daß Robert Malatesta die Nachfolge in den von dem Vater besessenen Lehen haben, verlangte dagegen, daß er das Eroberte zurückgeben solle (eine Stipulation, die erst unter dem folgenden Papste zu Vollzug kam). Dann lud Paul, durch des Herzogs von Modena Vermittelung, alle Staaten Italiens zu einem Bündnisse ein für gemeinsame Vertheidigung, für die Bewahrung der Unabhängigkeit eines jeden der Verbündeten; manche Einwendungen mußten beseitigt, Bedenklichkeiten gehoben, Zwistigkeiten geschlichtet werden, endlich erhielt das Bündniß die allgemeine Zustimmung, und am 22. Dec. 1470 wurde dasselbe feierlich in Rom verkündigt. Um dieselbe Zeit wirkten päpstliche Legaten in Teutschland und in Ungarn, um auch dort die Gemüther zu Abwehr eines zu besorgenden türkischen Angriffs zu vereinigen, was jedoch den Papst keineswegs abhielt, durch Schreiben vom 14. Jan. 1471 den König von Ungarn zu Fortsetzung des Kriegs in Böhmen aufzufodern, Behufs desselben abermals 18,000 Goldgulden nach Ungarn zu übermachen. Am 19. April 1470 hatte Paul die Bulle erlassen, wodurch das allgemeine Jubiläum alle 25 Jahre zu feiern geboten wird; nach der Institution von Bonifacius VIII. sollte das Jubiläum von Jahrhundert zu Jahrhundert sich erneuern, Clemens V. hatte die 100 auf 50, Urban VI. auf 33 Jahre herabgesetzt. Dieser allgemeinen Bewilligung ließ Paul ein Jahr später eine besondere Gunstbezeigung für den Herzog Borso von Modena folgen, dessen Bemühungen um den Frieden von Italien den Papst zu dankbarer Anerkennung bestimmten. Borso wurde nach Rom berufen, um die Belehnung über das neu errichtete Herzogthum Ferrara zu empfangen; bisher hatte das Haus Este diese Stadt nur als ein Vicariat der Kirche besessen. Am Ostertage, den 14. April 1471, ertheilte der Papst dem Borso den Ritterschlag, ihn hiermit in die Zahl der Ritter von St. Peter aufnehmend; er überreichte ihm ein blankes Schwert, dasselbe zu tragen während des Hochamtes, als eine Drohung für die Ungläubigen, als ein Zeichen seines Entschlusses, für die Vertheidigung der Kirche zu sterben. Demnächst wurde dieses Schwert dem Herzoge umgürtet, von Thomas, dem Despoten von Morea, einem Bruder des letzten Kaisers von Constantinopel. Die Spornen wurden ihm angeschnallt von Napoleon Orsino, dem obersten Feldhauptmanne der Kirche, und von Constantin Sforza, dem Sohne des Herrn von Pesaro. Dann überreichte der Papst ihm den Herzogsmantel und ließ ihn Platz nehmen unter den Cardinälen, denn bis dahin hatte er bei den Erzbischöfen gesessen. Letztlich reichte Paul ihm die goldene Rose. Mit der größten Pracht war die kirchliche Cerimonie begangen worden, und dieselbe Pracht entwickelte der päpstliche Hof in den verschiedenen, dem neuen Herzoge gegebenen, Festen, wie namentlich in jener glänzenden Jagd auf dem Campo Merula, welcher der Cardinal von St. Lucia, ein Schwestersohn des Papstes, vorstand. Kurz vorher hatte der

Papst dem Herzoge von Burgund aufgegeben, daß er den alten Herzog von Geldern der Haft entledige, worin ein unnatürlicher Sohn ihn hielt, nachdem dieser Sohn, Adolf von Egmond, das am 9. Sept. 1470 von Paul an ihn gerichtete Ermahnungsschreiben unberücksichtigt gelassen hatte. Bis zu den entferntesten Völkern war der Ruf gedrungen von Paul's II. Staatsklugheit, von seinen anhaltenden Bemühungen, alle Mächte der Christenheit zu einem Bündnisse gegen die Türken zu vereinigen, wie dessen Zeugniß gibt das an ihn von Ussun Cassan, dem Schah von Persien, erlassene Schreiben. Der Schah hatte bisher den von Papst Calixtus III. nach Persien gesendeten, später von Pius II. accreditirten Minoriten, Ludwig von Bologna, zurückbehalten, schickte ihn aber jetzt nach Europa zurück, um das Bündniß mit dem Papste vollständig zu Stande zu bringen. Das Schreiben, d. d. Chracagiam, Lamadi 875, erzählt des Schah Verrichtungen gegen den gemeinschaftlichen Feind, und wurde, während der Abgesandte sich in Kaffa aufhielt, durch des dasigen Bischofs Vermittelung in das Lateinische übertragen, konnte aber nicht mehr zu seiner Bestimmung gelangen. Paul II. hatte am 25. Juli 1471 in heiterer Stimmung ein Consistorium abgehalten, auch mit ungewöhnlicher Eßlust gespeist, als er, in der darauf folgenden Nacht, um die zweite Stunde von einem Schlagflusse befallen wurde, der auf der Stelle seinem Leben ein Ende machte, ohne daß er irgend einen Beistand hätte empfangen können, indem er allein schlief. Man sieht, wie sich die Erzählung des Geschichtschreibers von Agobbio, des Guernieri Bernio, sich bilden konnte, der ganz ernsthaft erzählt, es sei der Papst von Teufeln erwürgt worden, den Leichnam habe man am Morgen ganz schwarz von dem Boden erhoben, von Innen sei das Schlafgemach verriegelt gewesen.

Paul war von majestätischem Körperbaue und übertraf beim Hochamte um eine ganze Kopfeslänge alle seine Begleiter. Auf das Äußere verwendete er ungewöhnliche Sorgfalt, durch Schminke pflegte er der Natur zu Hilfe zu kommen, deren Gebrauch sich von ihm bis auf die Römer des 17. Jahrh. vererbt haben mag. In der Kleidung hielt er die Mitte zwischen Ziererei und Nachlässigkeit. Nur in Ansehung des priesterlichen Schmuckes that er es allen frühern Päpsten zuvor; ihn zu erhöhen, führte er den Gebrauch der dreifachen Krone oder des Regnum, der lange unterblieben war, wieder ein. Das erste Regnum, so er sich zulegte, kostete 120,000 Goldgulden und was an Diamanten, Sapphiren, Smaragden, Chrysolithen, Topasen aufzutreiben, wurde zu dessen Auszierung verwendet. Ängstlich wachte Paul, daß solcher Schmuck dem Papste allein verbleibe; am 1. Juni 1466 untersagte er auf das Strengste dem Erzbischofe von Benevent den Gebrauch des Regnum. Mäßig, oder wenigstens nicht lecker für seine Person, wollte Paul gleichwol eine reichbesetzte Tafel; fehlten die Lieblingsgerichte, so pflegte er wol zu schelten; doch galt seine Liebhaberei meist nur geringen Speisen, Melonenpasteten, Fischen, Krebsen, gesalzenem Schweinefleisch. Zwei starke Melonen, die er zu Mittag verspeiste, scheinen die Unverdaulichkeit erzeugt zu haben, die zu einem Schlagflusse führte. Viel trank er, aber leichte Weine, stark gemischt mit dem Wasser der Tiber. Als Cardinal liebte er eine zahlreiche Tischgesellschaft, und dazu Witz und Gelächter; Priabisio und Francesco Malacarne werden als seine ständigen Tafelgenossen genannt, ihnen mußten stets fröhliche Tischreden zu Gebote stehen, damit den Patron in heiterer Laune zu erhalten. Schwer war es dem Papste nahe zu kommen, denn bei Tage schlief er, und in der Nacht pflegte er sich mit seinen Edelsteinen zu beschäftigen, sie zu mustern und zu ordnen. „Wenn nach vielem Zeitverluste seine Thüre dir sich öffnet, so wirst du vielmehr ihn hören, als dein Anliegen ihm vortragen können, denn er ist ungemein wortreich und weitläufig in seinem Vortrage." Mit seinen Vertrauten, wie mit Fremden, eigensinnig und wunderlich, pflegte er nicht selten das gegebene Wort zurückzunehmen. Doch wurde von ihm, wie er noch Cardinal, gerühmt, daß er ein warmer Freund und ein eifriger Beschützer sei, daß er für die Personen seines Hofstaates ganz ungewöhnliche Sorge trage, daß er in ihren Krankheiten sie besuche und tröste, stets auch in seinem Hause einen Vorrath von Arzneimitteln habe, künstliche Öle, Theriake u. dgl. aus dem Stapel des Olitätenhandels, aus Venedig bezogen, von denen er den Kranken, je nach der Lage der Dinge, reiche. Zugleich soll er auch getrachtet haben, daß solcher Kranken Testamente vorzugsweise ihm anvertraut wurden; mit den Erbschaften soll er nach Willkür verfahren sein, auch das aus dem Verkaufe der Mobilien erlöste Geld gern für sich behalten haben. Diesem Brauche scheint er auch als Papst nicht entsagt zu haben. Seinem alten Widersacher, dem Cardinal Ludwig von St. Lorenzo in Damaso, jenem Leibmedicus Eugen's IV., hatte er die Erlaubniß zu testiren ertheilt, und solche war von dem Cardinal benutzt worden, um über seinen unsäglichen Reichthum zu Gunsten der nächsten Anverwandten, der beiden Gebrüder Scarampi, zu verfügen. Kaum war der Cardinal verschieden, so ließ Paul die Erbschaft für die apostolische Kammer in Beschlag nehmen, die Scarampi aber in anständiger Gefangenschaft halten, bis sie sich entschlossen, den Theil des Nachlasses, der in Florenz aufbewahrt wurde, nach Rom zu fodern. Darauf wurden sie, leer zwar, entlassen; gegen die übrigen Creaturen des verstorbenen Cardinals hingegen zeigte Paul sich freigebiger, als es des Erblassers Meinung gewesen. In allen Dingen suchte sich der Papst den Schein der Schlauigkeit und Arglist zu geben, stets blieb seine Rede verwickelt und zweideutig, daher er bei Fürsten und Freistaaten gleich wenig Vertrauen gefunden hat. In seiner Verwaltung gütig und gerecht, wollte er die Missethäter durch Gefängniß allein unschädlich machen; die gegen die Akademiker verübte Strenge war an ihm unnatürlich, doch pflegen furchtsame Leute unerbittlich zu sein denen, die sie als persönliche Feinde gefürchtet haben. Daß Paul die Gelehrten überhaupt gehaßt habe, läßt sich aus jener Strenge nicht folgern. Die Akademiker waren ihm als persönliche Feinde nicht nur, sondern auch nicht ohne Ursache als Ketzer verdächtig; man wird sich erinnern, daß Pomponius Lätus, eine der Säulen der Akademie, zwar nicht mit Lord Byron den Teufel der Neger anbetete, aber doch dem Romulus Altäre errichtete, und von der christlichen Religion

meinte, sie sei nur Barbaren angemessen. Ketzerei und Unglauben müssen damals in Rom vorherrschend gewesen sein, denn es schreibt Michael Canensius: „Pari quoque diligentia (Paulus II.) e medio Romanae curiae nefandam nonnullorum juvenum sectam scelestamque opinionem substulit, qui depravatis moribus asserebant, nostram fidem orthodoxam potius quibusdam sanctorum astutiis, quam veris rerum testimoniis subsistere.“ Weit entfernt von der Neuern Ansicht, daß Paul II., der Feind der Akademiker, auch der Wissenschaften Feind gewesen sei, schreibt vielmehr Philelphus an Theodor von Gaza, den Paul II. nach Rom gezogen hatte, es sei dem Papste unsterblicher Dank abzustatten, „quod ab exilio Musas veluti longo postliminio, in Romanam curiam revocarit.“ Für die Beurtheilung des Vorwurfs, daß Paul der Wissenschaften Feind gewesen, mag auch der Umstand nicht unwichtig sein, daß er durch seine Bulle vom J. 1470 der Universität zu Venedig das Dasein gegeben. Durch eine frühere Urkunde vom 25. Febr. 1469 hatte er das bisherige Gymnasium zu St. Andrews, in Schottland, in eine Hochschule verwandelt. Wahr ist es, daß er, der eigentlich wissenschaftlichen Bildung entbehrend, die Gelehrten jener Zeit, die Oratoren und Poeten, oder, was ihm gleichbedeutend, die Ketzer nicht zu gebrauchen wußte, und ganz folgerecht konnte er die Römer abmahnen, ihre Söhne viel Zeit verwenden zu lassen auf Studien, die zu Dicht- oder Redekunst führten; es würde genügen, meinte er, daß sie lesen und schreiben könnten. Männer von praktischem Wissen und praktischer Richtung hat Paul jedoch zu finden und zu ehren gewußt, wie z. B. die Brüder Roverella und Oliv. Caraffa. Diesem hat er den Cardinalshut verliehen, am 18. Sept. 1467, zugleich mit Thomas Bourcher, dem Erzbischofe von Canterbury, mit Stephan von Waradein, dem Erzbischofe von Colocsa, mit Amicus Agnifilo, dem Bischofe von Aquila, mit Johann de la Balue, Bischof von Angers, mit Marco Barbo, Franz de la Rovere und Theodor dem Markgrafen von Montferat. Hierzu kamen durch spätere Creation vom 21. Nov. 1468 Johann Baptist Zeno und Johann Michiel, beide Venetianer und beide Schwestersöhne des Papstes. Die Zahl der Cardinäle nicht nur, sondern auch ihre äußerliche Ehre hat Paul gemehrt. Gleich im ersten Jahre untersagte er jedem, der nicht Cardinal, den Gebrauch des scharlachrothen Birets; auch erlaubte er den Cardinälen, ihre Maulthiere und Zelter mit scharlachrothen Decken zu verhängen. Auch war es seine Absicht, der Tracht der Cardinäle Hüte von scharlachrother Seide hinzuzufügen. Bevor er zu der höchsten Würde gelangte, hatte er oft versichert, daß, wäre er Papst, jeder Cardinal auswärts ein Schloß haben sollte, um im Sommer der Hitze und den bösen Ausdünstungen in Rom zu entgehen. Als Papst hat er dieses Versprechens nicht mehr gedacht, andere Dinge beschäftigten ihn, und zumal das Sammeln ward ihm zum Bedürfnisse. Die reichsten Pfründen legte er sich als Commenden zu, wie namentlich die Abtei Monte Casino, nachdem sie durch des ersten Commendators, des Patriarchen Ludwig von Aquileja, Absterben erledigt worden. Zeitlebens ließ Paul sie durch einen Legaten verwalten. Er hat aber nicht gesammelt, um seine Angehörigen zu bereichern, obgleich Roscoe, in seinem Lorenzo, von Paul II. handelnd, Gelegenheit nimmt, die Sucht, die eigene Familie zu bereichern, als die vornehmste und unwandelbare Politik aller Päpste zu brandmarken [6]). Paul hat gesammelt, theils um des Vergnügens willen zu sammeln, theils um dem Nachfolger für die Bedürfnisse der Kirche einen bedeutenden Sparpfennig zu hinterlassen; außerdem hat er vieles zu nützlichen oder ehrenvollen Zwecken verwendet. Bereits im J. 1468 kostete ihm die Unterstützung von Scanderbeg, von den Despoten von Morea und Arta, die Vertheidigung von Ungarn gegen die Türken, 200,000 Goldgulden. Er unterstützte mit freigebiger Hand bedürftige Cardinäle und Bischöfe, Vertriebene von fürstlichem, bis zum untersten Range; er reichte reichliche Almosen an Witwen und Waisen, an Gebrechliche und Kranke. Brod und Lebensmittel überhaupt wußte er stets, und mit bedeutenden Opfern der Kammer, in einem den Bedürfnissen der Armuth angemessenen Preise zu erhalten. Viel und prächtig hat er an dem Vatican gebaut, den stattlichen Palast von St. Marco im J. 1467 zu Ende gebracht, und an die Mosaik der von Nicolaus V. angefangenen Kuppel in der St. Peterskirche über 5000 Goldgulden verwendet. Endlich wird ihm das Zeugniß gegeben, daß er seine Dienerschaft in Ordnung zu erhalten gewußt, und niemals ihr die in jenem Zeitalter und noch lange darnach so ausschweifende, dem Bürger so lästige, Lakaienfrechheit nachgesehen habe. — Des Papstes Lebensbeschreibung, durch Michael Canensius, hat der Cardinal Quirini (Rom 1741. 4.) herausgegeben, ihr auch Vindiciae adversus Platinam, aliosque obtrectatores beigefügt. Weniger correct ist der in des *Muratori* Script. rer. Ital. Tom. III. aufgenommene Abdruck von des Canensius Schrift. Zu Bonn erschien im J. 1789 in 4.: die Bulle Paul's II. an Erzbischof Ruprecht von Cöln, gegen die Einwürfe einiger neuern Schriftsteller gerechtfertigt. (*v. Stramberg.*)

PAUL III., vor seiner Erhebung Alexander Farnese genannt, war geboren den 29. Febr. 1468 zu Canino, dem väterlichen, in unsern Tagen bekannter gewordenen Gute, unweit Castro und dem See von Bolsena, ein Sohn von Peter Aloys Farnese, dem Herrn von Montalto, und von Johanella Gaëtana, der Tochter des Herzogs Jacob von Sermonetta. In Rom hatte Alexander den Pomponius Lätus zum Lehrer, in Florenz, in des Lorenzo de Medici Akademie, vervollkommnete er sich in der Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache: die elegante Gelehrsamkeit und den Kunstsinn jener Epoche eignete er dort sich an. Der Akademie entwachsen, kehrte er zu Zeiten des Papstes Innocentius VIII. nach Rom

6) Was hier dem gelehrten Engländer mit Paul II. widerfährt, das erlebte er, in anderer Weise, in einem andern Werke, mit Leo X. Er meinte, es würde dem historischen Studium am vortheilhaftesten sein „a reference of every proper name to the standard of its proper country,“ und erzählt gleich darauf, in getreuer Anwendung dieser Regel, es habe Leo von dem König von Frankreich die erste Pfründe, die Abtei Fonte-dolce, empfangen. Es ist Fontdouce, in Saintonge, gemeint.

zurück, um sich dem Dienste des Vicekanzlers, des Cardinals Roderich Borgia, zu widmen. Roderich scheint dem Jüngling wohlgewollt zu haben, bis dieser über Familienangelegenheiten mit seiner Mutter in Streit gerieth; der Cardinal trat auf Seite der Witwe, und auf dessen Begehren (bei Benvenuto Cellini heißt es, wegen einer Verfälschung) ließ Innocentius VIII. den ungehorsamen Sohn nach der Engelsburg in Verwahrung bringen. Aus dem Gefängnisse entkam Alexander durch die Hilfe eines Anverwandten, des Peter Marganio: durch dessen Vermittlung empfing er ein Seil, an dem er sich von einem Söller der Engelsburg herabließ, während die ganze Stadt in den Pomp des Frohnleichnamtages vertieft war. Vor dem Zorne des Papstes sicher, bemühte er sich, dessen Verzeihung zu erhalten; es glückte das seinem anhaltenden Streben, und er empfing auch von Innocentius VIII. die Würde eines Scriptor Apostolicus und Protonotarius. Von Alexander VI. empfing Farnese das Amt eines Thesaurarius, sammt dem Bisthume Montefiascone und Corneto; am 20. Sept. 1493 wurde er zum Cardinal-Diakon tit. SS. Cosmi et Damiani ernannt, auch nach Viterbo als Legat versendet. Julius II. ertheilte ihm das Bisthum Parma, den Diakonatstitel von S. Eustachio, mit welchem ein reicheres Einkommen verbunden, als mit jenem von SS. Cosmo e Damiano, und die Legation der Mark Ancona. Von Leo X. wurde er mittels Verleihung des Bisthums Frascati in die Zahl der Cardinalbischöfe eingeführt, dann nach und nach zu den Bisthümern Sabina und Porto befördert, endlich als Bischof von Ostia von Clemens VII. dem heiligen Collegium zum Dekan gegeben. Vierzig Jahre lebte er als Cardinal, und legte als solcher den Grund zu dem stattlichsten aller römischen Prunkgebäude, zu dem Palast Farnese, unweit des Campo di fiore, und richtete sich bei Bolsena, auf seinem Erbgute, die Villa ein, die für den prachtliebenden Kenner Leo X. so einladend war, daß er sie zu verschiedenen Malen besuchte. Alexander kannte demnach die Genüsse eines verfeinerten Lebens, ohne ihnen jedoch im mindesten unterthänig zu sein. Von früher Zeit an wandte er sich einer andern Bestrebung zu: die höchste der kirchlichen Würden wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Ihr suchte er sich allmälig durch eine vollkommene Neutralität zwischen der spanischen und französischen Partei zu nähern, welche in sich Italien, Rom und das Conclave theilten. Mit solcher Behutsamkeit und Klugheit benahm sich der Cardinal, daß auch der Scharfsinnigste nicht errathen mag, ob er sich mehr zu Spanien, oder zu Frankreich hinneige: es stand diese Haltung ihm um so sicherer, weil sie noch mehr Wirkung des Temperamentes, als der Überlegung war. Mit Clemens VII. von den Kaiserlichen in der Engelsburg belagert, übernahm er wol die ihm angetragene Legation bei Karl V., weil sie ihm Gelegenheit gab, die verpestete Burg, den Greuel der Verwüstung zu verlassen, aber niemals richtete er seine Sendung aus. Den Papst zu befreien, wollte er sich keine Verpflichtung gegen den Kaiser aufladen. Schon nach Leo's X. Tode war ihm die dreifache Krone von einer Partei im Conclave zugedacht, während eine andere für Bernardin Carvajal stimmte; dem Spanier wurde das Andenken Alexander's VI. verderblich, Farnese unterlag dem Einflusse, den Julius von Medici auf die jüngeren Cardinäle übte. In dem nach Adrian's VI. Ableben versammelten Conclave scheiterte Farnese wieder an demselben Einflusse, und niemals konnte er vergessen, daß er von der ihm gebührenden Herrschaft zwölf Jahre an Clemens VII. hatte verlieren müssen. Endlich, am 25. Sept. 1534, starb Papst Clemens VII., und am 11. Oct. zogen 35 Cardinäle zum Conclave ein. Am folgenden Tage schon einigten sich Hippolyt von Medici und Johann, der Cardinal von Lothringen; beide beschlossen, ihre und ihrer Anhänger Stimmen, in allem wol 20, dem Cardinal Farnese zuzuwenden. Von wenigen Vertrauten begleitet, traten Hippolyt und Johann um die zweite Nachtstunde in Alexander's Celle, kniefällig den neuen Papst zu begrüßen. Gleich verbreitete sich die Nachricht hiervon durch das Conclave, die Freunde der verbündeten Cardinäle eilen dem Beispiele zu folgen, die Zweifelhaften schließen sich an, von der allgemeinen, stürmischen Bewegung werden Nebenbuhler und Gegner fortgerissen. Niemals ist eine Papstwahl einträchtiger, aufrichtiger, herzlicher gewesen; wie, hergebrachte Formen zu bewahren, am andern Morgen die Cardinäle zum Scrutinium gingen, wurden nur unverschlossene Wahlzettel in den Kelch geworfen. War die Einträchtigkeit der Wähler bewundernswürdig, so war die Freude des Volkes ausgelassen, daß nach Verlauf von 100 Jahren endlich wieder ein Römer der dreifachen Krone würdig befunden worden, und daß dieser Römer zugleich längst aller Römer Liebling gewesen. Alexander Farnese, nachdem er als Papst für einige Augenblicke Honorius III. oder Onuphrius V. geheißen, entschied sich letztlich für den Namen Paul III. Seine Krönung, am 3. Nov., wurde von den edelsten römischen Jünglingen durch ein glänzendes Rittergefecht auf dem St. Petersplatze gefeiert. Der allgemeine Jubel der verschiedenen Stände war eine schlagende Widerlegung der von Paul's Jugendleben erzählten Schändlichkeiten, von welchen wir am Schlusse des Artikels handeln müssen.

Drei Gegenstände waren es vornehmlich, welche der neue Papst als eigentliche Zwecke seiner Sendung zu betrachten schien. Mit starker Hand wollte er die Reformation bekämpfen, zugleich um ihr den Boden und Vorwand zu benehmen, die Kirche in Haupt und Gliedern reformiren, sodann die Neutralität, inmitten des fortwährenden Kampfes der beiden Großmächte fortsetzen, bei welcher er sich als Cardinal so wohl befunden, endlich ein Fürstenthum und fürstliche Würde dem eigenen Hause sichern. Daß er berufen wäre, der wankenden Kirche eine Stütze zu sein, hatte schon Clemens VII. anerkannt; unvermögend, bei seiner durchaus ungeistlichen Gemüthsweise das den Zeiten der Gefahr Angemessene zu leisten, war Clemens gleichwol zu scharfsichtig und zu fürstlicher Gesinnung, um nicht an einem andern das Verdienst anzuerkennen, dessen Mangels er sich bewußt war. Sterbend trug er seinem Vetter Hippolyt auf, aus allen seinen Kräften und mit allen seinen Freunden für die Er-

hebung des Farnese zu wirken, als der einzig und allein befähigt wäre, die christliche Republik zu regieren, die päpstliche Würde zu vertheidigen und zu erhalten. Den Erwartungen seines Vorgängers und der katholischen Welt hat Paul in vielen Dingen entsprochen, obgleich seine bedächtige, zögernde, abwartende Handelsweise in den verschiedenartigsten Angelegenheiten nicht selten den Zeitgenossen unbegreiflich gewesen. An dem günstigen Augenblicke, an der glücklichen Combination der Umstände war ihm Alles gelegen: langsam mußten sie herbeigeführt werden, aber rasch wußte der Papst sie zu ergreifen und zu behaupten. Schwer fanden es die Gesandten, mit ihm zu unterhandeln. Sie erstaunten, daß er bei einer ungewöhnlichen politischen Kühnheit doch selten zu einer Entscheidung zu bringen war. In der Unterhandlung suchte er den andern Theil zu fesseln, von ihm das bindende Wort, eine unwiderrufliche Sicherheit, zu erpressen; er selbst wollte niemals sich verpflichten. Dies machte sich selbst bei Kleinigkeiten bemerkbar: stets ungeneigt, etwas im Voraus abzuschlagen oder zu versprechen, wollte Paul bis zum letzten Augenblicke freie Hand behalten. Wie vielmehr zögerte er in schwierigen Angelegenheiten. Zuweilen hatte er selbst eine Auskunft, einen vermittelnden Rath angegeben; wenn der andere solchen zu ergreifen Miene machte, dann zog sich Paul zurück. Stets wollte er der Unterhandlung Meister bleiben. In einer classischen Schule gebildet, hielt er es unter seiner Würde, sich, lateinisch oder italienisch, anders als in höchster Eleganz auszudrücken; alle seine Worte wählte und erwog er in der doppelten Rücksicht auf Inhalt und Form; kaum hörbar, mit dem langsamsten Bedachte, wurden sie gelispelt. Selten wußte ein Unterhändler, wie er eigentlich mit dem Papste stehe. Mancher glaubte aus dessen Worten genau das Gegentheil schließen zu müssen, doch war auch dieser Schluß in manchen Fällen trüglich. Diejenigen, die den Papst am genauesten kannten, der Cardinal von Carpi und Margaretha von Österreich, „que son los que mas platica tienen de su condicion (*Mendoza*)," hatten bemerkt, daß er dann zumal etwas auszuführen hoffte, wenn er gar nicht davon redete, weder die Sache, noch die dabei betheiligten Personen berührte. Eine Absicht, die er sich einmal vorgesetzt, ließ er niemals fallen; was er sich vorgenommen, das hoffte er durchzusetzen, wenn nicht sogleich, doch ein andermal, unter veränderten Umständen, auf anderem Wege. Gleichwie das Zeitalter im Allgemeinen den Einfluß der Gestirne auf Menschenwerk und Schicksal nicht bezweifelte, so unternahm auch Paul III. nichts von Bedeutung, ohne vorher die Constellation beobachtet zu haben [1]). Ein Bündniß mit Frankreich fand darum Anstand, weil die Conformität der Nativitäten von Papst und König fehlte. Paul fühlte sich, wie es uns in der Folge deutlich werden soll, zwischen tausend widerwärtigen Einwirkungen, die bald der sichtbaren Welt angehörten, bald aus der Constellation entsprangen; sein Streben ging darauf, den Einfluß der einen und der andern Macht nach Gebühr zu berücksichtigen, ihrer Ungunst auszuweichen, ihre Gunst zu benutzen, zwischen den Klippen, die von allen Seiten drohten, geschickt dem dreifachen Ziele zuzusteuern. Schon in der Weise, wie er sich die ausgezeichnetsten Männer, ohne ihr Vorwissen zu Cardinälen auersah, ohne sich einer jener persönlichen Rücksichten hinzugeben, die vor und nach ihm so häufig wirksam waren, erscheint eine großartige Richtung. Unter den 71 Cardinälen seiner Creation finden sich meist nur solche Namen, die dem h. Collegium höhern Glanz mittheilten, als sie von ihm empfangen konnten: ein Nicolaus von Schönberg, Joh. du Bellay, Johann Peter Caraffa, Johann Fisher, Caspar Contarini, Jacob Sadoleto, Rudolf Pio, Hieronymus Aleandro, Reginald Pole, Johann de Toledo, Peter Bembo, Johann Morone. Aber Paul begnügte sich nicht, die Würdigsten zu berufen, er suchte auch ihre Einsichten zu gebrauchen, und darum vergönnte er ihnen ungewohnte Freiheit; nicht nur, daß er in den Consistorien Widerspruch ertrug, er foderte sogar zu freier, rücksichtloser Discussion auf, „onde per questa ragione si poteva sperare di giorno in giorno maggior riforma." Eine solche Reform im Sturme herbeizuführen, lag nicht in seinem Gemüth, in seiner Weise: durch sein eigenes Beispiel und das seiner Umgebung sollte die Verbesserung allmälig eingeführt werden. Einstweilen hoffte der Papst des größten Übels, der Kirchentrennung, Meister werden zu können, und zu dem Ende beschloß er, das Concilium auf das Ernstlichste zu betreiben, auch zu diesem Behufe den Anstoß zu heben, welchen die von seinem Vorgänger gestellten Bedingungen den Protestanten gegeben hatten. In verschiedenen Consistorien, zum ersten Male am 17. Oct. 1534, sprach er unumwunden den Entschluß aus, ein Concilium zu versammeln, und Botschafter wurden an den Kaiser, den König von Frankreich und andere Fürsten versandt, um ihnen diesen Entschluß anzukündigen und ihre Mitwirkung für die Wegräumung der demselben entgegenstehenden Hindernisse zu verlangen. An die Protestanten in Teutschland wurde Peter Paul Vergerio, Bischof von Capo d'Istria und Nuntius an des Königs Ferdinand Hofe, abgeordnet, zugleich aber, zu Empfang seiner Instruction nach Rom beschieden, sodaß derselbe erst im Herbst 1535 nach Teutschland zurückkam. Während diese Sendung sich vorbereitete, war der Papst beschäftigt, Karl's V. glorreiches Unternehmen gegen Tunis zu befördern. Dem kaiserlichen Großadmiral, Andreas Doria, sandte er ein geweihtes Schwert und einen Samethut, als die eigenthümlichen Auszeichnungen, welche die Kirche den auserwählten Bekämpfern des Heidenthums oder Unglaubens vorbehalten hat. Außerdem ließ er in Genua neun Galeeren ausrüsten, diese, und die drei, welche in gewöhnlichen Zeiten zu Beschützung des päpstlichen Litorale angewiesen, übergab er der Leitung des Virginius Orsino, Grafen von Anguillara, und das ganze Geschwader stieß auf der Rhede von Cagliari zu der kaiserlichen Flotte. Als auch der Marchese del Vasto mit

---

1) E venida la cosa a que ay muy pocos cardenales, que concierten negocios, aunque sea para comprar una carga de leña, sino es o por medio de algun astrologo o hechizero, schreibt Mendoza.

einem Theile dieser Flotte vor Civita vecchia anlegte, um die italienischen und teutschen Völker aufzunehmen, eilte Paul nach dem Seegestade, und von einem hohen Thurme aus ertheilte er der christlichen Armada seinen apostolischen Segen, gleichwie er eigenhändig die Fahne und den Scepter oder Commandostab der Religion an Virginius Orsino übergab. Beinahe in denselben Tagen, während Goleta und Tunis den glücklichen Waffen Karl's V. erlagen, war der Cardinal Hippolyt von Medici mit den bedeutendsten der verbannten Florentiner in Verbindung getreten, um in seiner Vaterstadt die Republik wieder herzustellen, die Tyrannei Alexander's von Medici abzuschaffen. Der wider Alexander's Leben gefaßte Anschlag kam nicht zur Ausführung, aber Alexander, von dem Gange der Umtriebe unterrichtet, führte bei dem Papste über die verrätherischen Entwürfe seines Vetters Klage. Paul hätte sich über den Untergang der mediceischen Herrschaft nicht sonderlich gegrämt, allein er rechnete Hippolyt nicht mehr, wie vordem, zu seinen Freunden: dem Cardinal war für seine Wirksamkeit in dem Conclave die Legation Ancona zugesagt, aber vorenthalten worden. So ließ der Papst den vertrauten Diener des Cardinals, Octavian Zenga, einziehen, als den, welcher die vollständigste Kenntniß von der in Florenz eingeleiteten Pulververschwörung haben sollte. Um die eigne Sicherheit besorgt, entfloh Hippolyt nach Tivoli, von da wollte er sich zu dem Kaiser begeben, der mittlerweile von Tunis nach Neapel zurückgekehrt war; in Neapel hatten sich auch die verbannten Florentiner eingefunden, um ihre Klagen über Alexander's von Medici tyrannisches Regiment dem Kaiser vorzutragen; in aller Namen sollte Hippolyt das Wort führen. Aber auf der Reise, zu Itri, empfing er von seinem Mundschenken den tödtlichen Trank, den ihm Alexander von Medici hatte bereiten lassen, und sein Tod, 10. Aug. 1535, ersparte dem Papst nicht nur weitere Verwicklungen, sondern erlaubte ihm auch, die hierdurch erledigten Pfründen an Anverwandte oder Freunde zu vertheilen; namentlich empfing des Papstes Enkel, Alexander Farnese, das große Amt eines Vicekanzlers der Kirche und die Abtei Trefontane, welche beide Hippolyt besessen. Kaum hatte sich Paul des glücklichen Ausganges dieser bedrohlichen Verwicklung, sowie der Erfolge in Afrika erfreuen können, so traf ihn aus England die schreckliche Post von der Hinrichtung des Thomas Morus und des Cardinals Fisher. Als Cardinal hatte der Papst die Sache Heinrich's VIII. stets begünstigt, von seiner Thronbesteigung an immer noch die Hoffnung genährt, er würde, nachdem Heinrich's VIII. persönliche Feindschaft gegen Papst Clemens mit dessen Tode begraben sei, mit dem König von England einen Vergleich zu Stande bringen; aber jene Mordthaten erlaubten ihm nicht, seines Vorfahren behutsame Politik, oder Regeln vermeintlicher Klugheit zu befolgen, die vielmehr als Feigheit hätte gelten müssen. In der Bulle vom 30. Aug. 1535 zählte der Papst alle Vergehungen des Königs von England gegen den apostolischen Stuhl auf; gab ihm 90, seinen Anstiftern und Hehlern 60 Tage, um zu bereuen, und persönlich, oder mittels eines Anwaltes, in Rom zu erscheinen; that sie, für den Fall des Ausbleibens, in den Bann, nahm dem Könige seine Krone, erklärte dessen und der Anna Boleyn Kinder, und die Kinder dieser Kinder, selbst wenn sie in rechtmäßiger Ehe erzeugt wurden, durch mehre Generationen hindurch aller Erbfolge unfähig; belegte den König und seine Länder mit dem Interdict; foderte alle Welt- und Klostergeistliche auf, Heinrich's Gebiet zu verlassen; entband die Unterthanen des Treueides und der Lehnspflicht; befahl ihnen, gegen den vormaligen Landes- und Lehnsherrn die Waffen zu ergreifen; vernichtete alle Verträge und Bündnisse Heinrich's VIII. mit fremden Mächten, insofern sie diesem Urtheilsspruche entgegen seien; verbot allen fremden Nationen den Handel und Verkehr mit Heinrich's Besitzungen und gab ihnen zugleich auf, allen Anhängern des Schisma und der Rebellion die Schiffe zu kapern, und jene Diener der Verruchtheit gefangen zu nehmen. Als aber Paul den Zustand von Europa und Italien betrachtete, als er erwog, daß Karl und Franz, die einzigen Fürsten, die der Bulle Nachdruck verleihen konnten, in ihrer gegenseitigen Eifersucht vielmehr geneigt sein mußten, um die Freundschaft des Königs von England zu buhlen, reute ihn die, wenn auch gerechte, Aufwallung, und er ließ es mit der Bekanntmachung einer Bulle anstehen, die den König von England nur erbittern, das Ansehen des päpstlichen Stuhles aber dem Spotte aussetzen konnte. „Er beschloß daher, sie vor der Hand geheim zu halten, und die gegen den Abfall des Königs gerichtete Waffe wurde stillschweigend in die päpstliche Rüstkammer niedergelegt, um bei einer spätern Gelegenheit, bei minderer Gefahr und größerer Wahrscheinlichkeit eines Erfolges zu dienen." Erst nach dem Waffenstillstand von Nizza, am 17. Dec. 1538, erließ Paul eine neue Bulle, worin er die von verschiedenen Fürsten angerathene Suspension der Bulle von 1535 zurücknahm, und sie vollständig zur Kenntniß der Gläubigen brachte.

Ein Ereigniß in Italien selbst hatte die Animosität zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich aufs Neue zu offener That herausgefodert. Am 24. Oct. 1535 starb Franz III. Sforza, der letzte Herzog in Mailand, und sofort ließ der Kaiser von dem erledigten Reichslehen Besitz ergreifen, während sich der König von Frankreich rüstete, die ihm zugefallene Erbschaft anzutreten, und vorläufig den größten Theil der Staaten des Herzogs von Savoyen einnahm. Unvermeidlich wurde zwischen den beiden Nebenbuhlern ein Krieg, den Karl V. in Person zu führen beschloß. Am 5. April 1536 zog er zu Rom ein, mit dem Pomp eines Triumphators; von den Cardinälen, Bischöfen, Prälaten, auch dem hohen Adel, an St. Sebastiansthor empfangen, begab er sich alsbald nach der St. Peterskirche, wo seiner der Papst auf dem Throne harrte, auch von ihm den Fußkuß empfing, und, was bei dem ganzen Hergange das Merkwürdigste, es überließ bei dieser Gelegenheit das Volk sich der ausgelassensten Fröhlichkeit, jenes Volk, welches vor wenigen Jahren von des Kaisers Heeren auf die schrecklichste Weise mishandelt, neuerdings mit einer schweren Abgabe belastet worden, um des gegenwärtigen

Prunkes Unkosten zu bestreiten. Gleichwie der Kaiser aber alle seine Schritte abzumessen, und nicht selten unter äußerem Gepränge die wichtigsten Zwecke zu verbergen pflegte, so suchte er sogleich das Concilium durchzusetzen, indem er hier die einzige Möglichkeit einer Beruhigung von Teutschland zu erkennen glaubte. Vielen Römern kam das höchst unerwartet, sie wähnten, einzig auf den Krieg mit Frankreich seien des Kaisers Gedanken gerichtet. Den Gegnern des Conciliums bot dieser Krieg sogar eine erwünschte Ausflucht; ein Concilium, meinten sie, bleibe unmöglich, ehe der Friede hergestellt sei. Allein die Mehrzahl der Räthe sah wol ein, daß ein Widerspruch gegen das Concilium dem Papste allgemeine Ungunst erwecken müsse, und Paul selbst, der als Cardinal schon die Nothwendigkeit einer Kirchenversammlung ausgesprochen hatte, war am weitesten davon entfernt, sich ihrer Einberufung zu widersetzen. Nach einer langen, persönlichen Berathung der beiden Häupter der Christenheit über den Bericht, welchen Vergerio von seiner Sendung nach Teutschland entworfen, wurde in dem Consistorium vom 8. April 1536 der Beschluß für die Eröffnung des Conciliums gefaßt, und zum Versammlungsorte Mantua, und der 23. Mai 1537 als der Tag bestimmt, an welchem die Väter versammelt sein sollten. Am Ostertage hielt der Papst in S. Peter feierliches Hochamt, dem Karl im kaiserlichen Schmucke beiwohnte, und am Ostermontag trug er in des Papstes und der Cardinäle, auch der fremden Gesandten Gegenwart, jene berühmte Rede vor, in welcher er alle von Frankreich empfangenen Unbilden aufzählte, und in so leidenschaftliche Bewegung gerieth, daß kaum der Papst ihn zu beruhigen wußte. Hatte der Kaiser hierbei die Absicht, den Papst hinzureißen zu einer feindlichen Äußerung gegen Frankreich, so verfehlte er vollkommen dieses Ziel, denn Paul war entschlossen, bei seiner strengen Neutralität zu verharren, zugleich aber auch alle Mittel anzuwenden, um die streitenden Parteien zu einem gütlichen Austrage zu bringen. Zu dem Ende wurden die Legaten ernannt, es wurde am 2. Juni 1536 die Bulle für das Concilium in Mantua erlassen, und durch eine andere Bulle eine Reformation der Stadt Rom und des päpstlichen Hofes eingeleitet, indem es nöthig sei, die Hauptstadt der Christenheit, die Meisterin der Lehre, Zucht und Sitte von jeglichem Misbrauche und Fehler zu befreien, und die Reinigung des eigenen Hauses vorzunehmen, ehe und bevor an die Reinigung eines andern Hand gelegt werden könne. Wol hatte der Cardinal von Capua, Nicolaus von Schönberg, der als ein Meißner mit der Lage der Dinge und der Richtung der Gemüther über den Alpen hinlänglich vertraut, diese Maßregel als unklug widerrathen, indem sie die Gegner ermuthigen und ihnen als ein Geständniß dienen würde, daß sie mit Recht gegen den heil. Stuhl und die Misbräuche der Kirche sich erhoben hätten, aber ihm widersprach Johann Peter Caraffa, nach dessen Meinung eine Reformation schlechterdings nothwendig und nicht länger aufzuschieben, und der Papst entschied sich für Caraffa. Er setzte eine Commission nieder von neun Cardinälen, und empfing binnen Jahresfrist deren gutachtlichen Bericht, Consilium delectorum Cardinalium et aliorum Praelatorum de emendanda ecclesia S. D. Paulo III. projubente conscriptum, anno 1538, worin mit großer Offenheit die Schäden aufgedeckt, und gleich freimüthige Vorschläge zu der Heilung der Gebrechen niedergelegt wurden. Hierauf keineswegs sich beschränkend, ernannte Paul auch Commissarien zu Ausführung der Reformen für Kammer, Ruota, Kanzlei und Penitenziarie, es erschienen reformatorische Bullen; zu dem allgemeinen Concilium, für die früheren Päpste ein Gegenstand von Abscheu und Entsetzen, rückten die Anstalten allmälig vorwärts. Nicht undeutlich spricht sich des Papstes Gesinnung aus in der für Morone's Sendung nach Teutschland gefertigten Instruction: Instructio pro causa fidei et concilii, data episcopo Mutinae, 24. Oct. 1536: „Er soll keine Schulden machen, in den angewiesenen Herbergen bezahlen, ohne Luxus, aber auch ohne Armseligkeit sich kleiden, die Kirchen besuchen, aber ja ohne den Schein der Heuchelei, und vor allem in seiner Person die römische Reform darstellen." Aber diese Reform, sowie das Concilium, trafen von allen Seiten auf Hindernisse, die Convocationsbulle für das Concilium wurde von den teutschen Protestanten abgewiesen, und der Herzog von Mantua, dessen Zustimmung vorausgesetzt worden, machte Schwierigkeit, das Concilium in seine Hauptstadt aufzunehmen. Er behauptete, zu Sicherung der Ruhe in der Stadt und zu Erhaltung seiner fürstlichen Rechte sei eine Besatzung von 150 Knechten und 100 Reisigen erfoderlich, und der Papst verpflichtet, die Kosten derselben zu tragen, obwol ihm, dem Herzog, der Befehl über diese Mannschaft bleiben müsse. Das wollte der Papst nicht zugestehen, und er hob lieber, da der Herzog in seiner Foderung verharrte, am 20. April 1537 den nach Mantua ausgeschriebenen Termin auf. An einem vordersamst zu ermittelnden Orte sollte das Concilium am 1. November sich versammeln. Diese Ermittlung war schwierig, wenn den Einwendungen, die von den verschiedenen Parteien gegen jede getroffene Wahl erhoben werden konnten, nicht ein allzu weiter Spielraum verbleiben sollte. Als der Papst endlich der Venetianer Einwilligung erhielt, in Vicenza das Concilium zu versammeln, blieben über dem Kriege der beiden Großmächte die Väter aus, und die zum Präsidium verordneten Legaten, Campeggio und Aleander, saßen Monate lang einsam und müßig in Vicenza. Auch die politischen Angelegenheiten erweckten dem Papst stets neue Sorgen. Am 6. Januar 1537 wurde Alexander von Medici, der Herzog von Florenz, von Lorenzino von Medici ermordet. An Alexander's Stelle trat Cosmus von Medici, gegen welchen die drei florentinischen Cardinäle Salviati, Ridolfi und Gaddi sogleich eine Streitmacht von 2000 M. führten, ungerechnet die zahlreichen, ihnen sich zugesellenden Verbannten. Sie erlagen in dem Versuche, ihrer Vaterstadt die Freiheit wiederzugeben, der Gewandtheit des neuen Herzogs, wie man versichert, zu nicht geringem Verdrusse des Papstes. Denn dieser hauptsächlich soll die Cardinäle zu dem Versuche gegen Florenz angetrieben haben, mit Recht von einer Republik am Arno bessere

Nachbarschaft erwartend, als von den Medici, mit denen die unter Alexander's Herrschaft entstandenen Zwistigkeiten unaufhörlich sich erneuern mußten. Nicht glücklicher endigten Paul's Bemühungen um die Erhaltung der dalmatischen Feste Clissa. Er hatte sie mit Volk, Geschütz und Lebensmitteln versehen, daß sie unter ihrem Despoten, dem tapfern Peter Crussich von Mahrenfels, wol den Angriffen der Osmanen hätte widerstehen mögen. Aber Crussich, übermüthig durch die vielen über die Heiden erfochtenen Siege, verachtete den Feind, und zog ohne Vorsicht aus, um die beiden Bollwerke zu zerstören, durch welche Clissa der Verbindung mit dem festen Lande beraubt. Indem er damit beschäftigt war, überfiel ihn ein von dem Vezier von Bosnien ausgesendeter Heerhaufen, und in der Verwirrung wurde Crussich getödtet (11. März 1537). Die Sieger schlugen ihm den Kopf ab, um damit die Vertheidiger von Clissa zu erschrecken, die sich dann auch bei dem unseligen Anblick alsbald zur Übergabe bequemten. Ihr Schrecken scheint sich den Landschaften von Italien mitgetheilt zu haben; denn es führte gegen den barbarischen Feind, den Schutz des Himmels anzurufen, der Papst in Person eine Procession von S. Marco bis nach der Minerva; er bestellte seinen Sohn, Peter Ludwig Farnese, zum Gonfaloniere der Kirche, und ließ eifrig an der Wiederherstellung der Mauern von Rom arbeiten. Die Hauptanstrengungen der Türken richteten sich jedoch gegen Venedig, und Paul III. fühlte die ganze Bedeutung seiner Verpflichtung, aus allen Kräften für die Erhaltung dieser letzten Vormauer von Italien zu wirken. Seine Unterhandlungen, um die Mitte Sept. 1537 in Venedig eröffnet, brachten ein Defensivbündniß zwischen dem Kaiser und der Republik zu Stande, dessen Bedingnisse in dem Consistorium vom 8. Febr. 1538 dem h. Collegium vorgelegt wurden. Es sollte jede der beiden Mächte 82 Galeeren ausrüsten, 36 der Papst hinzufügen, und mit solch vereinigter Macht hoffte man den Feind in Griechenland selbst heimsuchen zu können. Indessen blieb jedem ernsten Unternehmen der fortwährende Kampf der beiden christlichen Großmächte ein Hinderniß. Der Papst versuchte jedes Mittel, solches zu heben. Die Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Nizza war ganz allein sein Werk; nicht achtend der Beschwerden der Reise und seines hohen Alters, war er beinahe von der Gesammtheit des h. Collegiums daselbst begleitet, oder vielmehr in dem bei der Stadt gelegenen, zu seinem Quartier bestimmten Franziskanerkloster, am 17. Mai 1538 eingetroffen. Nic. Tiepolo, der venetianische Gesandte, findet, als Augenzeuge, nicht Worte genug, um des Papstes Eifer und Geduld in einer so schwierigen Unterhandlung zu rühmen. Nur mit außerordentlicher Mühwaltung, und als er schon wegzureisen gedroht, vermittelte Paul endlich den Stillstand, 18. Juni 1538; ja er brachte es zu einer Annäherung zwischen den beiden Nebenbuhlern, die sich bis zu einer Art von Vertraulichkeit zu entwickeln schien. Indem Paul dergestalt die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit förderte, vergaß er des eigenen Hauses nicht. Eben damals erlangte er für seinen Sohn Peter Ludwig von dem Kaiser die mailändische Stadt Novara mit ihrem Gebiete, und für seinen Enkel Octavio die Zusage der Hand von Margaretha von Österreich, der natürlichen Tochter des Kaisers, die in erster Ehe mit dem Herzog von Florenz, mit Alexander von Medici, verheirathet gewesen. Wir dürfen dem Papste die Versicherung glauben, daß er darum doch nicht unbedingt zu der kaiserlichen Partei übergetreten sei. Vielmehr wünschte er sehnlich, mit König Franz in ein nicht minder nahes Verhältniß zu treten, und das gedachte er durch Vermählung seiner Enkelin, Victoria Farnese, mit Anton von Bourbon, dem Herzoge von Vendôme und nachmaligen König von Navarra, zu erreichen. Von dieser Verbindung hatte König Franz zu Nizza gesprochen, und in der bevorstehenden Verbindung mit den beiden größten Häusern der Welt fühlte Paul sich glücklich. Er sprach davon in dem nächsten Consistorium, denn nach Beendigung der Conferenzen hatte er sich, in des Kaisers Begleitung, nach Genua erhoben, war daselbst mit unsäglichen Ehren empfangen und in den zu seiner Aufnahme bereiteten Palast Fieschi eingeführt worden; dann hatte er wiederum seine Galeere bestiegen, war bald längs der Küste von Ligurien hingesegelt, bald zu Lande gereiset, bis er am 24. Juli, unter des Volkes freudigstem Zuruf, in Rom eintraf. Aber nicht alle Angelegenheiten entwickelten sich gleich günstig. Ohne Glück und ohne Ruhm wurde der Krieg gegen die Osmanen geführt, bis im Mai 1540 Venedig zu einem nachtheiligen Frieden sich bequemte. Die Vermählung des Octavio Farnese mit Margaretha von Österreich wurde noch im J. 1538 mit großer Pracht gefeiert, und der Großvater fand Mittel, den jungen Prinzen in einer Weise auszustatten, die einigermaßen der hohen Verbindung und des Brautschatzes von 250,000 Dukaten würdig war. In denselben Tagen beinahe, am 21. Oct. 1538, starb Franz Maria della Rovere, der dritte oder vierte Herzog von Urbino. Bei Lebzeiten des vielgeprüften Helden hatte der Papst seines Sohnes, des Guidobaldo II. Recht an Camerino von Zeit zu Zeit bestritten, denn es gründete sich dieses Recht allein auf Guidobald's Vermählung mit Julia Varana, der Tochter von Johann Maria Varano, dem ersten Herzog von Camerino. Jetzt, nach des alten Herzogs von Urbino Tod, erweckte der Papst seinem Sohne einen mächtigen Gegner in der Person von Hercules Varano, dessen Viertel an dem Staate von Camerino des Herzogs Johann Maria Vater, Julius Cäsar Varano, gewaltsamer Weise sich angemaßt hatte. Es erhob sich hiermit die Frage, ob Camerino durch Frauen vererbt werden könne, so lange der Mannsstamm der Varani nicht erloschen, während zugleich der Papst den Satz aufstellte, daß das Herzogthum überhaupt sich nicht durch Frauen vererbe. Hercules Varano hatte aber bereits sein Recht zu Camerino an den Papst verkauft, und Guidobald della Rovere fühlte nur mäßiges Interesse, die Ansprüche seiner Frau zu verfechten, indem von ihr nur die einzige Tochter Virginia lebte. Billig hätten die Venetianer den Herzog unterstützen sollen, dessen Vorfahren immer in ihrem Schutze gewesen und in ihren Heeren gedient hatten: auch jetzt verwendete die

Signoria sich für Guidobald dringend und lebhaft,. aber ein Mehres zu thun trug sie um des noch fortwährenden Türkenkrieges Bedenken. Die Venetianer fürchteten, der Papst möchte den Kaiser oder Frankreich zu Hilfe rufen: gewinne er den Kaiser, so werde dieser um so weniger gegen die Türken leisten: gewinne er Frankreich, so werde die Ruhe von Italien gefährdet, und ihre eigene Lage noch einsamer und mislicher werden. So überließen sie den Herzog seinem Schicksal, der, von einem päpstlichen Heere bedroht, sich gezwungen sah, gegen eine Abfindung in Gelde demjenigen zu entsagen, woran er, streng genommen, kein Recht besaß. Alsbald empfing Octavio Farnese von dem Großvater die Belehnung über das Herzogthum Camerino, gleichwie Peter Ludwig bereits 1537 Nepi, Castro als ein neu gebildetes Herzogthum und Ronciglione empfangen hatte, wogegen Paul III. das von des Marc Anton Colonna Witwe, von Lucretia della Rovere, zurückgekaufte Frascati der apostolischen Kammer zuwendete. Die französische Heirath hingegen wollte, ungeachtet der in Nizza von dem Könige vernommenen Äußerungen, keine Fortschritte machen, und obwol der Papst niemals die Hoffnung aufgab, sie durchzusetzen, so mußte er in der darum fortgesetzten Unterhandlung wenigstens mit den unangenehmsten Verzögerungen und Schwierigkeiten kämpfen. Das Verständniß zwischen Kaiser und König schien immer enger werden zu wollen, daß der Papst selbst darauf eifersüchtig zu werden begann; er beklagte sich gegen den Cardinal von Boulogne, nachdem er so viele Mühe sich gegeben, um beide Monarchen zu vertragen, werde er jetzt von Frankreich vernachlässigt. Ein neuer Krieg enthob ihn dieses Verdrusses, dessen er einstweilen nur allzu viel fand in dem Gange der Dinge in Teutschland, wo der Kaiser mit außerordentlicher Nachsicht gegen die Glaubensneuerer verfuhr, und in seiner Ohnmacht geschehen ließ, was den Italienern unglaublich erscheinen mußte.

Besonders anstößig war es dem römischen Hofe, daß Karl die Absicht verrieth, durch einen Reichstag oder ein National-Concil wenigstens für Teutschland den Frieden der Kirche und die Abstellung der Misbräuche vermitteln zu wollen; denn die Aussicht auf ein allgemeines Concilium war beinahe verschwunden. Auf der Reise nach Nizza, am 25. April 1538, hatte Paul sich genöthigt gesehen, das nach Vicenza auf den 1. Mai 1538 angesetzte Concilium zu vertagen; indem er sich aber vorbehielt, den Tag der Eröffnung anderweitig zu bestimmen, so erließ er zu diesem Ende in Genua, am 28. Juni 1538, eine Bestimmung. Mit Ostern 1539 sollte das Concilium in Vicenza eröffnet werden. Nachdem aber dieser neue Termin so wenig wie einer der früheren beachtet wurde, so sprach Paul am 21. Mai 1539 eine abermalige Prorogation für unbestimmte Zeit aus. Eben war in Teutschland der Versuch zu einer Unterhandlung mit den protestirenden Fürsten angestellt worden: König Ferdinand hatte den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg das Geschäft des Vermittlers zu übernehmen veranlaßt, alles aber, wozu man sich in der Handlung zu Frankfurt am Main vom Febr. 1539 ab, verständigen konnte, war ein Stillstand zwischen dem katholischen und protestantischen Bunde, für die Dauer von 15 Monaten, am 19. April 1539 abgeschlossen, in dessen Instrument, auf der Protestirenden Verlangen, die Bestimmung eingerückt worden war, daß sie in die kaiserliche Foderung, den Papst zur Theilnahme an der beabsichtigten Religionsverhandlung einzuladen, nicht willigen, und keine päpstliche Oratoren oder Abgeordnete zulassen würden, indem sie den Papst nicht für das Oberhaupt der christlichen Religion hielten. In dem Vertrage war nämlich die Einleitung zu einer im Laufe des Jahres vorzunehmenden Religionshandlung getroffen; indem aber der Kaiser einer für den h. Stuhl so beleidigenden Bestimmung seine Genehmigung zu ertheilen zögerte, so stockte auch die fernere Handlung, und der Cardinal Hieronymus Aleander trat nach einem Aufenthalt von mehr als einem Jahre den Rückweg nach Italien an. Ihn hatte Paul, d. d. Lucca 2. Aug. 1538, zu seinem Legaten für das Versöhnungsgeschäft in Teutschland ernannt, und am 13. Aug. war er von Vicenza nach Teutschland abgegangen, um am 15. Dec. 1539 wieder in Rom einzutreffen. Das Religionsgespräch fand endlich im Juni 1540 zu Hagenau statt, obgleich der am 12. Mai 1540 zum Legaten für den kaiserlichen Hof und den Reichstag ernannte Cardinal Cervino aus allen Kräften von dieser Handlung, als zu keinem Ziele führend, abgerathen hatte. „Da die Protestanten," sagte er dem Kaiser, „außer dem niemals genau gehaltenen augsburgschen Bekenntnisse noch viele andere, von dem katholischen Glauben abweichende Artikel hätten, so würden sie gleich Aalen jedesmal demjenigen, der sich mit ihnen einließe, aus den Händen schlüpfen." Wie Cervino es vorausgesagt, wurde in Hagenau nichts Fruchtbares ausgerichtet, außer der auf den 28. Oct. beliebten Vertagung. Anstatt am 28. Oct. wurde am 14. Jan. 1541 das Gespräch in Worms wieder aufgenommen. Bei seinem Widerwillen gegen Verhandlungen der Art hatte der Papst sich gleichwol überzeugt, daß es räthlicher sei, den dringenden Aufforderungen des Kaisers nachzugeben, und den Tag in Worms zu beschicken, als die Ansicht festzuhalten, daß die Ehre des h. Stuhls Theilnahme an einer solchen Unterhandlung nicht gestatte, wodurch er die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten dem Zufalle überlassen und Fürsten und Völker mehr und mehr an den Gedanken gewöhnen würde, daß ohne den Papst über die Religion verhandelt werden dürfe. Auch mußte den Protestanten der Wahn benommen werden, daß ihre wiederholten Erklärungen, einen päpstlichen Abgeordneten nicht aufnehmen, oder wenigstens nicht anerkennen zu wollen, von irgend einer Wichtigkeit sein können. Demnach wurde der Bischof von Feltre, Thomas Campeggio, ein Bruder des Cardinals, am 11. Oct. 1540 zum Nuntius ernannt. „Wenngleich der Papst," heißt es in seiner den katholischen Reichsständen confidentiell mitgetheilten Instruction, „Versammlungen dieser Art, in welchen über Religion gestritten werden soll, nicht nur nicht billigt, sondern sogar verabscheuen muß, und wenn er gleich lebhaft fühlt, daß dieselben zur Verkleinerung der Würde des h. Stuhls gereichen, indem sie ohne dessen Zustimmung ausgeschrie-

ben worden; so will er gleichwol dem Beispiele desjenigen folgen, dessen Stelle er unwürdiger Weise vertritt, der ja auch um der Menschen willen auf das Tiefste seine Majestät erniedrigt hat." Dann wird dem Nuntius auferlegt, schnell zum Hören, langsam zum Reden zu sein, durchaus in keine Disputationen sich einzulassen, nur auf Ermahnungen sich zu beschränken; wenn er sich noch so sehr gereizt fühle, doch keine hitzige Antwort zu geben, und gleichwol durch sein ganzes Benehmen zu zeigen, daß dieses keineswegs aus Schwäche oder Mistrauen für die eigene Sache, sondern aus christlicher Liebe und Mäßigung geschehe. Endlich soll er etwanige Vergleichsvorschläge, auch solche, die ihm der Religion ungefährlich und daher annehmbar dünkten, nur zu Bericht aufnehmen und den Bescheid von dem Papst abwarten. Auch dieses Gespräch wurde nach wenigen Tagen durch kaiserliche Verfügung aufgehoben, um auf dem bevorstehenden Reichstage fortgesetzt zu werden. Neue Entschließungen des päpstlichen Hofes wurden hiernach erfoderlich, und Paul ergriff die Gelegenheit, sein Verlangen nach dem Kirchenfrieden auf die unzweideutigste Art auszudrücken. Caspar Contarini wurde zu Anfange des J. 1541 zum Legaten für den Reichstag in Regensburg ernannt, und traf daselbst am 12. März ein. Diesen Cardinal Contarini hielten die Protestanten für einen Freund ihrer Lehrsätze, weil er am eifrigsten die von Paul III. gewünschte Reformation in der Kirche betrieb. Die unumschränkte Vollmacht, die man von kaiserlicher Seite für ihn gefodert hatte, war ihm aber nicht geworden. Es vermuthet der Papst, in der am 28. Jan. 1541 gegebenen Instruction, es könnten in Teutschland Foderungen vorkommen, die kein Legat, kein Papst, ohne Beirath der anderen Nationen zugestehen dürfe. Doch weiset er darum nicht alle Unterhandlung von sich. „Wir müssen erst sehen," sagt der Papst, „ob die Protestanten in den Principien mit uns übereinkommen, über den Primat des h. Stuhls, über die Sacramente, und anderes, welches sowol durch das Ansehen der h. Schrift, als durch der Kirche ewige und ununterbrochene Observanz gebilligt" (d. i. des **Dogma non definitum** oder **non declaratum**). Am 5. April wurde mit den Verhandlungen angefangen, dabei ein von dem Kaiser mitgetheilter, von Contarini unter einigen leichten Abänderungen gebilligter Entwurf zu Grunde gelegt. Indem der Legat es über sich nahm, den Punkt des päpstlichen Primats, statt, wie ihm aufgegeben, an die Spitze, an den Schluß der Verhandlungen zu stellen, gelang es ihm, über Fragen von der höchsten Wichtigkeit, menschliche Natur, Erbsünde, Erlösung und Rechtfertigung mit den Gegnern sich zu verständigen. Was also gewissermaßen verglichen, das mußte der Genehmigung des Papstes vorgelegt, und auch von Luther, an den man eine eigne Gesandtschaft abordnete, bestätigt werden. Luther aber und der Kurfürst von Sachsen waren nicht geneigt, das gut zu heißen, was in jedem Falle das Äußerste war, das nur irgend katholische Theologen mit ihrem Lehrbegriffe hatten vereinigen können. Kurfürst und Reformator äußerten vielmehr ihre vollständige Misbilligung, und Nicolaus Amsdorf, der strenger, als Luther selbst, auf Luther's Wort hielt, wurde nach Regensburg abgefertigt, um jeden Schritt Melanchthon's zu bewachen, weiteres Nachgeben demselben unmöglich zu machen. Unter solchen Einwirkungen mußten alle Versuche, auch über die Sacramente sich zu vergleichen, unwirksam bleiben. Das Gespräch wurde am 22. Mai geschlossen. Indessen waren die verglichenen Artikel nach Rom gelangt. Sie erregten großes Aufsehen, doch so entschieden wie Luther, drückte in dem ersten Augenblicke der Papst seine Misbilligung nicht aus. Der Cardinal Alexander Farnese ließ dem Legaten zuschreiben, es billige nicht und misbillige ebenso wenig Se. Heil. das Geschehene. Aber alle andere, denen der Aufsatz zu Gesicht gekommen, seien der Meinung, es könnten, vorausgesetzt, daß der Worte Sinn mit dem katholischen Glauben übereinstimme, diese Worte deutlicher sein. Es waren aber nicht allein theologische Bedenklichkeiten, die der Papst empfand. Es war ihm aufgefallen, daß der Kaiser, bei Eröffnung des Reichstages, indem er von einem allgemeinen Concilium sprach, nicht auch geäußert hätte, daß der Papst allein ein Concilium zu berufen berechtigt sei. Man wollte hieraus folgern, das Recht, ein Concilium zu versammeln, könne der Kaiser für sich in Anspruch nehmen, und fand sogar in den Artikeln, die er einst zu Barcelona mit Clemens VII. abgeschlossen, eine dahin zielende Stelle. Zudem äußerten die Protestanten fortwährend, ein Concilium zu berufen, stehe dem Kaiser zu; leichtlich mochte dieser ihnen nachgeben, wo sein Vortheil mit ihrer Lehre zusammentraf, und eine neue, ärgere Spaltung wäre sodann das Geringste gewesen, das zu besorgen. In Teutschland selbst erhoben sich alle wahre Katholiken gegen das in Vorschlag gebrachte Juste milieu, mit besonderer Lebhaftigkeit die Herzoge von Baiern und der Kurfürst von Mainz, der in einem eignen Schreiben den Papst vor einem Nationalconcilium, ja vor einem in Teutschland zu haltenden Concilium warnte, „allzuviel würde man darin zugestehen müssen." Paul III. ließ dem Legaten als seine feste Willensmeinung andeuten, er solle weder öffentlich, noch als Privatmann, einen Beschluß billigen, in welchem die katholische Meinung anders enthalten sei, als in solchen Worten, die keiner Zweideutigkeit Raum gäben. Die Formen, in denen Contarini die verschiedenen Meinungen über den päpstlichen Primat und die Gewalt der Concilien zu vereinigen gedacht hatte, verwarf der Papst unbedingt. Damit doch etwas erreicht würde, wünschte der Kaiser, daß man wenigstens in den verglichenen Artikeln an die gefundenen Formeln sich halten, in den übrigen die Abweichungen zu beiden Seiten toleriren möge. Dazu waren gleich wenig Luther, wie der Papst und die katholischen Fürsten zu bewegen. Während Paul in Teutschland mit den Protestanten und mit dem Kaiser zugleich zu ringen hatte, war der Kirchenstaat selbst nicht frei von Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die zunächst in Perugia den Anfang nahmen. Unmittelbar nach Clemens' VII. Absterben hatte Rudolf Baglione abermals der Stadt Perugia sich bemächtigt. In dem f. J., 1535, sendete Paul Volk aus gegen Baglione, und inzwischen hatte dieser durch seine

Tyrannei die Perusiner dergestalt erbittert, daß er an Widerstand nicht zu denken wagte. Freiwillig verließ er die Stadt, und der Papst benutzte die Gelegenheit, um der Perusiner Burgen, Spello, Bettona u. s. w., schleifen zu lassen. Indem er aber die apostolische Kammer erschöpft gefunden, sah er sich genöthigt, neue Steuern einzuführen, die alten zu erhöhen, die alten, wie die neuen, mit Strenge einzufodern. Eine im J. 1540 angeordnete Salzsteuer erregte besonders im Lande allgemeinen Unwillen, der zu Ravenna in unruhigen Bewegungen, in Perugia in offener Empörung ausbrach. Die Bürger dieser Stadt riefen den Rudolf Baglione herbei, sie gegen das von Peter Ludwig Farnese angeführte päpstliche Heer zu vertheidigen, mußten sich aber bald, da sie in Florenz die gehoffte Unterstützung nicht fanden, selbst auf keinen Widerstand vorbereitet waren, auf Discretion ergeben. Sechs perusinische Edelleute wurden hingerichtet, zehn verbannt; dem Volke wurde die republikanische Verfassung genommen, auf seine Kosten aus des Baglione Häusern eine Citadelle gemacht. Kaum war in Perugia der Widerspruch gegen die Salzsteuer erdrückt, als Ascan Colonna in dem Interesse seiner Vasallen denselben Widerspruch erhob, in so ungemessener Weise, daß auch gegen ihn Gewalt anzuwenden dem Papste nothwendig schien, zu der er sich vielleicht um so eher bestimmte, weil die Besiegung des Colonna eine reiche, für die Ausstattung der Farnese verwendbare Beute verhieß. Peter Ludwig Farnese ging 1541 zu Felde, und belagerte Rocca di Papa; von Genazzano aus suchte Ascan Colonna die Feste zu entsetzen, aber sein Volk wurde geschlagen und Rocca di Papa capitulirte. Hierauf zog das päpstliche Heer vor Palliano, das Fabius Colonna mit 1500 Knechten vertheidigte, und vor Siciliano; nach längerer Vertheidigung erlagen die beiden Festen, denen auch Roviano folgte. Das ganze Gebiet der Colonna in dem Umfange des Kirchenstaats wurde eingenommen, alle ihre Burgen ließ Paul schleifen.

Von dem Reichstage zu Regensburg erhob der Kaiser sich nach Italien, um von dort aus das Unternehmen auf Algier zu bewerkstelligen. In Lucca traf er mit dem Papste zusammen. Vergeblich hatten diesem die Ärzte vorgestellt, wie gefährlich für sein Alter, in der heißen Jahreszeit, diese Reise werden könnte, vergeblich hatten die Cardinäle von der französischen Partei und der französische Gesandte sich bemüht, ihn vom Kaiser fern zu halten. Den Cardinal von Carpi als seinen Legaten in Rom zurücklassend, war Paul, von 150 Reisigen und 200 Fußknechten begleitet, am 27. Aug. 1541 nach Lucca hinaufgefahren und am 8. Sept. daselbst eingetroffen. Zu dreien Malen empfing er den Besuch des Kaisers, den er einmal erwiederte. Er widerrieth den Zug über Meer, hob den hilflosen Zustand von Ungarn hervor, wo des Kaisers Heer sicherlich mehr fruchten konnte, als auf den Küsten der Berberei, vorzüglich aber wünschte er den Stillstand mit Frankreich in einen festen Frieden verwandelt zu sehen. Veranlaßt durch die unaufhörlich sich erneuernden Ansprüche des Hauses Orleans an Mailand, war der Krieg beinahe schon zum Ausbruche gekommen über die Ermordung der zwei französischen Emissäre, des Rincon und Fregoso, ungeachtet der Papst aus eigenem Antriebe den Dandini nach Frankreich gesendet hatte, um des Königs Zorn über dieses unselige Ereigniß zu besänftigen. Karl, so wichtig es ihm sein mußte, des unruhigen Nebenbuhlers Gesinnung und Absichten kennen zu lernen, war nicht zu bestimmen, daß er die Rückkehr des Dandini abgewartet hätte; so unwiderstehlich trieb das Schicksal ihn gegen die Klippen und Untiefen der Küste von Numidien. Das einzige, worüber er mit dem Papste sich einigen konnte, war das Concilium, welches Paul im nächsten Jahre verkündigen zu wollen verhieß. Über das Gebirge von Pistoja ging der Papst, Ende Septembers, nach Bologna, dann durch die Romagna, in kleinen Tagereisen, nach Rom zurück. Den am 9. Febr. 1542 in Speier eröffneten Reichstag beschickte er durch seinen Internuntius Morone (die Instruction ist vom 8. Jan. 1542); den dort versammelten Ständen ließ er zu dem Türkenkriege eine Hilfsmacht von 5000 Mann bieten, für den Fall, daß der Kaiser in Person das Heer befehlige, in dem andern Falle sollten es nur 2500 sein; auch wurde vorausgesetzt, daß nicht Italien selbst von den Türken angegriffen werde, indem alsdann der Papst für die Sicherheit seiner eigenen Gebiete zu sorgen habe. Zugleich verkündigte Morone, daß man sich zur Genüge überzeugen könne, wie ein Concilium der einzige Weg, zu einer Wiedervereinigung in der Religion zu gelangen; diese Überzeugung habe den h. Vater in seinem längst gehegten Wunsche bestärkt, und lasse derselbe hiermit zu dem Sitze des Conciliums die Städte Mantua, Ferrara, Piacenza oder Bologna in Vorschlag bringen. Allein auch dieses Mal wollten die protestantischen Stände weder von einem durch den Papst ausgeschriebenen und geleiteten Concilium, noch von den genannten Städten etwas wissen. Die Katholiken hingegen dankten dem Papste für das Anerbieten der Türkenhilfe sowol, als für das verheißene Concilium. Mit der Wahl der Städte zeigten sie sich aber ebenfalls unzufrieden, da keine Hoffnung vorhanden, daß die Protestanten jemals nach Italien ziehen würden. Diese Einrede beantwortete der Papst mit einem neuen Vorschlage, der zwischen Trident und Cambray getheilt, und indem von den Katholiken keine Einrede gegen Trident zu vernehmen, so verkündigte Paul an dem Feste Petri und Pauli die am 22. Mai 1542 erlassene Ansagungsbulle des Conciliums, welches mit Allerheiligen 1542 seinen Anfang nehmen sollte. Ohne Zweifel wollte der Papst für mögliche Fälle dem Kaiser den Vorsprung abgewinnen; nicht zu verkennen ist es aber auch, wie er über den wahren Zustand der Dinge in Teutschland durch die auf einander folgenden Missionen von Aleander, Campeggio, Contarini belehrt, zu einem Entschlusse gekommen ist: er hofft nichts mehr von Religionsgesprächen, von Überredung, von Concessionen, von theilweisen Reformationen in der Verwaltung der Kirche, er hat sich überzeugt, daß die Trennung um den Glauben nicht mehr einzig in dem Glauben beruht, sondern daß sie auch Zeit gehabt hat, sich tief dem Familien-, dem Volks- und Staatsleben einzuprägen, daß das

Wort Fleisch geworden ist. Ein Concilium will er versammeln, was constituirt in der hergebrachten Weise sich nothwendig für den alten Glauben entscheiden würde; wenn dann die Kirche in ihrer Einheit die Neuerer verdammt hätte, die unter sich selbst zweifelhaft und uneinig wären, so würde es vielleicht möglich sein, daß sie, erschreckt durch die ihnen gegenüberstehende compacte Masse, sich unterwürfen und abschwören. Unterließen sie das aber und blieben bei ihrer Hartnäckigkeit, so wollte Paul den Kaiser anrufen, der weltliche Arm solle die Ketzer treffen und vernichten. Denn daß Karl dieses vermöge, daran zweifelt der Papst nicht, auch ihn beherrscht der allgemeine Wahn von der Möglichkeit einer spanischen Universalmonarchie. Hierbei den Kaiser durch geistige Waffen zu unterstützen, Streiter sich zu erziehen für den bevorstehenden geistigen Kampf, den Fortgang der Irrlehre zu hemmen, ist der Papst einstweilen beschäftigt. Denn daß für solche Zwecke die vorgefundenen Mittel unzureichend, daß die Fortschritte der Gegner der Kirche nur darum so überraschend gewesen wären, weil Wächter Sions in trägen Schlaf versunken seien, das hatte er ebenfalls ergründet; es war ihm nicht unbekannt, daß in vielen Landschaften jenseit der Alpen die große Mehrzahl der Bevölkerung noch dem alten Glauben zugethan, daß aber der Willenlosigkeit dieser Bevölkerung eine entschiedene, katholische Richtung zu geben, die bisherigen Lehrer unvermögend seien, und er wandte seine ganze Aufmerksamkeit zu dem werdenden Institut der Jesuiten. Blind war er bisher für die unübersehbaren Vortheile gewesen, die er von einer Gesellschaft erwarten durfte, die freiwillig, voll Eifer, in heiliger Begeisterung, ausschließlich seinem Dienste sich zu widmen begehrte. In seiner ersten Bestätigung für des h. Ignatius Institut, am 27. Sept. 1540, hatte er die Zahl der Sodalen auf 60 beschränkt, in der zweiten Bestätigung, vom 14. März 1543, wird jede Beschränkung für die Erweiterung des Ordens zurückgenommen, und erlaubt „quod quoslibet fideles.... ad societatem hujusmodi libere admittere, et eorum societati, sub votis per socios emitti solitis, aggregare possint.“ In demselben Geiste hat Paul durch die Bulle vom 21. Jul. 1542 die neue Inquisition geschaffen, welche alsbald mit den durch ganz Italien zerstreuten Elementen des Protestantismus in Kampf gerieth. Wesentlich hat diese Inquisition gewirkt, um Italien als ganz katholisches Land zu erhalten. Mit so weit aussehenden Entwürfen beschäftigt, unterließ Paul gleichwol nicht, die geziemende Sorgfalt den Bedürfnissen des Augenblicks zu widmen. Bereits befand sich Alexander Vitelli mit 3000 Mann päpstlicher Truppen auf dem Marsch, um dem Reichsheer in Ungarn sich anzuschließen; das verheißene größere Hilfscorps blieb zu Hause, da der Ausbruch des Krieges mit Frankreich dem Kaiser persönliche Theilnahme bei den Operationen an der Donau unmöglich machte. Der weitere Fortgang dieses Kriegs bestimmte den Kaiser, aus Spanien sich zu erheben nach den Niederlanden, und im Vorbeigehen zugleich für die Angelegenheiten von Italien einige Fürsorge zu treffen. Zu Genua stieg er ans Land, und zu Bologna erwartete seiner der Papst, der am 26. Febr. 1543, nach einer andächtig abgehaltenen Procession, Rom verlassen, und in Mitten der noch winterlichen Jahreszeit den ganzen Kirchenstaat, Modena, Reggio, Parma, Ferrara, Ancona, Perugia, Viterbo, besucht hatte. Indem aber Karl eilte und Bologna ihn zu weit von der Straße nach Teutschland abführte, ließ er sich bei dem Papste entschuldigen, mit dem Zusatze, daß es ihm höchst angenehm sein würde, in Parma Se. Heiligkeit begrüßen zu können. Als eine arge Beleidigung wurde an dem römischen Hofe die Zumuthung aufgenommen, daß der Papst dem Kaiser nachreisen solle, nur Paul, der sehnlich die Unterredung wünschte, hielt es für zweckmäßig, in einem Consistorium die Cardinäle zu befragen, ob es für ihn so unanständig sei, sich an den von dem Kaiser vorgeschlagenen Ort zu begeben, nachdem dieser abgelehnt habe, den von dem Papste angegebenen Ort zu besuchen. Allerdings sei das unanständig, erklärten die Befragten, und wenn der Kaiser entschlossen, Bologna zu meiden, möge der Papst lieber nach Rom zurückkehren. Über der Ausführung des nach dieser Ansicht gefaßten Beschlusses vergingen einige Tage; Sadoleti, der schon längst erwartete, traf in Bologna ein, und der Papst benutzte den Zutritt dieses einsichtsvollen Mannes, um nochmals in einem Consistorium die Frage abhandeln zu lassen. Fünf Cardinäle, die ersten, welche ihre Stimmen abgaben, beharrten auf der Unanständigkeit, es sei denn, daß sich gewisse Hoffnung ergebe, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln, und hiermit den officiellen Zweck der Reise zu erreichen. Sadoleti, der nunmehr zu sprechen kam, erklärte unumwunden, der Kirche Ehre und Würde beruhe darauf, daß man erwerbe, was zu derselben Nutzen ersprießlich: keine andere Ehre könne er in geistlichen Personen anerkennen. „Auf sichere Hoffnung warten wollen in Dingen, die Gott seiner Allmacht vorbehielt, ist nicht unseres Berufs, sondern wir sollen das Gute begehren und dafür wirken nach unserm Vermögen.“ In einem Schreiben, worin er einen Freund von den Resultaten des Consistoriums unterrichtet, fügt Sadoleti hinzu: „mich schmerzt es ungemein, daß man den Leuten nicht ausreden kann, es werde in jenem Congreß nichts anderes gesucht, als der Privatnutzen Einiger. Davon erzählt sich das Volk Wunderdinge. Welchen Geistes aber auch Andere sein mögen, ich werde mich frei erhalten von jeglichem Flecken.“ Ohne Zweifel spricht der Cardinal von des Papstes Wünschen um Mailand. Früher hatte Paul stets gegen seine Freunde laut geäußert, auch dem Kaiser selbst zu verstehen gegeben, daß Mailand ein Eigenthum des Hauses Orleans sei, und von Rechtswegen den Erbherren zurückgegeben werden müsse. Diese Ansicht hatte er indessen allmälig aufgegeben, wie das ein Vortrag des Cardinals von Carpi an den Kaiser, vom J. 1543 oder aber 1542, wahrnehmen läßt. „Der Kaiser,“ heißt es in diesem Vortrage, „müsse nicht Graf, Herzog, Fürst, er müsse nur Kaiser sein, nicht viele Provinzen, sondern große Lehenträger müsse er haben. Verlassen sei er von dem Glück, seitdem er Mailand in Besitz genommen. Wolle er jenen Staat an Franz I. zurückgeben, so würde

er dessen Länderdurst nicht befriedigen, sondern entzünden: für sich behalten dürfe er aber ebenso wenig diesen Staat. Feinde habe er allein deswegen, weil man von ihm argwöhne, daß er fremde Länder begehre. Wenn er diesen Argwohn tilge, Mailand an einen Herzog vergebe, werde Franz keine Anhänger mehr finden, Karl hingegen Teutschland und Italien für sich haben, seine Fahnen zu den entferntesten Nationen tragen und seinen Namen der Unsterblichkeit zugesellen." Wenn aber der Kaiser Mailand weder den Franzosen überlassen, noch auch für sich behalten sollte, so durfte es ihm als ein nicht unbequemer Ausweg erscheinen, mit diesem Herzogthume seinen Schwiegersohn, den Enkel des Papstes, zu beglücken. Hierüber wurde in Busseto von dem Papst noch ernstlicher gehandelt; er war daselbst am 20. Juni 1543, am folgenden Tage der Kaiser eingetroffen. Busseto war nach langem Rathschlagen als der Ort der Zusammenkunft ausersehen worden, weil der Papst fürchtete, der Kaiser möchte, wenn er ihn in Parma aufnähme, eine so starke Bedeckung von Kriegsleuten einführen, daß die Versuchung in ihm entstehen könnte, der vor nicht so langer Zeit von dem Mailändischen abgerissenen Stadt sich zu bemeistern. Die Unterhandlung um Mailand gab bereits so viel Hoffnung auf Erfolg, daß der Statthalter von Mailand, der Marchese del Vasto, welcher sich für den Entwurf gewinnen ließ, eines Tags die Prinzessin Margaretha, als seine künftige Herrin, in wohlgesetzten Worten begrüßte, und um die Ehre bat, in Mailand sie einführen zu dürfen. Besonders rechnete der Papst auf des Kaisers herkömmliche Geldverlegenheiten und auf die Bedürfnisse des französischen Krieges, um mittels Darbietung einer starken Geldsumme seinem Vorschlage Eingang zu verschaffen. Der Betrag dieser Summe war sogar zwischen dem Kaiser und des Papstes Enkeln in Genua festgesetzt worden, erschien aber dem Papste allzu übertrieben, um sich dazu verpflichten zu können. Hieran scheint die Unterhandlung sich gebrochen zu haben, eine von den unbegreiflichsten in Karl's Leben, wenn wir auf die strategische Wichtigkeit von Mailand blicken, und auf sein reiches, den Gesammtertrag von Spanien übertreffendes Einkommen. Auch dazu, daß der Papst Parma und Piacenza von dem Kirchenstaate absondere, und seinem Sohne als einen unabhängigen Staat reiche, versagte der Kaiser seine Einwilligung, deren Paul doch, wegen der frühern Beziehungen der beiden Städte zu dem Reiche, zu bedürfen glaubte. Persönliches Interesse trat zwischen die beiden Regenten, denen wohlverstandenes politisches Interesse die engste Vereinigung zur Pflicht gemacht haben würde. Die Stellung, welche die Farnesen sich zu geben gewußt, war an sich schon nicht ohne Gefahr für den Kaiser. Von den Ländern Italiens, die seiner Herrschaft oder seinem Einflusse unterworfen, war nicht eines, dessen Regierung nicht durch Gewalt hätte gegründet oder wenigstens befestigt werden müssen. Allenthalben, in Mailand, Neapel, Florenz, Siena, Genua, gab es Misvergnügte und Besiegte; Emigranten ohne Zahl füllten die Straßen von Rom und Venedig. Durch das nahe Verhältniß zu dem Kaiser ließen die Farnesen sich nicht von einer Verbindung mit diesen zwar unterdrückten, aber durch Bedeutung ihrer Oberhäupter, Reichthum und Anhang noch immer mächtigen Parteien abhalten. An der Spitze der Sieger stand der Kaiser, bei dem Papst suchten die Geschlagenen Zuflucht. Durch unzählbare, verborgene Fäden an einander geknüpft, blieben sie mit Frankreich in sichtbarem oder unsichtbarem Zusammenhange; immer neue Plane und Unternehmungen, jetzt auf Siena, dann auf Genua oder Lucca vorbereitend. Sogar in Florenz suchte der Papst fortwährend Eingang zu finden, Fuß zu fassen. Sichtlich stehen Papst und Kaiser, beide gleich sehr durch die neuen Ideen bedroht, immer noch als Häupter zweier Factionen, einander gegenüber. Hat der Kaiser seine Tochter in der Farnesen Haus gegeben, so wollte er damit den Papst nur im Zaume halten, oder, wie er selbst sagt, den bestehenden Zustand von Italien behaupten, der Papst dagegen wünscht seine Verbindung mit dem Kaiser zu benutzen, um der kaiserlichen Macht etwas abzugewinnen; sein Haus will er unter des Kaisers Schutz und zugleich mit Beihilfe von des Kaisers Gegnern erhöhen. Immer noch zeigt sich eine gibellinische Partei für den Kaiser, eine welfische Partei, die dem Papste zuhält. Diesem wird die Feindschaft des jungen Herzogs von Florenz besonders hinderlich, die sich deutlich in den Worten des Cosmus spiegelt: „der Papst, dem so viele Unternehmungen glückten, hat kaum einen lebhaftern Wunsch übrig, als daß er auch in Florenz etwas vermöge, diesen Staat dem Kaiser entfremde, aber mit solchem Wunsche soll er zu Grabe gehen." Um den ostensiblen Zweck der Reise zu fördern, handelte endlich der Papst von den Mitteln, des Kaisers Frieden mit Frankreich herzustellen, und seiner Worte geringen Eindruck vermerkend, bat er um Gehör für einen Cardinal, der eine Rede vortragen wolle von christlicher Eintracht und ihren Früchten. Das ließ der Monarch, dem h. Collegium zu Ehren, sich gefallen, aber wie meisterhaft auch des Cardinals Grimani Rede gewesen, eine Wirkung hat sich nicht verspüren lassen. „Es verwunderte sich der Papst höchlich, daß Karl, der in jeder andern Beziehung stets eine Richtschnur der Billigkeit und die höchste Zier des wahren Ruhms gewesen, jetzt in solcher Weise von blinder Harnäckigkeit sich beherrschen lasse." Wegen der vereitelten Aussicht auf Mailand und Parma mag Paul wol mehr, als bloße Verwunderung empfunden haben. Es schreibt Sepulveda (lib. 22.), von dem Gegenstande der besondern Fürsorge des Kaisers, von dem Concilium, handelnd: „Hoc a se Pontifex impetrari posse negabat, nisi Parmae et Placentiae principatum a se filio Petro Aloysio et posteris in perpetuam possessionem traditum, Carolus confirmaret, quod Carolus injustum esse reputabat. Ita dum alter justitia et pietate, alter avaritia et praepostera ambitione pessimo exemplo, praesertim tali tempore, ducitur, re utrinque infecta colloquium dimittitur." Hiermit wird in Verbindung gebracht, daß unmittelbar darauf, am 6. Juli 1543, Paul das Concilium bis zu einer bessern Zeit, wo die öffentlichen Angelegenheiten einer solchen Versammlung günstiger sein würden, vertagte. Seine Legaten waren am 21.

Nov. 1542 in Trient eingeritten, und daselbst hatten sich auch spät genug, die kaiserlichen Gesandten eingefunden. Unverkennbar war bei den waltenden Umständen kein Gedeihen für das Concilium zu erwarten, doch soll der Papst die Vertagung ausgesprochen haben, einzig um sich für die Versagung der an den Kaiser gestellten Foderungen zu rächen. Dieser Schlußfolge mag Robertson's Betrachtung (Buch 7.) zur Erwiederung dienen: the legates remained several months at Trent; but as no person appeared there, except a few prelates from the ecclesiastical state, the Pope, in ordre to avoid the ridicule and contempt, which this drew upon him from the enemies of the church, recalled them and prorogued the council." Nachdem er fünf Tage vergeblich in Busseto zugebracht, auch von dannen den Kaiser aufbrechen gesehen, trat Paul den Rückweg gen Bologna an, um daselbst das Fest der Apostel Peter und Paul auf das Feierlichste zu begehen. An diesem nämlichen Tage kam Barbarossa mit seiner Flotte von der Insel Ponza nach der Mündung der Tiber, solchen Schrecken verbreitend, daß die Küstenbewohner nicht eilig genug dem Gebirge zuflüchten konnten, und daß die Römer in Masse sich anschickten, die Stadt zu verlassen, was allein ein beruhigender Brief des französischen Commissarius auf der türkischen Flotte, des Baron de la Garde an den Legaten, den Cardinal von Carpi, geschrieben, verhinderte. Während des Papstes Hauptstadt solche Schrecken vor Türkengefahr empfand, befanden sich die päpstlichen Hilfstruppen für den Türkenkrieg in Ungarn, 30 Compagnien von Joh. Bapt. Savelli und Julius Orsini befehligt, auf dem Marsch nach der Donau.

Den Unwillen, den Paul von Busseto mitgenommen, fand er bald Gelegenheit, würdiger zu äußern, als durch die Zurücknahme des Conciliums. Der speier'sche Reichsabschied vom 9. Juni 1544, so vortheilhaft er den Protestanten, hat diese nicht abgehalten, in Betreff einiger Punkte eine schriftliche Verwahrung einzulegen; bei den Katholiken mußte er die allgemeinste Misbilligung finden, und diese Misbilligung sprach Paul in zwei verschiedenen Sendschreiben an den Kaiser in energischen Worten aus. „Bewogen durch das Schicksal des Priesters Eli," also schreibt der Papst, „dessen Nachsicht für die Söhne von Gott nachdrücklich bestraft worden, spreche er zu ihm. Es seien in Speier Dinge beschlossen worden, deren Ausführung nicht allein den Kaiser in gewisse Seelengefahr stürzen, sondern auch den Frieden der Kirche gänzlich zerstören werde. Das erste Grundgesetz der Kirche, nach welchem das Urtheil über alle sie betreffende Streitigkeiten nur von dem h. Stuhl eingeholt werden dürfe, sei unbeachtet geblieben, und ein National-Concil, ein Reichstag, zur Entscheidung des über die Religion ausgebrochenen Zwistes angesetzt worden, als ob der Stuhl gar nicht vorhanden wäre, dem alle göttliche und menschliche Rechte, mit Zustimmung so vieler Jahrhunderte, die Macht Concilien auszuschreiben, übertragen hätten. Aber noch Anderes und Vieles in den Schlüssen des Reichstages verstoße wider die Religion sowol, als wider die gesetzliche Ordnung. Laien, ja Laien aller Art, Meister in den ärgsten Ketzereien hätten gerichtet über geistliche Dinge, Schlüsse gefaßt über die Güter der Kirche und deren künftige Bestimmung; Leute, welche im Bann und durch des Kaisers eigene Edicte verurtheilt seien, hätten in seiner Gegenwart auf ihrem alten Platze gesessen und sollten künftig zu Gericht sitzen über die Kirche. Woher nehme der Kaiser die Macht, etwas wider den wahren Glauben festzusetzen oder zu genehmigen? Es gebühre ihm zu hören, nicht zu lehren; das Angeordnete anzunehmen, nicht es zu untersuchen; die kirchlichen Gesetze mit dem Schwerte zu schirmen, nicht Übertretern und Empörern Vorschub zu leisten. Nicht ihm sei die Sorge für die Seelen der Gläubigen übergeben, denn nicht zu Cäsar, sondern zu Petrus habe Christus gesagt: Weide meine Schafe! Dies seien die Anfangsgründe des Glaubens: wer diese nicht wisse, könne nicht für einen Hausgenossen, sondern müsse für einen Feind gehalten werden, der das Eigenthum Gottes an sich reiße. Wol pflegten die Ungehorsamen ihre Auffoderung an die Fürsten, sich auf den Stuhl Gottes zu setzen, mit dem Vorgeben zu beschönigen, daß die Priesterschaft ihre Pflichten versäume, und daß folglich die weltliche Macht einschreiten müsse, um Ordnung in den Kirchensachen zu stiften. Aber eben hierdurch werde die von Gott selbst gestiftete Ordnung, nach welcher die Ämter seines Haushalts vertheilt, umgestoßen, und wie Gott ein solches Eingreifen, selbst wenn es wohlgemeint, beurtheile, das bezeuge der plötzliche Tod des Uza, den der Herr schlug, weil er die Hand ausstreckte, um die durch das Ausbeugen der Zugochsen zum Falle sich neigende Bundeslade zu halten. Durch dieses Beispiel sollte der Kaiser sich warnen lassen vor denen, welche die Verbesserung der Kirche im Munde führten, in der Absicht, nicht an muthwillige Stiere, sondern an Priester die Hände zu legen. Alle Widersacher des Priesterthums hätten in der Regel ein schlechtes Ende genommen, und wenn Gott einige derselben ungestraft lasse, so geschehe dieses deshalb, damit die Menschen nicht dächten, es würde kein zukünftiges Gericht sein. Die härteste Strafe unter allen sei zu wähnen, daß man ungestraft gegen Gott sich auflehnen könne: alle die in solchen Wahn verfallen, würden mit Blindheit geschlagen und ihrem verkehrten Sinne hingegeben, was zwar allen Gottlosen gemein, aber besonders bemerkbar an denen, welche den apostolischen Stuhl angegriffen und die Einheit der Kirche zerrissen hätten. Er solle an Constantin den Großen, den Knecht Gottes und den glücklichsten Kaiser, denken, der von der Priesterschaft selbst ersucht, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, dies mit den Worten zurückgewiesen: Gott hat euch zu Priestern gesetzt und euch Macht gegeben, uns zu richten, ihr aber könnet von Menschen nicht gerichtet werden! Wahrscheinlich werde er sagen, daß auch er die Sache auf ein Concilium gestellt habe. Aber die beigefügte Bedingung, daß dasselbe in Teutschland gehalten werden solle, gestatte nicht, dasselbe für allgemein, für frei, für christlich zu achten. Warum werde von einem National-Concilium gesprochen? Warum geschehe der nach Trient berufenen Versammlung keine Erwähnung? Der Papst werde es nicht abschlagen, dieselbe, wenn nur

alles übrige christlich, auch in Teutschland halten zu lassen; der Kaiser möge aber selbst zusehen, ob ein christliches Concilium in Gegenden stattfinden könne, wo man den Statthalter Christi für den Antichrist ausschreie, und nichts Christliches, als den Namen bewahre." Noch stärker drückt sich das zweite, an dem päpstlichen Hofe zwar nicht genehmigte, aber allenthalben verbreitete Schreiben aus: „Wenn man die h. Schrift durchforsche, werde man viele und merkwürdige Beispiele von den Strafen Gottes für diejenigen finden, welche sich des Hohenpriesters Amt angemaßet, während Gott diejenigen, die dem römischen Stuhl, als dem Haupte der übrigen Kirchen, beigestanden und der Geistlichkeit Lieb und Treue bewiesen, mit Gütern und Wohlthaten überhäuft habe, wie an dem großen Constantin, Theodosius und Karl dem Großen zu sehen, dagegen er diejenigen, die in das Gegentheil verfallen, nachdrücklich bestraft habe, als einen Mauritius, Constantin II., Philipp, Leo, Heinrich IV. und Friedrich II. Daß Karl die Streitigkeiten abgethan und die Kirche verbessert haben wolle, sei überaus löblich, er ersuche ihn auch, daß er ihm (dem Papst), dem von Gott die Sorge hierfür anvertrauet, beistehen wolle. Er selbst habe dieses Verlangen durch wiederholte Ankündigung des Conciliums geäußert. Da nun dieses vornehmlich durch den Krieg verhindert werde, möge der Kaiser vor Allem bedacht sein, den Frieden herzustellen. Für das künftige solle er alle Religionsstreitigkeiten von den Reichstagen ausschließen, nicht über die geistlichen Güter verfügen, und alles dasjenige widerrufen und aufheben, was er in übertriebener Gelindigkeit den Rebellen und Feinden der römischen Kirche eingeräumt habe; sonst würde der Papst wenn er nicht, der Kirche zum höchsten Schaden, sein Amt hintansetzen wolle, wider Gewohnheit, Natur und Willen ernsthafter und strenger mit ihm verfahren müssen. Er sei nicht gesonnen, etwas zu unterlassen, so durch die Pflicht geboten, denn beständig schwebe ihm vor die strenge, von Gott über den Priester Eli verhängte Strafe. fBis dahin habe er väterliche Gelindigkeit gebraucht, ruchte diese nicht, so werde er andere Mittel suchen müssen. Darum soll der Kaiser überlegen, was sich am besten für ihn schicke, und was seinen Angelegenheiten und seiner Ehre am ersprießlichsten sei, dem Papste beizustehen in der Beruhigung der Kirche, oder denen zu willfahren, die nichts so sehr suchen, als die Zerrüttung der Kirche." Nothwendig mußte dieser Ton durch den zu Crespy am 24. Sept. 1544 abgeschlossenen Frieden umgestimmt werden. Die Nachricht von dieser Pacification war in Rom kaum angelangt, als der Papst sich beeilte, durch Bulle vom 19. Nov. 1544 die Eröffnung des nach Trient ausgeschriebenen Conciliums auf den 15. März Sonntag Lätare 1545 festzusetzen. Die Bedenklichkeiten, die bisher immer noch eine Partei an dem römischen Hofe gegen das Concilium genährt, waren mehrentheils verschwunden, und Jedermann hielt sich überzeugt, daß entweder kein Concilium zu Stande kommen werde, oder doch nur ein solches, welches, weit entfernt, die Berechtigungen des h. Stuhls anzutasten, vielmehr ungezweifelt die Protestanten verdammen werde, ohne in Ansehung derselben das Mindeste zu fruchten, in welchem Falle Karl entweder, nach des Papstes Sinn, Gewalt gebrauchen, oder vor ganz Europa mit dem Rufe sich belasten müßte, er habe mit dem so sehnlich verlangten Concilium entweder sich selbst geäfft, oder von andern sich äffen lassen. Des Papstes Frieden mit dem Kaiser vollständig herzustellen, und zu solchem Geschäfte um so besser empfohlen, seitdem seine Schwägerin, die Herzogin Margaretha, 1544 von Zwillingen entbunden worden, begab sich der Cardinal Alexander Farnese im Frühjahre 1545 nach Worms auf den Reichstag. Es ist das eine der wichtigsten von Paul ausgegangenen Sendungen. Dem Cardinal gelang es, noch einmal den Unmuth des Kaisers zu begütigen. Über einige Beschuldigungen suchte Alexander sich und seine Brüder zu rechtfertigen, wegen anderer Ereignisse bat er um Verzeihung und versprach, daß alle Farnesen in Zukunft Sr. Maj. gehorsame Diener und Söhne sein würden, welchem der Kaiser entgegnete, dann wolle er sie auch als seine eigenen Kinder behandeln. Hierauf zu den eigentlichen Verhandlungen übergehend, besprachen sie sich über den etwa gegen die Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes zu führenden Krieg und über das Concilium. Diese letzte Angelegenheit, meinte der Kaiser jetzt, gehe den Papst allein an. Der möge das Concilium eröffnen und fortsetzen, wie es ihm beliebe, zu einer bestimmten Mitwirkung könne sich aber der Kaiser nicht verpflichten. Er besorge nämlich dadurch die Protestanten zum Kriege zu reizen. Bei der großen Entmuthigung der Katholiken in Teutschland und bei der fanatischen Abneigung der Sektirer gegen Rom könnte er in diesem Falle kaum dafür stehen, daß nicht die gänzliche Unterdrückung der Katholiken und sogar der Sektirer Einbruch in Italien folgen sollte. Ihm fehle es, nach so vielen Kriegen, an Hilfsmitteln, daher er nur seine Person anbieten könne. Er wünsche also zu wissen, ob und mit welchen Kräften der Papst die Last eines Religionskrieges auf seine Schultern zu nehmen gedenke. Hiernach war der Legat versucht zu glauben, daß der Kaiser nur dem Papste sein Geld ablocken wolle, sodann aber, um den Preis fernerer Türkenhilfe, mit den Protestanten den Frieden bestehen lassen werde, und er schrieb höchst ungünstige Berichte von Karl's zweideutigem Sinne nach Rom; später scheint es ihm jedoch gelungen zu sein, mit dem Kaiser sich zu verständigen. Das Concilium, dessen Anerkennung abseiten der Protestanten von den kaiserlichen Ministern mit unendlicher, aber fruchtloser Mühe fortwährend betrieben wurde, sollte unverzüglich zur Thätigkeit kommen. Für den Fall, daß der Kaiser genöthigt werde, gegen die Bundesverwandten Gewalt zu gebrauchen, machte sich der Papst anheischig, ihn mit allen seinen Kräften, mit allen seinen Schätzen zu unterstützen, ja, „wäre es nöthig, zu dem Ende seine Krone zu verkaufen." Auch von Parma und Piacenza muß in Worms, Mai bis Juni 1545, gehandelt worden sein, denn alsbald nach des Legaten Heimkehr traf der Papst Anstalt, den lange gehegten Wunsch zu verwirklichen. Nicht mehr mit jener Unbeschränktheit, wie ein Alexander, ein Leo, konnte er hierbei verfahren. Er gab als Tauschobject Camerino und Nepi

an die Kirche zurück: durch eine Berechnung der Kosten, welche die Bewachung jener isolirten Punkte in der Lombardei erfodere, durch den dem Sohne auferlegten Zins von 10,000 Zechinen, durch den Ertrag von Camerino und Nepi suchte er zu beweisen, daß die Kammer bei dem Tausche keinen Schaden leide, gleichwie die politische Stellung des Kirchenstaates nur gewinnen konnte durch Weggabe eines Gebietes, welches einzig geeignet, seine Verwickelungen, seine Abhängigkeit zu mehren. Aber nur indem Paul mit den einzelnen Cardinälen sprach, vermochte er sie, und dann noch nicht alle, zu überreden. Einige widersprachen laut, andere versäumten geflissentlich das Consistorium, in welchem die Sache vorkam. Auch der Kaiser, der dem Geschäfte überhaupt entgegen, und dessen Gesandter der Feierlichkeit der Belehnung nicht beiwohnen durfte, hätte wenigstens gewünscht, daß das neue Herzogthum seinem Schwiegersohne, als der Camerino gewesen, zugetheilt werde. Aber der Papst belehnte am 26. Aug. 1545 seinen Sohn Peter Ludwig mit dem Herzogthume Parma und Piacenza, indem für diesen die Cardinäle sich entschieden hatten, „haviendo de vivir tampoco, como mostrava su indisposicion."

Die Eröffnung des Conciliums hatte am 15. März 1545 stattfinden sollen. Am 13. März waren von den drei für dasselbe ernannten Legaten, Johann Maria de Monte, Bischof von Palestrina, Marcellus Cervino, Cardinal tit. S. Crucis und Reginald Pole, die beiden ersten in Trient eingeritten, als sie aber am Sonntag Lätare, am 15. März, die Sitzung eröffnen wollten, war außer ihnen nur der Bischof von Feltre vorhanden. Am 22. März traf der kaiserliche Gesandte, Diego Hurtado de Mendoza, ein. Allzu gering blieb aber fortwährend die Zahl der Bischöfe, allzu kriegerisch, überhaupt ungünstig die Zeit; hierzu kam, daß der Kaiser selbst, dessen Ansehen immer schwankender in Teutschland sich gestaltete, von neuem eine Zögerung wünschte. Weil jedoch die bereits versammelten Bischöfe ihre Zeit nicht umsonst verbringen wollten, und zu besorgen stand, daß sie, einmal aus einander gegangen, kaum mehr zur Rückkehr zu bewegen sein würden, ließ Karl endlich zum Werke schreiten. Am 3. Sonntag im Advent, am 13. Dec. 1545, wurde das Concilium eröffnet. Der Kaiser foderte, daß mit der Reform der Kirchenzucht das Werk beginne, eine Entscheidung in Glaubenssachen, meinte er, werde lediglich die Erbitterung der Protestanten steigern und eine Wiedervereinigung unmöglich machen. Diese mit Frucht zu betreiben, müsse man vor allem die Protestanten hören und freundschaftlich zu überzeugen suchen. Dagegen behauptete man von Seiten des Papstes, „auf allen vorigen Concilien sei der Anfang mit der Behandlung der Glaubenssachen gemacht worden; der Glaube sei die Grundfeste der Kirche, von dieser müsse man den Bau anfangen, nicht von dem Dach. An dem Glauben sei weit mehr gelegen, als an den Sitten und der Kirchenzucht; wenn eine Stadt von dem Feinde belagert werde, müsse man diesen zuerst abtreiben, nicht aber den Anfang machen mit der Züchtigung der eigenen Bürger, indem man sonst zu Misvergnügen diejenigen reize, auf deren Treue und Tapferkeit die Vertheidigung der Stadt beruhet. Ganz vernunftwidrig sei es, daß derjenige, der den Kläger vorstellt, ja selbst der Richter sich, abtrünnigen Rebellen zu Gefallen, freiwillig schuldig bekenne, oder daß man sich um die Heilung geringerer Krankheiten bekümmere, und der Pest, zu unwiederbringlichem Verluste, freien Lauf lasse." Es waren das die öffentlich angegebenen Gründe, andere noch hat Pallavicini aufbewahrt: „die so sehnlich verlangte Reformation sei doch im Grunde meistens auf den römischen Hof und die Curie abgesehen; daß aber der Regent die Zurechtweisung und Besserung seiner selbst und seiner Diener andern überlassen wolle, sei gegen alle Klugheitsregeln. Die Gesinnungen Aller müsse man zu erforschen suchen, doch Rath fodern nur von wenigen; vornehmlich stehe es dem Regenten zu, Gesetze für die Seinigen zu geben, sonst würden diejenigen, die ihm Ehrerbietung schuldig wären, sich gewöhnen, sein Thun und Lassen zu bekritteln, auch wol gar den zu regieren suchen, von dem sie regiert werden müßten. In allen Dingen, bei welchen sie selbst nicht betheiligt, seien die Menschen strenge Richter; von den Bischöfen würden einige aus Unerfahrenheit, einige aus einem von der Vernunft nicht geregelten Religionseifer, andere aus Eigennutz und Augendienerei für ihren Monarchen, andere aus Neid und Abneigung gegen den Papst, dem römischen Hofe die strengsten Gesetze vorschreiben, die nicht sowol auf Abschaffung der Misbräuche, als auf Beschränkung der päpstlichen Erweiterung der bischöflichen Gewalt zielen würden. Was solle aber der Papst thun, wenn etwas dergleichen zu Trient unternommen würde? Solle er sogleich nachgeben, und dasjenige vollends abtreten, das ihm bisher selbst die Ketzer nicht entziehen konnten, oder sich widersetzen und mit dem Concilium in Streit gerathen, während doch die letzte Hoffnung für einen erfolgreichen Kampf gegen die Ketzer auf der Eintracht mit dieser Versammlung beruhe. Wenn einmal die Bischöfe des Sinnes geworden, den Papst zu beschränken, würden sie sich ohne Zweifel, nach dem von Basel ausgegangenen Beispiele, eine Obergewalt und Gerichtsbarkeit über den Papst anmaßen wollen, woraus ein ewiger Kampf in der Kirche selbst, und unsterbliches Mistrauen entstehen müsse." Gegen des Kaisers Ansicht setzten die päpstlichen Legaten den von Thom. Campeggio als eine Auskunft vorgeschlagenen Beschluß durch, es solle zugleich von Reform und Dogma gehandelt werden. In der That nahmen sie zuerst nur das Dogma vor. Der Augenblick war ihnen im hohen Grade günstig. Mit den beiden Häuptern des protestantischen Bundes völlig zerfallen, einen Krieg besorgend und für solchen der Hilfe des Papstes bedürfend, konnte Karl die Ansprüche nicht geltend machen, die er bisher auf ein Concilium gründen zu wollen geschienen hatte. Vollauf beschäftigte ihn der Krieg; bei der großen Macht der Protestanten ließen die Verwicklungen, in welche er gerathen würde, sich kaum absehen; um so weniger konnte er dann auf die Reform dringen, mit welcher er bisher dem heil. Stuhl gedroht hatte. Nachdem des Papstes Ansicht im Allgemeinen obgesiegt hatte, suchte Karl wenigstens die Entschei-

dung einzelner Glaubenssätze so lange zu verzögern, bis er auf die eine oder die andere Weise hoffen könnte, die Protestanten zur Theilnahme an dem Concilium zu vermögen. Von dieser Ansicht ausgehend, ließ er noch einmal den Legaten die triftigsten Gründe für sein System vortragen. „Wenn man," so lautete die Antwort, „blos die Reformation betriebe, würde es das Ansehen gewinnen, als sei das Concilium versammelt, um nicht die Ketzer, sondern die Katholiken zu verdammen, ohnehin sei die Sache nicht mehr zu ändern, nachdem die Versammlung ihren Entschluß gefaßt, der Papst diesen Entschluß gutgeheißen habe." Eben, Mai 1546, war Karl in dem Reichstage zu Regensburg beschäftigt, wo er doch allmälig zu der vollständigen Überzeugung gelangen mußte, daß auf Teutschland nur mehr gewaltsame Mittel einwirken konnten. Seine Opposition gegen den Gang des Conciliums ermattete in dem gleichen Maße wie die Väter, beharrlich in ihrem System, die Anzahl und Echtheit der kanonischen Bücher bestimmten und sich anschickten, den wichtigen Artikel von der Rechtfertigung zu entscheiden, ohne daß noch ein Protestant zu Trient erschienen wäre, oder sich Hoffnung machen konnte, gehört zu werden. Und in demselben Geschwindschritte begannen nicht minder die politischen Angelegenheiten sich zu bewegen. Am 16. April 1546 sprach der Papst die Absetzung des Erzbischofs Hermann von Cöln aus. Der Cardinal von Trient, Christoph Madruzzi, ging in des Kaisers Auftrag nach Rom, um das Bündniß abzuschließen, von dem in Worms der Cardinal Farnese gehandelt hatte. Am 26. Juni 1546 wurde der Vertrag von dem Papste unterzeichnet, vermöge dessen der Kaiser schon im nächsten Monat mit Heeresmacht im Felde erscheinen sollte. Es machte sich derselbe zugleich anheischig, nachdem er den letzten Versuch gemacht haben würde, durch Güte und Vernunft die Gemüther umzustimmen, Waffenmacht anzuwenden, und mit Gewalt diejenigen unter den Teutschen zu bändigen, welche fortfahren würden, dem Concilium den Gehorsam zu verweigern. Nichts wollte der Kaiser verabsäumen, so zu Vertilgung des Irrglaubens führen könnte, und so zweckmäßig, um die Abtrünnigen unter die Botmäßigkeit des Papstes zurückzuführen. Endlich gelobte er, sich jeden Vertrags mit ihnen zu enthalten, der nachtheilig der Kirche oder verkleinerlich der Würde des heil. Stuhles wäre. Von der andern Seite verpflichtete sich der Papst, außer den bereits zu Augsburg niedergelegten 100,000, binnen Monatsfrist andere 100,000 Goldgulden zu Venedig zu deponiren, welche Summen beide auf den Krieg zu verwenden. Er versprach eine Hilfsmacht von 12,000 Fußgängern und 500 Reitern, für ein halbes Jahr angeworben, „quod semestre tempus ita intelligatur, si expeditio tantum temporis tenuerit" (ein halbes Jahr war demnach das höchste Zeitmaß, welches der Krieg zu erfodern schien). Er bewilligte dem Kaiser für das laufende Jahr die Hälfte von dem Einkommen aller Kirchen in Spanien, und erlaubte „ut ex distractis juribus monasteriorum Hispaniae in bona fiduciaria ac clientes redigantur quingenta millia nummorum in hanc expeditionem derivanda" (diese letzte Bestimmung wurde von dem heil. Collegium nicht genehmigt, sondern verfügt, daß die verheißene Subsidie in anderer Weise ausgemittelt werde). Der Tractat, nachdem er des Kaisers Genehmigung empfangen — Karl soll ohne zu lesen unterschrieben und dabei geäußert haben, er vertraue dem Papste — wurde am 28. Juli verkündigt, vorher, am 3. Juli hatte der Papst ein Schreiben an die 13 Orte der Schweiz gerichtet, darin ihre Beständigkeit im Glauben, ihr Eifer für Religion und Frieden gepriesen und ihnen von des Kaisers Entschließungen Kenntniß gegeben wurde. Er selbst, fährt Paul fort, empfinde ein Verlangen, mit diesem Monarchen sich zu verbinden, um die heilige Angelegenheit der Religion und zugleich die Würde des Reichs zu vertheidigen; solches fodere von ihm sein geistliches Amt, und auch sie müsse er mahnen, ein so gerechtes Vorhaben zu begünstigen und abermals durch eine angemessene Unterstützung für jenen Krieg die Zuneigung zu bewähren, welche sie stets dem heil. Stuhle und dem Kaiser bewiesen hätten. Sichtlich wollte der Papst durch diese vorschnelle Mittheilung die immer noch zweifelhafte Politik des Kaisers zur Entscheidung fortreißen, ihm nicht länger verstatten, daß er hier vorgebe, er ergreife die Waffen, um die verletzte Würde des Reichs zu vertheidigen, dort behauptete, er wolle für den Glauben streiten. Der an die Schweizer gerichteten Note folgte am 15. Juli eine Bulle, worin alle Christen aufgefodert wurden, ihr Gebet zu vereinigen, um von dem Himmel Segen für den Krieg zu erflehen, welchen der heil. Stuhl gemeinschaftlich mit dem Kaiser gegen die Ketzer in Teutschland führen werde. Schon hatte die seit längerer Zeit geordnete päpstliche Armada ihren Marsch angetreten. Es waren drei Regimenter Fußvolk, nicht über 10,000 Mann stark, von Alexander Vitelli befehligt, und 500 leichte Reiter, unter Joh. Bapt. Savelli. Den Oberbefehl führte Octav Farnese, dem als Legat sein Bruder Alexander zur Seite stand. Dieser sollte des Kaisers Schritte und Gesinnungen beobachten, denen der Papst noch immer mistraute. Die berühmtesten Kriegsobersten befanden sich in des Octav Gefolge, Sforza Pallavicini, Friedrich Savelli, Paul Vitelli, Julius Orsino, Alexius Lascaris, Hieronymus Pisani, Johann Maria Padovano, Nicolaus Piombino, Nicolaus Orsino, von Pitigliano Graf. Dem Heere hatten sich des Herzogs von Florenz 200 Reiter, von Rudolf Baglione geführt, und 100 ferraresische Reiter unter Alfons von Este, dem natürlichen Sohne des Herzogs, angeschlossen. Von Seiten der Verbündeten war am 10. Juli mit Wegnahme von Ehrenberg der Anfang zu den Feindseligkeiten gemacht worden. Ihr Auftreten in Tyrol wirkte zumal auf die Väter in Trient. Den allgemeinen Schrecken theilend, berichteten die Legaten nach Rom, daß unter den gegenwärtigen Umständen der Aufenthalt in Trient ihnen weder sicher noch geziemend erscheine; der Ort befinde sich in keiner Verfassung, um einen Angriff auszuhalten, der nicht allein aus Teutschland, sondern auch von Graubündten her drohe, abgesehen von den vielen Anhängern und verdeckten Freunden, welche die Sektirer nicht nur in Tyrol, sondern selbst in der Umgegend von

Verona und Vicenza zählten. Ihre wahren Gründe für eine Verlegung des Conciliums durften die Legaten dem Papste nicht entwickeln, indem solche von der delicatesten Beschaffenheit waren. In seinem vorgerückten Alter war Paul öftern Krankheitsfällen ausgesetzt; auf ein langes Leben war bei ihm nicht mehr zu rechnen. Nun fürchteten die Legaten, Cervino zumal, es möchte das Concilium in einem solchen Falle die Papstwahl an sich ziehen wollen, wofür ihm in Trient die Unterstützung der weltlichen Fürsten kaum fehlen konnte. Den Kaiser besonders hatte man im Verdachte, daß er alsdann für seinen Lieblingsgedanken, für die Wiedervereinigung in der Religion den Rechten des heil. Collegiums und der römischen Kirche verletzende Schritte wagen dürfte. Da man in Rom es noch zur Zeit für bedenklich hielt, dem Antrag der Legaten Gehör zu geben, und mit dem Rückzuge der Bundesverwandten die Kriegsgefahr schwand, suchte Cervino ein anderes Mittel. „Nicht die Furcht," schrieb er, „habe ihm jene Gesinnungen eingegeben, sondern die Sorge um der Väter Freiheit. Man möge in Rom erwägen, ob sich nicht Karl, nachdem er sich einmal bewaffnet, ungleich mehr, als vordem, in Ansehung des Conciliums erlauben, demselben nicht von dem Dogma, sondern von der Reformation zu handeln gebieterisch vorschreiben, ja selbst die Art und Weise der Reformation befehlen würde?" Daneben wurde auch vorgestellt, „die Gegend sei rauh, der Boden unfruchtbar, die Gesundheit der Väter leide und der Bedarf an Lebensmitteln könne nicht erbracht werden; der Cardinal Madruzzi, als Bischof von Trient, erweise sich gegen die Legaten übermüthig und trotzig, und halte sie gleichsam als Untergebene, wie das aus dem heftigen Wortwechsel erhelle, den er in öffentlicher Sitzung mit dem ersten Legaten gehabt." Alles zusammengenommen wirkte so viel, daß der Papst am 3. August Vollmacht für die Legaten ausfertigte, das Concilium zu verlegen, falls hiermit die Mehrzahl der Väter einverstanden sein würde. Auch sollten sie sogleich von ihrem Vorhaben dem Kaiser Nachricht geben. Bei der Kunde von dieser Verhandlung verlor der besonnene Karl alle Fassung, daß er harte Drohworte ausstieß gegen Cervino, den zweiten Legaten, den man als die Haupttriebfeder jener Umtriebe betrachtete, zugleich auch erklärte: „wenn der Papst bei seinem Vorhaben beharre, so müsse auch ihm allein die Schuld von allem daraus zu erwartenden Übel beigemessen werden; ihn nicht sowol, als den Papst gehe diese Sache an, dem müsse vorzüglich daran gelegen sein, daß in Religionssachen alles auf den alten Stand zurückgeführt werde." Diesem Stoffe zu Zwistigkeiten gesellten sich alsbald neue Beschwerden bei. Am 13. Aug. 1546 erreichte die päpstliche Armada Landshut, und hiermit die gesuchte Verbindung mit den Kaiserlichen; in Gemäßheit der von dem Papste empfangenen Befehle wollte der Cardinallegat sich das Kreuz vortragen lassen und Indulgenzen verkündigen, wie solches für die Legaten bei den Heeren der Kreuzfahrer hergebracht; es sei ja auch dieser, sagte Alexander Farnese, ein Religionskrieg. Aber weder das eine, noch das andere wollte der Kaiser zugeben, um, wie er vorschützte, die Lutherischen Fürsten in seinem Heere nicht zu beleidigen, auch nicht die Städte zu größerer Hartnäckigkeit in ihrer Vertheidigung herauszufodern. Der Cardinal, gewahrend, daß er nicht im Lager erscheinen könne, ohne dem Papste und seiner eigenen Würde zu vergeben, blieb in Regensburg liegen, angeblich von einer Krankheit ergriffen, eigentlich aber, um die aus Rom erbetenen Verhaltungsbefehle abzuwarten. Er wurde nach kurzer Frist nach Hause gefodert, beurlaubte sich bei dem Kaiser in dem Lager vor Sontheim, October 1546, und traf schon am 14. November in Trient ein, während seine Aufträge für den Krieg und Frieden in Teutschland am 23. December dem Nuntius bei dem kaiserlichen Hoflager, dem Erzbischof von Rossano, Hieronymus Veralli, übertragen wurden. Mittlerweile hatten die unerwartetesten Erfolge sich den kaiserlichen Waffen zugewendet, im Herbst war ganz Oberteutschland durch sie gewonnen; wetteifernd ergaben sich Fürsten und Städte, der Augenblick schien gekommen, den ganzen Norden dem katholischen Glauben wieder zuzuführen. Des Kaisers Bedächtigkeit, oder vielmehr Unentschlossenheit, das steigende Zerwürfniß mit dem Papste, erlaubten es nicht, diesen Augenblick zu ergreifen. Daß die päpstlichen Truppen nach Hause gingen, als ihre sechsmonatliche Dienstzeit abgelaufen, war dem Bundesvertrage angemessen, daß Paul das Indult in Betreff der spanischen Kirchengüter theilweise zurücknahm, dazu war er durch das heil. Collegium gezwungen, und wußte dafür auf andere Weise den Kaiser zu entschädigen, aber daß der Papst des Kaisers Lauigkeit für den eigentlichen Gegenstand des Kampfes mit der Ketzerei, für die Wiedereinführung des katholischen Glaubens lebhaft empfand, dafür finden sich anderweitige Zeugnisse. Die Äußerung Karl's, es müsse der Krieg fortgesetzt werden, bis daß die Protestanten zu dem Gehorsam des heil. Stuhls zurückgekehrt seien, beantwortet Paul mit der Bemerkung: „Er freue sich, daß der Eifer des Kaisers den auf ihn gesetzten Hoffnungen entspreche, obgleich durch die ohne sein (des Papstes) Wissen dem Herzoge von Würtemberg und verschiedenen ketzerischen Städten bewilligten Verträge gegen das Bündniß gehandelt worden sei. Nach den großen, in diesen Verträgen dem Kaiser bewilligten Summen, bedürfe er der päpstlichen Unterstützung nicht mehr, und die wesentlichste Hilfe, welche der Papst ihm zukommen lassen könne, werde er darin finden, daß ein neuer Ausbruch des Kriegs mit Frankreich abgewendet werde." Da der Kaiser sich auch darüber beschwert hatte, daß der Papst durch sein Ausschreiben an die Eidgenossen und an den König von Frankreich den auf Zurückführung der Protestanten zur alten Religion gerichteten Zweck des Krieges voreilig bekannt gemacht, und dadurch dem Erfolge geschadet habe, entgegnete der Papst: „Er wundere sich über solche Beschwerde, da die gedachte Bedingung nach des Kaisers eigenem Begehren in den Bundesvertrag aufgenommen, und ein apostolischer Legat mit einem so großen Kriegsheere gegen die Feinde der Kirche ausgesendet worden sei. Wer hätte unter diesen Umständen durch einen erdichteten politischen Grund über den wahren Zweck des Kriegs getäuscht werden können?" Es traten neue Vor-

5 *

fälle in Trient hinzu um die Spannung der beiden Regenten zu erhöhen. Eine pestartige Krankheit war dort ausgebrochen, welche von dem Kaiser und von den Neuern insgesammt zwar nur als ein Vorwand betrachtet wurde [2]). Mehre Einwohner, einige Personen von der Dienerschaft der Legaten, des Bischofs von Capaccio, des Generals der Minoriten, waren der Seuche Opfer geworden; zwölf der Väter verließen mit oder ohne Anfrage den Ort, und die Legaten, einer Stimmenmehrheit gewiß, brachten es am 9. März 1547 zu Vortrag, ob die Väter gesonnen zu bleiben oder auszuwandern, die Legation würde sich alles gefallen lassen, außer der gänzlichen Auflösung des Conciliums. Mochten die spanischen Bischöfe auch alles Mögliche dagegen vorbringen, die Translation des Conciliums nach Bologna wurde am 11. März von einer Mehrheit von 38 gegen 18 Stimmen beschlossen, und am folgenden Tage zogen die Legaten sammt den Mitgliedern der Versammlung, welche für sie gestimmt hatten, unter Vortragung des Kreuzes aus der Stadt. Die 18 Prälaten, alle Spanier, und einige Neapolitaner blieben zurück. Als der Kaiser den Hergang vernahm, gerieth er in solchen Unwillen, daß er seine Mütze zu Boden schleuderte, der Papst hingegen billigte öffentlich das Verhalten der Legaten: „Da man zwei Jahre lang vergeblich auf die Teutschen gewartet, so sei es nicht nöthig gewesen, ihretwegen noch länger in Trient zu verweilen." Insgeheim hätte er jedoch gewünscht, und das ließ er den Legaten nach Bologna vermelden: „daß die Vertagung des Conciliums noch um zwei Monate verschoben worden. Nach dieser Zeit hätte, wenn in etwa zwei Sitzungen die noch übrigen Bestimmungen über Glaubenslehren und Kirchenverfassung erlassen worden wären, die Versammlung nicht blos verlegt, sondern geschlossen werden können." Es beunruhigte nämlich den Papst der seit den jüngsten Ereignissen in Teutschland von den spanischen Bischöfen angenommene kühnere Ton, der sich besonders in den von ihnen zu Vorschlag gebrachten, sämmtlich eine Verminderung des päpstlichen Ansehens bezweckenden Censuren aussprach. Sobald Karl von seinem Zorne zurückgekommen war, ließ er den Boten, der ihm die Trauerpost von Trient gebracht, an Vega seinen Gesandten in Rom mit dem bestimmten Befehle abgehen, daß dieser die schleunigste Rückkehr der Synode nach Trient bewirken und schlechterdings nicht zugeben solle, daß dieselbe in Bologna sich festsetze. In großer Verlegenheit um die zu ertheilende Antwort befand sich der Papst, zumal da von dem Nuntius Veralli kein Bericht eingelaufen war. Der Cardinal Sfondrate sollte eigens als Legat nach Teutschland gehen, um den Zorn des Kaisers zu beschwichtigen, nachher aber entstand die Besorgniß, es möchte der Kaiser zu heftig sein gegen den Legaten, und es wurde beschlossen, daß Sfondrate höchst langsam reisen solle, damit das Ungewitter sich über dem minder zu beachtenden Haupte des Nuntius entlade. Zu diesem Ende wurde Veralli unterrichtet, wie er die Verlegung des Conciliums entschuldigen solle: „Ohne Wissen des Papstes, durch den Drang unvorgesehener Umstände sei sie herbeigeführt worden. Niemand bedauere aufrichtiger, als der Papst, die Verzögerung in den Arbeiten des Concils, er hoffe aber zugleich, daß der Kaiser in die Fügungen der Vorsicht sich finden und um so eifriger bemüht sein werde, die etwa für die Kirche zn besorgenden Nachtheile auszugleichen. Das geeignetste Mittel hierzu würde darin liegen, daß der Kaiser den Theil von Teutschland, den Gott seinen Waffen unterworfen, zu dem Gehorsam der Kirche zurückführe. Freiwillig, auf den von einer Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen gefaßten Beschluß, sei die Synode von Trient abgegangen; jeder Versuch, sie dahin wider ihren Willen zurückzuführen, würde die Freiheit der Versammlung in Zweifel stellen, und bedenkliche Folgerungen für das Ansehen ihrer schon gefaßten und noch zu fassenden Beschlüsse veranlassen. Sollte die Synode freiwillig zurückkehren oder auch anderswohin sich verpflanzen wollen, werde diesem der Papst um so lieber seine Zustimmung ertheilen, je mehr er damit dem Kaiser angenehm sein möchte. Zu diesem Ziele zu gelangen, müsse vor allem das Concilium wieder vervollständigt, müßten die in Trient zurückgebliebenen Bischöfe nach seinem gegenwärtigen Sitze sich verfügen. Daß ihnen dieses untersagt worden, lasse sich nicht annehmen, indem sonst von Trient alle Freiheit gewichen sein müßte. Zu Aufnahme eines Conciliums sei Bologna vorzüglich geeignet: dort könnten Kaiser und Papst leicht zusammentreffen und durch ihre Gegenwart den für Ausrottung der Ketzerei zu fassenden Beschlüssen größern Nachdruck verleihen. Wenn der Kaiser von seiner Obliegenheit, das Concilium zu beschützen, spreche, so trete der Fall dazu doch nur ein, wenn die Noth oder die Väter solchen Schutz fodern sollten. Ein solcher Fall sei aber keineswegs vorhanden, zumal da der Papst immer parteilos gestanden, und getreu sein Amt als gemeinsamer Vater der Christenheit verwaltet habe, daher keine Nation gegen ihn, oder gegen eine der päpstlichen Städte Verdacht hege. Es seien vordem in Rom selbst Concilien gehalten worden." Der Nuntius hielt es für das Beste, diese ganze Instruction dem Kaiser vorzulesen, bekam aber nur harte Worte zu hören: „denjenigen Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen, oder auf dort gefaßte Beschlüsse zu achten; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man von Rom aus ihm ein Concilium nicht verschaffen wolle, so werde er schon Jemanden zu finden wissen, der Allen ein Genüge leiste, verbessere, was zu verbessern sei. Der Papst sei ein eigensinniger alter Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." Am 29. März hatte der Papst für alle, die sich nach Bologna begeben würden, eine Freiheitsbulle er=

2) Doch schreibt d'Urfé, der französische Gesandte bei dem Concilium: „Sire, vous pourrez voir par ce que mes collégues et moi vous écrivons, l'occasion de la prompte translation de ce concile, qui a été si soudaine, qu'il a été impossible d'en avertir V. M. ni aussi l'empereur ni autres princes. Car pour certain en six jours la mortalité s'est tellement augmentée en ce lieu, que c'estoit chose presque impossible que cette grosse compagnie y eust sçu demeurer. Le pape et l'empereur commencent un train, pour ne pas demeurer longtems liés ensemble, et j'espère que cette mutation de concile aidera bien à la matière.

lassen, und seinen Legaten Befehl ertheilt, die in Trient zurückgebliebenen Prälaten nach Bologna zu fodern. Dem kaiserlichen Gesandten Mendoza, der ihm hiergegen Vorstellungen machte, erwiederte er, nicht zu Cäsar, sondern zu Petrus habe Christus gesagt: **Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam**, und damit kehrte er ihm den Rücken (2. Mai). Aber es kam die Botschaft von Mühlberg, und die Formen wenigstens mußten sich anders gestalten. Eiligst wurde der noch auf der Reise befindliche Legat Sfondrate angewiesen, dem Kaiser vorzutragen, daß der Papst in den von Mendoza gemachten Vorschlag einwillige, daß die in Trient zurückgebliebenen Prälaten sich lediglich deshalb nach Bologna begeben sollten, um dort mit den übrigen die Rückkehr des Conciliums nach Trient zu verfügen, wogegen der Kaiser sich verpflichten sollte, die Protestanten dem Concilium zu unterwerfen, und Gewähr zu leisten, daß das Concilium, bei eintretender Vacanz des heil. Stuhls, den Cardinälen ihr Wahlrecht nicht werde entziehen wollen. Die Väter in Bologna erhielten zugleich die Weisung, sich bis zum 6. September zu vertagen. Jedoch um den Kaiser von dem guten Willen des Papstes zu überzeugen, kamen diese Maßregeln zu spät; Karl beharrte in der Meinung, daß man ihn zu überlisten, die Wiederherstellung des Conciliums zu verhindern suche, und schickte sich an, seinen eignen Weg zu gehen. Als Einleitung hierzu sollte ihm das Schreiben dienen, das am 14. Sept. 1547 von den in Augsburg versammelten teutschen Bischöfen an den Papst gerichtet wurde. Darin wird vornehmlich um die Zurückverlegung des Conciliums gebeten, „als durch dessen Licht die Finsterniß in religiösen Dingen und die düstern Wolken der Zwietracht müßten verscheucht werden. Wenn ihr Bitten Gehör finde, würden sie alles beitragen, um den Papst in seinen Bemühungen für die Heilung und Beruhigung von Teutschland zu unterstützen, wo nicht, so möge er zusehen, wenn andere Mittel ergriffen würden, und die Sache einen andern Ausgang nehme, als er wünsche." Hierauf erwiederte Paul am 1. Jan. 1548: Über die Äußerung, daß bei Zögerung der apostolischen Hilfe andere Wege und Maßregeln gesucht werden würden, fühle er sich beruhigt durch das Bewußtsein dessen, so er in dieser Angelegenheit für Teutschland gethan habe. Er verspreche sich von ihnen sowol, als von dem Kaiser, daß sie nichts ohne reifliche Überlegung thun würden. Sollten Entschlüsse gegen die Autorität des heil. Stuhls gefaßt werden, so könne er zwar nicht hindern, daß auf denselben, als auf das im Evangelium bezeichnete Haus, ein Platzregen falle, ein Gewässer anströme, der Wind stoße, wie das alles von dem obersten Baumeister zur Zeit der Grundlegung vorausgesagt worden; aber niemals werde er befürchten, daß das Haus wanke und falle, das auf einem Felsen erbauet wäre. Eher fürchte er für jene und beklage sie, die sich nicht durch die vergeblichen Versuche derer abschrecken ließen, die vormals dieses Haus zu erstürmen unternommen, noch durch die schweren, in alten und neuen Beispielen erprobten Gerichte Gottes, die lieber sich selbst gewisser Seelengefahr, mit Beunruhigung der ganzen Kirche, aussetzen, als mit ihm einträchtiglich in schönem Frieden das einige Haus bewohnen wollten, welches in jedem Jahrhundert von Ruchlosen bestürmt, aber niemals erstürmt worden sei, in welches er immerfort eingeladen habe und unausgesetzt einlade." Im Übrigen beharrte Paul darauf, daß die Sache von den Legaten und Bischöfen in Bologna abhänge, und ebendiese, als die Urheber der Trennung wollten weder gefehlt haben, noch ihre geheimen Zwecke und Absichten aufgeben, gleichwie der Papst selbst durch den Gang der Ereignisse in Teutschland, wie in Italien, immer mehr in seinen Besorgnissen um des Kaisers Entwürfe bestärkt wurde. Daß ganz Teutschland besiegt und dem Kaiser allein unterwürfig werde, hatte er nie gewünscht, noch auch für möglich gehalten. Wohl gefiel es ihm, daß zum Vortheil der katholischen Kirche Einiges dem Kaiser gelinge, dabei aber, er hat dessen kein Hehl, zweifelte er nicht, daß Karl auf unzählige Schwierigkeiten stoßen, in Verwickelungen gerathen würde, die ihm, dem Papste, volle Freiheit, seine Zwecke zu verfolgen, gewähren mußten. Das Glück spottete seiner Berechnungen. Jetzt mußte er fürchten, und Frankreich unterließ es nicht, diese Besorgniß in seinem Herzen zu nähren, daß des Kaisers scheinbare Übermacht auf Italien zurückwirken, ihn selbst in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten bedrücken würde. In dem Augenblicke, daß die Fürsten von Nordteutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zittern mochten, empfand der Papst Sympathie für ihre Besorgnisse. Er bezeigte seine Freude über des Kurfürsten von Sachsen Erfolge gegen Herzog Moritz, er wünschte, daß der Kurfürst auch gegen den Kaiser bestehen möge, den König von Frankreich ließ er ausdrücklich ermahnen, „diejenigen zu unterstützen, die noch nicht geschlagen sind." Er fand es noch einmal wahrscheinlich, „daß der Kaiser auf die größten Hindernisse stoßen, noch lange zu thun haben werde; „das glaubt er," schreibt der französische Gesandte, „weil er es wünscht." Er täuschte sich noch einmal. Karl siegte bei Mühlberg, die beiden Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes führte er in die Gefangenschaft. Zum Äußersten entrüstet über des Papstes ganzes Verfahren, von der Idee ausgehend, „daß es von Anfang Sr. Heiligkeit Absicht gewesen, uns in diese Unternehmung (den teutschen Krieg) zu verwickeln und darin zu verlassen," konnte er schärfer denn jemals sein Augenmerk auf Italien richten. In Bezug auf Piacenza und Parma ergaben sich hiervon alsbald die Wirkungen. Von dem Papste gedrängt, die Verleihung dieser Herzogthümer an Peter Ludwig Farnese zu genehmigen, hatte der Kaiser bisher unter mancherlei Vorwänden und Ausflüchten jene Bestätigung hingehalten, jetzt äußerte er unverhohlen, wenn jene Herzogthümer Kirchengut, habe der Papst kein Recht sie zu veräußern, wenn sie dem Reiche unterworfen, habe der Papst ebenso wenig das Recht über sie, dem Reiche zum Nachtheil, zu verfügen. Der Papst seinerseits suchte gegen solche feindselige Gesinnung durch mächtige Bündnisse sich zu schützen. Schon bei Lebzeiten des Königs Franz I. von Frankreich war eine eheliche Verbindung von Horaz Farnese, ebenfalls einem Enkel des Papstes,

mit Diana, der 1539 gebornen natürlichen Tochter des Dauphin, in Vorschlag gekommen, und der König hatte durch Schreiben vom 20. Febr. und 26. März 1547 seinem Gesandten in Rom, du Mortier, aufgegeben, den Abschluß des Ehebündnisses zu beschleunigen, auch in Ansehung der Stipulationen Ermäßigungen zu bewilligen; statt eines ursprünglich gefoderten ungleich bedeutenderen Witthums wollte der König sich jetzt mit einer Jahresrente von 25,000 Livres begnügen. Bei des Dauphin Thronbesteigung schickte der Papst den Cardinal Hieronymus Capiferri als seinen Legaten nach Frankreich, um für die seinem Enkel zugedachte Ehre Dank abzustatten und zugleich zu eröffnen, wie es des Papstes sehnlichster Wunsch sei, zu Frankreich in noch engere Freundschaftsbündnisse zu treten. Diesen Antrag, ohne ihn eben zu verwerfen, empfing der König mit Kälte, sei es, daß er bei dem hohen Alter des Papstes es allzu vermessen fand, in dessen Entwürfe einzugehen, sei es, daß er den Farnesen überhaupt mistraute, seine Zurückhaltung mußte aber den verdoppelten Zudringlichkeiten des römischen Hofes weichen, und es kam ein geheimer Vertrag zu Stande, worin unter andern des Horaz Farnese Vermählung mit Diana von Frankreich bedingt (Ausgang Juni 1547), auch von Seiten des Königs versprochen, daß die französischen Prälaten nach Bologna zum Concilium gehen würden. Kein Mittel ließ Paul ferner unversucht, um Schweizer und Venetianer zu einem allgemeinen Bündnisse zu gewinnen. Seine Enkelin Victoria vermählte er mit Guidobald II., dem Herzog von Urbino, der mittlerweile Witwer geworden. Alle Ausgewanderte regten sich. In Neapel kamen die Unruhen zum Ausbruch, ein Abgeordneter der Rebellen trat in Rom auf, um den Schutz des Papstes für die Lehensleute der Kirche zu suchen, und Cardinäle sogar riethen, hierauf einzugehen. Noch einmal beschauten sich die zwei großen italienischen Factionen, und sie standen um so schroffer einander gegenüber, da die beiden Oberhäupter nunmehr offenbar entzweit. Auf der einen Seite diente den Statthaltern in Mailand und Neapel, den Medici und Doria, zusammt einem aller Orten verbreiteten gibellinischen Anhange, als Mittelpunkt gleichsam der kaiserliche Botschafter zu Rom, Diego de Mendoza; auf der andern Seite bewegen sich der Papst und die Farnesen, die Vertriebenen und die Misvergnügten, eine neu gebildete Orsini'sche Partei, die Anhänger der Franzosen. Für jene war der in Trient verbliebene, für diese der nach Bologna überzogene Theil des Conciliums. Indem sich alles zu dem Kampfe anschickte, dessen Ausbruch die nächste Stunde herbeiführen konnte, ergab sich der Papst in der Audienz, 10. Sept. 1547 (am 7. September war der von ihm aus Teutschland zurückberufene Octavio Farnese eingetroffen), ungewöhnlicher Heiterkeit; er zählte die Glückseligkeiten seines Lebens auf, hierin mit dem Kaiser Tiberius sich vergleichend, und in denselben Stunden wurde ihm der Sohn, der Inhaber seiner Erwerbungen, der Träger seines Glückes, zu Piacenza von Verschworenen überfallen und ermordet. Peter Ludwig hatte durch die gewöhnlichen Thorheiten und Laster eines schlecht erzogenen Prinzen seine Unterthanen auf das Äußerste gereizt, war mit dem Kaiser gleich unheilbar verfallen. Denn er zumal hielt die Fäden der Opposition gegen den Kaiser in seinen Händen. Gleichwie der Statthalter in Mailand, Ferdinand Gonzaga, an der Verschwörung Theil genommen zu haben scheint, so war er auch alsbald gerüstet, von ihr die Früchte zu ernten: Piacenza wurde von kaiserlichem Volke besetzt. In Perugia empfing Paul III. die Nachricht von seines Sohnes Ende. Oft hatte er sich geäußert, daß von Ähnlichem die Ahnung ihm vorschwebe, oft hatte er an Peter Ludwig seine Besorgniß mitgetheilt, gleichwol erschütterte ihn jenes Ereigniß tief. Er versammelte ein Consistorium, worin er vordersamst äußerte, daß Ferdinand Gonzaga, „iste bonus vir," der Urheber und Leiter des Mordes gewesen: „compertum habemus, Ferdinandum esse autorem." Dann fügt er hinzu, „so nahe diese Mordthat ihn auch berühre, und zwar in seinem eignen Blute, wolle er doch sein persönliches Leid Gott anheimstellen, dafür keinerlei Rache verlangen, was aber die öffentliche Beleidigung angehe, die der Kirche und dem heil. Stuhl angethan, die Beschimpfung, Schmach und Beraubung, die Bestrafung des Verbrechens, das Ansehen des heil. Stuhls, oder die Wiedererlangung dessen, so der Kirche entzogen worden, namentlich der Stadt Piacenza, würde er nicht achten der vielen ertragenen Mühseligkeiten, des hohen Alters, der Gefahren, denen er sich aussetzen müßte, selbst nicht der Marter." Seitdem reihen sich die seltsamsten Auftritte an einander. Man wollte wissen, der Cardinal Alexander Farnese habe sich verlauten lassen, er könne sich nicht helfen, als durch den Tod einiger kaiserlichen Minister; mit Gewalt könne er sich derselben nicht entledigen, er müsse seine Zuflucht zur Kunst nehmen. Indem die Bedrohten hierauf vor Gift sich zu bewahren suchten, wurden zu Mailand sechs Verschworene, darunter der Corse Cortigno, ergriffen, denen man das Geständniß abpreßte, sie seien von den Farnesen gedungen, um den Statthalter Gonzaga zu ermorden. In der hierdurch veranlaßten Verwirrung sollte von Piemont aus von den Franzosen ein Handstreich ausgeführt werden, und hatte König Heinrich II. in Person nach Turin sich erhoben, um das Unternehmen zu leiten und das beabsichtigte Verbrechen zu benutzen. Gonzaga's Grimm bei dessen Entdeckung kannte keine Grenzen. Er müsse, sagte er, sein Leben sichern, wie es eben möglich, indem er von seinen Feinden zwei oder drei, durch eigene oder fremde Hand, auf die Seite schaffe. Mendoza, in seiner Correspondenz, meint, dann werde man in Rom alle Spanier tödten: dazu werde man insgeheim das Volk aufreizen, und nachher mit des Volkes unaufhaltsamer Wuth die That entschuldigen. Nicht leicht mag zu finden sein, was dem Inhalte dieser Correspondenz an tief gegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Hasse gleichkäme. Von Seiten Mendoza's offenbart sich darin ein Gefühl von Überlegenheit mit Bitterkeit erfüllt, von Verachtung, die auf ihrer Hut ist, von Mistrauen, wie man dergleichen gegen einen eingewohnten Übelthäter hegt; sichtbar trägt der geistreiche, seinem Herren treu ergebene, aber nach seines Volkes Art

herbe und übermüthige Unterhändler schwere Schuld an des Kaisers unheilbarem Bruche mit dem Papste. Mehr und mehr muß Paul dem König von Frankreich sich zuwenden, von dannen allein eine Hilfe zu erwarten. Stundenlang erörtert er in Gegenwart seines Enkels Alexander, des Cardinals von Guise, des französischen Gesandten, das Verhältniß des römischen Stuhls zu Frankreich. In alten Büchern hat er gelesen, als Cardinal von Andern gehört, als Papst durch eigene Erfahrung gefunden, daß der heil. Stuhl, so oft er mit Frankreich verbündet, in Macht und Aufnahme sich befand, im Gegentheil stets zu Verlust kam; einem Leo X., Clemens VII., sich selbst, kann er es nicht vergeben, daß sie jemals den Kaiser begünstigt; jetzt aber ist er entschlossen, für immer mit Frankreich sich zu vereinigen. Er hofft noch lange genug zu leben, um den päpstlichen Stuhl in Devotion gegen den französischen König zu hinterlassen, einstweilen soll sich das eigene Haus unauflöslich mit Frankreich verbinden. Ernstlicher noch als früher, sucht er die Quadrupelallianz mit Frankreich, Venedig und den Schweizern zu Stande zu bringen, zunächst zwar nur als ein Vertheidigungsbündniß, das er selbst aber als den Eingang zu einem Angriffsbündniß bezeichnet. Neapel und Sicilien, auch die Hoheit über die farnesischen Staaten von Parma und Castro sollte Frankreich vorab haben. Die ganze Orsini'sche Partei erklärte ihre Bereitwilligkeit, aufs Neue dem Dienste Heinrich's II. Gut und Blut zu opfern. Die Franzosen meinten, in der Lombardei wenigstens auf Cremona und Pavia zählen zu können; die neapolitanischen Ausgewanderten versprachen 15,000 Mann zu stellen, Aversa und Neapel sofort zu überliefern. Mit allen diesen Dingen beschäftigt sich auf das Lebhafteste der Papst. Einen Anschlag auf Genua läßt er zuerst dem französischen Gesandten mittheilen. Ein Bündniß mit dem Großherrn, das Unternehmen auf Neapel zu erleichtern, scheint ihm ganz angemessen. Mit der neuen, für den reformirten Lehrsatz entschiedenen Regierung in England, soll Heinrich II. Frieden schließen, „um andere Absichten zum Besten der Christenheit zur Ausführung bringen zu können." So heftig der Papst mit dem Kaiser verfeindet war, so nahe stand er den Franzosen, so großen Aussichten gab er sich hin, und dennoch vollzog er niemals sein Bündniß, that er niemals den entscheidenden Schritt. In der Regel treiben Beleidigungen zu einem äußersten Entschlusse. Doch gibt es der Naturen viele, die auch dann noch überlegen, wenn sie am tiefsten verletzt sich fühlen, nicht weil der Wunsch der Rache minder stark in ihnen wäre, sondern weil das Bewußtsein der fremden Überlegenheit, die Klugheit, d. i. die Voraussicht der Zukunft, sie bemeistert; die großen Widerwärtigkeiten empören sie nicht, wie den Kurzsichtigen, sondern erhalten sie in Muthlosigkeit und Zweifel. In Paul III. war aber dieser Zweifel durch seine kirchliche Stellung zu dem Kaiser begründet. In den Augenblicken des von Leidenschaften nicht getrübten Nachdenkens mußte er wohl fühlen, daß auf diesem allein die Hoffnung der Kirche für den noch lange nicht beendigten Kampf mit den Glaubensneuerern beruhe, daß in der Wirklichkeit die Sache des römischen Stuhls und die des Kaiserthums dieselbe geworden war, und in solchen Augenblicken mußte es ihm wol widerstreben, für immer mit dem Voigte der Kirche zu brechen. Und war des Papstes Stimmung schwankend und schwach, so scheint es die seiner Verbündeten nicht minder gewesen zu sein. Wenn ein venetianischer Gesandter verwundert ausruft: „Der Papst ist in seiner Würde angegriffen, in seinem Blute beleidigt, der wichtigsten Besitzung seines Hauses beraubt, zu jedem Bündniß sollte er greifen auf jede Bedingung; doch sieht man ihn, nach so vielen Beleidigungen, zaudern und schwanken," so schreibt dagegen Morvilliers, der französische Gesandte zu Venedig, „es seien die Pregadi durchdrungen von der Überzeugung, daß einzig Ruhe im Interesse der Republik, denn auf die Farnesen sei keineswegs zu zählen, und Octavio besonders dem Kaiser dergestalt zugethan, daß er niemals von solcher Richtung sich lossagen könne." Ebenso schwebte Heinrich II. in der äußersten Ungewißheit, verlockt von der einen Seite durch des Papstes Anerbietungen, festgehalten hinwiederum durch die Furcht vor dem Kaiser. Er weiset seine Minister an, sich aller Mittel zu bedienen, um die Gemüther in der günstigen Stimmung zu erhalten, wagt es aber nicht, seines Gesandten bei dem Concilium, des d'Urfé, Anerbieten vom 1. Dec. 1547, zu benutzen: dieser wollte ihm durch Überfall Cremona in die Hände liefern. Er soll, so schreibt der König, die Sache verzögern, ohne sie aufzugeben, denn noch ist Hoffnung vorhanden, die Venetianer zu gewinnen. Auf diese zu wirken, will er, so schreibt er an Morvilliers, ihnen durch die Türken die Sporen ansetzen lassen, doch soll das, mahnt er den Gesandten, ein tiefes Geheimniß bleiben, in Venedig dürfe Niemand ahnen, daß der Stoß von Frankreich ausgegangen. Der Kaiser fühlte sich zu mächtig, um von den Farnesen allein Ernstliches zu fürchten, und verfolgte, ohne sie zu berücksichtigen, seinen Weg. Am 16. Jan. 1548 ließ er der Versammlung zu Bologna eine Protestation vortragen, worin er erklärte, daß die Verlegung des Conciliums von Trient widerrechtlich geschehen, und daß demnach Alles ungültig sei, was in Bologna beschlossen worden und beschlossen werden könnte, und am 23. Januar wiederholte der kaiserliche Abgesandte Mendoza vor dem Papst dieselbe Protestation. Seinem langen, in den stärksten Ausdrücken abgefaßten Vortrage horchte Paul in ruhiger Fassung, dann ließ er durch seinen Geheimschreiber antworten, „obgleich er sowol dem Gott, dem nichts verborgen, als den von dem wahren Stande der Dinge unterrichteten Menschen Genüge leisten würde, wenn er auf dergleichen Vorwürfe nichts erwiedere, wolle er doch, um den Schein zu vermeiden, den sein Stillschweigen haben könnte, die Sache mit den Cardinälen berathen, und lade er die Anwesenden zu der nächsten Consistorialsitzung ein, um alsdann die Antwort zu vernehmen." Am 1. Febr. 1548 wurde diese Antwort gegeben. Die Rede, mit welcher hier der päpstliche Geheimschreiber die Protestation des Kaisers widerlegte, und welche der Sage nach, von dem Cardinal Pole ausgearbeitet worden, ist wahrlich den Meisterwerken Cicero's

gleichzustellen, nur daß ihr, gesprochen für die Rechte eines noch bestehenden, von so vielfältigen Leidenschaften angefeindeten Kirchenregiments, bei der Nachwelt die Gunst abgeht, welche den Staatsreden für eine längst untergegangene Verfassung so freigebig gezollt zu werden pflegt. Auf die gemessenste, eindringlichste Weise sind in dieser Rede des heil. Stuhls Rechte sowol als Ansprüche entwickelt. Um den Kaiser zu schonen, wird die Wendung genommen, daß das Gehässige bei der Sache dem Gesandten angehöre; um der Würde des apostolischen Stuhls nichts zu vergeben, daß zwar in Gegenwart des Papstes, nicht aber gegen den Papst protestirt worden sei, und daß diesem allein das Richteramt in dem vorliegenden Falle zustehe. Aber dieses Richteramt wollte ihm so wenig der nach Bologna versetzte, als der in Trient zurückgebliebene Theil der Kirchenversammlung einräumen. Die natürliche Folge dieser Zwistigkeit blieb nicht aus, beide Theile versanken hinsichtlich der Hauptsache in Unthätigkeit, und das verlassene Steuer des Kirchenschiffleins wurde von dem Kaiser ergriffen. Im Mai 1548 publicirte er das Interim. Den Entwurf dazu hatte er am 11. April durch den Legaten Sfondrate dem Papst zugesendet, und zugleich eine Vollmacht begehrt, welche dem Legaten erlaube, alle und jede in den Schooß der Kirche Zurücktretende mit Erlaß oder Ermäßigung der Abschwörungsformel von der Ketzerei zu absolviren, und ohne irgend eine Kirchenstrafe in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufzunehmen. Rechtmäßig ordinirte und nachmals abgefallene Geistliche sollten, wenn der Legat in ihnen wahrhafte Reue erkenne, ihre Ämter und Beneficien behalten; Geistliche, welche Witwen oder gefallene Personen geheirathet, sollten, wofern ihre Weiber gestorben wären, oder sie freiwillig von denselben sich trennen würden, von dem Verbrechen der Bigamie entbunden und zum fernern Kirchendienst befähigt erklärt werden können; diejenigen, welche in Ermangelung der Gabe der Enthaltsamkeit nicht bewogen werden könnten, ihre Weiber zu entlassen, sollten unter Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten, nach Erkenntniß ihrer wahren Bekehrung mit ihren Frauen fernerhin leben, und ihre geistlichen Nutzungen beziehen dürfen, und zwar bis zu der von dem Concilium zu erlassenden Bestimmung. Alle, welche ohne Weihe und rechtmäßige Bestallung Kirchenämter und Pfründen besaßen, sollten nach erlangter Lossprechung und verrichteter Buße, wenn sie von dem Bischof tüchtig und würdig befunden worden, zu allen priesterlichen Graden befördert werden und alle kirchliche Beneficien erhalten können. Entlaufene Mönche sollten der Apostasie entbunden und Weltpriester werden, wenn sie in ihre Klöster nicht zurückkehren wollten. Für diejenigen, welche sich mit der einen Gestalt in dem Abendmahl nicht begnügen würden, sollte Dispensation ertheilt werden, wie auch für die Auswahl der Speisen und für die Fasten. Die Legaten sollten ermächtigt werden, die nöthigen Maßregeln für die Verbesserung der Sitten des Klerus zu treffen, ferner alle Kirchenpfründen zu theilen, zu verbinden, zu verlegen, und zu frommen Zwecken zu verwenden. Da die Herstellung des geraubten Kirchenguts vielen Schwierigkeiten unterliegen mußte, sollten die Legaten diese Herstellung ganz oder theilweise zu verschieben, zu ermäßigen, und darüber mit den zum Ersatze verpflichteten Personen Verträge zu errichten, Macht haben, alles unter Vermittlung und Genehmigung des Kaisers. Diese Punkte und das Interim selbst gab der Papst den Legaten bei dem Concilium zur Begutachtung. Sie beauftragten zwei Theologen von Auszeichnung mit der Censur des Interims; über die von dem Kaiser gefoderten Punkte ertheilten sie selbst ihr Gutachten dahin, daß der größte Theil, mit wenigen Beschränkungen (z. B. der Dispensation für verheirathete Mönche, um ihre Weiber beibehalten zu dürfen), eingeräumt werden könne. Der Papst stand auf dem Punkte, in Ansehung der Priesterehe und des Laienkelchs nachzugeben, als der Nuntius aus Paris meldete, der König von Frankreich sei entschlossen, seine Bischöfe von Bologna zurückzurufen, wenn das Interesse der Kirche den Foderungen des Kaisers aufgeopfert, und ein Legat mit so ausschweifender Vollmacht nach Teutschland gesendet würde. In der Verlegenheit wählte der Papst einen Mittelweg; ein Internuntius mußte nach Augsburg gehen, um dem Kaiser einige vorläufige Bemerkungen über das Interim vorzutragen. Am 11. Mai in Augsburg eingetroffen, konnte dieser Nuntius doch erst am 15. Mai zu Audienz gelangen. Es war grade der Tag, an welchem wenige Stunden vorher das Interim in der Reichsversammlung verlesen worden. Kalt empfangen, mußte der Nuntius von dem Kaiser hören, daß der Reichstag nicht weiter habe in die Länge gezogen werden können, und als er von Piacenza sprechen wollte, unterbrach ihn der Monarch mit der Bemerkung, daß eine Privatsache den öffentlichen Angelegenheiten nachstehen müsse. Als der Gesandte noch etwas von dem Interim hinzufügte, äußerte Karl sehr ernst, „er habe hierin nichts gethan, als was einem rechtschaffenen und katholischen Fürsten gebühre." Wenn unerträglich der Papst es fand, daß der Kaiser eine Glaubensnorm vorzuschreiben sich erlaubte, wenn er lebhaft sich beklagt, daß man den Raub der Kirchengüter bestätige, wenn der Cardinal Farnese sich vermaß, sieben bis acht Ketzereien in der Interimsformel zu ermitteln, auch durch einen Vertrauten an den Cardinal Sfondrate schreiben läßt, „der Kaiser habe der Christenheit ein Scandal gegeben, er hätte wol Besseres thun können," wenn ein anderer Prälat äußerte, „Karl würde auch dann nicht zu entschuldigen sein, wenn er das Evangelium selbst publicirt hätte, indem er als ein Laie sich in dergleichen Dinge nicht einmengen, sondern alles dem Papste überlassen müsse, zufrieden mit der Ehre, dessen Ausspruch entweder in der Güte oder mit dem Schwerte zu Vollzug gebracht zu haben," wenn endlich, des Papstes Misvergnügen anzudeuten, der Cardinal Sfondrate von seiner Sendung bei dem Kaiser zurückberufen wurde, so erfolgte dennoch von Rom aus kein ernstlicher Schritt gegen das Interim, indem leicht vorauszusehen, wie vielen Schwierigkeiten Karl hierin, hauptsächlich von Seiten der Protestanten, begegnen würde, und auch der Kaiser ließ sich nicht irren in seinem Werke, gleichwie er kein Haar breit wich in dem Streite

um Piacenza. Der Papst schickte den Julius Orsino an ihn ab, um vor allem die Herstellung des Besitzes zu fodern, und zwar im Namen von Karl's Tochter und Enkeln: der Kaiser hingegen behauptete von Reichswegen ein Recht darauf zu haben, und verlangte selbst Parma zurück, wofür er zwar eine reichliche Entschädigung, eine jährliche Summe von 40,000 Scudi aus den Einkünften von Neapel verhieß. Paul bezog sich auf den Bundesvertrag von 1521, in welchem Piacenza wie Parma dem römischen Stuhle garantirt, der Kaiser fand, daß mit dem Worte Investitur dem Reiche oberherrliche Rechte vorbehalten seien. Der Papst entgegnete, hier sei das Wort in einem andern, als dem feudalen Sinne genommen, der Kaiser erklärte, sein Gewissen verbiete ihm, Piacenza zurückzugeben. Der unmittelbare Briefwechsel zwischen Papst und Kaiser, der durch den Mord des Herzogs Peter Ludwig unterbrochen worden, stellte sich in diesen Hin- und Herreden, denn Julius Orsino ging ab und zu, allmälig wieder her, aber gleichwol hätte der Papst gar gern zu den Waffen gegriffen, an Frankreich, wenn dieses nur gewollt hätte, sich angeschlossen, seine Freunde, seine Partei in Bewegung gesetzt. In Neapel, Genua, Siena, Piacenza, Orbitello, bemerkte man die Umtriebe seiner Anhänger, und er hätte durch einen unerwarteten Schlag sich rächen mögen, aber stets hatte er das Scandal vor Augen, das hiermit gegeben würde, und erschien ihm allzu fürchterlich die Übermacht des Kaisers, vor allem dessen Einfluß auf geistliche Angelegenheiten; der Gesinnungen der Völker keineswegs gewiß in dem allgemeinen und fortwährenden Wechsel der Begriffe, besorgte er, ein Concilium könnte berufen werden, und seine Absetzung aussprechen. Den wachsenden Ingrimm mußte er verbergen. Daß der Kaiser Siena besetzte, sahen die Farnesen selbst nicht ungern, sie hofften, er werde sie für ihren Verlust auf diesen Staat anweisen. Seltsame Vorschläge wurden in dieser Voraussetzung auf die Bahn gebracht. „Verstehe sich hierzu der Kaiser," sagt der Cardinal Gambara in einer geheimen Unterredung mit Mendoza, „so müsse der Papst das Concilium nach Trient zurückbringen, und nicht allein in diesem Punkte des Kaisers Wünschen willfahren, z. B. feierlich dessen Erbrecht auf Burgund anerkennen lassen, sondern auch dem Kaiser die Nachfolge auf dem päpstlichen Throne zusichern. Teutschland sei ein kaltes, Italien ein warmes Land, für des Kaisers Gicht ein warmes Land gesünder." Dem fügte Gambara hinzu: **que havia scripto al Papa algo desto y no lo havia tomado mal.** Ernstlich gemeint mag der Vorschlag kaum gewesen sein, der Papst lebte des Glaubens, daß der Kaiser vor ihm sterben werde, und diesem Glauben waren seine Umgebungen nicht allzu fern[3]). Inmitten dieser krampfhaften Bewegungen entging es den Franzosen keineswegs, daß man zu Rom immerfort mit dem Kaiser unterhandele; Anna von Montmorenci, der Connétable, drückt sich darüber gar derb aus in einem Schreiben an den König vom 1. Sept. 1548: **le Pape et ses ministres vous ont jusqu' ici usé de toutes dissimulations, lesquelles ils ont voulu couvrir de pur mensonge, pour en former une vraie méchanceté, puisqu'il faut que je l'appelle ainsi.** Eben, in dem Consistorium vom 31. Aug. 1548, hatte der Papst zu dem Geschäfte der Wiederaufnahme der von der Kirche getrennten Gemeinden und Geistlichen drei Nuntien ernannt, Lipomanni, Pighini und Alifanni, auch denselben die von dem Kaiser verlangten Vollmachten, doch mit gewissen Beschränkungen, ertheilt. Im Allgemeinen wurden sie ermächtigt, alle und jede, welche Reue und Verlangen bezeigen würden, wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen, und hierbei von den alten Bußformen so viel nachzulassen, als ohne Ärgerniß geschehen könne; hinsichtlich der einzelnen Bestimmungen über die Gestattung der eingegangenen Priesterehe und des Laienkelchs, über den Nachlaß der Fasten und Feiertage, über die Kirchengüter, war die Vollmacht in dreierlei Weise ausgefertigt, sodaß sie nach Umständen in größerm oder geringerm Umfange zur Anwendung gebracht werden konnte. Dabei waren die Nuntien angewiesen, für diese Punkte sich ihrer Vollmacht so sparsam, wie immer möglich, und nur in den Fällen, wo keiner von ihnen einer andern Meinung wäre, zu bedienen. Kaum bemerkt wurden diese Nuntien in Teutschland, geschweige, daß sie zu besonderer Wirksamkeit hätten gelangen können, und kaum bemerkt wurde es in der allgemeinen Aufregung, daß am 17. Sept. 1548 das Concilium zu Bologna von den päpstlichen Legaten durch unbestimmte Prorogation entlassen wurde und die versammelten Väter sich zerstreuten. Nach der Scission zwischen Trient und Bologna waren so viele Prälaten, der Unthätigkeit überdrüssig, abgegangen, daß nicht länger der Schein eines allgemeinen Conciliums bewahrt werden konnte; die Prorogation war unvermeidlich geworden. Karl beantwortete sie durch den Befehl, daß die in Trient verbliebenen Prälaten vereinigt bleiben sollten: für alle mögliche Fälle wollte er sich hierdurch eine Rüstung bewahren. Der Papst seiner Seits fühlte, daß seine Politik ihn auf Abwege geleitet habe; um wenigstens einen festen Punkt wiederzugewinnen, beschloß er, indem das Recht zu Piacenza nicht allein seinem Hause, sondern der Kirche selbst bestritten wurde, dieses Herzogthum an die Kirche zurückzugeben (1549). Es war das erste Mal, daß Paul gegen seiner Enkel Interesse handeln sollte, er zweifelte nicht an ihrer Fügsamkeit, er glaubte auf sie eine unbedingte Autorität zu üben; immer hatte er ihren blinden Gehorsam gepriesen und sich darin glücklich ge-

3) So schreibt z. B. der Cardinal von Guise an König Heinrich II.: „que ce Pontife lui avoit dit lui-même, qu'il sçavoit (par l'astrologie judiciaire), que l'Empereur mourroit avant lui, et que sa faveur avoit plus de force en un an, que n'auroit celle de son successeur en six; car ceux qui viennent nouvellement au Papat, viennent pauvres, obligés de promesses, et la dépense qu'ils font pour s'assurer dans les terres de l'Eglise, monte plus que le profit des premières années; mais que lui achevoit le 13. an de son Papat, ayant eu plus de moyen d'amasser argent, que nul de ses prédécesseurs, dont il avoit bonne provision; et s'il vivoit deux ans, qu'il donneroit à connoistre, qu'un vieil Pape est plus à craindre, qu'un nouveau... En effet, quant à ce que je puis connoistre, il n'a point signe quelconque de mort."

funden. Den Unterschied bedachte er nicht, daß er bisher jedesmal ihren augenscheinlichen Vortheil verfolgt hatte, jetzt gegen ihr Interesse handeln wolle. Anfangs versuchten es die Prinzen, ihn auf indirectem Wege umzustimmen. Sie ließen ihm vorstellen, des h. Rochus Tag, an welchem das Consistorium den Fall verhandeln sollte, sei ein unglücklicher Tag; der Tausch mit Camerino, so er an Octavio zurückzugeben dachte, sammt einer baaren Summe von 300,000 Scudi, werde für die Kirche vielmehr ein Verlust sein; die Gründe, deren er selbst ehedem sich bedient, setzten sie ihm entgegen. Aber nur aufhalten, nicht hintertreiben konnten sie das Geschäft, und Paul III. erließ an Camill Orsino, den Statthalter in Parma, Befehl, im Namen der Kirche die Stadt zu verwahren, und sie an Niemanden, wer es auch sei, zu überliefern. Auf diesen Befehl, der keine weiteren Zweifel verstattete, hielten auch die Farnesen nicht länger zurück; um keinen Preis wollten sie sich ihre Stellung unter den souverainen Fürsten von Italien rauben lassen. Octavio machte den Versuch, mit List oder Gewalt Parma zu nehmen, scheiterte aber an des Orsino Entschlossenheit (20. Oct. 1549). In der Nacht vom 21. Oct. vernahm der Papst die Nachricht von diesem Versuche, und es ist zu begreifen, wie sie ihn erschütterte, wie es ihn schmerzte, daß die Enkel, die Gegenstände seiner zärtlichen Neigung, diejenigen, denen zu Liebe er so bittern Tadel, so mächtige Feindschaft sich aufgeladen, jetzt, am Ende seiner Tage, bis zur Empörung sich vergessen konnten. Die Leidenschaft wirkte auf den alten Mann mit solcher Gewalt, daß seine Wehklage in den abgelegensten Gemächern des Monte Cavallo vernommen wurde. In dieser Stimmung traf ihn ein Brief von Octavio Farnese selbst, worin dieser unumwunden erklärte, er werde, falls er Parma nicht in Güte wieder erlange, mit Ferdinand von Gonzaga sich vertragen, und mit kaiserlichen Waffen sein Eigenthum wieder einzunehmen suchen: es war dieses keine leere Drohung, sondern bereits weit vorgeschritten die in Octavio's Namen von Hippolyt Pallavicini mit Gonzaga geführte Unterhandlung; auch war bereits ein Courier an den Kaiser abgegangen, um auf des Octavio Vorschläge die Resolution zu empfangen. Der Papst klagte, er werde von den Seinigen verrathen, von ihnen der Sarg ihm gezimmert. Am tiefsten verwundete ihn das Gerücht, er habe geheime Kenntniß von Octavio's Unternehmung gehabt, und sich dabei in einer seinen Äußerungen widersprechenden Weise betheiligt. „Dieses," vertraute er dem Cardinal von Ferrara am 22. October, „kränke ihn mehr, als irgend etwas in seinem Leben, als der Tod von Peter Ludwig, als der Verlust von Piacenza. Aber er werde der Welt keinen Zweifel übrig lassen über die Gesinnungen, so er gehegt." Der Trost blieb ihm, daß wenigstens Alexander Farnese, der Cardinal, unschuldig und dem Großvater ergeben sei. Allmälig mußte er erfahren, daß auch Alexander, dem er gänzlich vertraute, der die Summe der Geschäfte in Händen trug, um jenen Anschlag wußte, und damit einverstanden war. Diese Entdeckung brach ihm das Herz. Am Allerseelentage theilte er sie in bitterm Schmerzgefühl dem venetianischen Botschafter mit. Den 3. Nov. feierte er unter den hergebrachten Festlichkeiten den Jahrtag seiner Krönung. Nachmittag lustwandelte er, um sich zu zerstreuen, in den Gärten von Monte Cavallo. Ruhe fand er nicht. Er ließ den Cardinal Alexander rufen; ein Wort gab das andere, daß der Papst in die heftigste Aufwallung gerieth, dem Enkel das Biret aus den Händen riß und zur Erde schleuderte. Schon erwartete der Hof eine Veränderung, und daß der Cardinal von der Staatsverwaltung entfernt werde. Dazu blieb dem Papste keine Zeit übrig, für seine 83 Jahre war die Gemüthsbewegung allzu heftig gewesen. Am 6. Nov. ward er von einem Stickkatarrh befallen, der sogleich an seinem Leben verzweifeln ließ. Er starb den 10. Nov. 1549. Die ganze Bevölkerung strömte dem Paradebett zu, um des Verstorbenen Fuß zu küssen, denn er war ebenso beliebt, wie sein Geschlecht gehaßt; man bemitleidete ihn, daß er den Tod empfangen von jenen, so von ihm die meiste Güte genossen. Auch diejenigen, die am meisten über die von ihm auferlegten schweren Lasten und Steuern geklagt hatten, söhnten sich mit seinem Andenken bei der Vergleichung mit den folgenden Zeiten aus. Den Tag vor seinem Ableben hatte Paul die von ihm selbst angeordnete gehässige Salzsteuer und mehre andere Abgaben zurückgenommen. Überhaupt scheinen die Finanzen die Schattenseite seiner Verwaltung dargestellt zu haben; trotz der vielen neuen Auflagen hatte er beinahe sämmtliche Staatseinkünfte verpfänden müssen, um die immerwährenden Anlehen möglich zu machen. Paul war mittler Größe, der Kopf verhältnißmäßig klein; funkelnde Augen, eine langgezogene Nase, etwas aufgeworfene Lippen, ein starker Bart, verkündigten seine kräftige Constitution. Daß er in Wissenschaften wohl begründet, hat er in verschiedenen Schreiben an Erasmus, Sadoleti und andere Gelehrte, auch in seinen Anmerkungen zu einigen Briefen Cicero's gezeigt. Für die Dichtkunst besaß er Anlagen, die er nicht ungeübt ließ. Der Klerisei seiner Staaten ertheilte er die Facultät zu testiren, ohne daß darum ferner der apostolischen Kammer Bewilligung angerufen werden durfte; durch ein anderes Privilegium vergönnte er den getauften Juden, frei über ihr Eigenthum zu verfügen. „Ein Mann voll von Talent und Geist, von durchdringender Klugheit, scharfsinnig, beharrlich und unerschrocken, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch der in solcher Weise ausgerüstete Sterbliche gegenüber der Weltgeschichte. In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne der Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage, zuweilen, es mag sein, mit Genugthuung, öfter mit Misbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke." Also Ranke. Dagegen hat Bernardin Ochini, der ausgetretene Capucinergeneral, oder aber der ebenfalls abgefallene Bischof Paul Peter Vergerio, schwere Anklage gegen Paul III. erhoben, in einem an Ascan Colonna ge-

richteten Pasquill. Da heißt es: Innocentius VIII. habe ihn einkerkern lassen, wegen der Vergiftung von Mutter und Bruderstochter, deren Erbschaft er hiermit zu erlangen suchte: dreimal sei er, um dieses Verbrechens willen, mit seinen Bewerbungen um den Cardinalshut abgewiesen worden (doch war er nur 25 Jahre alt bei dessen Empfang), endlich sei er dazu gelangt durch seine Schwester Julia Farnese, die sich in solcher Absicht dem Papst Alexander VI. hingegeben habe. Eine andere Schwester habe er vergiftet, ihr unzüchtiges Leben vorschützend, während er doch der Julia Unordnungen nicht nur geduldet, sondern auch davon Vortheil gezogen habe. Als Legat in der Mark Ancona habe er, für einen Hofdiener des Legaten sich ausgebend, unter einem falschen Eheversprechen ein junges Frauenzimmer verführt, und mit ihr den Peter Ludwig, die Constantia und einige andere Kinder erzeugt. Seines Bruders Tochter Laura habe er beschlafen; von ihrem Manne, von Nicolaus della Quercia, auf der That ergriffen, habe er von dem Zürnenden einen Dolchstich empfangen, dessen Narbe er Zeitlebens tragen müssen. Seine eigene Tochter Constantia habe er verführt, und um bei diesem Werke kein Hinderniß zu erfahren, ihren Eheherrn, den Bosio Sforza, Grafen von Santa Fiora, vergiftet. Gewalt und List habe er angewendet, um von dem in der Engelsburg belagerten Papst Clemens VII. für einen Knaben von 10 Jahren, für seinen Enkel Alexander Farnese, das Bisthum Parma zu erpressen. Er habe der Armen Eigenthum vergeudet, mit dem Einkommen der Kirche seine Kinder und Enkel bereichert, Modena und Reggio an den Herzog von Ferrara verkauft, Parma und Piacenza, Gebiete, die keineswegs durch ihn für die Kirche erworben worden, veräußert, den Ascan Colonna und die Baglioni widerrechtlich ihres Eigenthums entsetzt. Verläumderischer Weise habe er den Kaiser und den König von Frankreich eines Einverständnisses, diesen mit dem Könige von England, jenen mit den Lutheranern beschuldigt, während er selbst, gleich Alexander VI., in geheimen Verbindungen mit dem Großtürken gestanden. Nichts habe er berathschlagt, noch unternommen, ohne vorher seine Astrologen, seine Schwarzkünstler, und besonders den Lucas Guarico zu befragen; diesen ziehe er zu seiner Tafel. Endlich werden ihm des Sohnes Laster und Schändlichkeiten als eigene Schuld angerechnet, indem er stets sie ignorire, und auf die dringendsten Vorstellungen höchstens nur erwiedere, daß dergleichen Peter Ludwig von dem Vater nicht gelernt habe. So weit das Pasquill. Paul's Nachsicht für den ungerathenen Sohn und für die Enkel mögen die Väter verdammen, die sich frei wissen von solcher Sünde: des Papstes letzte Augenblicke sind durch den Gedanken an diese Nachsicht sehr verbittert worden. Mehrmals hörte man ihn den Vers des 18. Psalms beten: Si mei non fuissent dominati, tunc immaculatus essem, et emundarer a delicto maximo. Des Verkehrs mit Lucas Guarico hatte Paul keinen Hehl; er verlieh ihm das Bisthum Civita, in Capitanata, er erhöhte, neben diesem Fürsten unter den Sterndeutern und Schwarzkünstlern, auch dessen gleich sehr verehrten, und wegen seiner magischen Künste bewunderten Bruder Pomponius Guarico, einen Cecco, Marcello u. a. m. Der Glaube an solcher Männer Wirksamkeit war tief und allgemein, dem Zeitalter, und manch späterm Zeitalter eingegraben, und ist es eine bekannte Thatsache, daß Lucas Guarico nach Frankreich gerufen wurde, um das Horoskop Heinrich's II. zu stellen. Wol mag Paul in der Verehrung für die geheimnißvolle Kunst in etwas der Zeitgenossen Maß überschritten haben: es findet sich, daß er es nicht verschmähte, mit Meister Lucas gemeinschaftlich zu arbeiten, z. B. an dem berühmten Horoskop von Martin Luther; es erzählt auch Mendoza, er werde jeden Augenblick von dem Papste und von dem Cardinal Alexander mit dem Teufel und mit der schwarzen Kunst bedroht, als die sie anzuwenden gedächten, um des Kaisers Nachgiebigkeit zu erzwingen: „Farnese me dit, qu'en cas que l'affaire passât plus avant, le Pape se prévaudroit du diable," heißt es in den Maximes politiques de Paul III. tirées des lettres de Dom Diego Hurtado de Mendoza, 1716. Indessen ist vielleicht noch manches gegen die Treue dieser Auszüge zu erinnern, und mögen dieselben kaum mehr Glauben verdienen, als das Tableau des Papes, wo, ohne Nachweisung einer Autorität, S. 188 versichert wird, daß Paul III.: „mourut dans le doute de l'existence de Dieu, de l'enfer et de l'immortalité de l'âme, trois choses, dont il disoit, qu'il alloit être informé." Was des Ochini Vorbringen von des Papstes Familienzuständen betrifft, so muß vor allem erinnert werden, daß die Bruderstochter, die er sammt seiner eignen Mutter vergiftet haben soll, ohne Zweifel des Bartholomäus Farnese Tochter gewesen, und daß sie demnach einen Bruder hatte, dem ihre Erbschaft nicht entgehen konnte. Die andere Bruderstochter, die Laura, vermögen wir nicht aufzufinden; des Angelus Farnese Tochter kann sie nicht sein, indem diese an Guido de Casteltiero verheirathet worden. Julia Farnese soll Alexander's VI. Buhlerin gewesen sein, nach einem gleich anzuführenden Zeugnisse wäre aber ihre Schwester Hieronyma die Sünderin, und nicht der Bruder, sondern der entrüstete Gemahl ihr Mörder gewesen. Der nämliche Schriftsteller, der diese bedeutenden Varianten gibt, nennt auch die Mutter von Paul's III. Kindern, die eine edle Römerin: eine Römerin konnte aber nicht durch ein falsches Eheversprechen getäuscht werden, mußte den Cardinal Farnese kennen. Die schreckliche Beschuldigung in Ansehung von Paul's eigener Tochter Constantia findet darin ihre volle Widerlegung, daß Constantia nicht an Bosio Sforza, den Grafen von Santa Fiora, sondern an Stephan Colonna, den Fürsten von Palestrina, verheirathet gewesen; sichtlich hat der Pasquillant sie mit Constantia, der älteren Tochter von Angelus Farnese, verwechselt. Nach diesen Proben mag des Ochini Glaubwürdigkeit beurtheilt werden. Ob Peter Ludwig Farnese ein Bastard, oder ein ehelicher Sohn, darüber streiten sich Italiener und Franzosen. Der Abbé Faydit, in den Remarques sur Virgile et Horace, versichert, Paul sei vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron verheirathet gewesen. Rabelais hingegen schreibt, lettre 15. à M. l'evêque de

Maillezais: „Vous demandez, si le Seigneur Pierre Louis est légitime fils, ou bâtard du Pape. Sachez, que le Pape ne fut jamais marié, c'est à dire, que le sus-dit est véritablement bâtard. Et avoit le Pape Paul une soeur belle à merveille: on montre encore ici une image de Nôtre-Dame, laquelle on dit avoir été faite à son portrait[4]) et ressemblance. Elle fut mariée à un gentilhomme, cousin du Seigneur Rance[5]), lequel étant en la guerre pour l'expédition de Naples, le dit Pape Alexandre ...... et le dit Seigneur Rance, du cas acertené, en advertit son dit cousin, lui remontrant qu'il ne devoit permettre telle injure être faite à leur famille par un Espagnol Pape; et en cas qu'il l'endurât, que lui-même ne l'endureroit pas. Et somme toute il la tua. Auquel forfait le Pape Paul, qui s'appelloit alors Alexandre Farnese, fit ses doléances; lequel pour appaiser Alexandre VI. le fit Cardinal, étant encore bien jeune, et lui fit quelques autres biens. Auquel tems entretint le Pape Paul une Dame Romaine de la Case Ruffine, de laquelle il eut une fille. Item eut le Pape Paul un fils, qui est le dit Pierre-Louis, que demandiez, qui a épousé la fille du Comte de Cervelle, dont il a tout plein foyer d'enfans et entre autres le petit Cardinalicule Farnese, qui a été fait Vice-Chancelier." Dieses Alles zu erläutern, fügen wir folgende Tabelle hinzu:

Alexander Farnese (Paul III.) N. Ruffina.

Peter Ludwig, Herzog von Parma und Piacenza, Gem. Hieronyma Orsina, des Grafen Ludwig von Pitigliano Tochter.	Ranutius, Gem. Virginia Gambara.	Constantia, Gem. Stephan Colonna, Fürst von Palestrina.

Alexander Farnese, Cardinal, geb. 7. Oct. 1520, gest. 2. März 1589.	Octavio, Herzog von Piacenza, geb. 8. Oct. 1524, gest. 21. Sept. 1586. Gem. Margaretha von Österreich.	Horatio, Herzog von Castro, starb 1554 ohne Kinder. Gem. Diana von Frankreich.	Ranutius, Cardinal, geb. 11. Aug. 1530, gest. 28. Oct. 1565.	Victoria, verm. 1547 mit Guidobald II., Herzog von Urbino.

(*v. Stramberg.*)

PAUL IV., vor seiner Erhebung Johann Peter Caraffa genannt. Sein Großvater, Diomedes Caraffa, Graf von Maddaloni, war der jüngste von den sechs Söhnen des Anton Malizia Caraffa (della Statera). Des Diomedes jüngerer Sohn, Johann Anton Caraffa, erheirathete mit der Erbtochter des Peter Lallo Camponesco, Victoria, die Grafschaft Montorio in dem nördlichen Abruzzo, an dem Vomanoflusse. Ist es richtig, daß die Söhne vornehmlich von der Mutter den Charakter und die geistigen Fähigkeiten erhalten, so verdiente die Mutter eines so außerordentlichen Charakters, wie Paul IV. ihn in allen Beziehungen seines Lebens entwickelt hat, besondere Aufmerksamkeit. Über Frau Victoria ist uns leider nichts aufbewahrt worden, einige Bruchstücke aus der Geschichte ihres Geschlechtes mögen wenigstens theilweise diesen Mangel ersetzen[1]).

Johann Peter Caraffa, jüngerer Sohn der Victoria de Lalli, war den 28. Juni 1476 zu Capriglio, nord-

4) In a picture painted for him (Alexandre VI.) by Pinturicchio, the beautiful Julia Farnese is represented in the sacred character of the Virgin, whilst Alexander himself appears in the same picture, a supreme pontiff, paying to her the tribute of his adoration." *Roscoe.* 5) Rencio Ceri, aus dem Hause Anguillara. Der Vetter wird demnach der Graf Julian von Anguillara gewesen sein, und des Papstes Schwester hieß nicht Julia, sondern Hieronyma. In erster Ehe war sie an den Florentiner Puccio Pucci verheirathet gewesen.

1) Seit den Zeiten der Königin Johanna I. hatten die Lalli in der Stadt Aquila eine Gewalt geübt, die allein jener der Medici über Florenz zu vergleichen. Begünstigt von der natürlichen Festigkeit der Lage und dem großen Reichthume ihres Gebietes, maßte die zahlreiche Bevölkerung von Aquila sich alle Vorrechte einer Republik an; sie ernannte die obrigkeitlichen Behörden und erhob die Steuern, sie verweigerte den königlichen Völkern jederzeit die Aufnahme, und schloß im eigenen Namen Verträge und Bündnisse mit den Nachbarn, ja mit den Feinden des Königs. Namentlich war das Bündniß mit den Colonna selbst durch den Krieg des Königs Ferdinand mit den Colonna, den diese als des Papstes Sixtus IV. Verbündete bestehen mußten, nicht unterbrochen worden, und die Gunst der Colonna bei Papst Innocentius VIII. hatte auch der Republik Aquila und der Dynastie der Lalli die Freundschaft des römischen Hofes gewonnen. Diese Freundschaft zumal, durch welche sogar das zweifelhafte, den Königen von Neapel verbliebene Schutzrecht bedroht wurde, erregte Ferdinand's ganzen Unwillen, und mit einem Streiche gedachte er der Unabhängigkeit jener Stadt Meister zu werden. Das Heer, welches der Herzog von Calabrien nach dem Frieden von Bagnolo von den Ufern des Po zurückführte, mußte in und um Civita di Chieti Cantonnirungsquartiere beziehen. Von da aus ließ der Herzog den Grafen von Montorio um eine Unterredung ersuchen. Der Graf, den in jenem Augenblicke wenigstens die Eigenschaften, durch welche seine Voraltern zur Herrschaft über das kühne, schnelle, harte und schlaue Volk von Aquila gelangten, verlassen zu haben scheinen, der vielleicht auch jedem Gedanken einer Feindschaft gegen die neapolitanische Regierung fremd war, fand sich zu der Unterredung willig ein, und wurde alsbald in Bande geschlagen (28. Juni 1485). Indem auch die Gräfin durch des Herzogs von Calabrien Drohungen oder Künste bewegt worden, sich in die Gewalt ihrer Feinde nach Neapel zu begeben, zogen neapolitanische Völker in kleinen Abtheilungen der Stadt Aquila zu, und es gelang ihnen, sich derselben zu bemächtigen, bevor der Verdacht der Einwohner rege wurde. Der überraschte Senat suchte zuerst durch Bitten und Berufung auf seine Privilegien die Abführung dieser Völker von dem Herzog von Ca-

wärts von Avellino, oder in dem an Capriglio grenzenden Dorfe S. Angelo a Strata, auch a la Scala beigenannt, geboren. Er zählte kaum zwölf Jahre, als er das inbrünstige Verlangen äußerte, in den Dominikanerorden zu treten. Damals um seiner Jugend willen abgewiesen, wurde er später durch die Drohungen und die Gewalt des Vaters dem Dominikanerkloster zu Neapel, wo er bereits Aufnahme gefunden hatte, entrissen. Er kehrte zu seinen Studien, die auf die Erlernung der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprachen und auf die Erforschung der heil. Schriften gerichtet waren, zurück, und fand demnächst an einem Vetter, dem Cardinal Oliverius Caraffa (gest. 20. Jan. 1511), einen ebenso liebevollen als einsichtsvollen und würdigen Patron. Der Cardinal nahm den Jüngling in sein Haus, verlieh ihm ein Kanonikat an der Metropolitankirche zu Neapel, erwirkte ihm von Alexander VI. das Amt eines Cameriere segreto, und von Julius II. am 30. Juli 1507 das Bisthum Chieti, Theate, in Abruzzo. Gleich darauf wurde Johann Peter als apostolischer Nuntius nach Neapel gesendet, um daselbst den König von Aragonien, Ferdinand den Katholischen, zu begrüßen. Hierüber verlief beinahe ein volles Jahr und erst am 20. Juni 1508 konnte der neu ernannte Bischof in Chieti die Besitznahme vornehmen. Es erwartete ihn dort viele Arbeit, denn über der fortwährenden Abwesenheit des Oberhirten hatte die Zucht der Priesterschaft und die Sitten der Laien gleich sehr gelitten. Unverdrossen wirkte Johann Peter durch Wort und Beispiel, durch Belohnung und Strafe, „adeoque omnia bene constituit, ut brevi tempore ecclesiam suam optime institutam haberet, ac si tum primum priscorum antistitum feliciora tempora renasci censerentur.“ Unbedenklich konnte er nach einigen Jahren seine Diöcese verlassen, um dem lateranensischen Concilium beizuwohnen, wo er „sententias gravissimas dixit.“ Darauf ging er als Leo's X. Nuntius nach England, wo er drei volle Jahre verweilte, und dann durch Niederland und Teutschland nach Hause zu gehen dachte. Eben aber traf Karl V. Anstalt zu seiner Überfahrt nach Spanien, und es mußte dem römischen Hofe von Wichtigkeit sein, des jugendlichen Monarchen erste Schritte zu beobachten. Der Nuntius erhielt den Befehl, sich mit ihm einzuschiffen, doch ohne, wie es scheint, einen öffentlichen Charakter zu entfalten. Johann Peter, wenn auch kein Meister in der Kunst sich gefällig zu machen, besaß jene höhere Gabe, welche zur Herrschaft der Gemüther führt; er scheint auf der Überfahrt bereits sie gegen den König von Spanien geübt zu haben, und verdankte ihr seine Aufnahme in den königlichen Rath von Neapel, wie auch das einflußreiche Amt eines Vice-Großkapellans der königlichen Kapelle. Jeglicher Art von Geschäften gewachsen, wird der Bischof von Chieti nicht unterlassen haben seinen Einfluß auf die innern, wie auf die äußern Angelegenheiten der spanischen Monarchie geltend zu machen. Es erhob sich aber der Aufruhr der Gemeinheiten und es mußten, ungeachtet des Sieges der

labrien zu erlangen. Als seine mehrmals erneuerten Vorstellungen unwirksam blieben, rief er am 25. Oct. 1485 die Bürgerschaft zu den Waffen; die Neapolitaner wurden in den Straßen angegriffen, überwältigt und die, welche dem Tode entgangen waren, in die Flucht getrieben. Hierauf erklärte die Bürgerschaft den König seiner Hoheitrechte, wegen Misbrauchs, verlustig und ergab sich an den Papst unter der Bedingung, daß dieser ihre Freiheit schirme. Ohne Schwierigkeit ließ sich Innocentius VIII. den Antrag gefallen, er versicherte das Haus Montorio seines Schutzes, lud die Barone des Königreichs zu einem Bündnisse für die Erhaltung der gemeinsamen Freiheit ein, erbot sich selbst das Oberhaupt des Bündnisses zu werden und ließ seine Kriegsvölker durch die Lehen der Colonna allmälig in das Innere von Abruzzo eindringen. Erschreckt durch diese kriegerischen Vorbereitungen, setzte König Ferdinand den Grafen und die Gräfin von Montorio in Freiheit, wie das Glückwünschungsschreiben des Papstes an die beiden vom 16. Nov. 1485 lehrt; vorher hatte der König alle Mittel angewandt, um sich für die Zukunft der Freundschaft des Grafen zu versichern. Gleichwol verharrte der Papst in seinen kriegerischen Entschließungen und bei dem Bündnisse mit den über die Tyrannei Ferdinand's empörten Baronen, und es erfolgte einer jener unbedeutenden von Machiavel so treffend geschilderten Kriege. In dem Frieden vom 11. Aug. 1486 bewilligte der König von Neapel alle Foderungen des Papstes, namentlich daß die Stadt Aquila nur von dem heil. Stuhle abhängen solle. Aber schon hatte Ferdinand seine Anstalten getroffen, um frei von jeglicher Gefahr, diesen Frieden brechen und die Barone, die solchen von ihm erzwungen hatten, verderben zu können. Im September 1486 erschien der Graf von Montorio, der jetzt gänzlich dem König ergeben, unerwartet vor Aquila, wo alsbald eine gewaltige Bewegung sich äußerte; der Archidiakon, der es mit der Freiheit und dem Papst hielt, wurde in dem Tumult erschlagen, der Graf von Montorio mit den Reisigen des Königs in die Stadt eingeführt; die päpstlichen Soldaten, die dem Tode entgingen, warfen sich in die Flucht. Als diese Ereignisse stattfanden, hatte Victoria de Lalli, des Johann Anton Caraffa Gemahlin, bereits eine gute Anzahl von Kindern, darunter einen Knaben von wenigstens zwölf Jahren: dadurch wird es wahrscheinlich, daß der eben genannte Graf von Montorio nicht ihr Vater, sondern ihr Bruder gewesen sei. Dieser Bruder wird denn auch wol jener Graf von Montorio sein, der 1496 von den französischgesinnten Baronen des Königreichs Neapel an Karl VIII. abgesendet wurde, um ihn zu einem abermaligen Zuge über die Alpen zu ermuntern, und der 1503 bei der Einnahme des von den Franzosen am längsten behaupteten Castel nuovo zu Neapel in der Spanier Gefangenschaft gerieth. Indessen ist dieses nur Vermuthung, und könnte der 1496 und 1503 genannte Graf von Montorio gar wol auch der Victoria de Lalli Ehemann gewesen sein. Der eine wie der andere Fall wird in seinen Resultaten für uns so ziemlich dasselbe bleiben: das Haus de Lalli wurde durch die Politik der aragonischen Könige von Neapel seiner beinahe souverainen Herrschaft über Aquila entsetzt, überhaupt zu Grunde gerichtet; die wenigen Trümmer von dessen Herrlichkeit gingen an einen Caraffa über, der mit mehr oder minder Gleichmuth das Schicksal des ihm so nahe befreundeten Geschlechtes ertrug, mit mehr oder weniger Dankbarkeit die Brosamen aufnahm, welche jene Politik ihm von einer Erbschaft zukommen ließ, die ungetheilt ihm hätte gebühren mögen, während seine Hausfrau, den Sturz ihres Hauses in seiner ganzen Herbe empfindend, den Groll darum ihren Kindern, oder wenigstens dem bedeutendern ihrer Söhne, eingepflanzt, angeerbt haben wird. Dieser Kinder waren acht; sechs Töchter, von denen die einzige Maria unverheirathet geblieben, und als die Stifterin der Sapienza zu Neapel am 4. Januar 1552 verstorben ist, dann zwei Söhne, Johann Alfons, zweiter Graf von Montorio und Johann Peter. Außer dieser rechtmäßigen Nachkommenschaft wird auch noch ein natürlicher Sohn genannt, Diomedes Caraffa, der später als Castellan der Engelsburg vorkommt. Johann Alfons, der zweite Graf von Montorio, starb den 18. Febr. 1548, und hinterließ aus der Ehe mit Catharina Cantelma, die nachmals als Paul's IV. Nepoten so bedeutend gewordenen Söhne, Ferdinand, dritter Graf von Montorio, Johann, vierter Graf von Montorio und Herzog von Palliano, Anton, Marchese von Montebello und Bagno, dann Karl, der Cardinal.

königlichen Sache, der gegen die Fremden sich so mächtig erhebenden Stimme des Volkes einige Opfer dargebracht werden. Die eigentlichen Gegenstände der öffentlichen Abneigung von sich zu entfernen, wollte Karl V. sich nicht entschließen, so ließ er denn als Sündenträger einige Räthe von minderer Bedeutung, die vielleicht auch die Eifersucht der Minister sich zugezogen hatten, fallen. Ein solcher war der Bischof von Chieti, und ihm blieb nichts übrig als den Heimweg nach Neapel zu suchen, wo Leo X. ihm am 21. Dec. 1518 das Erzbisthum Brindisi übertragen hatte. Es wurden die jährlichen Einkünfte dieses Sitzes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu 2500 Silberdukaten berechnet; es darf daher nicht auffallen, daß Leo X. ihm zugleich erlaubte, das Bisthum Chieti, von 7000 Dukaten Ertrag, beizubehalten, eine Begünstigung, die vorerst auf sechs Monate beschränkt, jedoch erneuert worden sein muß. Noch war Johann Peter mit den Gebrechen und Bedürfnissen der Kirche von Brindisi beschäftigt, wie der Cardinal Adrian auf den Stuhl des heil. Peter erhoben wurde, und dieser, eingedenk des in Spanien mit dem Erzbischof gepflogenen freundschaftlichen Verkehrs, beeilte sich, ihn nach Rom zu ziehen, in der Absicht, den strengen Eiferer für die Verwirklichung seiner Entwürfe um die Abstellung der kirchlichen Misbräuche zu gebrauchen. Es ließ der Papst ihm, gleichwie dem Marcellus Gaëtani, eine Wohnung im Vatican anweisen, „ut eorum consilio in censura morum, ac administranda ea parte reipublicae, quae sacra respiceret, omnibus horis uteretur." Von Adrian's Nachfolger, von Clemens VII., zum Mitgliede der Congregatio de examinandis ernannt, ließ der Erzbischof zugleich sich in die Brüderschaft der göttlichen Liebe aufnehmen, welcher die Kirche der Heiligen Sylvester und Dorothea in Trastevere zum Oratorium diente. Es zählte diese Brüderschaft höchstens 60 Mitglieder, darunter aber eine Anzahl der würdigsten Prälaten [2]). In diesem Vereine kam Johann Peter in die genaue Verbindung mit Cajetan von Siene, dem Protonotario partecipante, jenem friedlichen, sanftmüthigen, schweigsamen, der Betrachtung und Entzückung lebenden Geistesmann, was auf sein heftiges, brausendes, stürmisches Gemüth wohlthätig wirkte. Gedemüthigt zweifelsohne, und beunruhigt durch die Erkenntniß seiner selbst, hatte Johann Peter schon früher den Gedanken gefaßt, allen Gefahren, welche seine Leidenschaftlichkeit ihm bereiten konnte, in dem Gelasse einer stillen Clause auszuweichen. Voll der Verehrung für den seligen Paul Giustiniani und für die von demselben 1522 durchgeführte Reform des Ordens von Camaldoli, wäre er selbst ein Camaldulenser Eremit geworden. In der Brüderschaft der Göttlichen Liebe erkannte er noch deutlicher, wie er betheuert, daß sein Herz nur um so bedrängter geworden, je mehr er seinem Begehren nachgegangen sei, daß er nur Ruhe finden könne in dem Umgange mit himmlischen Dingen, und indem er um Gott sich selbst aufgebe. Als der milde Cajetan ihm sprach von seinen Absichten für eine Sittenverbesserung in der christlichen Gesellschaft, und besonders für die Wiederherstellung des kirchlichen Lebens und die Belebung einer kirchlichen Gesinnung bei der Geistlichkeit, da erwachten in verjüngter Kraft die Wünsche, die auch der Erzbischof für jene wichtige Angelegenheit gehegt; in gleicher Lebhaftigkeit, wie der Freund, empfand er das Bedürfniß einer höhern geistigen Thätigkeit, und das Bedürfniß der Zurückgezogenheit, dieses dem einen Naturtrieb, dem andern brünstiges Verlangen. Sie vereinigten sich mit zwei andern Brüdern der Göttlichen Liebe, mit Bonifaz da Colle und Paul Consiglieri, und legten hiermit den Grund zu der Congregation der Theatiner, die man wol auch einen Orden genannt hat, und deren Endzweck Beschaulichkeit und Vervollkommnung des innern Lebens, geordnet als ein Spiegel und als eine Schule für den übrigen Klerus. Den Plan zu dem Institute mußten die Gründer vorlegen, und er wurde in dem Consistorium der Gegenstand lebhafter Debatten; die Mehrzahl der Cardinäle fand es widersinnig, daß eine geistliche Gesellschaft nicht nur alles Eigenthums und alles festen Einkommens entbehren, sondern sich auch verpflichten wollte, von Niemandem Beihilfe zu verlangen, sondern mit dem sich zu begnügen, das durch die göttliche Vorsicht beschеert werden würde. Caraffa und Cajetan bewiesen jedoch so bündig, wie diese Lebensart jene der Apostel und Jünger Christi gewesen sei, daß Clemens VII. nicht umhin konnte, das Institut dieser Clerici regulares am 24. Juni 1524 zu bestätigen. Zwei Monate später, am 24. August, legte Caraffa seine beiden Kirchen in des Papstes Hände nieder, was er zwar nur durch stürmische Bitten durchsetzen können, und indem er sich gefallen ließ, den Titel eines Bischofs von Chieti oder Theate beizubehalten, ein Umstand, dem es wol vornehmlich zuzuschreiben ist, daß die Congregation den Namen der Theatiner empfing. Am 14. September, am Feste Kreuzeserhöhung, legten die vier Stifter in der Kirche des Vaticans zu Handen des Bischofs von Caserta, als des päpstlichen Commissarius, die Gelübde ab, und sofort erwählten sie denjenigen unter ihnen, der zuerst die Gelübde gesprochen hatte, den Johann Peter Caraffa, zum Superior. Sie bewohnten anfänglich das Haus, das Bonifaz da Colle auf dem Marsfelde gehabt, und in diesem Hause schrieb Caraffa, nachdem die Gesellschaft zu der Zahl von zwölf erwachsen, für ihren Gebrauch die ersten Satzungen. Nachmals bezogen sie auf dem Monte Pincio ein kleines Haus, das zwar innerhalb der Mauern von Rom gelegen, jedoch alle Vortheile der Absonderung und der stillsten Einsamkeit bot. Auch hier lebten die Brüder in der Armuth, die sie sich erwählet, in geistlichen Übungen, in dem genau vorgezeichneten und alle Monate wiederholten Studium der Evangelien: dann gingen sie hinab nach der Stadt, um zu predigen. Da sah man wieder, was in Italien außer Gebrauch gekom-

2) Quei pochi huomini da bene ed eruditi prelati, che erano in Roma in quel tempo di Leone X. vedendo la città di Roma e tutto il resto d'Italia, dove per la vicinanza alla sede apostolica doveva piu fiorire l'osservanza de' riti, essere cosi maltrattato il culto divino si unirono in un' oratorio chiamato del divino amore, circa sessanta di loro, per fare quivi, quasi in una torre, ogni sforzo per guardare le divine leggi.

men war, auf der Kanzel Priester erscheinen, die mit Biret, Clerik und Kreuz bezeichnet, nicht nur in dem eigenen Oratorium, sondern öfter noch als Missionare auf den Straßen. Caraffa selbst predigte, mit dem Strome von Beredsamkeit, der ihm stets, und noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, zu Gebote stand, nicht nur gegen die Sünde, sondern zumal auch gegen die allmälig über die Alpen eindringende neue Lehre. Mit ihr hatte er sich schon früher gründlich beschäftigen müssen, um nämlich an Leo X. den gefoderten Bericht abstatten zu können. Er und seine Brüder, Männer, die durch ihre Geburt meist dem Adel angehörten, besuchten die Kranken in ihren Wohnungen und in den Lazarethen, trösteten die Betrübten, dienten den Sterbenden. Eine Wiederaufnahme geistlicher Pflichten, die für die Kirche die äußerste Wichtigkeit erlangen sollte. Zwar ist die Congregation niemals ein Priesterseminar geworden, dafür war sie nicht zahlreich genug, allein sie bildete sich zu einem Seminar von Bischöfen aus, und übte, weil sie von Anfang an mehrentheils Edelleute in ihren Schoos aufgenommen hatte und hierdurch gleichsam ein adeliger Orden geworden war, den bedeutendsten Einfluß auf die höhern Stände. Inmitten der heilsamsten Wirksamkeit wurden die Brüder auf dem Monte Pincio durch die Greuel betroffen, von welchen der Angriff des Connetable von Bourbon auf die Weltstadt begleitet und gefolgt war. Auch in jenen schrecklichen Stunden entwickelten sie allen Heldenmuth wahrhaft christlicher Gesinnung. Sie bemühten sich, der Ruchlosigkeit, worin Anführer und Gemeine wetteiferten, zu steuern, bald durch demüthiges Flehen, bald durch Androhung der Strafen der göttlichen Gerechtigkeit. Sie zerstreuten sich furchtlos durch alle Straßen, um die Verwundeten aufzuheben und zu verbinden, den Sterbenden beizustehen und die zu trösten, die Verzweiflung bei dem Verluste ihrer Kinder oder ihrer Güter ergriffen. Bald sollte aber auch die Einsamkeit des Monte Pincio seine Bewohner nicht mehr vor Raub und Mishandlung bewahren. Ein Soldat, der in Vicenza in dem Hause Cajetan's von Siene als Bedienter gestanden hatte, erkannte den frühern Gebieter, und voll der Erinnerung an dessen vormaligen Reichthum, spornte er seine Cameraden an, die Anstalt der Theatiner zu stürmen. Kaum nennenswerth erschien die Beute in dem Hause, wo man gewöhnt war, sich das Nothwendigste zu versagen; aber der Lärm der Plünderung zog noch andere Barbaren herbei, die den Cajetan in früheren Zeiten, die in Spanien des Bischofs von Theate Glanz und Pracht gesehen hatten, und sie suchten vornehmlich durch Peinigung der Beiden ein reichliches Lösegeld zu erpressen, ohne darum der übrigen Brüder zu verschonen, wie denn Bonifaz da Colle einen Säbelhieb über den Kopf davon trug. Ein enger Kerker wurde der ganzen Gesellschaft zum Aufenthalte angewiesen; daraus entlassen, traten sie unter Beschwerden und Gefahren die Flucht gen Ostia an; jeder der Brüder war mit einem schlechten Kittel bekleidet und trug als einzige Habe das Brevier unter dem Arm. Auf der Rhede von Ostia lag mit seinen Galeeren der venetianische Provveditore, der nahm die Flüchtlinge an Bord, und trug sie nach Venedig, wo sie zuerst auf der Giudecca, in dem Kirchspiel S. Eufemia, dann zu S. Giorgio Maggiore untergebracht wurden, bis sie zu S. Nicolo da Tolentino ihren bleibenden Wohnsitz nahmen. Zu S. Giorgio wurde in dem zu Kreuzerhöhung 1527 abgehaltenen Capitel Cajetan zum Superior erwählt, nachdem solches Amt drei Jahre lang von Caraffa bekleidet worden war, und in stiller Ergebung setzte die Gesellschaft ihr Streben fort. Die Pest, welche durch Handelsschiffe aus der Levante nach Venedig eingeführt worden, und die auf sie folgende Hungersnoth, ergaben sich für Caraffa und seine Gefährten als eine Gelegenheit, die ganze, hehre Bedeutung ihres Berufs zu entfalten. Abermals, 1530, für die Dauer von drei Jahren, zum Superior erwählt, befand sich Caraffa in dem Wendepunkt seines Lebens, als er, Anfangs 1537, von Ignatius von Loyola einen folgenreichen Besuch empfing. In dem Convent der Theatiner nahm Ignatius seine Wohnung, er diente in den Hospitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, die Novizen abrichtete. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er besprach mit Caraffa einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber zerfallen sein. Wie entscheidend dieser Besuch für Ignatius von Loyola und sein Institut geworden ist, so war Caraffa damals noch nicht entschieden, ob er die von Papst Paul III. ihm in der Promotion vom 22. Dec. 1536 verliehene Cardinalswürde annehmen solle. Er entschied sich für die Annahme[3]). Es ist nicht unmöglich, daß die neuesten, von dem Kaiser erfahrenen Beleidigungen, die Aussicht, sie dereinst vergelten zu können, auf das Gemüth des Samniters, des Sohnes der Vittoria de Lalli, auf seine Entscheidung gewirkt haben. Grausam verletzt durch seine unverdiente Ausweisung aus Spanien, Zeuge und Gegenstand der in der Verheerung von Rom durch Karl's Heer verübten Frevel, mußte er sich auch noch durch die Vorfälle in dem Bruderhause auf das Empfindlichste ergriffen fühlen. Die Söhne des Grafen Johann Alfons von Montorio hatten, in der vollen Gluth erblichen Hasses und erblicher Zuneigung für Frankreich und für den Papst Partei genommen, sowie Vaudemont und Renzo da Ceri den Grenzen des Königreichs sich näherten. Mit einer Vorhut von 2000 Knechten, die Renzo ihrer Führung anvertrauet, nahmen sie Aquila, wo die Bürgerschaft durch tausend Erinnerungen an sie gewiesen, wo darum der zur Vertheidigung aufgestellte Ascanio Colonna es nicht wagen durfte, die Erben der Lalli zu erwarten. Solches Ereigniß bestimmte den

---

3) E ne diede perciò variamente da dire alle genti. Percioche alcuni lo ponevano con gran lodi al cielo, e santissimo huomo il chiamavano; perche lasciando quella maniera di vita tutta quieta, nel fluttuoso mare del governo e de' negotii si fusse lasciato tirare. Alcuni altri al contrario grandemente questo fatto biasmavano, e dicevano, che egli celando la sua ambitione, havesse per giungere a questa degnità, mostro di spreggiare ogni pompa del mondo, et che con maravigliosa astutia si fusse lasciato prima vedere per li luoghi hermi e remoti ascoso. E cosi ciò, che egli faceva, a cattivo fine tiravano.

Vicekönig, den Vater Montorio, der als verdächtig eingezogen worden war, der Gefangenschaft zu entlassen. Der alte Mann sollte, nach Lannoy's Meinung, als der unmittelbare Repräsentant der an die Erinnerung der vormaligen Unabhängigkeit geknüpften Ideen der Einwohner von Aquila, am ersprießlichsten wirken können, um die empörte Stadt zum Gehorsam zurückzuführen. Statt dessen wurde der Graf von den Söhnen, denen er vielleicht zu lange lebte, in Bande gelegt und gehalten, bis des Renzo Rückzug gen Rom und die Kunde von der Annäherung des Connetable von Bourbon sie an der Möglichkeit, die eingenommene Stellung zu behaupten, verzweifeln ließ. Sie entließen den Vater der Haft, und alsbald vertrieb dieser, mit Beihilfe der aragonesischen Partei, die ungehorsamen Söhne und alle ihre Anhänger aus Aquila. Die Caraffen fanden Zuflucht in dem Kirchenstaate, um mit den ersten Heeresabtheilungen, von Lautrec nach den Abruzzen entsendet, dahin zurückkehren zu können. Aquila wurde von dem Prinzen von Melfi und von der kaiserlichen Besatzung geräumt, und im Namen des Königs von Frankreich zog der Bischof der Stadt, einer von den Söhnen des Grafen von Montorio, ein, den ohne Zweifel Clemens VII. in der allgemeinen Ächtung der Colonna mit dem seit 1525 von Pompejus Colonna besessenen Bisthum bekleidet hatte. Der nämliche Pseudo-Bischof, denn Ughelli hat ihn in sein Verzeichniß nicht aufgenommen, und der Graf von Montorio überlieferten auch zum dritten Male, und das zwar nach des Marchese von Saluzzo Capitulation in Aversa, die Stadt Aquila den Verbündeten, und wenn unter jenem Grafen von Montorio der Vater zu verstehen, wie fast nicht anders anzunehmen, so läßt sich das Maß der Leiden kaum berechnen, durch welche, nach dem vollständigen Siege der Kaiserlichen, das Haus Montorio betroffen worden sein muß. Wie schmerzlich mag, inmitten jener Tugendübungen zu S. Giorgio Maggiore, der Oheim die Leiden der Neffen empfunden haben, für die seine Zärtlichkeit ebenso unbegrenzt war, als seine Theilnahme für den Wohlstand und die Größe seines Hauses. Der neue Cardinal nahm den ihm dargebotenen Titel S. Pancratii an, und begab sich nach Rom. Ein hehrer Ruf von Heiligkeit und Wissen ging ihm voraus; so streng er seine Sitten bewachte, so unablässig und fruchtbar hatte er seine Studien auf dem Monte Pincio und in Venedig fortgesetzt. Paul III. beeilte sich, einem so bedeutenden Mitgliede des h. Collegiums auch die ihm angemessene äußere Stellung zu geben. Das vormalige Bisthum Chieti, seit 1526 zu einem Erzbisthum erhoben und mit der Metropolitenwürde über die Kirchen von Lanciano, Penna und Atri bekleidet, durch den Tod des Guido de Medici, 1537, erledigt, verlieh der Papst am 20. Jan. 1537 an den Cardinal Caraffa, den wir zugleich, von seinem ersten Auftreten in Rom an, mit den wichtigsten Angelegenheiten der christlichen Welt befasset finden. Das **Consilium delectorum Cardinalium et aliorum Praelatorum de emendanda ecclesia, Smo. Dno. Paulo III. ipso jubente conscriptum anno 1538,** trägt unter andern die Unterschrift des Cardinals Caraffa, und die Punctationen zu einem Vergleiche mit den Protestanten, die Contareni 1541 zu Regensburg aufgenommen, wurden vornehmlich seinem Gutachten unterlegt. Sie erweckten seine ganze Aufmerksamkeit und besonders anstößig erschien ihm die Erklärung über die Rechtfertigung; solcher Stelle Sinn hatte nur mit der äußersten Anstrengung Priuli dem großen Theologen deutlich zu machen gewußt, ein Umstand, der keineswegs zu Gunsten der in Regensburg versammelten Theologen zu sprechen scheint. Das ganze h. Collegium entschied sich hierauf für die Ablehnung des Vertrags. Aber Caraffa begnügte sich nicht, dem abzusagen, was der neuen Lehre zuführen konnte, er war auch bemüht, ihr einen Widerstand entgegenzusetzen, welcher der Gefahr ihrer weiteren Verbreitung entsprach. Das frühere System der Inquisition war in Verfall gerathen, Caraffa rieth sie aus ihren Trümmern wiederherzustellen, und vor künftigem möglichen Verfalle durch Errichtung eines allgemeinen höchsten Tribunals zu sichern. Wie St. Peter, lehrte er, den ersten Ketzer in Rom besiegt habe, so müsse Petri Nachfolger alle Ketzerei der Welt in Rom überwinden. Durch die Bulle vom 21. Jul. 1542 wurde hierauf eine Deputation von Cardinälen ernannt, „**generalium Inquisitorum haereticae pravitatis, cum amplissima auctoritate,**“ an ihrer Spitze befindet sich der Name von Johann Peter Caraffa, des Cardinalpriesters, tit. S. Clementis. Keinen Augenblick verlor dieser, um die Bulle zur Ausführung zu bringen. Kaum wohlhabend zu nennen, hielt er es gleichwol für Sünde, zu Bestreitung der unvermeidlichen Unkosten von der apostolischen Kammer einen Vorschuß abzuwarten. Er nahm ein Haus in Miethe, richtete die Amtsstuben und die Gefängnisse ein, schaffte Riegel und starke Schlösser, Fußblöcke und Ketten an. Dann bestellte er General-Commissarien für die verschiedenen Länder, für Rom selbst seinen Haustheologen Theophil von Tropea. Vier Hauptregeln hatte der Cardinal für seine neue Amtsführung sich vorgesetzt: 1) in Glaubenssachen dürfe nicht einen Augenblick gezögert, sondern es müsse gleich auf den ersten Verdacht, mit dem äußersten Fleiße vorangeschritten werden; 2) sei keine Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wenn er auch noch so hoch stehe; 3) müsse man vielmehr am strengsten sich gegen diejenigen erzeigen, die etwa einen mächtigen Schutz zu ihrer Vertheidigung anrufen sollten; allein offenes, reumüthiges Bekenntniß sei mit Milde und väterlichem Erbarmen aufzunehmen; 4) Ketzern und besonders Zwinglianern gegenüber, dürfe man sich durch keine Nachsicht herabwürdigen. Es war Strenge, rücksichtslose Strenge, welche Caraffa zu üben sich vorsetzte und übte [4]). Im

4) **Ma perche egli cosi nell' essercitare con grande acerbezza questo officio della inquisitione, al quale fu egli principalmente eletto; come nel portarsi in molte delle sue cose troppo severo, per non dire crudo (la quale maniera di vita soleva egli chiamare severità Christiana) si ritrovava haverne gravemente offeso ogni sorte di huomini, se ne concitò agevolmente tanto odio di tutti, i quali questa severità, e forse buona e retta mente di lui, asprezza e pertinacia in tutte le cose, cosi giuste come ingiuste, chiamavano; che già ne era per tutto biasmato e lacerato il suo nome. Furono anco alcuni, e di**

J. 1543 verordnete Caraffa, daß kein Buch, welches auch sein Inhalt wäre, gleichviel ob alt oder neu, ohne die Erlaubniß der Inquisitoren gedruckt werden dürfe; diesen mußten die Buchhändler ihre Kataloge vorlegen, nur mit Bewilligung der Inquisitoren sollten die Händler verkaufen dürfen; die Dogana erhielt den Befehl, keine Sendung von Handschriften oder gedruckten Büchern an ihre Bestimmung abzuliefern, ohne sie vorher der Inquisition zur Prüfung eingereicht zu haben. Mitglied der Congregation von Cardinälen, welcher die Beaufsichtigung des tridentinischen Conciliums anbefohlen, bezeigte sich auch hierin Caraffa unerschütterlich in seiner Anhänglichkeit zu den Grundprincipien der katholischen Religion; in einer eigenen Abhandlung über die Rechtfertigung, widersprach er auf das Nachdrücklichste und Entschiedenste allen den mitigirenden, verschmelzenden, nichtigen Meinungen über diesen Gegenstand, als deren Organ der Augustinergeneral Seripando in dem Parere vom 13. Jul. 1544 auftritt. Immer höher stieg das Ansehen, wenn auch nicht die Beliebtheit des rüstigen Verfechters aller kirchlichen Interessen. Paul III. verlieh ihm den Titel von S. Maria in Trastevere, das Bisthum Albano, 1549 jenes von Sabina, und am 9. Nov. 1549 das Erzbisthum Neapel (16,000 Ducati). Um diese Pfründe besitzen zu können, hatte er dem Erzbisthum Chieti entsagen müssen, aber nie wollte der Kaiser zugeben, daß er in Neapel Besitz ergreife oder Einkünfte erhebe, nimmer wollte Karl ihm sein Benehmen in den neapolitanischen Unruhen von 1547 verzeihen [5]). Mußte, vielleicht gar gegen den eigenen Willen, Paul III. dem Verdienste des Cardinals huldigen, so behauptete dieser gleichwol auch gegen den Papst die Unabhängigkeit seines Gemüths. Anstatt dem Consistorium beizuwohnen, in welchem die Verleihung der Herzogthümer Parma und Piacenza an Peter Aloys Farnese verhandelt werden sollte, stattete Caraffa grade an diesem Tage den sieben Kirchen einen feierlichen Besuch ab [6]). Von Julius III. empfing er das Bisthum Tusculum und zuletzt das von Ostia. Unter der kurzen Regierung des Papstes Marcellus hatte er ungemeinen Einfluß und erfreute sich besonderer Gunst [7]). In dem Conclave, was nach dem Absterben jenes Papstes, „welchen das Schicksal der Erde nur zeigen wollen," einberufen wurde, waren die Bewegungen der 44 versammelten Wahlherren nicht langwierig, aber ungemein heftig. Eine französische Partei hatte dem Cardinal von Ferrara die höchste Würde zugedacht, zwischen Pole, Pozzo und Morone schwankten die Übrigen; die Vereinigung der Cardinäle von Ferrara und Farnese lenkte am Himmelfahrtsfeste, am 23. Mai 1555, die Wahl auf Johann Peter Caraffa, den Dechanten des h. Collegiums. Vergeblich machte die kaiserliche Partei die äußersten Anstrengungen, diese Wahl zu hintertreiben, jener Coalition war sie nicht gewachsen. Schon am nächsten Sonntage, am 26. Mai, empfing Paul IV. zu St. Peter die dreifache Krone; den Namen hatte er sich seinem Wohlthäter, Paul III., zu Ehren erwählt. Befragt, wie er fortan zu leben gedenke, wie seine Nepoten zu behandeln seien, antwortete er: „prächtig, und wie es einem großen Monarchen geziemt." Damals zählte er 79 Jahre, aber seine tiefliegenden Augen bewahrten alles Feuer der Jugend, und gaben, zusammt der Stumpfnase und dem dünnen kurzen Bart, dem ganzen, magern Antlitze ein schwermüthiges, drohendes Ansehen, zu dem die Gestalt, hoch und schmächtig, nicht übel paßte. Dabei erfreute sich Paul einer dauerhaften Gesundheit, bis auf den Schaden an beiden Beinen, den er nicht sonderlich zu achten schien; denn nie ließ er sich eine besondere Diät vorschreiben, nie hörte er auf die Rathschläge der Ärzte. Wie er sich schon in seinem täglichen Leben an keine Regel band, oft bei Tage schlief, Nachts studirte — wehe dem Diener, der anders, als auf den Ruf der Glocke sein Zimmer betreten hätte — so folgte er auch im Übrigen immer den Eingebungen des Augenblicks. Diese Eingebungen wurden aber stets von einer in einem langen Leben ausgebildeten, zur andern Natur gewordenen Gesinnung beherrscht. Keine andere Pflicht, keine andere Beschäftigung schien Paul zu kennen, als die auf die Wiederherstellung des alten Glaubens in seine frühere Herrschaft gerichtete. Was ließ sich Alles für diesen Zweck von ihm hoffen, nachdem er die hierzu erfoderlichen Gaben nicht nur in dem reichlichsten Maße empfangen hatte, sondern auch seiner eigenen Überzeugung als das von Gott zu dem Ende erwählte Werkzeug erschien. Denn keiner, am wenigsten er selbst, wußte sich des Gefürchteten, des Gehaßten Gelangung zu der höchsten Würde zu erklären [8]). Jene finstere, von

molta reputatione, che volevano, che quante cose haveva egli avante al Pontefìcato fatte, fussero, tutte state fucate, et fatte più per ostentatione e perne acquistarne gloria presso il popolo, che perche ella da sincera mente nascessero. Ma perche molti memorevoli essempi di cose e bene e non bene fatte di lui, vi sono, non tocca a noi giudicare, a quale di queste duè parti più l'huomo inchinare si debba. E per conchiuderla in poche parole, questo, ch'io dirò, è per una certa e publica fama assai chiaro, che egli avanti al Pontefìcato vivesse con grande opinione di buona vita e dottrina, ma di troppo severa et aspra natura, e d'un animo troppo nel suo parere ostinato. Per la qual maniera di natura intrattabile non sapeva egli con gli altri, nè gli altri con esso lui accomodarsi.

5) Nel tempo de' rumori di Napoli, quando volendo il Vicere Don Pietro de Toledo porre secundo il costume di Spagna la inquisitione nel regno, con tante rivolte e tumulti lo travagliarono, che forzarono a restarsi di quel disegno; nel maggiore ardore di quelle arme, se ne andò egli (il Card. Caraffa) a Paolo III. con ardentissimi prieghi, e con gran promesse essortandolo a dovere passare contra Carlo V. nel regno la guerra, offerendoli l'aiuto e favore suo, e de' suoi, che esso si vantava haverne nel regno molti. Il prudentissimo Paolo III. maravigliato fra se stesso dell' animo di lui, e lodata con la bocca quella sua diligentia e pietà; questo consiglio, quasi che allhora non fosse a tempo, rifiutò. 6) Egli era in modo costante e virile, che sempre della persona, che esso rappresentava, ricordandosi, non si lasciava nè con minaccie, nè con prieghi del suo primo parere distorre. Se Paolo o Giulio havessero peraventura cosa alcuna proposta, dove non fosse a lui paruto, che a fatto la degnità della sede Apostolica stata vi fusse; il cui commodo solo diceva havere dinanzi gli occhi; o non vi si ritrova va presente, o se pure vi si ritrovava, non vi assentiva.

7) Et la cui memoria dopo la morte non assai benè trattò.
8) Fu eletto Pontefice contra il parer e credere di ogn' uno e

Allen gefürchtete, Strenge ließ sein Krönungsfest dem römischen Volke als einen wahrhaftigen Trauertag erscheinen. Jeder fühlte, daß der Schimmer von Freiheit, der zumal von Julius III. vergönnt worden, dem neuen Regiment werde weichen müssen, und die Bemühungen des Papstes selbst, den Zagenden Hoffnung und Vertrauen einzuflößen, fanden nur bei Wenigen Eingang. Unaufgefodert hatte er in Gegenwart verschiedener Eminenzen erklärt, es solle nicht die mindeste Neuerung in die Stadt eingeführt, sondern alles in dem bisherigen Stande erhalten werden. Auch wie er in Begleitung der sämmtlichen Cardinäle durch die von Tapeten und prächtigem Aufputze leuchtenden Straßen aus dem Vatican nach S. Marco zog, bemühte er sich durch Äußerungen von Gnade und Freigebigkeit das schlimme Vorgefühl der Massen zu beruhigen, und bei jeder spätern Gelegenheit öffentlichen Auftretens suchte er sich durch milde Worte die Zuneigung eines Jeden zu erwerben. Nicht minder waren seine ersten Schritte berechnet, ihm den Beifall der Verständigen und der Eiferer zu erwecken. „Wir versprechen und schwören," sagt er in der ersten Bulle, „in Wahrheit dafür zu sorgen, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofs ins Werk gesetzt werde." Den Krönungstag bezeichnete Paul durch Vorschriften für Klöster und Orden. Zwei Mönche vom Monte Cassino entsendete er nach Spanien, um die verfallene Klosterzucht herzustellen. Er ordnete eine Congregation der allgemeinen Reform an, in drei Classen: eine jede sollte aus 8 Cardinälen, 15 Prälaten und 50 Gelehrten bestehen. Die zunächst den Classen zur Berathung ausgesetzten Artikel, die Vergebung der geistlichen Ämter betreffend, wurden den Universitäten mitgetheilt. Paul war auch des Willens, die Steuern herabzusetzen, wenigstens die außerordentlichen, von seinen unmittelbaren Vorgängern eingeführten Belästigungen zu erlassen, aber das untersagte die unglaubliche Armuth der apostolischen Kammer: nicht einen Quattrino hat er vorgefunden. Viele der Verordnungen des Papstes Julius III., denen er als Cardinal seine Zustimmung nicht gegeben, wurden widerrufen, einige von des Julius Vertrauten zum Gefängnisse verurtheilt. Die Juden, die bisher durch die ganze Stadt zerstreut gewohnt hatten, nöthigte der Papst, sich auf ein eigenes Quartier zu beschränken, und, zum Unterschied von den Christen, eine gelbe Mütze zu tragen. Gegen ihren Wucher richtete er wiederholte Verordnungen, während er sich zugleich bemühte, ihnen durch schwere Auflagen die reichlichen, von ihrem Gewerbe bezogenen Früchte zu entreißen. Alle die von früheren Päpsten ihnen verliehenen Privilegien hat er widerrufen. Die ohne Beobachtung der Formen, oder im Wege der Simonie veräußerten Kirchengüter befahl er einzuziehen; eine Verordnung, die vielen unvorsichtigen oder vollkommen unschuldigen Käufern schweren Nachtheil brachte. In einem spätern Decret vernichtete er alle Verleihungen geistlicher Güter oder Einkünfte, die seit Julius II. statt gefunden hatten. Er stellte die in der Pönitentiarie waltenden Misbräuche ab, schrieb dem Klerus eine Ordnung für Kleidung und Lebensweise vor, wollte, daß jeder Verleihung eines geistlichen Beneficiums die genaueste Untersuchung um den frühern Lebenswandel des Candidaten vorausgehe. Die strengsten Verordnungen wurden den verderbten Sitten der üppigen und ungebundenen Hauptstadt entgegengesetzt[9]). Die sämmtlichen Cardinäle, welche Legationen in dem Kirchenstaate besaßen, wurden abgerufen, und zum Theil durch die Generale der Bettelorden ersetzt. Die Gewalt der drei römischen Conservatoren hat Paul erhöhet, mit freigebiger Hand die Exemptionen und Privilegien des römischen Volks erweitert, demselben auch Tivoli verehrt, dessen Gubernament darum dem Cardinal von Ferrara entzogen werden mußte. Für solche Wohlthaten erkenntlich, votirte das Volk ihm nach alter Sitte eine Marmorstatue, auf dem Capitol ihm zu errichten, und eine Nobelgarde wurde ihm zugelegt von mehr denn hundert römischen Edlen, die, ohne Löhnung, wechselweise den Dienst bei seiner Person verrichteten. So sehr erfreute sich Paul dieser, nicht einem seiner Vorgänger bewiesenen, Aufmerksamkeit, daß er den Gardisten, einem wie dem andern, die Ritterwürde verlieh. Viel mußte ihm, Behufs seiner ausgedehnten Entwürfe, daran gelegen sein, wenigstens die Hauptstadt in der günstigsten Stimmung zu erhalten.

Als er sich auf der höchsten Stufe erblickte, von welcher Ehrgeizige träumen mögen, als er sich den lange genährten Wünschen um die Verherrlichung der Kirche hinzugeben gedachte, da erwachte zugleich in doppelter Stärke jene Leidenschaft, die ihm von der Mutter angeboren, durch eine Reihe wechselseitiger Beleidigungen genährt, ein ganzes Menschenalter hindurch durch die starren und zugleich besänftigenden Formen des klösterlichen Lebens, oder durch die Rücksichten, durch das Bedürfniß, sich den Weg offen zu halten, der einzig zu einer Befriedigung dieser Leidenschaft führen konnte, unterdrückt gewesen war. Paul haßte den Kaiser als Caraffa, als Neapolitaner und Italiener, als Katholik und als Papst. Als Cardinal hatte er stets behauptet, der Kaiser begünstige, aus Eifersucht gegen den römischen Stuhl, die Protestanten: dem schrieb er die Fortschritte jener Feinde der Kirche zu. Mehr als einmal hatte ihn der Kaiser wegen seiner Declamationen in dem Consistorium ernstlich bedeuten lassen. Seine Seele hing an der Erinnerung von dem vormaligen Glanze Italiens, von dem seine Jugend Zeuge gewesen. Wohlgefällig verglich er jenes Italien einem rein gestimmten

---

forse anco di se stesso, come S. S. propria me disse poco inanzi morisse, che non avea mai compaciuto ad alcuno e che si un cardinale gli avea domandato qualche gratia, gli avea sempre risposto alla riversa, nè mai compiaciutolo, onde disse: io non so, come mi habbiano eletto Papa e concludo, che Iddio faccia li Pontefici.

9) Perch' era nondimeno il tutto indifferentemente fatto e senza distintione alcuna, pareva che a volontà più tosto, che con certa deliberatione o consiglio a fare queste novità si movesse. Venutone adunque a tutti per questa causa in odio, benche molte cose facesse degne di eccelente Principe, non potevano però queste cose essere cosi grate et accette, quanto erano all' incontro odiose quelle ch' egli di contraria qualità faceva.

vierſaitigen Inſtrument. Neapel, Mailand, Kirche und Venedig waren ihm die vier Saiten, er verwünſchte das Andenken von Alfonſo und Ludwig dem Mohren, „unſelige und verlorne Seelen," durch deren Entzweiung dieſe Harmonie gebrochen worden. Und das zumal konnte er am wenigſten ertragen, daß es grade den Spaniern gegeben ſein ſollte, ſich in die Trümmer jenes Prunkgebäudes einzuniſten. Wenn er ſodann die Umſtände und die jüngſten Ereigniſſe erwog, ſo mochte er ſich wol ſagen, es könne kaum ein Zeitpunkt günſtiger eintreten, als der gegenwärtige, um die Übermacht der Spanier zu brechen. Der aus Karl's V. Zerwürfniſſen mit Paul III. und den Farneſen hervorgegangene Krieg ergab ſich als der beiweitem unglücklichſte von allen, die der Kaiſer hatte beſtehen müſſen. Bedrängt in den Niederlanden, angefeindet in Teutſchland, bei zweifelhafter Herrſchaft in Italien empfand der Monarch eine verzehrende Lebensmüde, und den Ekel an Geſchäften. Kaum hatte Paul IV. die Obedienz der von allen Seiten zuſtrömenden Geſandtſchaften empfangen, als er wiederholte Verſuche anſtellte, inwiefern jene Gemüthsſtimmung Karl's zu benutzen ſein würde. Ein naher Anverwandter des Hauſes Caraffa, Matthäus Stendardo (vgl. den Art. Estendard), der, gleich den päpſtlichen Nepoten, in Neapel bandiſirt worden, ſchmachtete ſeit längerer Zeit zu Florenz im Kerker. Seine Entlaſſung foderte Paul, und ohne Anſtand wurde ſie von Cosmus von Medici und von Franz von Toledo, dem kaiſerlichen Commiſſarius für Toscana, bewilligt. Waglicher ſchien das zweite Experiment. Johann Franz, aus jenem hochberühmten Geſchlechte der Guidi Guerra, für ſeine Perſon Graf von Bagno, ſüdlich von Forli, an der Cocoglia und an der Grenze von Toscana, hatte ſtets für die Medici die Waffen geführt, und kürzlich unweit Ceſena, auf päpſtlichem Boden, einen für die Franzoſen im Saneſiſchen beſtimmten Geldtransport aufgehoben, zu unerſetzlichem Nachtheile der franzöſiſchen Waffen. Die kecke That, auf ſeinem Gebiete, durch einen Vaſallen verübt, nahm der Papſt hoch auf: der Graf von Bagno wurde zur Verantwortung nach Rom geladen, und wegen ſeines Ausbleibens geächtet. Seinem Neffen Anton Caraffa beſtimmte Paul des Grafen hierdurch herrenlos gewordene Güter, und derſelbe Neffe und Ascan della Cornia wurden mit zehn Fähnlein Fußvolk ausgeſendet, die Acht zu vollſtrecken. Es zweifelte Niemand, daß Cosmus die Vertheidigung des ihm ſo nützlichen Verbündeten übernehmen würde, und den Willen dazu ſchien die in die Grenzfeſte Caſtrocaro eingelegte florentiniſche Beſatzung anzudeuten; daher traf Anton Caraffa auf ſeinem Marſche ungewöhnliche Vorſichtsmaßregeln, auch ließ er ſein Geſchütz zur See nach Rimini ſchaffen. Gleichwol blieben die Florentiner müßige Zuſchauer, wie nach einander die Päpſtlichen die Feſtungen des Grafen von Bagno, Gineſtrello, Montezuffo, Bagno, Montebello auf dem Südufer des Metauro, beſetzten und der unglückliche Ächter landflüchtig werden mußte. Genugſam hierdurch über die zaghafte Stimmung des Fürſten, auf dem hauptſächlich des Kaiſers Macht in Italien beruhte, belehrt, ereignete ſich mancherlei, was keineswegs geeignet war, Paul den Intereſſen des öſterreichiſchen Hauſes günſtiger zu ſtimmen. Der in Augsburg geſchloſſene Religionsfriede hatte den Proteſtanten Zugeſtändniſſe gemacht, die der entgegengeſetzten Partei verderblich zu werden drohten (26. Sept. 1555); ſehr bitter ließ Paul ſich darüber gegen König Ferdinand aus, der zu Augsburg in des Kaiſers Vollmacht gehandelt hatte, und es wurde ihm ein nicht minder heftiger Beſcheid. Johann Franz Giugni, der mit andern florentiniſchen Ausgewanderten eine Freiſtätte in Rom fand, wurde auf Veranſtaltung des florentiniſchen Geſandten, Serriſtori, ermordet. Hierauf erließ der Papſt ein ſcharfes Mandat, in dem allen Unterthanen bei ſchwerer Strafe der auswärtige Kriegsdienſt unterſagt wurde, und folgſam gaben Leonidas und Jacob Malateſta, Vater und Sohn, auch alle die mit ihnen in gleicher Lage, den einzigen Marc Anton von Rieti ausgenommen, den Dienſt des Kaiſers und des Herzogs von Florenz auf. Hierauf ſoll es bei der kaiſerlichen Partei in Rom zu einigen Lebenszeichen gekommen ſein, verdächtige Zuſammenkünfte in des Cardinal Sforza Behauſung wurden belauſcht, und ein Zufall ſchien des Papſtes mühſam noch zurückgehaltene Leidenſchaft vollends zum Ausbruche bringen zu müſſen. Der Graf von Santa-Fiora, der Regierer des Hauſes Sforza, hatte, gleichwie ſeine Brüder, Guido Ascanius, der Cardinal, und Alexander, der Chierico della Camera, ſtets der kaiſerlichen Partei angehört, und kürzlich war es ihm gelungen, auch ſeine Brüder, Karl, den Großprior der Lombardei, und Marius, ihren bisherigen Dienſtverhältniſſen zu Frankreich abwendig zu machen. Der Großprior hatte in dem Hafen von Marſeille drei vollkommen ausgerüſtete Galeeren liegen, die er gern dem Kaiſer zugeführt hätte. Allein der franzöſiſche Hof, ſeine veränderte Stimmung gewahrend, hatte Vorſichtsmaßregeln ergriffen, um wenigſtens die Galeeren zurückzubehalten, und nur mit Schwierigkeit konnte der Patron den für Frankreich in Pflicht genommenen Befehlshaber der Galeeren bewegen, mit zweien derſelben einen Streifzug vorzunehmen, dann in Civita Vecchia anzulegen. Da erwartete ſeiner des Großpriors Bruder Alexander, der vorgebend, er habe von dem Bruder die Galeeren erkauft, ſich durch Überfall ihrer bemächtigte. Der Überfall und die Ausweiſung der franzöſiſchen Schiffsmannſchaft erregten ſolchen Tumult, daß die Galeeren nicht auf der Stelle wegzubringen waren; damit dieſes in der Folge nicht bewerkſtelligt werde, ließ der Governatore der Citadelle den Hafen verſchließen. Der Vorfall wurde dem Cardinal Sforza früher berichtet, als dem Papſt, und durch Vermittlung ſeines Geheimſchreibers verſchaffte ſich der Cardinal ein Schreiben des Grafen von Montorio, als des Generalcapitains der päpſtlichen Heere, wodurch dem Governatore in Civita Vecchia auferlegt wurde, die fraglichen Galeeren freizugeben. Alexander Sforza beeilte ſich, die Beute nach Gaeta und in Sicherheit zu bringen, der Papſt aber, nachdem er den Hergang aus der von dem franzöſiſchen Geſandten erhobenen Beſchwerde vernommen, brach in die äußerſte Wuth gegen die Sforza aus, die als Paul's III. nahe Anverwandte, und wegen ihrer Wichtigkeit für Julius III. in

dessen Zwistigkeiten mit Frankreich, sich gewöhnt hatten, kein anderes Gesetz als ihren eigenen Willen zu beachten. Paul IV., der entschlossen, den Trotz der großen Lehenträger überhaupt zu brechen, ergriff diese Gelegenheit, damit den Anfang zu machen. Er ließ den Brüdern Marius und Alexander Sforza den gemessenen, von den heftigsten Drohungen begleiteten Befehl zukommen, die Galeeren sofort nach Civita Vecchia zurückzuschaffen, und wollte den Cardinal Sforza für die pünktliche Befolgung dieses Befehls verantwortlich machen. Noch ganz ergriffen von den bei solcher Gelegenheit vernommenen Drohworten, versammelte der Cardinal in derselben Nacht in seinem Palast die ganze kaiserliche Partei, insbesondere die Colonna und Cesarini, den kaiserlichen Gesandten, Ferdinand Rodriguez de Castro y Portugal, vierten Grafen von Lemos und ersten Marques von Sarria, und auch den Grafen von Chinchon, der des Königs Philipp Obedienz dargebracht hatte, zu gemeinsamer Berathung. Viel wurde da gesprochen; den heftigsten und unziemlichsten Ausdrücken über des Papstes Person und Treiben gesellten sich frivole Bemerkungen über die Ungültigkeit seiner Wahl, auch Drohungen, die laut und stürmisch in dem zahlreichen Gefolge wiederhallten, das sich auf den Treppen und im Vorhofe des Palastes herumtrieb. Paul wurde hierdurch nicht erschreckt, wie es doch die Absicht der Versammlung war, sondern nur noch mehr gereizt. Einstweilen beschäftigte er sich mit dem nach Civita Vecchia gelangten Befehle, die Galeeren freizugeben. Den Zorn des Oheims von sich abzuwenden, ließ Montorio das an den Governatore gerichtete Schreiben zurückfodern und durch einen andern, in allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Aufsatz ersetzen; er beschuldigte auch den Geheimschreiber des Cardinals Sforza, daß er ihn und den Governatore in Civita Vecchia betrogen habe. Solche Fälschung zog dem Geheimschreiber eine harte und langwierige Einkerkerung zu, gegen Montorio aber erhob sie sich später, unter Pius IV., zu einer verderblichen Anklage. Für jetzt wurde natürlich dem Neffen geglaubt, der Geheimschreiber sogleich verhaftet, mit demselben Schicksal der Cardinal bedroht. Den Zorn des Papstes zu besänftigen, ließ der kaiserliche Gesandte um eine Audienz bitten; sie wurde ihm verweigert, auch dann noch verweigert, wie er, in des h. Vaters Anticamera eindringend, die wichtigen Aufträge, die er von seinem Gebieter empfangen und persönlich vortragen müsse, geltend machte. Die Beleidigung mußte der Gesandte wol an seinen Hof berichten, doch unterließ er nicht, bei dem Vicekönige von Neapel die Zurückgabe der Galeeren zu betreiben, damit nicht um ihrentwillen sein Gebieter in neuen Krieg verwickelt werde. Die Auslieferung wollten die Sforza aber nur dann geschehen lassen, wenn zu einigem Ersatze des ihnen daraus erwachsenden Verlustes der Geheimschreiber des Cardinals freigegeben werde. Auf das Misfälligste wurde solche Foderung von dem Papste aufgenommen; ihm däuchte es, man wolle dem Erbherrn vielmehr Gesetze vorschreiben, als sie von ihm empfangen. Statt der Antwort ließ er den Cardinal Sforza verhaften; der Cardinal Caraffa lud den Collegen nämlich zu einer Spazierfahrt ein, und brachte ihn ohne Aufsehen nach der Engelsburg. Camill Orsini theilte des Cardinals Schicksal; in jener Versammlung hatte Camill die heftigsten Reden geführt, wie er denn schon früher wegen seiner starren Anhänglichkeit an der kaiserlichen Partei verdächtig gewesen. Alle diese Ereignisse füllten mit namenloser Freude die Herzen der aus Florenz, Neapel und den übrigen Gegenden von Italien Bandisirten: schon die erste Nachricht von der Differenz um die Galeeren hatte als eine Kriegserklärung ihnen geklungen, und scharenweise drängten sie sich in Rom zusammen, während da in dem gleichen Maße die Zahl der friedlichen abnahm. Der Graf von Popoli, Joseph Cantelmo, ein naher Anverwandter der Caraffen, hatte stets von gewaltsamen Entschließungen abgerathen, dafür empfing er jetzt von dem Cardinal Caraffa eine beleidigende Zurechtweisung, und misvergnügt ohnedies, weil ihm der Oberbefehl der päpstlichen Armada entgangen, zog er sich auf seine Güter zurück. Der Gardehauptmann, Mutius Tutavilla (s. d. Art. Estouteville), und vier Camerieri wurden um ihrer friedlichen Gesinnung wegen verabschiedet. Osio, der Vertraute des Papstes, den er zum Datarius, jedoch unter dem bestimmten Verbote gemacht hatte, für die Verleihung eines Beneficiums auch nur einen Pfennig zu erheben, der als einer der einflußreichsten Räthe mit dem Empfange der Bittschriften beauftragt gewesen, fiel jetzt, nachdem er kaum des Bisthums Rieti sich erfreuet, in Ungnade, und mußte in der Engelsburg ein vierjähriges, hartes Gefängniß erdulden. Als Veranlassung der Ungnade wurde seine „rustica et aspera natura“ angegeben, und daß er selbst des Papstes Anverwandten die gebührende Ehrfurcht versage. Niemand war mehr vorhanden, um dem Einflusse der Nepoten zu widerstehen. Diese Nepoten haben wir schon genannt, doch müssen wir nachträglich anführen, daß von ihnen der älteste, Ferdinand, dritter Graf von Montorio, die Erhebung des Oheims nicht erlebte. Der jüngste von ihnen, Karl, geb. den 29. März 1517, erfand zuerst das Geheimniß, sich dem Papste unentbehrlich zu machen, obgleich er seinen Sitten nach am wenigsten hätte hoffen dürfen, Gnade oder nur Duldung zu finden. Paul selbst sagt, es sei des Neffen Arm bis zum Ellnbogen in Blut getaucht. Als Knabe war Karl des Cardinals Pompejus Colonna Page gewesen, dann trat er in den Malteserorden. Wünschend, den Frieden seines Hauses mit dem Kaiser zu besiegeln, diente er in dem teutschen Kriege. In dem Streite um einen Gefangenen von einem Spanier beschimpft, brachte er seine Klage darum vor den Herzog von Alba, der ihm aber, statt die gesuchte Erlaubniß zu einem Zweikampfe mit dem Beleidiger zu gewähren, nur Verachtung bezeigte. Dieses neue Unrecht vermochte Karl nicht zu verschmerzen, er verließ das Heer, um nach Italien zurückzukehren, wurde aber in Trient auf kaiserlichen Befehl festgehalten, bis er die Erklärung ausstellte, daß er von jenem Spanier vollständige Genugthuung habe, denselben daher nicht weiter zu beunruhigen gedenke. Den unauslöschlichen Rachedurst im Herzen, wurde Karl auch noch in seinen Bewerbungen um das Malteserpriorat zu Neapel,

ungeachtet der Verwendung Paul's, durch den Kaiser abgewiesen; er ging nach Toscana zu Peter Strozzi, trat mit demselben in das engste Freundschaftsbündniß, stand ihm in allen seinen Unternehmungen zur Seite, und hatte noch kürzlich die von Strozzi selbst aufgegebene Vertheidigung von Porto Hercole fortgesetzt. Diese Schicksale, ausgezeichnete Fähigkeiten, und der Haß gegen Spanien, in dem er so entschieden mit dem Oheime zusammentraf, mußten guten Theils ausgleichen, was dieser an ihm zu tadeln fand; Karl verschmähte es aber auch nicht, durch andere Mittel auf den frommen Greis zu wirken. Zuweilen ließ er sich betend und in vollkommener Zerknirschung vor einem Crucifix betreten. Gerührt durch so viele Andacht verlieh ihm der Papst am 23. Aug. 1555 die Cardinalswürde, tit. SS. Viti et Modesti: dazu zwar hatte ihn der Kaiser vorgeschlagen, der durch dieses Zeichen von Aufmerksamkeit und durch die damit verbundene Versicherung, daß er alle Unbedachtsamkeiten der Jugend seines Clienten vergessen habe, günstig auf die Stimmung des Papstes einzuwirken hoffte. Viel hat jene demüthige Politik dem Kaiser nicht gefruchtet, aber Paul fühlte sich in den Tugenden seines Neffen überglücklich, pries sie mit freigebigem Lobe, betheuerte, es habe nie der heilige Stuhl einen fähigern Diener gefunden, übertrug ihm die Summe der geistlichen, wie der weltlichen Geschäfte, und sah es gern, wenn der Cardinal von den Begünstigten als die Quelle der empfangenen Gunstbezeigungen betrachtet wurde. Das hiermit gewonnene Ansehen benutzte Karl, um die in Rom versammelten Emigranten für seine persönlichen Zwecke zu gewinnen, dann durch sie, gleichwie durch alle übrige ihm zu Gebote stehende Mittel, aufregend auf seines Oheims Gemüth zu wirken: denn, wie stürmisch auch Paul in seinen Leidenschaften war, er war alt genug geworden, um in Augenblicken wenigstens den Berechnungen der Vernunft Gehör zu geben. Wol ließ sich der Papst vernehmen, durch ein geistiges Fieber gleichsam wolle der Kaiser ihn zu Grunde richten, aber er werde ihm offenes Spiel entgegensetzen, und mit Hilfe des Königs von Frankreich das arme Italien von der Tyrannei der Spanier befreien. Er hoffe noch auf den Thronen von Mailand und Neapel französische Prinzen zu sehen. Wenn er nach Tisch Stunden lang bei dem schwarzen, dicken, vulcanischen Wein von Neapel saß, den er reichlich trank — man nannte das Gewächs Mangiaguerra — dann ergoß er sich in stürmischer Beredsamkeit gegen diese Schismatiker und Ketzer, von Gott Verfluchte, Samen von Juden und Marranen, Hefen der Welt, und wie er sonst noch die Spanier nannte. Dann getröstete er sich des Spruchs: du wirst über Ottern wandeln, Löwen und Drachen zertreten. „Denn jetzt," fuhr er fort, „sei die Zeit gekommen, daß Kaiser Karl und sein Sohn ihrer Sünden Züchtigung zu empfangen hätten. Er, Papst, werde die ihnen bereiten, Italien seiner Bande entledigen. Wolle man ihn nicht hören, ihm nicht beistehen, so werde man doch dereinst erzählen, daß ein alter Italiener, am Rande des Grabes, wo seines Gleichen nur Ruhe sucht, und zum Sterben sich vorbereitet, zu so Ungeheuerm den Entwurf aufgefaßt habe. In solchen Augenblicken, August 1555, empfing denn auch der Herzog von Urbino den Befehl, in der Romagna 6000 Fußgänger und 300 Reiter auszuheben, damit man sie stets schlachtfertig haben könne; aber in einem andern Augenblicke verfiel der Papst wiederum in Zweifel um Krieg oder Frieden, zumal nachdem die von Civita Vecchia entführten Galeeren wieder eingeliefert worden, und Cosmus von Medici seinen Schwiegersohn Paul Jordan Orsini bestimmte, die Citadelle von Bracciano auf die erste Auffoderung an die Caraffa zu überliefern, auch jedes Mittel zu ergreifen, um sich dem Papste gefällig zu machen. Seines Oheims Zweifel zu heben, bemühte sich Karl Caraffa um auswärtigen Beistand, er wollte jene Allianz mit Frankreich herbeiführen, von der Paul selbst in so prächtigen Ausdrücken zu sprechen pflegte. Der Cardinal von Lothringen war ein alter Bekannter des Caraffa, den beschloß er für die Allianz zu gewinnen. So lange der Cardinal von Ferrara in Rom anwesend, und die Angelegenheiten Frankreichs leitete, war jedoch der lothringischen Prinzen Einfluß auf die Geschicke Italiens beschränkt und zweifelhaft: darum wurde dem Cardinal von Ferrara geboten, die Stadt zu verlassen. Die Welt erklärte sich das aus seinem ungeregelten Wandel, dem Bruder, dem Herzog von Ferrara, den man nicht beleidigen durfte, wurde eröffnet, des Cardinals Feinde hätten dem Papste beigebracht, es strebe jener nach höhern Dingen, nach der dreifachen Krone nämlich. Den eigentlichen Lenker dieser Intrigue kenne man mit Bestimmtheit nicht, doch hafte ein starker Verdacht auf dem Cardinal Pio von Carpi, der längst als des Prinzen von Ferrara entschiedener Widersacher bekannt war. Des Carpi offener Helfer sei aber du Bellay, jener ehrgeizige Prälat, der mittels des Prinzen Entfernung, wo nicht eine Aussicht auf die dreifache Krone, doch wenigstens die Handhabung der französischen Angelegenheiten zu erlangen hoffe. Diese, dem Hofe von Ferrara gemachte vertrauliche Mittheilung verfehlte ihre Wirkung nicht; bittere Klagen erhoben sich von dort aus gegen den Cardinal du Bellay, und fanden in Paris williges Gehör: der Mann, der in italienischen Angelegenheiten am vollständigsten bewandert war, wurde nicht mehr befragt; ohne dessen Zuthun verhandelten der ordentliche Gesandte von Frankreich, Johann d'Avanson und der Cardinal von Armagnac mit den päpstlichen Nepoten, und als der Gegenstand hinreichend besprochen war, ließ der Papst den französischen Gesandten, den Cardinal Farnese, den berühmten Legisten Sylvester Aldobrandini, den Ober-Kammerherrn Paul Consiglieri zu sich bescheiden. Nachdem er ihnen die grausamen, gegen sein und der Nepoten Leben geschmiedeten Anschläge mitgetheilt, beklagte er sein trauriges Loos, daß er, von Gott der Christenheit zum gemeinsamen Vater eingesetzt, Feinden begegnen müsse, die sich zu seinem Untergang verschworen hätten, und daß er deshalb zu der Nothwendigkeit gebracht werde, die Waffen zu gebrauchen, nicht um sein Leben zu vertheidigen, denn das biete er sehr gern der christlichen Gemeinde zum Opfer, sondern um seine Würde zu behaupten, von welcher er nicht der Gebieter, sondern der Wächter sei. Hierauf

führte der Cardinal Caraffa den Gesandten und die übrigen zur Audienz gekommenen Personen in des Ober-Kammerherrn Zimmer, wo sodann, am 13. October, von dem Staatssecretair della Casa, in Gemeinschaft mit dem Gesandten, die Punctationen des mit Frankreich zu errichtenden Bündnisses aufgenommen wurden. Diesen Entwurf mußte Hannibal Ruccellai, der Neffe von Paul's vertrautem Geheimschreiber, nach Frankreich tragen, um des Königs Genehmigung zu suchen. Einstweilen waren in Rom 3000 Fußknechte vereinigt, und die französischen Minister nahmen es über sich, bis des Königs bestimmte Weisung eingetroffen sein würde, die zu Parma und Mirandola müßig liegende Reiterei den Caraffa zur Verwendung für den bevorstehenden Krieg zu überlassen. Hierauf trotzend, ließ der Papst einen spanischen Agenten, den Abbate Versegno, der von Mailand nach Neapel gehen sollte, im Bolognesischen anhalten, und die ihm anvertrauten Briefe öffnen, wo sich dann, wie die Caraffa wenigstens versicherten, die deutlichen Spuren einer von den Spaniern eingeleiteten, von den Sforza fortgesetzten Verschwörung gegen den Papst gefunden haben sollen. Es wurden diese Anzeigen sofort benutzt, um eine Menge von Processen einzuleiten, von denen der gegen den Kaiser gerichtete zwar nachher unterdrückt wurde, während zwei kaiserliche Agenten, der Abbate Nanni und Karl Spina, den ihnen angedichteten Mordanschlag gegen den Papst und gegen den Cardinal, mit dem Leben büßen mußten. Es wurde auch auf jene Anzeigen hin Marc Anton Colonna nach Rom entboten, der es indessen auf eine von der Mutter empfangene Warnung vorzog sich mit der Befestigung von Paliano zu beschäftigen. Gegen ihn sowol, als gegen seinen Vater Ascan Colonna, wurden Monitorien erlassen, denen dieser um so weniger nachkommen konnte, da er wegen eines in den Abbruzzen angestifteten Aufruhrs zu Neapel gefangen saß. Den Monitorien folgte ein Contumacial-Erkenntniß, durch welches Vater und Sohn aller Würden und Güter entsetzt und mit der Excommunication belegt wurden. Alle Anhänger der kaiserlichen Partei, erklärte sowol, als muthmaßliche, wurden theils eingezogen, theils nur mit Haus- oder Stadtarrest belegt (zu diesen gehörten Ascan della Cornia und Julian Cesarini), auch ihrer Ämter entsetzt. Auch die Gemahlin des Ascan Colonna, Johanna von Aragon, eine Tochter des Herzogs von Montalto, erhielt mit ihrer Schwiegertochter und ihrer Tochter Stadtarrest, empfand aber solche Beunruhigung über alle die feindlichen Anstalten, daß sie sich ihm Anfangs 1556 entzog. Darüber gerieth der Papst in neue Aufwallung, Truppen wurden gegen Paliano ausgesendet, Marc Anton Colonna entwich über die Grenze, und die Einwohner überlieferten die noch nicht vollständig bewehrte Stadt. Alle übrigen Festungen der Colonna, auch Nettuno, öffneten ihre Thore, während die neapolitanische Regierung, beunruhigt durch diese Vorgänge in ihrer Nähe, ihre disponiblen Streitkräfte allmälig an der Grenze des Kirchenstaates aufstellte. Abermals schien der Papst Besorgnisse zu empfinden, der Cardinal Sforza war gegen eine Caution von 200,000 Goldthalern freigegeben worden, jetzt sollte eine Congregation von Cardinälen die Mittel zu Herstellung eines dauerhaften Friedens zwischen Kaiser und Frankreich berathen, es wurden alle Werbungen in dem Kirchenstaate untersagt, und Octav Farnese erhielt die Weisung alsbald aus Castro und Pitigliano sein Volk abzuführen. Mittlerweile hatte in Frankreich der Cardinal von Lothringen, geschmeichelt durch den ihm von den Caraffa gegen seinen Feind, den Cardinal du Bellay, geleisteten Dienst, bestochen vielleicht auch durch die alten Ansprüche seines Hauses auf den Thron von Neapel, allen seinen Einfluß aufgeboten, um die Allianz mit dem Papste durchzusetzen. Einer mächtigen Opposition im Cabinet obsiegend, ging er selbst nach Rom, und sein Eintreffen, grade im Augenblick jenes bangen Zweifels, entschied den Papst. Der Bundesvertrag, zu Angriff und Vertheidigung, wurde am 16. Dec. 1555 unterzeichnet. Vermöge desselben sollten bis kommenden Februar in Rom oder Venedig, zu Bestreitung der Kriegskosten, 500,000 Goldgulden niedergelegt werden, für des Papstes Antheil zwar 150,000. Es versprach der König, auf den ersten Nothfall ein Heer von 10,000 Fußgängern, 500 Lanzen und 500 Chevauxlegers nach Italien abgehen zu lassen, auch solches den Befehlen irgend einer fürstlichen Person zu untergeben. Dazu sollte der Papst 10,000 Fußgänger und 1000 Reiter stoßen lassen, auch gehalten sein, die nöthige Artillerie, sammt Bespannung, und für die französischen Hilfstruppen den Proviant zu liefern. In Florenz versprach man sich, die republikanische Verfassung wieder herstellen zu wollen. Neapel sollte für einen der Prinzen des Königs von Frankreich, der jedoch nicht der Dauphin sein dürfe, erobert werden; dieser sollte das Königreich als ein Lehen von der Kirche besitzen, auch davon den bisherigen Zins, und noch 20,000 Goldthaler weiter alljährlich entrichten. Alles Land im Westen einer Linie, so von S. Germano nach dem Garigliano gezogen, dann das rechte Ufer dieses Flusses, die Stadt Gaëta mit einbegriffen, und der im Norden des Pescaraflusses gelegene Theil von Abruzzo, sollten für immer dem Kirchenstaate einverleibt werden. Für den Grafen von Montorio und für dessen Bruder, Anton Caraffa, wurde eine Dotation im Neapolitanischen stipulirt, die jedem jährlich 25,000 Goldthaler abwerfe. Eine ähnliche Dotation von 15,000 Goldthalern jährlich, sollte die Kirche in Sicilien empfangen. Dieser Vertrag wurde an Ludwig de S. Gelais-Lansac übergeben, um ihn dem Könige zur Genehmigung vorzulegen, während der Cardinal von Lothringen in scheinbarem Misvergnügen, wie über eine verfehlte Sendung, nach Ferrara und Venedig ging, um den Beitritt dieser Staaten zu dem Bunde zu bewirken. So vollständig wurde das Geheimniß der in Rom gepflogenen Unterhandlungen bewahrt, daß die neapolitanische Regierung ihren Feldherrn, Bernardin de Mendoza, mit seiner Mannschaft von der Grenze abrief, während König Philipp den Garci Laso de la Vega, in dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten, nach Rom gehen ließ, um in aller Weise dem h. Stuhle seine Deferenz zu bezeigen, zugleich aber auch des Hauses Colonna Restitution zu suchen. Diesem Anbringen entgegnete tro-

cken der Papst, die Natur berechtige ihn, ungehorsame, ungetreue Unterthanen und Staatsverbrecher zu züchtigen, in dem gleichen Maße, wie dieses Recht von einem Könige von Spanien geübt werde. Hingegen hatte er schon vorher seine Truppen in die Winterquartiere vertheilt; nur ließ er fortwährend an der Befestigung von Paliano, Nettuno und Anagni arbeiten. Diese Arbeiten scheinen doch den Argwohn des spanischen Cabinets auf das Neue geweckt zu haben, das Geheimniß jenes Bundesvertrags wurde ihm überliefert, und der Herzog von Alba verließ die Lombardei, um das am nächsten bedrohte Neapel zu retten. Es erfolgte aber, statt des erwarteten Angriffs, der Waffenstillstand von Vaucelles, am 5. Febr. 1556, zur unbeschreiblichen Überraschung und zu bitterm Verdrusse des Papstes und der Nepoten [10]). Der Papst war in der That der festen Meinung gewesen, mit dem ersten Frühjahre die Feindseligkeiten zu beginnen, und hatte am Neujahrstage 1556 dem Grafen von Montorio in feierlicher Kapelle, unter den hergebrachten Förmlichkeiten, den Commandostab übergeben. Er ergoß sich in bittere Klagen, als ihm der Cardinal von Tournon und der französische Gesandte den Waffenstillstand notificirten, und besonderes Gewicht darauf legten, daß auch die Kirche in denselben aufgenommen worden. Dieselben Klagen wiederholte der Cardinal Caraffa gegen den Herzog von Soma, der im Namen aller Bandisirten Italiens nach Frankreich gezogen war, um dort Unterstützung zu heischen, vorher aber dem Herzoge von Ferrara das Breve überbracht, durch welches ihm der Oberbefehl des Bundesheeres übertragen wurde. Das im Namen des Cardinals an den Herzog von Soma gerichtete Schreiben war von dem Staatssecretair della Casa entworfen, und der Art gestellt, daß es dem Könige vorgelegt werden mußte. Im Tone beinahe der Verzweiflung, und darum mit so größerer Freimüthigkeit, war dem Könige der Treubruch vorgeworfen, der jedem Italiener eine Belehrung sein müsse über die Zuverlässigkeit französischer Versprechungen, der zugleich auch ganz Italien der Herrschaft der Spanier überlasse. Mehrmals habe der Cardinal, als er den Papst zu dem Bündnisse mit Frankreich zu stimmen gesucht hätte, von ihm die Antwort vernommen: „Wenn ich mich entschließe, mit den Kaiserlichen zu brechen, was werden sodann deine Franzosen thun? Sieh wol zu, daß sie mich nicht verlassen, wenn ich ihrer bedarf." Er, der Cardinal, habe den Papst irre geleitet, doch er selbst sei durch die Voraussetzung betrogen worden, daß ein Vertrag, von dem Könige von Frankreich abgeschlossen, kein schwacher Rohrstab sei, welcher am nächsten Tage schon brechen könnte. Als Entschuldigung dürfe der König nicht anführen, daß der Papst jederzeit geäußert habe, er wünsche und verlange den Frieden: Heinrich wisse wol, daß ein Papst nicht anders sprechen könne. Dann werden die Vortheile weitläufig aus einander gesetzt, welche die Waffenruhe dem Kaiser gewähren müsse, und alle Beweggründe, durch welche der König bestimmt werden konnte, das zu Vaucelles Geschehene zurückzunehmen. In einer spätern Depesche sucht Caraffa den König zu überreden, daß er wenigstens die von seinen Truppen im Sanesischen noch besetzten Plätze dem Papst einräumen lasse. Oheim und Neffe erwarteten jedoch nur wenig von dieser schriftlichen, schleppenden Unterhandlung, versprachen sich hingegen Resultate von ganz anderer Art, wenn der Cardinal als Legat zu dem König in unmittelbare Berührung treten sollte. Diese Legation zu hintertreiben, hatte zeither der Cardinal von Tournon, als ein entschiedener Gegner des Bündnisses mit den Caraffa, den äußersten Fleiß angewendet. Eine Unbesonnenheit des kaiserlichen Gesandten, des Marques von Sarria, raubte dem Cardinal alle Früchte seiner umsichtigen Bemühung. Der Marques hatte von dem Grafen von Montorio die Vergünstigung, auch während des Thorschlusses, zu jeder beliebigen Stunde, die Stadt verlassen zu dürfen. Hiervon wollte er einstens vor Tagesanbruch Gebrauch machen, um einer Jagdlust beizuwohnen. Der Officier von der Wache wußte nichts vom Privilegium des Gesandten, und verweigerte die Öffnung des Thores. Da ließ der übermüthige Spanier die Wache über den Haufen werfen und das Thor einschlagen. Über solche Insolenz empfand mit Recht der Papst den bittersten Unwillen; die Audienz, in der sich der Marques zu rechtfertigen gedachte, wurde ihm versagt, und es gab ihm der Cardinal-Nepote zu verstehen, daß von seiner Verhaftung und von noch ernsterer Bestrafung Rede gewesen sei. Plötzlich aber zeigte sich der Papst besänftigt, dem Marques bewilligte er die Audienz und darin vermaß er sich, durch die That zu zeigen, wie sehr er den Frieden und die Eintracht der christlichen Fürsten wünsche. Unmittelbar darauf, den 10. April 1556, wurden zwei Legaten deputirt, an den Kaiser und an den König Philipp der kürzlich zum Purpur erhobene Scipio Rebiba, Bischof von Motola, an den König von Frankreich der eigene Nepote. Sie empfingen am 11. Mai das Legatenkreuz und zugleich den ostensiblen Auftrag, dahin zu wirken, daß der Waffenstillstand in einen dauerhaften Frieden übergehe. In einer geheimen Instruction war dem Cardinal Caraffa aufgegeben, daß er seine Überredungskraft und sein Ansehen aufbieten, auch alle Werkzeuge, die am Hofe des Königs durch Versprechungen oder Geschenke zu gewinnen, anwenden solle, um das Bündniß aufrecht zu erhalten und den Bruch des Waffenstillstandes zu veranlassen. Diese, mit der officiellen Aufgabe des Legaten in so grellem Widerspruche stehenden Umtriebe zu verbergen, wurde eine doppelte Correspondenz beliebt; eine gewöhnliche, in Bezug auf den zu vermittelnden definitiven Friedensschluß, von welcher die Concepte im Staatssecretariat blieben, und eine geheime, welche den Bruch des Waffenstillstandes zum Zwecke hatte, von welcher der Papst unmittel-

10) Domandando io al Pontefice et al Cl. Caraffa, se havevano avviso alcuno delle tregue, si guardarno l'un l'altro ridendo: quasi volessero dire, si come mi disse anche apertamente il Pontefice, che questa speranza di tregue era assai debole in lui, e nondimeno venne l'aviso il giorno seguente, il quale si come consolò tutta Roma, cosi diede tanto travaglio e tanta molestia al Papa et al Cardinale, que non lo poterono dissimulare. Diceva il Papa, che queste tregue sarebbero la ruina del mondo.

bar die Concepte hinter sich nahm, oder, was vielleicht noch wahrscheinlicher, sogleich zerstörte. Eine Vorsicht, die einstmals den Feinden der Caraffa eine mächtige Waffe werden sollte, indem sich mittels ihrer der Beweis führen ließ, daß der Cardinal in seiner Unterhandlung in Frankreich gegen die bestimmteste Vorschrift gehandelt hatte. Die allgemeinen, den Legaten ertheilten Instructionen, da sie auf das Mittlergeschäft bezüglich, waren im Ganzen gleichlautend, nur daß jene des Nepoten nicht in den gebieterischen Formen sich bewegt, durch welche geflissentlich, wie es scheint, des Kaisers Empfindlichkeit gesteigert, und jede Möglichkeit entfernt werden sollte, daß eine den eigentlichen Absichten des Vermittlers so entgegengesetzte Unterhandlung zu friedlichen Resultaten führe.

Während der Zurüstungen für die nach Frankreich bestimmte Gesandtschaft, die in ihrer äußern Erscheinung die Größe des durch sie vertretenen Monarchen ankündigen sollte, versammelte Paul das heil. Collegium zu einem großen Consistorium. Den Colonna, von Anbeginn her Rebellen gegen Gott und Kirche, sagte er in jener Versammlung, habe man mehrmals ihre Schlösser entrissen, ohne je sich darin behaupten zu können, jetzt wolle er sie an Lehenleute vergeben, welche das ihnen Verliehene zu vertheidigen wissen würden. Hierauf gab er das ganze Eigenthum der Colonna dem ältesten seiner Nepoten, dem Grafen von Montorio, den er zugleich zum Herzoge von Paliano, so wie dessen Sohn Diomedes, der noch ein Knabe, zum Marchese von Cavi (ebenfalls ein Besitzthum der Colonna) ernannte. Stumm und betroffen vernahmen die Cardinäle diese Mittheilungen. Gleich darauf wurden dem andern Nepoten, Anton Caraffa, des Grafen von Bagno confiscirte Güter, zusammt dem Marchesentitel für Montebello, verliehen (27. Juni 1556). Zu den weitaussehendsten Entwürfen erhoben sich die Caraffa. Die Töchter, zwei des Herzogs von Paliano, zwei des Marchese von Montebello, sollten, wo nicht in des Königs von Frankreich, doch in des Herzogs von Ferrara Familie verheirathet werden. Siena wenigstens meinte man den Söhnen zusichern zu können. Es scherzte Jemand über das mit Edelsteinen besetzte Barett des einen dieser Söhne, des Diomedes entweder, oder des Alfons (dieser ein Sohn des Marchese von Montebello): „Non è quel tempo da parlar di berette, ma di corone," versetzte Catharina Cantelma, die Mutter der Nepoten. Die aus Frankreich von dem Cardinal Caraffa eintreffenden Nachrichten waren geeignet, diese Zuversicht zu nähren und zu steigern. Von Peter Strozzi begleitet hatte sich der Legat zu Civita Vecchia eingeschifft, kurz vorher daß auch Rebiba seine Reise angetreten, dieser zwar mit der Weisung, nur mit der äußersten Langsamkeit sich zu bewegen. In Fontainebleau angelangt, eröffnete Caraffa alsbald die Unterhandlungen, die zuerst allerdings die Friedensvorschläge berührten, bald aber eine andere Wendung nahmen, nachdem nicht nur die Guisen, sondern auch die Königin und die Herzogin von Valentinois vereinigt, auf den von seinen bisherigen Resultaten im Felde trunkenen König zu wirken begannen, und mit aller Macht die kriegerischen Tendenzen des Legaten förderten. Der König erklärte seine Bereitwilligkeit, dem „heiligen Alten," der jederzeit im Interesse Frankreichs gewesen, beizustehen, wenn ihm von den Spaniern Unrecht geschehen sollte, indem, seiner Ansicht nach, keine General-Convention ein Glied verpflichten könne, seinem Haupte nicht zu Hilfe zu eilen, um so mehr, da die Spanier selbst den Waffenstillstand nicht beobachteten, sondern aus Haß gegen Frankreich den Papst beunruhigten und ängstigten. In ernsten Ausdrücken beschwerte sich der König bei dem kaiserlichen Botschafter über das Benehmen der Spanier gegen den Papst, und durch seinen eignen Botschafter ließ er die gleiche Beschwerde dem Kaiser vortragen, dem Cardinal aber sprach er ermuthigend zu: von der geringen Macht, welche in Italien zu des Kaisers Verfügung stehe, sei nichts zu fürchten, er werde ihr jederzeit eine große Überlegenheit entgegenstellen können. Dem Cardinal noch ferner seine Zufriedenheit auszudrücken, verlieh Heinrich ihm das Bisthum Cominges, ersuchte ihn auch, bei seiner am 24. Juni 1556 gebornen Tochter Pathenstelle zu vertreten. Die Prinzessin empfing hiernach den Namen Victoria, denselben, welchen des Papstes Mutter getragen hat, ein Umstand, der unsere Muthmaßung von der Wichtigkeit der Frau Vittoria de Lalli für die geistige Richtung ihres Sohnes nicht wenig zu bestätigen scheint. Die Berichte, die der Legat einsendete, waren demnach nicht allein geeignet, den Schwindelgeist der Frauen des Hauses zu nähren, auch der Papst selbst mußte in ihnen Ermuthigung und Anreizung zu kühnen Schritten finden. Ihn beunruhigten ebenso sehr die neuerdings angeordneten Rüstungen in dem Neapolitanischen (darüber klagte er in dem Consistorium vom 11. Juli), als der Herzog von Alba sich beunruhigt fühlte durch die gewaltigen Bauten, mittels deren Paliano zu einer Festung vom ersten Range sich zu erheben schien. Während einer durch die gegenseitigen Besorgnisse herbeigeführten hinhaltenden Correspondenz, wurde ein nach Neapel bestimmter Bote des Marques von Sarria in Terracina angehalten. Bei ihm fand sich, in Chiffreschrift, ein Brief des Garci Laso de la Vega, worin der Herzog von Alba aufgefodert wurde, unverzüglich in den Kirchenstaat einzubrechen, bevor der Papst seine Rüstungen vollenden könne. Ein anderer Brief des Garci Laso handelte von den Hoffnungen, die er aus einem Verständnisse mit Ascan della Cornia, dem von den Nepoten bald begünstigten, bald ängstlich bewachten Governatore von Veletri schöpfe. Auf die Ansicht dieser Briefe ließ der Papst den kaiserlichen Generalpostmeister, Johann Anton von Taxis, verhaften, und ihm durch die Marter Geständnisse abpressen, die für Garci Laso und für Ascan della Cornia gleich bedrohlich waren. Ohne um die Aufhebung des Postboten zu wissen, eilte der Marques von Sarria zur Audienz, um die Behandlung des Taxis zu rügen; da wurde ihm zur Seite in der päpstlichen Anticamera auch Garci Laso de la Vega verhaftet. Außer sich über diesen neuen Schimpf wollte der Gesandte nach des Papstes Cabinet zurückkehren, hartnäckig wurde der Eingang ihm verwehrt. Paul scheint der Drohungen, die der Marques hierauf vernehmen ließ, wenig geachtet zu haben, vielmehr suchte er durch Handlungen der Ge-

genpartei Schrecken einzuflößen. Indem sich Ascan della Cornia durch die Flucht der ihn erwartenden Strafe entzog, mußte dafür sein Bruder, der Cardinal, durch strenge Haft in der Engelsburg büßen, es wurde auch das große Vermögen der beiden Brüder eingezogen. Sodann erhielt der Fiscal der apostolischen Kammer, Alexander Pallantieri, die Weisung, in der Consistorialsitzung vom 27. Juli zu erscheinen und Folgendes zu Vortrag zu bringen: Die Minister des Kaisers und des Königs Philipp, besonders der Herzog von Alba, des Königs Vicekönig und des Kaisers Feldherr, schmiedeten offenbar Plane gegen den Kirchenstaat und gegen die Stadt Rom, indem sie nicht nur den Gliedern der Familie Colonna, die excommunicirt und als Majestätsverbrecher verurtheilt seien, Aufnahme und Schutz gewährten, Kriegsbedürfnisse und Geld lieferten, sondern auch einen Angriff auf das Gebiet der Kirche beabsichtigten, und eine neue Plünderung der Stadt Rom vorbereiteten. Diese gefährlichen Umtriebe der Minister könnten so geraume Zeit über nicht anders als mit Zustimmung der Monarchen fortgesetzt werden. Eine solche Zustimmung ergebe sich aber nicht nur als ein offenbarer Widerspruch gegen die über die Colonna und deren Beschützer verhängte Excommunication, sondern laufe auch schnurstracks gegen die Lehenspflichten, die der Kaiser und sein Sohn bei der Lehensempfängniß über Neapel in des heil. Vaters Hände beschworen hätten. Es müsse daher der Fiscal Se. Heiligkeit bitten, eine Commission von Cardinälen zur Untersuchung der Sache zu deputiren, und, wenn die erhobene Klage als gegründet befunden würde, die gedachten Minister sowol, wie ihre Fürsten in die Strafen der größern Excommunication verfallen, diese auch des Lehens, ihrer Würden und Staaten für verlustig zu erklären, die Unterthanen von dem geleisteten Eide zu entbinden, und die Länder als einen rechtsgültigen Erwerb eines jeden Eroberers anzuerkennen. Der Papst nahm diesen Antrag in der gewöhnlichen Form an, nämlich: wenn und wiefern derselbe in den Rechten begründet, und fügte hinzu, daß er wegen Ernennung einer Deputation von Cardinälen, zu Leitung der Untersuchung, sich mit dem h. Collegium berathen und dessen Meinung vernehmen werde. Von dem ganzen Hergange wußte Alba nichts, als er einen neuen Unterhändler, den Grafen von S. Valentino, Julius della Tolfa, abfertigte, um wegen der unwürdigen Behandlung der Abgeordneten seines Monarchen Klage zu führen, vor Allem die Freigebung des Vega zu fodern, und für den Fall eines ungenügenden Bescheids die Mittel anzudeuten, die für so viele Unbild Genugthuung gewähren könnten. Es traf die Sendung beinahe mit der Abberufung des Marques von Sarria zusammen, der am 3. August die Stadt verließ, unangesehen aller verspäteten Bemühungen, durch freundliche Worte ihn zurückzuhalten. Indem der Papst einen solchen Entschluß kaum erwartet hatte, empfand er wol eine augenblickliche Verlegenheit, aber sie konnte ihn nicht bestimmen, dem Grafen von S. Valentino eine geziemende Aufnahme zu gewähren, oder ihn auch nur einer Antwort zu würdigen: die sollte der ihm zum Begleiter auf dem Rückwege beigegebene Dominicus del Nero dem Herzog von Alba eröffnen. Im Wesentlichen besagte sie, daß die einfache Verneinung der aufgestellten Beschwerdepunkte hinreichen könne, um sie samt und sonders zu entkräften. Als Souverain hange der Papst von Niemandem ab, keinem Menschen auf Erden habe er von irgend einer seiner Handlungen Rechenschaft abzulegen, im Gegentheil erstrecke seine Herrschaft sich über alle Fürsten der Erde, die als seine Untergebene in gebührender Submission vor ihm ihr Verfahren zu verantworten hätten. Vega habe sich, seiner Pflichten und seines Charakters uneingedenk, bei aufrühriſchen Umtrieben und bei den verschiedenen, gegen den heil. Stuhl und gegen Se. Heiligkeit selbst gerichteten Verschwörungen betheiligt, es könne folglich zu seinen Gunsten die Unverletzlichkeit eines Gesandten nicht angerufen werden: indem er sich deren unwürdig gemacht, habe er sich allein die ihm gewordene Behandlung zuzuschreiben. Eine so ungerechte Sache durch Waffengewalt führen zu wollen, könne unmöglich König Philipp beabsichtigen, und gleich wenig könnte Se. Heiligkeit durch Drohungen eingeschüchtert oder abgehalten werden, bis zu ihrem letzten Seufzer die Aussprüche der Gerechtigkeit, die Befugnisse des heil. Stuhls und ihre eigene Würde zu handhaben. Mit Ruhe vernahm der Herzog von Alba des Nero Botschaft, also die heftigen Ausbrüche von Zorn erwiedernd, denen der Graf von S. Valentino begegnet war. Eine Verstärkung von 1500 aus der Lombardei erwarteten spanischen Veteranen war noch nicht eingetroffen; während der Papst die Vermehrung der Besatzung von Rom anordnete und sie den Befehlen des Camill Orsini von Lamentana untergab, beschäftigte Alba sich mit der Absendung eines neuen Friedensboten, des Peter de Loffredi. Günstiger, wie S. Valentino, der doch ein naher Verwandter des päpstlichen Hauses war, aufgenommen, durfte Loffredi dem Papst von dem „ungerechten und beleidigenden Antrag des Fiscals, in öffentlichem Consistorium gestellt und empfangen," sprechen. Hiermit, fügte der Gesandte hinzu, habe Se. Heil. die gegen den Kaiser und gegen den König von Spanien gehegte feindliche Gesinnung hinreichend an Tag gelegt, und ausgesprochen, welche Nachtheile sie ihnen zu bereiten gedenke. Den beiden Monarchen bleibe nur übrig, wozu jeder gehorsame Sohn, von dem Vater mit entblößter Waffe angefallen, berechtigt, nämlich ihm die Waffe zu entwinden. Zu solchem Schritte würden Kaiser und König aber nur nothgedrungen und in bitterm Schmerze sich entschließen, und darum bitte der Herzog nochmals flehentlichst, es möge Se. Heil. die feindliche Stellung aufgeben, und jene eines Vaters wieder annehmen, als wodurch allein die Christenheit in Frieden erhalten werden könne. Für diesen Fall verspreche er im Namen der beiden Monarchen vollkommene Vergessenheit der empfangenen Beleidigungen; allzu gern würden sie sich als Sr. Heil. gehorsame Söhne benehmen. Es möge der heil. Vater diese Angelegenheit in dem heil. Collegium berathen, und einem jeden der Väter verstatten, frei seine Ansicht zu äußern. Ein anderes Schreiben fast gleichen Inhalts mußte der Abgeordnete dem heil. Collegium übergeben; darin wurde gebeten, daß die Cardi-

nāle durch ihre Verwendung den Papst zu den Gesinnungen der Billigkeit und der christlichen Liebe zurückzuführen suchen möchten. Loffredi war angewiesen, sich unter keiner Bedingung länger als vier Tage in Rom aufzuhalten, die Antwort möge ausfallen, wie sie wolle, oder auch gänzlich unterbleiben. Dem Papste war aber jeder Zeitgewinnst wichtig, denn er konnte den Cardinal aus Frankreich zurückführen, ausgerüstet doch mit einigen Hilfsmitteln; es wurde daher dem Abgeordneten vorgestellt, daß unmöglich in so beschränkter Frist eine Antwort gegeben werden könne. Es sei billig, daß Loffredi auch mit allen Cardinälen spreche, gleichwie der Papst die Meinung der Cardinäle vernehmen müsse, und auf den Grund dieser Meinung die Antwort zu ertheilen, die hoffentlich, zu dem gewünschten Resultat führen würde. Sonst müsse man seine Sendung nicht sowol für eine Friedensbotschaft als für einen Hohn betrachten. Loffredi, den Geheimnissen des Vicekönigs fremd, ließ sich hinhalten, weit über die ihm gesetzte Frist. In dem Consistorium vom 4. September wurden endlich des Vicekönigs Schreiben an den Papst und an das heil. Collegium verlesen und einige Worte gewechselt von der Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung. In der Nacht lief aber die Nachricht ein, daß Alba am 1. September Neapel verlassen, Pontecorvo und Frosinone eingenommen habe. Sogleich ließ der Papst das heil. Collegium zusammenkommen, ihm diese Nachricht mitzutheilen. Auch Loffredi wurde gerufen und nochmals um den Zweck seiner Sendung befragt, dann theilte ihm der Papst die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten mit, beschuldigte ihn, das Werkzeug einer Verletzung des Völkerrechtes und eines Verrathes zu sein, der unter der Maske einer friedlichen Unterhandlung durchgeführt werden sollte, drohte, ihn mit dem Kopfe solche Verruchtheit büßen zu lassen und schickte ihn dann vorläufig in die Engelsburg.

Der Papst befand sich in der drückendsten Verlegenheit. Nachdem er ein ganzes Jahr mit Anstalten, mit Herausfoderungen verloren, war er gleichwol überrascht worden. Allzu sehr hatte er auf die Gewissenszweifel von König Philipp gerechnet und darum nicht das Mittel vorausgesehen, das diesen zu einer Entscheidung führen würde. Philipp hatte nämlich die berühmtesten Gottes- und Rechtsgelehrten von Italien und Spanien befragt, ob er gegen den Papst, der ihn ungerechter Weise des Königreichs Neapel zu berauben trachte, die Waffen ergreifen dürfe, und ob es ihm erlaubt sei, dem ungerechten Angriff zuvorzukommen. Die Befragten sämmtlich, und zu des Königs besonderer Ermuthigung auch Melchior Cano, erwiederten, daß er damit anfangen müsse, den Papst, als den allgemeinen Vater der Kirche und den Statthalter Jesu Christi zu bitten, er möge von seinem Unternehmen abstehen; wenn aber die Bitte kein Gehör finde, so erlaube das Naturrecht, sich zu vertheidigen und der Gefahr zuvorzukommen. Paul hatte auch allzu großes Gewicht auf eine Diversion gelegt, welche der für das französisch-päpstliche Bündniß gewonnene Herzog von Ferrara in der Lombardei machen würde, und konnte sich noch nicht von dem Wahne lossagen, daß die Venetianer, verlockt durch die Aussicht, den besten Theil von Sicilien davon zu tragen, dem Bündnisse beitreten würden: eben war der Herzog von Paliano dafür in Venedig thätig. Den Nachtheilen der bisherigen Zögerungen so viel möglich entgegen zu wirken, wurde dem Cardinal Caraffa die schleunigste Rückkehr geboten, und auch Robiba empfing den Befehl, die Heimreise anzutreten. Bis Mastricht war er gekommen; als er in der Depesche las, daß man befürchte, er könne in Brüssel ein Gegenstand von Repressalien werden, gerieth er in das äußerste Entsetzen. In eines gemeinen Reiters Tracht flog er die Maas hinauf, durch das Lüttichsche nach Frankreich. Gleichzeitig, um die Mitte Septembers, langten beide Legaten in Rom an. Des Nepoten Wiedersehen besonders mußte dem Papste ebenso erfreulich, als seinen Angelegenheiten förderlich erscheinen. Der Cardinal überbrachte eine bedeutende, von Heinrich II. bewilligte, Geldunterstützung, und den Befehl für die in Corsica stationirten gasconischen Banden, alsbald sich einzuschiffen, um am Tiber und Garigliano zu dienen. Mit ihm war auch Strozzi, der neue Marschall von Frankreich, in Rom eingetroffen, etwas später kam Montluc, mit einem Theile der Franzosen, die bisher in Toscana gebraucht worden, und die als der Vortrab eines größern, von dem Herzoge von Guise befehligten Heeres angesehen sein wollten. Die beiden Anführer kamen zumal zu rechter Zeit, um der in der Hauptstadt waltenden Verwirrung durch zweckmäßige Aufstellung und Verwendung der Vertheidigungsmittel zu steuern, aber den Fortschritten der feindlichen Armee, obgleich höchstens nur 12,000 Streiter zählend, durften sie sich nicht entgegenstellen. Den Fahnen der Spanier eilten die Colonna voraus, die Verständnisse der mächtigen Familie dehnten sich über das ganze Land aus. Am 4. Sept. hatte der Herzog von Alba zu S. Germano seine ganze Streitmacht vereinigt, ihm stand als Feldmarschall Ascan della Cornia zur Seite. Am 5. war Pontecorvo besetzt worden, am 15. wurde Anagni nach achttägigem Widerstand von den Päpstlichen verlassen. Überall ließ der Herzog von Alba im Namen des heiligen Collegiums Besitz ergreifen, unter der Verwahrung, daß er bereit sei, die sequestrirten Orte dem heil. Collegium oder dem zukünftigen Papst wieder auszuliefern. Dieses so ungewöhnliche Verfahren scheint den Papst mehr, als die Ereignisse im Felde beunruhigt zu haben. Er ließ sogleich eine Generalversammlung der Cardinäle ansagen, ihnen seine Bekümmerniß mitzutheilen. Mit dem lebhaftesten Unwillen wurde der Vortrag vernommen, und alsbald du Bellay, der Cardinal-Dechant, beauftragt, im Namen aller Cardinäle Beschwerde darum zu führen, da solches Verfahren gleich sehr verletzend für die Meinung von der Frömmigkeit des Königs von Spanien und für die Würde der Cardinäle, die er als Schismatiker oder Aufrührer darstellen zu wollen scheine, durch die Zumuthung, das ihrem Herrn und Fürsten Entzogene anzunehmen. Von Anagni aus erwiederte der Herzog, daß er zwar den Cardinälen für die Ermahnung danke, daß er sie aber mit den Befehlen seines Herrn nicht in Einklang zu bringen vermöge. Nur unter dem Drucke der äußersten Noth-

wendigkeit habe er den Krieg unternommen, und aus der gleichen Nothwendigkeit werde er, während Paul's IV. Lebzeiten, die eingenommenen Ortschaften im Namen seines Königs zurückbehalten. Indem er jedoch von seinem Könige die gemessensten Befehle habe, sogleich nach des Papstes Absterben das Eroberte zurückzuerstatten, indem in solchem Falle die Regierung des Kirchenstaats dem heil. Collegium zustehe, habe er in der Form der Besitznahme schon andeuten wollen, daß sein König keineswegs gesonnen sei, irgend eine der zu machenden Eroberungen dem Kirchenstaate zu entfremden. Endlich bat der Herzog um des Cardinal-Dechanten und des h. Collegiums Verwendung bei dem Papste, durch welche, wie er hoffte, der Zwist schleunigst ausgeglichen werden sollte. Das Schreiben erregte große Aufmerksamkeit, besonders bei den Cardinälen von der kaiserlichen Partei, wie Toledo und Pacheco, die eben noch, als es sich von des Nepoten Präconisation für das Bisthum Comminges handelte, sich entschieden entgegengesetzt und freimüthig geäußert hatten, daß die bischöfliche Würde mit den Eigenschaften eines solchen Cardinals kaum verträglich sein würde. Alles Ernstes wurde von dieser Opposition die Nothwendigkeit einer Ausgleichung vorgestellt. Paul schickte den P. Thomas Manrique de Lara, einen spanischen Dominikanermönch von gleich hoher Frömmigkeit und Geburt, der mit Empfehlungsschreiben des Cardinals von Toledo versehen, an den Herzog von Alba, um wegen eines Waffenstillstandes zu handeln. Auf solchen wollte sich der Herzog nicht einlassen, hingegen wünschte er, daß der Papst eine Commission von Cardinälen ernenne, mit welchen er in Rom durch Abgeordnete um den Frieden verhandeln lassen könne. Sogleich wurde diese Commission ernannt, der unter andern Pacheco, Toledo, Caraffa und Robiba beigegeben wurden, und Franz Pacheco trug die von dem Herzog von Alba entworfenen Friedenspunkte nach Rom. Sie wurden als annehmbar befunden, mit Ausnahme der Reintegration von Marc Anton Colonna und Ascan della Cornia; diese, meinte die Commission, hätten als päpstliche Unterthanen, die noch dazu wegen bestimmter Vergehen verurtheilt wären, keine Beziehung zu dem Kriege, und erscheine die ihretwegen gemachte Bedingung so hart, daß keiner von den Mitgliedern der Commission es wagen dürfe, sie dem Papste vorzutragen. Gleichwol verharrte der Herzog bei seiner Foderung. Am 24. September sollte er zu weiterer Verständigung in der Abtei Grottaferrata eine Zusammenkunft mit dem Cardinal Caraffa haben. Er wartete vier ganze Tage und der Erwartete ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich wollte man dem französischen Hofe den Verdacht nicht erwecken, als sollte in Grottaferrata von einem einseitigen Frieden gehandelt werden. Um aber der Opposition keine Gelegenheit zum Klagen zu geben, verlangte Caraffa für seine Sendung die Begleitung der Cardinäle Sforza und Vitelli. Ihm hierin willfahren zu können, erbat sich Sforza von dem Papste eine schriftliche Weisung, damit man nicht sage, er habe ungeachtet des Verbots Rom verlassen, und dann die von ihm bestellte Caution von 200,000 Goldthalern einziehe. Die Weisung versagte der Papst, indem er vorgab, daß es unanständig sein würde, drei Cardinäle dem Herzog entgegengehen zu lassen, da nicht einmal für ihre Personen gehörige Sicherheit vorhanden sei. Des vergeblichen Wartens müde, und nicht wenig entrüstet, führte Alba sein Heer an Paliano vorbei, zögernd überschritt er den Fiume di Campagna, und Valmontone wurde ihm als unhaltbar, Segni durch eine ehrenhafte Capitulation überlassen, während in einem Streifzuge Marc Anton Colonna den Schrecken seiner Waffen bis an die Thore von Rom trug. Nach dem Teverone wendet sich Alba, wo Tivoli und Vicovaro fast ohne Widerstand an ihn aufgegeben werden. Bis dahin hatte Paul auf seine Römer zählen zu können geglaubt. Persönlich hielt er über sie Heerschau. Vom Campofiore herab kam das gerüstete Volk, die mit dem Geschütz grüßende Engelsburg vorüber, nach St. Petersplatz, wo der Papst und sein Neffe am Fenster sich zeigten. Es waren 340 Glieder mit Hakenbüchsen, 250 mit Piken bewaffnet, jedes Glied neun Mann stark, stattlich anzusehen, unter adeligen Anführern; Caporionen und Fahnenträger traten vor und empfingen den päpstlichen Segen. Jetzt konnte sich Paul überzeugen, daß dieses prächtige Schauspiel nur zu Schimpf, nicht zu Ernst gemeint sei; als man die Spanier in Tivoli wußte, entfalteten sich jene Fahnen vergeblich, keiner wollte unter sie antreten, und auch die Söldner, eingeschüchtert durch die Besorgniß des Camill Orsini und engherzige Vertheidigungsanstalten, versagten den Dienst im offenen Felde. Ohne Schwierigkeit hätte Alba in Rom einziehen mögen, allein mit gleichem Widerwillen, wie der König, führte sein Feldherr den Krieg gegen die geistliche Macht. Daneben hatte ihn sein Oheim, der Cardinal Johann Alvarez de Toledo, an das schlechte Ende erinnert, das alle Theilnehmer an Bourbon's Raub- und Eroberungszuge genommen hatten. Darum bekämpfte er den Papst, stets ihn verehrend, nur das Schwert will er ihm entwinden, nach dem Ruhm, unter den Eroberern von Rom genannt zu werden, trachtet er nicht. Seine Truppen klagen, gegen einen Rauch, gegen einen Nebel führe man sie, der belästige und nicht zu fassen, noch in seinem Ursprunge zu dämpfen sei, und das Ausreißen beginnt ihre Reihen zu lichten. Zwar verjagt die Stadt Nettuno, treu dem Erbherrn ergeben, die von den Caraffen eingelegte Besatzung und nimmt dafür Spanier ein, aber auch der Papst hat Zeit gewonnen, vollständig seine Völker zu versammeln. Für seinen Dienst hat Alexander Colonna, von der Linie von Palestrina, 6000 Fußgänger und 600 leichte Reiter in der Campagna zusammengebracht, 1200 erprobte Krieger Aurelio Fregoso aus der Romagna herbeigeführt. Des Johann Anton Tiraldo Werbung in Ascoli und Perugia hatte guten Fortgang, und man hoffte auf ähnliche Resultate zu Bologna, wo der Marchese von Montebello das Werbegeschäft leitete. Mit Inbegriff der 2000 Gascogner zählte das Heer bereits 12,000 Fußgänger und 1200 leichte Reiter, und Erhebliches wäre damit auszurichten gewesen, wenn nicht Camill Orsini's vorsichtige Richtung jedes Wagniß zu hintertreiben gewußt hätte. Nur Postengefechte wurden geliefert, oder Anschläge auf die aus dem Neapolitanischen

über Isola, den Spaniern bestimmte Zufuhren versucht. Das lebhafteste Gefecht bestand Julius Orsini, wie er nach der Einäscherung von Serrone auch Piglio zu nehmen vermeinte, statt dessen aber von der hinzu gekommenen spanischen Besatzung aus Anagni eine derbe Züchtigung empfing. Von Bologna rückte der Marchese von Montebello nach dem Tronto hinab und hatte kaum den Strom überschritten, als alle Insassen der Grafschaft Montorio sich erhoben, um sich um des Erbherrn Banier zu scharen. Contraguerra fiel in seine Gewalt und wurde mit einer starken Besatzung belegt, Corropoli hingegen widerstand seinen Lockungen und Drohungen, daß der Marchese von Trevico Zeit gewann, die aus Tivoli ihm zu Hilfe detachirten 1500 Mann an sich zu ziehen, wie auch die zwei aus Aquila verschriebenen Stücke. Vertrauend auf die hiermit vereinigte Macht überschritt Trevico bei Popoli den Pescarafluß, aber das von ihm angebotene Treffen wollte der Marchese von Montebello nicht bestehen, floh vielmehr dem Tronto zu; die von ihm in Civitella del Tronto zurückgelassene Besatzung hielt sich nur kurze Zeit, und selbst in der Mark ging Ancarano an den Marchese von Trevico verloren. Den Unternehmungen der beiderseitigen Heere blieb auch der fortwährende Geldmangel in gleichem Maße hinderlich, und schon hatte Alba seine Truppen in Erholungsquartiere vertheilt, als ein glückliches von dem Grafen von Popoli geliefertes Reitergefecht, in dem zuletzt sogar der Cardinal Caraffa persönlich um den Sieg gestritten, und die auf solche Niederlage folgende grenzenlose Bestürzung der Römer, zu erneueter, unwilliger Thätigkeit den spanischen Feldherrn auffoderte. Seiner Eroberung am Teverone sicher, beschloß er, auch von der andern Seite die feindliche Hauptstadt zu umschließen. Sich der Seeküste zuwendend, war er am 1. Nov. an Albano vorbeigezogen, am 7. wurde Ostia, die Stadt, erstiegen, und sofort der Anfang zu der Belagerung der Citadelle gemacht, die zwar von Horaz dello Sbirro und 114 Römern vertheidigt, am 16. einen verzweifelten, den ganzen Tag durch fortgesetzten Sturm abschlagen konnte, doch am andern Morgen capitulirte. Es war dieses die letzte Anstrengung, die sich von dem Heere erzwingen ließ, denn niemals ist der Beherrscher von Peru und Mexico, der Fürst, der mit einer Universalmonarchie die Welt bedroht haben soll, vermögend gewesen, ein Heer von 12,000 Mann länger als sechs Monate zu unterhalten, und schon am 19. November wurde ein Waffenstillstand für zehn Tage beliebt, dann am 27. in einer Zusammenkunft des Herzogs und des Cardinals Caraffa um 40 Tage verlängert. Der Cardinal war sogar mit der Vollmacht bekleidet, Frieden zu schließen, nur sollte in demselben den Caraffa, gegen die Rückgabe von Paliano, der Besitz von Siena zugesichert werden. Diese Foderung schien dem Herzog so abschweifend, daß er, unnütze Verhandlungen zu ersparen, den Mangel einer Vollmacht für das Friedensgeschäft vorschützte. Anfangs war der Papst entschlossen, einen Nuntius an den König Philipp abzusenden, um das Tauschgeschäft mit Siena zu befördern; indem er des Herzogs von Alba Äußerungen näher prüfte, überzeugte er sich, daß Philipp auf einen solchen Vorschlag niemals eingehen würde, und er war nur mehr bedacht, den Waffenstillstand zu benutzen, um von allen Seiten her Geld, Volk und Freunde zu gewinnen. Zu dem Ende entsendete er den Cardinal Caraffa als seinen und des heiligen Stuhls Legaten nach Bologna, nach Venedig, und für die übrigen, von den Spaniern nicht besetzten Theile von Italien. Er befand sich bereits auf der Reise, wie der Papst dem heil. Collegium den Zweck seiner Sendung mittheilte, daß er nämlich um die dem heil. Stuhl zu leistende Hilfe unterhandeln solle und daß er diese Unterhandlung nicht nur im Namen des Papstes, sondern auch im Namen des heil. Stuhles führen werde. Wie Alba den Papst Paul von dem heil. Stuhle zu unterscheiden gesucht hatte, so sollte von der andern Seite das Ansehen des Papstes durch die Vorstellung von seiner und des heil. Stuhls Einheit erhöhet werden.

Ernstlich, wie es scheint, durch die Annäherung der französischen Hilfsmacht beunruhigt, und vornehmlich um die Mittel bekümmert, wie ein neues Heer auszurüsten, mußte Alba bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf den Vertheidigungskrieg sich beschränken. Das so theuer erkaufte Ostia ging sammt der Citadelle beinahe ohne Widerstand an Strozzi und den Herzog von Paliano verloren, und dem folgten Palestrina, Frascati, Grottaferrata, Marino, Castello-Gandolfo. Vicovaro wurde nach fünftägiger Belagerung erstürmt, die Citadelle noch einige Tage weiter vertheidigt, dann mit Capitulation übergeben, und mußte der Herzog von Paliano den äußersten Fleiß anwenden, um die Gascogner und Schweizer von der Niedermetzelung der ausziehenden Besatzung abzuhalten. Franz Colonna, Alexander's Neffe, vertrieb die Spanier aus Cavi und Monfortino, Ludwig Savelli, Herr von Collalto, in Sabina und Johann Anton Maneri fielen dem König ab, dessen Sache sie verloren gaben, um fortan dem Papst zu dienen. Auf Befehl des Herzogs von Alba führte der Graf von Popoli aus Veroli, Bauco, Alatri, Ferentino seine Infanterie ab, seine Reiterei stellte er bei S. Germano auf, für seine Person begab er sich nach dem Lager bei Venafro. Da, zwischen Volturno und Garigliano, wollte Alba den Herzog von Guise erwarten, der 7000 Franzosen und 5000 Schweizer, 400 Lanzen und 800 Chevaurlegers über die Alpen geführt, und am 16. Febr. 1557 bei Ponte di Lenza, in dem Gebiete von Reggio, seine Vereinigung mit des Herzogs von Ferrara Volk bewerkstelligt hatte. Die beiden Herzoge traten demnächst in Reggio mit dem Cardinal Caraffa zu einem Kriegsrathe zusammen, um die fernern Operationen zu besprechen. Gern hätte Guise auf das wehrlose Mailand sich gestürzt, und das wollte auch der Herzog von Ferrara, der darum seine Truppen zurückzog, wie er den Schwiegersohn beherrscht sah durch den von den Caraffa empfangenen Impuls. Die wollten durchaus einen Angriff auf das Königreich Neapel, von dessen innerer Lage sie nach den gewöhnlichen Ansichten von Malcontenten und Emigranten urtheilten. Der Herzog von Guise setzte seinen Marsch nach dem Kirchenstaate fort, und traf am Fast=

nachtdinstag in Rom ein. Der glänzendste Empfang wartete des gefeierten Gastes; ihn durch die That zu überzeugen, daß der Bruch mit Spanien unheilbar, verkündigte der Papst sofort seine in Bezug auf den fiscalischen Antrag vom 27. Juli 1556 gefaßte Entschließung. Eine Commission von Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen wurde niedergesetzt, um gegen den Kaiser und den König von Spanien zu procediren; von Censur und Absetzung sprach auch der Papst, während hingegen in Spanien alle nur denkbare Eingriffe in die geistliche Jurisdiction unter dem Vorwande vorgenommen wurden, der Staat könne nicht zugeben, daß sein Geld nach Rom gehe, um daselbst den Krieg zu nähren, daß er auch einem Richter, der sich als offener Feind benehme, kein Zutrauen schenken könne. Des Herzogs von Alba Stellung hinter dem Garigliano unangreifbar wähnend, bestimmte Guise sich zu einem Angriffe auf die Abruzzen. Am 17. April 1557 war seine Hauptmacht vor Campoli, zwischen Ascoli und Teramo vereinigt, und der grüne Donnerstag wurde durch die Erstürmung und greuelhafte Verheerung dieser Stadt entheiligt. Teramo ging gleichfalls an die Franzosen über, die Colonella, Contraguerra, Corropoli und Giulianova ausplünderten, gleichwie die Valle Siciliana. Nachdem der Herzog von Guise selbst bei dem Heere eingetroffen — er hatte am 24. April in Gesellschaft des Marchese von Montebello Fermo verlassen — wurde die Belagerung von Civitella vorgenommen. Tapfer vertheidigte den im vorigen Jahre beinahe wehrlos befundenen Ort der Graf von Santa-Fiora; er hatte die Einwohner, selbst die Frauen für eine thätige Mitwirkung zu dem Widerstande begeistert, und befand sich demnach stark genug, wiederholte Stürme abzuschlagen. In ähnlicher Weise hatte das ganze Königreich sich vorbereitet. Alba war der Mittel kundig, durch welche man in einem Lande der Mächtigste bleibt, und wußte recht gut, daß gegen den Mächtigen sich keine Bewegung erheben wird. Von den Baronen hatte er ein bedeutendes Donativ, von der seit kurzem in ihrem Herzogthum Bari hausenden Königin Bona von Polen, die als die letzte Tochter von Mailand den ganzen Ingrimm des Hauses Sforza gegen die Franzosen im Herzen trug, eine halbe Million Scudi als ein Darlehen empfangen; die geistlichen, nach Rom bestimmten Gefälle ließ er für seinen Krieg erheben, zu Benevent Kirchensilber und Glocken in Anspruch nehmen. Alle neapolitanischen Grenzplätze und die verschiedenen, von seinen Truppen noch besetzten Punkte des Kirchenstaats waren auf das Beste versorgt, Teutsche, Spanier, Italiener zu einem stattlichen Heere vereinigt; es hatten sich sogar neapolitanische Centurien gebildet. Während das Königreich in seiner Einheit nur Ergebenheit zu Philipp II. blicken ließ, brachen unter Römern und Franzosen zwischen Guise und Montebello lebhafte Zwistigkeiten aus. Nur mit Widerwillen scheint dieser gegen sein Vaterland gestritten zu haben, Guise klagte, daß der Papst die übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfülle und die versprochene Hilfe versage. Am 10. Mai überschritt Alba die Pescara, und am 15. sah der Herzog von Guise sich bewogen, die Belagerung von Civitella aufzuheben, um dem Tronto sich zu nähern. In so argen Zwist gerieth er auf diesem Rückzuge mit Montebello, daß er bei Tisch im Zorn dem Nepoten die Serviette ins Gesicht schlug. Zwischen Nereto und Corropoli setzte sich das französische Heer, bis dahin Alba, durch die übermäßige Hitze und durch der Fliegen Belästigung aus seinem Lager bei Giulianova vertrieben, längs der Librata sich ausbreitete. Hierdurch genöthigt, über den Tronto zurückzugehen, meinte Guise in der unangreifbaren Position zwischen Monte Prandone und S. Benedetto eine Schlacht zu liefern. Aber da schien der Gegner seiner nicht zu gewahren, bemühte sich vielmehr das innere Land einzunehmen, und so die Stellung der Franzosen an der Seeküste zu überflügeln. Der eignen Kraft sich bewußt und doch der höhern Kunst erliegend, suchte der lothringische Fürst allein in der Unfähigkeit oder Verrätherei der Nepoten die Lösung des ihn so schmerzlich berührenden Räthsels. Laut und wiederholt sprach er von Heimkehr nach Frankreich, daß die Nepoten genöthigt wurden, Alles aufzubieten, um solchen für sie vernichtenden Abfall zu hintertreiben. Verstärkungen, Lebensmittel, Geschütze, Gelder, wurden ihm zugesagt, und als Bürge für die Versprechungen und Geisel mußte der junge Marchese von Cavi nach Frankreich wandern. Von dort aus kam an Guise der Befehl, auszuharren, und obgleich durch die an den Herzog von Ferrara neuerdings abgegebenen Hilfstruppen bedeutend geschwächt, versuchte er, von der bei Macerata genommenen Stellung aus die weitern Fortschritte der Spanier zu hemmen. Bei Ascoli erfolgte ein scharfes Gefecht zwischen Alba selbst und einem Theile des französischen Heers, diesem zum Nachtheil, doch gingen die Spanier zurück, ohne darum gänzlich die Mark zu verlassen. Von allen Seiten in seinem Gebiet angefochten, bewarb sich Paul um so ängstlicher um fremde Hilfe. Dergleichen hatte der Cardinal Caraffa schon bei den Protestanten gesucht, auch dem Sultan gerathen, von Ungarn abzulassen, damit er auf beide Sicilien seine ganze Macht werfen könne; der Papst erfaßte den Gedanken, den Herzog von Florenz der Allianz mit Spanien zu entfremden. Dazu sollte des Erbprinzen Franz de Medici Heirath mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich führen, aber der Florentiner benutzte das Project lediglich, um den sehnlichsten seiner Wünsche zu erreichen; Siena, das König Philipp wiederholt den Caraffa hatte bieten lassen, seit er sie durch das Bündniß mit Frankreich so stark wähnte, mußte an Cosmus überlassen werden (3. Jul. 1557). Die Leidenschaften und übermäßigen Feinheiten des Papstes brachten ihn um die Gelegenheit, auf die ehrenvollste Weise aus dem Kampfe zu scheiden, seine Nepoten um die Aussicht, unter den souveränen Fürsten Italiens Platz zu nehmen. Das scheint zumal der Cardinal empfunden zu haben, und zum ersten Male wird zwischen ihm und dem Oheim eine Differenz bemerkbar. Auch die Stimmung des Volkes zeigte sich um der unaufhörlich wachsenden Foderungen willen immer feindlicher dem Papst. Gleich zu Anfang des Kriegs waren von allen Beneficien zwei Decimen erhoben worden, allen Hofämtern hatte man einen Monat von ihrem

Gehalte abgezogen. Eine Menge von Capitalien, Eigenthum von Privaten, ließ der Papst durch die Kammer kündigen und erheben. Alle Luxus- und Arbeitspferde innerhalb der Stadt wurden für den Dienst der Armee requirirt; selbst den geistlichen Corporationen muthete man zu, an den neuen Bollwerken zu arbeiten. Die Gotteshäuser wurden weggenommen, um als Speicher oder Magazine zu dienen. Endlich wurde in dem ganzen Umfange des Kirchenstaates von allen Grundstücken der hundertste Pfennig gefodert. Diese, anderwärts schon längst eingeführte, Abgabe war den Unterthanen der Kirche etwas Unerhörtes und traf bei ihrer Erhebung auf die wesentlichsten Schwierigkeiten, sogar auf gewaltsamen Widerstand.

Von seinem Lager am Tronto aus, in scheinbarer Unthätigkeit, belauschte Alba den Fortgang der sich bei seinen Gegnern äußernden Misstimmung, die besonders auch in den Friedensworten kenntlich ward, die von dem Papst selbst in der Consistorialversammlung vom 14. Juni gesprochen wurden. Allein durch Marc Anton Colonna ließ der Herzog die Feindseligkeiten in der Campagna fortsetzen; je nachdem die dem Colonna beigegebenen Spanier blieben oder zurückgezogen wurden, konnte er vorrücken und Städte nehmen, mußte er weichen und das Eroberte verlassen. Montefortino, das seit dem vorigen Feldzug von den Spaniern besetzt war, wurde von ihnen und der Bürgerschaft gemeinsam vertheidigt, bis die Vertheidiger unter sich zerfielen und sich die Einwohner auf Gnade ergaben. Unbarmherzig wurden sie geschlachtet, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, namentlich Frauen und Kinder in großer Anzahl mit der Kirche, in welcher sie Schutz gesucht, verbrannt. Aber von Piglio mußten die Römer zum zweiten Mal abziehen, und zwischen Palestrina und Valmontone erlitt Matthäus Stendardo nicht unbedeutenden Verlust, worauf beide Städte von Colonna erstiegen wurden. Beschäftigt, um Paliano die Saaten zu verheeren, vernahm Marc Anton, daß eine große Wagenburg mit Lebensmitteln beladen und nach Paliano bestimmt, von Rom unter Bedeckung von 200 Reisigen und 3000 Schweizern abgehe. Das waren die von dem Bischof von Terracina in dem Canton Unterwalden geworbenen Leute, geführt von dem Obersten Wirtz, einem kühnen, aber unerfahrenen Jüngling. Mit Freuden hatte der Papst sie empfangen (20. Juli) als eine Legion von Engeln, von Gott ihm zu Hilfe gesendet; goldne Spangen und Ritterwürde hatte er mit freigebiger Hand an ihre Hauptleute gespendet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Paul in diesen katholischen Schweizern Befreier von der Tyrannei seiner teutschen, durchaus protestantischen Söldner erblickte, die bisher ungestraft Hunderte von Freveln verübt hatten, von denen unter andern Umständen jeder einzelne mit dem Tode bestraft zu werden pflegte. Marc Anton, der eben von dem Herzog von Alba Verstärkung empfangen hatte, sieben spanische und sieben teutsche Fähnlein, diese von Caspar von Fels befehligt, unternahm es, jene Zufuhr aufzuheben. Seine Anstalten wurden zeitig den Befehlshabern der Wagenburg, Julius Orsini und dem Marchese von Montebello, hinterbracht: sie machten Halt zwischen Valmontone, Paliano und Segni, und schickten einen großen Theil des Fuhrwerks nach Rom, nach Segni das Geschütz zurück. Am andern Morgen (27. Juli) trat Colonna ihnen mit seinem kleinen Heere entgegen, zunächst Fels, der sich einer Höhe bemeisterte, um seine Kanonen zu pflanzen. Steil war die Höhe und ein Wassergraben machte das Auffahren der Geschütze noch beschwerlicher, doch siegte die verständige Beharrlichkeit. Gleich ließ sich auf der nächsten Höhe mit 4000 spanischen Büchsenschützen Salinas nieder, und diese Büchsenschützen kamen zuerst zu Gefecht, wurden aber allmälig aus dem Thalgrunde von den Römern vertrieben, die von der entgegengesetzten Höhe herabdrängten. Fels und seine Tyroler fahren unter die Römer, und sie wurden des gewonnenen Vortheils entsetzt. Den Colonna ließ Fels beschwören, daß er das Hintertreffen und zumal die Reiterei zum Angriff führe, und zögernd stieg, in vier Brigaden getheilt, das Heer in die Fläche des Thales hinab. Ein mannhafter Empfang wartete seiner, und kaum vermochten die Spanier auf der äußersten rechten Spitze gegen die ihnen gegenübergestellten Italiener auszuhalten. Doch ist Colonna bei der Hand, und seine Geschütze gegen die päpstliche Reiterei kehrend, trug er Verwirrung in ihre Reihen. Es faßten sich jene Spanier, und mit doppelter Gewalt bestürmten sie die Italiener, deren Munition erschöpft, die zugleich gegen die Landsknechte sich vertheidigen sollten. Ein Flankenangriff von den Reisigen des Colonna gegen die römische Reiterei ausgeführt, warf diese vollends über den Haufen, und in verworrener Flucht eilen Fußgänger und Reiter dem nahen Gehölze zu. Noch standen auf der Höhe ungebrochen, als zweite Linie, die Unterwaldner, und wie in den schönsten Tagen der Schweizer werden Fels und seine Tyroler von ihnen begrüßt. Unentschieden verlängert sich da der Kampf. Hans Walter, der Hüne, bricht in ein schweizer Fähnlein ein. Das Pistol in der einen, das Schlachtschwert in der andern Hand, drückte er auf den Fahnenträger das Pistol ab, in demselben Augenblicke, wo er mit einem ungeheuern Hiebe den Schädel ihm spaltet; gegen Walter kehrte sich nun die ganze Schar, daß vollends die Ordnung schwand, zu Haufen stürmen Walter's Knechte in die Gasse, um den geliebten Führer herauszuhauen, und indem sie das vollbracht, wurden sie zugleich der Schweizer Meister. Verloren war die Schlacht, wie auch die Schweizer dem Gehölze zueilen; mit der Reiterei, die in dem zerrissenen Boden nur hinderlich, suchte der Marchese von Montebello Segni zu erreichen, verwickelt sie aber in dem übereilten Streben in die Infanterie, daß sich zuletzt der Rückzug in grenzenlose Verwirrung auflöset. Nochmals setzten die Schweizer des Nachtrabs der Verfolgung den hartnäckigsten Widerstand entgegen, aber auch sie werden vollständig gebrochen. Sieben ihrer Fahnen, auf denen in großen Buchstaben zu lesen: „Vertheidiger des Glaubens und des heiligen Stuhles," wurden genommen, von eilf Hauptleuten brachte der Oberst zwei nach Rom zurück. Julius Orsini, verwundet und das Äußerste versuchend, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, wurde gefangen. Unmittelbar nach dem Treffen ging Fels vor Rocca di

Massimo, dessen er sich durch unwürdige List bemächtigte, Colonna aber unternahm die Belagerung von Segni, während der Papst, seine Hauptstadt zu retten, den Herzog von Guise von den Ufern des adriatischen Meeres herbeirief. Indem Guise durch das Spoletanische hinabzog, marschirte Alba, der dieser Bewegung zu folgen genöthigt war, an dem See von Celano vorbei, durch das Thal von Veroli; am 14. August war er zu Bauco eingetroffen, und zu Sora erwartete er die übrigen Abtheilungen seines Heeres, einstweilen sandte er den Grafen von Santa-Fiora und den Ascan della Cornia aus, um den Fall von Segni zu beschleunigen. Eine dieserwegen empfangene Mittheilung wurde für Colonna ein Sporn, um mit Anstrengung der letzten Kraft den Widerstand der Besatzung zu überwältigen. Ein Sturm sonder Gleichen in Hartnäckigkeit und Folgen überlieferte ihm Segni, die Stadt wurde geplündert und eingeäschert, die schrecklichste Grausamkeit gegen Einwohner und Besatzung, wie gegen die zahlreichen Flüchtlinge aus benachbarten Ortschaften verübt. Colonna selbst bejammerte einen Sieg, von dessen Misbrauche seine Soldaten abzuhalten er sich vergeblich bemüht hatte, und der Papst, ungebeugt durch die Schreckenspost von der Niederlage am 27. Juli, empfand die schmerzlichste Bekümmerniß um die ihm treuergebene Stadt. In einem Consistorium erzählte und beklagte er jene Greuelscenen: „Ich wünsche bei Jesus Christus zu sein, und erwarte in Ergebung die Marterkrone," also schloß seine Rede. Denn er zweifelte nicht, daß ein gleiches Schicksal nächstens Paliano und den Vatican treffen würde, nachdem der Herzog von Guise wie eingewurzelt zwischen Tivoli und Monterotondo schwebte, Alba hingegen seine Vereinigung mit den wüthigen Banden von Segni bewerkstelligt hatte. In solcher Lage ermächtigte Paul den Cardinal Sforza, Friedensvorschläge in dem spanischen Lager vernehmen zu lassen, und Alexander Placidi wurde zu solcher Botschaft von seinem Patron ausersehen. Placidi hatte aber auch die geheime Weisung, die Nachricht von dem entscheidenden Siege bei S. Quentin dem Herzoge von Alba mitzutheilen, und diese Mittheilung war keineswegs geeignet, das Hauptgeschäft zu fördern. Ohne Resultat kehrte Placidi in die Hauptstadt zurück, wie eben Alba seine Scharen zu einem nächtlichen Angriffe auf dieselbe ordnete. Noch einmal waren die Römer mit Eroberung und Plünderung bedroht, während sie von den Vertheidigern nicht viel weniger zu fürchten hatten, als von den Feinden. Um allenfallsige Plünderungsversuche der Besatzung zu erschweren, waren viele Nächte durch alle Fenster, alle Straßen beleuchtet, und es scheint fast, als sei der nächtliche, von Alba vorbereitete Überfall (26. August) ebenso sehr an jener Beleuchtung, welche den anziehenden Feinden als ein Zeichen von Wachsamkeit galt, gescheitert, wie an einem Irrthum Ascan's della Cornia und an dem Verspäten der von Fels geführten Colonne. Grade jetzt empfing Guise ein Schreiben seines Königs, worin es hieß: „Ich hoffe, der Papst wird in meiner Noth so viel für mich thun, als in der seinigen ich für ihn gethan habe." Statt länger auf Frankreichs Hilfe zählen zu dürfen, sollte Paul vielmehr den Franzosen Hilfe geben. Mit schneidenden Worten entließ er den sich beurlaubenden Guise: „Wenig habe er in diesem Kriege für den Dienst seines Königs, sehr wenig für jenen der Kirche, und noch viel weniger für den eignen Ruhm gethan." Der Abzug der Franzosen, die Aufregung in Rom, die laut den Tod des Papstes und eine Übereinkunft mit dem spanischen Heere, sollte sie auch von einer Occupation begleitet sein, wünschte, erlaubten keine weitere Zögerung. Nachdem der Cardinal Caraffa in Palestrina und Cavi mit Alba verschiedene Conferenzen gehabt, wurde in eben dem Cavi am 14. Sept. 1557 der Friede unterzeichnet. Die Bedingungen beruhten auf den Ansichten, in welchen von Spanien der Krieg geführt worden. Alles Eigenthum der Kirche, sogar die Kanonen, gaben die Sieger zurück; von Marc Anton Colonna, von dem Grafen von Bagno, ist keine Rede. In einem geheimen Vertrage, Geheimniß selbst dem Papste, wurde für Paliano den Caraffa eine Entschädigung verheißen. Bis daß diese Entschädigung überliefert würde, sollte Paliano von Johann Bernardin Carbone, dem Sohne oder Enkel von des Papstes Schwester, Diana Caraffa, aus ihrer Ehe mit Jacob Carbone, dem Herrn von Padula, als Sequester bewahret werden; wenn demnächst Johann Caraffa als Herzog von Paliano befriedigt sein würde, sollte die Festung geschleift werden, und der Herzog alle seine auf sie erworbene Rechte an den König von Spanien abtreten, der die Stadt nach Belieben weiter vergeben könne, nur nicht an einen Excommunicirten, noch an einen offenen Feind des Papstes, dieser habe denn zuvor die Verzeihung seiner Missethaten erhalten. Durch diese Clausel war einstweilen wenigstens Marc Anton Colonna von dem Besitze des Fürstenthums ausgeschlossen. Mit freudigem Jubel wurde die Botschaft von dem Frieden in Rom aufgenommen, und durch ein Jubiläum von dem Papste verherrlicht. In großer Pracht ritt am Abend des 19. Septembers Alba ein, um dem heil. Vater den Fuß zu küssen, in seines Königs Namen für alle die Fehler um Verzeihung zu bitten, welche während des Kriegs und vorher mochten begangen worden sein, und in Unterthänigkeit die Gesinnungen eines gehorsamen Kindes für seine Mutter, die Kirche, auszusprechen. Er hat versichert, nie habe er eines Menschen Angesicht, wie jenes des Papstes, gefürchtet. Ein merkwürdiges Bekenntniß, ein merkwürdiges Verfahren, wenn man es zumal mit demjenigen vergleicht, das Kaunitz in ganz verschiedener Lage sich gegen Pius VI. erlaubte. Nieder in den Staub warf sich Alba vor dem geschwornen Feinde seines Volkes, der stolzeste Mann, der größte Feldherr des Jahrhunderts, beugte sich vor dem, der eben noch unter seinen Streichen erbebte. Kaunitz, den als Mensch kaum der letzte seiner Schreiber gefürchtet haben würde, dessen Lorbeern auf den schimpflichen Stipulationen ruhten, die zu Aachen gegen den verächtlichsten Feind eingegangen wurden, auf dem Bündnisse mit denen, die sich selbst nicht helfen konnten, geschweige denn andern, auf jener Brandfackel, die zu alle dem unsäglichen Jammer leuchten sollte, behandelte als ein übermüthiger Emporkömmling, als ein eitler Geck den apostolischen Pilgrim, den allein die Liebe

den verlornen Sohn aufsuchen hieß. Alba hatte die Idee begriffen, der er huldigen sollte, ein Barbare du nord war Kaunitz geblieben.— So günstig aber der Friede von Cavi dem Papste erscheint, so entscheidend war er doch gegen seine und seiner nächsten Vorfahren zeitherige Bestrebungen gerichtet. Mit den Versuchen, sich des spanischen Übergewichts zu entledigen, hatte es ein Ende, nie ist ein solcher, in dem Sinne der beiden Paule, erneuert worden. In Mailand und Neapel hatte sich die Herrschaft Philipp's unerschütterlich gezeigt, Vergrößerung war seinen Verbündeten geworden. Cosmus, den man aus Florenz vertreiben wollte, hatte Siena dazu erworben, durch die Rückgabe von Piacenza waren die Farnesen für Spanien gewonnen, Marc Anton Colonna hatte sich einen großen Namen erstritten und die alte Stellung seines Geschlechtes erneuert. Der Papst selbst, fortan sicher im Eigenthume St. Peter's, konnte sich ungestört seinem Berufe widmen, dessen Pflichten sich für den Augenblick in der großen Aufgabe vereinigten, den Fortschritten des Protestantismus zu wehren. Lebhafter, als Paul, hat keiner seiner Nachfolger diese Aufgabe ergriffen, für sie war gleich ihm nur der einzige Pius V. ausgerüstet, aber die unglückliche Feindschaft gegen Karl V., die Fehde mit Philipp II., hat nicht wenig beigetragen, alle Vorsätze, alle Gaben Paul's unnütz zu machen.

Wenige Tage nach seiner Krönung zu St. Peter, den 5. Juni 1555, war aus England, in Folge des Parlamentsbeschlusses für die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität, eine Gesandtschaft eingetroffen. Schon der neue Titel König und Königin von Ireland, dessen sich das Beglaubigungsschreiben nach dem Vorgange Heinrich's VIII. und Eduard's VI. bediente, erzeugte Schwierigkeiten, die jedoch durch Paul's erste Bulle entfernt wurden. Er erhob am 7. Juni 1555 Ireland zu einem Königreich, worauf die Botschafter am 10. ihren öffentlichen Einzug hielten, den Papst als Oberhaupt der allgemeinen Kirche anerkannten, ihm eine Abschrift der Parlamentsacte für die Herstellung seiner Autorität überreichten, und ihn baten, die durch seine Legaten der englischen Nation ertheilte Lossprechung zu ratificiren, und die während des Schisma errichteten Bisthümer zu bestätigen. Sie wurden günstig empfangen, ihre Bitten gewährt; Carne blieb als ordentlicher Gesandter in Rom zurück. Einem solchen glücklichen Eingang entsprach jedoch keineswegs die fernere Wirksamkeit des Papstes in England. Die Wegnahme der geistlichen Güter, ihre Vertheilung und Zerstückelung in weltlichen Händen war das Fundament der Abneigung geworden, welche die eine Hälfte der Nation gegen die Restauration empfand, ohne doch daß darum diese Hälfte einen entschiedenen Bruch mit der Kirche begehrt hätte. Dieses wohl erwägend, ermächtigte Julius III. in seiner Bulle vom 5. Oct. 1554 den Legaten, den Cardinal Pole, alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Kirche, das ihr von Heinrich VIII. oder Eduard VI. entrissen worden war, den gegenwärtigen Besitzern abzutreten oder zu überlassen. Paul hatte keinen Begriff von Concessionen für die Foderungen der Zeit. Er erklärte die Zurückgabe der geistlichen Güter für eine unerläßliche Pflicht, deren Hintansetzung die Strafe der ewigen Verdammniß nach sich ziehe; er vermaß sich sogar, die Abgabe des Peterspfennigs wieder einzuführen, Vorsätze, die deutlich genug in seiner Bulle vom 21. Juli 1555 ausgedrückt wurden. Die Besorgnisse aller Besitzer von Kirchengütern, ihre Feindschaft gegen die Restauration, mußten noch viel höher getrieben werden, als die Königin Maria im November 1555 alles der Krone noch vorbehaltene Kirchenvermögen zurückgab. In dem Hause der Gemeinen hatte bei der Abstimmung über jenen Act die Opposition 126 gegen 193 Stimmen gehabt. Wie sehr mußte sich diese Opposition ermuthigt gefühlt haben, als der Papst selbst in so unerbittlicher Feindschaft den Gemahl der Königin bekriegte, als auch die Königin, in Widerspruch mit allen ihren Neigungen und Gefühlen, mit dem Papst in Zwist kam. Der Mann ihres Vertrauens, der Cardinal Pole, so viel er in frühern Zeiten um seine Anhänglichkeit für den katholischen Glauben gelitten hatte, war doch einstens in seiner Rechtgläubigkeit dem Cardinal Johann Peter Caraffa verdächtig geworden. Später hatte Caraffa seine Übereilung erkannt, auch wiederholt, nach seiner Erhebung zu der höchsten Würde, dem Cardinal von England die höchsten Lobsprüche ertheilt; jetzt verfiel Paul wieder in das alte Mistrauen, sei es, weil Pole's Mäßigung seinem heftigen Eifer als Pflichtverletzung erschien, sei es, weil die Nepoten, alle Mittel ergreifend, die Spaltung zwischen dem heil. Stuhl und König Philipp unheilbar zu machen, neuen Verdacht dem Oheime beizubringen gewußt hatten. Seine eigentlichen Beweggründe und Absichten zu verbergen, suchte Paul den Legaten in die Angelegenheit von dessen Freund Morone zu verwickeln: beider Rechtgläubigkeit sollte durch die Inquisition untersucht werden. Als alle päpstliche Minister aus den Ländern der spanischen Monarchie abgerufen wurden, konnte Niemand erwarten, daß Pole hierin einbegriffen sein sollte; doch wurde ein Schreiben vorbereitet, um ihm das Erlöschen seiner Legatengewalt anzukündigen, und die eilige Rückkehr nach Rom ihm anzubefehlen. Carne, der englische Gesandte, ließ einen Courier abgehen, um die Königin von den Absichten des Papstes zu unterrichten, während er zugleich von diesem, durch die dringendsten Vorstellungen, einen Aufschub erlangte. Philipp und Maria kamen beschwerend bei dem Papste ein, die Prälaten und die Lords von England beklagten in eigenen Schreiben den Schaden, den die Religion durch des Legaten Abberufung erleiden würde, und Pole machte darauf aufmerksam, wie nothwendig dem kaum ausgesöhnten Königreiche die fernere Aufsicht eines Legaten sein würde, die zwar ein anderer ebenso gut führen könne, denn er selbst. Dadurch wurde Paul bestimmt, dem unlängst zum Cardinal ernannten Beichtvater der Königin, dem 80jährigen Franziskaner Peyto, alle bisher durch Pole verübte Gewalten zu übertragen (14. Juni 1557), und hierauf verordnete Maria eine strenge Befrag= und Durchsuchung aller aus dem Auslande kommenden Reisenden; der Überbringer der päpstlichen Briefe wurde zu Calais ergriffen, seine Depeche nach Hof gesendet, und das Abberufungsschreiben für Pole unterschlagen oder vernichtet. So geschah es,

daß weder Peyto noch Pole von Abberufung oder Beförderung eine officielle Kenntniß erhielten. Pole stellte jedoch seine Verrichtungen ein, und entsendete seinen Datarius, Nicolaus Ormanetti, an den Papst, um denselben seines vollkommenen Gehorsams, seiner unbedingten Unterwürfigkeit zu versichern. Eben war zu Cavi Friede geschlossen worden, Ormanetti fand deswegen eine nicht ungütige Aufnahme, wiewol die Entscheidung der Angelegenheit dem Cardinal Caraffa, dem kürzlich an den Hof König Philipp's versendeten Legaten, überlassen blieb. Von Brüssel aus verlangte Caraffa, daß Pole und Peyto nach Rom gingen, jener um sich gegen die Beschuldigung der Ketzerei zu rechtfertigen, dieser, um mit seinem Rathe dem Papste beizustehen. Beides wurde von der Königin verweigert, und darum in Rom der Proceß gegen Pole fortgesetzt; in einer Vorstellung vom 30. März 1558 führt Pole in starker, wiewol ehrerbietiger Sprache über das ihm angethane Unrecht Klage; wenige Tage darauf, im April, starb Peyto, und der Handel ruhte, bis er nach einigen Monaten durch den Tod aller dabei betheiligten Personen für immer geschlossen wurde. Kaum hätte Paul anders handeln können, wäre es seine Aufgabe gewesen, die Restauration in England zu hintertreiben. Noch einmal wurde ihm, unter veränderten Umständen, dieselbe Frage vorgelegt. Elisabeth, jetzt in England Königin, hatte sich während der Regierung ihrer Schwester zum katholischen Glauben gewendet. Ihrer Überzeugung schrieben das willig die Katholiken zu, die Protestanten beklagten ihren Abfall, hielten sich aber überzeugt, daß Elisabeth Gesinnungen heuchele, die ihr fremd wären. Diese Überzeugung theilte Paul, und darum verschmähte er es, der Königin Künste mit gleichen Künsten zu erwiedern, als sie ihre Thronbesteigung „vermöge Erbrecht und mit Einwilligung der Nation" ankündigen ließ, und zugleich den Entschluß, dem Gewissen ihrer Unterthanen, welcher Religion sie auch seien, keinen Zwang anthun zu wollen. Ernsthaft entgegnete der Papst auf solche Botschaft: Ihm sei das Erbrecht einer nicht im rechtmäßigen Ehebett gebornen Person unbegreiflich, die Königin von Schottland mache, als der nächste legitime Sprosse Heinrich's VII., Anspruch an die Krone, wolle aber Elisabeth die Sache seiner Entscheidung überlassen, so dürfe sie von ihm jede mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht erwarten. Nach katholischen Grundsätzen konnte er kaum in mildern Ausdrücken sprechen von dem angemaßten Erbrechte eines im Ehebruch gezeugten Kindes, und diese Ansicht in ihm zu erwecken, bedurfte es keineswegs der fremden Einflüsse, von denen de Thou erzählt. Es soll nämlich der französische Hof, voll der Besorgniß wegen einer beantragten Vermählung Philipp's II. mit der Königin Elisabeth, seinen Gesandten zu Rom, den Bischof von Angouleme, Philibert Babou, auf die Frommen, auf die Theatiner haben wirken lassen, damit dem Papste beigebracht werde, wie unmöglich aus jener Verbindung etwas Gutes erwachsen könne, wie er deshalb verpflichtet sei, die Dispens, die Philipp für die Ehe mit seiner Schwägerin haben müsse, zu verweigern. Weit entfernt, dem Papste den Vorwurf zu machen, er habe die Königin gezwungen sich dem Protestantismus in die Arme zu werfen, müssen wir vielmehr den Scharfsinn loben, der unter den glatten Worten die wahre Meinung aufzufinden wußte, ohne doch eine Ahnung davon zu haben, daß zu derselben Zeit dem Könige von Dänemark, dem Herzog von Holstein und den Lutherischen Fürsten überhaupt im Vertrauen eröffnet wurde, Elisabeth sei dem reformirten Glauben zugethan und wünsche alle Bekenner desselben zu vereinigen. England war für die katholische Religion verloren, und Schottland zugleich, welche Wege auch der römische Hof einschlagen mochte. Hingegen ist Paul's Feindschaft gegen das österreichische Haus unstreitig der teutschen Kirche höchst nachtheilig geworden. In der frankfurter Handlung (20. Febr. 1558) war der bisherige römische König Ferdinand, nach der erfolgten Abdankung seines Bruders, als Kaiser anerkannt worden. Sofort schickte Ferdinand seinen Oberst-Kämmerer, Martin de Guzman, den ersten Herrn von Montealegre, nach Rom, um dem Papste über das Vorgefallene Bericht zu erstatten, auch denselben seines Gehorsams und Schutzes zu versichern, und das baldige Eintreffen einer Gesandtschaft zum Empfange der Kaiserkrone anzukündigen. Allein es wurde dem Oberst-Kämmerer untersagt, seinen Einzug in Rom zu halten, bevor der Papst mit den Cardinälen gewisse Fragen verhandelt haben würde. Es waren diese Fragen die folgenden: 1) Ob der Gesandte nicht schuldig sei, die Ursachen anzugeben, welche den Kaiser Karl veranlaßt hätten, seiner Krone zu entsagen; 2) ob diese Abdankung ohne Einwilligung des apostolischen Stuhls gültig sein könne; 3) ob Ferdinanden zu Erlangung des Kaiserthums nicht die schlimme, seinem Sohne Maximilian gegebene Erziehung hinderlich sei, der von Jugend auf von Lutheranern umgeben, wol eine Neigung zur Ketzerei eingesaugt haben möchte; 4) was von den Kurfürsten zu halten sei, die, nachdem sie von der Kirche sich getrennt hätten und zu der Ketzerei übergegangen wären, gleichwol zu der Wahl Ferdinand's gewirkt hätten. Diese Fragen trug der Papst selbst den zu ihrer Beantwortung einberufenen sieben Cardinälen vor, zusammt einer Rede, die von heftigen Ausdrücken keineswegs frei war: was Paul schon öfter gegen den französischen Geschäftsträger geäußert hatte, daß die von Karl, Behufs der Abdankung, seinen Gesandten ertheilte Vollmacht ungültig sei, indem er damals nicht mehr bei Verstande gewesen, wurde auch jetzt wiederholt. Die Antwort der befragten Cardinäle konnte sich unmöglich von den Ansichten einer kaum noch vergangenen Zeit lossagen, nach welchen das Kaiserthum sowol, als das Wahlrecht der Kurfürsten einzig auf der Kirche beruhte. „Gleichwie," sagten sie, „das kleinste Beneficium allein in die Hände des Obern resignirt werden könne, also um so mehr das Kaiserthum, von jeher ein Lehen des apostolischen Stuhls. Auch entstehe durch das von dem neuen Kaiser der römischen Kirche abzulegende Jurament, daß er deren Schutz- und Schirmherr sein wolle, eine wechselseitige Verbindung, die nur durch Zustimmung beider Theile gelöset werden könne. Ohnehin sei die eine Hälfte der Kurfürsten, indem sie in die Ketzerei verfallen, ihres Wahlrechtes verlustig geworden, denn sicherlich werde

kein Papst die Erwählung seines Voigtes Ketzern überlassen wollen. Ferdinand habe seine Zustimmung zum Religionsfrieden gegeben, in welchem fast kein Punkt enthalten wäre, der nicht dem göttlichen Rechte und den Kirchengesetzen widerstreite; der dringende Verdacht, der hieraus gegen seinen Glauben erwachse, werde noch durch die Duldung ketzerischer Prediger in seinen Landen, wie auch durch die ungenügende Sorge für den Religionsunterricht seines Sohnes sehr verstärkt. Nach allem diesem werde es nöthig, daß Ferdinand in der vorliegenden Angelegenheit sich dem Urtheile des Papstes unterwerfe, wegen des Geschehenen Vergebung suche, insbesondere dem zu Frankfurt Verhandelten absage, und das Fernere von der Bestimmung des Papstes erwarte. Endlich müßte Karl's Vollmacht dem Papste vorgelegt werden, deren Mangel, indem sie nur auf die Kurfürsten gerichtet wäre, nur von demjenigen ersetzt werden könne, dem die oberste Gewalt in dergleichen Fällen zustände. Dieses Parere wurde an Guzman, in seinem Aufenthalte zu Tivoli mitgetheilt, und von ihm nach seiner besten Einsicht beantwortet, es suchte auch der König von Spanien als Mittler einzuschreiten, indem er sowol den Gesandten zu Venedig, Franz de Vargas, als auch den Statthalter zu Mailand, Johann von Figueroa, nach Rom entsendete; allein in einem Schreiben an den Cardinal Pacheco hatte Philipp nicht gänzlich in Abrede stellen wollen, daß bei der Thronentsagung ein Fehler begangen worden, und um so weniger glaubte der Papst auf des Gesandten Vorstellungen achten zu dürfen. Figueroa erhielt unter dem Vorwande, daß er einen päpstlichen Boten habe anhalten und prügeln lassen, mithin dem Interdict verfallen sei, die Weisung, die Stadt nicht zu betreten, Guzman konnte lediglich als Privatmann zu einer Audienz gelangen, aber was er auch in derselben vorbringen mögen, Paul verharrte in seiner Ansicht, nur daß er versprach, nächstens einen Legaten abzusenden, der mit Ferdinand selbst die Gründe dieses Verfahrens besprechen werde. Guzman kehrte nach Wien zurück, und weitere Verhandlungen unterblieben, nur daß Paul nach dem feierlichen für den Kaiser Karl V. gehaltenen Traueramt, in der Versammlung aller Cardinäle erklärte, jetzt sei durch den Tod Karl's der Kaiserthron erledigt, nicht aber durch dessen Entsagung, die ohne Wirkung hätten bleiben müssen, weil sie nicht in Form Rechtens, d. i. nicht in die Hände des Papstes, gegeben worden. Paul hatte in der That ein von seinen Vorfahren aus Mangel an Gelegenheit zwar nicht geübtes, aber doch nach ihrer ganzen, wiederholt in Teutschland anerkannten Stellung ihnen zukommendes Recht angerufen, gleichwol wurde die Unmöglichkeit, den erhobenen Anspruch geltend zu machen, dem Ansehen des heil. Stuhls ungemein nachtheilig. Der allgemeine Unwille, der durch Paul's Foderung in Teutschland bei Katholiken und Protestanten erweckt wurde, führte zu weitläufigen und gründlichen Untersuchungen der päpstlichen Rechte bei der Wahl und Krönung eines Kaisers, und nicht nur, daß Kurfürst Gebhard von Cöln in einem Gespräche mit dem kaiserlichen Gesandten, mit dem Grafen von Helfenstein (1562), dasjenige, ohne welches man kurz vorher sich kaum einen Kaiser zu denken gewagt, die von dem Papste zu empfangende Krönung, ein Lumpenwerk nannte, ist auch Ferdinand I. der letzte Kaiser gewesen, der ernstlich daran gedacht hätte, zu Rom die Krone zu empfangen. Außerdem wurde Ferdinand, ein König ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Gehorch, durch die Anfeindung des römischen Hofs genöthigt, noch mehr als zeither, die Erhaltung des freundlichen Verkehrs mit protestantischen Verbündeten zu berücksichtigen. Seitdem wurde Teutschland durch eine Vereinigung der gemäßigten Fürsten von beiden Seiten geleitet, indem sich aber die executive Gewalt vorzüglich bei den Protestanten befand, diente diese Vereinigung ihnen als Mittel, allmälig und ohne Aufsehen die Stifter des nördlichen Teutschlands an protestantische Fürsten zu bringen, und dem zerrissenen Südteutschland den Norden in drohender Einheit gegenüber zu stellen.

Bisher hat Paul in seinen Irrthümern uns beschäftigt. Wir müssen ihn in dem Streben, den Folgen dieser Irrthümer so viel als noch möglich entgegen zu wirken, betrachten. In dem Consistorium vom 20. Sept. 1557 wurden die Cardinäle Caraffa und Trivultio als Legaten, dieser an den König von Frankreich, jener an König Philipp, deputirt. Trivultio sollte für die dem Papste geleistete Hilfe danken, und zum Frieden ermahnen. Des Caraffa Instruction umfaßte fünf Punkte: 1) erbot sich der Papst zu einer Zusammenkunft mit beiden Monarchen, zu Nizza oder anderswo, in dem Zwecke einer allgemeinen Pacification; 2) wurde die Zurücknahme der königlichen Verordnungen, durch welche die geistliche Jurisdiction angegriffen, beantragt; 3) betraf die Abberufung und den Proceß des Cardinals Pole: ein Theil der Untersuchungsacten sollte dem Könige vorgelegt werden, um ihn zu überzeugen, daß nicht aus Haß und Leidenschaft, sondern von Rechtswegen gegen den Cardinal verfahren werde; 4) sollte von dem Verlangen des Papstes gehandelt werden, den zum Cardinal-Legaten designirten Wilhelm Peyto um sich zu haben, der aus christlicher Bescheidenheit sogar die Cardinalswürde verbeten hatte, und 5) von den Privatinteressen der Familie Caraffa. Irgend ein großes Besitzthum, meinte Paul, könne der König seinem Nepoten Johann Caraffa nicht versagen: zu solchem Geschenke möge sich am besten eignen das durch der Königin Bona Ableben heimgefallene Herzogthum Bari, das Fürstenthum Montesarchio, unweit Benevento, und der durch die Rebellion des Fürsten von Salerno verwirkte stattliche Palast S. Severino zu Neapel. Nur solle das ja nicht als ein Surrogat für Paliano gelten, im Gegentheil alle Kunst aufgeboten werden, um den König zu überzeugen, daß es sein besonderes Interesse, Paliano in den Händen des gegenwärtigen Besitzers, des ihm so treu ergebenen Johann Caraffa, zu belassen. Um die Mitte Octobers von Rom aufbrechend, hielt der Cardinal am 13. Dec. seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und die prachtvolle Aufmerksamkeit, die Herzlichkeit der Aufnahme konnte fürwahr den kühnsten seiner Wünsche befriedigen, der König selbst ritt ihm bis zum Stadtthor entgegen. Aber den so reichlich gespendeten

Höflichkeitsbezeigungen entsprach keineswegs die Verhandlung der Geschäfte. Den Frieden wünsche er sehnlich, versicherte der König, aber er zweifle gar sehr, daß Heinrich II. ihn mit der gleichen Aufrichtigkeit suche. Den Jurisdictionsconflict müsse er vorerst aus den Berichten seiner Minister kennen lernen. Das Begehren um Pole und Peyto verwies er an die Entscheidung der Königin, und mußte deshalb der Marchese von Montebello, der mit dem Bruder die Reise gemacht hatte, in Gesellschaft des Bischofs von Teano nach England hinüberfahren. Um für das Haus Caraffa wenigstens etwas zu thun, bot Philipp ein Äquivalent für Paliano, nämlich, außer einer Pension von 10,000 Thalern, das Fürstenthum Rossano, in Calabrien. Solches Anerbieten wies der Cardinal, nachdem er von Kronen geträumt hatte, mit Verachtung zurück, die officielle Erneuerung desselben, 28. Febr. 1558, nöthigte ihn jedoch, die Sache dem Ermessen des Bruders, als des eigentlichen Interessenten, heimzustellen. Vorzüglich fand der Cardinal sich in allen seinen Schritten gehemmt durch den Einfluß von Marc Anton Colonna und Ascan della Cornia, die nicht nur Rache suchten, sondern auch den Papst überzeugen wollten, daß sein eigenes Interesse gebieterisch die Aussöhnung mit ihnen, den Geächteten, verlange. Daß ihnen das keineswegs glückte, geht aus einer gleichzeitigen Äußerung des Papstes hervor: „Colonna sei ein verzehrendes Feuer der Unruhen, das man entfernt halten, oder durch Abschneidung der Nahrung zu dämpfen suchen müsse." Nach einem meist vergeblichen Aufenthalte in Brüssel, nur daß er für sich eine Jahresrente von 12,000 Thalern davon trug, begab sich der Cardinal am 12. März 1558 auf den Rückweg. Er fand manches verändert in Rom, eine sichtliche Misstimmung seines Oheims über die verfehlte Unterhandlung, auch eine Art von Gewöhnung, seines Beistandes in Geschäften zu entbehren. Nicht auf der Selbstsucht und Familienneigung früherer Päpste beruhte Paul's Nepotismus: er begünstigte die Nepoten, weil sie seine feindliche Richtung gegen Spanien unterstützten, er betrachtete sie als geborne Gehilfen für seinen Kampf, dafür sie zu stärken, sollten Fürstenthümer und weite Gebiete für sie erworben werden. Die Ergebnisse des Krieges zeugten nicht allzu günstig von der Brauchbarkeit der Nepoten, durch den Frieden wurden sie vollends entbehrlich. Der Legation entbunden, fand der Cardinal es schwierig, den Hof zu beherrschen, unmöglich beinahe, wie bisher, Allen, außer den vertrautesten Freunden, den Zutritt zu dem Cabinet zu verschließen. Auch ungünstige Stimmen kamen dem Papste zu Ohren, und mochten die widrigen Eindrücke voriger Zeiten wieder erwecken, nicht minder den Klagen des Herzogs von Guise als Bestätigung dienen: alles Misgeschick seines Feldzugs hatte dieser dem Treiben der Nepoten zugeschrieben. Der Cardinal erkrankte, unerwartet zum Besuche kommend, fand der Papst ihn von Leuten des schlechtesten Rufs umgeben. „Die Alten sind mistrauisch," sagte der Oheim, „ich bin da Dinge gewahr worden, die mir ein weites Feld zu Betrachtungen bieten." In der Neujahrsnacht 1559 kam es zu Tumult auf der Straße, der Cardinal del Monte, der junge Mann, einst der Liebling von Julius III., zog den Degen. Das erfuhr gleich am Morgen der Papst: er empfand es tief, daß der Nepot des Vorfalls mit keinem Worte erwähnte: ein Paar Tage wartete er, dann sprach er seinen Verdruß aus. Solches Zeichen der Ungnade ergriff begierig der Hof. Der florentinische Gesandte, Bongianni Bonfigliazzi, hatte den Papst niemals erreichen können, um die Klagen seines Herzogs über die von den Nepoten willkürlich in Toscana von geistlichen Personen und Gemeinden, auch von den Hospitälern erhobenen Steuern vorzutragen; jetzt gelang es dem Herzog, durch Vermittlung des Cardinals Vitelli, dem Papst eine Beschwerdeschrift überreichen zu lassen. Die Marchesin della Valle, eine Anverwandte, der man nie freien Zutritt gestatten wollen, ließ einen Zettel, auf dem verschiedene Missethaten der Nepoten verzeichnet, in des Papstes Brevier verbergen: „wünsche Se. Heiligkeit nähere Aufklärung, so möge sie ihren Namen unterschreiben." Paul unterschrieb, und die verheißene Aufklärung wird nicht ausgeblieben sein. Von Misvergnügen und Unwillen erfüllt, betrat Paul am 9. Januar das Sessionszimmer der Inquisition. Er sprach von jenem nächtlichen Tumult, schalt heftig den Cardinal del Monte, drohte ihn zu bestrafen, und wiederholte mehrmals die donnernden Worte: Reform! Reform! Die gemeiniglich so schweigsamen Cardinäle hatten sich ermuthigt. „Heiliger Vater," rief Pacheco, „die Reform müssen wir bei uns selbst anfangen." Der Papst verstummte, das Wort brachte die in ihm gährenden Ansichten, die sich bildenden Überzeugungen, plötzlich zur Reife. Die Sache des Monte ließ er unbeendigt, in verzehrendem Unwillen kehrt er in seine Kammern zurück, um unverweilt genaue Nachforschungen zu verordnen. Es wurde befohlen, nichts mehr auf des Cardinal Caraffa Anordnung auszufertigen, seine ganze Correspondenz ihm abgefodert; der Cardinal Vitelli, der im Rufe stand, die Geheimnisse der Nepoten zu besitzen, mußte eidlich versprechen, Alles, was ihm davon bewußt wäre, entdecken zu wollen; zu der gleichen Befragung wurde Camill Orsini nach der Stadt beschieden. Die strenge Partei, nachdem sie so lange in Unmuth dem Treiben des Hofes zugesehen, erhob sich; der alte Theatiner Jeremias, der beinahe als ein Heiliger verehrt, brachte ganze Stunden in der päpstlichen Kammer zu: Dinge mußte der Papst hören, die er nimmermehr geahnt hätte, die mit Grauen und Entsetzen ihn erfüllten. Jetzt vernahm er auch, daß der Cardinal sich herausgenommen habe, über Paliano zu verfügen, über den Punkt, der ihm, als einziges Ergebniß des unglücklichen Krieges, so wichtig war, und den er in des Carbone Händen so gut verwahrt glaubte. Nicht essen, nicht schlafen mochte Paul, er verlebte zehn Tage in fortwährender, fieberhafter Spannung, er kämpfte mit einem großen Entschlusse. Am 27. Januar versammelte er das Consistorium; in leidenschaftlicher Bewegung trug er seiner Neffen schlechtes Leben vor, er rief Gott und Menschen zu Zeugen an, daß er nie darum gewußt habe, stets betrogen worden sei. Schneidend wies er die von einigen Cardinälen vorgebrachten Worte der Entschuldi-

gung für die hart Angegriffenen zurück, dem Cardinal Ranutius Farnese entgegnete er, „daß seines Vaters Leichnam nicht durch die Straßen von Piacenza geschleift worden wäre, wenn Paul III. ähnliche Beispiele gegeben hätte." Sofort wurde der Cardinal Caraffa der Legation von Bologna entsetzt, dem Herzog von Paliano der Kriegsbefehl und das General der Galeeren, dem Marchese von Montebello das Gubernament des Vaticans genommen. Es wurde auch der Cardinal nach Civita Lavinia, der Herzog nach Galese, das der Papst kürzlich von Julius della Rovere erkauft hatte, der Marchese nach Montebello verwiesen. Die 70jährige, von Krankheit gebeugte, aller Schuld fremde Mutter der Nepoten, Katharina Cantelma, warf sich dem zürnenden Oheim zu Füßen, wie er in den Palast trat: mit scharfen Worten ging er an ihr vorüber. Eben traf aus Neapel die Marchesin von Montebello ein, ihren Palast fand sie verschlossen, und in keine Herberge wollte man sie aufnehmen; in der Regennacht fuhr sie von Gasthaus zu Gasthaus, bis ihr endlich in einer abgelegenen Straße ein Wirth, dem keine Befehle zugekommen, noch einmal Herberge gab. Vergebens wollte der Cardinal Caraffa zu Gefängniß sich stellen, Rechenschaft ablegen; die Schweizer hatten den Befehl, nicht nur ihn, sondern alle, die irgend in seinem Dienste gewesen, abzuweisen. Nur eine einzige Ausnahme machte hierbei der Papst. Den Sohn des Marchese von Montebello, den Alfons Caraffa, den er liebte, den er als einen Jüngling von 18 Jahren zum Cardinal und zum Erzbischof von Neapel ernannt hatte (15. März u. 9. April 1557), behielt er um sich, mit dem betete er die Horen. Aber niemals durfte Alfons der Verwiesenen gedenken, viel weniger Fürbitte für sie einlegen, oder mit dem Vater Gemeinschaft unterhalten: um so tiefer fühlte sich darum der Jüngling von des Hauses Unglück ergriffen, was seine Zunge verschweigen mußte, das stellte sich in seinen Zügen dar, aber auch des Lieblings abgehärmte Gestalt konnte den eisernen Mann nicht rühren. In keiner Weise schien der gewaltige Wechsel auf seine 83 Jahre zu wirken. Unmittelbar nach jener Consistorialsitzung, in welcher er in so ergreifenden Worten das Urtheil über die Schuldigen ausgesprochen, hatte man an ihm nicht die mindeste Veränderung bemerken können, während die meisten Cardinäle von Erstaunen und Schrecken gefesselt schienen: ohne Weiteres ging er zu andern Geschäften über. Seine Haltung war den fremden Gesandten ein Gegenstand der Bewunderung. „In so plötzlichen, durchgreifenden Veränderungen," sagt ein aufmerksamer Beobachter, „von neuen Ministern und Dienern umgeben, hält er sich standhaft, hartnäckig, unangefochten. Mitleiden fühlt er nicht, eine Erinnerung an die Seinigen scheint ihm nicht geblieben zu sein." Sieger endlich in dem Kampfe mit Leidenschaften, die jedem unüberwindlich scheinen würden, kehrte Paul zu jenen Bestrebungen zurück, welchen sein Mannesalter geweiht gewesen. Er fing an zu regieren, in dem Sinne, dessen man sich gleich in den ersten Zeiten zu ihm versehen hatte: mit der gleichen Leidenschaftlichkeit, wie bisher Feindseligkeiten und Krieg, betrieb er nunmehr die Reform des Staats, und hauptsächlich der Kirche. Einer Congregation, bestehend aus den Cardinälen Scotti und Rosario und dem alten Camill Orsini, wurde die höchste Gewalt in Justiz- und Gnadensachen zugetheilt. Über dieser Congregation, unmittelbar unter dem Papste, stand der Cardinal Alfons, für dessen Lob, Umsicht und Fleiß Nores kaum Worte genug zu finden weiß. Auch der Cardinal von Carpi, der unter Paul III. so viel vermochte, kam wieder zu Ansehen. Alle Creaturen der Nepoten wurden ihrer Ämter entsetzt, zum Theil ins Gefängniß geschickt; nicht selten war der Wechsel der Podesten und Governatoren von den ungewöhnlichsten Formen begleitet. Zu Perugia traf der neuernannte Governatore in der Nacht ein, ohne den Tag abzuwarten, ließ er die Anzianen zusammenrufen, denen legte er seine Beglaubigung vor, zugleich ihnen die unverzügliche Verhaftung des mit anwesenden, bisherigen Governatore gebietend. Nicht allein das Personale, auch das Verwaltungssystem erlitt eine merkliche Veränderung. Nicht unbedeutende Ersparnisse wurden eingeführt, auch alle Steuern erlassen, die bisher nur im Namen der Nepoten erhoben worden. Ein Kasten, zu dem der Papst allein den Schlüssel hatte, wurde aufgestellt, daß jeder seine Bitt- oder Beschwerdeschrift hinein werfen könne, täglich erstattete der Governatore Bericht. Wirksam und rücksichtsvoll zeigte sich in allen Beziehungen die neue Regierung, die zwar auch früher nicht so tumultuarisch gewesen sein muß, als sie gemeiniglich dargestellt wird. In der Theuerung von 1557 hatte Paul 50,000 Goldgulden ausgegeben, um das römische Volk zu ernähren, den Rubio Weizen, welcher der Kammer acht Goldgulden kostete, ließ er um fünf verkaufen. In den heftigsten politischen Stürmen hatte er niemals die Reform der Kirche aus den Augen verloren; der weltlichen Sorgen frei, widmete er sich ihr mit ungetheiltem Herzen. In den Kirchen führte er eine strengere Ordnung ein, er verbot alles Betteln, selbst das Almosensammeln unter dem Vorwande, daß davon Messen zu bezahlen, er entfernte die anstößigen Bilder; in einer auf ihn geschlagenen Medaille erscheint Christus, der die Geißel in der Hand den Tempel säubert. Alle Mönche und Laienbrüder, die ihre Klöster verlassen hatten, mußten, unter welchen Vorwänden das auch immer geschehen sein mochte, wieder eintreten. Die dessen sich weigerten, wurden in einem Tage, in dem ganzen Umfange des Kirchengebiets aufgehoben und in Banden gelegt, später zum Theil zu den Galeeren geschickt. Das Personale des Hofstaates wurde genöthigt, genau die Fasten einzuhalten, mit Andacht die österliche Communion zu empfangen. Die Cardinäle mußten zuweilen die Kanzel betreten, Paul selbst predigte. Viele der Misbräuche, die um des Ertrags willen geduldet worden, suchte er abzustellen. Von Ehedispensen, um Geld gegeben, wollte er nicht hören. Eine Menge Stellen, welche bisher immer verkauft worden waren, auch die Chiericati della Camera, wollte er nur mehr dem Verdienste zugetheilt wissen [11]. Mit größerm Ernste noch sah er auf Würdig-

11) Simili officii d'amministratione e di giustitia che si dassero a persone che li facessero, e non venderli a chi avesse occasione di volerne cavare il suo danaro.

keit und kirchliche Gesinnung bei der Verleihung geistlicher Ämter. Jene Verträge, nach welchen nicht selten ein Knabe oder eine untaugliche Person das beste Einkommen einer Pfründe genoß, und die Pflichten einem kärglich gelohnten Vicarius überließ, duldete er nicht länger. Er dachte dem Episkopat eine würdigere Stellung zu geben, denn das Centralisirungssystem schien ihm nicht allerwärts der Kirche angemessen. Den Gottesdienst umgab er mit höherer Pracht, das Bekleiden der Sixtinischen Kapelle, die ernstere, auch die Sinne ergreifende Feier der Charwoche, insbesondere der drei letzten Tage, schreiben sich von ihm her. Er durfte sich rühmen, daß kein Tag ihm vorübergehe, an dem er nicht irgend etwas gethan oder verordnet habe für die Wiederherstellung der Kirche in ihre ursprüngliche Würde. In vielen seiner Decrete erkennt man die Grundzüge der Anordnungen, denen bald nachher das tridentinische Concilium seine Sanction aufdrückte. Aber auch in solch heilsamer und preiswürdiger Thätigkeit entfaltet sich die Unbeugsamkeit, durch welche Paul's Charakter gestählt. Vor allen andern Instituten begünstigte er die Inquisition, die hergestellt zu haben, sein höchster Stolz war. Oft ließ er die für Segnatura und Consistorium bestimmten Tage vorübergehen, niemals den Donnerstag, an welchem die Congregation von der Inquisition sich versammelte. Auf das Schärfste wollte er diese ausgeübt wissen; den Paul Ghislieri, den er selbst zum Purpur, das Conclave von 1565 zu der dreifachen Krone erhoben, der einstimmige Ausspruch der katholischen Welt in die Zahl der Heiligen versetzt hat, gab er ihr zum Vorsteher (14. Dec. 1558). Er erweiterte den Wirkungskreis dieses Gerichtes, indem er ihn auf Verbrechen ausdehnte, deren Kenntniß bis dahin dem ordentlichen Richter überlassen gewesen — schon den Ascan della Cornia ließ er durch die Inquisition verfolgen — er gab der Inquisition das Recht, auch zur Ermittlung der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden; bei ihm galt kein Ansehen der Person, die vornehmsten Baronen zog er vor diesen Gerichtshof, Cardinäle, wie Morone und Foscherai, die früherhin waren gebraucht worden, um den Inhalt bedeutender Bücher, z. B. die Exercitia des h. Ignatius, zu prüfen, ließ er in dem Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit einziehen. Morone mußte vom Mai 1557 an auf der Engelsburg aushalten, und da saß auch der Bischof von la Cava, Thomas von S. Felice, der als Paul's III. Commissarius bei dem Concilium durch irrige Ansichten über die Lehre von der Rechtfertigung sich ausgezeichnet, und bei derselben Vertheidigung sich unverantwortlich gegen einen andern Bischof vergangen hatte. Gegen das Lesen ketzerischer Bücher erließ Paul am 21. Dec. 1558 eine geschärfte Verordnung, womit zugleich, zu unsäglichem Jammer der Buchhändler, die Veröffentlichung eines langen Index von verbotenen Büchern verbunden. In der Consistorialsitzung vom 12. Mai 1559 wurde die Errichtung der neuen Bisthümer für die Niederlande verkündigt. Vollständig war die geistlich strenge, restauratorische Richtung der Kirche, welche unter Pius V. in ihrer Vollkommenheit sichtbar wird, eingeleitet. Fast schien Paul vergessen zu haben, daß er je einer andern sich hingegeben, erloschen war in ihm das Andenken an die verflossenen Zeiten: er lebte und webte in seinen Institutionen und Reformen, gab Gesetze, wachte für die Reinigkeit des Glaubens und der Sitten. Während dessen machte die Krankheit, von deren Dasein er sich zum ersten Male am 1. Mai 1559 hatte überzeugen können, Fortschritte, denen ärztliche Hilfe entgegen zu setzen er auch diesmal verschmähte. Am 14. August ließ er noch einmal die Cardinäle zu sich bitten. In der vollkommensten Seelenruhe, in den gewähltesten Ausdrücken, in ergreifenden Worten sprach er zu ihnen. „Im Begriffe, den Weg alles Fleisches zu gehen, nachdem er seine Tage weiter erstreckt, als er je hoffen dürfen," bittet er, daß sie ihm verzeihen mögen, wenn hohes Alter und Gebrechen ihm nicht erlaubten, so vielfältig dem Consistorium beizuwohnen, als es seine Pflicht gewesen. Er empfiehlt ihnen die Eintracht für die Wahl eines würdigen Nachfolgers, empfiehlt ihrem Gebet seine arme Seele, ihrer Sorgfalt die heilige Inquisition, „die habe er aufgerichtet, als das einzige Mittel, das Ansehen des h. Stuhls zu erhalten." Die Cardinäle beurlaubten sich bis auf den einzigen Bartholomäus de la Cueva. Von dem Unglück der Christenheit sprach dieser, wenn sie den würdigsten Oberhirten verlieren sollte. „Ich habe," entgegnet Paul, und zwar spanisch, „ich habe stets mein Leben also geordnet, daß ich bereit vor Gottes Angesicht zu erscheinen, sobald ich gerufen werde. Eine Tröstung begleitet mich zu jener Welt; daß Gott auf Erden einen Fürsten erweckt hat, zu Beschützung unseres heiligen Glaubens; nicht zweifle ich, daß mittels solchen Beschützers die Religion sich wiederum zu ihrem vorigen Glanze erheben werde." Dieses Zeugniß eines Sterbenden für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Philipp's II. ist zugleich wichtig für die Charakteristik Paul's. Den König hatte er großentheils darum bekriegt, weil er ihn für den Erben von des Vaters Lauheit hielt; öfter hatte er ihn mit dem verlornen Sohne des Evangeliums verglichen, auch war er einst, wie bald nach dem Frieden von 1557 Philipp II. sein Freund genannt worden, in die Worte ausgebrochen: „ja, mein Freund, der mich belagert hielt, der meine Seele suchte." Das Gespräch mit Cueva zeigt, daß Paul's starres Gemüth für Belehrung, für Berichtigung des Urtheils keineswegs unzugänglich gewesen. Noch vier Tage verlebte er seit jenem Abschiede von dem h. Collegium, dann verschied er am 18. Aug. 1559, in der 21. Stunde. In seiner Todesstunde wurden nach altem Brauche alle Gefängnisse der Stadt geöffnet, bis auf jenes der Inquisition. Nicht hatte das Volk vergessen, wie der Papst selbst vergessen hatte, die durch ihn über Rom verhängten Leiden. Der unglückliche Krieg war nicht verziehen, allzu unvollständig schien die mit der Entfernung der gehaßten Nepoten gegebene Genugthuung. Der Anblick des fest geschlossenen Inquisitionsgebäudes reizte die Wuth der gaffenden Gruppen, die sorgfältig angefacht wurde durch die Emissarien der von der erlöschenden Regierung beleidigten Großen. Es wurde gestürmt, Feuer angelegt, das Haus mit sammt den Proceßacten den verzehrenden Flammen überlassen; vorher

hatte man die Gefangenen in Sicherheit gebracht[12]). Auch die Minerva sollte, als Eigenthum der Dominikaner, das gleiche Schicksal erfahren, und wurde nur durch des Gonfaloniere des römischen Volkes, des Julian Cesarini, Vorstellungen und Fürbitte gerettet. Ein anderer Volkshaufen wogte nach dem Capitol, warf sich auf die genau vor drei Monaten in dem Palast der Conservatoren aufgestellte marmorne Bildsäule Paul's und schlug ihr den Kopf und die rechte Hand ab. Zwei Tage später wurde durch ein Plebisconsult, dessen Urheber unermittelt geblieben ist, geboten, binnen 24 Stunden das Wappen der feindseligen und tyrannischen Familie Caraffa abzunehmen und zu zerstören, bei Strafe der Rebellion; und es wurde diese Verordnung so pünktlich zur Ausführung gebracht, daß man auch des Wappens des längst verstorbenen, hochverdienten Cardinals Olivier Caraffa, das an den verschiedenen, von ihm erbauten Kirchen angebracht war, nicht verschonte. Nochmals wandte sich des Volkes Wuth gegen die Bildsäule auf dem Capitol, ein Jude durfte es wagen, die gelbe Mütze, die er, nach Paul's Vorschrift, als Abzeichen tragen mußte, dem Kopfe aufzusetzen. Drei ganzer Tage lang wurde der Kopf durch die Straßen geschleift, alle Art von Schmach dem Steine angethan, bis man ihn endlich, bekleidet wie er war, mit der gelben Judenmütze (nicht aber, wie man uns neulich versichern wollen, mit der dreifachen Krone) in der Tiber versenkte. Während dieser, in Perugia wiederholten Gewaltthätigkeiten wurde von St. Peter's Chorherren die Leiche in trauriger Stille nach ihrer Kirche übertragen, da geraume Zeit von Soldaten bewacht, endlich in der gewöhnlichen provisorischen Weise eingemauert, bis Papst Pius V. sie in das von Jac. und Thomas Cassignola verfertigte Grabmonument zu S. Maria sopra Minerva einsenken ließ. Die Bedeutung dieser, dem Andenken Paul's IV. dargebrachten Huldigung werden nur diejenigen beurtheilen können, welche ohne Vorurtheil, ohne Haß, das Leben des h. Pius studiren. An sich betrachtet, ist Paul eine außerordentliche Erscheinung, ungewöhnlich der Gang seiner Bildung, von inniger Begeisterung zeugend seine Absonderung von der Welt, seine Wirksamkeit als Theatiner. Ein höherer Ruf nöthigt ihn, nochmals die große Schaubühne zu betreten. Ein Appius Claudius scheint in ihm wieder erstanden, gemildert nicht, aber veredelt in seiner Strenge durch die Übung christlicher Tugenden. Gottes, nicht der Menschen Wille reicht ihm die dreifache Krone, und in demselben Augenblicke übermannt ihn ein lange verhaltener, erblicher und persönlicher Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, seines Hauses. Den Haß scheinen die Nepoten zu theilen, und willig theilt er mit ihnen seine Gewalt. Ein unglücklicher Krieg vermag es nicht, seine starke Seele zu beugen, das war dem Jammer vorbehalten der um seinetwillen geschlachteten Bürger von Segni. Er überzeugt sich von der Nepoten Unwürdigkeit und er weiset sie von sich: 83 Jahre war er alt, wie er von allen seinen Gewohnheiten schied, von allem, was ihm lieb gewesen, um fortan nur noch seinem Staate, seiner Kirche zu leben. Es hat diese Kirche ungeheure Einbuße erlitten, vor und während seiner Regierung, während seiner Streitigkeiten mit dem österreichischen Hause, aber in seiner Macht stand es nicht, diese Verluste abzuwenden, vergeblich würde er dem Strome sich haben entgegenstellen wollen. Für die dereinstige Restauration der Kirche that Paul drei entscheidende Schritte: 1) in der Stiftung des Theatinerordens, der so wesentlich auf die nächste Generation von Bischöfen wirken, und demnach mittelbar den Gesinnungen der katholischen Welt eine veränderte Richtung beibringen sollte, 2) durch die Wiederherstellung der Inquisition, die allein vermögend, Italien, den Brennpunkt des Katholicismus, zu vertheidigen, 3) in seiner laut ausgesprochenen, durch die That bewährten Huldigung für die Grundsätze der streng orthodoxen, streng sittlichen Partei. Das Fest Cathedra S. Petri Apostoli Romae wurde durch seine Verordnung vom 6. Jan. 1558 wieder hergestellt, und zu dessen Feier der 18. Januar, XV. kal. Feb., angewiesen. Von Paul's schriftstellerischen Arbeiten haben wir zu nennen: Tractatum de ecclesiae Vaticanae et ejus sacerdotum principatu; de quadragesimali observantia; de symbolo; paraenesin ad Bernardinum Ochinum; notas in *Aristotelis* Ethicam; publicam fidei professionem; orationes et epistolas. Für Paul IV. war das Studium der Medicin eine besondere Liebhaberei; er hatte die Werke der berühmtesten Ärzte gelesen, und vornehmlich den ganzen Galenus in dem griechischen Urtext. Durch sie belehrt, glaubte er des Beistandes anderer Ärzte, die doch in seinen Augen die Heroen der gelehrten Welt, entbehren zu können. Nie hat er einer ärztlichen Vorschrift geglaubt, nie Arznei genommen, nie einem Aderlasse sich unterzogen. Hingegen ehrte und begünstigte er in ungewöhnlicher Weise die Schüler Äsculap's, und jeder Praktiker von einiger Bedeutung für Rom konnte unter seinem Pontificat zu den Ehren eines Archiaters zu gelangen sich Hoffnung machen. Er hatte deren nicht selten 14, 15, ja einmal 18; frei durften sie mit dem Papste verkehren, der auch gern mit ihnen gelehrte Streitfragen verhandelte. Es war die Hautwassersucht, welcher Paul zuletzt erlag, keineswegs, wie eine kindische Nationaleitelkeit berichtet, dem Grame um Heinrich's II. gewaltsames Ende. Hatte doch der Papst eben auf das Schmerzlichste erfahren, was auf die Freundschaft dieses Königs zu bauen.

Gegen die beiden weltlichen Nepoten wurde von dem römischen Volke ein Verbannungsdecret ausgesprochen; sich gegen dessen Folgen zu sichern, wagte es der Herzog von Paliano, dem h. Collegium sich darzustellen, und um eine Bestätigung seiner Güter und Besitzungen anzusuchen. Statt dessen wurden ihm von dem Cardinal von Carpi, welcher die Stelle des Dechanten vertrat, in ernsten Worten seine vielfältigen Vergehungen vorge-

12) Viddi il popolo correr in furia verso la casa di Ripetta, deputata per le cose dell' inquisitione, metter a sacco tutta la robba ch'era dentro, si di vittualie come d'altra robba, che la maggior parte era del Rmo. Cardinale Alessandrino, Sommo Inquisitore, trattar male con bastonate e ferite tutti i ministri della inquisitione, levar le scritture, gettandole a refuso per la strada e finalmente poner foco in quella casa.

rückt, und die ihnen angemessenen Strafen angedeutet: nur durch ruhige Unterwürfigkeit, meinte der Cardinal, würde er sich Anspruch auf die Gnade des h. Collegiums und des künftigen Papstes erwerben können. Ruhig verhielten sich aber keineswegs des Herzogs Gegner; in denselben Tagen wurde ihm, durch der Einwohner Vorschub, von Marc Anton Colonna Paliano entrissen, die wichtige Festung, durch deren Auslieferung die Caraffa, noch bei des Papstes Lebzeiten, die Gnade Philipp's II. wiederzugewinnen vermeint hatten. Von der andern Seite war auch Johann Franz, der seines Eigenthums entsetzte Graf von Bagno, mit florentinischem Hilfsvolke über die Apenninen gekommen, hatte Ghiaggiulo, Gatteo, S. Sophia, Monterotondo eingenommen; Galeata wurde ihm von den Einwohnern überliefert, der von den Caraffen eingesetzte Governatore, Hieronymus del Bello, als ein Rebell gegen seinen Erbherrn behandelt, und zu Florenz eingesperrt. Indem fand der Fiscal, Alexander Pallantieri, sich im Lager ein, und es gelang ihm, eine Übereinkunft zu vermitteln, durch welche Montebello und alle davon abhängenden Plätze in Sequester gegeben wurden, in Erwartung des von einem künftigen Papst zu ertheilenden Entscheides über das Eigenthum. Die Erwählung von Pius IV., mehrentheils von dem Cardinal Karl Caraffa durchgesetzt, schien weitern Gewaltthätigkeiten ein Ziel stecken zu müssen, zumal da Karl den hierdurch erlangten Vortheil mit der äußersten Mäßigung zu gebrauchen wußte. Als einzige Gnade erbat er sich von dem neuen Papste vollständige Vergessenheit der von dem Volke gegen das Andenken Paul's IV., gegen die Inquisition und gegen die Familie Caraffa verübten Frevel. Um nicht in Großmuth überboten zu werden, ertheilte Pius IV. seinem Nuntius bei König Philipp, dem Bischof von Terracina, Reverta, die Weisung, an jenem Hofe die Interessen der Familie Caraffa möglichst zu vertreten; vielleicht, daß mehr noch als Dankbarkeit, des spanischen Gesandten in Rom, des Vargas Versicherung, wie daß der Cardinal Caraffa jetzt bei dem König hoch in Gnaden stehe, auf des Papstes Handlungsweise einwirkte. Der Nuntius, sehr ergeben den Caraffen, wußte geschickt das Interesse des h. Stuhls mit jenem der gefallenen Nepoten zu verflechten, und es gelang ihm, des Königs Vorurtheile gegen den Herzog von Paliano zu besiegen, auch eine bestimmte Verwendung um des Marchese von Montebello Restitution zu erwirken. Sehr ungelegen kam das den Gegnern der Caraffa, vorzüglich dem auf das Neue um Paliano besorgten Marc Anton Colonna, und sie wendeten alle Mittel an, um auf den außerordentlichen Gesandten zu wirken, der Philipp's II. Obedienz dem Papste Pius leisten sollte. Dieser Gesandte, Iñigo de Mendoza, dritter Marques von Mondejar, vierter Graf von Tendilla, lehnte das ihm von Vargas angebotene Quartier ab, um statt dessen eine Wohnung in dem päpstlichen Palast zu beziehen, und nach wenigen Tagen, am 20. Mai und 1. Juni 1560, konnte bereits Amulio, der venetianische Gesandte, an den Senat von Handlungen, die in dem größten Geheimniß zwischen dem Papst und dem Marques von Mondejar gepflogen würden, und von deren für die Caraffa bedrohlichen Gestaltung berichten. In allem mit Pius einverstanden, glaubte Mondejar noch der Zustimmung des Vargas, des ordentlichen Gesandten, zu bedürfen. Darum begrüßt, sprach Vargas sich mit Lebhaftigkeit zu Gunsten der bedrohten Familie aus, und verharrte bis zum Ende in dieser Gesinnung, obgleich er darum einstens von Marc Anton Colonna öffentliche Vorwürfe empfing. In dem durch solche veranlaßten, lebhaften Wortwechsel erklärte Vargas mit Bestimmtheit, daß er lediglich seines Königs Befehle erfülle. Die den Caraffen zur Last fallenden Verbrechen waren von dreierlei Art, theils seit ihrer Verweisung von dem Hofe Paul's IV. und bei dessen Lebzeiten, theils während der Sedisvacanz, theils seit der Thronbesteigung von Pius IV. begangene. Noch bei Lebzeiten Paul's IV. ermordete der Herzog von Paliano seinen Anverwandten und Diener, den Marcellus Capece, mit einem Dolchstiche, nachdem derselbe, wie es heißt, schriftlich und mündlich einen unerlaubten Umgang mit der Herzogin bekannt hatte. Von dieser Mordthat sprach der Cardinal Alfons Caraffa dem Großoheim, ohne doch von ihm eine Antwort zu empfangen: Paul fragte blos, was aus der Herzogin geworden sei. Zur Zeit der Sedisvacanz wurde die Herzogin auf Befehl ihres Gemahls, der hierzu von seinem Bruder, dem Cardinal, aufgefodert worden zu sein behauptete, von ihrem Bruder, dem Grafen von Alife, und einem andern Anverwandten, dem Leonhard de Cardine, ermordet. Sie, Violanta Diascarlona, des Grafen Anton von Alife Tochter, befand sich damals in dem sechsten Monat ihrer Schwangerschaft. Wenn ihr ehebrecherischer Umgang mit Capece gegründet sein sollte, so hatte der Herzog wahrlich dazu Anlaß gegeben; in ihrer, seiner Gemahlin Gegenwart, pflegte er mit feilen Dirnen seiner Lüste; es hat aber in der gegen den Herzog geführten Untersuchung der Fiscus, vielleicht um die Blutschuld zu vergrößern, niemals zugeben wollen, daß der Herzogin Ehebruch bewiesen worden sei. Unter der Regierung Pius' IV. endlich ließ der Herzog zu Galese, auf seinem Schlosse, eine Art von peinlichem Verfahren gegen Marc Anton Colonna erheben, den man des Anschlags, durch Waffen oder Gift den Herzog aus dem Wege räumen zu wollen, beschuldigte; auf diesen Unsinn sich keineswegs beschränkend, ließ der Herzog sogar ein Erkenntniß seines vermeintlichen Gerichtshofes gegen einen Anhänger des Colonna vollstrecken. Der neue Mord erregte in Rom das größte Aufsehen, und ein Commissarius wurde nach Galese abgesendet, um die Acten des Processes und die solchen verhandelnden Personen nach der Hauptstadt zu liefern. Keineswegs sich täuschend über das Gewicht der Anklagen, den Umfang der Gefahren, von welchen sein Bruder bedroht, suchte der Cardinal vorläufig auf alle die Gerichtspersonen, welchen die Untersuchung anheimfallen konnte, zu wirken. Die Meisten hatten von ihm ihre Ämter empfangen, und schienen der schuldigen Dankbarkeit nicht uneingedenk, nur Pallantieri, der Fiscal, zeigte sich unzugänglich und unversöhnlich wegen des harten Gefängnisses, das ihn der Cardinal einst hatte erdulden lassen. Wenn Pius in seiner Entscheidung gezweifelt ha-

ben sollte, so wurden durch Pallantieri seine Zweifel gehoben. Davon hatte der Cardinal keine Ahnung, und seine trügliche Sicherheit theilend, kam der Herzog von Paliano nach Rom, um seiner Angelegenheiten wahrzunehmen. Am andern Morgen, 7. Jun. 1560, wurde er von dem Governatore von Rom verhaftet, und das that in demselben Augenblicke Gabriel Serbelloni den beiden Cardinälen Caraffa, wie sie in den Vatican gekommen waren, um einer Consistorialsitzung beizuwohnen. Der Marchese von Montebello, zeitig gewarnt, entkam durch die Flucht, und wurde durch Edictales verfolgt. Die Untersuchung gegen die Gefangenen führte der Governatore von Rom, doch sollten die beiden Cardinäle nur im Beisein von acht ihrer Collegen, die als Beisitzer fungirten, verhört werden. Da trafen aus Spanien Berichte von dem Nuntius mit der Meldung ein, daß der König aus Rücksicht für die Verwendung des Papstes jede mögliche Nachsicht den Caraffa angedeihen zu lassen beabsichtige. Unangenehm berührte das den Papst, der es in Abrede stellen wollte, in Bezug auf die Caraffa irgend einen Auftrag dem Nuntius ertheilt zu haben, und sogleich den Prälaten Prosper von Santa Croce, als außerordentlichen Nuntius, nach Spanien abgehen ließ, um dem Könige sein Misvergnügen über des Reverta eigenmächtige Verwendung auszudrücken, und das Bekenntniß anzubringen, daß der Papst bisher seine eigentlichen Gesinnungen, hinsichtlich der Caraffen, dem Könige nicht habe eröffnen können, weil sowol der spanische Gesandte in Rom, als der Nuntius Reverta, blindlings dem Interesse dieser Familie anhingen. Auch wurde Santa Croce mit allem ausgerüstet, was den Unwillen des Königs über die unter Paul's IV. Regierung erlittenen Unbilden aufzufrischen dienen konnte, namentlich führte er die Acten von dem Processe der angeblichen Verschwörer Nanni und Spina mit sich, und Andeutungen von des Cardinal Karl Caraffa Bemühungen, mit dem Sultan und den Protestanten Bündnisse gegen Spanien zu errichten. Von dem an enthielt sich Philipp aller ferneren Theilnahme am Schicksale der Caraffa, ohne doch des Vargas Verhaltungsbefehle zurückzunehmen. Die Untersuchung wurde fortgesetzt; der Herzog von Paliano leugnete im Verhör die ihm beigelegten Verbrechen [13]). Er schrieb an den Papst, bekannte die Ermordung des Capece und der Herzogin, wie auch den Betrug, den er sich in der Angelegenheit der zu Civita Vecchia angehaltenen Galeeren zu Schulden kommen lassen. Die Austauschung des an den dasigen Governatore gerichteten Briefs entschuldigte er damit, daß er dem Cardinal Sforza habe gefällig sein wollen und nicht geahnt hätte, daß sein Oheim, der Papst, die Sache so ernsthaft aufnehmen werde. Vor dessen schrecklichem Zorne habe er sich einzig durch die Zurückfoderung des ersten, durch die Unterschiebung eines zweiten Schreibens zu sichern gewußt. Er habe von fern nicht gedacht, den Gebrüdern Sforza Verfolgung erwecken, oder einen Bruch zwischen Kaiser und Papst veranlassen zu wollen. Dieses sei später dem Cardinal geglückt, welchem der Herzog nicht minder das gegen Marc Anton Colonna befolgte Verleumdungssystem, und das gewaltsame Verfahren gegen dessen Anhänger zuschrieb. Außer seinen Geständnissen wurde dem Cardinal Schuld gegeben, er habe in unehrlicher Weise den Papst zum Kriege mit dem Kaiser gereizt und die Franzosen zum Bruche des Waffenstillstandes, anstatt, nach dem von dem Papste empfangenen Auftrage, einen dauerhaften Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern. Die Waffen der Türken habe er gegen den Kaiser zu richten gesucht, ein Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg vorbereitet, bei der Auszahlung der Löhnung an das Kriegsvolk sowol den Papst, als den König von Frankreich bevortheilt, zwei Unschuldige, den Nanni und Spina, zum Tode geschickt, mehre Mordthaten eigenhändig oder durch Andere verübt, und das sowol vor seiner Erhebung zu der Cardinalswürde, als in derselben. Allen diesen Beschuldigungen setzte der Cardinal beharrliches Leugnen entgegen, und die Folter wurde nicht gegen ihn angewendet; vermuthlich hatten einige seiner Collegen gegen solche Behandlung eines Cardinals protestirt. In der Consistorialsitzung vom 31. März 1561 wurden die Untersuchungsacten vorgelesen, eine Handlung, die volle acht Stunden erfoderte. Die Beschuldigung des mit Frankreich eigenmächtig abgeschlossenen Bündnisses widerlegte der Cardinal von Ferrara, als welchem das wahre Sachverhältniß bekannt, alle andern Mitglieder des h. Collegiums vereinigten sich zu einer Verwendung für den Collegen. Ohne ihrer zu achten, fällte der Papst das Urtheil, das, ein Geheimniß für alle Cardinäle, dem Governatore versiegelt zugestellt wurde, mit der Weisung, erst am folgenden Tage die Siegel zu lösen. Den Inhalt des Urtheils vernehmend, faßte der Herzog von Paliano das vor ihm stehende Crucifix, und zu seinen beiden Unglücksgefährten, dem Grafen von Alife und Leonhard de Cardine, sich wendend, bereitete er in Ruhe und Geistesgegenwart sie zum Tode, daß es schien, er sei gekommen, des Trösters Amt zu üben, nicht aber, daß er selbst in der Erwartung des nahen Todes sich befinde. In der gleichen Fassung schrieb er an seinen Sohn, in eindringlichen Worten ihm die wichtigsten Lehren der Religion und Moral zu wiederholen. In der Nacht vom 1. zum 2. April [14]) wurde der Herzog mit den beiden andern aus der Engelsburg nach dem benachbarten Gefängnisse Torre di Nona gebracht, und daselbst enthauptet. Am Morgen sah man die drei Leichen, von Fackeln umgeben, auf der Engelsbrücke zur Schau gestellt. Mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, mit dem Familienwappen bezeichnet war die Bahre, worauf der Herzog niedergelegt; für die beiden andern Leichen hatte man Teppiche auf dem ebenen Boden ausgebreitet. In derselben Nacht mußte auch

13) Negandoli nell' esaminazione placida, fu condotto alla rigorosa, per trarne la confessione. Ond' egli, com' è solito degli uomini dediti al piacere, impaurir nel dolore, non volle assaggiarlo.

14) Den 31. März, den 1—2. April gibt Pallavicini an, die übrigen alle lassen die Verlesung der Untersuchungsacten am 5., die Hinrichtungen am 6. März 1561 vornehmen.

des Herzogs Bruder, der Cardinal sterben. Ihm durchaus unerwartet kam das Todesurtheil. „Sterben soll ich? O Papst Pius, o König Philipp, von euch hätte ich das nicht erwartet!" und er hüllte sich fester in die Bettdecke. Weiter kam kein Klagelaut über seine Lippen. Er verlangte den Beichtvater, bekannte seine Sünden, betheuerte, daß er von Herzen dem Governatore von Rom (Hieronymus Frederici, Bischof von Sagona, in Corsica) und dem Fiscal Pallantieri verzeihe: die beiden hatte er, als seine erklärten Feinde, in dem Anfange des Processes zu recusiren gesucht. Er betete die sieben Bußpsalmen, kleidete sich an, und bat, man möge ihm den Purpurmantel und das Cardinalsbarett reichen. Die beiden Stücke, hieß es, müsse man ihm verweigern. „Monsignore, macht ein Ende, wir haben noch andere Geschäfte," rief der Polizeibeamte. Den Hals reichte der Cardinal dem Henker dar, die Schnur wurde angelegt und angezogen, sie brach: mit einer zweiten Schnur wurde er endlich, doch mit Mühe, erdrosselt. Seinen Leichnam brachte man nach der Kirche von S. Maria transpontina. Alfons Caraffa, der jüngere Cardinal, war lediglich beschuldigt, einige, der päpstlichen Kammer angehörige Kostbarkeiten sich zugeeignet zu haben, auch daß er, zu seinen Gunsten, verschiedene Breven von dem Secretarius der Breven habe ausfertigen lassen, ohne daß der sterbende Paul IV. dazu den Befehl gegeben. Von dem berühmten Marc Anton Borghese vertheidigt, wurde er gleichwol zu einer Geldbuße von 100,000 Scudi verurtheilt. Wiewol nun Pius dieselbe nachmals bedeutend herabsetzte, das ganze h. Collegium sich besteuerte, um den Rest aufzubringen, Alfons auch von allen Ständen die Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme empfing, so war gleichwol die Lebenslust in ihm erloschen. Unaufhörlich schwebte ihm des Hauses Schicksal vor Augen. Er ging nach Neapel, um die dasige Kirche persönlich, wie früher durch einen Vicarius, zu regieren, wurde da feierlich den 28. Nov. 1562 empfangen, und starb, 25 Jahre alt, den 24. Aug. 1565. Im December desselben Jahres starb auch Papst Pius IV. und bei dessen Nachfolger kamen der Marchese von Montebello und Diomedes Caraffa, des Herzogs von Paliano Sohn, um eine Revision des gegen den Herzog und gegen den Cardinal ergangenen Verdammungsurtheils ein. Mit Sorgfalt wurde der ganze Proceß revidirt, dann von Pius V. erkannt, daß der Cardinal ungerechter Weise zum Tode verurtheilt worden sei. Dessen Andenken wurde demnach hergestellt, und den Erben die Einweisung in den Nachlaß ertheilt. Auch das über den Herzog gefällte Urtheil wurde, so viel den Punkt von Hochverrath und Felonie betrifft, cassirt, ohne daß der übrigen Anklagepunkte in dem zweiten Urtheile Erwähnung geschehen wäre. Hingegen wurde der Fiscal Pallantieri zum Tode verurtheilt, weil er in seinen an Pius IV. erstatteten Relationen die Schuld der Caraffa wesentlich vergrößert, und zu deren Nachtheil die ganze Sache in falsches Licht gesetzt habe. Von Anfang an hatten viele Juristen vom ersten Range die Verurtheilung des Cardinals für ungesetzlich gehalten, weil sie 1) ohne Zeugenbeweis erfolgt war, auf die bloße Ansicht der von ihm geschriebenen Briefe, auch Dinge berührte, welche er auf den bestimmten Befehl Paul's IV. gethan zu haben versicherte; 2) weil er nicht, wie es doch die Praxis der römischen Gerichtshöfe erfoderte, auf die Folter gespannt worden, um das Geständniß der ihm schuldgegebenen Verbrechen zu erzwingen; 3) weil man ihm die gefoderten Fristen versagt hatte; 4) weil man seinen Sachwalter nicht so oft gehört hatte, als es der Bedarf der Vertheidigung verlangte. — Nach jener Revision verschwindet der Marchese von Montebello aus der Geschichte; den einzigen Sohn, den Cardinal Alfons, hatte er begraben, die beiden Töchter, Constantia und Agnes, dem Klosterleben gewidmet. Constantia starb im August 1601. Auch des Herzogs von Paliano Töchter, Maria und Paula, hatten Zuflucht gesucht in jener von Papst Paul's IV. Schwester Maria zu Neapel gestifteten Sapienza. Gleich Seifenblasen sind die riesenhaften Entwürfe Paul's und seiner Nepoten vergangen, die demüthige Stiftung der frommen Klosterfrau bestand, um dereinst den verlassenen Töchtern jener Gewaltigen eine Freistätte zu sein. Maria, eingekleidet im J. 1562, starb im Febr. 1619, Paula im Jan. 1636. Auch ihres Oheims, Ferdinand Caraffa's, des dritten Grafen von Montorio einzige Tochter, Katharina, war Nonne in der Sapienza, starb aber bereits im August 1594. Des Herzogs von Paliano einziger Sohn, Diomedes, fünfter Graf von Montorio, der eine Zeit lang den Titel eines Marchese von Cavi geführt hatte, starb in dem Alter von 20 Jahren, einen einzigen Sohn hinterlassend aus seiner Ehe mit Cornelia Caraffa, des Grafen Thomas von Cerretto Tochter. Dieser Sohn, Alfons Caraffa, sechster Graf von Montorio, kam zu Streit mit Ferdinand Loffredo, dem Marchese von Trevico, und wurde im Zweikampfe getödtet, März 1584. Nur 21 Jahre zählend und mit Victoria Caracciola verheirathet, hinterließ er keine Nachkommenschaft; das Haus Montorio wurde mit ihm zu Grabe getragen. (*v. Stramberg.*)

PAUL V. (Camillus Borghese). Sein Vater Marcus Antonius Borghese, ein Patricier aus Siena, war von da nach Rom gezogen und als Consistorialadvocat zu großem Reichthum und Ansehen gelangt, sodaß selbst Paul IV. in den schwierigsten Angelegenheiten ihn zu consultiren pflegte. In der Ehe mit Flaminia Astali, einer edlen Römerin, die noch edler durch ihre Tugenden, wurde Marcus Antonius ein Vater von sechs Kindern. Der dritte Sohn, Camillus, geb. zu Rom den 17. Sept. 1552, studirte zu Perugia Philosophie, zu Padua Jurisprudenz, und war Abbreviator ecclesiasticus, wie er am 20. Mai 1574 vor St. Peter's Kirche die Bulle Gregor's XIII. für das Jubiläum ablas. Bald darauf erscheint er als utriusque signaturae referendarius und als Vicarius der Kirche von Sta. Maria maggiore. Im J. 1588 wurde er als des Cardinals Alexander Montalto Vicelegat nach Bologna geschickt und regierte zwei Jahre lang, mitunter in bedenklichen Umständen, wie in den Sedisvacanzen nach Sixtus V. und Urban's VII. Ableben, diese immer noch besondere Aufmerksamkeit erfodernde Stadt. Es starb sein älterer Bruder, Horatius Borghese, für den der Vater das wichtige Amt eines Au-

ditore della camera um 70,000 Scudi erkauft hatte. Zu diesem Amte, mit welchem nicht nur ein jährliches Einkommen von 14,000 Scudi, sondern auch die Aussicht auf einen Cardinalshut verbunden, ward Camillus durch die Gunst des Papstes Clemens VIII. befördert. Von demselben Papste wurde er nach Spanien, mit den Vollmachten eines Legaten a latere gesendet, um von Philipp II. eine Türkenhilfe für Ungarn zu erbitten, und bei seiner Rückkehr mit dem Purpur und dem priesterlichen Titel von S. Eusebio bekleidet. Als Mitglied der congregatione del S. Officio hatte er 1600 eine der bedenklichsten Ketzereien zu bestreiten, und es wurden durch ihn 50 Jünglinge aus den angesehensten Familien zu Abschwörung verschiedener Irrthümer bewogen. Später zu den Titeln von Santi Giovanni e Paulo und von S. Grisogono auch zu dem Amte eines Vicario del Papa (mit einer monatlichen Provision von 100 Ducati) befördert, lebte er gleichwol nur seinen Büchern und Acten, in keinerlei politische Geschäfte sich einlassend, sorgfältig den Ruf eines exemplarischen Wandels sich bewahrend. Von Allen geehrt, von bedeutenden Feindschaften frei, trat der Cardinal von S. Grisogono in das nach Leo's XI. Ableben berufene, am 8. Mai 1605 eröffnete Conclave. Ungemein lebhaft entwickelten sich die Wahlkämpfe, in denen vorzüglich Aldobrandino und Montalto, die Creaturen des Letzten und die eines frühern Papstes, einander gegenüber standen. Zuweilen führte die eine und sogleich auch die andere Partei den Mann ihrer Wahl in die eine oder in die andere Kapelle; gleich feindlichen Heeren standen sie sich einander entgegen, bald wurde mit diesem, bald mit jenem Candidaten ein Versuch gemacht, Sauli, Bellarmin, Baronius, Peter Benedetti von Camerino, hatten jeder ihren Anhang. Dominicus Tosco von Reggio wurde durch Aldobrandino vorgeschlagen, von der spanischen Faction gebilligt und augenblicklich seiner Celle entführt; sie brachten ihn nach der Sixtinischen Kapelle, wo das ganze Conclave zur Adoration sich einfand; schon fühlte sich Tosco als Papst, schon wurde seine Celle im Conclave, sein Palast in der Stadt geändert. Aber Baronius widerstrebte: nur im äußersten Nothfalle und der Letzte von Allen würde er solchen Papst anerkennen, und seine mächtige Stimme zerstörte mit einem Hauche das ganze Werk. Ergriffen vom apostolischen Eifer des Baronius rief Montalto aus: „Sanctum hunc hominem S. Petri collocemus in sede," und Baronius, obwol mit Händen und Füßen sich sträubend, wurde nach der Capella Paolina geführt, seinerseits die Adoration zu empfangen; allein abermals zeigte die Opposition sich stärker, es konnte von allen denen keiner als Papst durchgesetzt werden. Nachgerade sollte es auch bei der Papstwahl weniger darauf ankommen, wer die meisten Verdienste als wer die wenigsten Feinde habe. Endlich ersah sich Aldobrandino unter den Creaturen seines Oheims einen Mann, der allgemeinen Beifall sich erworben, gefährliche Feindschaften vermieden hatte; für den Cardinal Borghese gelang es ihm, die Franzosen zu gewinnen, die bereits eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino bewirkt hatten, Alexander Montalto wurde durch Joyeuse zu Gunsten des neuen Candidaten bestimmt und Borghese, der Cardinal von S. Grisogono, der Bischof von Jesi, der Protector von Schottland erwählt, den 15. Mai 1605, ehe und bevor die Spanier erfahren hatten, daß er vorgeschlagen sei. Er nahm den Namen Paul V. an, und empfing am 28. Mai in S. Peter's Kirche die dreifache Krone. Am 1. Juni ertheilte er in dem Vatican den Cardinälen große Audienz, die vornehmlich zu Gnadenbezeigungen bestimmt war. Am andern Tage verlieh er unter öffentlicher Feierlichkeit dem Gennasio, Zapata, Madruzzi und Doria den Cardinalshut, am 28. Juni verkündigte er ein Jubiläum, dessen Zweck die Erflehung göttlichen Beistandes für die Regierung der katholischen Kirche und für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse war. Am 28. Juli beschenkte er im Quirinal seiner Schwester Sohn, den Scipio Caffarelli, mit dem Purpur und zugleich mit dem Namen und Wappen des Borghesischen Geschlechtes, wozu er im August beim Öffnen des Mundes den Titel von S. Grisogono fügte. An den Cardinal Octavio Aquaviva verlieh er das Erzbisthum Neapel. Am 6. November, an einem Sonntage, nahm er Besitz vom Lateran unter den hergebrachten Feierlichkeiten. Daß Paul ohne sein Zuthun, ohne alle künstliche Mittel zum Papstthume gelangt war, erschien nicht nur der Mehrzahl der Gläubigen, sondern auch ihm selbst, als die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes. Betrachtend das Große, das an ihm gewirkt worden, fühlte er sich über sich selbst erhoben; die Veränderung in Haltung und Bewegung, in Mienen und in dem Tone der Rede, die von dem ersten Augenblicke an bei ihm bemerklich ward, setzte selbst den Hof in Erstaunen, der gewöhnt war, die ungeheure Kluft zwischen einem Cardinal und der höchsten Würde mit einem Schritt zurücklegen zu sehen, den folglich Umwandlungen aller Art nicht zu überraschen pflegten. Aber auch Paul's gebietende Strenge setzte den Hof in Erstaunen; dieselbe Unbeugsamkeit, in der er in seinen bisherigen Ämtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt, legte er als Papst an den Tag. Piccinardi, aus einer Schriftstellerfamilie von Cremona entsprossen, hatte sich in einer Lebensbeschreibung des Papstes Clemens VIII. erlaubt, diesen, dem Wenige gleichgekommen sind in Tugenden und Frömmigkeit, dem Kaiser Tiberius zu vergleichen. Gedruckt war das abgeschmackte Pasquill nicht, doch Freunden und Bekannten mitgetheilt worden, und eine Frau verklagte den Schriftsteller. Er wurde eingezogen, doch äußerte sich der Papst mit vieler Ruhe über die Sache, auch schien sie um so weniger gefährlich, da sich mächtige Personen, selbst Botschafter, für Piccinardi verwandten. Aber nach den Gesetzen hatte der Pasquillant das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, und in jedem Lande würde er jenes Verbrechen in der gleichen Weise haben büßen müssen. Er wurde enthauptet, seine Habseligkeit eingezogen. An dem Hofe erneuerte Paul alsbald die Anordnung des tridentinischen Conciliums über die Residenz; zu dem Ende empfing der Vicario, der Cardinal Panfili, die gemessensten Befehle. Der Papst erklärte es für eine Todsünde, die Einkünfte eines Bisthums zu genießen und auswärts zu wohnen; hier-

von nahm er die Cardinäle nicht aus, anderweitige Ämter waren ihm keine Entschuldigung. Viele wanderten nach ihrer Diöcese, andere baten um Aufschub, andere, um nur in Rom zu bleiben, verzichteten auf ihre Sprengel. Im Laufe seiner kanonischen Studien hatte Paul den Begriff des Papstthums in seinem ganzen Umfange und auf das Schärfste aufgefaßt. Die Lehre, daß der Papst der Stellvertreter Jesu Christi, daß die Schlüsselgewalt seinem Gutdünken anvertraut, daß er von allen Völkern und Fürsten in Demuth zu verehren sei, hatte sein Gemüth durchdrungen. Nicht durch Menschen, lehrte er, sondern durch den Geist Gottes sei er auf diesen Stuhl erhoben worden; die Pflicht habe er übernommen, die Immunitäten der Kirche, die Gerechtsame Gottes wahrzunehmen, in seinem Gewissen sei er gehalten, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Kirche gegen Usurpation und Vergewältigung zu schützen. Lieber wollte er um ihretwillen das Leben wagen, als einstens wegen Vernachlässigung seiner Pflichten vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft gezogen werden. Mit juridischer Schärfe erfaßte er die Aussprüche der Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte zu Recht ausgebildet hatten, und als eine Gewissenspflicht sah er es an, die vernachlässigten Rechte in aller Strenge zu erneuern und durchzusetzen. Diese Richtung war die allgemeine des Katholicismus; durch die heftigen Stöße der Gegner aus langem Schlafe aufgerüttelt, aufmerksam gemacht auf seine Kräfte, und zu deren Benutzung durch die Bemühungen einiger ausgezeichneten Päpste angeführt, vollkommen endlich das Schlachtfeld und den Gegenstand des Streites erkennend, war es eine seiner vornehmsten Bestrebungen geworden, die Ideen, auf welchen die Hierarchie überhaupt beruht, zu erneuern, insbesondere alle Berechtigungen der Kirchengewalt auf das Innere der katholischen Staaten geltend zu machen. Nachdem die Bischöfe zu größerer Regelmäßigkeit und strengerem Gehorsam verpflichtet, die geistlichen Orden zu ihren Satzungen und hiermit zugleich zu der engsten Verbindung mit dem heil. Stuhle zurückgeführt, die Reformationen in dem Geist der Kirche vollzogen waren, erneuerte und regelte sich zugleich das System der Nuntiaturen, die, in vielen Hauptstädten sich niederlassend, mit dem einer einflußreichen Macht gebührenden gesandtschaftlichen Ansehen jurisdictionelle Rechte verbanden, und hierdurch auf die unmittelbarsten Verhältnisse des Lebens und des Staates eine wesentliche Einwirkung übten. Selbst da, wo sich die Kirche im Einverständnisse mit dem Staate hergestellt, wo beide vereinigt den Glaubensneuerungen widerstrebt hatten, waren von einem solchen Verhältnisse Irrungen und Misverständnisse nicht auszuschließen. Besonders angelegen ließ es sich der römische Hof stets sein in Italien seine Rechte aufrecht zu halten; grade das natürliche Verhältniß foderte das von ihm, gleichwie dieses Verhältniß wiederum Veranlassung wurde, daß etwa über diese Rechte sich erhebende Streitigkeiten weder im Allgemeinen durch ein entscheidendes Princip, noch im Besondern durch Übereinkunft und Vertrag entschieden zu werden pflegten. Es war das Streben der weltlichen Mächte gewesen, über schwierige Augenblicke ohne Nachtheil wegzukommen, die günstigen hingegen zu ihrem Nutzen zu ergreifen, und die Fragen, über welche zu entscheiden, waren hierdurch gewissermaßen vor den Richterstuhl der Politik zu gegenseitiger Foderung und Nachgiebigkeit gezogen worden. Paul V. hatte für solche Schranken keinen Sinn, in den kanonischen Vorschriften verehrte er das göttliche Gesetz; wo seine Vorgänger nachgegeben, übersehen hatten, da glaubte er nicht an die innere Nothwendigkeit ihres Verhaltens, sondern er entdeckte lediglich eine persönliche Nachlässigkeit, die wieder auszugleichen er sich berufen fühlte. Bald nach seiner Thronbesteigung befand er sich mit allen seinen Nachbarn in bitterem Streit. In Neapel hatte der Präsident des königlichen Raths einen apostolischen Notar, von dem die Information über eine Ehesache dem bürgerlichen Gericht verweigert, und einen Buchhändler, von dem des Baronius Werk gegen die sicilische Monarchie verbreitet worden, zu den Galeeren verurtheilt; nachdem das, von Clemens VIII. hiergegen erlassene Monitorium ohne Folgen geblieben, verhängte Paul V. die Excommunication. Der Herzog von Savoyen hatte einige Pfründen vergeben, deren Verleihung dem römischen Hofe zukommen mochte, in Genua war eine von Jesuiten geleitete Congregation unter dem Vorwande unterdrückt worden, daß die Sodalen die Wahlen zu den Ämtern zu beherrschen versuchten. Lucca hatte die Execution von Decreten päpstlicher Beamten ohne vorläufige Genehmigung der Staatsbehörden im Lande untersagt, auch Verfügungen in Ansehung einiger Bürger, die, im Auslande wohnhaft, zu der protestantischen Kirche übergetreten waren, erlassen; in Venedig wurden einige Geistliche ihrer Verbrechen wegen vor die weltliche Gerichtsbarkeit gezogen. Eine solche Allgemeinheit des Widerstandes erzürnte besonders den Papst. Strenge Befehle und Drohungen richtete er nach allen Seiten hin, zum Theil sogar die bisherigen Ansprüche kirchlicher Autorität erweiternd. So sagt er, nicht dem Staate komme es zu, seinen Unterthanen den Verkehr mit den Protestanten zu verbieten, sondern dieses sei Angelegenheit der Kirche, gehöre ausschließlich ihren Befugnissen an. Die meisten der italienischen Staaten wichen dem Unwillen und den Gründen Paul's. Der Großherzog von Toscana meinte, „che il Pontefice non era uso a governar come principe grande, perchè aver havuto qualche governo di città della chiesa, dove si procede col rigor ecclesiastico e da prete, non basta per saper governare come capo supremo,“ die Spanier würden den Ton angeben, entweder freiwillig entlassen werden, oder das Netz zerreißen, ein solches Beispiel müsse man abwarten. Genua gab den kindischen Streit mit der Congregation auf, der Herzog von Savoyen ließ die streitige Pfründe an einen päpstlichen Nepoten gestatten, der Präsident von Neapel suchte und empfing vor zahlreichen Zeugen die Absolution. Allein die Venetianer, sonst klug und schmiegsam, verschmähten eine solche versöhnende Politik. Es vereinigten sich aber viele Umstände, um von beiden Seiten die Spannung zu erhöhen. Die alten Grenzstreitigkeiten mit Ferrara wurden, seitdem dieses Herzogthum dem Kirchenstaate einverleibt war, von Rom aus

lebhafter geführt; die Republik wurde in der Regulation des Po, die sie eben mit großen Kosten ausführte, in dem Genusse der Fischereien gestört; sie ließ jene Arbeiten durch bewaffnete Fahrzeuge beschützen und päpstliche Unterthanen aufgreifen, als Repressalien für die von dem Legaten in Ferrara weggenommenen Fischerbarken. Ein Versuch, die Appellationen von des Bischofs von Ceneda Gerichten nach Rom zu ziehen, führte zu sehr herben Entgegnungen von Seiten der Venetianer: der päpstliche Nuntius schritt zu Excommunicationen, der Senat sorgte dafür, daß sie ohne bürgerliche Wirkung blieben. Der Papst, genöthigt den Kaiser Rudolf in dem fortwährenden Türkenkriege mit Subsidien zu unterstützen, verlangte hierzu einen Beitrag von den Venetianern, den diese, getreu ihrer feigen Politik in den Angelegenheiten des Orients versagten. Das angebliche Schutz- und Herrscherrecht im adriatischen Meere immer weiter ausdehnend, zwangen die Venetianer alle Schiffe, welche fremde Waaren von einem Hafen des adriatischen Meeres nach dem andern führten, in Venedig anzulegen. Der Senat behauptete, den Zehnten von der Geistlichkeit stets eingezogen zu haben, ohne daß der Papst darum befragt worden, und wollte auch jetzt nicht zugestehen, daß eine Bewilligung des Papstes erfoderlich wäre, um diese Abgabe heben zu können. Hingegen klagte er, daß die Cardinäle mit ihren reichen Pfründen, die Mönchsklöster zur Hälfte, die Bettelorden außerdem alle, welche auswärts im Dienste der Kirche beschäftigt, oder unter irgend einem Titel der päpstlichen Hofhaltung zugezählt waren, endlich auch diejenigen, denen Pensionen auf venetianische Pfründen angewiesen, eximirt sein sollten, wovon eine Folge wäre, daß der Zehnte von dem geistlichen Einkommen von eilf Millionen Dukaten, wie man rechnete (man vergesse nicht, daß selbst das 18. Jahrh. noch nicht zu rechnen verstand) dem Staate nur 12,000 Dukaten abwerfe. Das Gesetz vom 16. Jan. 1603, wodurch es untersagt wurde, ohne Bewilligung der Regierung neue Kirchen oder Klöster zu erbauen, ein zweites Gesetz vom 26. März 1605, wodurch das 1536 für den Dogado allein gegebene Decret, das jede Schenkung, oder Veräußerung von unbeweglichen Gütern zu Gunsten kirchlicher Anstalten untersagte, auf das ganze Gebiet der Republik ausgedehnt wurde, erschienen dem Papst als directe Angriffe auf die Kirche.

Hierzu gesellte sich die von dem Rathe der Zehner verfügte Verhaftung der beiden, in der That höchst strafbaren, Geistlichen, des Kanonikus Scipio Sarraceno von Vicenza, und des Abtes von Narvesa, aus dem Geschlechte Brandolino di Val di Marino, gleichwie Bresciano, ein Augustinermönch, nachdem er wegen nicht minder grober Vergehungen von den Ordensobern zu den Galeeren geschickt worden war, auf Befehl des Senats nochmals vor Gericht gestellt und geviertheilt wurde, während ein Dominikaner, der P. Antonio, dafür, daß er es gewagt hatte, seinen zur Verbannung ausgeführten Bruder in Trauerkleidung zu begleiten, ebenfalls in die Verbannung geschickt wurde. Schon des Sarraceno Auslieferung hatte der Papst von dem venetianischen Gesandten Morosini mit Heftigkeit gefodert, zugleich auch mit aller Macht gegen die Decrete um den Bau neuer Kirchen und den Gütererwerb kirchlicher Anstalten sich erhoben. „Es sei," fügte er hinzu, „im göttlichen Rechte die Immunität geistlicher Personen begründet, das eine wie das andere Decret null und nichtig. Der Republik Genua Beispiel müßten die Venetianer befolgen, ihnen bleibe nichts übrig, als zu gehorchen und Buße zu thun." Der Gesandte berichtete an den Senat, und es folgte die Einziehung des Abtes von Narvesa. Paul versammelte ein Consistorium, nicht um Rath zu fodern, sondern um seinen Verdruß den Cardinälen mitzutheilen, dann ließ er zwei Breven durch seinen Nuntius dem Dogen zustellen. Bevor sich der Nuntius seines Auftrags hatte entledigen können, starb den 26. Dec. 1605 Marino Grimani, der Doge. Sofort empfing der Nuntius den Befehl, sich der Wahl eines Nachfolgers zu widersetzen, zumal eine solche, von Excommunicirten vorgenommen, ohnehin ungültig sein würde. Um Protestation gegen die Wahl einlegen zu können, mußten die Breven insinuirt werden; das versuchte der Nuntius, es wurde ihm aber wiederholt die Audienz verweigert, dergleichen, hieß es, pflege die Signoria während einer Sedisvacanz nicht zu ertheilen. Viel war hiermit für die Opposition gegen die päpstliche Gewalt gewonnen. Es bestand diese Opposition seit längerer Zeit in Venedig, gewöhnlich unter der Maske der in dem ganzen Volke thätigen Feindschaft gegen Spanien und Österreich verborgen, und häufig von solcher Feindschaft Beistand und Verstärkung empfangend. Für Heinrich IV. hatte diese antispanische, antipäpstliche Partei 1589 ihre Sympathien geäußert, des Königs Sieg und die gewaltige seitdem von Frankreich entwickelte Macht verliehen ihr einen erhöhten Grad von Ansehen. Die Männer dieser Opposition schienen vorzüglich geeignet, in den Irrungen mit dem Papst die Interessen der Republik wahrzunehmen. Leonardo Donato, das Oberhaupt dieser Partei, wurde den 10. Jan. 1606 zum Dogen erwählt. Man erzählt, Paul, damals noch Cardinal, sei einstens mit Donato, dem venetianischen Gesandten, in einem Gespräche zum Streit über Principien gekommen. „Ich, Papst, so die Republik mir Anlaß zum Misvergnügen gäbe, würde meine Zeit nicht in Erinnerungen und Unterhandlungen verlieren, ich würde sogleich ein Interdict verhängen." „Mich, Doge, sollte das wenig kümmern," erwiederte der Gesandte. Alle seine Freunde, durch deren Theilnahme er in dem Kampfe der Parteien obgesiegt, zog Donato zur Theilnahme an den Geschäften heran. Indem Paul die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtlosem Eifer verfolgte, gerieth die Regierung zu Venedig in die Hände von Männern, welche der katholischen Kirche abgewendet, die Opposition gegen den h. Stuhl nicht nur als eine Meinungssache, sondern auch als eine Glaubenssache fortsetzten, welche, durch das Princip dieser Opposition zur Herrschaft erhoben, solches um so nachdrücklicher behaupteten, da es ihnen zugleich dienen mußte, ihre Gegner innerhalb der Republik abzuwehren, zu unterdrücken. Die Wahl war vollzogen, der Zeitpunkt vorüber, um zu protestiren. Der Nuntius übergab die beiden Breven, worin die Handlungen der

venetianischen Regierung censirt und annullirt, die Entlassung der beiden Gefangenen, ihre Gestellung zu des Nuntius Verfügung verordnet, und die Zurücknahme der beiden Decrete gefodert waren, jener Decrete, die in so entschiedenem Widerspruche zu den Schlüssen der Concilien, den Constitutionen der Vorgänger, den Satzungen des kanonischen Rechtes ständen. Alle, welche bei jenen Handlungen betheiligt, werkthätig, oder nur durch Zustimmung, sollten den geistlichen Strafen, Excommunication und Verlust der von der Kirche empfangenen Lehen verfallen sein, und härtere Strafen waren angedroht für den Fall, daß die Gerechtigkeit nicht durch eine schleunige unbedingte, vollständige Unterwerfung entwaffnet würde. Nicht lange aber blieb man bei den unmittelbaren Gegenständen des Streites stehen, von beiden Seiten wurden ihm weitere Beschwerden angeknüpft. Kirchlicher Seits fand man sich durch die Verfassung von Venedig überhaupt beeinträchtigt. Die Republik verbiete den Recurs nach Rom, schließe diejenigen, welche durch geistliche Ämter in Verbindung zu der Curie getreten, unter dem Titel von Papalisten von der Berathung über geistliche Angelegenheiten aus und belege sogar den Klerus mit Auflagen. Die Venetianer dagegen erklärten diese Beschränkungen für unzureichend. Sie foderten, daß die Kirchenpfründen nur an Eingeborene verliehen, nur mit diesen die Gerichtshöfe der Inquisition besetzt würden, meinten, jede Bulle müsse der Genehmhaltung des Staates unterworfen, jede geistliche Versammlung durch einen Weltlichen beaufsichtigt, alle Geldsendung nach Rom untersagt sein. Von solchen Fragen war der Übergang zu den allgemeinen Grundsätzen leicht und natürlich. Die Jesuiten säumten nicht, das System von der Gewalt des Papstes vorzutragen, das das Resultat ihrer Forschungen in dem Gebiete des geistlichen Rechtes. „Der Geist," sagt Bellarmin, „leitet und beherrscht, züchtigt zu Zeiten auch mit Fasten und Wachen das Fleisch, aber das Fleisch leitet, beherrscht, züchtigt niemals den Geist. Also ist die geistliche über die weltliche Macht erhaben, kann und muß sie leiten und beherrschen, und regieren, auch bestrafen, wenn sie fehlt, aber die weltliche ist der geistlichen Macht nicht vorgesetzt, kann die geistliche Macht nicht leiten oder regieren, kann ihr nicht befehlen, noch sie bestrafen, außer in dem Falle von Rebellion und Tyrannei, wie solche zu Zeiten von heidnischen oder ketzerischen Fürsten ausgeübt wurde. Der Fürst ist des Papstes Schäflein und geistlicher Sohn, aber in keiner Weise kann der Priester des Fürsten Sohn oder Schäflein heißen, indem die Priester und alle Kleriker überhaupt ihren geistlichen Fürsten haben, von dem sie nicht allein in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen abhängen." Anderweitig sagt Bellarmin, von den Laien möge der Fürst Abgaben fodern, von den Priestern empfange er die ungleich werthvollere Beihilfe des Gebetes und Opfers. Von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Geistliche frei, er gehöre der Familie Christi an. Beruhe diese Exemtion auch nicht auf einem ausdrücklichen Gebot der heil. Schrift, so begründe sich dieselbe doch auf Folgerungen aus derselben und Analogie. Den Geistlichen des neuen gebühre mit den Leviten des alten Testaments das gleiche Recht. Solchen Ansprüchen setzten die Venetianer die Theorie entgegen ihres Staatsconsultors, des Serviten Paul Sarpi, dessen erste Aufgabe und eine der schwierigsten es sein mußte, die einheimischen Juristen für seine Meinung zu gewinnen, denn auch von diesen hielten die einen, mit Bellarmin, die Exemtion der Geistlichen für eine Anordnung des göttlichen Rechts, während die andern wenigstens annahmen, daß der Papst jene Exemtion habe anordnen dürfen. Dafür beriefen sie sich auf die Beschlüsse der Concilien, in welchen die Exemtion ausgesprochen: wie viel mehr stehe dem Papst zu, was ein Concilium gedurft habe. Hingegen suchte Sarpi vornehmlich zu beweisen, daß die Concilien, auf die es ankomme, von den Fürsten berufen, als Reichsversammlungen anzusehen, von ihnen auch eine Menge politischer Gesetze ausgegangen sei. Er und seine Freunde gingen von dem Grundsatze aus, daß alle fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stammend, Niemandem unterworfen sei. Der Papst habe nicht einmal zu untersuchen, ob die Handlungen eines Staats sündlich seien, außerdem würde er alles zu prüfen, in alles einzugreifen haben: die weltliche Herrschaft würde dadurch aufgelöst werden. Dieser Herrschaft seien Geistliche wie Weltliche unterthan. Alle Gewalt komme von Gott, das sage der Apostel. Von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei Niemand ausgenommen, so wenig wie von dem Gehorsam gegen Gott. Der Fürst gebe Gesetze, richte, fodere die Abgaben, in dem allen sei der Klerus den nämlichen Gehorsam schuldig, wie der Laie. Rein geistlich sei die dem Papst zustehende Jurisdiction. Eine weltliche Gerichtsbarkeit habe Christus nicht ausgeübt; was von dem Heiland nicht in Anspruch genommen worden, das habe er auch nicht an St. Peter oder dessen Nachfolger übertragen wollen. Nimmermehr schreibe die Exemtion der Geistlichkeit von einem ursprünglichen göttlichen Rechte sich her, sie beruhe allein auf den Bewilligungen des Fürsten. Der Fürst habe der Kirche Besitz und Gerichtsbarkeit verliehen, er sei ihr Patron, ihr Protector, von ihm hange billig die Ernennung der Geistlichen, die Publication der Bullen ab. Der Fürst selbst könne diese Gewalt, das ihm mit ihr anvertraute Fideicommiß, nicht aufgeben; in seinem Gewissen sei er verbunden, sie unversehrt dem Nachfolger zu überliefern. Auf die Grundzüge dieses Systems bauend, schritt der venetianische Senat zu einer Berathung über den Inhalt der Breven, von 150 Stimmen soll nicht eine zweifelhaft gewesen sein. In den bestimmtesten, doch ehrerbietigsten Ausdrücken wurde dem Papst gesagt, die Republik müsse bei ihrem Verfahren bestehen, da durch solches keine der Berechtigungen der geistlichen Gewalt angegriffen, und es sei nicht zu erwarten, daß der heil. Vater in der Fülle seiner Weisheit die Venetianer bestrafen wolle um Handlungen, welche von allen seinen Vorgängern als gesetzlich anerkannt worden. Ein außerordentlicher Gesandter trug diese Erklärung nach Rom: „es sei die Sache Gottes," erwiederte Paul, „und die Pforten der Hölle würden nichts gegen sie vermögen." Nachträglich that er Vorschläge zu einer Ausgleichung:

die beiden Gesetze sollten zurückgenommen werden, wenn man ihm den Kanonikus überliefere, wolle er den Abt von Narvesa aufgeben. Hingegen erboten sich die Venetianer, in Ansehung des Kanonikus zu willfahren, auf die Gesetze zurückzukommen, das verweigerten sie. Die Fristen verstrichen, und der Papst versammelte das Consistorium, um, wie er sagte, der Cardinäle Meinung über ein von ihm selbst entworfenes Monitorium zu vernehmen. Giustiniani äußerte, man würde die Venetianer in der Sünde ermuthigen, wenn man länger ihre Bestrafung aufschieben wolle. Denn, fügte Zapeta hinzu, es gebe keine Strenge, die nicht gerecht sei in der Anwendung gegen eine Republik, wo der Zustand der Geistlichen schlimmer sei, als jener der Israeliten unter Pharao; eine goldene Bildsäule müsse die dankbare Kirche dem h. Vater, ihrem unerschrockenen Vertheidiger, setzen [1]). Mit vollständiger Zustimmung des h. Collegiums sprach Paul am 17. April 1606, nach der Form vergangener Jahrhunderte, mit ausdrücklicher Berufung auf Vorgänger, wie Innocentius III. und Bonifacius VIII., über Doge und Senat von Venedig, deren Consultoren, Fautoren und Adhärenten die Excommunication aus. Zu etwanigem Widerrufe gestattete er den Verurtheilten nur die kürzesten Fristen, drei von acht, eine von drei Tagen. Nach deren Verlaufe sollte Stadt und Gebiet von Venedig dem Interdict unterliegen, während dessen Dauer weder Messe noch anderer Gottesdienst stattfinden, und das ohne Ausnahme von Ort oder Personen und ohne Rücksicht auf Privilegien. Den Geistlichen des Landes ward aufgegeben, dieses Erkenntniß den zum Gottesdienste versammelten Gemeinden vorzutragen, und es an den Kirchthüren anzuheften, bei schwerer Strafe göttlichen und menschlichen Gerichts. Sogleich, und ohne sich zu beurlauben, trat Peter Duodo, der außerordentliche Gesandte, den Rückweg nach Venedig an. Viel wurde da in dem Senat von den sichtbaren Nullitäten des Interdicts gesprochen. Um ihretwillen, und weil das Urtheil des Papstes an sich null und nichtig sei, nicht einmal den Schein von Gerechtigkeit habe, wurde der Vorschlag, eine Protestation einzulegen, nicht beliebt. In dem Publicandum vom 6. Mai 1606 eröffnete der Doge der Geistlichkeit den gefaßten Beschluß, die fürstliche Autorität, die in weltlichen Dingen außer Gott, keinen Oberen erkenne, aufrecht zu erhalten: ein getreuer Klerus werde von selbst die Nullität der verkündigten Censuren erkennen, und in seinen Amtsverrichtungen, Seelsorge und Gottesdienst, ununterbrochen fortfahren. Keine Befürchtung, keine Drohung wurde öffentlich, um so rauher aber zu den Einzelnen gesprochen. Der Generalvicar des Bischofs von Padua äußerte gegen den dasigen Podesta, er werde in so schwieriger Angelegenheit den Eingebungen des h. Geistes folgen, worauf der Podesta antwortete: es habe der h. Geist bereits dem Rath der Zehner eingegeben, alle diejenigen henken zu lassen, die sich weigern würden, den Willen des Senats zu vollstrecken. Der Pfarrer von Sta. Maria Formosa in der Stadt Venedig hatte seine Kirche zugeschlossen, um dem Interdict zu gehorchen. Als er am andern Morgen das Bett verließ, fand er unter seinen Fenstern einen Galgen aufgerichtet. Franz Barbaro, der Patriarch von Aquileja, verrieth einige Neigung, die päpstlichen Censuren in seinem Sprengel zu verkündigen, dafür bedrohte ihn der Doge in den härtesten Ausdrücken mit der Landesverweisung, und hierauf von der Tribune herab das Volk anredend, betheuerte Donato, nicht um Religion handele es sich in dem Zwist zwischen Papst und Venedig, sondern um das Heil und die Freiheit des Vaterlandes. Wie wenig diese Freiheit, oder richtiger die Herrschaft, durch die Ansprüche des Papstes in der Wirklichkeit bedroht war, das ergab sich eben damals auf das Deutlichste aus der öffentlichen Stimmung. Nicht nur die Laien hielten sich fest auf der ihnen von der Regierung vorgeschriebenen Bahn, auch die Geistlichkeit wagte es nicht, durch vergeblichen Widerstand die Herrschaft zu erzürnen, die sicherlich damals noch in ihrer Wirkung auf das Innere die unwiderstehlichste aller Herrschaften genannt werden mußte. Die Geistlichkeit gehorchte der Republik. Von den päpstlichen Breven ward nicht eines angeschlagen. Die von dem Papste gegebenen Fristen verstrichen, allenthalben ging der Gottesdienst in gewohnter Weise fort. Wie die Weltgeistlichen, thaten die Klöster. Nur die neugegründeten Orden machten hiervon eine Ausnahme, sie zeigten, von dem kirchlichen Gesichtspunkte angesehen, wie unentbehrlich der Kirche die Schöpfung neuer Orden, gegenüber dem Dahinwelken, der Fäulniß der alten Gesellschaften war. Jesuiten, Theatiner und Capuciner machten eine Ausnahme von der allgemeinen Fügsamkeit. Die Jesuiten befragten zuerst den Provinzial in Ferrara, dann den General in Rom, und dieser wandte sich unmittelbar an den Papst. Die Antwort war, sie müßten das Interdict beobachten, oder Venedig verlassen. Darauf traten vier Priester ihrer Gesellschaft vor den Dogen, ihm anzuzeigen, daß die Regel ihnen gebiete, das Interdict zu beobachten, wenn solches dem Senat misfalle, müßten sie Stadt und Land verlassen. Die Frage schien so wichtig, daß sie nochmals vor den Senat getragen wurde, welcher den Jesuiten einen kurzen Termin zum Auswandern setzte und die Versicherung beifügte, sie würden niemals zurückkommen dürfen. Am 10. Mai 1606 schiffte sich die Gesellschaft in zwei Barken ein, um zunächst nach Ferrara zu gehen: auf dem Wege zum Hafen war eine Menge Volks aufgestellt, das sich bemühte über den Abzug der Väter große Freude an den Tag zu legen, viele riefen ihnen Schmähungen und Flüche nach; als sie das Schiff besteigen wollten, warfen sie sich vor dem Generalvicarius nieder, der von ihrem Hause Besitz genommen hatte und jetzt ihre Ausweisung leitete; sie erbaten und empfingen seinen Segen. Der Jesuiten Beispiel riß die beiden an-

1) In einer glühenden Rede ruft Baronius: „Perge igitur, sancte pater, quod coepisti, in quo te nemo redarguere potest nimiae festinationis, quod dicat Paulus ad christianos fratres scribens, ecclesiam in promptu habere ulcisci omnem inobedientiam, in promptu hoc illi faciendum praecipit. Tua vero Sanctitas in his diutius est immorata, scribens, dilationemque iterans in hunc usque diem. Ego, ut ingenue fatear, exsulto spiritu et superabundo gaudio.“

dern Orden nach sich; Vendramino, der Patriarch von Venedig, begab sich nach Padua. Der Papst war erstaunt; nimmer hätte er sich bei den Venetianern einer solchen Festigkeit, bei der Geistlichkeit einer solchen Präponderanz der zeitlichen Interessen versehen. Er dachte zuweilen an Kriegsgewalt, in den Congregationen erwachte einstens eine kriegerische Stimmung, der Cardinal Sauli sprach von Züchtigung der Venetianer; es wurden Völker geworben, die Besatzungen verstärkt, ein Kriegsrath, in dem 16 Cardinäle saßen, übernahm die Leitung dieser Zurüstungen. Den Krieg selbst durfte Paul nicht versuchen. Venedig war mit den meisten der teutschen Höfe in genaue Berührung getreten, es konnte auf den Beistand aller Protestanten in Holland und Teutschland zählen. Eine höchst gefährliche Zerrüttung Italiens, der katholischen Welt überhaupt, würde die unausbleibliche Folge eines Angriffs geworden sein. Den Dogen vor die Inquisition zu ziehen und ihn als Ketzer verurtheilen zu lassen, wie Paul einen Augenblick das Vorhaben hatte, konnte zu nichts führen, waren auch die Beweise von der Ketzerei noch so schlagend. Es mußte am Ende der Weg diplomatischer Verhandlung gesucht werden, nicht zwar durch die Betheiligten selbst, deren Entzweiung war dazu zu feindlich, sondern durch Vermittlung befreundeter Mächte. Spanien und Frankreich waren diejenigen, welchen ein solches Geschäft anheimfallen mußte. Freilich gab es in einem, wie in dem andern Reiche eine Partei, welche den Ausbruch der Feindseligkeiten wünschte. In Spanien hofften die eifrigen Katholiken, es werde ein Krieg den heil. Stuhl auf das Neue der engen Verbindung mit der Monarchie zuführen, welche durch das wohlverstandene gemeinschaftliche Interesse gefodert wurde; es hofften die Statthalter der italienischen Landschaften, es werde ein Krieg ihre Macht noch vergrößern, es hoffte insbesondere der Statthalter in Mailand, Peter Enriquez, Graf von Fuentes, Gelegenheit zu finden, seinen blutigen Haß gegen Frankreich zu befriedigen, oder wie der beinahe 80jährige Mann es ausdrückte, einzukehren in voller Rüstung in das Paradies, denn wie keiner, hatte Fuentes den unersättlichen Ehrgeiz, die heimtückische Politik des französischen Hofes ergründet; der spanische Gesandte in Rom zählte auf reiche Pfründen für seine Angehörigen, im Falle der Papst mit den Venetianern zu weiterem Bruche und in Verlegenheiten geriethe. Wie in Spanien die Zeloten und Patrioten, so bewegten sich in Frankreich die Protestanten. Sully und seine Glaubensgenossen hätten einen italienischen Krieg gewünscht, wäre es auch nur gewesen, um den von Spinola bedrängten Niederländern eine Diversion zu bereiten. Darum drückt sich Sully in seinen Memoiren so ungemein ungeschickt und trivial über diese Wirren aus; seine eigentliche Meinung zu offenbaren, hielt er seiner Stellung als Minister für ungeziemend. Die Parteien der Bewegung brachten es auf beiden Seiten zu Demonstrationen. Fuentes ließ Truppen werben, an die 8000 Mann soll er in Bereitschaft gehabt haben. Der König von Spanien, in einem Schreiben an den Papst, vom 9. Juli 1606, sagte seine Hilfe zu, wenn auch in allgemeinen Ausdrücken. In Frankreich wurden dem venetianischen Botschafter Anerbietungen für Truppenwerbungen gemacht: er meinte, in Monatszeit ein Heer von 15,000 Franzosen zusammenbringen zu können. Diese kriegerischen Richtungen erhielten jedoch nirgends die Oberhand. Der allgewaltige Premier-Minister in Spanien, Lerma, wünschte in dem Gefühle seiner Unfähigkeit und in dem Erkenntnisse der unglaublichen Schwäche der Monarchie, alles Ernstes die Ruhe zu erhalten, und die streng katholische Richtung von Villeroy, dem Staatssecretair in Frankreich, hätte nie zugegeben, daß sich sein König zu den Feinden des Papstes geselle. Heinrich IV. begriff, daß er seine verrückten Entwürfe um den ewigen Frieden, deren erstes Resultat die Vernichtung aller katholischen Macht sein mußte, auf das Spiel setze, wenn er für die Republik wider den Papst das Schwert ziehe. Philipp III. schrieb nochmals den 3. August an den Papst, er werde ihn unterstützen, aber zum Guten, nicht zum Bösen, sodann müsse er Sicherheit haben für Erstattung der Kosten. Es zerschlugen sich hiermit die Möglichkeiten eines Kriegs. Die beiden Mächte wetteiferten nur, welche am meisten zu dem Frieden beitragen und dabei ihren Einfluß am gründlichsten befestigen, am glänzendsten leuchten lassen könne; zu solchen Endzwecken kamen nach Venedig, 14. Nov. 1606, des Herzogs von Lerma Neffe, Franz von Castro y Portugal, der später aus dem achten Grafen von Lemos ein Mönch geworden ist, und für Frankreich der Cardinal von Joyeuse. Der Cardinal fand es nicht schwierig, seinem Mitbewerber den Rang abzulaufen, in Venedig war alles für Frankreich gestimmt, das Volk, die Regierung, der geheime Illuminatenbund, der um jeden Preis die neue Lehre einführen wollte, und auch der Papst, das eigentliche Interesse der Kirche verkennend, überschätzte den Werth der ihm von Frankreich bewiesenen Aufmerksamkeiten, die Dienste, die er von Joyeuse und der fanzösischen Partei im Conclave empfangen, und die Ehre, daß er des Dauphins, nachmaligen Ludwig's XIII., Pathe geworden war. Schwieriger ergab es sich für die Vermittler, die gegenseitigen Foderungen der streitenden Mächte zu vereinigen. Vor Allem verlangte der Papst die Suspension der Gesetze von 1603 und 1605, davon sollte die Suspension der Censuren abhängen. Als diese Foderung der Republik mitgetheilt wurde, kam sie im Januar 1607 zur Berathung; von dem Collegium nicht gradezu verworfen, veranlaßte sie in dem Senat achttägige Debatten. Eine gemäßigte Partei faßte Hoffnung, ein Auskunftsmittel durchzusetzen, allein es trafen bestimmtere Nachrichten von der Unentschlossenheit des spanischen Cabinets ein, und daß im schlimmsten Falle Fuentes, auf seine eigenen Mittel reducirt, der zugesagten Mitwirkung von 8000 Neapolitanern und 8000 Spaniern würde entbehren müssen „e fu per ciò preso la total negativa di so spensione,“ mit 99 gegen 78 Stimmen. Joyeuse, durch das dem Papste gegebene Wort gebunden, wußte den Antrag nochmals, im März, zur Berathung zu bringen. Von den vier Opponenten im Collegium trat einer zurück, im Senat kam es zwar nicht zu förmlicher und ausdrücklicher Suspension, aber zu dem Beschlusse, daß die

Republik mit gewohnter Frömmigkeit sich betragen werde. In diesen dunkeln Worten meinten der Gesandte und der Papst die Erfüllung ihres Wunsches zu vernehmen. Der Papst suspendirte die Censuren. Sogleich erhob sich, sehr unerwartet, eine andere Schwierigkeit. Die Republik weigerte sich die Jesuiten, gegen welche im Juni 1606 ein Verbannungsdecret gegeben worden, wieder aufzunehmen. Joyeuse ließ sich die Sache der Gesellschaft sehr angelegen sein, aber ein unüberwindlicher Widerstand wurde ihm entgegengestellt. Er trat selbst eine Reise nach Rom an, um den Papst zu überzeugen, daß sich für jetzt keine Möglichkeit ergebe, die Jesuiten wieder herzustellen. Er wagte es nicht, unmittelbar nach seiner Ankunft, 17. März, sich dem Papste zu nähern. Baronius mußte es vielmehr, auf des Cardinal du Perron Ersuchen, übernehmen, den Papst vorzubereiten. Gesprächsweise erwähnte Baronius der Ankunft des Cardinals von Joyeuse, der wol sicherlich, meinte der Erzähler, eine sehr gnädige Aufnahme finden dürfte. Denn außerordentliche Mühe habe Joyeuse sich geben müssen, um ein erträgliches Abkommen durchzusetzen. Dafür gebühre ihm der Dank aller Katholiken und man hoffe, daß Se. Heiligkeit, in Erwägung, daß die von Joyeuse erlangten Bedingungen ihr im Namen des Königs von Frankreich geboten, nicht mit aller Strenge auf ihrem Rechte beharren würde. Am folgenden Tage kam Joyeuse zur Audienz. Er trug den Stand der Unterhandlung vor, verhehlte nicht, daß die Zurückberufung der Jesuiten einem andern Zeitpunkte vorbehalten sein müsse, meinte aber doch ein untrügliches Mittel gefunden zu haben sie herbeizuführen, wenn anders Se. Heil. ihm die nothwendige Unterstützung nicht versage. Das Mittel wollte er jedoch nur dann offenbaren, wenn der Papst sich in Betreff der übrigen Punkte ausgesprochen haben würde. Die ganze Nacht brachte Paul in peinlicher Unruhe hin. „Ich litt den Kreuzestod," sagte er am Morgen zu Joyeuse und Neufville d'Allincourt, die er zu sich bescheiden lassen, um das Geheimniß zu vernehmen. Der Cardinal erwiederte, es möge Se. Heil. die Bulle für die Revocation des Interdicts und für die Absolution ihm anvertrauen, die werde er in Venedig blicken lassen, und solcher Anblick müsse eine den Jesuiten günstigere Stimmung bei allen denjenigen erwecken, welche nach Frieden verlangten, und die jetzt schon eine bedeutende Majorität ausmachten. Da bezweifelten viele immer noch des Papstes Aufrichtigkeit, und meinten, er suche nur Zeit zu gewinnen, um dann plötzlich verstärkt durch alle Streitkräfte der spanischen Monarchie, die Republik anzufallen; die Ansicht der Bulle würde jeden Zweifel verscheuchen, und an dessen Stelle sofort die vollkommenste Willfährigkeit für alle Wünsche des heil. Vaters treten. Wenige Wirkung machte dieser Vortrag, Paul betheuerte, er würde sich niemals mit den Venetianern vergleichen, sie hätten denn die Jesuiten zurückgerufen. Sein Wort habe er der Gesellschaft verpfändet, seinen Getreuen, deren einziges Verbrechen unverbrüchliche Anhänglichkeit zu dem Oberhaupte der Kirche sei. Joyeuse, nicht wenig betroffen durch eine so bestimmte Erklärung, mußte seinen Collegen du Perron zu Hilfe rufen, und dieser, noch Patient, wendete seine ganze Theologie und Diplomatie gegen den immer in Zweifel sich verwickelnden Papst an. So lebhaft wußte du Perron die aus einer unzeitigen Hartnäckigkeit hervorgehenden Nachtheile darzustellen, daß Paul zuletzt für den Fall einwilligte, daß die Restitution der Jesuiten nicht durchgesetzt werden könnte, sich mit einer, in den Vergleich aufzunehmenden Clausel zu begnügen, des Inhalts, daß der Papst in keiner Weise die Interessen der Gesellschaft verabsäumt habe. Auf der Stelle aber ergab sich eine neue Schwierigkeit, um den Ort, wo die Revocation des Interdicts zu verkündigen. Der Papst wollte, daß dieses zu Rom geschehe, damit nicht die Spanier genöthigt würden zu glauben, man wolle ihnen jeden Antheil an dem Geschäfte verweigern. Du Perron und Joyeuse stimmten für Venedig, um auch in diesem Punkt die Überlegenheit des französischen Einflusses zu bethätigen, und das mußte der Papst nach langem Widerstreben sich gefallen lassen. Er versprach, die Revocation an Joyeuse auszuhändigen, der sich aber verpflichten mußte, keinen Gebrauch davon zu machen, er habe denn zuvor alles erschöpft, was zum Besten der Jesuiten zu versuchen möglich wäre. Endlich versprach Paul, den Vergleich, wie er ihm von den französischen Gesandten vorgelegt würde, anzunehmen. So weit war die Angelegenheit gediehen, als ein Schreiben von Franz de Castro aus Venedig (1. April 1607) beinahe alles rückgängig gemacht hätte: es meldete dieser Gesandte dem Papst, er dürfe nur auf der Wiederaufnahme der Jesuiten bestehen und sie würde ihm zugestanden werden. Du Perron hatte den gewaltigen Eindruck, den diese Mittheilung auf Paul's Gemüth gemacht hatte, noch keineswegs heben können, als neue Depeschen von Castro sowol, als dem spanischen Gesandten in Venedig Iñigo de Cardenas eintrafen, von einer dem Schreiben vom 1. April gradezu entgegengesetzten Richtung. Der Doge Donato, der mehrmals Gesandter in Spanien gewesen war, unterhielt daselbst einflußreiche Verbindungen, und indem er fürchtete, doch endlich den Bemühungen der Franzosen um die Jesuiten weichen zu müssen, ließ er seine Freunde auf den Herzog von Lerma wirken. Dieser blind den Dominikanern ergeben, denen er eben zu Valladolid ein Kloster, vielleicht das prächtigste im ganzen Orden, und ein zweites in seinem Schlosse zu Lerma erbaut hatte, war kein Freund der Jesuiten, und leicht ließ er sich beibringen, daß es unrecht sei, einen Staat zu nöthigen ungehorsame Unterthanen wieder aufzunehmen. In diesem Sinne instruirte er die Gesandten in Venedig, und darum mußte Castro seine frühern Schritte zurücknehmen [2]). Der Abfall der Spanier verwunderte und betrübte den Papst in gleichem Maße; irgend ein tiefer liegendes Geheimniß darunter verborgen wähnend, fühlte er sich um so mehr zur Nachgiebigkeit in

---

2) Sentendo (Castro und Cardenas) che Franciosi insistevano nell' introduzione de' Gesuiti, scrissero a Roma et a Venezia, che non trattassero di ciò, dando ragione alla republica di non volere capitolare con gente suddita, che l'aveva si gravemente offesa.

der Sache der Jesuiten geneigt. Noch war eine Disciplinarfrage zu erledigen; eine Partei in dem h. Collegium, die den Interessen Spaniens ergeben war, meinte, die venetianischen Bischöfe, die dem Interdict ungehorsam gewesen, könnten nicht in der allgemeinen Absolution einbegriffen sein, sondern müßten angehalten werden, persönlich in Rom die Absolution nachzusuchen. Abermals war du Perron gerüstet, um dem Papst solchen Scrupel auszureden. Dergleichen, sagte der gewandte Unterhändler, würde von Leuten erdacht, die dem Frieden die Unruhe vorzögen; wolle man die Bischöfe von der übrigen Klerisei trennen, so würden sie ungezweifelt mit Hartnäckigkeit behaupten, daß sie keinen Censuren verfallen gewesen, der Senat würde nicht verfehlen, Partei für sie zu nehmen, und die Flamme der Zwietracht, die im Erlöschen begriffen unter den Laien, könnte zu neuem Brande auflodern unter den Geistlichen. Wiederum übermannt, ertheilte der Papst an Joyeuse die Vollmacht, auch die Bischöfe, selbst in Hinsicht der Culpa, zu absolviren. Ohne Säumen eilte der Cardinal nach Venedig, um noch einmal die Sache der Jesuiten zu verhandeln; lebhaft sprach er für sie, betheuerte, daß ohne ihre Wiederkehr nimmermehr das Interdict gehoben werden solle. Lächelnd horchte seiner stürmischen Rede der Doge, dann sprach er von den Mittheilungen, welche die spanischen Gesandten ihm von ihren Instructionen gemacht haben. Es sei demnach unnöthig um einen Punkt zu streiten, der längst entschieden wäre. Der Cardinal verstummte, und es war nur mehr Rede von Auslieferung der beiden, auf Geheiß der Republik verhafteten, Geistlichen. Sie war stipulirt, aber bei der Auslieferung wollte die Signoria zugleich eine Rechtsverwahrung einlegen. Dagegen setzte sich der Papst auf das Entschiedenste. Ein wunderlicher Ausweg wurde beliebt. Der Secretair des Senats führte die Gefangenen in den Palast des französischen Gesandten, und übergab sie ihm „aus Rücksicht," sagte er, „für den allerchristlichsten König, und mit dem Vorbehalt, daß das Recht der Republik, ihre Geistlichen zu richten, damit nicht geschmälert sein solle." „So empfange ich sie," antwortete der Gesandte, und führte sie dem Cardinal von Joyeuse zu, der in einem andern Zimmer auf- und abging. „Dies sind die Gefangenen, die dem Papste auszuantworten sind," sagte der Gesandte, ohne des Vorbehalts zu erwähnen. Ohne ein Wort zu entgegnen, ließ der Cardinal sie dem päpstlichen Commissarius überliefern, der sie mit dem Zeichen des Kreuzes annahm. Dem sollte die Aufhebung der Censuren, die Ertheilung der Absolution folgen. Wiederum erhoben die Venetianer Einwendungen, sie blieben dabei, daß die Censur in sich null und nichtig gewesen sei, und daß sie demnach keiner Lossprechung bedürften. Joyeuse erklärte, die Formen der Kirche könne er nicht ändern. Endlich kam man überein, daß die Absolution ohne die gewöhnliche Öffentlichkeit gegeben werden solle. Am 21. April 1607 erscheint Joyeuse, von dem Gesandten du Fresne begleitet, in dem Collegium, wo der Doge und 25 der bedeutendsten Senatoren sich eingefunden hatten. Bei verschlossenen Thüren wurde das Revocationsbreve verlesen, dann ertheilte der Cardinal dem Senat und allen Ständen der Republik die Absolution; über den Hergang wurde sofort in der Zeugen Gegenwart ein Protokoll aufgenommen, was zugleich der Auslieferung der beiden Geistlichen gedachte. Die Thüren wurden geöffnet, und Franz de Castro trat herein, um dem Senat seinen Glückwunsch für die bewerkstelligte Aussöhnung darzubringen. An demselben Tage erließ der Doge ein in gemessenen Ausdrücken abgefaßtes Circulare, worin den Patriarchen, Bischöfen und Erzbischöfen, Generalvicarien, Äbten, Pfarrern und andern geistlichen Obern des Staatsgebietes angekündigt wurde, daß das Interdict aufgehoben sei, der Senat seine, gegen die Censuren erhobene, Protestation zurücknehme, nach Wiederherstellung der Eintracht mit dem h. Stuhle Doge und Senat dem Papste nach wie vor die Verehrung zollten, welche gehorsame Söhne dem gemeinsamen Vater der Gläubigen schuldig wären. Schon vorher und seitdem die Absolution im Werke gewesen, hatten die Priester, welche dem Interdict ungehorsam gewesen waren, sich von ihren Obern Verhaltungsbefehle erbeten, auch in deren Erwartung sich der Übung ihres Amtes enthalten, um durch diesen verspäteten Gehorsam scheinbar wenigstens ihre Ehrfurcht den Censuren zu bezeigen. Nicht so durchaus zum Vortheil der Venetianer, wie gewöhnlich angenommen, waren hiemit die streitigen Punkte erledigt. Die Gesetze, die dem Papste anstößig, waren suspendirt, die verhafteten Geistlichen ihm überliefert; die Absolution hatten die Venetianer annehmen müssen, wenn auch nur unter Beschränkungen, und so viel möglich versteckt. Hingegen fand sich der Papst in dem Nachtheil, daß er in Bezug auf die Jesuiten eine auffallende und wenig ehrenvolle Concession hatte machen müssen, der ganzen Welt zum Aufsehen. Aber es hatte der venetianische Klerus und demnächst Philipp III. ihn aufgegeben: von seiner eigenen Streitmacht, von seinen natürlichen Verbündeten verlassen, wußte Paul gleichwol mit großer Gewandtheit das Ansehen der Kirche im Allgemeinen zu handhaben. Seitdem kehrten wenigstens äußerlich die Verhältnisse des h. Stuhles zu Venedig in das alte Gleis zurück. Den ersten Gesandten der Republik empfing Paul mit der Versicherung, das Alte sei beseitigt, alles werde neu; später beklagte er zuweilen, daß Venedig nicht vergessen wolle, was er vergessen habe, er zeigte sich so mild und nachgiebig wie einer seiner Vorfahren. Aber damit wurden im Grunde nur neue Feindseligkeiten vermieden, die innern Gegensätze blieben, und eigentliches Vertrauen stellte sich nicht eher ein, als bis der Erzherzog Ferdinand die Reformation von Innerösterreich vollendet und auch in den übrigen Erbstaaten angeordnet hatte. Der Verbindung mit den teutschen Protestanten, oder wenigstens der Möglichkeit, von ihnen Hilfe zu empfangen, beraubt, befanden sich die Illuminaten in Venedig außer Stand, ihr Regiment nach den Maximen des Doge Donato fortzusetzen.

In derselben unvollständigen Weise, wie die Irrung mit Venedig, wurde der Streit zwischen Jesuiten und Dominikanern beseitigt. Ihn hatte zuerst des Jesuitengenerals Aquaviva Studienordnung von 1584 veranlaßt,

worin er zugibt, daß St. Thomas von Aquino, der Doctor Angelicus, an dessen Lehre S. Ignatius ausdrücklich seine Schüler gewiesen hatte, allerdings der beifallswürdigste Kirchenvater sei, doch möge es ein unerträgliches Joch heißen, wenn man in allen Dingen des Engels der Schulen Fußtapfen folgen, gar keine eigene, freie Meinung hegen sollte. Von neuern Theologen sei manche alte Lehre besser begründet und manche neue Wahrheit herausgehoben worden, die trefflich zur Bekämpfung der Ketzer diene; in solchen Dingen möge man diesen Doctoren folgen. Eine gewaltige Gährung wurde durch des Generals Äußerung in ganz Spanien hervorgerufen, denn da waren die Katheder noch größtentheils von Dominikanern eingenommen. Man erklärte die Studienordnung für das anmaßendste, verwegenste, gefährlichste Buch, ging König und Papst und Inquisition darum an. Ungleich lebhafter mußte die Bewegung werden, als des Jesuiten Ludwig Molina Buch: **de gratia Dei cum libero arbitrio in nobis ad salutem cooperante, 1573,** worin dem freien Willen des Menschen größerer Spielraum vindicirt, wie er in dem Thomistischen Lehrbegriff angenommen, von den Jesuiten dem beiweitem größern Theile nach, gegen die harten Anfechtungen der Dominikaner in Schutz genommen wurde. Ein großer Streit, bei dem auch die Politik sich betheiligte, trennte seitdem und für immer die beiden Orden. Clemens VIII., dessen höchstes theologisches Interesse diesem Streite zugewendet war, hat, zum Theil aus Politik, einer Entscheidung sich enthalten, nachdem doch in seiner Gegenwart 65 Versammlungen, 37 Disputationen über alle Punkte, welche hierbei zu Frage kommen konnten, stattgefunden hatten, nachdem er selbst Verschiedenes darüber geschrieben hatte. Paul V., die Sache mit dem Eifer ergreifend, der überhaupt den Anfang seiner Verwaltung auszeichnet, schien sie alles Ernstes einem Ausgange entgegenzuführen; vom 14. Sept. 1605 bis 1. März 1606 wurden 17 Versammlungen in seiner Gegenwart gehalten; nicht minder als sein Vorgänger begünstigte er die Dominikaner, denn grenzenlose Verehrung empfand er für St. Thomas von Aquino. Im Oct. und Nov. 1606 wurden Versammlungen gehalten, um die Form für die Verdammniß der Molinistischen Lehre festzusetzen, die Dominikaner glaubten den Sieg in Händen zu haben. Der Papst hielt inne. Eine Weile ließ er die Sache ruhen, dann consultirte er nochmals am 28. Aug. 1607 die zur Untersuchung der Sache verordneten Cardinäle, und drei Tage darauf gab er eine Erklärung, durch welche Disputatoren und Consultatoren nach ihrer Heimath entlassen wurden: die Entscheidung werde zu seiner Zeit bekannt werden, indessen sei es Sr. Heiligkeit ernstliche Willensmeinung, daß keine Partei die andere verunglimpfe. Die Molinistische, so vielfach angefochtene, Meinung ist nicht bestätigt und nicht verworfen worden. Es sind dieses die beiden wichtigsten Angelegenheiten der Regierung Paul's V., denn was uns Sully erzählt von seinem Beitritte zu der großen Union, welche, um den immerwährenden Weltfrieden zu begründen, dem Hause Österreich alle seine Länder entreißen sollte, scheint doch nur auf Plaudereien zwischen König Heinrich IV. und seinem Minister und zwischen dem Nuntius Ubaldini sich zu beschränken. Ubaldini berichtete dem Könige, es wolle der Papst für den Dienst der Union 10,000 Fußgänger, 1500 Reiter und acht Kanonen aufbringen, wenn anders Frankreich für einen Zeitraum von drei Jahren den Unterhalt dieser Völker übernehmen und hinreichende Bürgschaft bestellen wolle, daß das Königreich Neapel dem Kirchenstaate einverleibt werde. Außerdem müsse noch versprochen werden, daß nur ein Katholik die Kaiserkrone empfangen könne, daß die katholische Religion in allen ihren Rechten, die Geistlichkeit bei ihren Freiheiten und Privilegien geschützt werden würde, daß es den Protestanten nicht vergönnt sein sollte, sich in Ländern niederzulassen, die ihnen zur Zeit der Unterzeichnung des Traktats verschlossen gewesen. Für alles das soll Ubaldini von dem Könige ein feierliches Versprechen empfangen haben. Paul V. war weit entfernt, sich im Ernste mit so weitaussehenden, gefahrvollen, kindischen Projecten zu befassen, vielmehr erzeigte er sich, belehrt durch die Erfahrungen mit Venedig, ruhig und gemäßigt; er verstand es, den Frieden zwischen den katholischen Mächten aufrecht zu erhalten, und nicht selten gab er den Ton einer gemeinschaftlichen Politik an. Wie sehr es ihm angelegen war, jede Veranlassung zu möglichen Reibungen alsbald zu entfernen, erkennen wir aus seinen Bemühungen, den Zwist der Herzoge von Savoyen und Mantua zu vermitteln. Den Erzherzog Matthias mit dem Kaiser Rudolf zu versöhnen, entsandte er den Anton Gaetani, und nachmals den Cardinal Millini nach Teutschland. Dem Kaiser Rudolf bewilligte er für seinen Türkenkrieg Hilfsvölker und Subsidien, und dem Kaiser Ferdinand kam er in dem böhmischen Kriege durch Bewilligungen aus den geistlichen Gütern und Gefällen zu Hilfe. Überhaupt scheint Paul in reifern Jahren in seiner Vorliebe für Frankreich erkaltet zu sein. Manches war dort geschehen, das ihn verletzen mußte. Im J. 1608 vereinigten sich, auf seinen Betrieb, die französischen Cardinäle und Prälaten zu einer Eingabe an den König, um, was schon mehrmals versucht worden, die Publication des tridentinischen Conciliums zu erlangen. Abermals wurde sie verweigert, nicht zwar aus Gründen, sondern weil der König dem Papst seinen Unwillen zu erkennen geben wollte. Heinrich hatte seinem Bastard, dem Marquis von Verneuil, das Bisthum Metz zugedacht, weil der aber noch ein Knabe von sieben Jahren war, wurde eine doppelte Dispens erfoderlich, der Geburt und des Alters wegen. Von dem Fehler der Geburt dispensirte Paul ohne Bedenken, in Ansehung des andern Gebrechens berief er sich auf die kanonischen Satzungen und die Disciplin der Kirche, durch welche ihm jede Nachsicht hierin untersagt wäre. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte ihm entlockt werden, was im Curialstyl eine Expectative genannt wird, die Zusage, daß jener Knabe dereinst das Bisthum Metz besitzen solle, und die Vergünstigung, daß er jetzt schon den Titel davon annehme. Für solche unvollständige Befriedigung nahm der König seine Rache in der verweigerten Verkündigung des Con-

ciliums. Daß auch die Reichsstände sie verweigerten, wie der Papst von ihnen 1614 jene Verkündigung foderte, wird, bei der Zusammensetzung dieser Stände, Niemanden befremden. Des Jesuiten Suarez Defensio fidei catholicae et apostolicae adversus anglicanae sectae errores erregte in ganz ungewöhnlicher Weise die Besorgnisse des pariser Parlaments, und wurde von demselben am 17. Juni 1614 verurtheilt und den Flammen übergeben. Hiergegen erhob sich Paul mit großer Lebhaftigkeit, erwägend die eigentlichen Tendenzen des, von dem Papa metaphysicorum et anchora papistarum geschriebenen Buchs, und es wurde von Rom aus die Zurücknahme des Verdammungsurtheils gefodert. Weitläufige Verhandlungen führten zu keinem Resultate, bis Ludwig XIII., zur Großjährigkeit gelangt, erklärte, es sei keineswegs seine Meinung, daß durch Handhabung des von dem Parlament ergangenen Verdammungsurtheils, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Oberhaupte der Kirche gestört würden. Indem aber diese ausweichenden Phrasen nur wenig den Papst befriedigen konnten, wurde endlich beschlossen, das Urtheil in suspenso zu lassen; der Streit, der die ernsthaftesten Folgen nach sich ziehen konnte, ruhete bis zum Jahre 1674. Hatte das Parlament die Theorien des Suarez angegriffen, so wagte ein Doctor der Sorbonne, Edmund Richer, in seinem Tractat de potestate ecclesiastica einen Angriff anderer Art auf die unumschränkte Gewalt des Papstes und die Autorität der Bischöfe. Bemühet, in aller Weise die Befugnisse der weltlichen Macht auszudehnen, auch den sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche den möglichsten Spielraum zu erstreiten, erregte Richer den Unwillen nicht nur, sondern auch die Besorgnisse Paul's V., der sich nur unvollständig beruhigte, als das Buch in Frankreich selbst censurirt, und der Verfasser des Syndicats bei der theologischen Facultät entsetzt wurde (1612). Mit König Jacob von England kam Paul zu Berührungen von der delicatesten Beschaffenheit. Während das Parlament sich mit dem neuen, die Katholiken bedrohenden Strafcodex beschäftigte, und besonders mit dem Treueid, welche ein Mittel sein sollte, die Katholiken in zwei Classen zu scheiden, je nachdem sie die rechtlichen Ansprüche des Papstes anerkennen, oder verwerfen würden, ergriff Paul die Gelegenheit eines Besuches, den der Herzog von Guise in England abstattete, um in dessen Gefolge einen Abgeordneten einzuführen. Von den zwei diesem anvertrauten Schreiben war das eine an Blackwell, den Erzpriester, gerichtet, und gab ihm auf, kraft päpstlicher Autorität alle aufrührische und verrätherische Umtriebe zu verbieten. Das andere Schreiben, dem König selbst zugedacht, bezeigte den tiefsten Abscheu gegen die letzte Verschwörung und erbat königlichen Schutz den unschuldigen Katholiken. Jacob äußerte Freude, und ließ dem Gesandten das übliche Geschenk reichen, doch war seine Antwort kalt und unbefriedigend. Gegen den Herzog von Guise hingegen ließ er mündlich sich ganz anders vernehmen. „Zwischen den verschiedenen Bekenntnissen walte am Ende doch nur ein kleiner Unterschied; das seine halte er für das beste, nicht aus Staatsgründen, sondern aus Überzeugung stamme diese seine Anhänglichkeit, aber gern höre er auch Andere. Ein Concilium versammeln zu wollen, würde allzu schwierig fallen, er wünsche nur, daß man eine Zusammenkunft gelehrter Männer veranstalte, um eine Aussöhnung zu versuchen. Komme der Papst mit einem einzigen Schritte ihm entgegen, so werde er von seiner Seite vier Schritte thun. Auch er versage keineswegs seine Anerkenntniß der Autorität der Kirchenväter: St. Augustin gelte ihm mehr, als Luther, St. Bernhard mehr als Calvin, ja er sehe in der römischen Kirche, in der heutigen Kirche, die wahre Kirche, aller andern Mutter, nur bedürfe sie der Reinigung. Er bekenne, was er freilich einem Nuntius nicht, doch dem Freunde und Vetter anvertrauen könne, daß der Papst das Haupt der Kirche, der oberste Bischof sei. Deshalb geschehe ihm großes Unrecht, wenn man ihm als Ketzer, oder Schismatiker fluche; ein Ketzer sei er nicht, denn er glaube eben das, was der Papst glaube, nur daß dieser einiges mehr annehme: er sei auch kein Schismatiker, denn er halte den Papst für das Oberhaupt der Kirche." Ohne Zweifel sprach Jacob gegen den Prinzen seine eigentliche Denkweise aus, gleichwol wurde der Strafcodex mit allen seinen schrecklichen Bestimmungen durchgesetzt, und Paul, nicht weiter achtend der Ermahnungen des Königs von Frankreich, der die größte Behutsamkeit empfahl, damit nicht eine gänzliche Ausrottung des katholischen Glaubens in England erfolge, erließ das Breve vom 22. Sept. 1606, worin er die englischen Katholiken in theilnehmender und eindringlicher Weise über die auf ihnen lastende Verfolgung zu trösten sucht, sie zur Standhaftigkeit ermahnet, sie beschwöret, unter keinem Vorwande, wie der auch zu erdenken, die ketzerischen Tempel zu besuchen, noch den daselbst vorgetragenen Predigten beizuwohnen, noch überhaupt sich bei den Feierlichkeiten der Ketzer zu betheiligen. Sodann untersagte er ihnen die Leistung des neuen Eides, indem er Dinge enthalte, die gradezu dem Glauben entgegen und dem Seelenheil verderblich wären. Dieses Breve wurde besonders von Blackwell, dem Erzpriester, mit tiefem Schmerze empfangen; die schlimmen Folgen, die er davon befürchtete, möglichst abzuwenden, fügte er der Verkündigung hinzu, es sei das Breve nur als eine Privatansicht Paul's V. zu betrachten. Dieses wurde nach Rom berichtet, und daß die meisten nicht nur den Eid leisteten, sondern auch mit dem Wahne sich trügen, daß sie, unbeschadet ihrem Gewissen, schwören könnten, indem der Eid nur die dem Fürsten schuldige Treue beträfe, auch sich ferner überredeten, daß man nur die Absicht derer, die den Eid schwören, in Erwägung ziehen dürfe, keineswegs aber die boshaften, oder falschen Auslegungen, welche derselbe empfangen könnte. Hiergegen zu warnen, richtete der Papst zu Anfange des Jahres 1607 ein zweites Breve an die katholischen Engländer, worin er zuerst seine Verwunderung ausdrückt, daß von mehren Katholiken das erste Breve als das Ergebniß von den Einflüsterungen und Zudringlichkeiten seiner Räthe betrachtet werde, sodann alle Gläubige beschwöret, dasselbe vielmehr als den innigsten Ausdruck seiner vollen Über-

zeugung aufzunehmen, und nochmals sie ermahnet, den Eid zu verweigern. Blackwell selbst erlag der Verfolgung, die, wie er vorausgesehen, durch die Breven sehr gesteigert werden mußte, und erließ vom Kerker aus ein Rundschreiben an seine Glaubensgenossen, daß er den Eid in dem Sinne, wie der Gesetzgeber ihn erkläre, geleistet habe, und er sie berechtigt glaube, seinem Beispiele zu folgen (7. Juli 1607). Seinen Gründen und Ausführungen setzte Bellarmin das Schreiben vom 28. Sept. 1607 entgegen, worin in bittern Ausdrücken die Handlung des Erzpriesters gerügt und aufgestellt wurde, daß niemand den Eid schwören könne, ohne dem Primat des apostolischen Stuhls abzusagen. Blackwell vertheidigte sich (13. Nov. 1607), indem er den Eid, der gefodert werde, um die Unterthanen in der Treue gegen ihren Fürsten zu befestigen, von einem Eide unterscheidet, der ausdrücklich dem päpstlichen Primat entgegengesetzt sein würde. Er lehrte auch, daß die Gewalt des Papstes ihre natürliche Grenzen habe, und nicht auf das Zeitliche auszudehnen sei, außer in dem Falle der höchsten Nothwendigkeit und der dringendsten Gefahren. Der Papst antwortete durch die Ernennung Birket's an Blackwell's Stelle, König Jacob aber, in seinem Zorne bis aufs Äußerste gesteigert, verordnete neue Hinrichtungen, und schrieb den berühmten Tractat: **Triplici nodo triplex cuneus, sive apologia pro Juramento fidelitatis**, dem Persons und Bellarmin eine Widerlegung entgegensetzten. Aber weder die Schriften Jacob's und seiner Theologen, die ihm helfen mußten, **le livre le plus fou et le plus pernicieux, qui se soit jamais fait sur tel sujet** (*la Boderie*), schreiben, noch die Repliken seiner Gegner brachten den Streit zur Entscheidung, der vielmehr den größten Theil des Jahrhunderts hindurch die Katholiken in England entzweite. Wenn die Mehrzahl den Eid verweigerte, leisteten ihn doch viele sehr angesehene Laien und Kleriker.

Hingegen erfreuten sich die auswärtigen Missionen während der Regierung Paul's V. eines besondern Fortgangs; mit gleichem Eifer, mit weltumfassender Thätigkeit wurde in Indien, China, Japan, auf dem Hochlande von Äthiopien, in Persien, am Tigris und Euphrat, in Congo, das Evangelium verkündigt. In Decan hatte der Jesuit P. Nobili eine früher ungekannte Methode gefunden, um selbst den höchsten Kasten das Christenthum annehmlich zu machen, und von ungemeinen Erfolgen war seine Sendung begleitet: im J. 1607 hatte er bereits 70 Braminen gewonnen. An dem Hofe von Delhi empfingen, wie Akbar kaum die Augen geschlossen, drei Prinzen, aus dem Geschlechte Tamerlan's, die Taufe; 1621 wurde in Agra ein Jesuitencollegium, in Patna eine Station gegründet, 1627 hatte Paul zu Cranganor ein Erzbisthum errichtet. In China wirkten Männer, wie Ricci und Trigaut und Hunderte von Predigern, die im Glaubenseifer wenigstens den genannten zu vergleichen waren. In Nanking wurde 1611 die erste Kirche geweiht, 1616 gab es deren bereits in fünf Provinzen des Reichs. Den drohenden Stürmen wußten die Jesuiten auszuweichen, so eng wie möglich schlossen sie sich den Gebräuchen des Landes an; dazu wurden sie in einem und dem andern Stücke 1619 von Paul V. ermächtigt, und so verging denn kein Jahr, wo sie nicht Tausende bekehrten. In Japan, wo man 1579 an die 300,000 Christen gezählt, wo der 1606 verstorbene P. Valignano 300 Kirchen, 39 Residenzen gegründet hatte, war eine schwere Verfolgung über Lehrer und Schüler gekommen. Aber sie erzeigten sich größer, als die Verfolgung. Den Märtyrertod begehrten die Neubekehrten, eine Märtyrersodalität hat sich gebildet, deren Mitglieder sich gegenseitig zur Erduldung der bittersten Leiden ermuthigten und abhärteten. Wie unausgesetzt auch in dieser **aera Martyrum** die Verfolgung zunahm, in jedem Jahre gab es neue Bekehrungen, 239,339 von den Jahren 1603—1622. Im Oct. 1615 empfing Paul eine Gesandtschaft aus Japan, die ihm Namens eines der mächtigsten Fürsten des Reichs die Obedienz leistete. In Äthiopien glückte es dem P. Paez, sich bei Hofe Eingang zu verschaffen. Der Großkönig Segued, nachdem er in seinen fortwährenden Kriegen die Wichtigkeit portugiesischer Hilfstruppen erprobt, wünschte mit dem Könige von Spanien in näheres Verhältniß zu treten, Paez machte ihm die Nothwendigkeit begreiflich, daß er vorher dem Schisma entsage. Disputationen wurden angestellt, in welchen der Abuna und seine Mönche unterlagen; der Bruder des Kaisers, Sela-Christos, ein gefeierter Held, wurde bekehrt, unzählige Andere folgten seinem Beispiele, und der Kaiser eröffnete eine Verbindung mit Paul V. und König Philipp III. Es folgten lange Bürgerkriege, in welchen die Verfechter des bisherigen Lehrsystems zuletzt überwältigt wurden. Segued entschied 1621 den Streit über die beiden Naturen in Christo nach dem Sinne der katholischen Kirche; er verbot für den alexandrinischen Patriarchen zu beten, ließ in seinen Städten, in seinen Gärten katholische Kirchen und Kapellen erbauen, empfing von P. Paez, dem er vorher gebeichtet hatte, das Abendmahl. In Congo hatten die Missionen solchen Fortgang, daß der König des Landes sich veranlaßt sah, 1608 einen Gesandten nach Rom zu entsenden: der schwarze Ambassadeur, Anton Emanuel Nigriten, Marquis von Funesta, starb daselbst, empfing aber noch auf dem Todtenbette Paul's V. Besuch. Der Nestorianer Patriarch zu Babylon oder Mosul, Elias, schickte seinen **Archidiaconus camerae**, den Archimandriten Adam nach Rom, wo derselbe 1615 im eigenen Namen und im Auftrage der großen Majorität seines Volkes den Lehren des Nestorius entsagte. In Persien wirkten mit Eifer und Erfolg die unbeschuheten Karmeliter, die sogar in Ispahan ein Kloster sich erbauen durften. Die Mission in Constantinopel gelangte durch den Einfluß des französischen Gesandten zu einer gewissen Festigkeit und Haltung, sodaß sie u. a. den Patriarchen Cyrillus Lucaris, der sich zu Calvin's Meinungen hinneigte, im J. 1621 wenigstens auf einige Zeit zu entfernen vermochte. Die Möglichkeit, ähnliche Resultate auch der Zukunft zu bewahren, gründete Paul den 7. Mai 1613 auf dem Quirinal, bei der h. Susanna-Kirche, in dem Kloster der Barfüßer-Karmeliter, unter des Apostels der Heiden, unter St.

Paul's, Anrufung, ein Seminarium für die Bildung von jungen Geistlichen, welche zu Missionen in den Ländern der Ketzer, Schismatiker, Sarazenen, Heiden und Juden zu verwenden wären, und damit es niemals an evangelischen Lehrern fehle, um in allen Ländern die Wahrheiten der Religion vortragen zu können, verordnete den 31. Juli 1610, daß in allen von Ordensgeistlichen geleiteten Gymnasien mit besonderm Fleiße die linguistischen Studien, besonders hebräische und arabische Sprache, getrieben würden. Er ließ chaldäische Lettern anfertigen, auch ein chaldäisches Brevier drucken. Den Maroniten machte er Geschenke mit Missalen, silbernen Kelchen, priesterlichen Kleidungen, worunter besonders ausgezeichnet ein vollständiger Schmuck für den Patriarchen war; das einfache, gläubige Bergvolk, seine Dankbarkeit für den fernen Oberhirten zu bezeigen, wies seinem Bildnisse eine Stelle an in der Patriarchalkirche zu Kannobin neben dem Altar. In der allgemeinen Richtung der geistlichen Angelegenheiten trat in besonderer Bedeutung hervor die ernst und innigst kirchliche Richtung, die von Paul IV. gegeben, von Pius V. geordnet und geheiligt, seitdem fortwährend im Wachsen begriffen war. Mit großer Aufmerksamkeit wurden die Diptycha und Fasten der Kirche durchblättert, um dem Verdienste Heil. Bekenner und Märtyrer seine Krone, um den künftigen Geschlechtern Beispiele der Nacheiferung und Erhebung zu reichen. Am 29. Mai 1608 wurde Franziska, die Witwe, am 1. Nov. 1610 Karl Borromäus heilig gesprochen. Ignatius von Loyola, Philippus Nerius, die Jungfrau Theresia, Ludwig Beltrandi, Isidor Agricola, Joachim von Siena wurden beatificirt, in die Zahl der Seligen aufgenommen, eben wie, am 29. Oct. 1618 Paschalis Baylon, am 24. Sept. Thomas von Villanova, am 25. Oct. 1619 Franz Xavier, „cum facultate recitandi Officium, ac celebrandi Missam de communi confessoris non Pontificis, quotannis die 2. Decembris.“ Die Festlichkeit des H. Ubaldus, Bischofs von Ugubio, wurde am 26. Oct. 1605 von Paul wiederhergestellt und erneuert, auch ihr der 16. Mai gewidmet. Er erlaubte der Kirche von Salerno, das Fest des h. Gregorius VII. mit Officium duplex und Messe zu begehen, 28. Juli 1609. Er verordnete, daß des H. Casimir, des Jagellonen, Officium in allen Kirchen begangen werde, ließ dasselbe auch in das Brevier und das römische Missale aufnehmen. Dem h. Laurentius Giustiniani, dem Patriarchen von Venedig und dem Schutzengel widmete er besondere Feste und Officien, gleichwie dem Andenken von Stanislaus Kostka, Aloysius von Gonzaga, Jacob Salomon, Margaretha von Castello, Pius V., Philipp und Peregrinus, beide vom Orden der Serviten, eine größere Verehrung. Das Officium der seligen Coletta, Clarissenordens, das von Clemens VIII. allein für die Stadt Gent gegeben war, dehnte er auf die übrigen Klöster ihres Instituts aus. Er verordnete, daß St. Albert, der Bischof von Lüttich, die gebührende Verehrung empfange, nachdem er vorher dessen Ansprüche auf die Martyrpalme begründet gefunden hatte. Dem Karmeliterorden vergönnte er, das Andenken Albert's, des Patriarchen von Jerusalem, zu feiern. Mehre Orden und Congregationen empfingen ihre Bestätigung von Paul V., wie z. B. die Karmelitessen, die unbeschuhten Karmeliter und Barfüßer-Augustiner, die Paulaner, die Ursulinerinnen, 23. Sept. 1611, die Kleriker von dem Oratorium des h. Philippus Nerius in Italien, 26. Juni 1612, die Oratorianer in Frankreich, 10. Mai 1613. Die früher in Italien errichtete Congregation fratrum Joannis Dei, welche sich auch über die Hospitäler von Teutschland, Frankreich und Polen verbreitet hatte, erhob er zu einem förmlichen Orden, unter St. Augustin's Regel, und sollte in demselben den drei Grundgelübden, das vierte, um die Bedienung der Kranken hinzugefügt sein (13. Febr. 1617). Das neue Institut des 40stündigen Gebets hat Paul begünstigt und andern Kirchen mitgetheilt. Die Leitung der Armen-Kinder-Schulen in der Stadt übergab er einer aus Lucca herstammenden Congregation von Weltpriestern St. Mariä, die auch anderwärts dergleichen Schulen anlegen und den Namen der Congregation der h. Mutter Gottes tragen sollte, 14. Jan. 1614; indem aber diese Congregation nachmals die Übernahme der Schulen ablehnte, errichtete Paul (6. März 1617) eine Congregatio Paulina pauperum Matris Dei scholarum piarum, welcher Joseph Calasanza zum ersten Präfect gegeben. Sie sollte die Armenschulen in Rom und einem Umkreise von 20 Miglien regieren. Es ist dieses das Institut der frommen Schulen. Am 6. Oct. 1607 hatte Paul bereits die Brüderschaft Doctrinae Christianae zu einer Erzbrüderschaft erhoben. Zweckmäßige Ordinationen und Statuten schrieb er am 21. März 1608 der Cassinensischen Congregation vor, und am 19. April 1616 bildete er aus den Cistercienserklöstern der Provinzen Aragon, Valencia, Mallorca, Catalonien und Navarra eine eigene Congregation, die zwar dem Ordensgeneral in allen Dingen unterworfen bleiben, jedoch ihren Generalvicar haben sollte. Die weite Entfernung und die Kriege hatten es den Äbten von Cisterz selten verstattet, jene Provinzen zu visitiren, die Anstellung des Generalvicars konnte einem solchen Übelstande abhelfen. Aus ähnlichen Rücksichten trennte Paul die Congregation der Dominikaner von der Observanz, oder die Occitanische Congregation von den übrigen Ordensprovinzen, und der General Augustin Galamini setzte ihr einen eigenen Generalvicar, den Sebastian Michaelis, der diese seine Reform zuerst 1596 in Toulouse eingeführt und dafür 1608 die päpstliche Bestätigung empfangen hatte. Der dem Dominikanerorden angehörigen Erzbrüderschaft vom Rosenkranze gab der Papst alle ihr von seinen Vorgängern verliehenen und in Vergessenheit gerathenen Privilegien zurück. Am 6. Juli 1616 erneuerte er die von Sixtus IV. und Pius V. in Bezug auf die Lehre von der Empfängniß der h. Jungfrau Maria gegebenen Constitutionen. „Impositio majorum poenarum in transgressores, a locorum ordinariis, et haereticae pravitatis inquisitoribus puniendos“ und am 12. Sept. 1617 untersagte er, in actibus publicis die Behauptung aufzustellen, Beatissimam Mariam Virginem in peccato originali fuisse conceptam.“ Der Constitu-

tion „in coena Domini“ hat er durch seine Bulle vom 8. April 1610 verschiedene Bestimmungen hinzugefügt. Das römische Ritual, wie es nach langwieriger Prüfung geordnet wurde, hat er durch eine andere Bulle vom 17. Juli 1614 eingeführt, durch jene vom 2. April 1615 die Universität Paderborn gestiftet. Als weltlicher Gesetzgeber hat er sich ein ehrendes Denkmal durch die Reformation der Tribunále der Stadt Rom, vom 1. März 1611 und die sich ihr anschließende Taxordnung für die Notarien und die übrigen Beamten gestiftet. Eine sehr bedeutende Wohlthat empfing von ihm das bisher des Wassers ermangelnde Trastevere, wohin er mit einem großen Aufwande von Kosten und Kraft eine bedeutende Wassermasse von Trivignano, an dem See von Bracciano, 35 Miglien her, leiten ließ. Es ist das die Aqua Paulina, deren Sorge und Verwaltung Paul am 13. Sept. 1612 einer eignen Congregation und Deputation übergab. Viele andere Bauwerke in Rom rühren von ihm her. Das ganze Corpus der Peterskirche, von der Gregorianischen Kapelle an bis zu der äußersten Façade, den Chor, die Kapellen, den obern und untern Porticus, die Glockenthürme hat er vom Fundament aus aufgeführt, die Decke vergoldet, den untern Porticus mit den herrlichen Darstellungen aus dem Leben des Fürsten der Apostel ausgeschmückt, in der untern Abtheilung der Kirche die Bildsäulen der heil. Päpste, über ihnen die kolossalen Bildsäulen des Heilandes und der Apostel aufgestellt, hiermit den prachtvollen Tempel zu Ende gebracht. Die Capella Clementina, oder la Confessione de' SS. Apostoli empfing von ihm ihren letzten und vornehmsten Aufputz. An die Stelle des engen und dunkeln Ganges, durch welchen bisher die Kirche mit dem vaticanischen Palast verbunden, setzte er eine prachtvolle Treppe, in deren Vestibule jene herrliche Statue von St. Peter steht. Dem Palast fügte er mehre der größten Säle hinzu. Das enge Secretariat wurde durch ihn erweitert, der Bibliothek eine Anzahl von Zimmern hinzugebaut, das so gewonnene Gelaß in passender Weise decorirt, daneben das bisher hin und wieder zerstreute Archiv untergebracht. Zu St. Maria Maggiore stellte Paul den durch wiederholte Blitzschläge abgeworfenen Thurm wieder her, ließ auch die mächtige Glocke, St. Maria genannt, neu gießen, die weitläufige und prächtige Sacristei, links der Hauptthüre, und das anstoßende, in den edelsten Formen gehaltene Odeon, mit den Hallen der Chorherren, anbringen. Eine metallene Statue Paul's mahnet an seine Verdienste um diese Kirche, gleichwie die seitwärts von dem Hochaltar, nach dem Haupteingange zu gelegene Kapelle Paul's V. hohes Zeugniß gibt von seinem geläuterten Kunstsinne. Es hat diese Kapelle an künstlicher Bildhauerarbeit und an dem Überflusse der kostbarsten Marmorarten, womit alle Wände bedeckt, in Rom ihres Gleichen nicht. In der Mitte steht Paul's Grabmonument, mit grünen Marmorsäulen verziert, er selbst kniend vorgestellt von Scilla; die Basreliefs sind von Carlo Maderno, des Papstes Krönung hat Hippolyto Butio, die Statue zur rechten Hand Valsoldo, die zur linken Francisco Stati ausgearbeitet, St. Basilius und König David mit dem Haupte Goliath's sind Werke von Nic. Cordier und ganz besonders der Betrachtung würdig. Auch das auf der andern Seite angebrachte Grabmal von Clemens VIII. ließ Paul errichten. Clemens, den Segen ertheilend, ist von Scilla, seine Krönung von Pietro Bernini. Die Basreliefs sind von Malvicino, Mariani und Mochi, einige Statuen von Valsoldo und Butio ausgeführt, St. Bernhard aber, und der Hohepriester Eleazar, in vollem Schmucke und mit der Rauchpfanne in der Hand, sind Meisterwerke von Nic. Cordier. Die Gemälde der Kapelle sind von den berühmtesten Meistern, Guido Reni, Lanfranco, Baglione, Arpino, Malvicino u. a. Der Altar hat vier canelirte Säulen von Diaspo Orientale, mit Zierathen von vergoldetem Metall; die Cornichen, Piedestale und Frise sind von Jaspis und Achat zusammengesetzt. Zwischen diesen vier Säulen zeigt sich das Bildniß der h. Jungfrau mit dem Kindlein auf dem Arme, von dem Evangelisten Lucas gemalt und in Lazulistein gefaßt, über dem Bildnisse schwebt eine goldene, mit Edelsteinen reich besetzte Krone. Ein Basrelief von vergoldeter Bronze, in dem Frontispice des Altars, schildert den Papst Liberius, wie er im Schnee die Gestalt der auf dieser Stelle zu erbauenden Kirche entwirft. Die ganze Kapelle, zu welcher Flaminio Pontio den Riß gab, hat, mit Inbegriff des reichen Schatzes der Sacristei, dem Papst über eine Million Scudi gekostet; er hat auch zu ihrem Dienste den Prior, zwölf Kaplanate, vier Klericate, die Ämter eines Sacristans und eines Kämmerers gestiftet, laut des am 28. Oct. 1615 ausgefertigten Stiftungsbriefes. Den Palast auf dem Quirinal, der viel zu eng, um die Dienerschaft aufzunehmen, vergrößerte Paul durch einen gewaltigen Anbau, gleichwie er viele anstoßende Häuser erkaufte, theils um die Kanzleien und Behörden, theils auch, um ohne Belästigung für Jemanden, den Hofstaat unterzubringen. Für die Datarie widmete er ein eigenes Gebäude, das er zwar nachmals wieder für das Bedürfniß des Hofes einzog, der Datarie wegen den Palast Maffei überlassend. Schwer würde es sein, alles herzuzählen, was dieser Papst für die Verschönerung der Hauptstadt, für die Bequemlichkeit der Einwohner gethan hat, statt dessen theilen wir in der Note[5]) die unweit der Facciata der Kirche von S. Francesco a ripa grande gesetzte Inschrift mit. Auch war diese großmüthige Sorgfalt nicht blos auf Rom beschränkt, andere Städte des kirchlichen Gebiets empfingen nicht minder davon ihren Antheil. Auf die bessere Bewahrung der Citadelle von Ferrara, die Clemens VIII. zu Hütung der Grenzen an-

---

5) Paulo V. Pont. Opt. Max. Quod Urbem augustissimis Templis et aedificiis illustraverit, Transtiberinam regionem uberrimis rivis ex agro Brachiano supra Janiculum ductis irrigaverit, noxiis olerum hortis in pomaria domosque distributis, coelo salubritatem reddiderit, privatorumque censum auxerit: viis, qua apertis, qua amplificatis directisque, insignia S. S. Benedicti et Francisci Monasteria, Portamque Portuensem in nobiliorem prospectum dederit; expedito utroque Fabricii Pontis aditu, et scalis ad Tiberis alveum deductis, civium, peregrinorum, nautarum commodis consuluerit, S. P. Q. R. Publicis ad Deum votis atque muneribus Felicitatem precatur MDCXI.

legte, verwendete Paul 50,000 Zechinen. Den Hafen von Fano ließ er eröffnen, reinigen, befestigen, hiermit den Marken, den Provinzen Urbino und Romagna eine größere Bequemlichkeit für die Zufuhr zu verschaffen. Den Hafen, die Citadelle von Civita vecchia, die Stadt selbst stellte er ganz neu her. Zum Besten der Seefahrer ließ er Leuchtthürme errichten, den Getreidehandel bewachte er mit ängstlicher Sorgfalt, über 800,000 Zechinen hat er ausgegeben, damit das Brod stets in billigem Preise bleibe, auch eine Congregation von Prälaten und andern würdigen Männern ernannt, um ihrer Rathschläge für einen so wichtigen Gegenstand sich bedienen zu können. Den Landbauer schützte er durch Privilegien, und einige seiner Gesetze sind ganz eigentlich für die Belebung des Ackerbaues gegeben. Bei allen seinen großartigen Unternehmungen fand er noch Mittel, für unvorhergesehene Zufälle einen Schatz von 900,000 Zechinen zurückzulegen; 70,000 hatte er für die Anschaffung einer kostbaren Tiare ausgegeben. Den Armen erzeigte er sich mildthätig. Jeden Monat pflegte Paul einige heirathsfähige Töchter bedürftiger Ältern auszusteuern. Eine Anzahl verarmter Familien empfing im größten Geheimnisse regelmäßige Unterstützung, damit sie vor der Versuchung verwahret blieben, von der Schönheit der Töchter den schimpflichsten, den traurigsten Nutzen zu suchen. Reichliche Almosen spendete er für die Bedürfnisse der Findelkinder. Wenn er im Publicum erschien, so empfing jeder Bettler seine Gabe, in den 16 Jahren seiner Regierung soll der Papst auf diese Weise über 1,500,000, zu Liebeswerken überhaupt alljährlich wenigstens eine Million Zechinen verwendet haben. Auch die minder schreiende Dürftigkeit entging seiner Fürsorge nicht; viele bürgerliche Familien empfingen von ihm Unterstützung in Brod, Korn, Kleidern oder Geld. Auswärtige Arme, mittellose Pilgrime, besonders wenn sie in den der Ketzerei verfallenen Ländern zu Hause, aus der Sklaverei erlösete Gefangene unterstützte er freigebig, stets mit der, nur in Italien einheimischen, zarten Rücksicht für des Standes Bedarf. Schotten, Iren, wie z. B. die Familie des großen O'Neal, Engländer in großer Zahl, die der Heimath entflohen waren, um dem Glauben nicht zu entsagen, fanden bei ihm Schutz und Unterhalt, in bestimmten jährlichen Pensionen. Er würde unstreitig das würdigste Oberhaupt der Kirche gewesen sein, auch den heiligsten Päpsten vergleichbar, sagt ein unverdächtiger Geschichtschreiber, ohne jene einzige Makel der übermäßigen Anhänglichkeit zu seiner Familie. Diese Anhänglichkeit ist der Grundzug in Paul's Charakter. Dem Cardinal Scipio Cafarelli Borghese, der durch Talent oder Brauchbarkeit am wenigsten empfohlen, überließ er eine Autorität, wie sie unter Clemens VIII. kaum Peter Aldobrandini gehabt. Auch brachte Scipio wol noch größere Reichthümer zusammen. Allein sein Hut wurde zu 60,000 Scudi geschätzt. Bereits 1618 wird das jährliche Einkommen der von demselben besessenen Pfründen zu 150,000 Scudi berechnet. Den Neid, durch so viele Macht und Reichthum hervorgerufen, suchte der Cardinal durch Wohlwollen und ein höfliches, zuvorkommendes Wesen zu vermindern, doch gelang ihm das nur unvollkommen. Die weltlichen Ämter kamen an des Papstes Brudersohn, an Marc Anton Borghese; für den wurde das Fürstenthum Sulmona, in dem südlichen Abruzzo, um 150,000, Rignano um 353,000 Scudi erkauft. Für die ihm geschenkten vier Herrschaften in der Campagna bezahlte Paul 700,000 Scudi; an den Palast Borghese in der Stadt, das Cembalo di Borghese, den er durch die Baumeister Martino Longhi und Flaminio Bonzio aufführen ließ, hat er 300,000 Scudi verwendet, ohne ihn doch ausbauen zu können. Häufig empfingen die Nepoten Geschenke von Edelgesteinen, Silbergeräthe: prächtige Tapeten wurden unmittelbar aus dem Garde-meuble genommen und den Lieblingen zugeschickt; bald werden ihnen Carossen, bald sogar Musketen und Falconette gegeben, aber die Hauptsache ist immer das baare Geld. Es findet sich, daß die Nepoten bis zum J. 1620 im Ganzen 689,727 Scudi 31 Bajochi baar, in Luoghi di Monte 24,600 Scudi, in Ämtern, nach dem gewöhnlichen Kaufpreise 268,176 Scudi erhielten. Solche Geschenke wußten die Nepoten trefflich, mehrentheils in liegende Gründe zu verwenden. In der Campagna haben sie gegen 80 Güter an sich gekauft: die bisherigen Besitzer ließen sich durch die schönen Preise, und durch die hohen Zinsen, welche die dafür angekauften Luoghi di monte trugen, verführen, der Väter Erbe wegzugeben. Auch in vielen andern Landschaften des Kirchenstaats siedelten die Borghesen sich an; dabei wurden sie von dem Papst durch Privilegien begünstigt. Zuweilen empfingen sie das Recht, Verbannte herzustellen, oder einen Markt zu halten, es wurden ihnen Gabellen erlassen, oder ihre Unterthanen mit Exemtionen begnadigt: sie erhielten eine Bulle, kraft deren ihre Güter niemals sollten confiscirt werden können. Auch andere Mittel wurden nicht verschmähet, wenn sie dienen konnten, den Reichthum des Hauses zu mehren. In einer vornehmen und reichen Familie hatte der Vater seine beiden Kinder gezwungen, allen Gefühlen der Kindesliebe nicht nur, sondern auch der gemeinen Achtung gegen seine Menschenwürde abzusagen. Die Tochter schlief in seinem Zimmer, und mußte dort nicht selten Zeuge der größten Schändlichkeiten werden, die er sich gegen ihre Mutter erlaubte. Mehrmals erneuerte er den Versuch, der Tochter Gewalt anzuthun. Den Abscheu und die Verzweiflung im Herzen, beschloß sie, sich durch Meuchelmord des Ungeheuers zu entledigen. Zwei für das Verbrechen erkaufte Theilnehmer wurden in die Stube eingeführt, erweichten aber bei dem Anblicke des schlafenden alten Mannes und entflohen, da erfaßte die Jungfrau den Dolch und stieß ihn dem Vater in das Herz. Nicht begehrend, die That zu verbergen, noch ein Leben zu verlängern, das ihr unerträglich geworden, wurde sie vor Gericht gestellt, überführt und hingerichtet, und weil die Mutter und der 13jährige Bruder um ihr Vorhaben gewußt, mußten auch diese sterben. Die einzige Gnade, die Paul der unglücklichen Familie Cenci bewilligen wollte, bestand darin, daß er in dem Augenblicke der Vollstreckung des Urtheils auf der Engelsburg einige Kanonen lösen ließ, bei diesem Zeichen abwesend über die Ster-

benden den Segen zu sprechen. Die außerordentliche Schönheit der jungen Cenci, die außergewöhnliche Standhaftigkeit, in welcher sie den tödtlichen Streich empfing, erweckte bei allen Zuschauern die tiefste Rührung, Paul aber verlieh seinem Nepoten das confiscirte Eigenthum der Familie. Ebenso streng bezeigte er sich bei einer andern Gelegenheit, als ein Schwindler, Bartholomäus Lanceschi aus Siena, es wagte, unter dem falschen Namen Bartholomäus Borghese, und als angeblicher päpstlicher Nepote, eine Menge Betrügereien in Frankreich auszuüben. Paul ließ die Sache, die eigentlich nur die dasigen Gerichte betraf, durch seinen Nuntius mit dem König verhandeln, und ruhete nicht, bis der Betrüger verurtheilt worden, vor der Notredamekirche und vor der Wohnung des Nuntius Abbitte zu thun, dann an den Galgen gehenkt, endlich zu Asche verbrannt wurde (1608). Des lebhaften Antheils, den Paul an der Lage der teutschen Angelegenheiten genommen, und an den Gefahren, welche sich um die teutsche Linie des österreichischen Hauses häuften, ist bereits Erwähnung geschehen. In den beiden, bald nach einander verkündigten Jubiläen spricht sich sehr lebhaft seine Besorgniß aus. In der Bulle vom 12. Juni 1617 heißt es: **Ecce tribulationes apprehenderunt nos. Diaboli tentamenta grassantur in nobis. Quapropter merito nos tenet timor Divinae irae. Intelligimus enim pressuras et angustias secundum peccata nostra venire.**“ In der zweiten Bulle, worin abermals ein Jubiläum bewilligt, um die göttliche Hilfe in den gegenwärtigen Bedrängnissen der Kirche anzuflehen, 13. Jan. 1619, sagt Paul: **Id vero nos cogitantes, sicut pro nostra pastorali cura maximo cordis dolore afficimur cernentes, tantis, ac tam gravibus procellis interdum, ac praecipue hoc tempore in inclyta Germania et vicinis provinciis agitari ecclesiam Dei.**“ Was die Finanzen erlaubten, das that unter diesen Umständen Paul V. für die österreichischen Waffen; viel mehr, als Geld, hat er ihnen gespendet in dem P. Dominicus a Jesu Maria, der auf sein Geheiß das Heer nach dem Weißenberg geleitete. Bei der Procession, die in Rom veranstaltet wurde, um den Sieg vom 8. Nov. 1620 zu feiern, wurde Paul vom Schlage getroffen; dem ersten folgte kurz darauf ein zweiter Anfall, an dessen Folgen er entschlummerte, den 28. Jan. 1621. Er hatte 16 Jahre und 6 Monate regiert und in diesem Zeitraume 60 Cardinäle creirt, ein Umstand, der seinen Nepoten auf die Wahl des Nachfolgers Gregor's XV. den wichtigsten Einfluß sichern mußte. Paul war ein schöner Mann, von einnehmenden Zügen und gleich einnehmendem Wesen, gern beschäftigten Maler und Bildhauer sich mit der Auffassung seiner edlen und regelmäßigen Züge. Die kostbarste unter seinen Abbildungen möchte wol das vormals in dem Cembalo aufbewahrte Brustbild von Mosaik sein; hoch drei, breit zwei Spannen, soll das ausgezeichnete Kunstwerk nicht weniger denn 1,600,000, der Bart allein 4000 Steinchen erfodert haben. (*v. Stramberg.*)

PAUL I., Kaiser von Rußland. Wer das Leben dieses Monarchen mit der Überzeugung betrachtet, daß jeder Mensch nur das Resultat der Kräfte ist, mit denen er geboren ward, und der Verhältnisse, die auf ihn einwirkten, muß diesen unglücklichen Monarchen bedauern, dessen Geisteskräfte bei viel gutem Willen der furchtbaren Last, die ihn niederbeugte, unterlagen, und dessen ganzes Leben ein Gewebe mannichfacher Leiden und ungünstiger Verhältnisse war. Er wurde den 1. Oct. 1754 geboren. Sein Vater, damals Großfürst, der nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (1762) als Peter III. den russischen Thron bestieg, hatte aus Abneigung gegen seine Gemahlin Katharina II. seines Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig anerkennen wollen. Zu seinem Nachfolger hatte er, nach einer nicht ganz verbürgten Nachricht, den Prinzen Iwan bestimmt, einen Schwesterenkel der Kaiserin Anna, der schon von dieser zum Thronfolger ernannt, auch nach ihrem Tode (1740), kaum zwei Monate alt, auf den Thron gelangt, doch 1741 durch Peter's des Großen Tochter Elisabeth wieder verdrängt und verhaftet worden war.

Ohne Vater- und Mutterliebe zu kennen, verlebte Paul seine ersten Lebensjahre. Er stand im neunten Lebensjahre, als sein Vater (1762) Reich und Leben verlor, und Katharina den russischen Thron bestieg. Nach Iwan's unglücklichem Ende war er der einzige Erbe des Reichs. Katharina sorgte mit Eifer für die Erhaltung seiner schwächlichen Gesundheit. Von seinem Dasein schien gewissermaßen auch ihre Existenz abzuhängen. Sie betrachtete ihn als die Stütze ihres Throns, weil die Russen an ihm mit großer Liebe hingen. Auf seine Erziehung wandte sie zwar große Sorgfalt, damit aber seine Neigungen und Denkart ihr nicht gefährlich werden könnten, beschränkte sie seinen Wirkungskreis in möglichst enge Grenzen. Dem Gerücht, sie liebe ihren Sohn nicht, und wünsche seinen Tod mehr als sein Leben, suchte sie dadurch zu widersprechen, daß sie sich zuerst die Blattern einimpfen ließ, ehe diese Operation mit glücklichem Erfolg vollzogen ward [1]). Laut ward nun ihr Muth und ihre mütterliche Zärtlichkeit gepriesen.

Ihr erster Minister, Graf Panin, ein ränkevoller und herrischer Mann, ward Oberhofmeister des jungen Prinzen. Den entschiedensten Einfluß gewann auf seine Bildung unter seinen übrigen Lehrern besonders Äpinus, ein wissenschaftlich gebildeter Kopf, von streng moralischem Charakter. Unter der Leitung dieses trefflichen Mannes wuchs Paul heran. Gewöhnt an strengen Fleiß, machte er rasche Fortschritte in der Mathematik, Physik, Geschichte, Statistik und in andern ihm nöthigen wissenschaftlichen Fächern. Wie sehr der Kaiserin Katharina Paul's Erziehung am Herzen gelegen, beweisen ihre vielfachen Bemühungen, den berühmten d'Alembert durch ihren Geschäftsträger, den Grafen Soltikof, in Paris für die Erziehung des Prinzen zu gewinnen. Diese Versuche scheiterten, obgleich Katharina ihm einen Jahrgehalt von 100,000 Livres hatte zusichern lassen und mehrmals eigenhändig an ihn geschrieben, in sehr schmeichelhaften

1) Vgl. **Essai historique sur S. A. I. Paul Petrowitz. (Paris 1782.) p. 8.**

Ausdrücken, doch zugleich verletzt über seine ablehnende Antwort[2]).

Paul's Jugendjahre flossen dahin unter nützlichen Beschäftigungen, die ihn auf seinen künftigen erhabenen Beruf vorbereiten sollten. Er liebte Thätigkeit und war ein Feind der Hoffeste und Zerstreuungen, an denen er nur mitunter Theil nahm, um sich von ernsten Studien zu erholen. Seine Äußerungen waren lakonisch, gerade und aufrichtig, ohne alle Spur von dem intriguanten Geiste seiner Mutter. Sie war völlig mit ihm zufrieden; denn ihre scharfe Beobachtungsgabe entdeckte in ihm auch nicht die mindeste Neigung, die ihr zu Besorgnissen hätte Anlaß geben können. Mit Ruhe schien er den Zeitpunkt zu erwarten, der ihrem Leben ein Ziel setzte und ihn auf den Thron rief. Durch seine Erziehung war er so zum Gehorsam gewöhnt worden, daß Katharina in allen seinen Äußerungen und Handlungen nur den Ausdruck kindlicher Gesinnung und unbedingter Unterwerfung unter ihren Willen zu erblicken glaubte. Theils von dieser Sinnesart, theils von dem rastlosen Eifer, seine Kenntnisse zu erweitern, ließ sich erwarten, daß er es nie wagen würde die kindliche Ehrfurcht zu verletzen. Durch seine Lehrer zur Geradheit und Offenheit gewöhnt, lernte er doch allmälig seine Gefühle verbergen. Die fortwährende Übung dieser Klugheitsmaßregel gab ihm späterhin jene Verschlossenheit, die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete. Eine nicht völlig verbürgte Anekdote erzählt, daß er in seinem vierzehnten Jahre gefragt, warum man seinem Vater das Leben genommen? und hinzugefügt, daß viele vor der Zukunft gezittert hätten. Diese Äußerungen wären auch der Kaiserin hinterbracht worden, die jedoch wenig Rücksicht darauf genommen und geäußert, einige unruhige Köpfe hätten mehr Theil an diesem Gerede als der Prinz selbst.

Längst schon hatte sich Katharina mit der Idee beschäftigt, den Großfürsten zu vermählen, der jedoch bisher gegen das weibliche Geschlecht eine große Gleichgültigkeit gezeigt, ungeachtet seines lebhaften und feurigen Charakters. Schwierig war besonders die Wahl einer Schwiegertochter, von der Katharina nichts zu befürchten hätte. Sie konnte den Gedanken nicht ganz verbannen, daß ihr vielleicht eben das Schicksal, das einst ihren Gemahl entthronte, bereitet werden könnte. Ihre Sicherheit verlangte, daß die Gemahlin ihres Sohnes weder Neigung noch Macht hatte, ihr Thron und Leben zu rauben. Lange spähete daher Katharina umher nach den teutschen Fürstentöchtern. Endlich warf sie ihre Augen auf die drei Töchter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Eine seltsame Zumuthung war es, die Landgräfin mit ihren drei Töchtern nach Petersburg einzuladen. Der russische Thron hatte indessen so viel Reize, daß jene Fürstin sich über conventionelle Verhältnisse hinwegsetzte. Sie verfügte sich mit ihren Töchtern nach Petersburg, sie gleichsam zur Schau ausstellend, und ward dort aufs Glänzendste empfangen. Katharina bat dringend, die Reisekosten ersetzen zu dürfen. Unter den drei jungen Fürstinnen, die ihr vorgestellt wurden, fiel Katharina's Wahl auf die Prinzessin Wilhelmine, die ihr in jeder Hinsicht eine Schwiegertochter. Vor ihrer Vermählung (den 10. Oct. 1773) hatte sie dem Lutherischen Glauben entsagen und sich zur griechischen Kirche bekennen müssen.

Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich Paul's Charakter in der gerechten Anerkennung der Verdienste, die sich der früher erwähnte Graf Panin um seine Erziehung erworben. Er schilderte der Kaiserin die mannichfachen Dienste, die dieser Mann dem russischen Reich geleistet, und suchte ihn wieder in ihre Gunst zu erheben, aus der er durch den Grafen Orlow verdrängt zu sein schien. Panin behielt seine bisherigen Ämter und die Wohnung im kaiserlichen Palast, die er auf Katharina's Befehl hatte räumen sollen. Auch erhielt er von ihr ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, das ihm für die Sorgfalt dankte, die er auf die Erziehung des Großfürsten gewandt. Vergebens aber bemühte sie sich durch diese und andere Schritte die Liebe des Volkes zu gewinnen. Sie war demselben schon als Ausländerin verhaßt, besonders aber deshalb, weil sie sich durch Verbrechen auf den Thron geschwungen. Mit Sehnsucht schien man daher den Zeitpunkt zu erwarten, wo Paul den Thron besteigen würde. Peter's III. Regierung, deren Gutes man nicht verkannte, hoffte man durch Paul erneuert zu sehen. Die Liebe zu ihm zeigte sich vorzüglich, als er 1775 die Kaiserin Katharina auf einer Reise nach Moskau begleitete. Alle Festlichkeiten, alle Äußerungen der Freude schienen nur ihm zu gelten, und die Kälte, die man der Kaiserin bewies, war so auffallend, daß es ihrem Scharfblick nicht entgehen konnte. In der Furcht von ihrem Sohne entthront zu werden, obgleich Paul sich durchaus keine Verletzung des kindlichen Gehorsams zu schulden kommen ließ, muß man großentheils die Ursachen ihres spätern Benehmens gegen den Großfürsten suchen. Die Zahl seiner Anhänger war nicht klein; die meisten russischen Großen gehörten zu seiner Partei, besonders Panin, der, wenn er gestürzt worden wäre, sicher Alles aufgeboten haben würde zum Sturz der Kaiserin. Selbst Preußens König, Friedrich II., schien des Großfürsten Partei zu unterstützen. Wenigstens gab er dies zu verstehen, so oft er etwas zu erlangen wünschte von der Kaiserin.

2) „Philosophe comme vous êtes," heißt es in einem dieser Briefe, „je comprends qu'il ne vous coute rien de mépriser qu'on appelle grandeurs et honneurs de ce monde. A vos yeux tout cela est peu de chose, et assurement je me range de votre avis. Votre philosophie est fondée sur l'humanité; permettez-moi de vous dire, que de point se prêter à la servir tandis qu'on le peut, c'est manquer son but. Je vous sais trop honnête homme, pour attribuer votre refus à la vanité, je sais que la cause n'en est que l'amour du repos pour cultiver les lettres et l'amitié; mais à quoi tient-il? Venez avec tous vos amis, je vous promets, à eux et à vous aussi tous les agrémens et facilités qui peuvent dépendre de moi, et peut-être vous trouverez plus de repos et de liberté que chez vous." Am Schlusse dieses Briefes blickt ihre mütterliche Zärtlichkeit unverkennbar hervor: „Vous ne vous prêtez point aux instances du Roi de Prusse et à la reconnaisance, que vous lui devez; mais ce Prince n'a point de fils. J'avoue, que l'éducation de ce fils me tient si fort à coeur, et vous m'êtes si nécessaire, que peut-être je vous presse trop. Pardonnez mon indiscrétion en faveur de la cause etc. S. Essai historique sur son A. I. Paul Petrowitz etc. Paris 1782 p. 5 sq.

Unter denen, die sich in seiner nächsten Umgebung befanden, hatte Paul keinem ein größeres Vertrauen geschenkt, als dem Grafen Andreas Rasumowsky, einem schönen, aber auch entschlossenen Mann, beselt von kühnem Unternehmungsgeist. Dies Verhältniß erregte die Besorgnisse der Kaiserin, und sie konnte sich nicht beruhigen bis sie diesen Mann, der ihr sehr gefährlich schien, von dem Großfürsten getrennt. Mit schlauer Arglist machte sie ihn aufmerksam auf ein angebliches Liebesverhältniß zwischen seiner Gemahlin und Rasumowsky. Vielleicht war er ihr nicht gleichgültig als der Vertraute ihres Gatten, oder sie war blos deshalb mit ihm in Verbindung getreten, um sich an der Kaiserin wegen der Beschuldigung zu rächen, die sie getroffen. Gewiß ist, daß sie in Briefwechsel mit ihm gestanden. Als eine unglückliche Entbindung (1776) in ihrem 21. Jahre ihrem Leben ein Ziel setzte, mischte sich in des Großfürsten Trauer um ihren Verlust zugleich leidenschaftlicher Ingrimm. Er verlangte von der Kaiserin die exemplarische Bestrafung Rasumowsky's, als er Briefe von ihm vorfand unter den Papieren seiner verstorbenen Gemahlin. Ein strafbares Verhältniß war aus jenen Briefen freilich nicht zu erweisen, und Katharina, die nicht den Sohn des Mannes unglücklich machen wollte, der so viel zu ihrer Thronbesteigung beigetragen, schickte ihn, statt nach Sibirien, als Gesandten nach Venedig.

Um diese Zeit befand sich der Prinz Heinrich von Preußen in Petersburg, um einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen, die durch Polens Theilung entstanden waren. Ihm theilte Katharina den Plan mit, den Großfürsten wieder zu vermählen, und zwar mit einer würtembergischen Prinzessin, die bereits mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt verlobt war. Friedrich II., an den ein Courier gesendet worden, billigte diese Vermählung, und seinen Vorstellungen gelang es, den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zu bewegen, daß er der Verbindung mit der würtembergischen Prinzessin entsagte. Ihre eigene Einwilligung schien kaum zu bezweifeln bei dem Glanze, der den russischen Thron umgab. Paul ward hierauf von Friedrich II. nach Berlin eingeladen, um dort die Prinzessin kennen zu lernen; und dem König selbst mochte die persönliche Bekanntschaft des künftigen Beherrschers von Rußland in mehrfacher Hinsicht erwünscht sein. Der Großfürst ging, von dem Feldmarschall Romanzow begleitet, den 13. Juni 1776 nach Berlin, wo er mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen und Festlichkeiten empfangen ward. Bei der Königin machte er die Bekanntschaft der Prinzessin von Würtemberg, Sophia Dorothea Auguste Luise, die seine Mutter zu seiner künftigen Lebensgefährtin gewählt. Die Vermählung ward sofort beschlossen. Nach mannichfachen Festlichkeiten, die Friedrich II. ihm zu Ehren in Berlin, Potsdam und Sanssouci veranstaltet, und nach einem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg, wo er sehr glänzend empfangen ward, kehrte Paul wieder zurück nach Petersburg [3]). Dorthin folgte ihm auch seine Verlobte, die zur griechischen Religion sich bekennend, die Namen Maria Feodorowna annahm. Die Vermählung geschah den 7. Oct. 1777.

Des Großfürsten Leben floß einige Jahre ruhig und ungestört dahin. Jugendlicher Frohsinn, die Neuheit seiner Verhältnisse, der Besitz einer liebenswürdigen Gemahlin, die Geburt zweier Prinzen und mannichfache Geschäfte ließen ihn nur wenig die unangenehme Situation fühlen, in der er sich befand. Katharina's Argwohn hatte ihm keine Befehlshaberstelle anvertraut und ihn an den Regierungsgeschäften auch nicht den entferntesten Antheil nehmen lassen. Ihm war der Weg abgeschnitten, sich auf seine künftige Bestimmung, als Beherrscher eines großen Reichs, vorzubereiten. Zwar hatte die Kaiserin ihn zum Großadmiral ernannt, doch bekleidete er diese Stelle blos dem Namen nach. Nur allgemeine Berichte wurden ihm abgestattet; er durfte keinen Entschluß fassen, keine eigenmächtige Verordnung ertheilen. Sein Einfluß auf das Seewesen war so gering, daß ihm nicht einmal erlaubt war, die kronstädter Flotte zu besuchen. Der damals allgewaltige Fürst Potemkin, Katharina's Günstling, hatte mehr über die Flotte zu gebieten, als der eigentliche Großadmiral. Er disponirte selbst über die Admiralitätscasse für seine eignen Bedürfnisse nach Willkür. Selbst die Uniform der Marine zu tragen, war ihm im Allgemeinen nicht erlaubt. Nur an einem Tage im Jahr, am Ritterfeste des St. Georgenordens, den man ihm als Thronfolger nicht einmal verliehen, durfte er in der Kleidung eines Großadmirals erscheinen.

Die damaligen mannichfachen Zerstreuungen am petersburger Hofe mochten ebenfalls dazu beitragen, daß er den Druck seiner äußern Verhältnisse minder fühlte. Katharina's Eitelkeit hatte sich sehr geschmeichelt gefunden durch die Anwesenheit mehrer hohen Häupter in Petersburg. Der teutsche Kaiser, der König von Schweden und Preußens Kronprinz waren abwechselnd dort gewesen. Geweckt ward in der Kaiserin dadurch die Idee, auch ihren Sohn im J. 1780, von seiner Gemahlin begleitet, eine Reise durch Polen, Österreich, Italien, Frankreich und Holland antreten zu lassen [4]). Die Meinung derer, welche glaubten, sie habe den Großfürsten aus Argwohn, oder, um einen milderen Ausdruck zu brauchen, aus Politik entfernt, schien dadurch Bestätigung zu erhalten, daß Katharina, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, auch von den kleinsten Umständen unterrichtet sein wollte, die sich auf jener Reise zugetragen. Täglich mußte ihr ein Courier gesandt werden von dem Orte, wo die Reisenden sich befanden, während diese von dem, was sich in Petersburg ereignete, auch nicht das Mindeste erfuhren.

Fast anderthalb Jahre vergingen, ehe sie wieder nach Rußland zurückkehrten. Paul lebte seitdem größtentheils zu Gatschina, in stiller Eingezogenheit, mannichfachen wis-

3) Vergl. Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. Kaiserl. Hoheit, des Großfürsten von Rußland, Paul Petrowitz, von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin, nebst den dabei vorgefallenen Feierlichkeiten und Freudenbezeigungen rc. (Berlin 1776.)

4) Paul reiste mit seiner Gemahlin unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Norden. Ihren Aufenthalt in Venedig, im Januar 1782, schildert die zu Paris 1782 erschienene Schrift: Du séjour des Comtes du Nord à Venise.

senschaftlichen Beschäftigungen. An den fortwährenden Hofcabalen schien er keinen Antheil zu nehmen. Aber sein Unmuth regte sich oft lebhaft, wenn sich ihm Gelegenheit bot, die Plane und Intriguen seiner Mutter zu durchschauen. Es würde ihm nicht an Anhängern und an Unterstützung gefehlt haben, wenn er irgend etwas gegen Katharina hätte unternehmen wollen. Seine Partei war groß, und gab, ungeachtet seiner zurückgezogenen Lebensweise, noch immer den Plan nicht auf, ihn auf den russischen Thron zu heben. Bekannt jedoch mit seinen Gesinnungen und überall belauscht von den Kundschaftern der Kaiserin und ihrem eignen wachsamen Auge konnten sie nur im Stillen auf ihn einwirken. Ein damals durch Katharina's Feinde verbreitetes Gerücht, daß Paul bei Gatschina eine Stadt erbauen wolle und Ansiedler suche, zog zahllose Menschen herbei. Das Ganze schien auf einen allgemeinen Aufstand berechnet, welcher der Kaiserin leicht Thron und Leben hätte kosten können, wenn Paul die Herbeiströmenden nicht von der Nichtigkeit jenes Gerüchts überzeugt hätte. So hatte er ihr Leben gerettet zu einer Zeit, wo sie ihm nach dem seinigen trachtete. Ihr nie schlummernder Argwohn gegen den Großfürsten war noch vermehrt worden durch die Einflüsterungen ihres Günstlings Lanskoi, der ihn, um von fortwährender Unruhe befreit zu sein, auf der Jagd überfallen und ermorden sollte. Der Fürst Potemkin, obschon nicht Paul's Freund, ward sein Retter, empört durch den abscheulichen Plan, den seine geheimen Kundschafter ihm mitgetheilt. Ein anderer ward beredet, des Großfürsten Kleider anzuziehen. In einiger Entfernung lauschten Paul und der Prinz von Würtemberg mit ihren Vertrauten. Als sie das Geräusch des Angriffs hörten, eilten sie aus ihrem Schlupfwinkel dem Unglücklichen zu Hilfe und Lanskoi stürzte als Opfer seines Unternehmens und seines Muths unter ihren Streichen. Schwer verwundet ward er zur Kaiserin gebracht und verschied bald nachher, sie in einem Zustande von Schmerz und Trauer zurücklassend, der fast an Besinnungslosigkeit grenzte.

Entrissen ward sie demselben durch die politischen Ereignisse, besonders durch einen Krieg mit der Pforte, welche von dem englischen Ministerium gegen Rußland aufgewiegelt worden war, wegen der bewaffneten Neutralität, die auf Katharina's Antrieb im nordamerikanischen Befreiungskriege zu Stande gekommen [5]). Allgemein verbreitete sich damals das Gerücht, der Großfürst werde sich an die Spitze eines beträchtlichen Heeres stellen und nach Oczakow gehen. Wirklich hatte Paul sogleich nach dem Ausbruche des Kriegs sich schriftlich an die Kaiserin gewendet und um Erlaubniß gebeten, im nächsten Frühjahre (1788) zur Armee abzugehen. Ihn begeisterte das Beispiel der preußischen Prinzen, die durch ihre Talente und ihren Muth zum glücklichen Ausgange der Kriege Friedrich's des Großen wesentlich beigetragen. Auch er wünschte etwas zu thun für den Ruhm der russischen Monarchie. Seine Bitte kam der Kaiserin sehr unerwartet. Sie erinnerte sich ihres unfreundlichen Benehmens gegen ihren Sohn, und schloß auf ähnliche Gesinnungen von seiner Seite. Der Argwohn faßte abermals Wurzel in ihrem Herzen. Sie und ihr Günstling Potemkin, dem sie des Großfürsten Brief mitgetheilt, kamen überein, daß Paul's Vorhaben hintertrieben werden müßte. Beide waren jedoch aus sehr verschiedenen Gründen dieser Meinung. Katharina fürchtete, ihr Sohn möchte die Armee zu Ausführung von Planen brauchen, die ihr Nachtheil brächten. Potemkin dagegen wünschte den schlechten Zustand des russischen Heeres dem künftigen Thronfolger zu verbergen [6]). Doch rieth er, dem Großfürsten vor der Hand unbedingt die Erlaubniß zur Abreise zu gewähren. Allein er fügte zugleich nöthige Instructionen hinzu, wie man sich ferner bei der Sache zu verhalten habe. Man ließ den Großfürsten alle Anstalten zu seiner Reise treffen, doch ohne ihm den geringsten Zuschuß zu den Kosten derselben zu gewähren. Katharina's Argwohn sann indessen auf mannichfache Mittel, ihn in seinem Entschlusse irre zu machen. Selbst die angebliche Schwangerschaft seiner Gemahlin mußte ihr dienen zu diesem Zwecke. Seinen Muth, schrieb Katharina dem Großfürsten, wisse sie zu schätzen, würde sich jedoch Vorwürfe machen, ihn zu entlassen, bei den bedenklichen Umständen seiner Gemahlin. Er selbst werde einsehen, fügte sie hinzu, daß die Pflichten des Sohnes, Gatten und Vaters dringend von ihm verlangten, seinen Entschluß, zur Armee zu gehen, bis zur Entbindung seiner Gemahlin zu verschieben. Seine Gegenvorstellungen blieben fruchtlos, und die Kaiserin, des lange geführten Briefwechsels müde, endigte ihn mit den Worten: „Ganz Europa werde sagen, der Großfürst von Rußland sei ein gehorsamer Sohn."

Eine neue Gelegenheit, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und ihren Muth durch sein Beispiel zu entflammen, wies sich für Paul, als Schwedens König Gustav, nach den längst zwischen den Höfen von St. Petersburg und Stockholm obwaltenden Irrungen, einen unvermutheten Angriff auf Finnland wagte. Potemkin, den Katharina stets zu Rath zu ziehen pflegte, war diesmal der Meinung, den Großfürsten zur Armee in Finnland stoßen zu lassen. Doch rieth er, ihn dort scharf zu beobachten und ihm kein eignes Commando anzuvertrauen, damit er keinen Einfluß auf das Heer gewänne. Paul freute sich schon im Voraus auf die Lorbeern, die bei der Heimkehr sein Haupt schmücken würden. Mit solchen Hoffnungen ging er nach Finnland, sah sie jedoch ent-

5) Katharina schrieb darüber an den von ihr sehr geschätzten Verfasser des Buchs über die Einsamkeit, den Leibarzt und Ritter von Zimmermann in Hanover, den 3. Dec. 1787: „Peu de temps après mon retour de Moscow, il a plu à la sublime Porte et à ses non sublimes conseillers de me déclarer la guerre, comme il vous est connu, ainsi soit il, jusqu'ici ce mal encore n'est pas plus grand, si je parviens à battre mes ennemis, j'espère que les uns et les autres en seront plus contents, et comme j'ai pour maxime, que quand il s'agit de coup, il vaut beaucoup mieux en donner que d'en recevoir, j'ai tâché de faire mes arrangemens en consequence." s. Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. von H. M. Marcard (Bremen 1803). S. 356.

6) s. die Schilderung, die v. Archenholz in der Minerva 1798 von der russischen Armee entwirft.

schwinden wie ein nichtiges Traumgebild, als er sich auf der Bahn des Ruhms überall gehemmt sah durch die strengen Befehle des Grafen Mussin Pasokkin, eines Mannes ohne alle militairischen Talente, dem das Obercommando über die russische Armee übergeben worden war. Auch sah er sich überall von geheimen Kundschaftern umgeben, die der Kaiserin auch von seinen geringfügigsten Handlungen sogleich Bericht abstatteten. Mismuthig kehrte er bald wieder zurück nach Petersburg. Die mannichfachen Kränkungen, die er erduldet, wirkten nachtheilig ein auf seine Gesundheit. Er ward ernstlich krank. Dessen ungeachtet sah er sich noch immer von seiner Mutter mit einer Strenge behandelt, die seinen freien Willen durchaus beschränkte. Einige seiner vertrautesten Freunde, unter andern der Fürst Kurakin, hatten sich vom Hofe entfernen müssen. Stets hatte Katharina ihres Sohnes Gesellschaft möglichst vermieden, und ihm daher auch nicht erlaubt, sie auf ihrer Reise nach der Krimm zu begleiten. Er erfuhr die Demüthigung, daß der Graf Bruce, ein Mann ohne alle Talente und Fähigkeiten, zum Generalgouverneur von Petersburg und dadurch zu einem Posten erhoben ward, der ihm als künftigen Thronfolger gebührte. Er stand da ohne Freunde, wenigstens ohne solche, die mächtig genug waren, ihm einen wahren Dienst zu leisten. Sein Jugenderzieher, der Graf Panin, war gestorben. Seine Stelle ersetzte ihm einigermaßen die treue Anhänglichkeit des Grafen Besborodko, der ihm manches mittheilte von den geheimen Staatsverhandlungen und Hofintriguen, von denen er sonst vielleicht nichts erfahren hätte. Paul wußte diese Anhänglichkeit zu schätzen und belohnte sie durch das Vertrauen, welches er späterhin als Kaiser dem Grafen schenkte.

Katharina war noch in Krieg verwickelt, als die französische Revolution ausbrach. Sie misbilligte die glücklichen Fortschritte derselben, weil sie in dem Aufkeimen der Freiheit den Despotismus allmälig hinwelken zu sehen glaubte. Als nun der teutsche Kaiser, durch Bande des Bluts an das regierende französische Haus geknüpft, mit den übrigen europäischen Mächten zur Wiederherstellung der monarchischen Gewalt in Frankreich zu wirken suchte, und nach dem Tractat zu Pillnitz gemeinschaftlich mit Preußen ein Heer gegen die französische Grenze anrücken ließ, bot er Alles auf, auch die Kaiserin Katharina zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Der eben erst geendete Feldzug gegen die Türken entschuldigte sie hinlänglich, jene Theilnahme zu verweigern. Überdies sah sie es gern, wenn jene beiden Mächte, die einzigen, die sie zu fürchten hatte, ihre Kräfte schwächten durch jenen Krieg. Von allen Seiten ward sie jedoch bestürmt, als auch England (1790) in jenen Kampf verwickelt ward. Da schloß sie endlich mit England den 18. Febr. 1795 einen Allianztractat, nach welchem Rußland, im Fall eines feindlichen Angriffs, England mit 12,000 Mann, England dagegen Rußland mit zwölf Linienschiffen zu unterstützen versprach. Katharina erfüllte jedoch die Bedingungen dieses Vertrags nur theilweise durch eine mäßige Unterstützung an Geld. Sie ließ zwar eine Flotte zu den Engländern stoßen, doch geschah es mehr in der Absicht, sich zu üben, als die Operationen der Briten zu unterstützen, denn der Oberbefehlshaber jener Flotte soll gemessene Befehle gehabt haben, sich durchaus in kein Gefecht einzulassen mit den Franzosen.

Um diese Zeit befanden sich, wie schon früher, zwei Parteien am petersburger Hofe, die des Großfürsten und die englische. Zu jener gehörten Ostermann, Woronzow und Besborodko. Die Hauptmitglieder der englischen Partei, oder derjenigen, die dem Großfürsten abgeneigt waren, waren Katharina's Günstling Plato Subow, dessen Vater, seine drei Brüder Nicolai, Valerian und Alexander Subow, Arcadius Markow und Soltikow. Den bösartigsten Charakter, der sich schon auf seinem Gesicht ausgeprägt haben soll, besaß unstreitig Markow, der den Großfürsten, dessen baldige Thronfolge sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ, völlig vernachlässigte, und selbst auf den Sturz Besborodko's, Woronzow's ꝛc. sann, denen er seinen Rang und seine Würden zu verdanken gehabt [7]). Mit Hilfe dieser Partei gelang es dem englischen Gesandten Whiteworth, der ebenfalls dazu gehörte, die Kaiserin zu dem Entschluß zu bewegen, ein Heer von 60,000 Mann gegen Frankreich marschiren zu lassen. Les affaires du Roi de France, äußerte Katharina in einem damaligen Briefe (vom 16. Sept. 1791) sont celles de tous les Souverains, et sa dignité lezée demande une réparation éclatante.

Der Haß jener, dem Großfürsten abgeneigten, Partei ging indessen so weit, daß dieselbe die Kaiserin vermochte, in ihrem Testamente Paul von der Thronfolge auszuschließen und ihren Enkel Alexander, für dessen Erziehung sie unermüdet gesorgt, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Die meisten Großen des Reichs und andere angesehene Personen, unter andern Suwarow, hatten dies Testament eigenhändig unterzeichnen müssen, und offenbar lag hierin der Grund, warum späterhin so viele ausgezeichnete und talentvolle Männer ihre Dienstentlassung erhielten. Ehe indessen die Kaiserin das Testament vollstrecken und die thätige Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich unterzeichnen konnte, rührte sie den 16. Nov. 1796 der Schlag. Als Paul, davon benachrichtigt, aus seiner gewöhnlichen Residenz zu Gatschina nach Petersburg eilte, fand er seine Mutter in einem traurigen und hoffnungslosen Zustande, der ihrem Leben bereits den 17. Nov. 1796 ein Ziel setzte. So verließ eine Frau den irdischen Schauplatz, welche die glänzendsten Eigenschaften in sich vereinigte, stolz und herrschsüchtig auf einer Seite, und auf anderer sich wieder schmiegend unter das Joch der Sinnlichkeit, bei manchen Schwächen nicht arm an Zügen von Großmuth und Seelenadel [8]). Mit Recht be-

7) Nach Paul's Thronbesteigung empfing er seine verdiente Strafe. Er mußte sein prächtiges Palais in der Nähe des kaiserlichen Winterpalastes sofort verlassen, sich einstweilen in einem Gasthofe einmiethen und sich acht Tage nachher auf seine Güter zurückziehen. 8) Charakteristisch sind Katharina's eigene Äußerungen in einem Briefe an Zimmermann in Hanover, vom 29. Jan. 1789. „Si mon siècle m'a craint," sagt sie dort, „il a eu grand tort, je n'ai jamais voulu inspirer de la terreur à personne, j'aurais souhaité d'être aimée, et estimée ce que je vaux, et rien de

hauptet Seume[9]), daß ihr Charakter liebenswürdig gewesen sein müsse, weil sie im Allgemeinen die Liebe der ganzen Nation besessen. „Alle diejenigen," sagt er, „die näher um sie gewesen, oder sie auch nur ein einziges Mal gesehen, waren eingenommen von ihrem humanen Betragen. Ihre Güte war mit Ernst gemischt und die Majestät mit Freundlichkeit. Sie verstand mehr, als irgend ein König der Erde, den die Geschichte nennt, viele Freunde zu haben, und selbst alle ihre Feinde zu Freunden zu machen. Nie wußte eine Person mit so vieler Feinheit und Klugheit Menschen zu behandeln, wie sie; niemand ging unzufrieden von ihr, selbst diejenigen nicht, denen ihre Bitte nicht gewährt worden war. Alle Einheimische und Ausländer ohne Unterschied fanden in ihrem Benehmen die unwiderstehliche Magie der männlichen Würde und weiblichen Grazie vereint."

Aller Augen waren auf den Mann gerichtet, der unter dem Namen Paul's I. den russischen Thron bestiegen, und bestimmt war zum Beherrscher eines großen Reichs, dessen Scepter seit langer Zeit nur in weiblichen Händen geruht hatte. Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich Paul's Charakter bald nach seinem Regierungsantritt durch die Großmuth gegen den ihm verhaßten Günstling seiner Mutter, Plato Subow. Er bestätigte ihn in allen seinen Ämtern, äußerte: que l'ami de sa mère serait aussi le sien, und erhob ihn späterhin zum Inspector der Artillerie. Vorzüglich dachte er aber auf Belohnung derjenigen seiner Freunde, die keine Gefahr vermocht, ihn zu verlassen. Den Grafen Ostermann ernannte er zum Großkanzler, den Fürsten Kurakin zum Vicekanzler, den Grafen Rasumowsky zum Staatssecretair, und den Grafen Besborodko, der ihm die entschiedensten Beweise treuer Anhänglichkeit gegeben, zum Feldmarschall. Die Fürsten Repnin und Kurakin wählte er zu Mitgliedern eines von ihm errichteten geheimen Conseils. Obgleich er die Hauptleitung der auswärtigen Angelegenheiten sich selbst vorbehielt, ließ er den Großfürsten Alexander Theil nehmen an den Regierungsgeschäften, von denen er, was er oft bedauerte, gänzlich ausgeschlossen gewesen.

Mannichfache Beweise von Gunst und Gnade bezeichneten die ersten Tage seiner Regierung. Sie waren zum Theil Wirkungen seiner natürlichen Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Aber er wollte dadurch auch die ihm abgeneigte Partei versöhnen und seinen Thron vor dem Ausbruche von Verschwörungen sichern. Daß er das Regierungssystem seiner Mutter befolgen werde, schien nicht wahrscheinlich. Er schien sich eher Peter III. zum Muster gewählt zu haben. Die Liebe des Volks gewann er durch das Aufheben der auf Katharina's Befehl angeordneten Rekrutirung. Hinsichtlich des Militairs traf er wesentliche Veränderungen. Er theilte es in eilf Divisionen und entließ die kostspielige und zur bloßen Parade dienende Chevaliergarde. Vorzüglich aber führte er eine strengere Disciplin ein unter den russischen Truppen.

Einem wesentlichen Misbrauch unter Katharina's Regierung half er durch die öffentliche Bekanntmachung ab, daß Bittschriften jeder Art, nicht, wie es früher üblich gewesen, den Dikasterien, sondern ihm selbst übergeben werden sollten. Zwei Tage in jeder Woche bestimmte er zu einer Audienz, um die Bedrängnisse seiner Unterthanen kennen zu lernen. Jeder konnte überdies seine Wünsche schriftlich vortragen und versichert sein, in wenig Tagen eine bestimmte Antwort zu erhalten. Erst durch den Misbrauch, der von dieser Erlaubniß, Bittschriften einzureichen, gemacht ward, sah sich Paul genöthigt, jene Erlaubniß einigermaßen zu beschränken. Nach den ersten Handlungen, die seinen Regierungsantritt bezeichneten, schien er ein Monarch zu sein, den das Wohl seiner Unterthanen rastlos beschäftigte. Unverkennbar war das Streben, sein Volk glücklich zu machen. Späterhin trugen jedoch seine Entwürfe und die Mittel, sie auszuführen, oft das Gepräge der drückenden Verhältnisse, die seinen Geist 20 Jahre hindurch eingeengt. Sie waren einseitig und überspannt, und verleiteten ihn, bei wechselnder Gemüthsstimmung oft zu Handlungen, die den dadurch beabsichtigten Zweck verfehlten. Das Mislingen derselben und die damit verknüpften Folgen machten ihn zu einem Misanthropen und führten allmälig jenen Seelenzustand herbei, dessen trauriges Opfer er ward, nachdem er nicht lange den russischen Thron behauptet.

Der Anfang seiner Regierung berechtigte jedoch zu den schönsten Hoffnungen, und nicht blos Rußland, selbst ganz Europa ertönte von seinem Lobe. Nur die gegen Frankreich verbundenen Mächte schienen nicht mit ihm zufrieden, als er sich weigerte, den Tractat zu unterzeichnen, den Katharina mit dem englischen und österreichischen Hofe geschlossen. Jener Vertrag verlangte, daß er ein ansehnliches Truppencorps stellen sollte. Er wandte indessen ein, daß er seit seinem Regierungsantritte sich für verpflichtet gehalten, vorzugsweise für das Wohl seines Reichs zu sorgen. Es war nicht blos der

---

plus. J'ai toujours pensé, qu'on me calomniait parceque l'on ne me comprenoit pas. J'ai vu beaucoup des gens qui avoient infiniment plus d'esprit que moi. Je n'ai jamais ni haï ni envié personne. Mon desir et mon plaisir auroit été de faire des heureux; mais comme chacun ne sauroit l'être que selon son caractère ou la fantaisie ou entendement, mes souhaits souvent ont trouvé en ceci des obstacles auxquels je ne comprenois rien. Mon ambition assurement n'étoit pas méchante, mais peut-être ai-je trop entrepris que de croire les hommes susceptibles à devenir raisonnables, justes et heureux. La race humaine en général penche au deraisonnement et à l'injustice, avec cela l'on ne sauroit guere être heureux. J'ai fait cas de la Philosophie, parceque mon ame a toujours été *singulierement républicaine*; je conviens que c'est peut-être un singulier contraste que cette trempe d'ame avec le pouvoir illimité de ma place; mais aussi personne en Russie ne dira que j'en aie abusé. Pour ma conduite politique j'ai tâché de suivre les plans qui m'ont paru les plus utiles pour mon Pays et les plus supportables aux autres; si j'en avais connu de meilleurs, je les aurais adopté, l'Europe a eu tort de s'allarmer de mes desseins, auxquels au contraire elle ne pouvait que gagner. Si j'ai été payée d'ingratitude, du moins personne ne dira t'-il, que j'ai manqué de reconnaissance, souvent je me suis vengée de mes ennemis en leur faisant du bien ou en les pardonnant. L'humanité en général a eu en moi un Ami, qui ne s'est dementi en aucune occasion. Man s. Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. v. H. M. Marcard (Bremen 1803). S. 377 fg.

9) s. Seume's sämmtliche Werke. 3. Bd. S. 237.

Haß gegen die republikanischen Neufranken, was ihm jene Äußerung eingab, sondern auch die Abgeneigtheit, sich dem zu fügen, was seine Mutter angeordnet, und wozu sie von der ihm abgeneigten Partei zum Theil bewogen worden. Solche Gründe mochten ihn auch bestimmen, dem Liv- und Kurländischen Erbadel seine frühern Privilegien wieder zu geben, und die Gerichtsbarkeit und Justizverwaltung in jenen Provinzen völlig umzugestalten. Auch die Polen, hart gedrückt unter Katharina's Regierung, begünstigte der neue Beherrscher Rußlands. Viele erhielten ihre Freiheit wieder, unter andern auch Kosciusko, die meisten auch ihre Güter. Darf man den damaligen Gerüchten glauben, so regte sich auch in Paul's Kopfe die Idee, Polen als selbständiges Reich wiederherzustellen, was, wie leicht begreiflich, nicht gebilligt werden konnte von den andern europäischen Mächten, die einen Antheil von jenem Lande erhalten hatten.

Eins der ersten Geschäfte, worauf Paul seine Aufmerksamkeit richtete, war die Verbesserung der durch Katharina's Prachtliebe und Verschwendung sehr zerrütteten Finanzen. Er ließ gegen 500 Banknoten verbrennen, wodurch die noch cursirenden bis zu 52 Procent stiegen. In seiner Hofhaltung führte er eine strengere Ökonomie ein, entließ die kostspieligen Generalgouverneure in den Provinzen, hob in kurzer Zeit über 15,000 Civilstellen auf und bestimmte die Zahl der Gouvernements auf 41 [10]). Auch die Zollordnung vom Jahre 1782 wurde wieder eingeführt.

Zu diesen Schritten für das Wohl seines Landes traten jedoch bald andere, in denen man den liebenswürdigen Charakter, den er vor seiner Thronbesteigung gezeigt, kaum wieder erkannte. Nicht blos der Günstling seiner Mutter, Plato Subow, den er in dem ersten frohen Gefühle, sich befreit zu sehen, von einem lästigen Zwange, in allen seinen Ämtern bestätigt, ward seiner Dienste entlassen mit dem Befehl, sich auf seine Güter zu begeben; auch verdienstvolle Generale traf ein gleiches Schicksal, unter andern Suwarow, der das Testament der Kaiserin mit unterzeichnet. Zum Vorwande diente die Unzufriedenheit dieses Generals mit den neuen militärischen Verordnungen des Kaisers. Zahlreiche Dienstentlassungen führte die sehr strenge Disciplin herbei, welche Paul bei der russischen Armee eingeführt wissen wollte. Die geringste Nachlässigkeit im Dienste ward bei dem General wie bei dem Subalternofficier aufs Härteste geahndet, und die Bekanntmachung der Strafen in der Hofzeitung war eine doppelte Demüthigung. Durch solche Schritte vermehrte Paul, oft rauh, wild, auffahrend und selbst grausam, die Zahl seiner Feinde, die nur auf eine Gelegenheit zu warten schienen, sich zu rächen und nur durch die furchtbaren Einöden Sibiriens von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken abgeschreckt wurden.

Fruchtlos waren bisher noch immer die Bemühungen der gegen Frankreich verbündeten Mächte gewesen, auch den Beherrscher Rußlands in ihr Interesse zu ziehen und ihn zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Gleichwol haßte er die Franzosen, und konnte sich bis ans Ende seines Lebens nie ganz von der Furcht vor den Jacobinern befreien, deren Grundsätze er überall witterte. Allein ungeachtet er den Auffoderungen Österreichs und Englands, zu ihren Armeen ein Truppencorps stoßen zu lassen, fortwährend auswich, zeigte er doch gegen beide Höfe die freundschaftlichsten Gesinnungen. Durch die Erneuerung des Handelsvertrags, den Katharina mit England abgeschlossen, erhielten die Bewohner dieses Reichs fast gleiche Vortheile mit den russischen Eingebornen. Dem wiener Hofe empfahl er sich durch wohlwollende Aufnahme des österreichischen Gesandten, Grafen v. Dietrichstein, und durch die Beseitigung der mehrjährigen Grenzstreitigkeiten mit Österreich in Polen. Seinen Haß gegen die Franzosen und alles, was französisch, zeigte er durch die Begünstigung der Emigrirten in seinen Staaten, und besonders dadurch, daß er dem französischen Kronprätendenten, Ludwig XVIII., ein Asyl in Rußland gewährte, mit einem Jahrgehalte von 2000 Rubeln. Den Haß gegen die Franzosen zeigten aber auch seine polizeilichen Verordnungen, die großentheils in der französischen Revolution ihren Grund gehabt zu haben scheinen. Vielleicht wollte er den gemeinschaftlichen Berathungen über öffentliche Staatsangelegenheiten vorbeugen, als er die Verordnung erließ, daß keine Bittschrift von mehr als einer Person unterzeichnet sein sollte. Eine andere kaiserliche Ukase untersagte die Verbreitung aller Bücher, deren Inhalt die Reichsgrundsätze, die Religion und Moralität zu gefährden schien. Censurbehörden in Moskau, Petersburg, vorzüglich in Riga, unterwarfen jede Schrift einer scharfen Prüfung, und sprachen oft unbilliger Weise das Verwerfungsurtheil darüber aus. Fremde Bücher waren einer noch strengeren Censur unterworfen, als die einheimischen, und späterhin traf alle französischen Schriften ein unbedingtes Verbot. Seine eigene Lectüre mochte ihn aufmerksam gemacht haben auf die Verbreitung verderblicher Grundsätze und halbwahrer Nachrichten in manchen Büchern, und die Literatur des Auslandes schien ihm eine Pestseuche, vor der er seine Unterthanen schützen zu müssen glaubte [11]).

Die stete Furcht vor dem Einsaugen gefährlicher Freiheitsideen rief die Verordnung hervor, die den 6. Mai 1798 allen Fremden untersagte, den russischen Boden zu betreten. Späterhin nahm er, unter gewissen Beschränkungen, die handeltreibenden Ausländer von jenem Verbot aus. Manche seiner Verordnungen, besonders in Be-

---

10) Die neuen Gouvernements waren: 1) Moskau. 2) St. Petersburg. 3) Nowogorod. 4) Twersk. 5) Pokowsk. 6) Smolensk. 7) Tulsk. 8) Kajusk. 9) Taroslaw. 10) Kostemsk. 11) Wlodimir. 12) Nizegrod. 13) Wologrod. 14) Archangel. 15) Wiatsk. 16) Kazansk. 17) Perinsk. 18) Tobolsk. 19) Irkuzk. 20) Drambursk. 21) Sidir. 22) Penzen. 23) Astrakan. 24) Worowsk. 25) Tombowsk. 26) Rezensk. 27) Kurzk. 28) Orlow. 29) Slobodko. 30) Ukraine. 31) Neu-Rußland. 32) Livland. 33) Ehstland. 34) Wyborsk. 35) Kurland. 36) Lithauen. 37) Minsk. 38) Bialorusk. 39) Vollhynien. 40) Podolien. 41) Kiow.

11) Vergl. (*Massow*) Mémoires secrètes sur la Russie. T. II. p. 183 sq.

zug auf die Kleidung, sowol der Civilpersonen, als des Militairs [12]), streiften ans Übertriebene und selbst Lächerliche. Doch bewirkte er durch anderweitige Beschränkungen auch wieder manches Gute, besonders, als er der unter den niedern Volksclassen und den Landleuten immer mehr zunehmenden Sucht, um Kleinigkeiten weitläufige Processe zu führen, kräftig Einhalt that. Peter's III. Schicksal hatte ihn gelehrt, daß die russische Nation ihren Monarchen, so lange er nicht gekrönt, nicht als rechtmäßigen Souverain betrachtet. Paul hatte daher diese Feierlichkeit in Moskau den 13. März 1797 beschleunigt. Merkwürdig ward diese Krönung vorzüglich durch das bei dieser Gelegenheit erneuerte Reichsgesetz Peter's des Großen, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß.

Die französischen Angelegenheiten hatten indessen eine ganz andere Wendung genommen, als man bisher vermuthet. Der teutsche Kaiser, durch Bonaparte's glänzende Siege, die ihn bis in die Nähe von Wien führten, von mehren Seiten gedrängt, mußte den Friedensvorschlägen Gehör geben, mit denen Bonaparte, von Proviant entblößt und in Gefahr eingeschlossen zu werden, gewissermaßen auch nur gezwungen hervortrat. Nach kurzen Unterhandlungen war der Friede zu Leoben zu Stande gekommen, nach welchem Österreich auf die Niederlande und die Lombardei verzichtete. Des abgeschlossenen Waffenstillstandes ungeachtet wurden die eroberten teutschen Provinzen von den Franzosen auf's Feindseligste behandelt. Mehre teutsche Kreise, unter andern der fränkische und schwäbische, baten dringend Rußlands Monarchen um seinen Schutz und um Erhaltung der Integrität des teutschen Reichs. Bereits im Juni 1797 ließ Paul Truppen nach der französischen Grenze marschiren, die, obschon zerstreut, in kurzer Zeit zusammengezogen werden konnten. Durch den Definitivfrieden, zwischen Österreich und der französischen Republik den 17. Oct. 1797 zu Campo Formio abgeschlossen, und durch den eingetretenen Waffenstillstand zwischen Frankreich und dem teutschen Reiche, war das Corps des Prinzen Condé, das bisher in englischem Solde gefochten, entlassen worden, und einer Einladung Paul's nach Rußland gefolgt. Die meisten jener Truppen waren in die ihnen angewiesenen Cantonirungen zu Wladimir, Lucz und Kowel in Vollhynien eingerückt. Langsam waren unterdessen die Unterhandlungen des rastadter Congresses fortgeschritten, der den Frieden für Teutschland vermitteln sollte. Die Reichsdeputirten mußten sich gänzlich den gebieterischen Foderungen Frankreichs fügen. Um für den Herzog von Würtemberg eine Entschädigung für die Abtretung von Mömpelgard auszuwirken, würde auch Paul einen Gesandten nach Rastadt gesendet haben, wenn derselbe nur angenommen worden wäre.

Eine festere Haltung schien die Reichsdeputation gewonnen zu haben, seit die furchtbare Seeschlacht bei Abukir das politische System der europäischen Mächte verändert hatte, die bisher den mannichfachen Anmaßungen der französischen Gewalthaber, der Unterjochung der Schweiz, der Wegnahme von Malta und dem Einbruch in Ägypten gleichgültig zugesehen hatten. Die vertriebenen Malteserritter suchten und fanden um diese Zeit Schutz in den russischen Staaten. Paul hatte ihnen einstweilen Petersburg zu ihrem Wohnsitze angewiesen und erklärte sich zum Protector des Ordens [13]), der ihn, längst unzufrieden mit seinem bisherigen Großmeister v. Homperch, in dessen Titel und Würden einsetzte, aus Dankbarkeit für die wohlwollende Aufnahme. Diese Ernennung Paul's zum Großmeister des Malteserordens war jedoch keineswegs allgemein, sondern geschah nur von dem russischen Großpriorat [14]). Doch blieben die Verwendungen der Ordenscapitel in Spanien, Baiern und Böhmen zu Gunsten des seiner Würde entsetzten Großmeisters v. Homperch fruchtlos. Paul hielt einen Widerruf unter seiner Würde, nachdem er einmal den Maltesern seinen Schutz versprochen und von ihnen zu ihrem Oberhaupte ernannt worden. Um die mannichfachen Irrungen, die daraus hervorgingen, zu beseitigen, stiftete Paul einen Oberregierungsrath für die Angelegenheiten des Malteserordens, der zu seinen vornehmsten Mitgliedern den Großfürsten Alexander und den Grafen Soltikow zählte. Den Fürsten Wolkonsky ernannte der russische Monarch sogar zum Commandanten auf Malta, obgleich diese Insel sich noch in französischen Händen befand. Die beiden Großpriorate, das russisch-katholische, bereits den 1. Jan. 1797, und das russische, den 29. Nov. 1798 gestiftet, wurden getrennt, um für sich zu bestehen, während der Prinz Condé das Priorat in den ehemaligen polnischen Provinzen erhielt.

Friedliebend, wie er war, ist sehr zu bezweifeln, ob Paul jemals die Franzosen angegriffen haben würde, wenn sie nicht durch Eroberungssucht und Plünderungswuth verleitet worden wären, alle Schranken der Billigkeit zu überschreiten. Als die Feindseligkeiten, ungeachtet des mit

12) Eine kaiserliche Ukase verbot das Tragen von Fracks, Gilets, runden Hüten, Bänderschuhen, Pantalons rc., weil ihn diese Tracht an die ihm verhaßten Neufranken erinnerte. Um diesen durchaus nicht zu gleichen, erhielt das russische Militair Befehl, wieder in Locken, Zöpfen, Hüten rc. und überdies gepudert zu erscheinen. Wer die sämmtlichen Verordnungen Paul's kennen lernen will, findet sie in einer eignen Sammlung, die zu St. Petersburg in den Jahren 1797—1798 in zwei Quartbänden erschienen ist.

13) In einem von Paul unterzeichneten Cabinetsschreiben vom 21. Dec. 1798 befinden sich die Worte: „Les malheurs des tems sont parvenus au point, que l'Ordre de St. Jean de Jerusalem, illustre par ses vertus depuis tant de siècles, aujourd'hui jetté traitreusement loin du siège de ses ancêtres, se trouve en butte aux dangers les plus éminens. Nous avons jugé qu'il étoit conforme à la qualité de *Protecteur*, que nous avons acceptée, de venir au secours de cet Ordre et de le sauver du naufrage, dont il étoit menacé. Nous avons daigné à cet effet le recueillir dans la détresse au sein de notre Empire, comme dans un port assuré, et nous avons établi dans notre Capitale sa nouvelle residence." 14) s. Manifeste du Grand-Prieuré de Russie. Dies Manifest findet man unter den Beilagen zu der anonym (v. A. E. Kayser) herausgegebenen Schrift: Kurzgefaßte Nachricht von Sr. russisch kaiserl. Majestät Paul's I. Gelangung zur Würde eines Großmeisters des Ordens St. Johann von Jerusalem rc (Ronneburg 1799.) Die Schrift ist ein Auszug aus den Annales historiques de l'Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem depuis l'année 1725 jusqu'au moment. (St. Petersbourg 1799.)

dem teutschen Kaiser geschlossenen Friedens, noch immer fortdauerten, schien er den Einflüsterungen des englischen Gesandten ein aufmerksameres Ohr zu leihen. Dieser sowol, als der österreichische, schilderten ihm mit lebhaften Farben den Ruhm, durch seine Heeresmacht, der Wiederhersteller des Königthums in Frankreich und der Vertilger des Jacobinismus zu werden. Das Wohl von ganz Europa, äußerten sie schmeichelnd, ruhe in seinen Händen. Diese Vorstellungen verfehlten nicht ihre Wirkung auf seinen leicht erregbaren Charakter, und überall in den russischen Staaten begannen, bald nach dem Frieden zu Campo Formio, die lebhaftesten Kriegsrüstungen.

Neue Abgaben wurden eingeführt und die alten erhöht, um die Kosten eines solchen Unternehmens zu decken[15]). Paul's Charakter erschien, unter jenen Zurüstungen, plötzlich in einem ganz andern Lichte. In dem eifrigen und leidenschaftlichen Gegner, zu welchem er durch die Beredsamkeit des englischen und österreichischen Gesandten gemacht worden war, erkannte man kaum den Sinn für Neutralität wieder, den er zu Anfang seiner Regierung gezeigt. Ungeduldig schien er den Zeitpunkt zu erwarten, wo er den Franzosen seine ganze Macht fühlen lassen könnte. Um ihnen schon jetzt so viel als möglich Abbruch zu thun, erließ er einen Befehl zur Wegnahme aller französischen Güter und Waaren, ohne alle Einschränkung, ohne in seiner leidenschaftlichen Stimmung zu bedenken, daß er durch diese Maßregel die ersten Principien des Völkerrechts verletzte. Seine übrigen Maßregeln zeigten, daß er entschlossen war, thätigen Antheil zu nehmen an dem Kriege gegen Frankreich. Eine russische Flotte vereinigte sich mit der englischen vor dem Texel, eine andere kreuzte in der Ostsee, und eine dritte ward im schwarzen Meere ausgerüstet. Lebhafter als jemals wurden die Rüstungen in ganz Rußland betrieben und zahlreiche Rekruten ausgehoben. Bald hatte sich ein beträchtliches Heer an der Grenze von Galizien versammelt.

In Übereinstimmung mit dem londoner Hofe suchte Paul auch den König von Preußen in sein Interesse zu ziehen. Die gespannten Verhältnisse dieses Monarchen mit der französischen Regierung ließen hoffen, daß der Fürst Repnin, damals nach Berlin gesandt, leicht den dortigen Hof zu thätiger Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege bewegen werde. Preußens König war vorzüglich entrüstet über die Anmaßungen des französischen Directoriums in den jenseit des Rheins gelegenen, provisorisch abgetretenen Provinzen. Die Unterhandlungen des Fürsten Repnin hatten indessen wenig Erfolg gehabt, und er eilte nach Wien, um den teutschen Kaiser in das russische Interesse zu ziehen. Dies gelang, und man freute sich schon im Voraus, die verlorenen Besitzungen wieder zu erobern. Die Feindseligkeiten sollten im nächsten Frühjahre beginnen. Bis dahin aber mußte einem Bruch von französischer Seite möglichst vorgebeugt werden, damit die russischen Truppen Zeit gewännen zu marschiren. Hieraus erklärt sich zum Theil die große Nachgiebigkeit und das Zögern des Grafen von Metternich, der sich als kaiserlicher Bevollmächtigter auf dem Congreß zu Rastadt befand.

Daß die Pforte nicht Frankreichs Partei ergreifen werde, davon konnte man nach ihrer, den 1. Sept. 1798 erlassenen Kriegserklärung völlig überzeugt sein, nachdem sie von den Franzosen in Ägypten angegriffen worden. Um aber auch einem partiellen Frieden der Türken mit Frankreich vorzubeugen, schloß Paul den 23. Dec. 1798 eine Defensiv-Allianz mit der Pforte. In diesem Vertrag garantirten sich beide Mächte ihre gegenseitigen Besitzungen, wie sie dieselben vor Bonaparte's Einfall in Ägypten besessen, versprachen sich gegenseitige Unterstützung zu Wasser und zu Lande, Sicherung der Integrität ihrer Staaten und Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts unter den übrigen europäischen Mächten, wodurch allein die allgemeine Ruhe bedingt werden konnte. Die Dauer jenes Vertrags ward auf acht Jahre bestimmt. Daß man nicht alle Hoffnung aufgegeben, auch den König von Preußen zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu bewegen, zeigte die Einladung, jenem Tractat beizutreten, wozu auch der teutsche Kaiser und der König von England aufgefodert worden waren. Allein der großbritannische Abgeordnete Thomas Grenville war nicht glücklicher in seinen Unterhandlungen mit dem berliner Hofe, als früher der Fürst Repnin. Das Einzige, was er erlangte, war das von preußischer Seite ihm gegebene Versprechen einer völligen Neutralität.

Zu jenem großen Bunde gegen Frankreich gehörte auch der König beider Sicilien, die einzige bedeutende Macht in Italien, die sich bisher durch kluges Temporisiren gegen die französischen Anmaßungen gesichert. Allein die Eroberung Malta's, worüber Sicilien die Lehnsherrschaft zu haben behauptete, brachte die französischen Truppen in eine für die neapolitanischen Staaten so gefährliche Nähe, daß die englische Flotte dort alle Unterstützung fand, um unter Nelson's Fahnen den glänzenden Sieg bei Abukir zu erkämpfen. Bitter beschwerte sich die französische Regierung gegen den König von Neapel, daß der Friedenstractat zwischen Frankreich und Italien verletzt worden durch seine angeknüpften Verbindungen mit England, Rußland und Österreich. Jene Vorstellungen indessen wenig beachtend, rüstete sich der König von Neapel zum Kriege, besonders da die französische Regierung das gewöhnliche Mittel ergriff, seine Unterthanen gegen ihn aufzuhetzen. Den gefährlichen Folgen, die hieraus hervorgehen konnten, vorzubeugen, war ein Hauptmotiv zu der Defensiv-Allianz des Königs von Neapel mit dem teutschen Kaiser, nach welcher sich beide Theile ihre Besitzungen garantirten und sich wechselseitige Hilfe versprachen. Der französischen Regierung konnte dieser Vertrag nicht gleichgültig sein. Sie kannte die Wichtig-

15) Nach einem kaiserlichen Befehl vom 18. Dec. 1797 mußte der russische Adel zur Unterhaltung der Gerichtshöfe und anderer Anstalten jährlich 1,640,000 Rubel aufbringen; die Städte mußten den Aufwand für die polizeilichen Anstalten bestreiten, der Landmann jährlich 16 Kopeken mehr Kopfgeld entrichten, der Kaufmann, der bereits eine Vermögenssteuer von einem Procent jährlich gezahlt, noch ein Viertelprocent mehr geben, der Bürger 50 Kopeken mehr von seinem Vermögen ꝛc. Vergl. Paul I. Eine historische Skizze (Leipzig 1802). S. 79 fg.

keit des Königs von Neapel bei dem Ausbruch eines Krieges in Italien, und ihre Schutzländer gegen diese Grenzen waren gänzlich unbedeckt. Überdies mußte sie ihre Macht theilen. Fruchtlos blieben jedoch die Versuche des französischen Gesandten, Lacombe St. Michel, die entstandenen Mishelligkeiten auszugleichen. Nicht ohne Grund fürchtend, daß dies von französischer Seite nicht ungeahndet bleiben möchte, warf sich der König von Neapel Rußland in die Arme, und schloß den 29. Nov. 1798 mit dieser Macht einen Allianz-Tractat, durch den sie sich vor den Gefahren sichern wollten, die der Sicherheit jedes wohlgeordneten Staats von den verderblichen Planen der französischen Regierung drohten. Beide verpflichteten sich die umgestürzten Staatsgewalten und Regierungen wieder herzustellen, und den rechtmäßigen Besitzern die von den Franzosen ihnen geraubten Provinzen wieder zu erobern. Paul versprach, den König von Neapel mit seiner im mittelländischen Meere befindlichen Flotte zu unterstützen, und außerdem mit neun Bataillons Infanterie und 200 Kosaken, die, sobald es die Jahreszeit erlaubte, ihren Marsch antreten sollten. Keinem Theil sollte, ohne Zustimmung des andern, erlaubt sein, Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Die Dauer des Tractats war auf acht Jahre bestimmt. Ähnliche Verträge wurden zwischen dem Könige von Neapel mit Großbritannien und der Pforte errichtet, und Frankreich sah sich abermals von Feinden umzingelt, wie zu Anfange des Krieges, nur mit dem Unterschiede, daß statt Preußen Rußland auf dem Kriegsschauplatze erschien.

Noch ehe das ebengenannte Reich den Allianz-Tractat mit der Pforte abgeschlossen, hatte sich bereits den 20. Sept. 1798 eine russische Flotte, befehligt von dem Admiral Uschakow, bei den sieben Thürmen von Constantinopel mit der türkischen Seemacht vereinigt[16]). Zwei Nationen, die von jeher feindlich einander gegenüber gestanden, kämpften jetzt vereinigt für eine gemeinschaftliche Sache. Das Glück begleitete ihre Operationen, zuerst den venetianischen Inseln geltend, die noch von den Franzosen besetzt waren. Cerigo ward den 28. Sept. erobert, Zante unterwarf sich auf die erste Auffoderung den 15. Oct., bald nachher auch Cefalonia, wo die Sieger 46 Kanonen erbeuteten. Auf diesen eroberten Inseln blieben größtentheils Russen als Besatzung. Ohne daß sich eine von beiden Mächten den Besitz derselben anmaßte, ward dort eine provisorische Regierung angeordnet, aus Adligen und Bürgerlichen bestehend, woraus hervorzugehen scheint, daß Paul schon damals den Entschluß gefaßt, den venetianischen Staat wieder herzustellen.

Während die vereinigten Flotten sich vor der Hauptinsel Korfu gelagert und sie den 4. November zur Unterwerfung aufgefodert, doch dort einen größern Widerstand gefunden, als sie erwartet, waren im Innern des russischen Reichs mannichfache Irrungen und Misverhältnisse entstanden, die durch die übermäßige Strenge Paul's herbeigeführt und vermehrt worden. Ein unüberlegtes Wort, ein leichtes Vergehen hatte schon mancher Redliche büßen müssen mit dem Aufenthalte in Sibiriens unwirthbaren Steppen. Heimliche Einflüsterungen verleiteten den russischen Monarchen, der immer gerecht zu sein glaubte, oft zu den größten Ungerechtigkeiten. Ein geheimes Inquisitionsgericht, dessen Spione überall umherstreiften, bestrafte die geringste Privatbeleidigung mit der Knute oder gar mit der Verweisung nach Sibirien. Dies Verfahren, das an die lettres de cachet in Frankreich erinnerte, mußte die Gemüther des Volks um so mehr erbittern, da der Kaiser den Beschuldigungen leicht sein Ohr lieh, und sich nur selten davon überzeugte, daß sie völlig ungegründet, wie unter andern, als ein gewisser Tamanski die sämmtlichen Bewohner Riga's des Jacobinismus beschuldigte. Kaum würde eine Nation von feurigerem Charakter als die russische, die längst an Sklaverei gewöhnt, jenen furchtbaren Druck lange geduldig ertragen haben; nur in Lithauen entstand eine Verschwörung, doch weniger aus Unmuth über dies harte Joch, als aus Unzufriedenheit mit der russischen Regierung, und aus dem Wunsche, diese mit einer selbstgewählten zu vertauschen. Dombrowski war das Haupt jener Verschwörung, die aber so unglücklich endete, daß zwölf der vorzüglichsten Mitglieder, grausam verstümmelt, auf Paul's Befehl nach Sibirien verwiesen wurden.

Mehre seiner damaligen Schritte und Verordnungen zeigten, daß ihm der erhöhte Glanz seines Hauses nichts weniger als gleichgültig war. Dahin gehört der Entwurf eines allgemeinen Wappenbuches in drei Abtheilungen. In der ersten sollten, nach Paul's Idee, die uralten adeligen Familien, Fürsten, Grafen und Barone verzeichnet werden; die zweite sollte diejenigen Familien enthalten, die durch des Kaisers Gnade in den Adelstand erhoben worden, und die dritte Abtheilung endlich diejenigen namhaft machen, die ihrem Range nach und durch ihre Ämter den Adel erhalten. Die Idee, seinen Namen zu verewigen durch ein Kunstwerk, das die, auf Katharina's Befehl errichtete, kolossale Statue Peter's des Großen noch übertreffen sollte, lag wahrscheinlich dem Bau eines prachtvollen Palastes zu Grunde an der Stelle, wo die Moika sich in die Fontanka ergießt. Dieser Palast, mit mannichfachen Kunstschätzen, von größerem und geringerem Werth, ohne strenge Auswahl überhäuft, soll 15 bis 18 Millionen gekostet haben[17]).

Während er so zum Glanze seiner Monarchie beizutragen suchte, hinderte ihn sein tief eingewurzelter Haß gegen Frankreich und die Furcht vor der Verbreitung gefährlicher Grundsätze in seinen Staaten für die höhere wissenschaftliche Bildung zu sorgen. Wie sehr er dieselbe beschränkte durch das strenge Verbot französischer Schriften, ist bereits erwähnt worden. Er untersagte jedoch auch seinen Unterthanen, ihre Söhne nach Leipzig, Göttingen, Frankfurt a. d. O. und anderen teutschen Universitäten zu senden, wo sie sich mit Erfolg den Studien wid-

16) Sie bestand aus sechs Linienschiffen, jedes von 50 Kanonen, 14 Fregatten und 16 Galeeren.

17) Eine ausführliche Beschreibung findet man im zweiten Theile von Kotzebue's merkwürdigstem Jahre seines Lebens (Berlin 1801).

men konnten, für welche bei dem damaligen Mangel an wissenschaftlichen Anstalten in Rußland wenig gesorgt war. Um daher den Klagen über diesen Mangel abzuhelfen, beschloß Paul in Livland eine Universität zu errichten. Er wählte hierzu Dorpat, wo ehemals eine Anstalt dieser Art gewesen. Zugleich errichtete er drei geistliche Seminarien zu Reval, Dorpat und Wiburg, um bei der Besetzung geistlicher Ämter nicht genöthigt zu sein, seine Zuflucht zu Ausländern zu nehmen. Späterhin ging er noch weiter, und rief alle auswärts studirende Jünglinge zurück, sie mitten aus der Bahn ihrer begonnenen Studien entfernend. Sie mußten diesem Befehle augenblicklich gehorchen, wenn sie nicht eine Anstellung in ihrem Vaterlande für immer verscherzen wollten. Aus der Besorgniß, daß die Verbreitung anarchischer Principien eine Revolution in Rußland hervorrufen möchte, die ihm Thron und Leben kosten konnte, ging auch Paul's Befehl hervor, die russische Armee durch keine Ausländer zu rekrutiren, und nur Adelige zu Officieren zu wählen, weil er glaubte, daß er diesen von ihm begünstigten Stand weniger zu fürchten habe. Daß seine Truppen, indem er sie gegen die Franzosen sandte, von diesen den Despotismus verabscheuen lernen und mit den Principien von Nationalfreiheit bekannt werden könnten, daran ließ ihn sein Haß gegen jenes Volk nicht denken.

Während ihn fast ausschließlich der Gedanke beschäftigte, die französische Demokratie zu vertilgen, schloß er mit einer andern auswärtigen Macht, den Persern (1798), zu Tiflis einen vortheilhaften Frieden, nach welchem Ali Mehemed Khan alle von den Russen in jenem Kriege gemachte Eroberungen zurückerhielt, außer der Festung Derbent und dem linken Ufer des Flusses Kur, der seitdem die Grenze zwischen beiden Staaten bildete. Unterdessen hatten sich die russischen Truppen unter Suwarow's Commando, den der wiener Hof ausdrücklich verlangt, am Bog zusammengezogen, und näherten sich, 23,000 Mann stark, in zwei Colonnen und vier Abtheilungen der Grenze von Westgalizien. Ihre Bestimmung wußte Niemand. So viel schien gewiß, daß sie, im Fall eines Krieges, gegen Frankreich gebraucht werden möchten. Auf die enge Verbindung Rußlands mit Großbritannien gründete sich die hier und da geäußerte Behauptung, jene Truppen wären zum Schutz von Hanover bestimmt. Diese und andere Muthmaßungen hatten durchaus keinen festen Grund. Vielleicht wußten die beiden verbundenen Mächte in diesem Augenblicke selbst noch nicht, wo sie diese Truppen auftreten lassen sollten. Sie nahmen vor der Hand ihren Marsch nach Brünn, wo sie in die Cantonirungsplätze verlegt wurden. Um ihren Muth zu beleben, rühmte ein kaiserliches Decret in der petersburger Hofzeitung ihre Treue und Tapferkeit, und hielt sich ihrer kühnen Thaten und Siege zur Vertheidigung des Glaubens und allgemeinen Wohls im Voraus versichert.

Dieser Marsch der Russen in das kaiserliche Gebiet erregte eine große Sensation auf dem rastadter Congresse. Die Franzosen, längst bekannt mit Paul's Gesinnungen, konnten keine gleichgültigen Zuschauer bleiben in dem Augenblicke, wo eine feindliche Macht die Grenzen eines Staats überschritt, mit dem sie bisher wenigstens in friedlichen Verhältnissen gestanden. Indessen glaubte die französische Regierung, die in das österreichische Gebiet eingerückten Truppen wären nach Teutschland bestimmt, da Paul schon oft mehren teutschen Reichsständen seinen Beistand zugesichert. Daher erklärte der französische Gesandte in Rastadt den 3. Jan. 1799: wenn der Reichstag zu Regensburg das Vorrücken der russischen Truppen in dem Reichsgebiete billige, oder nicht kräftige Maßregeln dagegen ergreife, so könne man in jenem Einmarsch der russischen Truppen in das teutsche Gebiet nichts anderes erblicken, als eine Verletzung der Neutralität; die Unterhandlungen des Congresses wären dadurch abgebrochen, und die Republik und das Reich befinde sich in gleichem Verhältnisse, wie vor der Unterzeichnung der Präliminarien zu Leoben und vor Abschluß des Waffenstillstandes. Übrigens glaube man kaum sich zu irren in der Politik des petersburger Cabinets, wenn man glaube, daß Rußland nur darum die Offensive gegen Frankreich ergreife, um den Frieden auf dem Continent zu hindern, und die große Usurpation, die es längst beabsichtigt, dadurch zu verhüllen. — Ähnliche Erklärungen waren von dem französischen Ministerium an die österreichischen und preußischen Gesandten erlassen worden.

Als endlich nach langem Zögern ein Reichsschluß zu Stande gekommen war, der so gut als gar keiner zu betrachten, da die drei Reichscollegien (die Kurfürsten, Fürsten und Städte) sich in demselben nicht einmal hatten vereinigen können, waren die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich bereits eröffnet, und Graubünden bereits von den österreichischen Truppen besetzt, doch wieder geräumt worden durch den französischen General Massena, der selbst in Tyrol eindrang. Der General Jourdan ging bald nachher mit einer beträchtlichen Heeresmacht über den Rhein, und suchte diesen Schritt dadurch zu rechtfertigen, daß die Österreicher, die unter dem Commando des Erzherzogs Karl über den Inn gegangen, dadurch den im December 1797 zu Rastadt abgeschlossenen Vertrag gebrochen. Die Russen waren indessen, statt nach Teutschland, wie man allgemein glaubte, nach Italien aufgebrochen. Das Commando über diese Truppen hatte Paul dem General Suwarow übergeben — ein Beweis, daß seine frühere Abneigung gegen diesen Feldherrn gewichen sein mußte, der das in ihn gesetzte Vertrauen bald durch die glänzendsten Siege rechtfertigte. Erst nachdem er die Franzosen aus Piemont in die ligurischen Gebirge vertrieben, gönnte er seinen erschöpften Truppen einige Ruhe, und beschäftigte sich mit der Belagerung von Mantua, Turin und anderer Festungen. Unterdessen focht ein anderes Corps Russen, mit Türken und Engländern vereinigt, in Unteritalien, und machte der dortigen Revolutionsherrschaft ein Ende. Auch nach der Schweiz hatte Paul, rasch und leidenschaftlich in allen seinen Entwürfen, ein Heer von 36,000 Mann gesandt, befehligt von dem General Rimskoi Korsakow, um die Österreicher zu unterstützen.

Dessen ungeachtet schien das gute Vernehmen zwi-

schen den Österreichern und Russen gestört worden zu sein; denn Suwarow hatte sich nach Böhmen zurückgezogen und Teutschland seiner eignen und des Kaisers Vertheidigung überlassen. Paul erklärte jedoch auf dem teutschen Reichstage, daß sein Eifer keineswegs erkaltet, und er vielmehr seine Anstrengungen verdoppeln werde, falls die teutschen Reichsstände einverstanden wären mit seinen Planen. Sollte er sich hierin getäuscht sehen, so sei er genöthigt, seine Kriegsmacht wieder in seine Staaten zurückzuziehen, und ein Unternehmen aufzugeben, das so schwach unterstützt werde von denen, die sich den größten Antheil an den erfochtenen Siegen beigemessen. Höchst wahrscheinlich würde Paul, was er späterhin that, seine Truppen nicht zurückgezogen haben, wenn er unter seinen Verbündeten mehr Patriotismus und Gemeingeist gefunden.

Sich nicht damit begnügend, daß er zwei beträchtliche Heere gegen die Franzosen gesandt, wollte er sie noch durch ein drittes bekämpfen, und der Revolution für immer ein Ende machen, indem er die ihm verhaßte Nation von allen Seiten bedrängte. Bereits den 29. December 1798 hatte er mit der britischen Regierung einen provisorischen Allianztractat abgeschlossen, worin beide Mächte sich verpflichteten, sich den Fortschritten der französischen Waffen zu widersetzen, und die Verbreitung der anarchischen Principien zu hemmen, zur Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens und des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten. Frankreich sollte wo möglich wieder in seine alten Grenzen, wie sie vor der Revolution bestanden, eingeschränkt und alles versucht werden, den König von Preußen zur Theilnahme an ihren Planen zu bewegen. Rußland versprach in diesem Falle, ihn mit 45,000 Mann zu unterstützen, zu deren Ausrüstung Großbritannien 225,000 Pf. St. und monatlich noch 75,000 Pf. St. Subsidien zahlen wollte. Allein die Bemühungen, sowol des Fürsten Repnin, als des englischen Gesandten Thomas Grenville, den König von Preußen zur Theilnahme an ihren Entwürfen zu bewegen, waren fruchtlos geblieben, und der Plan der verbündeten Mächte dahin abgeändert worden, daß jene 45,000 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind gebraucht werden sollten, wo es für beide Mächte am vortheilhaftesten sein würde. Ehe sie aber jene Erklärung den 29. Juni 1799 unterzeichneten, hatten sie einige Wochen früher eine Convention geschlossen, die Franzosen aus Holland zu vertreiben, und zu diesem Zweck gemeinschaftlich eine Armee von 30,000 Mann auszurüsten, wozu Paul 17,593 M. stellen wollte, die sich in Reval versammeln und von da nach Holland eingeschifft werden sollten. Dorthin waren auch die Engländer, in Folge dieser Übereinkunft, gesegelt, und den 27. Aug. im Helder gelandet. Die Anfangs errungenen Vortheile der Engländer und Russen wurden bei dem schwankenden Kriegsglück bald wieder eingebüßt, und der Herzog von York, entrüstet über die Vorwürfe, bei einem Angriff der vereinigten französischen und batavischen Armee (den 19. Sept. 1799), die Russen nicht gehörig unterstützt und dadurch ihre Niederlage herbeigeführt zu haben, schien geneigt, das ganze Unternehmen aufzugeben. In Folge dieser Misverständnisse zwischen den verbündeten Mächten räumten sie Holland wieder, ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

Die Russen waren jetzt, bis auf eine kleine Zahl, die im neapolitanischen Gebiet stand, vom Kriegsschauplatz abgetreten. Noch immer jedoch kämpften die französischen und österreichischen Truppen mit einander in Italien und in Teutschland; noch immer hofften Österreich und England die gänzliche Unterdrückung der Franzosen, wenn Rußlands Herrscher zu fernerer Theilnahme an dem Kriege bewogen werden könnte. Dazu schien Paul jedoch nicht geneigt. In seinem Plane lagen nicht neue Eroberungen. Nur die vertriebenen Fürsten wollte er wieder einsetzen in ihre Staaten, unter andern, nach der Eroberung Piemonts, den ihm befreundeten König von Sardinien. Dies verweigerte jedoch die österreichische Regierung, die Piemont als eine eroberte Provinz behandelte, und Paul sah bald ein, daß die Österreicher aus ganz anderen Absichten den Krieg unternommen, als er, und die österreichische Politik zeigte sich ihm eben nicht von der empfehlenswerthesten Seite. Mannichfache Irrungen bei der Eroberung von Ancona schienen ihm, wenn sie auch ausgeglichen wurden, zu beweisen, daß er nur Undank einernte für seine gemeinnützigen Absichten. Der schnelle Abmarsch des Erzherzogs Karl aus der Schweiz schien ihm absichtlich, um die Russen aufzuopfern. So gestimmt, schien er die Partei der Verbündeten verlassen zu wollen, ungeachtet der Familienbande, die ihn an das österreichische Haus knüpften. Die russischen Truppen standen noch in Böhmen und Suwarow in Prag. Diesen Feldherrn vom Rückmarsche nach Rußland abzuhalten, boten der englische Gesandte in Wien, Lord Minto, und der österreichische General Bellegarde ihre ganze Beredsamkeit auf bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Suwarow in Prag. Dieser schützte jedoch die gemessenen Befehle vor, die ihm der Kaiser zum Rückmarsch ertheilt, und die dieser noch schärfte, als man den Einfluß des englischen Gesandten in Petersburg benutzte, ihn für die Partei der Coalition zu gewinnen, der er abhold geworden zu sein schien.

Einigen Grund hatte man jedoch noch immer zu hoffen, daß Paul den Kriegsschauplatz, von dem er sich zurückgezogen, nochmals betreten werde. Spanien war nicht zu bewegen gewesen, dem mit Frankreich geschlossenen Freundschaftsbündnisse zu entsagen. Diesem Staate, der ihn außerdem noch dadurch verletzt, daß er ihn nicht als Großmeister des Johanniterordens hatte anerkennen wollen, erklärte Paul den Krieg. Charakteristisch ist das von ihm erlassene Manifest. „Er und seine Bundesgenossen," sagt Paul darin [18]), „hätten sich entschlossen, die gesetzlose, jetzt in Frankreich herrschende Regierung zu stürzen, und er sei deshalb mit aller Macht dagegen aufgestanden. Unter der kleinen Anzahl von europäischen Mächten, die jener Regierung äußerlich ergeben schienen, in der That sich aber nur vor ihr fürchteten, obgleich sie

18) s. die Schrift: Paul I. Von einem unbefangenen Beobachter (Leipzig 1801). S. 67 fg.

in den letzten Zügen liege und von Gott verworfen sei, habe Spanien seine Furcht oder Ergebenheit zwar nicht durch wirkliche Hilfsleistung, aber doch durch Rüstungen gezeigt. Vergebens habe er Mittel angewendet, dieser Macht den wahren Weg zur Ehre und zum Ruhme zu zeigen und denselben vereint mit ihm zu betreten; sie wäre jedoch halsstarrig geblieben, und er habe sich genöthigt gesehen, den an seinem Hofe befindlichen Chargé d'Affaires Onix zurückzusenden." Merkwürdig ist besonders die nachfolgende Äußerung in dem erwähnten Manifest. „Da Spanien dem russischen Chargé d'Affaires Bützow befohlen, sich binnen einer bestimmten Zeit aus Spanien zu entfernen, so nehme er (Paul) dies als eine Beleidigung auf, und erkläre hiermit Spanien den Krieg." Der Ton in diesem ganzen Manifest verräth den stolzen Beherrscher eines mächtigen Reichs, der sich jeden eigenmächtigen Schritt erlauben, doch nicht die geringsten Repressalien anderer Fürsten dulden will, die er als völlig abhängig von ihm zu betrachten scheint.

Dieser Kriegserklärung zufolge ließ Paul alle spanischen Schiffe in den russischen Häfen in Beschlag nehmen und confisciren. Dagegen hatte er mit Portugal, den 28. Sept. 1799, zu einer Zeit, wo er noch fest an dem Bunde gegen Frankreich hielt, einen Allianztractat abgeschlossen. Täuschend war jedoch die Hoffnung, daß er nach den Artikeln jenes Vertrags [19]) die russischen Truppen, die von der Expedition in Holland zurückgekehrt, in England standen, sofort nach Portugal senden werde, wo dies Land durch Frankreichs Angriffe lebhaft bedroht ward. Paul hatte den Egoismus der englischen und österreichischen Politik zu genau kennen gelernt, um mit jenen Mächten vereinigt, wieder den Kriegsschauplatz zu betreten. Während seine Truppen gegen die Franzosen fochten, unternahm er eine Reise nach Kasan, wohin er, durch mannichfache Umstände bisher verhindert, schon bald nach seiner Krönung hatte reisen wollen.

Im Spätjahre 1799 gerieth Paul in einige Mishelligkeiten mit Dänemark, als er, auf die grundlose Vermuthung hin, daß dort ähnliche anarchische Grundsätze sich verbreitet, wie in Frankreich, allen dänischen und norwegischen Schiffen das Einlaufen in russische Häfen untersagte. Erst als er sich von seinem Irrthum überzeugt, hob er jene despotische Maßregel den 8. Oct. 1799 wieder auf. In freundschaftlichen Verhältnissen lebte er noch immer mit Schweden, ungeachtet dies Reich unter Katharina's Regierung mit Rußland nie in sonderlichem Einverständnisse gewesen. Seit Paul den Thron bestiegen, hatten sich jedoch die bisher entzweiten Staaten einander wieder genähert, und sogar den 29. Oct. 1799 zu Gatschina einen Allianztractat abgeschlossen, der jedoch im Wesentlichen nur die Erneuerung eines frühern Vertrags vom Jahre 1790 war. In manche Irrungen gerieth er mit Hamburg. Sein Stolz fühlte sich gekränkt, als diese Stadt sein Anerbieten, sie gegen einen Angriff und eine Brandschatzung der Franzosen durch eine Heeresmacht von 20,000 Mann zu schützen, höflichst zurückwies, weil der hamburger Senat unter diesem Anerbieten andere Absichten verborgen glaubte. Höchlich darüber entrüstet, rief Paul sogleich seinen Gesandten von Hamburg zurück, und würde sich, wenn es in seiner Macht gestanden, noch empfindlicher an jener Stadt gerächt haben.

Überhaupt schienen die meisten seiner Befehle und Anordnungen, so wohlthätig sie zu Anfange seiner Regierung gewesen waren, allmälig einen immer despotischeren Charakter anzunehmen. Dafür sprach unter andern die damals erlassene Verordnung, alle Festtage nach dem russischen Kalender zu feiern, und eine andere, welche alle Gouverneure zum Schadenersatz verdammte, wenn eine Post in ihren Gouvernements beraubt worden, was wirklich zu Kostroma geschehen, wo der dortige Gouverneur 4415 Rubel aus seinen eignen Mitteln hatte ersetzen müssen. Diese Verordnung gab Anlaß zu manchen drückenden Maßregeln, unter andern dazu, daß die Bauern von den Gouverneurs gezwungen wurden, die Post von einer Station zur andern zu begleiten.

Noch immer schmeichelte sich die eng verbundene österreichische und englische Regierung den Kaiser Paul wieder in ihr Interesse zu ziehen. Allein er hatte sich kaum völlig losgesagt von dem Bündnisse gegen Frankreich, als seine Vorliebe für Britannien sich in Haß und seine Bewunderung sich in Verachtung verwandelte. Die Ursachen dieser veränderten Gesinnung muß man sowol bei Paul selbst, als bei der britischen Regierung suchen. Er hatte längst eingesehen, daß die Engländer ebenso die Herren spielen wollten zur See, wie die Franzosen zu Lande; daß Pitt nach dem Grundsatze handle: Mag das ganze Menschengeschlecht zu Grunde gehen, wenn nur Englands Schätze sich vermehren; daß es jenem Minister nicht um Frieden, sondern um Frankreichs Sturz und um den Besitz der Obermacht zur See zu thun sei; daß Pitt den Frieden mehr scheue, als den Krieg, indem England durch den Besitz von Ost- und Westindien ganz Europa aussaugen könne. Den ersten Grund zur Unzufriedenheit Paul's mit der englischen Regierung mochte wol die Expedition nach Holland gelegt haben. Auch hatte England die stipulirten Subsidien nicht völlig abgetragen. Allein die wichtigste und nächste Ursache des Freundschaftsbruchs zwischen Rußland und England scheint indessen Malta gewesen zu sein. Nach einer langwierigen Belagerung oder vielmehr Blokade war diese Insel den 7. Sept. 1800 von den Engländern erobert, der Besitz derselben jedoch, den Paul als Großmeister des Johanniterordens verlangen zu können glaubte, ihm unter dem Vorgeben verweigert worden, daß er selbst die bestehenden Verträge gebrochen, indem er nichts beigetragen zur Eroberung Malta's, und überdies nichts mehr thun wolle für die Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes.

Unter solchen Umständen konnten die verbündeten Mächte kaum auf die ihnen so unentbehrliche Unterstützung Paul's rechnen. Vergebens suchte die englische Regierung

19) Nach den eingegangenen Verpflichtungen wollte Paul Portugal im Fall eines Angriffs mit 6000 Mann Infanterie unterstützen, die jedoch Portugal auf eigenen Schiffen holen lassen sollte. Dagegen sollte der genannte Staat ihm (Paul), wenn er angegriffen würde, mit sechs Linienschiffen zu Hilfe kommen, oder auch mit der Summe von 250,000 Rubel.

durch mannichfache Versprechungen seinen Zorn zu besänftigen. Noch immer hielt sie gleichwol seinen Beitritt zur Coalition nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich, besonders seit Paul an der Grenze von Galizien eine Armee zusammengezogen, die man ohne allen Grund gegen Frankreich bestimmt hielt. Bald nachher ordnete er eine Versammlung von drei Armeen an, die unter den Befehl von Pahlen, Kutusow und Soltikow gestellt werden sollten. Die Trüglichkeit dieser Hoffnungen zeigte indessen ein Artikel in der petersburger Hofzeitung [20]).

Von den Gesinnungen Paul's und seiner Abneigung gegen England Vortheil zu ziehen bemühte sich Niemand mehr, als Bonaparte. Die französischen Blätter, früher mit Schmähungen gegen den russischen Monarchen angefüllt, schmeichelten ihm nun auf alle ersinnliche Weise. Bonaparte kannte die Wichtigkeit des Beitritts der russischen Macht zur Coalition zu gut, um nicht alles aufzubieten, Paul's Gunst zu gewinnen, und die Einflüsterungen der Engländer oder Englischgesinnten unwirksam zu machen. Er ließ die russischen Gefangenen kleiden, und an den General Sprengporten, den Paul nach Brüssel gesandt, um mit der französischen Regierung wegen Auslösung der Gefangenen Unterhandlungen anzuknüpfen, erging eine Einladung Bonaparte's, nach Paris zu kommen. Jener General war aber zugleich insgeheim beauftragt, durch einen allgemeinen Frieden das politische Gleichgewicht wieder herzustellen unter den europäischen Mächten. Daß dies Gleichgewicht gestört worden, konnte dem russischen Monarchen, so mächtig er auch war, und so wenig er Ursache hatte, sich vor irgend einem Staat zu fürchten, doch nicht gleichgültig sein. Sein Eifer für die gemeinschaftliche Sache erkaltete jedoch bei dem laut geäußerten Verlangen Österreichs, Italien unter seinem Scepter zu behalten. Auch den venetianischen Staat hätte Paul gern wieder hergestellt gesehen, und fühlte sich daher von Österreich immer mehr entfremdet, ungeachtet der Bande des Bluts, die ihn an dies Haus knüpften. Britanniens stolze Anmaßungen und das unverkennbare Streben dieses Reichs nach Alleinherrschaft zur See trennten ihn auch von dieser europäischen Macht, und näherten ihn wieder der französischen Regierung, die er bisher mit dem bittersten Haß verfolgt. Auch dem preußischen Staat, der ihn durch den hartnäckig verweigerten Beitritt zur Coalition verletzt, schien er nicht mehr so abgeneigt zu sein, wie früher, und selbst eine Verbindung mit dieser Macht zu wünschen, um seine Plane ausführen zu können, die hauptsächlich die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens betrafen.

Allein Paul's Gesinnungen gegen die Franzosen änderten sich wieder durch ihre neuen Eroberungen im Sommer 1800. Er schien sich wieder dem verwandten Hause nähern zu wollen. Unbeständig schwankte er von einer Seite zur andern, während die französische Regierung alles aufbot, seinen Haß gegen die Engländer zu nähren. Die Anmaßungen dieser Nation hatten wirklich den höchsten Grad erreicht, und es fehlte nicht viel, so hätten die nordischen Mächte sich gänzlich unter ihr Joch beugen müssen. Kräftige Maßregeln mußten ergriffen werden. Eine bewaffnete Neutralität, wie sie im amerikanischen Kriege bestanden, schien dem russischen Monarchen am zweckdienlichsten, und er fand die nordischen Mächte geneigt, der Verbindung mit ihm beizutreten. Die Unterhandlungen hatten zu Petersburg bereits begonnen, und den 16. Dec. 1800 war dort bereits eine Convention zwischen Schweden und Rußland unterzeichnet worden.

In dieser Convention, die gewissermaßen als Codex des Seerechts betrachtet werden konnte, war der Contrebandehandel mit den Unterthanen der kriegführenden Mächte aufs Strengste untersagt, und die Artikel, die man für verbotene hielt, waren aufs Genaueste bestimmt worden. Der übrige Handel der neutralen Mächte sollte durchaus keine Beschränkung erleiden, und für blokirt nur der Hafen gelten, der so eingeschlossen sei, daß kein Schiff ohne augenscheinliche Gefahr einlaufen könne. Neutrale Schiffe sollten nur bei gerechten Veranlassungen und unter triftigen Gründen angehalten, und, wenn sie unschuldig befunden würden, der durch die Verzögerung verursachte Schaden ihnen ersetzt werden. Die Erklärung des commandirenden Officiers des begleitenden Kriegsschiffes, daß die Kauffahrtheischiffe keine Contrebande geladen, sollte hinreichend sein, mithin keine Visitation stattfinden. Um die gewünschte Absicht der von ihnen geschlossenen Convention möglichst zu erreichen, hatten sich die contrahirenden Mächte verbunden zur Ausrüstung einer hinlänglichen Zahl von Kriegsschiffen, und um Betrügereien vorzubeugen, sollte jedes Schiff, um dem Lande, dessen Flagge es führe, als zugehörig angesehen zu werden, einen Befehlshaber aus demselben Lande und wenigstens die Hälfte Eingeborene als Besatzung an Bord haben, und überdies mit gehörigen Pässen und Beglaubigungsschreiben versehen sein. Jede Nation sollte ferner die Schiffe der andern beschützen, und bei irgend einer Beeinträchtigung der Schiffahrt und des Seewesens machten sich beide Nationen anheischig, mit vereinigten Kräften Genugthuung zu erhalten, entweder durch gütliche Vorstellungen, oder nöthigenfalls durch Repressalien. Sollte eine der contrahirenden Mächte angegriffen werden wegen dieser Convention, so sei die andere verpflichtet, sie kräftig vertheidigen zu helfen.

Dies war der Hauptinhalt einer Convention, die besonders deshalb wichtig, weil sie nächste Ursache zu den großen Begebenheiten war, die kurze Zeit die Ruhe des Nordens erschütterten und vielleicht lange Zeit die traurigsten Folgen für ganz Europa hätte herbeiführen können, wenn Paul, der so großen Antheil daran hatte, nicht so plötzlich der Welt wäre entrissen worden. Bei den Unterhandlungen jener Convention war der schwedische Ge-

20) „Nach mehren Berichten des geh. Raths Kalitschew (russischen Gesandten in Wien, der aber diese Residenz bereits verlassen,) sei es bekannt geworden, daß der römische Kaiser eine außerordentliche Gesandtschaft wegen der Vorfälle in Ancona an den kais. russ. Hof abzufertigen gesonnen sei, und hierzu den Fürsten von Auersperg zum außerordentlichen Gesandten ernannt habe. Aber Se. k. Maj. habe weder den Gesandten, noch die Gesandtschaft anzunehmen geruht."

sandte, Curt Stedingk, besonders thätig gewesen. Dänemark trat sogleich jenem Vertrage bei, und den 17. Dec. 1800 unterzeichnete ihn auch der preußische Gesandte. Überhaupt schien Preußen wieder in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit Rußland zu stehen. Dem Grafen v. Burxhöwen, den Paul nach Berlin gesandt, war es gelungen, Preußens Monarchen in Rußlands Interesse zu ziehen, und beide Mächte beschäftigten sich nun mit der Herstellung eines allgemeinen Friedens, waren jedoch in ihren Bemühungen nicht so glücklich als die französischen Waffen, die endlich den teutschen Kaiser zwangen, den 9. Febr. 1801 von den Franzosen den Frieden zu Lüneville anzunehmen.

Dessen ungeachtet blieben noch manche Gegenstände mit der französischen Regierung zu verhandeln übrig. Die wichtigsten waren die Könige von Neapel und Sardinien. Für beide fühlte Paul ein entschiedenes Interesse. An den König von Neapel knüpfte ihn ein Allianztractat, und mit Sardiniens Herrscher ketteten ihn persönliche Freundschaftsbande[21]). Jenem verschaffte er durch seinen Gesandten zuerst einen vortheilhaften Waffenstillstand, und hierauf einen nicht minder vortheilhaften Frieden[22]). Weniger Erfolg hatten Paul's Bemühungen dem König von Sardinien wieder zu dem Besitze seiner Staaten zu verhelfen, die ihm ungerechter Weise entrissen worden. Bonaparte schien zwar auf Paul's Fürsprache Rücksicht nehmen zu wollen, hielt ihn jedoch mit leeren Versprechungen hin, weil ihm die Festungen Piemonts eine mächtige Vormauer dünkten gegen alle feindlichen Angriffe auf Frankreich von dieser Seite. Wenn er jedoch auf diese Weise Paul's Absichten nicht völlig gemäß handelte, so zeigte er sich dem russischen Monarchen auf mehrfache Weise gefällig, und Paul entsagte, aus Erkenntlichkeit, so gänzlich seinem Haß gegen alles, was Französisch, daß er Ludwig XVIII. ein Asyl in seinen Staaten vergönnte, und ihm Mitau zu seiner Residenz einräumte. Doch ließ er sich, durch Bonaparte bestimmt, bald wieder zu der Ungerechtigkeit verleiten, den französischen Kronprätendenten wieder aus Rußland zu entfernen, der hierauf in den preußischen Staaten eine Zuflucht suchte. Auch in diesem Schritt bewährte sich Paul's schwankender und unbeständiger Charakter, der von jedem neuen Eindruck leicht hingerissen ward, ohne der bessern Überzeugung irgend Gehör zu geben.

Noch ehe die Neutralitäts-Convention abgeschlossen worden, hatte Paul Beschlag gelegt auf die britischen Waaren und Schiffe, und dadurch alle Verbindung mit England aufgehoben. Großbritannien hatte den preußischen Hof gewählt, wenn auch nicht zum Vermittler, doch wenigstens zu einer Mittelsperson bei jenen Irrungen mit Rußland. Allein der Äußerung des preußischen Ministeriums, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn der russische Kaiser seine feindseligen Maßregeln fortsetze, stellte Paul die an alle fremde Mächte gerichtete Erklärung entgegen, daß er, da Malta, ungeachtet seiner wiederholten und vom Könige von Neapel unterstützten Gegenvorstellungen, im Namen des Königs von Großbritannien besetzt worden, den auf die englischen Schiffe gelegten Beschlag nicht eher aufheben werde, als bis die in der Convention vom 30. Dec. 1798 stipulirten Punkte erfüllt worden. Durch diese drückende Maßregel glaubte Paul seinen Zweck zu erreichen, störend einzuwirken auf den Handel der Engländer nach dem Norden hin, von wo ihnen auch die nöthige Zufuhr von Schiffsbaumaterialien abgeschnitten war. Allein er bedachte nicht, daß seine Unterthanen dabei am meisten litten durch den verminderten Absatz der Landesproducte. Sein Haß gegen die englische Regierung verleitete ihn jedoch sogar zu grausamen Schritten, wie unter andern, daß er mehre Matrosen von den englischen Schiffen wegführen und in das Innere von Rußland transportiren ließ, wo sie im tiefsten Elend leben mußten, damit sie es ja nicht wagen konnten, mit ihren Schiffen zu entfliehen. Entrüstet, daß durch alle jene Maßregeln der Starrsinn der englischen Regierung noch immer nicht gebeugt ward, sann Paul täglich auf neue Mittel, dem Handel der Engländer zu schaden. Er verbot die Einfuhr aller englischen Waaren, und als er erfahren, daß die Engländer Gelegenheit gefunden, die ihnen so nöthigen Producte Rußlands über Preußen zu beziehen, untersagte Paul auch nach diesem Staat die Ausfuhr russischer Waaren und Producte. Schon früher, seit dem 3. Jan. 1801 hatte er die Grenze gegen Preußen aufs Strengste sperren lassen, wegen einer angeblich dort ausgebrochenen Pestseuche. Zwar ward der bei Lossoszna errichtete Schlagbaum den 20. Januar wieder geöffnet, und wer mit einem Gesundheitspaß von der preußischen Kammer und den Landräthen versehen war, durfte wieder die russische Grenze betreten; allein bereits am 22. Januar ward jene Erlaubniß widerrufen und die Grenzsperre erneuert mit einer so großen Strenge, daß Rußland für ein völlig geschlossenes Land gelten konnte, aus dem man sogar kaum Nachrichten erhalten konnte — eine Maßregel, die Handel und Wandel fast gänzlich aufhob, und die Unzufriedenheit der Nation immer mehr steigerte.

Die längst gehegten Besorgnisse, daß die völlig heterogene Verbindung Rußlands mit der ottomannischen Pforte zu einem Kriege führen möchte, durch den vielleicht die Türken aus Europa getrieben werden könnten, schienen nicht ganz ungegründet. Russische Armeen zogen sich an der türkischen Grenze zusammen. Der Besitz der venetianischen Inseln, die von den Russen und Türken gemeinschaftlich erobert worden, konnte leicht eine Ursache zum Kriege werden. Es kam jedoch bald nachher zwischen Rußland und der Pforte ein Tractat zu Stande,

---

21) Man hat ohne Grund es bezweifelt, daß Paul und mit ihm Preußens Monarch sich bei der französischen Regierung für den König von Sardinien verwendet habe. Schon in dem politischen Interesse jener beiden Mächte mußte es liegen, die an und für sich kolossale Macht Frankreichs nicht noch zu verstärken durch die in Piemont gelegenen Festungen. Die innige Verbindung zwischen Paul und dem Könige von Sardinien geht schon daraus hervor, daß sich fortwährend ein russischer Gesandter bei jenem Fürsten aufhielt und ihn mit Gelde versorgte. 22) Der Waffenstillstand ward zu Foliano den 18. Febr. 1801 und der Friede zu Florenz den 28. März desselben Jahres geschlossen.

nach welchem beide Mächte auf den Besitz jener Inseln verzichteten, und dieselben als eine freie Republik anerkannten, die unter dem Schutze der Pforte stehen sollte[23]). Paul's Haß gegen die englische Regierung hätte jedoch beinahe einen Krieg mit den Türken veranlaßt, als diese von der englischen Regierung nach der tapfern Vertheidigung von St. Jean d'Acre, wiederholt und dringend aufgefodert, eine Armee nach Syrien sandten, die nach dem Plane der Engländer in Ägypten eindringen sollte. Allein das englische Corps, das bei Abukir landete, wo man den Großvezier vergebens erwartete, ward von Bonaparte geschlagen und vernichtet, und der französische General Kleber sah sich später genöthigt zur Räumung Ägyptens eine Convention abzuschließen, die aber weder von England noch von Rußland genehmigt ward und daher die Vertreibung der Türken aus Ägypten zur Folge hatte. Die englische Regierung hatte indessen alles aufgeboten, die Türken zur Theilnahme an einer nochmaligen Expedition nach Ägypten zu bewegen. Paul jedoch glaubte, wenn es England gelänge, die Franzosen dort zu vertreiben, was bei der Schwäche der letztern leicht möglich, so möchte Großbritannien jenes Land leicht für sich behalten. Um dies zu verhindern, drohte Paul der Pforte mit Krieg, falls sie die Engländer unterstützen sollte, und gab seinen Drohungen noch einen größern Nachdruck durch zahlreiche Truppenmassen, die er an der türkischen Grenze zusammenziehen ließ.

Ein unbedeutender Umstand hätte beinahe den Ausbruch dieses Krieges beschleunigt. Im December 1800 war zwischen den russischen und türkischen Matrosen ein Streit entstanden, bei welchem einige russische Officiere, die als Vermittler aufgetreten, getödtet worden waren. Der russische Gesandte behandelte den an sich unbedeutenden Vorfall in seinem Bericht an den Kaiser Paul als eine Sache von ungemeiner Wichtigkeit. Allein der Monarch war zu sehr beschäftigt mit den englischen Angelegenheiten, als daß dieser Vorfall zum Ausbruche des Krieges hätte Anlaß geben sollen. Er ließ es bei der Genugthuung bewenden, die ihm die Türken gegeben durch die schleunige Hinrichtung der Schuldigen.

Enger als jemals schien das Freundschaftsband zwischen Rußland und Dänemark geknüpft zu sein. Allein bei Paul's argwöhnischem und leidenschaftlichem Charakter war der geringfügigste Umstand hinreichend, auch die festesten Bande wieder aufzulösen. Er glaubte Ursache zu haben, mit der dänischen Regierung unzufrieden zu sein. Der dänische Gesandte in Petersburg, Baron von Rosenkranz, erhielt sofort Befehl, jene Residenz zu verlassen, und seinen eignen Gesandten rief Paul aus Kopenhagen zurück. Allein die gemeinschaftliche Gefahr, die den nordischen Mächten von England drohte, vereinigte sie bald wieder und stellte das gute Vernehmen wieder her, das durch Paul's Leidenschaftlichkeit gestört worden. Wirklich schien die englische Regierung Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die nordischen Mächte zu Entsagung der Neutralitäts-Convention zwingen zu wollen. Den 14. Jan. 1801 legte England Embargo auf die in seinen Häfen befindlichen russischen, dänischen und schwedischen Schiffe, und ließ in großer Eile eine Flotte ausrüsten, die der Admiral Parker, und unter ihm der durch seinen Sieg bei Abukir berühmte Nelson befehligen sollte. Diese Maßregeln veranlaßten auch lebhafte Rüstungen von Seiten der nordischen Mächte. Daß die feindlichen Absichten Englands hauptsächlich Rußland galten, schien aus der Foderung hervorzugehen, daß die dänische Regierung den Engländern die freie Fahrt durch den Sund gestatten sollte. Dies Verlangen äußerte der englische Unterhändler Drummond, der den 14. März nach Kopenhagen gesandt worden war; und fast unvermeidlich wäre der Krieg zwischen England und Rußland gewesen, wenn Paul nicht plötzlich der Welt entrissen worden und sein Nachfolger nicht friedliebender und nachgiebiger gewesen wäre. Mit Preußen war das freundschaftliche Verhältniß des Kaisers Paul wieder gestört worden, seit dieser Staat die hanöverischen Lande in Besitz genommen, die sowol für Rußland als für Frankreich eine Lockspeise gewesen waren, England zum Frieden zu zwingen. Auch hatte die preußische Regierung längst hinlänglichen Grund zur Unzufriedenheit gehabt durch die früher erwähnte strenge Grenzsperre.

Während dieser Periode, und besonders in den letzten Jahren seines Lebens hatte Paul manche Anordnungen getroffen, die seinem Lande zu großem Vortheil gereichten, durch andere Schritte jedoch auch die Unzufriedenheit und Erbitterung seiner Unterthanen aufs Höchste gesteigert. Sehr viel hatte er, wenn man die Grenzsperre ausnimmt, besonders für die Aufnahme des Handels gethan, vorzüglich des amerikanischen, durch die Errichtung einer Handelscompagnie in Irkuzk. Um den Handel mit China, der gänzlich in Verfall gerathen, wieder zu beleben, hatte er an der chinesischen Grenze eine beträchtliche Colonie angelegt. Andere Verordnungen, aus einem ganz entgegengesetzten Geiste hervorgegangen, verdunkelten indessen wieder jene für das allgemeine Wohl berechneten Einrichtungen. Das Verbot der Einfuhr aller Bücher ohne Ausnahme, das Decret, daß alle bei der Parole gegebene Befehle für mündliche Ukasen gelten sollten, waren Beweise des furchtbarsten Despotismus. Den Großen des Reichs machte er sich besonders verhaßt durch eine Maßregel, die als die nächste Ursache zu seinem Tode betrachtet werden kann. Mehre Starosteien, die er seinen Günstlingen geschenkt, nahm er ihnen wieder, unter dem Vorwande, daß sie die Unterthanen über alle Maßen gedrückt und die Ökonomie hätten in Verfall gerathen lassen. Der Fürst Subow verlor auf diese Weise die Starosteien Schuwelew und Georgenburg. Jene schenkte Paul Ludwig XVIII., diese dem Prinzen von Würtemberg. Unpolitisch schien dies Verfahren besonders gegen einen Mann, der von jeher sein Feind gewesen, und den er seines Einflusses und seiner mächtigen Verbindungen wegen entweder schonen oder auf einmal vernichten mußte.

Einige Zeit vor seinem Tode schien er jedoch das

23) Für diesen Schutz sollte die Pforte einen gewissen Tribut erhalten, der jedoch nicht mehr betragen durfte, als die Abgaben, welche die venetianischen Inseln ehemals an Venedig bezahlt.

Unrecht zu fühlen, dessen er sich schuldig gemacht durch die Verabschiedung vieler redlichen Staatsdiener, sowol Militair- als Civilpersonen. Er beschloß dies Unrecht wieder zu vergüten durch die Erklärung, daß die vom Militairdienst ausgeschlossenen Personen, wenn nicht ein Spruch des Kriegsgerichts dies Schicksal über sie verhängt, wieder ihre frühere Anstellung erhalten, doch zuvor persönlich in Petersburg erscheinen sollten, um ihm präsentirt zu werden. Ähnliche Anordnungen traf er hinsichtlich der vom Civiletat ausgeschlossenen Personen.

Um den Misbräuchen, die sich in allen Theilen der Staatsverwaltung eingeschlichen, kräftig entgegenzuwirken, sandte er zwei Senatoren mit unumschränkter Vollmacht in die verschiedenen Provinzen des Reichs, zu genauer Untersuchung, ob auch wirklich nach den bestehenden Gesetzen verfahren werde; ein Beweis, daß er wirklich gerecht sein wollte, sich aber in der Wahl der Mittel und Personen vergriff. „Man hat," sagt Seume[24]), „den Kaiser Paul oft der Ungerechtigkeit beschuldigt. Diese Beschuldigung aber find' ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt hat." Verleitet ward er dazu durch die zunehmende Leidenschaftlichkeit in den letzten Jahren seines Lebens. Immer gerechtere Besorgnisse erregte dieser Grundzug seines Charakters, der zuletzt Keinem mehr einen sichern Blick in die nächste Zukunft gestattete. Schon im September **1800** waren mehre russische Große, welche die ersten Kriegs- und Staatsämter bekleideten, zusammengetreten zu einer Verschwörung, deren Zweck war, Paul zu entthronen, und seinen ältesten Sohn Alexander zu seinem Nachfolger zu erheben. Der Widerwille des Letztern hatte bisher die Ausführung verhindert. Unverkennbare Zeichen der gesteigerten Geistesverwirrung des Kaisers und vielleicht mehr noch das Wachsthum der eignen Gefahr nöthigten die Urheber jener Verschwörung, auch ohne Alexander's Theilnahme zu Werke zu schreiten.

Am Morgen des **23.** März hatte Paul bei der Parade auf seinem Hute einen Brief an Bonaparte geschrieben, und am Abend Befehle geschickt an seine Gesandten in Berlin und Kopenhagen, schleunigst ihre Posten zu verlassen. Die neuen seltsamen Gedanken, die in seinem Kopf aufgestiegen, sind unbekannt geblieben; denn noch in derselben Nacht den **24.** März **1801** ward er durch einen gewaltsamen Tod der Welt entrissen. Unter den **30** Verschwornen, die dabei thätig, befanden sich der Fürst Jaschwill, der nachher verschollen, der Fürst Plato Subow, Katharinens letzter Günstling, Graf Valerian Subow, Nicolaus Subow, die Generale Benningsen und Owarow, der Kriegsgouverneur von Petersburg, General Graf Pahlen, der Gardeoberstlieutenant Tatischeff u. A. Unter diesen Männern soll Valerius Subow den **23.** März **1801** Abends bei dem Kaiser geblieben sein. Die übrigen Verschwornen, Plato Subow an der Spitze, gelangten durch eine verborgene Treppe Nachts eilf Uhr in das Vorzimmer des Kaisers, in dem Palast St. Michael. Der Leibhusar, der die Wache hatte, öffnete die Thür, als man ihm sagte, es sei Feuer und man wolle den Kaiser wecken. Die eindringende Menge macht ihn bestürzt. Er wollte sich widersetzen, ward jedoch schwer verwundet. Die Verschwornen drangen hierauf in Paul's Schlafzimmer. Fürst Subow foderte ihn auf eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, die ihn für unfähig erklärte, länger den Thron zu behaupten. Seinem ältesten Sohne Alexander, hieß es in jenem Documente, solle er den Scepter übergeben. Während ihm jene Schrift vorgelesen ward, soll Paul gerufen haben: Ich bin Kaiser und will es bleiben! in demselben Augenblicke aber von Nicolaus Subow zu Boden geworfen und mit dessen Schärpe erwürgt worden sein[25]). In einem Manifest der petersburger Hofzeitung ward Paul's Tod einem Schlagflusse zugeschrieben. — Ihn betrauerte eine zahlreiche Familie. Er war zweimal vermählt, seit dem Jahre **1773** mit Wilhelmine (Natalie Alexiewna), einer Tochter des Landgrafen Ludwig **IX.** von Hessen-Darmstadt. Als sie an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft den **26.** April **1776** starb, vermählte Paul sich den **18.** October des genannten Jahres mit Sophie Dorothea Auguste (Maria Feodorowna), einer Tochter des Prinzen Friedrich Eugen von Würtemberg. Aus dieser Ehe entsproßten zehn Kinder[26]).

---

24) In seinen Briefen über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Paul's I. (Leipzig 1797, wieder abgedruckt im 8. Bande von Seume's sämmtlichen Werken. Leipzig 1827.)

25) Die Umstände seines Todes werden verschieden erzählt. Nach einer nicht völlig verbürgten Nachricht soll, während sich Paul auf das Papier gebückt, um die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, einer der Verschwornen, den er am empfindlichsten gekränkt, ihm das Degengefäß ins Genick gestoßen haben, wovon er sogleich todt zu Boden gesunken. Nach andern Angaben soll er, statt zu unterschreiben, nach einer Pistole gegriffen und hierauf von den Verschwornen erwürgt worden sein. Die ausführlichste Nachricht über seinen gewaltsamen Tod befindet sich im 7. Stück der europäischen Annalen vom Jahre 1807. Vergl. damit die Notizen von Bredow im ersten Bande seiner Chronik des 19. Jahrh. und *W. Carr's* **Northern Summer etc.** (London 1805.) — 26) 1) Alexander, geb. den 23. Dec. 1777, vermählte sich den 9. Oct. 1793 mit Luise Marie Auguste (Elisabeth Alexiewna), einer Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, und starb den 1. Dec. 1825. 2) Constantin, geboren den 8. Mai 1779, vermählte sich den 26. Febr. 1796 mit Julie Henriette (Anna Feodorowna), einer Tochter des Erbprinzen Franz Friedrich von Sachsen-Coburg, und starb den 27. Juni 1831 zu Biala in Polen. 3) Alexandra, geb. den 9. Aug. 1783, vermählte sich den 30. Oct. 1799 mit Joseph, Erzherzog Palatin von Ungarn, starb aber bereits den 16. März 1801, wenige Tage vor ihrem Vater. 4) Helena, geb. den 24. Dec. 1784, vermählt den 23. Oct. 1799 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Sie starb den 24. Nov. 1803. 5) Maria, geb. den 4. Febr. 1786, seit dem 3. Aug. 1804 vermählt mit dem Erbprinzen (jetzt regierenden Großherzog) Karl Friedrich von Sachsen-Weimar. 6) Katharina, geb. den 21. Mai 1788, vermählte sich 1809 mit dem Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, und nach dessen Tode 1816 mit dem damaligen Kronprinzen und nachherigen Könige von Würtemberg. Sie starb den 9. Jan. 1819. 7) Olga, geb. den 12. Juli 1792, gest. den 26. Jan. 1795. 8) Anna, geb. den 10. Jan. 1795, vermählte sich den 9. Febr. 1816 mit Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, Kronprinzen der Niederlande. 9) Nicolaus, der jetzt regierende Kaiser von Rußland, geb. den 7. Juli 1796, vermählt seit 1817 mit der Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna) von Preußen. 10) Michael, geb. den 8. Febr. 1798.

Sein ältester Sohn Alexander verwarf Anfangs die Krone, die man seinem Vater so grausam entrissen, und übernahm erst die Regierung, nachdem sein Abscheu gegen die so vollbrachte That durch die lebhafteste Darstellung der Nothwendigkeit des Geschehenen und seiner eignen dem Reiche schuldigen Pflichten überwunden worden war. Mochte übrigens sein Tod eine Wohlthat sein, nicht nur für seine Unterthanen, sondern selbst für die ganze Welt, seine Ermordung selbst empört als eine pflichtvergessene That das moralische Gefühl. Über seinen Charakter, der durch die Verhältnisse seiner Jugend früh eine falsche Richtung erhalten, ist manches schiefe und herbe Urtheil gefällt worden. Höchst parteiisch und mit viel zu grellen Farben schildert ihn der Engländer William Hunter. „Ich fand ihn," sagt er[27]), „als Souverain verachtet, als Despot gefürchtet, als Mensch verabscheut. Bei allen Schwächen und bei vielen Lastern der menschlichen Natur wurden diese Unvollkommenheiten durch keine von den männlichen und imponirenden Tugenden ins Gleichgewicht gebracht, die ohne die Fehler verzeihlich zu machen, einen gewissen Glanz darüber verbreiten. Paul's wohlwollende Handlungen waren die eines Mannes, der viel auszutheilen hat, der aber ohne Unterschied spendet; seine grausamen, ungerechten und tyrannischen Handlungen die eines Mannes, der eine unumschränkte Macht besitzt, die er auszuüben entschlossen ist; seine launenhaften Handlungen die Erzeugnisse eines zuweilen ganz zerrütteten Kopfes, eines übertriebenen reizbaren Gefühls und eines unmännlichen, feigen, argwöhnischen Herzens. Die Beförderung eines Feindes oder der Untergang eines Freundes; die Bestrafung der Unschuldigen oder die Lossprechung der Schuldigen; die Erhebung eines Bauers oder die Verweisung eines Adeligen sind Erzeugnisse, die nicht von dem Verdienste der dabei interessirten Individuen abhangen, sondern von den augenblicklichen Vorurtheilen eines launenhaften und bethörten Despoten. Ein bitterer Feind, verrätherischer Freund, angeblicher Held, ehrgeizig ohne Muth, ein Tyrann seines Reichs und seiner Familie, ein Wesen mit einer gewissen Schärfe der Urtheilskraft und schneller Thätigkeit begabt, sanguinisch in seinen Hoffnungen, aber wankelmüthig, wechselsweise jähzornig, eitel, thöricht, würdevoll; großmüthig bis zur Verschwendung, und dann wieder von einer beschränkten Denkungsart, die nur ihr eigenes Vergnügen berücksichtigt. So war der Mann, der durch seine Inconsequenzen und Ungerechtigkeiten dazu bestimmt schien, die Flamme eines allgemeinen Kriegs aufs Neue zu entzünden, die schlummernde Erbitterung rivalisirender Nationen zu wecken, und die tragischen Auftritte zu erneuern, die den schönsten Theil der Welt schon so lange verwüstet."

So lautet diese, der Wahrheit wenig entsprechende Schilderung, zu welcher der gehässigste Parteigeist die Farben geliehen zu haben scheint. Treffender charakterisirt den unglücklichen Monarchen ein Epigramm, das unmittelbar erschien[28]). Seume rühmt in den früher erwähnten Briefen über die neuesten Veränderungen in Rußland[29]) Paul's strenge Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Unparteilichkeit. „Ein Monarch," fügt er hinzu, „hat selten öffentliche Feinde, aber desto mehr Widersacher im Stillen; aber selbst diese und alle, die unter seinen Verfügungen litten und seine Maßregeln miszustellen suchen[30]), sind genöthigt, diesen Charakter zu unterschreiben, den vielleicht der Verfasser der neuerlich erschienenen Anekdoten über Katharina II. am treffendsten geschildert zu haben scheint. Paul's Charakter ist gut, man hat nicht nöthig, ihm zu schmeicheln und zu sagen, er habe nicht die Fehler seines Ahnherrn: er scheint sie allerdings zu haben. Wo ist Licht ohne Schatten? Er ist sehr heftig, und man erzählt sich von seiner Heftigkeit Beispiele, die der Procedur Peter's I., als er den saumseligen Senat an der Thüre des Saals auf seine eigene Manier bewillkommte, nicht viel nachgeben. Man hat ihn auch der Ungerechtigkeit beschuldigt; diese Beschuldigung aber finde ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt."

Ein interessantes Gemälde und den Hauptzügen nach vielleicht das richtigste entwirft Ségur der Ältere in seinen Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes[31]) von Paul noch als Großfürst. Ségur, damals französischer Gesandter am russischen Hofe, hatte Gelegenheit ihn persönlich und genau kennen zu lernen. „Leider," sagt er, „verband Paul Petrowitsch mit vielem Verstande und den ausgebreitetsten Kenntnissen einen höchst unruhigen, mistrauischen Charakter und eine unbeschreibliche Veränderlichkeit. Zuweilen

---

27) In dem Political State of the Northern Powers (London 1800). 28) Es lautet, wie folgt:

On le connoit trop peu, lui ne connait personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, séduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats, et mourut malheureux.

29) Leipzig 1797 und im 8. Bande von Seume's sämmtlichen Werken. 30) Dies hat unter andern Charles François Philibert Masson, den 1797 das Loos der Verbannung getroffen, in seinen anonym herausgegebenen Mémoires secrètes sur la Russie (Paris 1800. 2 Voll.) gethan, einem Werke, worin er den Charakter Paul's aufs Gallsüchtigste entstellt. Friedrich's des Großen Vater, behauptet Masson (a. a. O. T. I. p. 317 sq.), habe dem russischen Monarchen zum Vorbilde (prototype) seiner Regierung und seiner Handlungen gedient: „La même dureté," sagt Masson, la même inflexibilité, la même austérité de moeurs, la même passion pour les soldats, se trouvent dans l'autocrate russe. Au reste, je crois avoir tracé le caractère de Paul, en racontant, ce qu'il a fait; sinon j'avoue l'ouvrage au-dessus de mes forces. La singularité, qu'il affecte dans ses habits, la dureté qu'il a dans ses manières, rehaussent de beaucoup sa laideur. Sans en excepter les Kalmouks et les Kirguis, Paul est l'homme le plus laid de son empire; et il trouve lui même sa figure si choquante qu'il n'a osé la faire empreindre sur la monnaie." Masson schildert hierauf einige Züge seines Despotismus, besonders gegen das Militair (a. a. O. T. I. p. 319 sq.) mit sehr grellen Farben, die er dann zu mildern versucht durch die Worte: A travers cette foule de bizarreries, Paul laissoit éclater des traits d'humanité, des pensions, qu'il donnait aux malheureux, des hôpitaux qu'il fondait pour les soldats, des distributions de viande qu'il faisoit à ses pauvres officiers; et plusieurs traits de bienfaisance et de justice attestoient, qu'il étoit encore plus capricieux que méchant. 31) Paris 1827. 3 Voll. Vergl. Blätter f. literar. Unterhaltung 1839. Beil. Nr. 4. S. 944.

herablassend bis zur größten Vertraulichkeit, zeigte er sich im Augenblicke darauf hart, stolz und despotisch, und vielleicht gab es nicht einen launischern, weniger geeigneten Mann, das Glück Anderer zu seinem eignen zu machen. Seine Regierung legt den Beweis dafür ab. Es war nicht eigentlich aus bösem Willen, daß er so viele Ungerechtigkeiten ausübte, so viele Unglückliche ins Exil verwies; es geschah aus einer wahren Gemüthskrankheit. Er quälte alle diejenigen, die sich ihm nahten, weil er in einer beständigen Selbstquälerei begriffen war. Sein Thron schien ihm von Abgründen umgeben. Die Furcht verwirrte sein Urtheil, und da er immer vor eingebildeten Gefahren zitterte, so bereitete er sich am Ende wirkliche; denn ein Fürst flößt über kurz oder lang das Mistrauen und die Furcht ein, die er selbst empfindet. Nichts aber spricht lebhafter für seinen despotischen Sinn als folgender Vorfall mit Dumouriez. Er hatte diesem General, während dessen Aufenthalt zu Petersburg, zur Pflicht gemacht, ihn recht oft zu besuchen — eine Erlaubniß, welche Dumouriez auch fast täglich benutzte. Verwundert daher, ihn eines Tages nicht gesehen zu haben, fragte der Kaiser den General den Morgen darauf auf der Parade: ob er krank gewesen. Nein, Sire! erwiederte Dumouriez, aber einer der bedeutendsten Großen des Hofes hatte mich zu sich eingeladen, und ich habe geglaubt, diese Einladung annehmen zu müssen. „Apprenez Monsieur," erwiederte der Kaiser in strengem Tone, „qu'il n'y a de considérable ici que la personne, à laquelle je parle et pendant le tems, que je lui parle. — Peut-on, fügt Ségur hinzu, pousser plus loins l'orgueil et la puissance et le mépris pour les hommes!"

Freilich mochte, was Ségur nicht anführt, und was geltend zu machen die Unparteilichkeit der Geschichte doch auch verlangt, die frühere Abhängigkeit des unglücklichen Monarchen von Katharina's Günstlingen, besonders von dem mächtigen Fürsten Potemkin viel dazu beigetragen haben, seinen Sinn zu verdüstern. Vater und Mutter hatte er ohnedies nie gekannt, und die Art, wie sein Vater Reich und Leben verloren, mochte einen tiefen Eindruck zurückgelassen haben auf sein Gemüth. Aus seinen ungünstigen Jugendverhältnissen muß sein physisch und moralisch krankhafter Zustand erklärt werden, die fortwährende geistige und körperliche Spannung, die daraus entstehende Mischung von Härte und zartem Gefühl, das grenzenlose Hingeben und das ängstliche Mistrauen, das so auffallend hervorstach in seinem Charakter. Seine Geisteskräfte zerrüttete das Streben, das auf einmal zu bewirken, was nur das Werk einer langen, glücklichen und vorsichtigen Regierung sein konnte; und sein Unmuth steigerte sich zur heftigsten Leidenschaftlichkeit durch das Misglücken seiner auf Gerechtigkeit abzweckenden Wünsche und Handlungen. Er fühlte oft bald nachher, daß er unklug gehandelt, und empfand dann die lebhafteste Reue, wie unter andern über seine Theilnahme an dem französischen Kriege. Um gleichsam dafür zu büßen, dictirte er sich selbst seine Strafe in einer satyrischen Auffoderung der kriegführenden Mächte, die er in mehre Zeitungen einrücken ließ. Es scheint seine Absicht gewesen zu sein, sein in politischer Hinsicht unkluges Benehmen in das hellste Licht zu stellen [32]).

Noch ehe ihn das Schicksal auf den Thron gerufen, war er seiner Mutter Katharina II. so völlig entfremdet gewesen, daß sich nach deren Tode wol eine Veränderung der von ihr befolgten Regierungsgrundsätze erwarten ließ. Aber diese Veränderung war um so bedeutender, weil Paul nicht selten das Wesentliche mit dem Außerordentlichen verwechselte und beides mit gleicher Wichtigkeit behandelte. Wenn er seinen Vater Peter III., der nach einer sechsmonatlichen Regierung plötzlich gestorben, ohne die Krönung erlebt zu haben, nach 34 Jahren aus der Klostergruft holen ließ, um ihn zu krönen und dann mit der Kaiserin zugleich beisetzen zu lassen; wenn er den von seiner Mutter geerbten Krieg gegen Persien durch einen schnellen Frieden beendigte, in welchem ihm die Festung Derbent und die Stadt Baku abgetreten ward; wenn er die von seiner Mutter herrührende geographische Eintheilung Rußlands gänzlich veränderte, und selbst den Namen der katharinoslaw'schen Statthalterschaft vertilgte; wenn er ein neues Successionsgesetz bekannt machte, nach welchem die weibliche Linie so lange von der Thronfolge ausgeschlossen ward, als männliche Nachkommenschaft vorhanden; wenn er eine Menge von Beamten, die Katharina II. vielleicht zu zahlreich angestellt, plötzlich absetzen und brodlos umherirren ließ; wenn er der geheimen Polizei eine Ausdehnung und einen Einfluß gab, vor dem selbst der rechtliche Mann zittern mußte; wenn er alle in- und ausländische Schriften der strengsten Censur unterwarf, die im Auslande studirenden oder umherreisenden Russen zurückrief, und allen, sogar den gebildeten, Ausländern die russische Grenze verschloß; wenn er lästige Ehrenbezeigungen für seine Person auf offener Straße und die Abschaffung moderner Kleidungsstücke mit der äußersten Strenge verlangte, und mit rascher Heftigkeit Familienväter und ausgezeichnete Männer, oft kaum bei dem Schein eines Verdachts, nach Sibirien sandte, — so mußte seine Regierung durch alle diese größern und kleinern Züge und Schattirungen einen auffallenden Contrast bilden mit dem Verfahren seiner Mutter. Unzählige Personen fanden sich durch ihn gekränkt und beleidigt, wiewol er in einzelnen Fällen das ihnen zugefügte Unrecht wieder zu vergüten suchte, wie denn überhaupt in seinem Charakter tiefer Sinn für Rechtlichkeit auf das Seltsamste vermischt war mit den höchsten Begriffen unbeschränkter Macht.

32) Dies merkwürdige Actenstück lautet wörtlich, wie folgt: „Man sagt, daß Se. Maj. der Kaiser, da er sieht, daß die europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünscht, der seit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt, wohin er alle Potentaten einladen will, um mit ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mitbringen sollen, als da sind Thugut, Pitt und Bernstorf. Er selbst (Paul) sei gesonnen, den Grafen v. Pahlen und Kutusow zur Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man diesem Gerücht Glauben beimessen soll; indessen scheint es nicht ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldigt hat."

Aus diesen überspannten Begriffen floß seine Herrschsucht und sein Stolz, der keine Grenzen kannte. Kein orientalischer Herrscher kann mehr von seinen Unterthanen fodern, als Paul von den seinigen. Bekannt ist, daß wer ihm, oder nur einem Mitgliede der kaiserlichen Familie, in einem Wagen begegnete, sobald er die kaiserliche Equipage erblickte, still halten und aussteigen mußte, um in demüthiger Stellung zu grüßen[33]). Es ward auf's Schärfste geahndet, wenn Jemand diesem Befehl entgegenhandelte. Ein vorherrschender Zug in Paul's Charakter war der Jähzorn, durch den er nicht nur seinen Unterthanen, sondern auch seiner eignen Familie fürchterlich ward. In andern Augenblicken war er mild, wohlwollend, menschenfreundlich und bereit, das begangene Unrecht zu vergüten. Obgleich ein zärtlicher Gatte und Vater, ließ er sich dadurch nicht abhalten, seine Neigung auch anderen Frauenzimmern zu schenken, wie unter andern der bekannten Madame Chevalier, der schönen Tochter eines Tanzmeisters aus Lyon, der er einen fast unbegrenzten Einfluß gestattete. In seiner Lebensweise, bei Tafel und in seinen Vergnügungen war er mäßig, und höchst einfach in seiner Kleidung. Ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, besaß er viele Kenntnisse und eine rastlose Thätigkeit. Er stand gewöhnlich früh um vier Uhr auf. Eine Stunde später mußten sich seine Minister bei ihm einfinden. Den ganzen Vormittag widmete er den Geschäften. Um zwei Uhr ging er zur Tafel, und nach derselben arbeitete er wieder. Nur von sechs Uhr Abends widmete er seine Zeit dem Vergnügen. Er befand sich dann entweder im Theater oder hatte einen Gesellschaftskreis um sich. Dort zeichnete er sich, bei einem sehr richtigen Urtheil über einzelne Menschen, oft aus durch seine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit. Auch in seinen Briefen herrschte Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck.

So nahe berührten sich in einem und demselben Individuum die verschiedenartigsten Eigenschaften. Kann ihn auch die Geschichte nicht ganz freisprechen von dem Vorwurf der Inconsequenz, der Veränderlichkeit und eines, nicht immer von Überlegung geleiteten Hanges zu heftigen Maßregeln, so kann ihm doch in den historischen Annalen die ehrenvolle Erwähnung nicht entgehen, deren er sich würdig gemacht durch seinen, über die kleinlichen Künste der Politik erhabenen Geradsinn, durch seinen Eifer für Gerechtigkeit und durch seine persönlichen Tugenden[34]).

(*Heinrich Döring.*)

---

33) Vergl. Seume's sämmtliche Werke. 8. Bd. S. 57 fg.
34) Vergl. Essai historique sur Son Altesse Impériale *Paul Petrowitz*, Czarowitz et Grand Duc de Russie (Paris 1782). Du séjour des Comtes du Nord à Venise en Janvier MDCCLXXXII. ... 1782. (*Ch. F. Ph. Masson*) Mémoires secrètes sur la Russie et particulièrement sur la fin du règne de Catharina II. et le commencement de celui de Paul I. (Paris 1800. 2 Voll.) J. G. Seume, Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland, seit der Thronbesteigung Paul's I. (Leipzig 1797, auch in Seume's sämmtlichen Werken. 8. Bd.) Paul I. Kaiser von Rußland. Von einem unbefangenen Beobachter (Leipzig 1801). Paul I. Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen. Eine historische Skizze (Leipzig 1802). Leben Paul's I., Kaisers aller Reußen, nebst einer authentischen Geschichte der Feldzüge der Russen in Italien. Von einem russischen Officier (Frankfurt 1804. (Busse) Verordnungen Sr. kaiserl. Maj. Paul's I. (St. Petersburg 1797—1798. Zwei Bände.) Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten von Rußland, Paul Petrowitz, von Petersburg an den königl. preußischen Hof nach Berlin (Berlin 1776). (A. E. Kaiser) Kurzgefaßte Nachricht von Sr. russ. kaiserl. Maj. Paul's I. Gelangung zur Würde eines Großmeisters des Ordens St. Johann von Jerusalem (Ronneburg 1799).

PAUL (St., die Grafschaft und die großen Grafen). St. Paul, St. Pol, kleine Stadt des Departements Pas-de-Calais, mit nicht viel über 3000 Einwohnern, gibt einem Bezirke den Namen, der in sechs Cantonen und 193 Gemeinden eine Bevölkerung von 80,676 Köpfen enthält. Bis auf die französische Revolution war St. Paul eine sehr weitläufige Grafschaft, die durch Erbtheilung von der Grafschaft Boulogne abgesondert, der Gegenstand fortwährender Händel zwischen den Landschaften Artois und Picardie geworden ist. Die eine wie die andere wollte ihrer Hoheit die Grafschaft unterwerfen. Nach den Ansichten der Franzosen war sie unter vier königliche Prevôtés des Amtes Amiens vertheilt. Die erste, jene von Dourlans, erstreckte sich über die größere, westliche Hälfte der Stadt S. Paul, und über alle die Ortschaften, die abwärts nach Hesdin zu sich ausdehnen, oder durch die Castellanei Pas begrenzt sind. Der Prevôté von Montreuil waren die Castellaneien Crequy und Fressin, der Prevôté von Beauquesne, außer dem übrigen Theile der Stadt St. Paul, auch die Castellaneien Pas und Orville zugetheilt. Als vierte Prevôté galt der Siège royal zu Beauquesne, der vor dem Vertrage von Madrid, 1526, seinen Sitz zu Arras in der Cité gehabt hatte; dem waren unterworfen die Castellaneien Pernes und Epinoy und mehre einzelne Dörfer. Die Grafschaft St. Paul hielt 15 Meilen im Umfange, und waren in ihren sieben Castellaneien, Crequy, Epinoy, Fressin, Orville, Pas, St. Paul und Pernes, 131 Kirchspiele und 282 Ortschaften, Städte, Flecken, Dörfer und Weiler enthalten, für welche eine Zählung vom Ende des 17. Jahrhunderts 5010 Feuerstellen und 25,050 Menschen berechnete: in Wahrheit möchte schon damals eine Bevölkerung von 40—50,000 Köpfen vorhanden gewesen sein. Adolf, Adalulf, der jüngere von den Söhnen Balduin's des Kahlen, des Grafen von Flandern, erhielt von dem Vater den Pagus Arkensis, umfassend die Gebiete von Boulogne, St. Paul, Guines, Therouanne, auch St. Bertin's Kloster zu St. Omer. Adolf starb 933, und der Pagus Arkensis fiel an seinen Bruder, den Grafen Arnulf von Flandern, zugenannt der Große oder der Alte. Wie auch dieser, hochbejahrt, am 27. März 965 starb, reizte das unmündige Alter seines Enkels, des Grafen Arnulf II., einen mächtigen Nachbar, Wilhelm I. Grafen von Ponthieu und Montreuil, um sich den Pagus Arkensis anzueignen, wobei ihm Lothar, der König der Westfranken, behilflich war. Vor seinem Tode vertheilte der Graf von Montreuil sein Besitzthum unter vier Söhne, indem er hierbei, wie versichert wird, eines jeden Neigung zu Rathe zog. Der zweite Sohn, Arnulf,

ein leidenschaftlicher Jäger, erhielt die solche Leidenschaft begünstigende Grafschaft Boulogne. Dem dritten Sohne, Hugo, der den Ackerbau liebte, wurde die Grafschaft St. Paul zugetheilt. Ein Sohn dieses Hugo ist Graf Hugo II. von St. Paul, der seine Tochter Rosella nach dem J. **1000** an den Grafen Radulf von Guines verheirathete. Im J. **1038** war Roger Graf von St. Paul, der innerhalb seiner Burg zu Ehren St. Salvator's ein Collegiatstift widmete, und dasselbe mit reichen Gütern zu Quesque, Floury, Beauchesne, Orville, Ménil, Frevent, Moriancourt, Agnes, Flers, Marcone, Ampliers, Poupliers begiftete. Ein Guido, Graf von St. Paul, wird **1057** zusammt seinem Bruder Hugo genannt, und sie sind vielleicht Roger's Söhne, gleichwie Hugo jener Hugo der Alte, Graf von St. Paul, sein könnte, dessen Witwe Clemencia, indem ihre unmündigen Kinder eines Voigtes bedürftig, den Arnold I. von Selvesse oder Ardres heirathete. Unter beiden Namen ist Arnold bekannt, jener von Ardres allein hat sich aber auf seine Nachkommenschaft vererbt, sintemal er selbst das Stammhaus Selvesse, die Burg, abbrechen lassen [1]. So lange Frau Clemencia bei Leben, führte Arnold den Titel eines Grafen von St. Paul, und die Grafschaft regierte er in Weisheit und mit fester Hand [2]. Es hat aber Clemencia in ihrer zweiten Ehe keine Kinder geboren; nach ihrem Tode fiel es Arnolden nicht ein, den Kindern ihrer ersten Ehe die reiche Erbschaft zuwenden zu wollen, er gab die Grafschaft auf, und lebte von dem an zu Ardres, auf seinem Erbe. Es scheint, daß von Hugo's des Alten und der Clemencia Kindern keins zu männlichen Jahren gekommen, und deshalb die Grafschaft an einen Vetter, an des Hermes Sohn, Anselm, an den Bruder der an Burkard von Crequy verheiratheten Richildis gefallen ist. Anselm führt als Graf von St. Paul den Beinamen Candavene. Ein Sohn von ihm ist vielleicht der Graf Hugo von St. Paul, der **1080** in Urkunden vorkommt, und dies der Hugo, Graf von St. Paul, der zusammt seinem Sohne Ingelram, auf der ersten Kreuzfahrt unter den Begleitern des Herzogs von Niederlothringen genannt wird. Der Sohn fiel bei der Belagerung von Maarah, **1098**. Nachmals wird Ingelram's Vater, Graf Hugo, als einer der ersten genannt, welche bei dem Sturm auf Jerusalem, **15**. Jul. **1099**, die Bresche erstiegen. Jener Graf von St. Paul, Hugo Candavensis, der in den Jahren **1115—1117** eine Fehde mit Balduin Hapkin, dem Markgrafen von Flandern, bestand, und zuletzt durch Vermittlung des Grafen Eustachius von Boulogne gesühnet wurde, ist wol Hugo II., derselbe, der in erster Ehe mit Helisenda, in anderer Ehe, nach dem J. **1126** (er kann demnach nicht **1126** verstorben sein), mit Margaretha, der Tochter Reinald's, des Grafen von Clermont-en-Beauvaisis, der Witwe Karl's von Dänemark, des Grafen von Flandern, sich verheirathete. Eine Tochter Hugo's II., ohne Zweifel aus der andern Ehe, Beatrix, war an Robert I. von Boves, den gewaltthätigen und grausamen Grafen von Amiens, verheirathet. Dieser hatte aus Verdacht gegen die Keuschheit seiner Frau, einige ihrer vertrautesten Diener dem Feuertode bestimmt (**1155**); indem aber Beatrix in Unschuld und Reinheit lebte, wurden auch ihre Diener wunderbar von der ihnen zugedachten Pein erlöset. Der Nekrolog der bischöflichen Kirche von Amiens nennt die Beatrix: „soeur du très-vaillant Chevalier Hugues, Comte de Saint-Paul." Dieser Bruder ist wol Graf Hugo III., und vielleicht derselbe, der gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau Beatrix, im J. **1137**, an der forellenreichen Canche, drei Stunden südwestlich von St. Paul, das herrliche Cistercienserkloster Cercamp stiftete, wo die spätern Grafen von St. Paul ihr Erbbegräbniß hatten. Dieser Hugo soll **1142** verstorben sein. Er hinterließ drei Söhne, Ingelram, gest. **1145** ohne Nachkommenschaft, Guido, Gem. Mathilde, die Tochter Godebert's von Dourlans, des Jüngern, und Anselm; auch wird als seine Tochter, oder genauer als Ingelram's Schwester, bezeichnet Aquilina von St. Paul, die **1145** als Anselm's von Houdain Hausfrau erscheint. Der jüngste von Hugo's III. Söhnen, Anselm, wurde durch den Tod seiner Brüder Graf von St. Paul, und hatte aus seiner Ehe mit Beatrix von Champagne die Söhne Hugo IV., Ingelram und Guido, dann eine Tochter Beatrix Candavene, die **1184** und **1190** als des Grafen Johann I. von Ponthieu dritte Gemahlin erscheint. Ingelram Candavene hinterließ den Sohn Hugo, Besitzer der Herrschaft Beauval; Guido Candavene kommt als Seneschalk von Ponthieu vor. Der älteste Bruder, Hugo IV. Candavene, war mit Yolantha von Hennegau, einer Tochter des Grafen Balduin IV., verheirathet; Yolantha war, als sie mit dem Grafen von St. Paul in die Ehe trat, die kinderlose Witwe des Grafen von Soissons, Ivos III. von Nesle (seit **1157**), und lebte noch **1202**. Dem Grafen von St. Paul hat sie zwei Töchter geboren, die jüngere, Eustachia, war noch ein Kind zur Zeit ihrer Verlobung mit dem Grafen Arnulf II. von Guines, und heirathete nachmals den Bruder des Grafen Radulf von Soissons, den Johann II. von Nesle, Castellan zu Brügge. Hugo's IV. ältere Tochter, Isabella, nahm zum Manne Herrn Galcher III. von Châtillon. In ihrer Nachkommenschaft hat sich die Grafschaft St. Paul vererbt.

Das Stammhaus der großen Herren von Châtillon. Das Städtchen Châtillon-sur-Marne empfängt diesen Beinamen von seiner Lage auf dem nördlichen Ufer der Marne, zwischen Epernay und Château-Thierry, in Champagne, und war in frühern Jahrhunderten den Erzbischö-

1) Per totam Franciam, Angliam et Normanniam, Burgundiam nihilominus quam per Flandriam famosissimus fuit et notissimus Arnoldus. Fuit enim in consilio Nestor, et calliditatis praescientia, licet alicuius solatium non haberet Penelopes, alter Ulixes: in judicio (tantum absint Veneris insidiae) pastor Alexander: in pulchritudinis elegantia, quantum permisit adhuc invida et satis spectabilis aetas, Absalon; in militiae gloria non Triptolemus, sed Achilles, se ipsum in armis suis contra quosque hostes exhibens; in sapientia, quod superest, et dominandi continentia Salomon, ut magis appareret regni heros, quam Ardensis heres. 2) Uxori autem prae omnibus et in omnibus venerationem exhibens, non tantum ut uxori sed ut dominae reverentiam exhibuit et obsequium.

fen von Rheims lehnbar. Milo, Herr von Châtillon und Basoche, wird als der Vater jenes Eudo oder Otto genannt, der 1087 auf St. Peter's Stuhl erhoben, als Papst Urban II. einen welthistorischen Ruf hinterlassen hat. Des Odo Bruder mag Milo, Herr von Châtillon und Basoche, in Soissonnais an der Vesle, zwischen Rheims und Soissons, sein, welcher an den Dom zu Soissons, und nachmals an das Priorat zu Coincy die Kirche von Bainson vergabte. Einer von dessen Söhnen, Manasses, starb unvermählt, um 1080, ein anderer, Guido I. von Châtillon, verm. mit Irmgardis von Choisy, wird als Zeuge genannt im Bestätigungsbriefe des Königs Philipp I. für die Abtei St. Jean-des-vignes zu Soissons (1076). Dieses Sohn, Galcher I., war auf dem Kreuzzuge (1096) des Grafen Stephan Heinrich von Champagne und Blois Begleiter, und sah die Heimath nicht wieder, noch auch die Söhne Heinrich, Reinald und Hugo. Von ihnen wird der älteste, Heinrich I., Herr von Châtillon, in einer Urkunde von 1117 genannt, und 1130 beschenkt der nämliche die Abtei Igny, bei Dormans, gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau Irmengard, die eine Tochter von Alberich Payen, dem Herrn von Montjay, war. Von ihren drei Söhnen sind allein Galcherus II. und Reinald zu merken. Reinald von Châtillon, einer der Gefährten König Ludwig's VII. auf dem Kreuzzuge von 1147, war unter den tapfersten Rittern der Christenheit hoch gepriesen, als Constantia, die einzige Tochter und Erbin des Fürsten Boemund II. von Antiochia sich ihn zum Gemahl erwählte. Damals (1152) war Constantia Witwe von Raimund von Poitiers, dem andern Sohne des Herzogs Wilhelm IX. von Aquitanien, der ihr im J. 1135 angetraut worden, und ihr vier Kinder hinterlassen hatte. Es scheint aber nicht allein der hohe Ruf des Ritters, sondern auch seine Schönheit auf die Wahl der Fürstin gewirkt zu haben, welche, so versichert Wilhelm von Tyrus, allen christlichen Baronen ein Gegenstand der Verwunderung geworden [3]). Für den Krieg allein geschaffen, konnte Reinald in dem Erwerbe eines Fürstenthums nur Veranlassung zu rastlosem Kriege mit den Ungläubigen finden. Gleich im J. 1153 entriß er ihnen drei feste Schlösser. In demselben Jahre bat ihn der griechische Kaiser Manuel I. um Hilfe gegen Thoros, einen Fürsten der Armenier, der in Cilicien arge Verheerungen anrichtete. Der Armenier wurde von dem Fürsten von Antiochia dergestalt in die Enge getrieben, daß er demüthig bei dem Kaiser Frieden suchen mußte. Aber Manuel war uneingedenk der Verheißungen, durch welche er sich Reinald's Beistand erkaufte, und dieser verfehlte nicht, mittels eines Einfalles in die nächste Provinz des griechischen Reichs sich für die Wortbrüchigkeit seines Verbündeten schadlos zu halten. Er landete auf Cypern 1154, besiegte das kleine, sich ihm entgegenstellende Heer, und überließ die ganze Insel grausamer Plünderung und Verheerung. Auch die heiligsten Orte wurden nicht verschont, und großen Raub hat die Flotte Reinald's nach dem Orontes getragen. Aber Manuel's hochfahrender Sinn konnte nicht ungerächt dergleichen Beleidigung hinnehmen, mit Heereskraft legte er sich vor Antiochia, und der Mittel zu wirksamer Gegenwehr entbehrend, versank Rainald in die tiefste Erniedrigung. In Lumpen gehüllt, einen Strick um den Hals, trat er vor den griechischen Kaiser, zu dessen Füßen sein Schwert niederlegend. Durch solche Hingebung entwaffnet, gewährte Manuel Frieden. Die Liebe seiner Unterthanen scheint der Fürst von Antiochia weder gesucht noch gefunden zu haben: gegen seine tyrannische Herrschaft bildete sich in der Hauptstadt eine mächtige Partei. Durch Grausamkeit und Schrecken besiegte er diese Partei; ihren vornehmsten Führer, den Patriarchen, ließ er auf einem Thurme der Pfalz von Antiochia, das entblößte Haupt mit Honig bestrichen, einen ganzen Tag über der glühenden Sonne und den Fliegen aussetzen. Rastlos den Krieg gegen die Ungläubigen fortsetzend, wurde Reinald in einem unglücklichen Gefechte (23. Nov. 1159) Nureddin's, des Sultans von Aleppo, Gefangener. Viele Jahre verlebte er in dem Kerker, nach dem Tode der Fürstin Constantia wurde ihr Sohn erster Ehe, ihr Nachfolger, Boemund III., in dem Treffen bei Harenc (10. Aug. 1165) wurde auch er des Sultans Gefangener, sodaß Vater und Sohn sich in der Mazmorra zu Aleppo begegnen konnten; endlich fand Reinald Erlösung in der Aufopferung treu ergebener Waffenbrüder. Die in einem glücklichen Streifzuge durch das Gebiet von Damask gewonnene Beute gaben sie hin, statt des unmäßigen, für ihren Freund gefoderten Lösegeldes. Seiner Fesseln entledigt (1176) kam Reinald nach Jerusalem, wo die Erinnerung an seine Thaten und an sein schweres Leiden um den christlichen Glauben ihm bei König und Baronen die ehrenvollste Aufnahme erwarb. Das allgemeine, ihm zugewandte Interesse diente ihm als Brautwerber bei der Witwe Humfried's von Thoron, Stephanie von Montreal, der Tochter Philipp's, des Herrn von Neapolis, mit deren Hand er zugleich Besitzer von Karak und einigen andern Schlössern wurde, durch welche das Land der Moabiter beherrscht ward, das schwer zugängliche Tiefthal, welches sich von dem Plateau Arabiens nach dem todten Meere hinabzieht. Es ist diese Einsenkung der Schlüssel zugleich von dem peträischen Arabien und von dem gelobten Lande; von der Höhe von Karak aus, das zu Zeiten von einem Bergstrome durchschnittene Thal entlang, wird in weiter Ferne das todte Meer, und gegenüber Jerusalem sichtbar. In gleicher Weise, wie durch Karak das peträische Arabien beherrscht wird, ist Montreal, eine andere der von Reinald erheiratheten Burgen, nordöstlich von Karak, eine Tagereise weit im Osten von El Hössa, der Schlüssel zu dem wüsten Arabien. Daß von solchen Localitäten Reinald von Châtillon den möglichen Vortheil zu gewinnen wußte, wird niemand bezweifeln; zu größerer Verstärkung nahm er noch in die ihm unter-

---

3) Als einen Gregarius bezeichnet der Geschichtschreiber des h. Landes den zweiten Gemahl der Constantia, und für diese Albernheit empfängt er von Michaud die verdiente Zurechtweisung. Aber Michaud selbst läßt den Reinald von Châtillon aus Châtillon-sur-Indre herstammen. Einem Geschichtschreiber der Kreuzzüge oder der großen Ritterorden sind zumal genealogische Kenntnisse unentbehrlich.

worfenen Städte und Festen eine Anzahl Tempelritter auf, und fesselte sie für immer an sein Schicksal. Seine Einrichtungen für Angriff und Vertheidigung waren getroffen, und schon hatte er wiederholt die Grenze von Arabien heimgesucht, als 1182 zwischen Saladin und dem Königreiche Jerusalem ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Es kam dem von Châtillon ungelegen, und indem er sich durch Verhandlungen, um die er nicht befragt worden wäre, nicht gebunden glaubte, nahm er tägliche Streifereien gegen die Nachbarschaft von Karak vor, und plünderte die auf der Fahrt nach Mekka begriffenen muselmännischen Pilgrime. Saladin beklagte sich beim Könige Balduin IV. über die Verletzung der Verträge, aber es stand nicht in der Macht des Königs von Jerusalem, die gefoderte Genugthuung zu geben. An unschuldigen Wallfahrern nahm Saladin seine Rache; Herr Reinald pflegte nicht, an Anderer Leiden viel Antheil zu nehmen. Der Sultan zog von Neuem das Schwert, die Christen zu befehden, indem er sie aber gegen sein Erwarten gerüstet fand, wandte er seine Waffen einstweilen gegen die Atabeken in Mosul. Allein zu unbedeutenden Streifereien gegen das Gebiet von Damaskus weiß König Balduin des gefürchteten Gegners Entfernung zu benutzen, aber Rainald, nicht zufrieden, mehrmals als Sieger die Küsten des mittelländischen Meeres durchzogen zu haben, erfaßt den ungeheuern Gedanken, bis Mekka und Medina vorzudringen, die Kaaba und das Grab des Propheten zu plündern. Die Schrecken des Todes gingen ihm voraus, und mit unwiderstehlicher Hast durchzog er das niemals von Christen betretene Land. Schon hatten Reinald und seine unerschrockenen Gefährten das Thal Rabi, fünf Meilen von Medina, erreicht, da wurden sie von einem aus Ägypten herzugeeilten Heere überfallen, und nach hartnäckigem, blutigem Gefechte überwältigt. Reinald entkam gleichsam durch ein Wunder der Verfolgung, und erreichte, von wenigen der Seinen begleitet, die Burg Karak. Seine übrigen Gefährten wurden zum Theil nach Ägypten geführt, wo sie, nach dem Urtheil der Kadi, gleich gemeinen Verbrechern, die Todesstrafe erlitten; eine andere Abtheilung wurde nach Mekka gebracht, um dem großen Beiramfeste zur Verherrlichung zu dienen. Zugleich mit den gewöhnlichen Opferthieren wurden diese Gefangenen geschlachtet. Durch dieses Menschenopfer noch nicht gesättigt, schwur Saladin auf den Koran, den Schimpf zu rächen, welcher durch die grenzenlose Ruchlosigkeit der Christen in jener verunglückten Unternehmung dem Islam angethan worden. Wie eine drohende Wolke hing er von dem an über der Grenze von Palästina, stets gerüstet, die Nachlässigkeiten der Vertheidiger zu benutzen und fürchterlich zu bestrafen. Es wurde ihm hinterbracht, daß Reinald in Karak seines Stiefsohnes, des Humfried von Thoron, Vermählung mit Isabella, der Schwester König Balduin's IV., feiere (1184), und mit der Geschwindigkeit des Blitzes fuhr der Sultan nach jenem Schauplatze der Lust. Er fand von Possenreißern, Tänzern und Spielleuten das Schloß erfüllt, und alle Bewohner der umliegenden Gegend versammelt, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Ohne Zeitverlust wurde die Stadt von den Muselmännern erstiegen, und nur durch die Unerschrockenheit eines Jünglings die Burg gerettet. Wie Horatius Cocles hielt der einzige Asvenes oder Ivenne den Ungestüm der Sarazenen auf, während man hinter ihm die Brücke abwarf, durch welche das Schloß mit der Stadt verbunden war. Getäuscht in seiner Berechnung unternahm Saladin eine förmliche Belagerung; während er das ganze Land der Plünderung hingab, ängstigte er mit acht großen Schleudermaschinen die Besatzung der Feste. Die aus seinen Geschützen geworfenen Mühlsteine schlugen wie rollende Donner gegen die Bollwerke, die festesten Gebäude sanken in Staub, aber einen ganzen Monat lang trotzte Reinald aller Kunst und Gewalt der Feinde, bis König Balduin zum Entsatze kam. In der Schlacht bei Tiberias (3. Juli 1187), wo die Macht von Jerusalem für immer den Streichen der Sarazenen erlag, wurde, wie König Guido selbst, wie der Großmeister des Tempels und so viele andere berühmte Ritter, auch Reinald gefangen. Die vornehmsten Anführer ließ der Sultan vorführen: mit Güte behandelte er den König, dem auch ein in Schnee gekühlter Trank gereicht wurde. Guido nippte und reichte die Schale dem Herrn von Châtillon: „Halt," rief der Sultan, „ich will nicht, daß dieser Treulose in meiner Gegenwart trinke, denn ihm kann ich nicht verzeihen," und gegen Reinald sich wendend: „endlich hat der gerechte Himmel dich in meine Hände gegeben. Erinnere dich der Treulosigkeit, der Grausamkeiten, welche du, auch im Frieden, gegen die Muselmänner übtest. Erinnere dich deiner Räubereien, deiner Lästerungen des Propheten und deiner gottlosen Unternehmung gegen die heiligen Städte Mekka und Medina. Die Zeit ist gekommen, so viele Verbrechen zu bestrafen und meinen Eid zu erfüllen. Geschworen habe ich, durch meine Hand sollst du sterben. Willst du dem Tode entgehen, so nimm meinen Glauben an, dessen Verfolger du gewesen." Trotzig und verächtlich antwortete Reinald, während der Sultan mit dem Säbel nach ihm hieb. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte eine Mörderbande in das Zelt, der wehrlose Gefangene wurde ergriffen, und mit den Mördern theilte Saladin sich in die blutige Arbeit. Dem Könige von Jerusalem rollte das Haupt des Märtyrers vor die Füße. Reinald's zweite Ehe war kinderlos geblieben, die Fürstin von Antiochia aber hatte ihm zwei Töchter, Agnes und Alix, geboren. Agnes, gestorben 1196, wurde die erste Gemahlin des Königs Bela III. von Ungarn, die Mutter der Könige Emerich und Andreas II., die Großmutter der heil. Elisabeth, und es ist ein Irrthum der ungarischen Geschichtschreiber und Genealogisten zu rügen, welche die Agnes für eine Tochter des Fürsten Boemund III. von Antiochia halten. Reinald's andere Tochter, Alix, wurde Azzo's V. (III.), des Markgrafen von Este und Ferrara, Gemahlin, und ist eine ihrer Töchter, Beatrix von Este, an König Andreas II. von Ungarn vermählt worden.

Reinald's älterer Bruder, Galcherus II., Herr von Châtillon, Troissy und Montjay, war, wie sein Bruder, auf dem Kreuzzuge König Ludwig's Begleiter, und fiel

in einem Gefechte jenseit Laodicea, am Lycus, den 19. Januar 1148. Sein Sohn, Guido II., nahm zum Weibe die Alix von Montmorency, des Matthäus I. Tochter, und K. Ludwig's VII. Halbschwester, die nach des Guido Ableben noch zwei Männer hatte. Er selbst kommt 1156 und 1170 in Urkunden vor. Sein jüngster Sohn, Robert, war Thesaurarius am Dom zu Beauvais, wie er im Juni 1210 zum Bischof von Laon erwählt wurde. Mit seinem Bruder Galcher befand er sich bei Bouvines in dem französischen Heere; 1215 ist der Bischof gestorben. Guido, sein Bruder, besaß Montjay und fand vor Ptolemais 1191 den Tod. Des Bischofs ältester Bruder, Galcherus III., Herr von Châtillon, Troissy, Montjay, Crecy und Pierrefons, wurde Graf von S. Paul, durch seine Vermählung mit des Grafen Hugo IV. Erbtochter Elisabeth. Berühmt seit jener Belagerung von Ptolemais, die dem Bruder das Leben kostete, empfing der aus dem h. Lande zurückgekehrte Galcher von dem Herzog von Burgund das Amt eines Seneschalks von Burgund, jenes eines Mundschenken von Champagne von dem Grafen Theobald. Er beschenkte im J. 1202 die Abtei du Val bei Pontoise, folgte 1203 dem König in die Eroberung der Normandie, und 1204 dem Grafen von Montfort in den Kampf gegen die Albigenser. In dem Kriege mit Flandern nahm er das wichtige Tournay (1213), und in der Schlacht bei Bouvines führte er mit hoher Auszeichnung den aus den Aufgeboten von Isle-de France und Champagne zusammengesetzten, den Flamändern gegenüberstehenden Heerhaufen. Er starb, wie er eben gegen die Albigenser das Kreuz genommen, vor dem October 1219; gemeinschaftlich mit seiner Gräfin hatte er 1218 zu Cambray reichliche Almosen ausgetheilt. Außer zwei Töchtern hinterließ Galcherus die Söhne Guido und Hugo. Guido, Graf von St. Paul, Herr von Montjay ꝛc., huldigte 1223 dem König wegen St. Paul, und ebenso dem Grafen von Champagne, wegen seiner dasigen Besitzungen, folgte dem König in den Krieg gegen die Albigenser und wurde in der Belagerung von Avignon (August 1226) durch einen Steinwurf getödtet. Die Leiche wurde in dem Priorat Longueau, bei Châtillon-sur-Marne, des Ordens von Fontevrault, beigesetzt. Guido's Gemahlin, Agnes, Tochter Herbert's IV., von Donzy und St. Aignan, und der Mathilde von Courtenay, der Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, war als eine der größten Erbinnen im Reiche dem Könige Heinrich III. von England zugesagt gewesen, hatte aber 1217 dem ältesten Sohne König Ludwig's VIII., dem Prinzen Philipp, die Hand reichen müssen. Als dessen kinderlose Witwe ging Agnes die zweite Ehe ein mit Guido von Châtillon, dem sie zwei Kinder, Galcher und Yolantha, schenkte. Galcher von Châtillon, Herr von Montjay, Donzy, in Nivernais ꝛc., befand sich in König Ludwig's IX. Heere, in der bei Taillebourg (1242) dem Grafen von la Marche und den Engländern gelieferten Schlacht, und erlegte eigenhändig den Seneschalk von Saintonge, als dem des Grafen Banner anvertraut. Auch in dem Kreuzzuge von 1248 befanden sich Galcher und sein Oheim „le vaillant comte Hugues de S. Paul," unter Ludwig's IX. Begleitern. Mehrmals gedenkt Joinville des Neffen [4]). Am Abend der Schlacht vom Fastnacht-Dinstag (1250) trat vor den König „messire Jehan de Valery [5])." In derselben Nacht fielen die Heiden in das Lager der Christen [6]). Wie der König den Rückzug gen Damiata anzutreten versuchte, führte Galcher abermals den Nachtrab [7]). Galcher war 28 Jahre alt, als sein Heldentod (5. April 1251) alle die glänzenden Hoffnungen seiner Zukunft vernichtete. Außer einem reichen Antheile an dem Stammgute hatte er das bedeutende Erbe der Herren von Donzy besessen; nach seiner Großmutter Tode sollten ihm die Grafschaften Nevers, Auxerre und Tonnerre zufallen; endlich war seine Gemahlin Johanna von Boulogne, die einzige Tochter Philipp's des Borstigen oder Hurepel, des Grafen von Clermont-en-Beauvoisis, Mortain und Aumale, und der Gräfin Mathilde von Boulogne und Dammartin. Vermählt durch Eheberedung vom December 1236 besaß Johanna seit dem Ableben ihres Vaters, der ein Sohn von König Philipp August und der schönen Agnes von Meran war, die Grafschaften Clermont-en-Beauvoisis, Mortain und Aumale; die Mutter hatte ihr 1245 die große Grafschaft Boulogne eingeräumt, dazu sollte noch dereinst Dammartin kommen. Der Sohn Galcher's von Châtillon würde unter den mächtigsten Fürsten von Frankreich Platz genommen haben, aber er kam nicht, dieser Sohn und den kinderlosen Galcher beerbte seine Schwester Yolantha, oder deren mit Archibald IX. von Dampierre, dem Herrn von Bourbon, erzeugte Töchter, Mathilde und Agnes. Galcher's Oheim, Graf Hugo von St. Paul, Herr von Châtillon und Crécy, Großmundschenk von Champagne, erscheint mit Auszeichnung unter den

4) „Lequel moult bien se porta et eust moult vallu, s'il eust longuement vesqu." 5) „Lui faire une requeste, qui estoit: que le sire de Chastillon le prioit qu'il lui donnast l'arrière-garde. Ce que le roi lui octroia moult voulentiers." 6) Et puis le roi, poure ce que nous ne povions vestir nos haubers, nous envoya messire Gaultier de Chastillon, lequel se logea entre nous et les Turcs, pour estre au devant des engins. Quant messire Gaultier de Chastillon eust reboúté les Sarrazins par plusieurs fois."..... 7) Duquel je ouy parler a ung chevalier, qui l'avoit veu en une rue près du Kasel, là où le roy fut prins, et avoit son espée toute nue ou poing. Et quant il veoit les Turcs passer par celle rue, il leur couroit sus, et les chassoit à tous les coups de devant lui. Et en fuiant de devant lui les Sarrazins, qui tiroient aussi derrière comme devant eux, le couvrirent tout de pilles. Et me dist celui chevalier que quant messire Gaultier les avoist ainsi chassez, qu'il se deflichoit de ses pilles qu'il avoist sur lui, et se armoit de rechief. Et long-temps fut-il là ainsi combatant, et le vit plusieurs fois se eslever sur ses estriefz, criant: „ha! Chastillon, chevalier! Et où sont mes preudes hommes?" Mais ne s'en trouvoit pas ung. Et ung jour après comme j'étois avec l'admiral des gallées, je m'enquis à tous ses gens-d'armes s'il y avoit nully qui en sceust à dire aucunes nouvelles. Mai je n'en peu jamés rien savoir, fors à une foiz, que je trouvay ung chevalier qui avoit nom messire Jehan Frumons, qui me dist, que quant on l'emmenoit prisonnier, il vit ung Turc, qui estoit monté sur le cheval de messire Gaultier de Chastillon, et que le cheval avoit la cullière toute sanglante; et qu'il lui demanda qu'estoit devenu le chevalier à qui estoit le cheval. Et le Turc lui dist, qu'il lui avoit coupé la gorge tout dessus son cheval, et que le cheval estoit ainsi ensanglanté de son sang.

Führern des Kreuzzugs von 1202. Als die Schwierigkeiten sich offenbarten um die Bezahlung der Überfahrt von Venedig nach dem h. Lande, entäußerte Hugo sich sogleich seines Silbergeräthes und aller Kostbarkeiten, um damit der Dürftigkeit anderer Kreuzfahrer zu Hilfe zu kommen, nur Rosse und Waffen behielt er für sich. Nachdem der alte Kaiser, Isaak, durch die Kreuzfahrer wieder auf seinen Thron eingesetzt worden war, geleitete der Graf von St. Paul den Prinzen Alexius zu der Verfolgung des Usurpators und der Einnahme von Adrianopel. Im Vertrage vom 7. März 1204, wodurch die Anführer des Heeres über das künftige Schicksal des griechischen Reichs sich einigten, trat Graf Hugo von St. Paul als einer der Haupt-Contrahenten auf, und er mußte auch die Urkunde besonders ratificiren. Einer seiner Rittersmänner entwandte bei der endlichen Erstürmung von Constantinopel einige Kostbarkeiten, anstatt sie, Behufs der regelmäßigen Vertheilung, auszuliefern, den ließ er mit dem Schilde am Halse aufhängen. „Gleichwol gab es der Vornehmen und Geringen viele, so geschäftig, Dinge zu verbergen, auf die sie kein Recht besaßen," fügt Villehardouin hinzu. Von dem neu erwählten Kaiser Balduin von Flandern empfing Hugo die Würde eines Connetable; die Briefe, die er über die Einnahme von Constantinopel schrieb, befinden sich in Duchesne's Historiae Francor. Scriptores (T. V. p. 272—283). Des Aufenthaltes im Orient satt, kehrte er nach Frankreich zurück und war unter den Baronen der Champagne schier der erste, der sich von fernerer Theilnahme an der Empörung des Grafen Theobald lossagte und König Ludwig IX. um Verzeihung bat. Er folgte dem König in den Zug gegen Peter Mauclerc, den Grafen von Bretagne, gründete im April 1226, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Maria, die Abtei Pont-aux-dames, unterhalb Crecy, an dem kleinen Morin, für Klosterfrauen Cistercienserordens, und starb den 9. April 1248, wie er eben mit den Anstalten zu einem abermaligen Kreuzzuge beschäftigt war. Seine erste Gemahlin war die Tochter des Grafen Theobald I. von Bar, die dritte, Mathilde, war eine Tochter des Grafen Arnulf II. von Guines; von keiner von beiden hatte Hugo Kinder. Aber in seiner zweiten Ehe wurden ihm drei Söhne geboren, Johann, Guido und Galcher, und trug diese zweite Ehe zugleich einen reichen Segen von Gütern in das Haus Châtillon. Denn die Gräfin von Blois, Maria von Avesnes, war Walter's von Avesnes und der Margaretha von Champagne einzige Tochter, besaß in Hennegau die großen Herrschaften Avesnes, Leuze, Landrecies, Trélon, in der Picardie die ungeheure Herrschaft Guise, sammt Bohain, ferner die Grafschaft Blois, und hatte von einer unbeerbten Tante die Grafschaften Chartres und Dunois zu erben. Maria starb 1241. Ihre drei Söhne theilten sich in die große Verlassenschaft der Ältern. Der älteste, Johann von Châtillon, Graf von Blois, Chartres und Dunois, Herr von Avesnes, wurde 1271 von König Philipp dem Kühnen zum Vormund, Vertheidiger und Bewahrer des Königreichs und der Kinder von Frankreich bestimmt, für den Fall des Absterbens des Grafen von Alençon. In demselben Jahre gründete Johann das Dominikanerkloster zu Blois und 1273 das Clarissenkloster zu la Guiche, zwei Stunden von Blois. Die Auffindung eines Bildnisses der h. Jungfrau hatte ihn zu dieser letzten Stiftung veranlaßt, und schreibt er am Mittwoch nach St. Peter's Tag 1273, er werde mit dem nächsten Sonntage den Bau beginnen. Er starb den 28. Juni 1279 und wurde in der Abtei la Guiche begraben. Seine Gemahlin, Alix von Bretagne, Tochter des Grafen Johann I., Frau auf Pontarcy und Brie-comte-Robert, hatte ihm die einzige Tochter, Johanna, geboren, die Gräfin von Blois, Chartres und Dunois, auf Avesnes, Guise, Condé ꝛc., die 1263 in dem Alter von neun Jahren dem Grafen Peter von Alençon, dem jüngern Sohne K. Ludwig's IX., verlobt und 1272 ihm angetraut wurde. Sie verkaufte 1286 ihre Grafschaft Chartres an den König Philipp den Schönen, stiftete in der pariser Karthause 14 Cellen, mit einer Rente von 280 Livres und starb den 19. Jan. 1291. Zu la Guiche, wo sie ihre Ruhestätte erwählte, hatte sich in dem Dormitorium ein Frescogemälde erhalten, worin sie abgebildet ist, wie sie vor der h. Jungfrau knieet, welcher der h. Johannes sie vorstellt; hinter der Gräfin liegen 14 Mönche auf den Knieen. Ihre beiden Kinder waren in zartem Alter verstorben, darum fielen die Grafschaften Blois und Dunois, auch Guise, an den Grafen Hugo von St. Paul, dem die Erblasserin bereits 1289 Avesnes gegeben hatte. Hugo, des Grafen Hugo von St. Paul und der Maria von Avesnes anderer Sohn, besaß die Grafschaft St. Paul, Ancre, unweit Corbie, Aubigny, in Artois, u. s. w., heirathete die Witwe seines unmittelbaren Lehensherren, Mathilde, Tochter Herzogs Heinrich II. von Brabant, die in erster Ehe an den Grafen Robert von Artois, jenen kühnen, in der Schlacht bei Massoura gefallenen Bruder des h. Ludwig's verheirathet gewesen. Die zu solcher Heirath nöthige Dispensation empfing Hugo am 16. Jan. 1255 von Papst Alexander IV. Eine wichtige Angelegenheit nahm sofort die ganze Aufmerksamkeit des neuen Ehepaares in Anspruch. Mathilde behauptete, die Erbin der durch das Ableben der Mathilde von Dammartin erledigten Grafschaft Boulogne zu sein, und es gelang ihr von dem Pairshofe von Artois die Saisine des streitigen Lehens zu erhalten, obgleich ihres Vaters Schwester, Maria von Brabant, die Witwe Kaiser Otto's IV., und Alix von Brabant, die Gräfin von Auvergne und Frau von Wesemaël, der Erblasserin um einen Grad näher standen. Darum entschied auch nachmals das pariser Parlament zu Gunsten der Kaiserin, die gleichwol niemals zum Besitze gekommen zu sein scheint, und in dem Gefühle ihrer Ohnmacht zuletzt ihr Recht um 40,000 Livres an den Herzog Heinrich III. von Brabant verkaufte. Diesem, als seinem Schwager, konnte der Graf von St. Paul nicht weiter Boulogne vorenthalten. Im J. 1264 stifteten Hugo und Mathilde in ihrer Stadt St. Paul ein Hospital von 60 Betten, und bestimmten einige Klosterfrauen zu dessen Bedienung. Im J. 1270 folgte Hugo dem König Ludwig IX. in den Zug gegen Tunis, und 1285 dem König Philipp dem Kühnen in den Krieg mit Aragonien. Im J. 1284 stiftete er, in Gemeinschaft

mit seiner Gräfin, zu Tournay den Kreuzbrüdern ein Kloster. Mathilde starb den 29. Sept. 1288, Hugo den 12. März 1289; beide wurden in der Abtei Cercamp beerdigt, wo später die Söhne ihnen ein prachtvolles Monument setzten, was mit vergoldetem Kupfer und Emaillebildern, umschlungen von einem Kranze von Edelsteinen, eingelegt war. Die Söhne Hugo, Graf von Blois, Guido, Graf von St. Paul und Jacob, Herr von Leuze, haben alle drei Nachkommenschaft hinterlassen. Von den drei Töchtern nennen wir die einzige Beatrix, gefeiert als eine der schönsten Frauen und verheirathet an den Grafen von Eu, Johann I. von Brienne. Hugo von Châtillon, der älteste Sohn, wurde durch den Tod seiner Muhme, der Gräfin von Alençon, Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes, Guise rc. Der Vater war noch bei Leben, wie Hugo, in Gesellschaft seines Bruders Guido, dem Herzog Johann I. von Brabant zuzog, um dessen Streit wegen Limburg ausfechten zu helfen. Mit den zehn Rittern ihres Gefolges nahmen die Brüder Theil an dem großen Tage bei Woringen (5. Juni 1288), und ihnen und dem ihnen zur Unterstützung beigegebenen Grafen von Aërschot mußte sich der Erzbischof von Cöln nach heißem Gefechte gefangen geben. In demselben Augenblicke wurde aber der Andrang der Bergischen so heftig, daß die Kinder von St. Paul ihren Gefangenen nicht übernehmen konnten, sondern ihn dem Grafen von Berg überlassen mußten, der ihn sofort nach Monheim, jenseit Rheins, und in sichern Gewahrsam bringen ließ. Graf Hugo errichtete 1299 sein Testament, starb um 1303 und wurde in der Abtei la Guiche beigesetzt. Seiner Gemahlin, Beatrix von Dampierre, war von dem Vater, dem Grafen Guido von Flandern, in der Eheberedung vom Januar 1287 eine Rente von 1800 Livres Parisis, ein Gut in Flandern und Anderes zugesagt worden. Der Jüngere ihrer beiden Söhne, Johann von Châtillon, genannt von Blois, Herr von Château Renaud, in Touraine, und von Millançay, in Blésois, starb kinderlos nach 1329, der ältere, Guido von Châtillon, Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes, empfing zu Pfingsten 1313 von König Philipp dem Schönen zugleich mit dessen drei Prinzen, den Ritterschlag, und unterstützte in dem Feldzuge von 1339 mit aller Macht seinen Schwager, den König Philipp von Valois, weshalb auch seine Stadt Guise von Johann von Avesnes niedergebrannt wurde. Er starb 1342, und wurde neben seinem Vater zu la Guiche beigesetzt. Unter ihm ist die Münze zu Blois besonders thätig gewesen; seine Turnose tragen auf der einen Seite die Aufschrift: Castro Blesis, in dem Revers heißt es: Guido comes. Verlobt seit dem 6. Oct. 1310 mit der Prinzessin Margaretha von Valois, des Grafen Karl Tochter, und vermählt den 22. Juli 1311, hatte Guido von ihr drei Kinder, Ludwig, Karl, Maria. Maria von Châtillon, genannt von Blois, wurde dem Herzog Rudolf von Lothringen, und als dessen Witwe vor dem J. 1358 dem Grafen Friedrich von Leiningen angetraut; in ihrer Eheberedung mit Herzog Rudolf war ihre Mitgift auf Guise, Boves, Habonnieres, Rumigny und Aubenton versichert worden. Ihr Bruder, Karl von Blois, welchem der Beiname der Heilige geworden, vermählte sich mit Johanna, der Nichte des Herzogs Johann III. von Bretagne, und sollte in deren Rechte das Herzogthum haben. Diese Erbschaft wurde ihm aber von Johann von Montfort bestritten, und es erhob sich der langwierige Erbfolgekrieg um Bretagne, der bei der Verschwägerung des Hauses Châtillon mit den Valesen auch die Könige von England zu der lebhaftesten Theilnahme auffoderte. Von diesem Krieg und von Karl's von Blois Nachkommenschaft werden wir unter dem Art. Penthièvre handeln. Ludwig von Châtillon, der ältere Sohn Guido's I., und als solcher Graf von Blois und Dunois, Herr von Avesnes rc., verfocht mit Eifer und Ergebenheit seines Bruders und der Valesen Erbrecht, und fiel in der Schlacht bei Creci 1346. Das Jahr darauf schritt seine Witwe, Johanna von Hennegau, zur zweiten Ehe mit dem Grafen Wilhelm I. von Namur. Dem Grafen von Blois hat sie drei Söhne geboren, Ludwig, Johann und Guido II., welche die Erben der mütterlichen Besitzungen, der Grafschaft Soissons, der großen Herrschaften Chimay und Beaumont, in Hennegau, auch der Gebiete von Gouda und Schoonhoven in Holland geworden sind. Ludwig, Graf von Blois, Dunois und Soissons, starb 1372 unverehlicht. Der zweite Sohn, Johann von Châtillon, Graf von Blois und Dunois, besaß bei Lebzeiten seines ältern Bruders allein die Güter in Holland, am 4. Dec. 1356 hat er die Handfeste von Schoonhoven bestätigt und erweitert. Von Holland aus kam er zu Verbindungen mit geldernschen Edelleuten, und diese Verbindungen wurden so innig, daß eine Partei den Gedanken erfaßte, nach des Herzogs Reinald I. Tod ihm das Land zuzuwenden. Mit Reinald war nämlich der Regentenstamm, den man immer noch alberner Weise von den Grafen von Nassau herleitet, zu Grabe getragen worden, und es rief sofort die mächtige Partei der Bronchorsten den siebenjährigen Sohn von Reinald's jüngerer Schwester Maria, den Prinzen Wilhelm von Jülich, als Herzog, und dessen Vater, den Herzog Wilhelm von Jülich, als vormundschaftlichen Regenten aus, während die entgegengesetzte Partei, die der Hekeren, Reinald's ältere Schwester, Mathilde, als Herzogin anerkannte. Mathilde war in erster Ehe mit Gottfried von Heinsberg, dem einzigen Sohne des Grafen Theoderich II. von Looz, in anderer Ehe mit dem Grafen Johann von Cleve verheirathet gewesen, die Hekeren verlangten und erhielten, daß sie sich in Johann von Châtillon den dritten Eheherrn beilege (1372). Nicht nur von seiner Partei und von der Stadt Arnheim, auch von der Mehrzahl der benachbarten Fürsten, denen die fortwährende Vergrößerung des jülich'schen Hauses bedenklich schien, wurde Johann als Herzog von Geldern verehrt. In demselben Jahre aber empfing zu Aachen Wilhelm von Jülich von Kaiser Karl IV. die Belehnung, um auf solche bequeme und wohlfeile Weise seinen Bruder, den Herzog Wenzel von Luxemburg, der in dem Treffen auf der bastweiler Heide Gefangener der Jülicher geworden war, zu lösen. Dem Grafen von Blois blieb allein die Entscheidung der Waffen. Er überrumpelte von Arnheim aus Wageningen

und Kranenburg, belagerte vergeblich zwar Geldern, und nahm verschiedene Burgen in der Veluwe, dann auch Lobith. Arnheim verlor er an die Jülicher, dagegen wurde für ihn Thiel durch Goswin von Vaarick gewonnen. Die Herzogin, seine Gemahlin, unternahm in Gesellschaft ihres treuen Verbündeten, des Bischofs von Utrecht, Arnold von Horn, eine Lustreise nach Thiel [8]). Kaum daß Mathilde und der Bischof der Gefangenschaft entgingen. Dieser nahm bald seine Rache in der Wiedereinnahme von Thiel, in der Eroberung von Venlo und Harderwyk. Zaltbommel wurde von dem Grafen von Blois genommen und gebrandschatzt. Der Bischof kam aber auch mit Holland in Fehde, was der Herzog von Jülich trefflich benutzte (1373 und 1374), wohingegen 1375 die Stadt Zütphen, gegen sein vormundschaftliches Regiment sich erhebend, Partei nahm für die Gräfin von Blois, vorbehaltlich einer Entschließung über die Erbfolge des jüngern Wilhelm von Jülich, sobald dieser zu voigtbaren Jahren gekommen sein würde. Fast die ganze Veluwe huldigte der Gräfin, daher sie auch 1376 die Stadt Harderwyk, Hattem und Elburg um 25,000 alte Schilde an den Bischof von Utrecht verpfänden konnte. Bedeutende Edelleute, wie Gisbert von Bronchorst, Herr zu Borkeloo, Gerhard, und Sweder von Werdenburg, Walram und Jordan von Wyk, Hauptstützen bisher der Gegenpartei, leisteten dem Grafen von Blois die Lehenshuldigung und erkannten ihn als ihren Herzog. Dem zerrütteten Lande suchte Johann einige Erholung zu sichern durch den, Anfangs des J. 1377, mit dem größten Theile der Ritterschaft, und mit den Städten Huissen, Thiel, Wageningen, Harderwyk, Elburg und Hattem auf sechs Jahre errichteten Landfrieden. Zütphen, Nimmegen, Arnheim, Geldern, mit dem Oberquartier, befanden sich demnach noch immer in der Gewalt der Feinde; diese Theile des Herzogthums, durch die Aussicht auf Frieden und Ruhe, an sich zu ziehen, mag Johann gehofft haben; hierin getäuscht, des nutzlosen und kostspieligen Kampfes müde, überließ er dessen Fortsetzung seiner Gemahlin und dem Bischof von Utrecht. Für seine Person wandte er sich nach Schoonhoven, um dort dem Vergnügen und der Üppigkeit zu leben. Das Heranwachsen des Prinzen von Jülich, die Versetzung des Bischofs Arnold von Utrecht nach Lüttich, der Abfall des Gemahls, wirkten höchst nachtheilig auf die Stellung der Gräfin Mathilde. In den ihr scheinbar vollkommen zugethanen Landestheilen erhob sich eine Gegenpartei, zu Thiel wurden in einem Aufruhre mehre von Mathildens Hofdienern und von den Rittern ihres Gefolges erschlagen. Die in ihrem Namen aus den Burgen Eyll und Hönreberg gegen die Bürger von Nimmegen geführte, von argen Plackereien begleitete Fehde wurde verglichen, und der berüchtigtste Raubritter im Lande, Hermann von Eyll, suchte bei dem Herzog von Jülich Versöhnung. Im J. 1379 legte dieser die vormundschaftliche Regierung nieder und der Sohn handelte von dem an als selbständiger Fürst, überzog auch in demselben Jahre, wiewol von dem Vater unterstützt, einen von Mathildens entschiedensten Anhängern, den Reinald von Brederode zu Gennep. Walter von Voorst, als er dem von Brederode eine Schar teutscher Söldner zuführte, wurde erschlagen, Thiel eröffnete seine Thore dem Herzoge, der einen allgemeinen Landfrieden verkündigte, und den Hekeren und den Bronchorsten gleich freundlich sich erwies. Von Allen verlassen mußte Mathilde der Nothwendigkeit sich ergeben, Frieden und eine auf Huissen versicherte Rente, ein dürftiger Ersatz für das Herzogthum, annehmen. Zu Huissen ist sie 1380, zu Schoonhoven das Jahr darnach ihr Gemahl verstorben. Dieser ruht zu Valenciennes bei den Franziskanern, nicht aber in dem von ihm nach dem Brande von 1365 neu aufgebauten Karmelitenkloster zu Schoonhoven. Eheliche Nachkommenschaft hat er nicht hinterlassen, wol aber von Isabella von Isberg oder Zimberg zwei Söhne, Johann und Guido, die Bastarde von Blois, von denen und von deren Sippschaft am Schlusse des Artikels gehandelt wird. Der dritte von Ludwig's I. und der Johanna von Hennegau Söhnen, Guido II. von Châtillon, vereinigte demnach in seiner Person das ganze Eigenthum dieser Linie, bis auf die Grafschaft Soissons, die er durch Vertrag vom 15. Jul. 1367 an den König von England, oder an dessen Schwiegersohn, Ingelram von Coucy, hatte abtreten müssen, hiermit seine Freiheit zu erkaufen. Guido befand sich nämlich unter den Geiseln, welche vor Entlassung König Johann's aus der englischen Gefangenschaft, als Sicherheit für die vollständige Erfüllung des Vertrages von Bretigny gegeben werden mußten, und war mit seinen Unglücksgefährten, seit dem Bruche des Vertrags, als ein Gefangener behandelt worden. Guido benutzte die kaum wieder gewonnene Freiheit zu einem Zuge gegen die Heiden in Preußen, empfing daselbst den Ritterschlag, diente 1370 in dem von den Herzogen von Berry und Anjou gegen die Engländer nach Aquitanien geführten Heere und führte in der Schlacht bei Roosebeek (1382) das Hintertreffen. Nach dem Verluste des einzigen Sohnes verkaufte er 1391 seine Grafschaften Blois und Dunois um 200,000 Goldfranken an den Herzog von Orléans. Die Mutter dieses Sohnes war Maria von Namur, des Grafen Wilhelm II. Tochter. Sie wurde dem Grafen Guido durch Vertrag vom 22. August 1374 vermählt, und hatte, neben einer Aussteuer von 18,000 Goldgulden, eine jährliche Rente von 1000 Gulden aus der Grafschaft Namur zu beziehen, wogegen Guido ihr am 11. März 1374 (1375) ein Witthum von 3000 Pfund jährlich auf die Herrschaft Beaumont anwies, ihr auch durch spätere Urkunden von 1390 und 1396 von den Herrschaften Beaumont und Chimay die Leibzucht verschrieb. Ihr Sohn Ludwig III. von Châtillon, Graf von Dunois und Herr von Romorentin, vermählte sich laut Eheberedung vom 29. März 1386 mit der Prinzessin Maria, Tochter Johann's, des Herzogs von Berry, und starb kinderlos zu Beaumont, den 15. Juli 1391. Der Vater starb auf seiner Burg zu Avesnes, und wurde, gleichwie der Sohn zu Valen-

8) Wo: Na eenige daegen daer binnen met slempen, danssen en hoveeren hadden doorgebraght, heeft ze Willem (der Herzog von Jülich) van Nymegen op 't onvoorsienste koemen verstooren, ende by nacht de mueren beklommen.

ciennes, bei den Franziskanern, in der Kapelle von Blois beerdigt; ein prächtiges Monument hat er daselbst gehabt. Wie Ludwig's III. junge Witwe zur zweiten Ehe mit Philipp von Artois, dem Grafen von Eu, schritt, so that auch ihre Schwiegermutter, die Gräfin Maria. Diese zwar scheint sich in einer gewissen Abhängigkeit zu dem Herzog von Orléans befunden zu haben; durch sie vornehmlich wurde jener, den Erben von Châtillon so nachtheilige, Verkauf um Blois und Dunois durchgesetzt; sie wählte auch zu ihrem zweiten Manne (1400) einen Hofdiener des Herzogs von Orléans, den Peter Brebant, genannt Clignet, welchen der Herzog nachmals, Vielen zur Verwunderung, zu der Würde eines Admirals von Frankreich beförderte. Das von Graf Guido hinterlassene Eigenthum wurde getheilt, Beaumont und Beaufort in Hennegau, Gouda und Schoonhoven in Holland fielen an Herzog Albert von Baiern, oder vielmehr an Hennegau und Holland zurück; Chimay nahm Theobald von Soissons oder Moreuil, in dem Rechte seiner Urgroßmutter, Yolantha von Soissons, die eine Tochter des Grafen von Soissons, Radulf's III. von Nesle, gewesen; Avesnes und Landrecies kamen an die Linie von Chatillon-Penthièvre, an Johann von Blois, den Sohn Karl's des Heiligen.

Die Linie von St. Paul. Guido von Châtillon, der andere Sohn des Grafen von Blois, Guido's I. und der Mathilde von Brabant, wurde mit der Grafschaft St. Paul, mit Dourlans, Ancre ꝛc. abgefunden. Gleich seinem Bruder stritt er bei Woringen mit höchster Auszeichnung. König Philipp der Schöne, von dessen Gemahlin er der halbbürtige Oheim war, ernannte ihn den 15. Mai 1296 zum Bouteillirer von Frankreich mit 2000 Franken Gehalt. Er war es, der am Schlusse des Feldzugs von 1297 in St. Martin's Abtei zu Tournay die Friedensunterhandlungen mit England betrieb, die wenigstens zu einem Waffenstillstande von zwei Jahren führten; sodann ging er nach Rom, um vor Papst Bonifacius VIII., dem von beiden Kronen für ihren Zwist beliebten Schiedsrichter, die für Frankreich sprechenden Gründe, geltend zu machen. Am 5. Sept. 1299 schloß er zu Strasburg mit Kaiser Albrecht I. das Friedens- und Freundschaftbündniß, dem bald darauf des Herzogs Rudolf von Österreich Vermählung mit Blanca von Frankreich folgte. Wiederum erscheint Guido in dem Congreß zu Asnieres, am 26. Jan. 1301 unter den Abgeordneten K. Philipp's. Unter dessen Räthen ist ungezweifelt der Graf von St. Paul einer der einflußreichsten, von ganz besonderer Wichtigkeit zumal für den Zwist mit Papst Bonifacius. Das Schreiben der Herzoge, Grafen, Barone und Edlen von Frankreich à honorables pères lors chiers et anciens amis les cardinaux de la sainte église de Rome, vom J. 1302, trägt unter andern des Grafen von St. Paul Siegel, und er, Ludwig Graf von Evreux, des Königs Bruder, der Graf von Dreux, und Wilhelm von Plasian, Herr von Vezenobre, übernahmen es, als Commissarien des Königs, die im Louvre versammelten Stände von Frankreich (13. Juni 1303) anzureden. Sie sprachen von den Gefahren, von welchen durch das Verfahren des Papstes die christliche Republik bedroht, schwuren auf die Evangelien, daß Bonifacius überladen sei mit Verbrechen, daß eine dringende Nothwendigkeit fodere, der Kirche einen rechtmäßigen Oberhirten aufzufinden, daß der König, als der Vorfechter des Glaubens, verbunden sei, die Einberufung einer Kirchenversammlung zu bewirken, und gaben schließlich zu erkennen, daß die Prälaten als Säulen der Religion, die Edlen, als Streiter Israels, zur Pflicht es sich rechnen müßten, für so heilsames Werk in Einstimmigkeit zu handeln. Es sollte diese Rede, wie man sieht, der wüthenden Anklage als Einleitung dienen, die Wilhelm von Plasian vor derselben Versammlung gegen den Papst erhob. Bonifacius seinerseits täuschte sich keineswegs um die Personen, von welchen dergleichen Angriffe ausgingen; in einem öffentlichen Consistorium nannte er den Siegelbewahrer von Frankreich, den Peter Flotte, einen Ahitophel, aus schwarzer Nichtswürdigkeit geformt, einen Ketzer, ein dämonisches Wesen, das beflissen wäre, den König und das Königreich zu verderben, einen treulosen, allem Guten feindlichen Diener, der zu Trabanten die Grafen von Artois und St. Paul habe. Ihrer bediene sich Peter Flotte, um das Gemüth des Königs zu vergiften. In der Schlacht bei Courtray (11. Juli 1302) führte der Graf von St. Paul das Hintertreffen, das er beinahe unversehrt aus der Schlacht brachte; von einigen wurde der zeitige Rückzug, den er bei dem Anblicke der hoffnungslosen Zerrüttung des Mitteltreffens anordnete, der Klugheit, von andern der Zaghaftigkeit zugeschrieben. Dagegen war er es vornehmlich, welcher, obgleich sein Lagerquartier, wie jenes des Grafen von Valois, von den stürmenden Flamändern eingenommen worden, an dem blutigen Tage von Mons-en-Puelle (19. Aug. 1304) die Ehre der französischen Waffen, und auch die hart bedrängte Person des Königs errettete, sodaß es ihm allein zuzuschreiben war, wenn das Ergebniß dieser, von den Franzosen als ein Sieg verkündigten, Schlacht unentschieden geblieben ist. Als die abermaligen Zwistigkeiten mit Flandern (1313) sich, bei dem Anzuge der französischen Heere, zu Unterhandlungen wendeten, waren es die Grafen von Evreux und St. Paul, dann Ingelram von Marigny, denen die Führung dieser Handlung anbefohlen wurde. In Philipp's des Schönen Testament ist St. Paul zu einem der Executoren bestellt. Unter der neuen Regierung diente er vorzüglich seinem Schwiegersohne, dem Grafen von Valois, um Ludwig's X. Gemüth gegen Ingelram von Marigny einzunehmen, um dem jungen Könige beizubringen, daß der Fall des gehaßten Ministers das einzige Mittel wäre, um den Groll des Volkes zu beschwichtigen. Noch enger wurde des Grafen von St. Paul Verbindung mit dem Grafen von Valois nach dem Absterben Ludwig's X.: wie eine mächtige Partei in Erwartung der Entbindung der Königin, die Regentschaft nicht dem Bruder des verstorbenen Königs, sondern dem Grafen von Valois zuwenden wollte, erscheint St. Paul als einer der Leiter dieser Partei. Philipp der Lange wurde aber nicht nur von dem Parlament als Regent, sondern bald auch als König anerkannt, und zu rechter Zeit, hiermit aller fernern Unannehmlichkeit entgehend,

starb Graf Guido, den 6. April 1317. Maria, Tochter des Herzogs Johann II. von Bretagne, vermählt 1292, gest. 5. Mai 1339, hatte ihm acht Kinder geboren. Der zweite Sohn, Jacob, Herr von Ancre, starb um 1365, ohne Nachkommenschaft, daher seine Herrschaft Ancre seinem Neffen, Radulf von Coucy, zufiel. Mathilde von Châtillon genannt von St. Paul, wurde, laut Eheberedung vom Juni 1308 die dritte Gemahlin des Grafen Karl von Valois, und starb den 3. Oct. 1358, Mutter, unter andern, der Kaiserin Blanca, Gemahlin Karl's IV. Beatrix von Châtillon wurde an den Vicomte von Châteaudun, Johann von Flandern, Isabella an Wilhelm von Coucy verheirathet; laut der Eheberedung vom Mai 1311 sollte Isabella eine Mitgift von 20,000 Livres haben, als deren Bürgen der Vater unter andern den Grafen von Valois bestellte, während er sich zugleich anheischig machte, vier „des bonnes villes de sa comté de St. Paul," nämlich St. Paul, Lucheu, Pernes und Ancre zu bewegen, daß sie sich nöthigenfalls zu Zahlung der 20,000 Livres verpflichten würden. Maria von Châtillon wurde an Aimar II. von Valence, Grafen von Pembroke, Eleonora an Johann II. Malet von Graville, einen der größten Barone der Normandie, Johanna an Milo von Noyers, des Königs von Frankreich Statthalter in Artois, verheirathet. Johann von Châtillon endlich, Graf von St. Paul, Herr von Bohain, Dourlans ꝛc., Guido's älterer Sohn, erscheint in großem Ansehen an dem Hofe Philipp's VI., auch an des Königs Seite in den Feldzügen gegen die Engländer, und starb vor 1344. Er hatte sich im Dec. 1319 mit Johanna von Fiennes verheirathet, und von ihr drei Kinder: Guido II., Mathilde und Johanna. Diese, Frau auf Freneuch, blieb unverheirathet. Guido II., Graf von St. Paul, stand, so lange er minderjährig war, unter der Vormundschaft seiner Mutter, und nachmals ihres zweiten Mannes, des Johann von Mortagne. Guido folgte seinem Oheime, dem Connétable Robert von Fiennes, in die Feldzüge von 1357—1359, wurde mit andern Großen als Geisel für die Erfüllung des Vertrags von Bretigny gegeben, und starb gleich nach seiner Ankunft in England 1360, ohne Kinder zu hinterlassen, aus seiner am 8. Dec. 1350 eingegangenen Ehe mit Johanna, der Tochter Johann's von Luxemburg-Ligny. Es beerbte ihn demnach seine Schwester Mathilde, die seit 1350 an seinen Schwager, Guido von Luxemburg, verheirathet. Mathilde hat nicht nur die Grafschaft St. Paul, sondern auch der Fiennes reiches Besitzthum in das Haus Luxemburg getragen.

Die Linie von Leuze. Jacob von Châtillon, dritter Sohn des Grafen Guido I. von Blois und der Mathilde von Brabant, wurde mit den hennegauischen Herrschaften Leuze und Condé, beides ungemein bedeutende Besitzungen, abgefunden. Im J. 1293 verbürgte er sich mit andern für den Grafen Johann von Hennegau, daß dieser künftig dem König von Frankreich hold und gewärtig sein werde. Im J. 1295 wurde er von seinem Neffen, dem König Philipp dem Schönen, an das Hoflager Adolf's von Nassau, des teutschen Kaisers, abgesandt, und gelang es ihm, denselben von der angedrohten Theilnahme an dem Kriege mit England abzulenken. Im J. 1295 durch eine starke Subsidie für den Dienst des Königs von Frankreich gewonnen, nahm er von dem an an allen Unternehmungen Philipp's des Schönen Theil, von dem er auch 1300, nach der scheinbaren Unterwerfung von Flandern, dem Lande zum Statthalter gesetzt wurde; beigegeben war ihm eine von dem Grafen Robert von Boulogne befehligte Kriegsmacht von 1200 Reisigen. Bald äußerte sich in Brügge ein drohendes Misvergnügen über die neue Ordnung der Dinge; das Volk befreite den wegen demagogischer Gesinnung zu Gefängniß gebrachten Vorsteher der Wollenweberinnung, den Peter de Koning, und trieb die zum Widerstand gerüsteten, auf Entsatz von dem Statthalter hoffenden Geschlechter, durch seine Übermacht in das Castell (Juli 1300). Jacob von Châtillon (er hieß nicht Jacques d'Espinoy, wie in einem neuern Geschichtswerke zu lesen, war auch nicht Graf von Châtillon) befand sich mit 500 Reisigen vor den Thoren der Stadt, ohne es jedoch wagen zu dürfen, den Eingang zu erzwingen, vielmehr mußte er sich entschließen, den Anzug seines Bruders, des Grafen von St. Paul, abzuwarten. Bei dem Anblicke der unter den Befehlen der beiden Brüder vereinigten Macht fielen die von Brügge in Kleinmuth und capitulirten. Peter de Koning und sein Anhang verließen die Stadt, der Statthalter wurde gebührend aufgenommen, verfuhr leidlich mit den einzelnen Bürgern, ließ aber die Mauern und Wehrthürme der Stadt, sammt den Thoren, abbrechen. Dagegen suchte die Gemeinde Hilfe zu Paris, bei dem Parlament; der Statthalter aber, gleichwie er in Lille und Courtray Burgen erbaute, wollte dergleichen zu mehrer Sicherheit auch in Brügge aufführen. Um die Gelder zu solchem Bau aufzubringen, wurden ganz unerhörte Abgaben eingeführt: während der Statthalter die höhern Stände gänzlich verschonte, mit Ausnahme nur der Familien, die ihm durch ihre besondere Ergebenheit zu dem flamändischen Grafengeschlechte gehässig, foderte er von den Handarbeitern eine Gewerbesteuer, die ein Viertheil des täglichen Verdienstes ausmachte. Viele der gedrückten Arbeiter mußten ihr Gewerbe aufgeben, viele Kaufherren gingen außer Landes. Die um solche Bedrückung erhobenen Klagen beantwortete der Statthalter durch eine neue Mehlsteuer, der Hoëkthol genannt. Von der Stimmung in Brügge hörten des Grafen von Flandern zwei Söhne, Johann und Guido von Dampierre, jener in Namûr Graf, und sie versuchten es, von ihr Vortheil zu ziehen gegen die Unterdrücker ihres Hauses. Auf ihren Betrieb kehrte Peter de Koning mit seinem Anhang nach Flandern zurück, und es versammelte um ihn der Zulauf der vertriebenen Weber und Walker eine bedeutende Macht, daß er es wagen durfte, in der Vaterstadt wieder sich blicken zu lassen. Grade (Frühjahr 1302) erkannte das Parlament in Paris, in Beantwortung der angebrachten Klage, es müßten die Festungswerke von Brügge geschleift bleiben: durch Aufruhr sei die Bürgerschaft der früher besessenen Rechte und Freiheiten verlustig gegangen und dem Willen des königlichen Statthalters verfallen. Der hierdurch veranlaßte allgemeine Unwille der Stadt wurde für Ko-

ning ein Sporn zu weiterer Kühnheit; mit Gewalt verjagte er Châtillon's noch immer bei der Schleifung der Mauern und Wälle beschäftigte Arbeiter. Ihm das zu wehren, oder das zu bestrafen, vermochte Châtillon gleich wenig, vielmehr verließ er, begleitet von allen Anhängern der Franzosen, nochmals die Stadt. Ähnliche Dinge ereigneten sich um dieselbe Zeit im Lenzmonate zu Gent, dessen Bürger allein durch die Abneigung gegen das Haus Dampierre sich abhalten ließen, mit Brügge gemeine Sache zu machen. Unangesehen der Lauheit der Genter trugen die von Brügge über ihre Mauern hinaus den Krieg, sie bemächtigten sich verschiedener Posten, sie luden einen nahen Anverwandten des Hauses Dampierre, den Grafen Wilhelm von Jülich ein, sich in ihre Mitte zu begeben, und die Leitung der Operationen gegen Châtillon und die Franzosen zu übernehmen. Während der Junker von Jülich unter dem Jubel des begeisterten Volkes in Brügge einritt, hielt Châtillon einen Tag zu Courtray, zu welchem er, außer der Ritterschaft von Flandern, auch viele Edle aus Hennegau und Vermandois geladen hatte, um die Mittel gegen den allem ritterlichen Wesen bedrohlichen Aufruhr in Brügge zu berathen und zu bereiten. Dem Junker von Jülich, als er von der Macht des zu Courtray versammelten Adels hörte, entsank der Muth; heimlich entwich er aus der Stadt nach dem Lande der vier Ambachten. In der allgemeinen, durch seinen Abfall erzeugten, Niedergeschlagenheit unternahm Peter de Koning gleichwol einen Zug nach Aardenburg, wo man für Frankreich Partei ergriffen hatte. Siegreich kehrte er von dannen nach Hause, aber die Anhänger der Franzosen, die Lilianen, hatten mittlerweile die Zeit benutzt, um bei ihren Mitbürgern Besorgnisse wegen der Folgen des zeitherigen Treibens zu erwecken. Peter de Koning und seine Scharen fanden die Thore geschlossen und der Anzug von Châtillon ließ ihnen nichts weiter übrig, als zu thun, wie der Junker von Jülich, nach den Ambachten sich zu wenden. Der rüstigsten Vertheidiger und des unerschrockenen Rathgebers beraubt, suchten die Bürger von Brügge Gnade bei dem Statthalter, und sie wurde ihnen auch diesmal nicht versagt. Nur sollten die, welche sich schuldig fühlten, für ihre Lebzeit die Stadt verlassen, die Übrigen sich unbedingt der Entscheidung des Königs ergeben. Über 5000 Menschen ergriffen den Wanderstab und gingen zum Theil nach Damm und Aardenburg; ein anderer Haufen legte sich vor Oostburg, nahm das und erschlug alle Lilianen. Am 24. Mai zog Châtillon in Brügge mit 1700, nicht, wie er es versprochen, mit 300 Reisigen und mit einer angemessenen Zahl Fußvolkes ein, und bemühte sich den Haß in keiner Weise zu verbergen, den er gegen die hochmüthigen Krämer und das freche Gesindel von Brügge empfand. Die unwahrscheinlichsten Gerüchte über das Schicksal, das er der Stadt bereite, fanden Glauben; in der allgemeinen Aufregung wurden den Ausgewanderten Boten nachgesandt, sie zu eiliger Rückkehr aufzufodern, damit sie ihre Frauen und Kinder retten mögen. Sie gehorchten dem Rufe, und zu dem verzweifelten Haufen, der schon am andern Morgen mit Tagesanbruch vor den Thoren hielt, gesellten sich Bauern in großer Menge und de Koning mit seinen Anhängern. Von allen Seiten wurde die Stadt bestürmt, während drin die Bürger gegen die Franzosen sich erhoben, der Bouverye-, Smede- und Catelynepoorte Meister wurden, hatten Breyel und Koning von außen erfolgreiche Angriffe gegen die Spey- und Cruyspoorte gerichtet. In ihren Quartieren von den Wirthen verrathen oder gemordet, von einer Straße zur andern getrieben, konnten die Franzosen sich nirgends zu Haufen vereinigen, und je hartnäckiger der Widerstand der Einzelnen war, je blutiger wurde die Niederlage. Von den Reisigen fielen 1500, von den Fußgängern 2000, denn jeder war des Todes, der nicht mit flamändischem Accent zu sagen wußte: Schilt en vrient. Châtillon, dem das Pferd unter dem Leibe erstochen worden, verbarg sich bis zur Nacht in dem Hause eines befreundeten Edelmanns, dann schlich er sich Abends um sieben Uhr, in eine Mönchskutte gehüllt, in Gesellschaft des Siegelbewahrers von Frankreich, des Peter Flotte, nach der Smedepoorte, da schwammen die beiden, wehrend der ihnen folgende Diener ertrinken mußte, über den Graben und entkamen nach Courtray, für dessen Bewahrung und Befestigung sie sogleich Vorsorge trafen. Das Gleiche that Châtillon zu Lille, gleichwie er den Gentern, nur um sie von der Verbindung mit Brügge abzuhalten, alle Freiheiten bestätigen ließ, die sie nur zu haben wünschten. Als aber, seinen Bemühungen zum Trotz, eine Stadt um die andere verloren ging, fand er es nöthig, persönlich an den Hof zu gehen, um da mächtige Hilfe zu suchen, und ließ er den Peter Flotte in Lille als Commandanten zurück. Alsbald wurde ein stattliches Heer von 7000 Reisigen und 40,000 Fußgängern ausgerüstet und von Robert von Artois nach Flandern geführt; da kam es bei Courtray (11. Juli 1303) zur Schlacht, die mit beispielloser Niederlage der Franzosen endigte. Jacob von Châtillon befand sich unter den Todten. Mit Katharina von Condé hat er die Herrschaften Carency, Bucquoy, Duisant und Aubigny in Artois erheirathet. Sein älterer Sohn, Hugo Châtillon, Herr von Leuze, Condé, Carency, Bucquoy, und Aubigny, empfing von König Philipp dem Schönen eine Pension, als Belohnung der Verdienste seines Vaters, folgte dem Connetable von Châtillon in den Zug nach Artois, 1323, und starb 1329. Aus seiner Ehe mit Johanna, Frau von Argies und Catheu, kamen die Töchter Johanna und Katharina. Johanna von Châtillon, Frau auf Leuze, Condé, Carency, Aubigny, wurde 1335 an Jacob I. von Bourbon, Grafen von la Marche, verheirathet, und starb um Mariä Himmelfahrt 1371. Ihre Schwester Katharina, vermählt 1) an Johann von Pecquigny, 2) an Graf Johann III. von Grandpré, erhielt 1383 ein Urtheil, welches ihrem Neffen, dem Prinzen des Hauses la Marche, auferlegte, mit ihr zu theilen. Des bei Courtray gefallenen Jacob von Châtillon jüngerer Sohn, Guido von Châtillon, Herr von Blais, war der Großvater von Jacob II., Kaspar und Hugo. Kaspar und Hugo fielen bei Azincourt, 1415, Jacob II. von Châtillon, Herr von Blais und la Bastie, wurde der Vater von Nicolaus, mit dessen Töchtern, Mathilde und Blanka, die ganze Linie in Leuze erloschen ist.

Die Linie von Porcien. Galcher von Châtillon, des Grafen Hugo von St. Paul und der Gräfin von Blois, der Maria von Avesnes, dritter Sohn, empfing sein Erbtheil in Gütern in der Brie, namentlich die Herrschaften Crecy, Crevecoeur, Marigny und Troissy, heirathete Isabella, die Tochter des Marschalks von Champagne, des Wilhelm von Villehardouin genannt Lisigny, und starb 1261. Sein älterer Sohn, Galcher II., Herr von Châtillon und Crecy, Graf von Porcien, wurde, als ein Ritter von bedeutendem Rufe, 1286 von König Philipp dem Schönen zum Connétable der Champagne bestellt, und vertheidigte in dieser Eigenschaft 1297 die Provinz gegen einen verheerenden Angriff des Grafen Heinrich III. von Bar, als dieser seinem Schwiegervater, dem König Eduard I. von England, zu gute, eine Diversion machen wollte. Die feindlichen Scharen wurden zurückgeworfen. Im J. 1302 ging Galcher mit Johann von Harcourt und Johann Moucher nach Italien, um daselbst des Königs Erklärung, daß dieser nicht weiter den Papst zum Schiedsrichter in seinem Zwiste mit England haben wolle, anzubringen. Nach der Niederlage bei Courtray an die Stelle des Radulf von Nesle zum Connétable von Frankreich ernannt, mußte Galcher die unbeschützte Grenze gegen den Andrang der siegestrunkenen Flamänder vertheidigen. Er sammelte bei St. Omer die dem Blutbade entkommenen Heerestrümmer, zog alles Volk an sich, die bei der Bewehrung von Tournay, Terouanne, Bethune entbehrlich, und suchte durch den kleinen Krieg die Gegner hinzuhalten. Lessines mußte er an sie aufgeben, dafür besiegte er das Aufgebot von Wynorbergen, das 1000 Mann auf dem Platze ließ. Wiederum wurde ein anderer Haufen von Flamändern, der das Schloß zu Arques, an der Aa, belagerte, mit Verlust von 3000 Mann abgetrieben, nicht minder die Unternehmen der Feinde auf St. Omer vereitelt. Aber in dieser Stadt waren Galcher und die Seinigen in so drückende Schulden gerathen, daß er unter dem Vorwande, mit den Flamändern schlagen zu wollen, auszog, und nicht wieder kam, vielmehr in Arras sich festsetzte. Bei Mons-en-Puelle (1304) stritt er mit großer Auszeichnung, auch war er der Begleiter von Ludwig, dem ältesten Prinzen König Philipp's, auf der Fahrt nach Navarra (Juli 1307). Galcher vereitelte alle Anschläge des Kronprätendenten, Don Fortunius, den er, mit den vornehmsten seiner Anhänger, nach Toulouse in die Gefangenschaft schickte, und ließ sodann zu Pamplona, am 1. Oct. 1307, seinen Prinzen krönen. Als Ludwig hierauf auch den Thron von Frankreich bestieg, fiel dem Connétable, wie von selbst, die oberste Leitung der Angelegenheiten zu, und sterbend noch bewährte Ludwig das dem Connétable geschenkte Vertrauen, indem er denselben zu einem seiner Testaments-Executoren bestellte. In dem Zwiste um die Ernennung eines Regenten, während der Schwangerschaft der Königin Clementia, war es vornehmlich der Connétable, welcher die Ansprüche des Bruders von Ludwig X. gegen den Grafen von Valois schirmte. Zur Zeit von Ludwig's X. Absterben befand der Prinz Philipp sich in Avignon, und nur auf wiederholte Mahnung trat er den Weg nach Paris an. Der Connétable zog aus, ihn zu empfangen, und wollte den Prinzen in den Louvre einführen. Den hatte aber der Graf von Valois eingenommen und mit Reisigen und Schützen wohl besetzt. Da rief der Connétable die Bürger ins Gewehr, führte sie zum Angriff, und nahm, aller Gegenwehr ungeachtet, die Burg. Von dem Regenten wurde er sofort (1316) ausgesandt, um den um die Erbfolge in Artois schwebenden Streit durch eine Sequestration beizulegen, und den bewaffneten Parteien im Lande Frieden zu gebieten; dann that er, in demselben Jahre noch, in Auftrag des Regenten, jetzt Philipp's V., einen verheerenden Einfall in Flandern, der vornehmlich die Umgebung von Wynorbergen traf, und mit einem Waffenstillstande, bis Pfingsten 1317, endigte. Nach dessen Ablauf führte der Connétable abermals ein Heer über die Grenze, es kam zu neuen Handlungen, zu Anstand auf längere Zeit, endlich zu dem Frieden vom 5. Mai 1320. Von König Karl IV. wurde Galcher zu einem der Executoren seines Testaments vom October 1324 bestellt, und im Friedenstractat mit England, vom 31. Mai 1325, sowie in dem zweiten Vertrage vom 31. März 1326, erscheint er unter den Commissarien. Der bei Montcassel, am 22. Aug. 1328 über die Flamänder erfochtene große Sieg, wurde mehrentheils seinen Anordnungen zugeschrieben. Er hat denselben aber nur kurze Zeit überlebt, und ist, mit Ruhm und Ehren bedeckt, 1329 gestorben, in einem Alter von 80 Jahren. Er wurde in der Abtei Pont-aux-dames beerdigt, deren besonderer Wohlthäter er gewesen war. Im J. 1303 hatte er von König Philipp das für ihn zu einer Grafschaft erhobene Porcien, oder Château-Porcien, an der Aisne, gegen die Hingabe von Châtillon-sur-Marne eingetauscht. Er war dreimal verheirathet, mit Isabella von Dreux, mit Helisende von Vergy, der Witwe des Grafen Heinrich II. von Vaudemont (sie ist 1312 gestorben), mit Isabella von Rumigny, des Herzogs Theobald II. von Lothringen Witwe, verm. 1314. Als Witthum von Lothringen besaß Isabella, außer einer Rente von 1200 Pfund, Neufchâteau, die Stadt und Burg an der Maas. Daselbst ließ der Connétable münzen. Das wollte sein Stiefsohn, Herzog Friedrich IV. von Lothringen, verhindern, indem er befürchtete, es möge der Connétable das von seinem König gegebene Beispiel nachahmen, unter gutem Stempel schlechte Münze prägen, und dergleichen loose Waare in Lothringen absetzen. In den Verträgen von 1318 und 1321 mußte der Herzog zugeben, daß der Connétable, so lange seine Gemahlin am Leben wäre, jedoch nach nancyer Fuß, münze, wogegen dieser sich verpflichtete, den halben Schlagschatz an die herzogliche Kammer abzuliefern, auch seine guten Dienste versprach, um dem lothringischen Gelde in Frankreich Cours zu verschaffen. Aus der ersten Ehe hatte der Connétable sechs Kinder: Galcher III., Johann, der Stammvater der Linie in la Ferté, Hugo, von dem die Linie der Vidames von Laon herkommt, Johanna, die Gemahlin des Herzogs von Athen, Walter's V. von Brienne, Maria, vermählt an Guichard VI. von Beaujeu und Dombes, Isabella, die Ab-

tissin von Nôtre-Dame zu Soissons. In der zweiten Ehe des Connétable war der einzige Sohn Guido geboren, der Ahnherr der Linie von la Fere-en-Tardenois. Dieser besaß, außer la Fere-en-Tardenois, St. Lambert und Guisigny, vermählte sich 1325 mit der Prinzessin Maria von Lothringen, des Herzogs Theobald II. Tochter, war 1335 Statthalter in Hochburgund, und starb den 2. Oct. 1362. Sein Sohn Galcher, Vicomte von Blaigny, verkaufte 1394 die Castellanei la Fère-en-Tardenois an den Herzog von Orleans, starb 1404 und wurde in der durch ihn neuerbauten Kirche der Abtei Igny beigesetzt. Galcher's ältere Tochter, Maria von Châtillon, Vicomtesse von Blaigny, ward an Heinrich von Mömpelgard auf Orbe, die jüngere, Johanna, Frau auf St. Lambert, an Johann von Ghistel verheirathet. Geraume Zeit vorher war auch die Linie der Vidames von Laon erloschen. Galcher, der Sohn ihres Begründers, des Hugo, der von dem Vater her Pontarcy, Auzoy, Rozoy in Thierache und Requignies, von der Mutter wegen Clacy, Chausery und die Vidamé von Laon besaß, hinterließ aus seiner Ehe mit Maria von Coucy drei Töchter, von denen die älteste, Maria von Châtillon, verm. 6. Mai 1364 mit Johann von Craon auf Dommart, am 6. Mai 1389 die Vidamé Laon um 9000 Livres an Friedrich Cassinel, den Bischof von Auxerre, verkaufte. Des Connétable von Châtillon ältester Sohn, Galcher III., Herr von Tour, Dampierre und Sompuis, in Champagne, durch seine Vermählung mit Margaretha von Dampierre (1305), gerieth wegen der Auseinandersetzung der Erbschaft des Hauses Dampierre in Fehde mit Wilhelm von Dampierre, dem Oheime seiner Frau, 1310, und starb den 25. Aug. 1325, vor dem Vater, was bei der Gleichheit der Namen einige Schriftsteller veranlaßt haben mag, den Tod des Connétable in das J. 1325 zu versetzen. Galcher's III. jüngerer Sohn, Johann, stiftete die Linie Châtillon-Dampierre, der ältere, Galcher IV., folgte dem Großvater in der Grafschaft Porcien, besaß außerdem Tour und Nesle, erheirathete mit Johanna, der Tochter Hugo's von Conflans, des Marschalks von Champagne, die Herrschaften Precy und Verneuil-sur-Marne, und starb 1342, nachdem er noch einen sehr widerwärtigen Rechtshandel mit dem Domcapitel zu Rheims, wegen der auf dessen Gebiet angerichteten Verwüstung, hatte führen müssen. Sein ältester Sohn, Johann von Châtillon, Graf von Porcien, Herr von Tour und Nesle, empfing 1346 den Ritterschlag, unterstützte getreulich seinen Vetter, Karl von Blois, in dem Kriege um Bretagne, und wurde 1360 als Geisel für den Vertrag von Bretigny, nach England gebracht. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, 1369, hatte K. Eduard III. nicht übel Lust, ihm den Kopf abschlagen zu lassen; nachmals gegen schweres Lösegeld freigegeben, diente er 1380 mit einem Ritter und acht Wäpelingen, unter dem Herzoge von Burgund gegen die Engländer in Champagne und Picardie. Er lebte noch 1390. Seine erste Frau, Johanna von Aspremont, verm. vor dem Oct. 1346, besaß die Herrschaft Chaumont, in dem Lande Porcien; die zweite, Jacobine von Trie, erscheint bereits 1350 als Gräfin von Porcien und quittirt am 4. Juli 1371 über 120 Goldfranken: „que le roi lui avait ordonnez, pour s'ordonner et monter plus honorablement en la compagnie de madame Jeanne de France ès parties d'Arragon." Jacobine lebte nicht mehr 1388; ihr scheinen die beiden Kinder, Johann II. und Margaretha, anzugehören. Johann II. von Châtillon, Graf von Porcien, Herr von Tour und Nesle, führte 1389 Proceß mit der Schwester um die mütterliche Erbschaft, verkaufte am 10. Oct. 1400 die Grafschaft Porcien an den Herzog von Orleans, und starb ohne Nachkommenschaft. Seine Schwester, Margaretha, wurde an Wilhelm de Fayel, den Stammler, verheirathet, und haben ihre Kinder, nach der Blanca von Trie Absterben, die Grafschaft Dammartin ererbt.

Die Linie in Dampierre. Johann von Châtillon, der zweite Sohn Galcher's III. und der Margaretha von Dampierre, und demnach ein Enkel des Connétable, besaß Dampierre und Sompuis, diente den beiden ersten Königen aus dem Stamme der Valesen mit Auszeichnung, vornehmlich in der Vertheidigung von Bethune gegen die Flamänder, und starb 1362. Sein und der Erbin von Rollencourt, in Artois, Sohn, Hugo von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, diente 1359 unter Arnold von Cervolle, dem Landeshauptmann in Berry und Nivernais, und 1360—1361 mit 4 Rittern und 50 Wäpelingen unter dem Connétable von Fiennes in Languedoc. Am 14. Oct. 1364 wurde er als Maître des Arbalestriers eingeführt. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit England befehligte er in der Picardie ein besonderes Corps: er nahm mit Gewalt Abbeville, durch Übereinkunft St. Valery, Rue, le Crotoy, bis ein bedeutendes Heer, von dem Herzog von Lancaster herübergeführt, weiteren Fortschritten ein Ziel setzte. Mit Mühe nur wurde Harfleur, und die daselbst vor Anker liegende Flotte gegen den blitzschnellen Andrang der Engländer gerettet. Mismuthig über das Verfehlen eines wohlausgedachten Entwurfs wandte sich der Herzog von Lancaster nach der Somme zurück; da hatte Châtillon seiner Nachhut einen Hinterhalt gelegt, allein, indem Hugo die Engländer zu überraschen wähnte, wurde er selbst von des Königs von England Seneschalk in Ponthieu, von Nicolaus von Louvain, überfallen und zum Gefangenen gemacht. Bei der Einnahme von Abbeville hatte der Seneschalk sich ihm gefangen geben müssen, war aber gleich gegen Lösegeld entlassen worden, jetzt wurde Châtillon nach England geführt, und zwei Jahre festgehalten, bis er mit schwerem Golde, dazu König Karl V. 8000 Franken steuerte, sich lösen konnte. Zum capitaine général et souverain für Picardie, Artois und Boulonais ernannt, erscheint Hugo in dieser Eigenschaft in den J. 1373 und 1374. Im J. 1379 wurde er seines Amtes als Maître des Arbalestriers entsetzt, vielleicht um des Verdachtes willen, daß er, als ein Châtillon, den Widerspruch der Witwe Karl's von Blois gegen die verordnete Einziehung von Bretagne zur Krone unterstützen möchte. Gleichwol diente er 1380 unter dem von Coucy in der Picardie, 1381 bei der Belagerung

von Gent, und 1382, nachdem er vorher in das Amt eines Maître des Arbaleſtriers wieder eingeſetzt worden, in der Schlacht von Rooſebeek. Noch 1388 bekleidete er dieſes Amt, 1390 war er bereits geſtorben. Aus ſeiner Ehe mit Agnes von Sechelles, der Witwe Johann's II. Tirel von Poix, kamen zwei Söhne. Der ältere, Jacob von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis, Rollencourt, königlicher Rath und Kämmerer, ergab ſich, nachdem er verſchiedene Feldzüge gemacht hatte, namentlich unter den Befehlen Walram's von Luxemburg, des Grafen von St. Paul, jenen von 1405, gänzlich der Partei des Herzogs von Burgund. Dieſer ließ ihm am 23. April 1408 das einem Anhänger des Hauſes Orléans, dem Peter von Brebant, genommene Amt eines Admirals von Frankreich verleihen. Brebant gab aber darum das Amt nicht auf, vielmehr hatte der von Châtillon mit ihm bis in das J. 1413 zu ſtreiten. Am Feldzuge des Herzogs von Burgund gegen die Lütticher, von 1408, nahm Châtillon Theil, und 1410 ſchloß er zu Boulogne mit dem engliſchen Geſandten einen Waffenſtillſtand ab. Zuletzt der Admiralſchaft entſetzt, zog er ſich nach Rollencourt auf ſein Gut zurück, bis die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten gegen die Engländer ihn nochmals zu den Waffen rief. Bei Azincourt (25. Oct. 1415) fand er den Tod. Um das Jahr 1392 hatte er ſich mit Johanna de la Rivière, die damals zwar noch ein Kind von etwa zehn Jahren war, vermählt. Johanna, eine der berühmteſten Schönheiten des Hofes, hatte von ihrem Vater, von Karl, alias Bureau de la Rivière, dem erſten Kammerherrn der Könige Karl V. und VI., die Herrſchaft Beauval zur Mitgift erhalten, und lebte noch 1445. Von ihren drei Söhnen, Jacob, Walram und Ludwig, ſtarb der jüngſte, Ludwig, ohne Nachkommenſchaft, nach 1460; er hatte 1445 mit der Mutter um die von ihrem Vater herrührende Herrſchaft Yerre vor dem Châtelet zu Paris einen Rechtsſtreit geführt. Jacob von Châtillon, Herr von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, entſagte zu Anfange des J. 1413 aus Furcht vor den Unruhen, welche er kommen ſah, ſeinem bisherigen Aufenthalte zu Paris. Von dem Tode des alten Königs an hielt er unverbrüchlich zu Karl VII., weshalb von der engliſchen Regierung ſeine Güter eingezogen und an den Grafen von Brenne verliehen wurden. Zu einigem Erſatze dafür erhielt er von dem Könige das durch Johann's von Naillac Tod erledigte Amt eines Groß-Panetier von Frankreich, um welches er aber bis zum J. 1439 mit Roland von Donguerre zu ſtreiten hatte. Dann entſchied ein Parlamentsſpruch zu Gunſten Jacob's. Er ſtarb bald nach 1446; ſeine Ehe mit Johanna Flotte, der Erbin von Revel und Montcreſſon, der Witwe des Franz von Aubiſchecourt, war kinderlos. Sein Bruder, Walram von Châtillon, Herr von Beauval, und nachmals auch von Dampierre, Sompuis und Rollencourt, erhielt aus der Erbſchaft ſeines Oheims de la Rivière die in Nivernais belegenen Herrſchaften Drury und Burcy, die er an Jacob von Chabannes verkaufte; er lebte noch 1471. Aus deſſen Ehe mit Johanna von Saveuſe kamen zwei Töchter, Margaretha, Frau auf Dampierre, Sompuis und Rollencourt, die an Philipp von Lannoy auf Willerval, und Barbara, Frau auf Beauval, die 1479 an Johann II. von Soiſſons-Moreuil verheirathet worden iſt.

Die Linie von la Ferté-en-Ponthieu. Des Connétable Galcher und der Iſabella von Dreux anderer Sohn, Johann von Châtillon, beſaß Gandelus, nordweſtlich von Château-Thierry, Troiſſy und Marigny. Von König Karl dem Schönen 1314 zu einem ſeiner Teſtamentsexecutoren benannt, ſtellte er bei der Krönung Philipp's von Valois den Grand-Queux von Frankreich vor. Er vertheidigte 1340 Tournay mit Geſchick und Erfolg gegen den König von England, empfing 1350 das Amt eines Souverain maître de l'hotel du roi, ſtritt zu Poitiers 1356, und ſtarb hochbejahrt 1363; zu Cerfroy, unweit Gandelus, in der Kirche des Mathurinerkloſters, fand er ſeine Ruheſtätte. Seine erſte Gemahlin, Eleonore de Roye, Frau auf la Ferté, in Ponthieu, auf Oury und Yaucourt, hatte ihm die Söhne Galcher, Johann, Galcher II. (von dem die um 1420 erloſchene Nebenlinie in Dours herſtammt) und Hugo geboren. Aus Johann's zweiter Ehe mit Iſabella von Montmorency kamen drei Söhne, Karl, Johann und Hugo. Von Johann ſtammt die mit deſſen Sohne wieder erloſchene Linie in Bonneuil. Karl, Herr auf Souvain und Jonchery, wurde 1374 von den Engländern gefangen und diente nach ſeiner Befreiung in dem Heere, das bei Rooſebeek ſiegte, ſowie in der Belagerung von Montcaſſel (1383). Am 4. Juli 1384 wurde er zum Souverain et général réformateur des eaux et forêts de France, und 1390 zum Grand-Queux ernannt; er verkaufte den 29. Aug. 1397 Gandelus an den Herzog von Orleans, und ſtarb 1401 mit Hinterlaſſung von zwei Töchtern. Sein älteſter Bruder, aus der erſten Ehe, Galcher I. von Châtillon, auf Troiſſy und la Fère, Ritter des Sternordens, Souverain maître de l'hôtel de la reine und Capitaine général der Stadt Rheims, folgte dem Grafen Robert von Roucy in dem Amte eines Souverain maître et réformateur des eaux et forêts de France, und leiſtete dem König Karl V., in verſchiedenen, ihm übertragenen Unterhandlungen, wie namentlich in Angelegenheit der Vermählung des Prinzen Philipp von Frankreich mit der Erbin von Flandern die weſentlichſten Dienſte. Galcher I. iſt 1377, ſein Sohn Galcher II. 1413 geſtorben. Dieſes zweiter Sohn, Wilhelm von Châtillon, empfing 1418 von König Karl VI. die Ämter eines Capitaine der Stadt Rheims und Grand-Queux de France, die er nachmals im Namen des Königs von England ausübte. Von dem Grafen von Salisbury 1423 zum Ritter geſchlagen, vertheidigte Wilhelm Château-Thierry gegen die Völker Karl's VII., nahm ſodann, bis zum Waffenſtillſtande von 1431, ſeinen Aufenthalt zu Paris, an dem Hofe des Herzogs von Bedford. Viel hat er zu dem Frieden von Arras beigetragen, welcher ihm zugleich eine Gelegenheit wurde, zu dem Gehorſam Karl's VII. zurückzukehren. In deſſen Heere findet er ſich bei der Belagerung des Schloſſes zu Creil, bei der Vertreibung der Engländer aus Paris; ſein Todestag iſt nirgends angemerkt. Nur

weiß man, daß er, wie sein am 18. Juli 1427 verstorbener Sohn Jacob, in dem Priorat zu Bainson beerdigt worden ist. Wilhelm's jüngerer Bruder, Johann von Châtillon, auf la Fère, Capitaine zu Epernay, befand sich unter den Commissarien des Herzogs von Burgund für die Friedenshandlung zu Arras, diente sodann dem König in der Normandie, und fand daselbst den 29. Oct. 1443 einen rühmlichen Tod. Seine Tochter, Margaretha, hat la Ferté und Troissy, ihrem Eheherrn, Peter I. von Roncherolles zugetragen, und ist im Juni 1519 gestorben. Galcher's II. ältester Sohn, Karl I. von Châtillon, auf Sourvilliers und Marigny, königlicher Rath und Kammerherr, fiel bei Azincourt, sein Sohn Karl II. auf Sourvilliers und Marigny, wozu er noch von der Mutter Bouville, Farcheville, Boisses erbte, starb 1480 und hinterließ aus seiner Ehe mit Katharina Chabot, der ältesten Tochter von Theobald IV. Chabot und der Brunisende von Argenton, fünf Söhne. Von dem zweiten derselben, von Jacob, entstammt die zu Ende des 17. Jahrhunderts erloschene Linie in Marigny. Der älteste Johann von Châtillon, Baron von Bouville, Herr von Argenton, Farcheville, la Grève, Montcontour, Chantemerle und la Rambaudière, starb im Juli 1520; durch Urtheil vom J. 1515 hatte er die Herrschaft Argenton, in Poitou, den Lieblingsbesitz des Geschichtschreibers Comines, gegen dessen an Renat von Brosse, Grafen von Penthièvre, verheirathete Tochter Johanna erstritten. Johann's Sohn, Claudius, auf Bouville, Argenton, Montcontour, Farcheville, la Rambaudière, lebte noch 1539, und wurde der Großvater von Ägidius von Châtillon, Baron von Argenton, Bouville, Farcheville, la Rambaudière und Boisrogues, geb. 3. Aug. 1574, vermählt 26. Febr. 1599 mit Maria von Vivonne. Der Sohn von diesem, Andreas, Marquis von Argenton, starb um 1666; aus seiner Ehe mit Maria Margaretha Gouffier, des Herzogs Ludwig von Rouannois Tochter, stammten drei Kinder, die alle drei unbeerbt gestorben sind. Franz von Châtillon auf Boisrogues, in Loudunois, und auf la Rambaudière, ebenfalls ein Sohn des Ägidius, hatte neun Kinder in seiner Ehe mit Magdalena Franziska Honoré und starb den 9. Sept. 1662, sein ältester Sohn, Karl Galcher, den 27. Nov. 1662. Der dritte Sohn, Alexius Heinrich, der Marquis von Châtillon genannt, auf Chantemerle und la Rambaudière, seit dem 31. Dec. 1688 Ritter des h. Geistordens, war Hauptmann bei den Gardes-du-corps des Herzogs von Orléans, dann dessen erster Gentilhomme de la chambre, Gouverneur der Stadt Chartres, Mestre-de-camp des Regiments Chartres und starb 1736, nur Töchter hinterlassend aus seiner Ehe mit Maria Rosalia de Brouilly de Piennes, der Dame d'atour der Herzogin von Orléans. Claudius Elzear, Graf von Châtillon genannt, auf Argenton und Boisrogues, ein älterer Bruder des Marquis von Châtillon, war Mestre-de-camp von der Cavalerie und des Herzogs von Orléans premier gentilhomme de la chambre. Sein und der Anna Moret Sohn, Alexius Magdalena Rosalia, Graf und nachmals Herzog von Châtillon, war den 20. Sept. 1690 geboren. Obrist eines Dragonerregiments seines Namens 1705, Brigadier von der Armee seit Oct. 1712, Maréchal-de-camp den 1. Febr. 1719, Mestre-de-camp-général de la cavalerie legère, wurde er 1713 mit der Landvoigtei im Elsaß und zu Hagenau, als einem Mannlehen, mit einem jährlichen Ertrag etwa von 40,000 Livres, begnadigt. Es scheint das ein Theil von der Aussteuer seiner Gemahlin, Charlotte Waltrudis Voisin, der Tochter des Kanzlers Voisin, gewesen zu sein. Sie wurde ihm am 22. Jan. 1711 angetraut, starb aber bereits den 13. Aug. 1723. In den Feldzügen von 1733 und 1734 stand der Graf bei der Armee in der Lombardei, er focht bei Parma und Guastalla, und empfing in dieser letzten Schlacht einen Flintenschuß in das Bein. Generallieutenant seit 1. Aug. 1734, wurde er von seinem besondern Gönner, dem Cardinal von Fleury, für das wichtige Amt eines Gouverneurs bei dem Dauphin ausersehen. Als solcher wurde er am 15. Jan. 1736 in großer Feierlichkeit eingeführt, und im März desselben Jahres erhob der König seine Baronie Mauléon, in Poitou, zu Herzogthum und Pairie, zugleich den Namen Mauléon in Châtillon verwandelnd: „Et S. M. veut, qu'à l'avenir la dite ville de Mauléon, ainsi que le dit duché, soit appellée ville de Châtillon.“ Übrigens enthält die Urkunde eine Lobrede des Hauses Châtillon. „Im J. 1739 im Mai ward der Herzog Generallieutenant für Bretagne, und stand beim Könige in ganz besonderer Gnade, die auch dann nicht erlosch, als sein großer Gönner, der Cardinal von Fleury, den 29. Jan. 1743 starb. Er ward vielmehr nach seiner Genesung von den Blattern (1744) zum ersten Kammerjunker und Grand-maître der Garderobe bei dem Dauphin, mit Beibehaltung der Gouverneurstelle, seine Gemahlin aber zur Dame d'Honneur bei der künftigen Dauphine ernannt. Allein diese Gnade hörte noch vor Ausgang des Jahres plötzlich auf. Die zu Metz überstandene Krankheit des Königs, die diesen Monarchen zu Abandonnirung der Herzogin von Châteauroux und anderer, bei ihm viel geltender Damen bewogen, mochten den Herzog verleitet haben, seinem Prinzen darüber einige Moralien zu geben, die bei Hofe bekannt und durch einige übelgesinnte Hofleute dem Könige ungleich vorgebracht, genügten, um ihn bei dem Könige in Ungnade zu bringen. Er erhielt daher im Nov. 1744, ehe der König von der Armee zurückkam, durch den Marquis von la Lucerne eine lettre de cachet, kraft deren er sich unverzüglich von Versailles auf seine Güter begeben mußte, ohne auch nur vorher die Königin oder den Dauphin sprechen zu dürfen, sondern indem er in sein Cabinet ging, um etwas daraus zu holen, folgte ihm der gedachte Officier mit zwei Mann nach und nöthigte ihn, sich in den Wagen zu setzen, auf welchem er nach einem seiner Güter in der Normandie gebracht wurde, wohin ihm auch seine Gemahlin nachfolgte. Der Dauphin war über die Ungnade seines Gouverneurs sehr betreten, mußte sich aber den Willen des Königs, seines Vaters, gefallen lassen. Der Herzog wurde von allen rechtschaffenen Leuten bedauert, weil man ihn für den redlichsten Herrn am Hofe hielt, auch von ihm rühmte, daß er sich in nichts

gemischt, was nicht seine Bedienungen anging. Es fielen zu gleicher Zeit noch mehr vornehme Herren in des Königs Ungnade, erhielten aber meistens wieder Erlaubniß, nach Hofe zu kommen, nur der Herzog von Châtillon konnte hierzu nicht gelangen. Es durfte sogar Niemand für ihn eine Fürbitte einlegen, wenn er nicht selbst in des Königs Ungnade fallen wollte." Dem Publicum wurde gesagt, es bestrafe der König die Vermessenheit des Gouverneurs, der ohne Befehl es gewagt, den Dauphin nach Metz zu bringen, wie Ludwig XV. daselbst krank lag und von den Ärzten aufgegeben war. Im J. 1747 erhielt der Herzog die Erlaubniß, aus seiner Verbannung zurückzukehren, doch erschien er nicht mehr bei Hofe. Er starb zu Paris, nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit, den 15. Febr. 1754. Es überlebten ihn seine Gemahlin, Anna Gabriele le Veneur, Tochter des Grafen von Tillieres, Witwe des Roger Constant de Madaillan, Grafen von Manicamp, und die beiden Kinder dieser Ehe, Ludwig Galcher Rosalia, geb. 27. Juli 1737, und Olympia Rosalia Gabriele, geb. 9. Juni 1728 (der Sohn der ersten Ehe, Alexius Galcher, der am 24. Nov. 1721 getauft worden, muß in der Kindheit verstorben sein). Die Tochter wurde im Dec. 1748 mit dem Prinzen von Henrichemont, Maximilian Anton Armand, verheirathet. Der Sohn, Herzog von Châtillon durch des Vaters Ableben, wurde im März 1754 mit der Stelle eines Lieutenant-général in dem Gouvernement von Bretagne bekleidet (sie trug jährlich 25,600 Livres), vermählte sich den 4. Oct. 1756 mit Adriane Emilie Felicitas de la Baume-le-blanc, des Herzogs Ludwig Cäsar von la Vallière einziger Tochter, und wurde Maréchal-de-camp den 10. Febr. 1759, nachdem er vorher Oberster bei den Grenadiers de France, sodann Oberster à-la-suite bei dem Cavalerieregiment von Henrichemont gewesen. Im März 1762 wurde ihm das Cavalerieregiment du Roi und die Anwartschaft auf die von seinem Schwiegervater bekleidete Stelle eines Ober-Falkenmeisters von Frankreich; er starb aber in dem Alter von 25 Jahren zu Paris den 15. Nov. 1762. Mit ihm erlosch der Mannsstamm seines großen Hauses, denn ein Sohn, geb. 31. Jan. 1759, lebte nur wenige Monate; von den beiden Töchtern wurde die eine, Louise Emanuele, den 10. Juli 1781 an Karl Britannicus Maria Joseph, Herzog von la Tremouille, die andere an den Herzog von Uzès verheirathet.

Noch haben wir von den natürlichen Söhnen Johann's von Châtillon, des Grafen von Blois und Herzogs von Geldern, zu sprechen, von Johann und Guido, den Bastarden von Blois, als deren Mutter Isabella von Isberg oder Zimberg genannt wird (nach holländischen, vermuthlich irrigen Nachrichten soll Sophia van Daallem, aus dem Hause Arkel, des Johann Mutter gewesen sein). Johann von Blois wurde von dem Vater reichlich ausgestattet, namentlich mit der bedeutenden Herrschaft Trélon, zwischen Chimay und Avesnes, in Hennegau, mit Cabau, Benthuysen und vielen andern Gütern in Holland und Seeland. Im J. 1396 folgte er dem Herzog Albrecht in den Krieg gegen die Friesen und 1416 erscheint Jan, Bâstârd vân Blois, Heer van Tresloing, unter den Ständen von Holland, welche des Herzogs Wilhelm Tochter Jacobe als dereinstige Erbin der Grafschaft anerkannten. Seine Frau, Sophie van Arkel oder van Daallem, hatte ihm sechs Söhne geboren. Von dem zweiten, von Ludwig, stammt die Linie in Veenhuysen, von der hernach die Rede sein soll. Der älteste, Johann II. von Blois auf Trélon, der mit Maria von Heemstede verheirathet, wird 1434 als Mitglied des Raths im Haag genannt, und hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere die Nebenlinie in Jumigny stiftete, während der ältere, Adrian von Blois, in der Ehe mit Isabelle von Hennin-Liétard der Vater Ludwig's I. geworden ist. Dieser, verm. mit Johanna von Ligne, Tochter Wilhelm's, des Barons von Barbançon, hatte zwei Kinder. Die Tochter, Anna, wurde, laut Eheberedung vom 28. Jan. 1518, an Johann von Montmorency-Wastines verheirathet, und starb den 9. Febr. 1558. Der Sohn, Ludwig II. von Blois, Herr von Trélon, Braigne und Fresnoy, ist jener Großmeister der Artillerie, der bei der Vertheidigung von Cambray, 1553, in französische Gefangenschaft gerieth. Von den sieben Kindern seiner Ehe mit Charlotte von Humières sind die beiden ältern Söhne, Balduin und Johann, ohne Nachkommenschaft gestorben. Der dritte, Ludwig III. von Blois, Herr von Trélon, Groß-Bailli von Dendermonde, befehligte 1575, in der Belagerung von Buuren, Oudewater, Schoonhoven, die Artillerie der königlichen Truppen. Später (1577) gerieth er als Commandant der Staaten in der Citadelle von Antwerpen in den Verdacht, diesen wichtigen Posten an Don Juan überliefern zu wollen; Namens des Prinzen soll er bereits der Besatzung den Treueid abgefodert haben. Pontus von Noyelles, der Herr von Bours, verhinderte, daß dieser Eid geschworen würde, und befürchtend, es möge Trélon die teutschen, in der Stadt einquartierten, Knechte an sich ziehen, versicherte er sich des Beistandes von einigen Hauptleuten in der Citadelle, unter deren Mitwirkung er am Abend des 1. Aug. 1577 die Besatzung zu den Waffen rief. Indem er den versammelten Soldaten die ihm von den Staaten ertheilte Vollmacht vorzeigte, gelang es ihm, sie zu einem Angriffe auf Trélon's Compagnie, die grade die Wache hatte, zu führen. Diese Compagnie wurde überwältigt und zerstreut, Trélon selbst entwaffnet und zu Haft gebracht. Ludwig III., in kinderloser Ehe mit Anna von Merode, starb zu Mons 1580, und die Herrschaft Trélon fiel an seine älteste Schwester, Johanna von Blois, die in erster Ehe mit Philipp von Lannoy-Beauvoir vermählt gewesen, nachmals aber, den 1. Mai 1582, den Herzog von Aërschot, Philipp III. von Croy, heirathete. Die Herzogin blieb in beiden Ehen ohne Kinder, und nach ihrem Tode (1605) fiel Trélon an ihre Schwester, Louise von Blois, die Gemahlin Ludwig's von Merode.

Die Linie von Jumigny wurde von Gerhard von Blois, dem jüngern Sohne Johann's II., gegründet. Gerhard's Sohn Adrian, auf Jumigny und Warelles in Hennegau, König Philipp's I. Rath und Kämmerer, er-

heirathete mit Katharina von Barbançon die Herrschaft Domstienne, in der Grafschaft Namur, und wurde Vater von sechs Söhnen. Einer der jüngern, Ludwig, geboren zu Domstienne, im J. 1506, ward als Kaiser Karl's V. Menin erzogen, zog sich aber in die Abtei Liessies, Benedictinerordens, unweit Avesnes, zurück. In der Einsamkeit scheint er das Bedürfniß einer höhern Bildung empfunden zu haben; er ging, um zu studiren, nach Löwen. Er war 22 Jahre alt, als des Capitels einstimmiger Wunsch ihn dem betagten Abbé Ägidius Gipp als Vicarius zugesellte. Zwei Jahre später folgte er demselben in der äbtlichen Würde, und Karl V. hatte ihm das Bisthum Cambray zugedacht. Das verbat sich der Jüngling, um einzig der ihm befohlenen Gemeinde leben zu dürfen. Durch ihn wurde die Abtei Liessies in allen ihren Theilen erneuert, die klösterliche Ordnung gehandhabt, der Geist der wahren Andacht gepflegt, das zeitliche Interesse in keiner Weise verabsäumt, die Kirche ganz neu und prächtig erbaut. Über 150 Jahre blühte die Abtei in der genauen Befolgung der ihr von Ludwig vorgeschriebenen, 1545 von Papst Paul III. bestätigten Satzungen. Er starb im Geruche der Heiligkeit, den 7. Jan. 1566. Der Welt ist er noch durch seine vielfältigen und viel aufgelegten, und viel gelesenen Erbauungsbücher nützlich geworden. Das berühmteste derselben ist das Speculum religiosorum, dem Ludwig ursprünglich den griechischen Titel Dacryanus gegeben hatte, hiermit die in dem Buche enthaltenen Klagen um den Verfall der Klosterzucht anzudeuten. Davon ist des Jesuiten Nauze Directeur des ames religieuses (Paris, 1726.) eine gute Übersetzung. Ludwig schrieb ferner, zum Theil in französischer Sprache, eine mystische Theologie; geistliche Institutionen; geistlichen Trost für die Kleinmüthigen; psychagogiam ex Augustini comment. in psalmos; das Conclave der getreuen Seele; die Erklärung der Passion des Herrn, nach Tauler; marguerite spirituelle; farraginem utilissimarum institutionum; Entretiens spirituels, die 1741 zu Valenciennes in 12. französisch herausgekommen sind; das Leben Jesu Christi, das 1585 zu Ingolstadt lateinisch, zu Cöln 1653 teutsch, und 1705 zu Gotha von C. F. Pfanner herausgegeben worden. Eine Gesammtausgabe dieser Werke besorgte der Schüler des heiligen Abtes, Jacob Frojus (Cöln 1571. Fol.) und ist ihr des Autors Lebensgeschichte beigefügt; von des Frojus Arbeit erschien ein zweiter Abdruck (Cöln 1589 und Paris 1606 in 4.). Die letzte Gesammtausgabe hat der Abt zu Liessies, Anton Winghius, veranstaltet (Antwerpen 1633). Ludwig's ältester Bruder, Wilhelm von Blois, Herr von Domstienne, Rath und Oberstallmeister der Königin Maria von Ungarn, starb den 13. Febr. 1536 und hinterließ von seiner zweiten Frau, Anna von la Loye, der Erbin von Crupré, zwei Söhne und zwei Töchter.

Die Linie zu Cabau. Ludwig von Blois, der zweite Sohn Johann's, des Bastards von Blois, besaß Cabau, erscheint 1448 als Rath in dem Hofe von Holland, und starb 1470; aus seiner Ehe mit Maria van Haamstede, aus Seeland, stammte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der jüngste seiner Söhne, Cornelius, war Hauptmann derer von Rotterdam, unter Junker Franz von Brederode, und wurde in einem Gefechte bei Gouda (1489) erschlagen. Naso, Ludwig's zweiter Sohn, vermählt mit Christina van Coenen van Adrichum, und gestorben 1498, wurde der Vater Ludwig's, gest. 1526, der mit Anna von Assendelft das Gut Veenhuysen erheirathete, von welchem die von ihm abstammende Linie ihre unterscheidende Benennung empfängt. Es ist aber der Mannsstamm dieser Linie mit Ludwig's Enkel, Dirk van Blois van Treslong, des Teutschordens Comthuren in Maasland, zu Rhenen und Utrecht, im J. 1612 erloschen. Johann, der älteste Sohn des Stifters der Linie in Cabau, war Rath bei dem Hofe von Holland, Amtmann zu Gouda und Vater von fünf Söhnen in seiner Ehe mit Stephanie van der Boukhorst. Der älteste dieser Söhne, Kaspar I. van Blois van Treslong, Ritter, war 1527 Schout zu Haarlem, und hatte aus seiner Ehe mit Katharina van Wyngarden die Söhne Johann, Isbrand und Wilhelm. Von Isbrand könnten vielleicht die noch heute in Holland vorhandenen Personen des Namens van Blois van Treslong (der Name wird in Holland gesprochen, wie er geschrieben ist) herstammen; Johann wurde 1568 zu Brüssel, wegen seiner Theilnahme an den niederländischen Unruhen, enthauptet. Wilhelm van Blois van Treslong (wir wollen erinnern, daß Treslong kein, von etwaniger körperlicher Länge entlehnter, Beiname ist, sondern die alterthümliche Form des Namens Trélon, die Stammherrschaft in Hennegau), Herr van Gijssenoorde, Houtvester von Holland und Admiral von Seeland, erscheint als Theilnehmer bei dem Geusenbunde, 1566, wie auch in den Unruhen zu Amsterdam, März 1567, als einer der thätigsten Anhänger von Brederode. Besonders gefährdet bei dem momentanen Siege der königlichen Partei, entfloh Wilhelm nach England, um von dort aus Seeräuberei zu treiben, dann mit seinen Kaperschiffen sich der kleinen, zu einer Expedition gegen Briel bestimmten Flotte anzuschließen. Die Stadt wurde den Wassergeusen überliefert (April 1572). Lumay ließ die Kirchen plündern, und war auch Willens, die Häuser in Brand zu stecken; ihm widersetzte sich aber der von Blois, der darauf bestand, man solle den Ort als Stützpunkt in dem gegen die Spanier zu führenden Kriege behaupten, und bei Oranien Unterstützung suchen. Es gelang, einen Angriff des aus Utrecht herbeieilenden Grafen von Bossu abzuschlagen, wobei Treslong besonders thätig in Vernichtung der von Bossu in dem Bernisse zurückgelassenen Transportschiffe, und die Provinzen Holland und Seeland gingen allgemach für Spanien verloren. Zum Admiral von Seeland ernannt, beförderte Treslong aus allen Kräften den Fortgang der Revolution, und scheint er in der Wahl der dazu förderlichen Mittel nicht eben ängstlich gewesen zu sein: man kennt seinen Entwurf, das frühere Oberhaupt der Malcontenten in den wallonischen Provinzen, den Franzosen la Motte-Pardieu, nachdem derselbe mit dem Könige ausgesöhnt worden, auf sein Schiff zu locken und dann dem Prinzen von Oranien zu überliefern; man weiß, daß der Ent-

wurf nur an dem Zartgefühle eines bei der Unterhandlung dienenden Matrosen scheiterte (1582). Alexander Farnese unternahm die Belagerung von Antwerpen, die Aufführung des riesenhaften Dammes, der die Schelde verschließen sollte. Die Vertheidiger von Antwerpen zählten auf eine Anstrengung der seeländischen Flotte, durch welche die Fortsetzung des ihnen so verderblichen Werkes hintertrieben werden möge. Die Flotte blieb den ganzen Winter 1584—1585 unbeweglich, und ward die Schuld davon allein dem Admiral durch das murrende Volk beigemessen. Mit Freuden ergriffen einige Mitglieder der Admiralität diese Gelegenheit, den Mann zu verderben, der nicht selten ungerechten Zumuthungen und Foderungen widerstanden hatte. Treslong wurde verhaftet, aller seiner Ämter entsetzt, von dem Staatsrathe mit der ganzen Leidenschaftlichkeit revolutionairer Gewalten verfolgt: man foderte des Admirals Leben und Güter, und wollte ihn auf die Folter spannen. Die Staaten von Holland verwendeten sich für ihn, und da die Furcht, seine mächtigen Verfolger zu erzürnen, in Seeland ihn keinen Vertheidiger finden ließ, kam aus Holland ein Advocat herüber, dem Angefeindeten beizustehen. Die Gegner fühlten sich in ihren Bestrebungen gehemmt, und sie ließen dem Gefangenen eine Möglichkeit des Entkommens andeuten, eigentlich nur, um eine Schlinge ihm und seinem Gelde zu legen. Als Leicester die Regierung der jungen Republik übernahm, wollte die Königin Elisabeth nicht länger die unwürdige Behandlung eines ihr durch seine Feindschaft gegen Spanien empfohlenen Mannes zugeben; auf ihr Gebot wurde Treslong in Freiheit gesetzt, blieb aber seines Amtes verlustig, zumal mittlerweile Justin von Nassau, des Prinzen von Oranien Bastard, mit der Admiralität von Seeland bekleidet worden. Treslong ging nach England, der Königin für den ihm verliehenen Schutz seinen Dank zu bezeigen, durfte es aber erst 1587, und nur in Begleitung von Lord Russel, wagen, sein Vaterland wieder zu betreten. Er starb 1594, und im folgenden Jahre erging der richterliche Spruch, durch welchen er von allen, ihm schuldgegebenen Verbrechen, vollständig frei erkannt wurde. Seine Hausfrau, Adriana, Otto's von Egmond-Kennenburg Tochter (gest. 1587), hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren. Der ältere Sohn, Kaspar II. van Blois auf Oudenhoorn, Hauptmann in Dienst der Staaten und Commandant auf dem Schlosse Lövestein, geb. 1576, starb 1650 und hinterließ von zwei Frauen, Lucretia de la Sale, der Tochter eines Rittmeisters aus Gascogne, und Adriana van Steenhuysen, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Eine Tochter, Adriana, wurde an Franz Cupyf, den Prediger der wallonischen Gemeinde zu Leyden, verheirathet; der älteste Sohn, Wilhelm van Blois van Treslong, Hauptmann im staatischen Dienste, hatte aus seiner Ehe mit Anna de Hertoge van Dismale die Söhne Johann und Otto. Otto van Blois van Treslong hatte sich den Seedienst gewählt und befehligte im J. 1665 als Capitaine den Gouda von 56 Kanonen und 230 Mann, und am 11. Juni 1666, am ersten Tage der dreitägigen, den Engländern gelieferten Schlacht, den Duyvenvorde von 46 Kanonen. Brennende Pfropfen, aus den eigenen Kanonen oder von andern holländischen Schiffen geschossen, und durch die Stärke des Windes auf den Duyvenvorde zurückgeworfen, setzten das Schiff in Brand, während der Capitain seine ganze Aufmerksamkeit dem Feinde zuwandte. Mit so reißender Unwiderstehlichkeit verbreitete sich die Flamme, daß Otto nur mit der äußersten Anstrengung noch die beiden, ihm anvertrauten französischen Volontairs, den Prinzen von Monaco und den Grafen von Guiche, retten konnte; er selbst endete in dem glühenden Wrack. Sein Bruder, Johann, Major bei der staatischen Garde und des Teutschordens Landcomthur zu Utrecht, starb, der Letzte seines Geschlechts, im J. 1683. Johann's Ehe mit einer van Velsen war unfruchtbar geblieben.

Die Linie in Haaften. Guido von Blois, der jüngere von den Bastardsöhnen des Herzogs von Geldern, wurde von dem Vater mit dem Gute Haaften, bei Tiel in Geldern, bedacht, und ruhet, sammt seiner Frau, Clara von Botland, in St. Walpurgenkirche zu Tiel, wo ein prächtiges Monument ihm errichtet ist. Sein Sohn, Otto van Blois van Haaften, wurde in der Ehe mit einer von Berlaar der Vater Johann's I., der mit Josina van Haargand Louvensteyn erheirathete, gleichwie dieses Sohn, Walram I. van Blois auf Haaften und Louvensteyn, mit Margaretha van Vaaryk das Haus Herwynen, im tieler Werth, erheirathete. Auf Walram folgten sein Sohn, Johann II., sein Enkel, Walram II., der noch als Herr von Haaften und Herwynen bezeichnet, sein Urenkel, Johann III. van Blois auf Herwynen; ein Sohn dieses lebte 1621, und war mit Philiberte von Immerzeele verheirathet. Vorlängst aber war das Gut Haaften von der Erbin einer Seitenlinie in das Geschlecht van Waardenburg getragen worden, welches seitdem unter dem Namen von Haaften vorkommt und in dem Zusatze Châtillon die Erinnerung an die Herkunft der Blois van Haaften bewahret.

Ein ritterliches Geschlecht von St. Paul, oder Sampoll, in der gewöhnlichen Aussprache, welches lange Melwood, in Lincolnshire, an der Grenze von Yorkshire besaß, scheint dem Wappen nach nicht sowol aus dem Hause von Châtillon, als aus jenem von Luxemburg herzustammen. Es hat nämlich, wie bereits erzählt worden, Guido von Luxemburg mit Mathilde von Châtillon die Grafschaft St. Paul erheirathet, und ist seitdem von verschiedenen Prinzen des Hauses Luxemburg der Name St. Paul mit hohem Ruhm großer Thaten oder großen Unglücks getragen worden, bis Maria von Luxemburg, die Enkelin des Connétable von St. Paul, den Hauptreichthum ihres Hauses den Bourbons zubrachte, durch ihre Vermählung mit Franz, dem Grafen von Vendôme (1487). Der jüngere ihrer Söhne, Franz von Bourbon, ist jener Graf von St. Paul, der in den italienischen Kriegen, 1525—1536, mehrmals an der Spitze französischer Heere erscheint; mit dessen Tochter, Maria, gelangte St. Paul an ihren Eheherrn, Leonor von Orléans, den Herzog von Longueville. Nach dem Erlöschen des Mannsstammes verkaufte Maria von Orleans, Damoiselle de Longueville, im J. 1705 St. Paul an Ludwig von Me-

lun, den Prinzen von Epinoy, um 375,000 Livres, und von diesem hat sein Neffe, der Prinz von Soubise, Karl von Rohan, die Grafschaft ererbt. Ludwig XIV. verordnete im Jan. 1707, daß sie unmittelbar von der Krone und von dem Hauptthurm des Louvre zu Lehen gehen solle, gegen eine Abgabe von 10 Livres bei jedem Lehensfalle, für droits et reliefs. — Das Wappen des Hauses Châtillon zeigt im rothen Felde drei Pfähle von Eisenhütlein, darüber ein Schildeshaupt von Gold. Die Bastardlinie von Blois-Trélon bediente sich des Wappens des Hauses Arkel, im rothen Felde zwei silberne Querbalken mit zu beiden Seiten abgewechselten Zinnen, dem als einzelne Vierung das Wappen von Châtillon beigefügt ist. — Der Palast von St. Paul in Paris, welcher im Mittelalter der Sitz vieler Könige war, und dem in Großartigkeit keiner beinahe in der Christenheit zu vergleichen, hatte nicht von den Grafen von St. Paul den Namen, sondern von der Pfarrkirche St. Paul, in deren Sprengel er gelegen. (*v. Stramberg.*)

PAUL, vom Kreuze, geb. den 3. Jan. 1694 zu Ovada, einer kleinen Stadt im Genuesischen, gest. den 18. Oct. 1775, der vor seinem Eintritt in den Mönchsstand Paul Franz Danei hieß, war der Stifter eines von Papst Pius VI. durch die Bulle Praeclara virtutum kurz vor dem Tode Paul's bestätigten Ordens der „unbeschuhten Kleriker vom Kreuze und Leiden Jesu Christi." Er gründete in verschiedenen Orten Italiens zwölf Mannsklöster und ein Frauenkloster dieses Ordens zu Corneto. Das Ordenskleid ist schwarz. Papst Pius VII. kanonisirte den Stifter unter dem 18. Febr. 1821. (Biogr. univ.) (*H.*)

PAUL (Amand-Laurent), stammte aus einer angesehenen Familie zu St. Chamas in der Provence und wurde daselbst im J. 1740 geboren. Den ersten Unterricht ertheilte ihm ein älterer Bruder, François Paul, der sich gleichfalls als Schriftsteller im Fache der Medicin bekannt gemacht hat und bereits 1777 im 43. Jahre seines Alters gestorben ist [1]). Nachdem er in einem College zu Marseille seine Studien vollendet hatte, trat er in den Orden der Jesuiten und lehrte in ihren Collegien die schönen Wissenschaften bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Hierauf ward er Professor der Rhetorik zu Arles und lehrte daselbst mit dem glücklichsten Erfolg. Der Tod seines Bruders gab ihm Veranlassung dem Lehramte zu entsagen und im Schooße seiner Familie alle Zeit der Beschäftigung zu widmen, welche ihn d'Alembert's Auszüge aus Tacitus hatten lieb gewinnen lassen. Er lieferte nämlich eine Reihe von Übersetzungen römischer Historiker, deren Treue man lobt, denen man aber noch größere Eleganz wünscht. Zuerst erschien Vellejus Paterculus avec le texte corrigé, des notes critiques et historiques, une table géogr., une liste des éditions et un discours préliminaire zu Avignon 1769 und bereits im folgenden Jahre verbessert zu Paris 1770. in 8. [2]). Ebenfalls mit dem lateinischen Texte und erklärenden Anmerkungen erschien Abrégé de l'histoire romaine de L. Ann. Florus zu Paris 1774 in 12. und in neuer Ausgabe 1822. Es folgte im Jahre 1774 Histoire universelle de Justin extraite de Trogue Pompée — avec de courtes notes critiques, historiques et un dictionnaire géographique de tous les pays dont parle Justin, in zwei Bänden in 12.; im J. 1781 Cornelius Nepos, der sich einer großen Verbreitung zu erfreuen hatte, weshalb zu Lyon 1807, zu Paris 1813 und 1820, zu Avignon 1825 neue Auflagen veranstaltet werden mußten. Morceaux choisis de Tite Live — pour l'usage des classes superieures erschienen zu Paris 1784 in zwei Bänden in 12.; die Fabeln des Phädrus zu Lyon 1805 in 12.; von Eutrop und Sulpicius Severus fehlen mir die genauern Angaben. Wie er bei diesen Arbeiten eine Erleichterung der Schulstudien im Auge gehabt zu haben scheint, so bezogen sich auch seine übrigen Werke auf die Schulbedürfnisse, z. B. ein cours complet de latinité, Fabeln und Thierbeschreibungen für den Unterricht in den Elementen der lateinischen Sprache, Versions chrétiennes und Thèmes chrétiens. Seine genaue Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtern und seine eigene Kunstfertigkeit in lateinischer Versification bewährte er durch ein Recueil de morceaux de nos meilleurs poètes (Lyon 1804), in welchem er lateinische Übersetzungen französischer Dichtungen, namentlich von Boileau's Art poétique lieferte. Die Stürme der Revolution hatten ihn aus seinem Vaterlande vertrieben und ihn genöthigt in Spanien einen Zufluchtsort zu suchen. Dort erwarb er sich zu Toledo eine so gründliche Kenntniß der spanischen Sprache, daß er eine Schrift Guicciardini's in dieselbe übertragen konnte. Er starb, wie es scheint [3]), in ärmlichen Verhältnissen zu Lyon den 29. Oct. 1809. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften geben Ersch 3. Bd. S. 28 und die Biogr. univ. XXXIII. (*Eckstein.*)

Paul Lucas, s. Lucas.

Paul Veronese, s. Caliari.

PAUL (St.), 1) kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement der Niederalpen (Provence), Bezirk Barcelonnette, liegt, 5 Lieues von dieser Stadt entfernt, in dem nach ihr benannten Thale und an der Ubaye, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1793 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton St. Paul enthält in drei Gemeinden 3206 Einwohner. 2) P. St., Flecken im Cantaldepartement (Auvergne), Canton Salers, Bezirk Mauriac, ist 5¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1025 Einwohner. 3) P. St., Gemeindedorf im Oisedepartement (Picardie), Canton Auneuil, Bezirk Beauvais, ist 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1139 Einwohner. 4) P. St., kleine Stadt im Departement der Ostpyrenäen, Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Perpignan, liegt 10¼ Lieues von dieser Stadt und 330 Lieues von Paris entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie eines Einregistrirungs- und Briefpost-

1) s. Rotermund zu Jöcher V. p. 1685. 2) Krause gibt auch eine Ausgabe dieser Übers. Avignon 1770 an.

3) Vgl. Allg. Lit.-Zeit. 1810. n. 195. p. 616.

amtes und hat eine Pfarrkirche und 1722 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton St. Paul enthält in eilf Gemeinden 5550 Einwohner. 5) St. P., Gemeindedorf und Hauptort eines gleichnamigen Cantons im Tarndepartement (Languedoc), Bezirk Lavaur, liegt 4¾ Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 1097 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton St. Paul zählt in 15 Gemeinden 7235 Einwohner. 6) P. St., (Br. 43° 41′ 44″, L. 24° 47′ 57″) Gemeindedorf im Vardepartement (Provence), Canton Vence, Bezirk Grasse, liegt 5½ Lieues von dieser Stadt entfernt auf einem Hügel und hat 1095 Einwohner, welche Pomeranzenblüthenwasser, verschiedene Essenzen und Öle destilliren. Das Zuckerrohr gedeiht hier im Freien. 7) P. St., Gemeindedorf im Departement der Obervienne (Limousin), Canton Pierre Bussière, Bezirk Limoges, hat eine Succursalkirche und 1617 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. 8) P. de Jarrat St., Gemeindedorf im Arriégedepartement (Pays de Foix), Canton und Bezirk Foix, ist 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1158 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. 9) P. d'Espis St., Gemeindedorf im Tarn- und Garonnedepartement (Languedoc), Canton und Bezirk Moissac, hat eine Succursalkirche und 1304 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. 10) P. de Varax St., Marktflecken im Aindepartement (Bresse), Canton Chalamont, Bezirk Trévour, liegt 10¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 470 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. 11) P. du Vernay St., Gemeindedorf im Calvadosdepartement (Normandie), Canton Balleroy, Bezirk Bayeux, liegt 2¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1173 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULA, richtiger Paola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, liegt ½ Meile vom Meere entfernt, am Abhange eines Hügels, wird von einem alten Schlosse beherrscht, hat schöne, palastreiche Straßen, welche sich in rechten Winkeln durchschneiden, zahlreiche Kirchen, fünf Klöster, eine Vorstadt und 4500 Einwohner, die sich vom Öl- und Weinbau, sowie von Töpferei und Fischerei ernähren. Geschichtlich berühmt ist Paula als Geburtsort des heil. Franziskus von Paula, welcher den Orden der Minimer (bonnes hommes) stiftete. Das geräumige und prachtvolle Kloster dieses Heiligen, nach welchem stark gewallfahrtet wird, liegt außerhalb und im Nordosten der Stadt, deren fruchtbare Umgebungen reich an Lavendel, Thymian und andern wohlriechenden Kräutern sind und Ziegen und Schöpse liefern, die wegen der außerordentlichen Schmackhaftigkeit ihres Fleisches sehr gesucht werden. Die Stadt, welche das Patycos der Alten sein soll, gehört mit ihrem Gebiete der Familie Spinelli, deren Glieder zugleich Fürsten von Francavilla sind. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULA (Antonetta de Nigris), gehörte unter die ersten, welche mit dem Ordenskleide der Angeliken oder der englischen Klosterfrauen, welche die Gräfin von Guastalla, Luise Torelli, mit Unterstützung der regulirten Geistlichen des heiligen Paul, gestiftet hatte, 1536 geehrt wurde. Das kaum fertig gewordene Hauptkloster hatte die Gräfin, die ihren Namen noch in demselben Jahre in Paula Maria, nach klösterlicher Art, umwandelte, zu Mailand wohl ausgestattet. Da Ferdinand von Gonzaga Statthalter von Mailand war und die Grafschaft Guastalla der jung verwitweten Frau abgekauft hatte, unterstützte auch er das neue Kloster mit reichen Geschenken. Es wuchs daher gleich im ersten Jahre bedeutend, wozu vielleicht noch der Umstand beitrug, daß die Angeliken nicht zur Einschließung in ihre Klostermauern verbunden waren. Im Gegentheil reisten mehre derselben mit den regulirten Geistlichen als Missionairinnen und zeichneten sich durch Bekehrungseifer unter den Frauen und für dieselben so aus, daß der Papst Paul III. ihre Missionsgeschäfte sehr gut fand und ihnen mancherlei Privilegien 1537 verwilligte. Mit dem P. Zacharia, der diesem Vereine vorstand und die Bekehrungsreisen angefangen hatte, wanderte die Gräfin selbst und Paula Antonetta zuerst nach Vicenza, wo sie so viele liederliche Frauen bekehrten, daß mit ihnen ein neues Kloster daselbst besetzt werden konnte. In diesen Bekehrungsgeschäften that sich ganz besonders Paula Antonetta hervor, wurde also als wichtige Sprecherin von den Missionairen nach Verona, Brescia, Venedig ꝛc. mitgenommen. Allein das Glück der Bekehrung Anderer verwandelte sich im Gemüthe der Rednerin, die Anfangs gar demüthig und fromm gewesen war, in ein schleichendes Unglück. Je mehr Paula Einfluß gewann, je mehr sie in allen Geschäften der Art zu Rathe gezogen und für ein Orakel angesehen wurde, je hochfahrender und stolzer wurde ihr Sinn, sodaß sie sich für die erste erachtete und nach solchem Vorrang auf alle Weise strebte. Weder ihr Betragen noch ihre geistlichen Sendschreiben, die sie als Meisterin erließ, wollten sowol den Geistlichen als ihren Mitschwestern keineswegs gefallen. Man machte ihr Vorstellungen und steigerte diese bis zu Drohungen: Alles vergeblich. Es blieb also nichts übrig, als die Anmaßungen der menschlich Englischen dem Ketzergericht in Rom anzuzeigen, was mit lebhaften Farben geschehen sein muß, denn das Gericht erklärte sie für eine vom Satan Verführte, die sich der Offenbarung und der Gabe der Prophezeiung rühme, die Gewalt der Priester und der Prälaten angemaßt und den Frieden ihres Klosters gestört habe. Julius III. verordnete daher 1552, daß sie aus dem Kloster der Angeliken gejagt und in das St. Clarakloster eingesperrt werden solle. Die Execution ging nach Helyot auch wirklich vor sich, und zwar zu Mailand, nicht, wie Etliche sagen, zu Venedig, wo die Angeliken niemals eine Niederlassung hatten. Die eingesperrte Paula wußte sich aber bald aus ihrer Haft zu befreien und widersetzte sich dem Befehl ihrer Vorgesetzten so standhaft, daß sie nicht wieder in das St. Clarakloster zu bringen war. Also starb Paula, sagt Helyot, in ihren Sünden im J. 1555. — Dennoch fand sich ein Mann, der unter dem wahrscheinlich angenommenen Namen Joh. Baptista Fontana de Conti eine Lebensbeschreibung der Paula Antonetta de Nigris aufsetzte, worin er

sie für eine verkannte Heilige ausgibt und zum Beschlusse die wichtigsten Bekehrungsbriefe derselben mittheilt. Daß ein solches Buch in Italien ohne Angabe des Buchdruckers herauskommen mußte, ist in der Ordnung, weil unter solchen Umständen die Erlaubniß zur Veröffentlichung desselben von keiner Behörde gegeben werden konnte. Auf diese Lebensbeschreibung stützte sich wahrscheinlich P. Hilarion de Coste, ein Minime, in seinem Werk: Éloge des Dames illustres, wo auch sie unter den ihrer Heiligkeit wegen berühmten Frauen prangt. Auf alle Fälle, setzt Helyot hinzu, kannte der Pater den Ausspruch des Ketzergerichts und den Befehl Julius' III. nicht, er würde sie sonst nicht unter die Zahl der belobenswerthen Frauen gesetzt haben, von deren Beispiel sich zum Glück die übrigen Angeliken nicht im Geringsten verleiten ließen.

(*G. W. Fink.*)

PAULA (aus Foligny), hat ihren Namen von ihrer Geburtsstadt, wo sie am 25. Jan. 1561 das Licht der Welt erblickte. Weil in jenen Zeiten die Ursulinerinnen (s. d. Art.) besonders darum Aufsehen machten und sehr beliebt geworden waren, daß sie sich vorzüglich mit unentgeltlichem Unterrichte der Mädchen beschäftigten, so wurde die fromme Lust, auf diesem Wege sich nützlich zu machen und zugleich für das Heil ihrer Seele und Vieler zu sorgen, in dieser Frau im Jahre des großen Jubiläums 1600 lebendig. Sie setzte Alles in Bewegung, eine neue Congregation der Ursulinerinnen in ihrer Stadt zu stiften, um so mehr, je weniger der Bischof dieser Hauptstadt Umbriens Anfangs damit einverstanden war. Die eifrige Frau hatte aber für ihre Absicht den Cardinal Baronius gewonnen, welcher sich zum Beschirmer der neuen Einrichtung hergab. Dies änderte die Ansicht des Bischofs von Foligny, N. Bizzoni, so um, daß er selbst Unterstützung zur Erbauung ihres Wohn- und Bethauses bewilligte. Noch in demselben Jahre segnete er am Peter-Paulstage das neue Haus ein, hielt selbst die erste Messe darin und gab der Stifterin, die zur Superiorin ernannt wurde, so wie zweien andern das Kleid. Wenige Tage darauf sah sich der ganz kleine Verein um drei Schwestern vermehrt und wuchs schnell bis auf 50. Dies war um so mehr zu verwundern, da hier nur solche Damen aufgenommen wurden, die von Adel oder doch mindestens so vermögend waren, daß sie davon leben konnten, ohne gezwungen zu sein, auf Verdienst durch ihre Arbeiten zu rechnen. Dazu waren die Einrichtungen dieser Schwestern bedeutend streng. Sehr selten erlaubte man ihnen durch die Stadt, nicht einmal nach andern Kirchen, nur nach ihrem Bethause zu gehen. Selbst die Erlaubniß, in Loretto oder in Rom zu beten, wurde ihnen von ihrem Beichtvater nur zuweilen und nur dann ertheilt, wenn sich achtbare Bürgen fanden, deren Versprechen, für ihre Bewachung zu stehen, als vollgültig angenommen werden konnte. Dies hielt man für um so nothwendiger zur Aufrechthaltung der Ehre der Congregation, weil die meisten Mitglieder in ihren Häusern wohnen blieben, wogegen die Superiorin und sieben andere Nonnen, die von der ganzen Schwesterschaft gewählt wurden, nebst ihren Dienerinnen im Kloster bei dem Bethause strengen Verschluß hatten, sodaß sie mit Andern nur durch das Gitter redeten, das jede Einzelne absonderte. Niemand wurde eingelassen, sogar die nächsten Anverwandten nicht einmal unter dem Vorwande eines Krankenbesuches, in welchem äußersten Nothfalle es nur dem Beichtvater, dem Arzt und Wundarzt zugestanden wurde. Ihre Hauptpflicht war gleichfalls unentgeltliche Unterweisung junger Mädchen im Lesen, Schreiben und in den ersten Gründen der Religion, dann anhaltendes Gebet für das Wohl der Kirche und ihrer geistlichen Orden. Schon 1621 wurde die strenge Mutter Paula von dem Bischof zu Vescia, nicht weit von Foligny gelegen, ersucht, ein Kloster nach ihrer Einrichtung herzustellen, was sie ins Werk setzte, sowie ein drittes zu Pergala im Herzogthum Urbino. Diese beiden neuen Klöster nahmen alle ihre Regeln und die Art ihrer Kleidung an, ernannten sie auch zu ihrer Superiorin. Rom selbst war von der Frömmigkeit der Paula und ihrer Nonnen so überzeugt, daß man sie 1638 zur Verbesserung der Sitten der übrigen Klöster ihrer Stadt gebrauchte und ihnen erlaubte, daß je zwei mit ihrer Superiorin einige Tage in jedem andern Nonnenkloster der Stadt zubrächten, damit die übrigen durch ihr Beispiel erbaut und gestärkt werden möchten. Solches Ansehen guter Sitte und frommer Klosterweise erhielt auch die Stifterin der neuen Congregation bis an ihren Tod, welcher 1647 in ihrem 76. Lebensjahre erfolgte. Nicht allein die Bürger dieser Stadt, sondern auch selbst ihre Nonnen und der ganze Orden der Ursulinerinnen ersuchten den Bischof zu Foligny, über das Leben der Entschlafenen gerichtliche Untersuchungen anzustellen, damit diese einst zu ihrer Seligsprechung dienstlich sein könnten. Die Tracht dieser Congregation bestand in einem schwarzen Leibrock, der vorn mit Haken zugemacht wurde. Der Gürtel bestand aus einem Stricke von rother Wolle. Daheim trugen sie einen weißen Schleier, über welchen, gingen sie aus, ein schwarzer genommen wurde, der bis an den Gürtel reichte. (Nach Helyot.)

(*G. W. Fink.*)

PAULA, die Fromme, eine nicht unangesehene Römerin, Gemahlin eines begüterten Römers Toxotius und Freundin der Marcella, die beide vorzüglich dem heiligen Hieronymus ungemein ergeben waren und sich von ihm, als dem hierin berühmtesten Manne seiner Zeit, als er zum zweiten Male nach 380 in Rom sich aufhielt, die heilige Schrift auslegen ließen. Als zwei seiner eifrigsten und glühendsten Schülerinnen wurden auch beide von seinem Flammeneifer entzündet, den er vor allem andern zur Ausbreitung des Nonnenthums bis an sein Ende in Jugendhitze lodern ließ. Paula, eine Mutter von vier Töchtern (Blesilla, Paulina, Eustachium und Rufina) und einem Sohne, war durch den Tod ihres Mannes so gebeugt worden, daß sie, kaum vom eignen Tode befreit, der schwärmerischen Neigung für aufopfernd mönchischen Religionsmysticismus sich hingab und einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens unter die Armen vertheilte. Nur Einiges, nicht zu Weniges nach unsern Begriffen, sich selbst vorbehaltend, trat sie alles Übrige ihren Kindern ab und begab sich, aus christlichem Eifer, das heil. Land

zu sehen und da zu wandeln, wo Christus gewandelt hatte, nach Palästina, zu welcher Liebe sie hauptsächlich Hieronymus angefeuert hatte. Auf dieser Meerfahrt begleitete sie ihre hierin mit der Mutter gleichgestimmteste Tochter Eustachium. Schon auf der Insel Cypern war kein Kloster, das sie nicht besuchte, und in Palästina warf sie sich unter Vergießung vieler Thränen an jeder merkwürdigen Stelle nieder und küßte Erde und Steine, worauf einst der Himmlische geruht oder gelitten hatte, in heißer Andacht. Als sie auch in Samaria das Grab Johannes des Täufers besucht hatte, wurde ihrer entrückten Seele ein seltsames Gesicht gegeben, das sie mit Entsetzen erfüllte. Sie sah die Hölle offen und hörte die Verdammten unter den schrecklichsten Qualen grausig brüllen; dazu heulten und wütheten wie wilde Thiere die bösen Geister der Menschen vor den Gräbern der Heiligen und litten große Pein, daß sie im Innersten erbebte und den Herrn für sie um Milderung ihrer Qualen, oder, sei es möglich, um Vergebung ihrer Schuld bat. Um so heftiger wurde die Verehrung des Mönchischen, die in ihrer Wanderung durch Ägypten, wo sie vor jedem berühmten Einsiedler niederfiel, den höchsten Grad erreichte. Nur die Lust, ihr Leben im gelobten Lande zuzubringen, konnte sie hindern, sich den Heiligen in Ägyptens Wüsten anzuschließen. Sie kehrte daher nach Bethlehem zurück, lebte mit ihrer Tochter drei Jahre in einem kleinen Hause und stiftete darauf ein Haus für Mönche und drei für fromme Jungfrauen aus allerlei Landen. Ihren Nonnenverein theilte sie nach dem Stande der Geburt ab und brachte die Vornehmen, die aus der Mittelclasse und aus dem Haufen in ein besonderes Haus, wo sie abgesondert arbeiteten und aßen; Gesang und Gebet verrichteten Alle gemeinschaftlich. Viermal täglich wurden die Psalmen nach der Reihe, und zwar auswendig gelernt, was immer fortgesetzt wurde, gesungen. Nur des Sonntags gingen Alle, jede Abtheilung unter Aufsicht ihrer Vorsteherin, in die an das Kloster stoßende Kirche. Alle waren gleich gekleidet und durften nichts besitzen als Nahrung und Kleider. Die Zucht war scharf, aber in Allem ging ihnen die alte und schwächlich gewordene Paula voran und diente ihnen zum Muster einer großen Enthaltsamkeit, sodaß sie auch in Krankheit im härenen Hemd auf harter Erde schlief und keinen Tropfen Wein sich einnöthigen ließ. Hatte sie nur das Geringste, was ihr zur Lebensvollkommenheit zu gehören schien, versehen, so flossen Ströme von Thränen. Dabei war, wie gewöhnlich in solchen Seelen, ihre Mildthätigkeit gegen Arme so überschwenglich, daß ihr selbst Hieronymus hierin keine Schranken zu setzen vermochte; sie erklärte ihm vielmehr, sie wünsche ihrer Tochter gar nichts Irdisches zu hinterlassen und so arm zu sterben, daß sie in geschenkte Leinwand gewickelt werden müsse. Die heiligen Bücher wußte sie auswendig und lernte sogar hebräisch, um die Psalmen in der Ursprache singen zu können. Die meisten ihrer Kinder wurden auf ihren Wunsch gleichfalls geistlich, nachdem sie sich verheirathet hatten, bis auf ihre treue Eustachium, die als Jungfrau eine berühmte Nonne wurde. Man hat einen Brief an ihre Freundin Marcella, die in der Paula und ihrer Tochter Namen eingeladen wird, ihr heiliges Leben mit ihnen in Bethlehem zu theilen. Die Meisten schreiben ihn aber dem Hieronymus zu, weil bei aller Verschiedenheit der Sprache dieses Briefes (*Hieron.* Ep. 44), die er angenommen, doch nicht allein mehre Wendungen des Ausdrucks, sondern auch der zuversichtliche Erklärungston in Auslegung schwieriger Bibelstellen ihm ganz eigen wären; allein Beides konnten sich solche Verehrerinnen des Hieronymus im langen Umgange mit ihm ebenso gut angeeignet haben. Endlich ist auch kein Grund vorhanden, warum Hieronymus den Wunsch beider Klosterfrauen an ihre und seine Freundin nicht in seinem Namen geschrieben haben sollte, wenn er den Brief wirklich verfaßt hätte. Offenbar würde seine Namensunterschrift ein Grund mehr für eine Marcella gewesen sein, die Einladung nach Bethlehem anzunehmen. — Erlebte Paula noch die Freude, ihre jung verwitwete Tochter Blesilla als Nonne zu sehen, die wegen eines musterhaft büßenden Lebens und wegen Erlernung der griechischen und hebräischen Sprache von Hieronymus hochgerühmt wird, so erlebte sie doch auch den Schmerz, die Bahre der geliebten Tochter mit einem goldenen, statt des gewöhnlich feuerfarbenen Schleiers zu bedecken. Die Art, wie Hieronymus die Paula tröstet, zeigt ebenso sehr den großen Schmerz der Mutter, als die ungemessene Begier des Mannes, die Neigung zum Nonnenleben im Gemüthe seiner heftig ergriffenen Freundin und in andern schwärmerischen Seelen zu befestigen. Das ist ihm auch stattlich gelungen, denn Paula war damals noch nicht Vorsteherin eines Nonnenvereines. Überhaupt sind diese und ähnliche Geschichten mehr für richtige Würdigung des Wesens des heil. Hieronymus, als der Frauen selbst wichtig, die sich durch seinen Eifer zur Nonnenschaft bringen ließen. Keiner hat so viel zur Verbreitung und Verherrlichung des jungfräulichen Klosterlebens gethan, als er, sodaß er, wenn nicht der Vater, doch der Schutzpatron der Nonnen genannt werden muß. — Paula entschlief in ihrem Hause zu Bethlehem, wo sie 20 Jahre wohnte, 404. Ihr Leichenbegängniß war auf Veranstaltung ihres frommen Freundes sehr glänzend. Die ersten Bischöfe Palästina's und eine große Menge Mönche und Nonnen trugen und begleiteten ihre Leiche zur Ruhe in die Kirche, welche über die Geburtsstätte des Herrn erbaut worden war. Der greise Hieronymus hielt ihr an ihrem Sarge eine alle Anwesende ergreifende Lobrede, in welche er ihr am Schlusse zuruft: „Lebe wohl, Paula! und stehe dem hohen Alter deines Verehrers mit Gebet bei!" (Nach Schröckh und *Hieron.* Ep. ed. *Bened.*) — Es war aber überhaupt durch die Beredsamkeit des heil. Hieronymus die ganze Familie dieser Paula mit der Liebe zum Mönchs- und Nonnenleben erfüllt worden; selbst die Verheiratheten waren nicht davon ausgenommen. So verleitete ihre Tochter Paulina, die an den römischen Senator Pammachius vermählt war, ihren Mann, daß er noch beim Tode seiner Gemahlin den größten Theil seiner reichen Habe an die Armen verschenkte und Mönch wurde, der erste römische Senator, der die Ehrentoga mit der Kutte vertauschte und seine Geistesgaben zur Widerlegung und Verfolgung der Donatisten anwendete, wodurch

er sich das Lob mehrer Kirchenväter erwarb. Außer der eifrigen **Eustachium** (s. d. Art.) wurde auch noch eine Enkelin der frommen Paula, die Tochter ihres Sohnes Toxotius und der Läta, die auch ihres Namens wegen hierher gehört, in den christgeliebten Stand der Nonnen befördert. Sie hieß gleichfalls **Paula**, und war von ihrer Mutter schon vor der Geburt zum frommen Wandel bestimmt worden. Der Vater that nichts dafür, denn er war nicht einmal Christ. Aber Läta verehrte den heil. Hieronymus, wie viele Römerinnen damals und leitete die Erziehung ihres Kindes ganz nach seinen mönchischen Vorschriften; endlich rieth er, sie nach Bethlehem zu senden zu den frommen Frauen ihrer Familie, wo er selbst für ihre Erziehung sorgen wolle. Dies wurde gethan. Man kann denken, daß die Erziehung dieser jungen Römerin unter solchen Vorbildern vollkommen angemessen ausfiel, sodaß auch sie in der Folge unter die musterhaften Nonnen gezählt werden mußte. (*G. W. Fink.*)

PAULAH, nennt man eine ältere ostindische Kupfermünze mit malaiischen Schriftzügen, welche Sultan Akbar prägen ließ. Ihr Werth war ¼ Dam, nach unserm Gelde etwa 1½ Pfennig *). (*K. Püssler.*)

PAULARO, großes Gemeindedorf im Paluzza-Districte (XVI.) der venetianischen Delegation Friaul, im höchsten Theile der carnischen Alpen in der Nähe der kärnthnerischen Grenze, im Thale d'Incarojo, am linken Ufer des Wildbaches Chiarso, mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthum Udine gehört, einer katholischen Kirche und einer Kapelle. Zu dieser Gemeinde gehören die Subborghi Visinzinis, Castoja; die Borgate Misiacini, Quagliat und Racinis; die Frazioni Chiasazzo, Chiaulis und Dierico; die Dörfchen Sallins, Trelli und Villafuori und die Villen Riu und Villa di Mezzo, endlich Lambruno, welche sämmtlich nach Paularo eingepfarrt sind. (*G. F. Schreiner.*)

Paulcon, Constanz, s. Phaulcon Const.

PAULDING, Grafschaft in dem nordamerikanischen Freistaate Ohio, welche nördlich an Williams, nordöstlich an Henry, südöstlich an Pulnam, südlich an Vanwert, westlich an Indiana grenzt und von dem Maumeo und der Glaize bewässert wird, an welcher letztern das Fort Browne liegt. Die Grafschaft ist erst im Entstehen und daher noch fast ganz unbekannt. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULE, Gemeindedorf im franz. Nordküstendepartement (Bretagne), Canton Mael Carhair, Bezirk Guingamp, hat eine Succursalkirche und 1356 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. (Nach **Barbichon.**) (*Fischer.*)

PAULET (von Foligny), der Sohn eines Schweden, Vagnotius de Trinci, welcher sich zu Foligny niedergelassen hatte. Hier begab sich Paul als noch nicht voll 14jähriger Knabe 1323 unter die Franziskanermönche, als Laienbruder, den man seiner Jugend wegen Paulet nannte. Er war aber gleich so hochmönchisch, daß seine Mitgenossen sich über sein zahlloses Stöhnen, Seufzen und heftiges Schreien, das ihm in seinen weichlichen Entzückungen, seiner selbst entrückt, entfuhr, schwer beklagten. Man mußte ihm daher eine eigene Celle einräumen. Die Entartung dieser Mönche und der Abstand des Lebens, das der fromme Thomas von Foligny hier führte, machten ihn so eifrig, daß er bald sein Vorbild erreichte und mit dem Bewährten in große Freundschaft kam, deren Hauptunterhaltung die nothwendige Verbesserung des Ordens war, die sie um so weniger durchzusetzen glauben konnten, da schon Einige daran scheiterten. Um sich besser nach den strengen Regeln des Ordens zu richten, ging Paulet auf den Berg Cesi, wo Franziskus aus Baumzweigen eine geringe Hütte gemacht hatte. An diese reihete er noch andere, wie zu einem kleinen Kloster, dem er auch eine kleine Kapelle beifügte zu Ehren der Verkündigung der Maria. Hier träumte er, den rechten Geist des Ordens wieder herzustellen. Darüber verspotteten und verfolgten ihn die andern Mönche unaufhörlich, so daß er sich mit Genehmigung seiner Vorgesetzten in einen Thurm, der zum Gefängniß der Stadt gehört hatte, und den ihm sein Vetter, als Herr der Stadt, einräumte, begeben mußte. Das Beispiel des jungen Menschen und seine wiederholten Ermahnungen fanden jedoch, wie natürlich, unter den Mönchen auch einige Bewunderer, die sich seinen Absichten anschlossen. Als nun grade damals der Ordensgeneral, Thomas von Farignano, dahin kam, Capitel zu halten, hatte der Vetter des kleinen Paul Alles zur Verpflegung vorbereitet, wofür ihm der General in Person dankte. Diese Gelegenheit benutzte Hugolin de Trinci auf Veranlassung des jungen Eiferers, denselben für Paulet um die Einsiedelei Brutiano zu bitten, die ihm gern zugesagt wurde. Die Mönche beredeten zwar den General, sein Wort zurückzunehmen: allein Hugolin bestand mit solcher Festigkeit auf die Gewährung des Versprochenen, daß der General gezwungen einwilligte. An diesen Ort verfügte sich nun Paulet 1368, und hatte viele Brüder, die mit ihm zogen. Alle wußten, daß sie keinen angenehmen Aufenthalt daselbst haben würden: allein so übel, als sie es fanden, hatten es sich die Meisten nicht vorgestellt. Die ganze Umgegend war voller Moräste, das Beste noch war unfruchtbares, wüstes Land. Jeder floh die Gegend und nur in den Gebirgen wohnten wenige arme Landleute in Schafpelze gehüllt und hölzerne Sandalen tragend, das Einzige, was Paulet von ihnen lernte, und für seine Verbesserung, die den Namen der Observanz erhielt, annahm. Die meisten seiner Begleiter hielten es in dieser feuchten, durch böse Dünste verdorbenen Luft nicht aus und verließen ihn zu seinem Kummer. Dafür stellten sich treuere ein, sodaß man anbauen mußte. Der General überließ ihnen auch andere Orte zu Klöstern, meist Gefängnisse. Über diese Vergünstigungen wurden die übrigen Franziskaner so aufgebracht, daß sie noch in demselben Jahre ihren General Thomas von Farignano der Ketzerei verdächtig anklagten, was ihm eine halbjährige Untersuchung zuzog, die so sehr zu seiner Ehre ausfiel, daß er nicht nur in sein Amt wieder eingesetzt, sondern sogar von Gregor XI. zum Patriarchen zu Grado und später zum Cardinal erhoben wurde. Ihm folgte als Ordensgeneral Leonhard von Giffon. Auch

*) *F. C. Tychsen*, De numis Indicis. p. 185.

dieser war 1373 von Paulet's Verbrüderungen so befriedigt, daß er ihnen erlaubte, ihre Mönche in alle benachbarte Provinzen zu senden, wie es beliebe. Damals übergaben auch die Franziskanermönche zu Perusa ihr Kloster dem Paulet, weil sie es für das einzige Mittel erachteten, den Übermuth der Fratricellen oder Freroten, die auch Begharden und Beguinen hießen, zu brechen. Diese lange bestandene, weit verbreitete und keine Vorgesetzten als ihre eigenen Häupter anerkennende Gesellschaft war zwar von Johann XXI. und XXII. als Ketzer verdammt und doch bis 1373 noch nicht ausgerottet worden, vielmehr begünstigte sie das Volk, das seine Lust daran hatte, wenn sie laut die Entartung der Franziskaner straften. Jetzt kehrte sich die Sache um; Paulet besiegte durch seine Strenge und kluge Reden dergestalt, daß die Freroten die Stadt und ihr Gebiet verlassen mußten. Für diese That erhielt er das Kloster des heil. Franziskus vom Berge bei Perusa 1374, machte sich bei den Provinzialen und Superioren sehr beliebt und der Ordensgeneral verlieh seiner Congregation manche Vorrechte. Man nannte sie nur die Einsiedlerbrüder und später Brüder von der Observanz; dagegen hießen die nicht so streng lebenden Franziskaner Conventualen. Im J. 1378 brachte noch die Spaltung des römischen Stuhls, für den zwei Päpste auf einmal gewählt wurden, auch eine Spaltung in den Orden, welcher so lange zwei Generale, als der römische Stuhl zwei Päpste hatte. Auch unter dieser bedenklichen Zeit nahm Paulet's Congregation bedeutend zu und wußte sich durch ihre Demuth sogar bei den Conventualen beliebt zu machen. Im J. 1384 übertrug und bestätigte man dem Bruder Paulet die Gewalt, überall Klöster anzulegen, wohin man ihn berufen würde. Die Seinigen breiteten sich also in Italien immer mehr aus und gewannen an Einfluß. In Frankreich erhoben sich ähnliche Verbesserungen, desgleichen in Teutschland, Spanien ꝛc. Noch im J. 1390 übergab man dem Paulet drei Klöster in la Marca mit voller Obergewalt. Durch Aussendungen seiner beiden geschickten Ordensbrüder Angelus von Mont-Leon und Johann von Stronconio verpflanzte sich die Verbesserung noch weiter. Immer blieb aber die gewesene Einsiedelei Brutiano das Haupthaus der Verbesserten. Dort hatte sich Paulet abermals ein Jahr aufgehalten und hatte hier vor Alter und Anstrengung das Licht seiner Augen verloren. Die Seinen wünschten ihn nun nach Foligny und schickten Abgesandte. Und da er seinen nahen Tod voraussah, begab er sich dorthin, allein nicht zu Wagen oder in anderer Bequemlichkeit, sondern zu Fuß auf seinen Stab und seinen Führer gestützt. Dies geschah 1389, und herbergte im Kloster der Conventualen zu Foligny. Hier wünschte er noch, ungeachtet seines Alters und seiner Blindheit, das Grab des h. Franziskus von Assisi zu besuchen, und führte es auch aus. Auf der Rückreise wurde er krank und starb zu Foligny 1390 im 81. Jahre seines Alters. Sein Nachfolger, Johann von Stronconio, überkam durch die Einrichtungen des Gründers dieser Verbesserungen viel Ansehen und Gewalt und verstand sie zu bewahren und zu mehren. (Nach Helyot.)

(*G. W. Fink.*)

PAULET. Ein Hercules von Tournon, aus der Picardie, soll, zu Zeiten König Heinrich's I. sich in England niedergelassen, und von dem Gute Paulet, in Somersetshire, nördlich von Bridgewater, den Namen angenommen haben, der seinen vermeintlichen Nachkommen geblieben ist. Johann Paulet, auf Paulet und Gotehurst, in Somersetshire, starb 1356 und hinterließ aus seiner Ehe mit Elisabeth, der Tochter und Erbin von Thomas Reyney, auf Shirston, in Somersetshire, den Sohn Johann. Dieser, vermählt mit Elisabeth, der Tochter und Erbin von Wilhelm Creedy auf Creedy, in Devonshire, starb 1378; in seinen Söhnen, Thomas und Wilhelm, theilte sich das Haus in zwei Linien. Der ältere von ihnen, Thomas, hatte einen Sohn, Wilhelm, der mit Elisabeth Denibaud, Johann's Tochter, Hinton S. George in Somerset erheirathete, und der Vater von Wilhelm, der Großvater von Amyas Paulet wurde. Amyas, Hauptmann der Insel Guernsey, ist eine historische Person geworden, als der letzte Kerkermeister der unglücklichen Königin Maria Stuart (seit 1585). Ein Client des verächtlichen Leicester, ein strenger und roher Puritaner, schien Amyas vor Allen geeignet, das Werkzeug zu der moralischen Marter zu werden, welche Elisabeth ihrer Feindin zugedacht hatte, und er besaß die Eigenschaften eines vollendeten Kerkermeisters in so ausgezeichnetem Grade, daß er sich z. B. bei der Entdeckung freute, wie seine Gefangene in dem langwierigen Leiden zu einem Krüppel geworden wäre, der unfähig sei, ohne Beihilfe sich von dem Bette zu erheben, daß er auch einen jungen Katholiken, der verdächtig war, ein Priester zu sein, am 5. April 1585 zu Tutbury vor Mariens Fenster aufknüpfen ließ: allein Maria wie Elisabeth irrten, wenn sie den finstern Fanatiker eines Meuchelmordes fähig glaubten, und so willig er in der Vollstreckung der harten, ihm gewordenen Befehle die Vorschriften des Anstandes und der Großmuth hintansetzte, so durften diese Befehle doch nicht die Grenze moralischer und religiöser Pflicht überschreiten. In einigen höchst sparsamen Fällen hat Amyas sogar Regungen von Menschlichkeit verrathen. Die Königin von Schottland klagte, als sie nach Tutbury gebracht worden war, über ihr Bett, das fleckicht und übelriechend geworden wäre, worauf ihr Somer sein eigenes Federbett überließ. Auch dieses war jetzt verbraucht, und die zusammengeballten und zerschlissenen Federn verursachten der leidenden Königin Schmerz. Sie bat um ein Dunenbett und Amyas erwiederte, „als redlicher und mitleidiger Mann könne er sich nicht weigern, ihre Bitte bei Walsingham vorzutragen," wie denn auch geschah. Noch vor Verhaftung Ballard's und seiner Mitverschworenen war Paulet angewiesen worden, die Papiere der Königin in Beschlag zu nehmen, und er machte sich anheischig, „mit der Gnade Gottes" den Auftrag zu vollziehen. Bei Gelegenheit eines Spazierrittes führte er die Königin mit Gewalt nach Tiral, wo sie drei Wochen eingesperrt, selbst des Schreibzeugs beraubt blieb. Als ihr erlaubt worden, nach Chertsey zurückzukehren, fand sie ihre Schränke geöffnet: Geld, Siegel und Papiere waren verschwunden. Nach kurzem Schweigen sprach sie zu

Paulet mit Hoheit: „Zwei Dinge sind noch übrig, die Ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mir ein Recht auf die Thronfolge gibt, und die Anhänglichkeit für den Glauben meiner Väter." Von dem an wurde Maria der ärmlichen äußern Zeichen der Königswürde entkleidet, die man ihr bisher gegönnt hatte, und die Hüter näherten sich ihr seitdem mit bedecktem Haupte. In diese Zeit mag wol auch der Königin Elisabeth bekannter Brief gehören: „Amyas, mein überaus sorgsamer und getreuer Diener, Gott lohne Dich dreidoppelt für dein höchst beschwerliches, so wohl erfülltes Amt. Wenn Ihr wüßtet, mein Amyas, wie gütig und überdem pflichtgemäß mein dankbares Herz Eure zweifachen Arbeiten und getreuen Handlungen, Eure weisen Befehle und Sicherheitsmaßregeln in einem so gefährlichen und schwierigen Amte erkennt; so würde das Eure Mühe erleichtern und Euer Herz erfreuen, indem ich den Werth, den ich auf Euch lege, durch nichts in meinem Sinne aufwiegen kann, ich auch des festen Dafürhaltens bin, daß kein Schatz einer solchen Treue das Gegengewicht hält, und ich würde mich selbst eines Fehlers zeihen, den ich nie beging, wenn ich solche Verdienste nicht belohnte. Ja, verlassen mögt Ihr mich in der höchsten Noth, wenn ich solche Verdienste nicht erkenne durch einen Lohn non omnibus datum." Als Elisabeth am 1. Febr. 1587 den Befehl zur Hinrichtung der gefangenen Königin unterzeichnete, und im Begriff stand, den Secretair Davison, der ihr solchen vorgelegt hatte, zu entlassen, schien ihr plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Gewiß," sprach sie zu dem Secretair, „Paulet und Drury (seit kurzem des Amyas College in dem Hüteramte) könnten mich von der Last befreien. Forschet sie aus, Ihr und Walsingham." Ein Brief, wie die Königin ihn begehrte, wurde nach Fotheringay, dem neuesten Gefängnisse Mariens, abgesendet. „Die Königin," heißt es darin, „scheint nach einigen jüngst vorgekommenen Äußerungen in Euch eine Lauigkeit in der Sorgfalt und dem Eifer für Euern Dienst wahrzunehmen, darin, daß Ihr seit so langer Zeit nicht aus Euch selbst, ohne weitere Andeutung, irgend einen Ausweg gefunden habt, das Leben jener Königin zu verkürzen. Außerdem, daß Ihr hierin, und folglich in der Liebe zu der Königin Elisabeth Euch lässig zeigtet, bemerkte sie, daß die Hüter Mariens nicht sorgten für die Bewahrung ihrer Religion und ihrer Ehre vor dem Publicum, deren Besitz doch bei ihnen vorausgesetzt werden müsse. Sie hätten sogar einen Grund gehabt, darüber ihr Gewissen zu beschwichtigen, nämlich den Vergesellschaftungseid, wodurch sie sich beide feierlich verpflichteten, die schottische Maria bis zum Tode zu verfolgen, sobald diese der gegen sie zur Klage gebrachten That schuldig befunden sein würde. Die Königin," also fährt der Brief fort, „nimmt es höchst ungnädig auf, daß Männer, die als ihrer Monarchin in Liebe ergeben angesehen sein wollen, dennoch aus Lässigkeit in Erfüllung ihrer Pflicht, der Königin die Last aufbürden, Marien das Leben zu nehmen, da doch der Monarchin Abscheu vor allem Blutvergießen so wohl bekannt, und man um so mehr von ihr voraussetzen könnte, mit welchem Widerwillen sie das Blut ihrer Verwandten und Schwester-Königin würde fließen lassen." Aber Paulet, wenn er auch Marien haßte, ihren Tod wünschte, weil er in ihr die Feindin seines Glaubens erblickte, war ein ehrlicher Mann, zu klug, um sich durch Walsingham's Sophismen täuschen zu lassen, und zu fest, um sein Gewissen dem Willen seiner Gebieterin zu opfern. Er beantwortete noch an demselben Tage (2. Febr. 1587) allein den an ihn und an Drury zugleich gerichteten Brief: er beklagt, den unglückseligen Tag erlebt zu haben, an dem er von seiner Monarchin aufgefodert werde, eine That zu begehen, die in göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten wäre. Sein Leben und seine Habe erklärt er, ständen Ihrer Maj. zu Gebote, auch begehre er nicht, nach Verlust Ihrer Gunst, dieser Güter zu genießen, „doch Gott verhüte, daß ich mein Gewissen so schändlich hingeben oder meiner Nachkommenschaft einen so schändlichen Fleck anheften sollte, wie geschähe, wenn ich ohne Gesetz und Urtheil Blut vergießen würde." Dieses Schreiben mußte Davison der Königin vorlesen, und sie sprach nicht mehr von dem lieben, getreuen Amyas, sondern von einem eigensinnigen, gezierten Burschen, von dem läppischen, ängstlichen Gesellen, der viel verspreche und wenig leiste, der seinem Eide ungetreu werde, um den Tadel, der auf unangenehmer Nothwendigkeit lasten könnte, von sich ab und auf seine Königin zu wälzen; aber sie kenne Andere, die minder bedenklich, an die werde sie sich wenden. Der verheißene Lohn, non omnibus datum, war für Paulet verloren, selbst die Briefe, die in der finstern Angelegenheit an ihn geschrieben worden, sollten ihm nicht verbleiben. Davison verlangte wiederholt, daß er sie verbrenne, „indem sie zur Aufbewahrung nicht geeignet seien." Darauf erwiederte Paulet, den 8. Febr. 1587: „Wenn ich sagte, ich hätte die Papiere verbrannt, so würde mir kaum jemand glauben, und behalte ich mir darum vor, sie Euch zu eigenen Händen zu übergeben, sobald ich nach London komme." Das mag geschehen sein, aber Amyas hatte Briefe und Antwort in sein Correspondenzregister eingetragen, und hierdurch wurde der schändliche Hergang der Nachwelt aufbewahrt. Als die Königin von Schottland am 9. Februar 1587 zum Tode geführt wurde, befand sich Amyas an der Spitze des Trauerzuges, und es fügte sich, daß er der Fürstin die Hand reichen mußte, um ihr das Ersteigen des Blutgerüstes zu erleichtern. „Ich danke Euch," sprach Maria, „es ist die letzte Mühe, die ich Euch mache, und der beste Dienst, den Ihr mir je erwiesen." — Des Sir Amyas einziger Sohn, Anton, war mit Katharina, der Tochter von Lord Heinrich Norris, verheirathet und wurde der Vater von Johann Paulet auf Hinton St. George, der am 23. Juni 1627 zum Lord Paulet creirt wurde, im J. 1642 als ein getreuer Anhänger des Königs seine Vasallen aufbot, um die Armee des Marquis von Hertford bilden zu helfen, und am 20. März 1649 starb. Sein Urenkel, Johann Paulet, Graf von Paulet und Viscount Hinton, beides durch Creation vom 24. Dec. 1706, wurde im J. 1710 erster Schatz-Commissarius (dieses Amt ging 1713 verloren, durch die Ernennung eines Groß-Schatzmeisters, in der Person des

Grafen von Oxford), im J. 1711 Lord Steward of the household, und den 5. Nov. 1712 Ritter des Hosenbandordens. Er starb, in einem Alter von mehr denn 80 Jahren, auf seiner Burg zu Hinton St. George, den 28. Mai (8. Juni) 1743; er hatte ein Einkommen von 12,000 Pf. St. und darüber besessen. Aus seiner Ehe mit Brigitta Bertie kamen vier Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn, Johann, Graf von Paulet, starb unvermählt, den 5. Nov. 1764, und hatte seinen Bruder Vere zum Nachfolger, jenen Grafen von Paulet, der im Januar 1771 in Westminsterhall dem Lord Milton eine Ohrfeige gab, und dafür ein Duell bestand, in dem Niemand blieb. Veres' Sohn, Johann, vierter Graf von Paulet, Ritter des Distelordens, Lord-Lieutenant von Somerset und Recorder von Bridgewater, starb den 14. Jan. 1819, und es succedirte ihm sein ältester Sohn, Johann Paulet, Graf von Paulet, Viscount Hinton, und Baron Paulet of Hinton St. George, geb. den 5. Juli 1783. Buckland, in Dorsetshire, sechs Meilen von Dorchester, ist einer von des Grafen Landsitzen.

Wilhelm Paulet, Johann's und der Elisabeth Creedy jüngerer Sohn, erheirathete mit Eleonora, der Schwester und Erbin von Elias de la Mere, das Gut Roney de la Mere, in Somerset, und wurde der Großvater von Johann Paulet, Ritter, der in seiner Ehe mit Elisabeth, einer Schwester des gestrengen Amyas Paulet, der Vater geworden ist von Wilhelm Paulet. Wilhelm, geb. 1474, wird unter den Begleitern des Herzogs von Norfolk genannt, in der großen in Frankreich ausgerichteten Gesandtschaft (Aug. 1533). Er war Schatzmeister des königlichen Hauses, als Heinrich VIII. ihn am 9. März 1538 zum Lord St. John de Basing ernannte, daher er bereits 1539 Platz in dem Oberhause nehmen konnte. In dem J. 1544 stand er in dem Belagerungsheere vor Boulogne, 1545 empfing er den Hosenbandorden, und in Heinrich's VIII. Testament war er, der Obersthofmeister Lord St. John, als einer der 16 Executoren ernannt. Unter Eduard VI. wurde er Groß-Siegelbewahrer, dann Großkanzler; als Präsident des Staatsrathes war er besonders thätig, um diese Behörde dem Protector Somerset zu entfremden, und hiermit, am 6. Oct. 1549, das Signal zu dem Sturze dieses mächtigen Mannes zu geben. Zu Belohnung dieses wichtigen Dienstes empfing er von dem neuen Machthaber, von Dudley zuerst, den 19. Jan. 1550, den Titel eines Grafen von Wiltshire, dann, 1551, das dem Herzoge von Somerset entzogene Amt eines Lord-Schatzmeisters, endlich, nachdem er in Somerset's Proceß als High Steward präsidirt hatte, am 12. Oct. 1552 den Titel eines Marquis von Winchester. Mit den übrigen Gliedern des geheimen Raths unterzeichnete er jene Schrift, worin die Verbindlichkeit übernommen wurde, des Königs Verordnung wegen der Thronfolge zu vertheidigen, was ihn nicht verhinderte, der Königin Maria Partei zu ergreifen, sobald ihm eine Ahnung von ihrer Überlegenheit geworden war. Dafür bestätigte die dankbare Königin den Lord-Schatzmeister in seinem Amte, wie später auch Elisabeth gethan hat. Der Marquis von Winchester starb den 10. März 1572, nachdem er 103 Kinder oder Kindeskinder gesehen, „und hat er in der aufrührischen Zeit, des Lebens satt, ein glückseliges Ende genommen, das unter den Hofleuten ein großes Wunder ist." Dieses Wunder erklärte er selbst: „Salicem me praebendo, non robur." Er hat zu Chelsey prächtige Gebäude aufgeführt, auch das Schloß zu Basing St. John, in Hants, gebaut, das nicht allein der Größe, sondern auch der Zierde halber für einen Wunderbau gehalten wurde, welches aber eine solche Last gewesen, daß seine Nachkommen ein Einfallen besorgten, und daher einen Theil davon wiederum abbrechen ließen. Ein Schloß von einem Lord-Schatzmeister erbauet, konnte wol nur von einem Lord-Schatzmeister unterhalten werden. Der Marquis von Winchester war in erster Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Ritters Wilhelm Capel, in anderer Ehe mit Winifridis, Witwe von Richard Sakville, Tochter von Johann Bruges, verheirathet. Winifridis starb 1586, und hat ihr Denkmal in der St. Nicolauscapelle zu Westminster; vor dem Monument kniet ein gewaffneter Ritter und eine Frau in tiefer Trauer; hinter der Frau ruhet ein Kind auf einem Taufstein. Der älteste Sohn, Johann Paulet, folgte dem Vater in den Titeln eines Marquis von Winchester, Graf von Wiltshire und Baron St. John, und starb den 4. Nov. 1576. Seine erste Gemahlin, Elisabeth Seymour, war die Witwe des Lord Gregor Cromwell, die andere, Elisabeth Willoughby, eine Tochter von Robert Lord Brooke, theilte sich mit ihrer Schwester, der Lady Mountjoye, in die reiche Verlassenschaft des Vaters. Der zweite Marquis von Winchester hatte vier Söhne: Wilhelm III., Georg, Richard und Thomas: einer der jüngern, wir können ihn nicht näher bezeichnen, war von Papst Gregor XIII., dem er als uomo di fede sincera bekannt war, der unglücklichen Maria Stuart zum Gemahl bestimmt. Georg Paulet, auf Crundall, war im J. 1608 Gouverneur von Londonderry. Einige beißende Ausdrücke, die er sich gegen Caher O'dogherty, den Häuptling von Innishowen, erlaubte, und von einer Ohrfeige begleitete, veranlaßten den Irländer zur Empörung. Bei Gelegenheit eines Hochzeitschmauses wurde Londonderry überfallen (April 1608); die Officiere saßen meist alle zu Tische, daher leistete die Besatzung nur geringen Widerstand, Paulet und fünf andere wurden der Rache des Häuptlings geopfert. Daß der älteste Sohn, Wilhelm III., dem katholischen Glauben anhing, wie der der Königin von Schottland bestimmte Sponse, ergibt sich als wahrscheinlich, weil derselbe mit Agnes oder Anna Howard, der Tochter des Großadmirals Effingham, verheirathet war. Agnes ist allem Ansehen nach jene englische Dame, die in verschiedenen, in dem Archiv zu Simancas aufbewahrten Briefen an König Philipp II. in so lebhaften Zügen die ausschweifenden Sitten der Königin Elisabeth und ihres Hofes schildert. Philipp II. mag die Marquise an dem Hofe der Königin Maria kennen gelernt haben. Der Marquis starb den 24. Nov. 1597. Sein unehelicher Sohn, Wilhelm Paulet von Eddington, ist der Vater jener Elisabeth Paulet geworden, die im J. 1631 an Robert Devereux, den Grafen von Essex, verheirathet,

schon nach zwei Jahren durch ihre Aufführung eine Ehescheidung herbeiführte. Wilhelm IV., ein Sohn Wilhelm's III. und der Agnes Howard, succedirte als Marquis von Winchester, erzeugte in seiner Ehe mit Lucia Cecil, des Grafen Thomas von Exeter Tochter, sechs Söhne, worunter besonders Johann und Heinrich zu merken, und starb den 4. Febr. 1629, daß er demnach seinen ältesten Sohn, Wilhelm Lord Paulet St. John, überlebte. Dieser war im August 1621 gestorben, ohne aus seiner Ehe mit Maria Browne, der Tochter Anton's des Viscount von Montagu, Kinder zu hinterlassen. In Titel und Gütern succedirte darum ein jüngerer Sohn, Johann Paulet, jener Marquis von Winchester, der sein Castell Basing mit so hartnäckigem Muth gegen Cromwell vertheidigte, bis dasselbe endlich mit Gewalt erobert und von Grund aus zerstört wurde. Nur wenige Vertheidiger entrannen dem Tode, die Beute war unermeßlich, daß eines gemeinen Soldaten Antheil in die 300 Pf. St. betrug. Johann, fünfter Marquis von Winchester, starb den 5. März 1675, nachdem er drei Frauen gehabt, Johanna Savage, Honora, die einzige Tochter von Richard de Burgh, dem Grafen von Clanrikard, und Isabella Howard, die Tochter des unglücklichen Viscount Stafford. Der einzige Sohn der ersten Ehe, Karl Paulet, Marquis von Winchester, war, als ein katholischer Peer, zugleich mit Lord Petre, einer der Gegner der Non-Resisting-Test, welche 1675 in dem Oberhause so merkwürdige, ganzer 17 Tage fortgesetzte Debatten veranlaßte. Im J. 1679 wurde er in den neu gebildeten geheimen Rath aufgenommen. Der innern Politik Jacob's II. durchaus entgegen, heuchelte er eine Geisteszerrüttung, die ihn der Nothwendigkeit überhob, an dem Ministerium Antheil zu nehmen, oder auch nur eine Meinung zu äußern, aber seine beiden Söhne, Karl, der Graf von Wiltshire, und Wilhelm, gingen, sicherlich nicht ohne sein Vorwissen, nach Holland, um sich den Scharen des Prinzen von Oranien beizugesellen. Die Revolution war kaum vollbracht, als der Marquis seine Geistesfähigkeit wieder fand, Wilhelm III. belohnte die von ihm empfangenen Dienste mit dem Titel eines Herzogs von Bolton, durch Creation vom 21. April 1689. Der Herzog starb den 26. Febr. 1699. Seine erste Gemahlin, Christiana, eine Tochter von Johann Frescheville auf Stavely, hatte ihm einen einzigen Sohn geboren, der in der Kindheit starb. Die andere, Maria, war die natürliche Tochter von Emanuel Lord Scroope, nachmaligem Grafen von Somerset, und kinderlose Witwe von Heinrich Carew, des Grafen von Monmouth anderem Sohne. Sie erbte von dem Vater die weitläufige Herrschaft Bolton, in dem North-Riding von Yorkshire, in deren Grenzen der Herzog Karl ein neues prächtiges Schloß erbaute. Sein jüngerer Sohn, Wilhelm Lord Paulet, vermählte sich 1689 im Haag, mit N., der einzigen Tochter von Armand de Caumont, Marquis von Montpouillon, Generallieutenant im Dienste der Generalstaaten, und von Amalia Wilhelmina von Brederode, dann in anderer Ehe mit Anna, der Tochter des Generals Randolf Egerton, und hatte aus der ersten Ehe die Söhne Wilhelm und Karl Armand, dann zwei Töchter, aus der andern Ehe die einzige Henriette. Karl Armand, Generalmajor, erhielt im Februar 1751 des verstorbenen Obersten Naizon Dragonerregiment. Henriette vermählte sich den 29. Mai 1725 mit William Townshend, und beerbte nicht nur Vater und Brüder, sondern auch, von Mutterseite, das Haus der Viscount Bayning und starb 1755. Der heutige Lord Bayning von Foxley, in Berks, Heinrich Wilhelm Paulet (late Townshend), geb. den 8. Juni 1797, ist ihr Enkel. Des ersten Herzogs von Bolton älterer Sohn, Karl Paulet, Herzog von Bolton, Marquis von Winchester, hatte bei des Vaters Lebzeiten die Stellen eines Kammerherrn der Königin Maria und eines Lord Justicier von Irland bekleidet; Mitglied des geheimen Raths seit 1714, Lord-Lieutenant von Hants und Dorsetshire, Ritter des Hosenbandordens, Vicekönig von Irland, war er 1719, während der Abwesenheit des Königs, einer von den Lords-Regenten. Er starb den 2. Febr. 1722, nachdem er drei Frauen gehabt: 1) Margaretha, des Lord Georg Coventry einzige Tochter, verm. 1679, gest. 1683; 2) Franziska, eine Tochter von Wilhelm Ramsden von Byrom, in Yorkshire; 3) Henriette Crofts, eine natürliche Tochter des Herzogs von Monmouth, verm. zu Dublin, im J. 1697. Von der letzten Gemahlin kam ein einziger Sohn, Nassau Lord Paulet, geb. im Juni 1698, verm. den 13. Dec. 1732 mit Isabella Tufton, einer Tochter des Grafen von Thanet. Seine einzige Tochter und Erbin, Isabella Paulet, wurde am 4. Juni 1765 mit Johann Jacob Perceval, dem dritten Grafen von Egmont, verheirathet. Aus der zweiten Ehe des Herzogs von Bolton waren die Söhne Karl III. und Heinrich. Karl III., Herzog von Bolton, geb. im Aug. 1691, erhielt, nachdem er einige Feldzüge in den Niederlanden gemacht, den Rang eines Obersten und die Würde eines kön. Geheimraths, und am 28. Oct. 1722 den Hosenbandorden. Im März 1738 wurde er Connétable vom Tower, im Mai 1740 Capitain der adeligen Garde, und von 1740—1746 erscheint er, in den Reisen des Königs nach dem Continent, jedesmal als einer der Lords-Regenten. Im Juli 1742 wurde er Gouverneur der Insel Wight, auch Lord-Lieutenant von Hants. Im J. 1745 warb er auf eigene Kosten ein Regiment, um die Schotten zu bekämpfen, wogegen er, Januar 1746, das Prädicat eines General-Lieutenants empfing. Aber schon im folgenden Monate legte er seine Bedienungen nieder, um fortan von dem Hofe entfernt zu leben. Seine erste Gemahlin, Anna Vaughan, eine Tochter des Grafen Johann von Carbery, starb den 4. Mai 1751 ohne Kinder, daher ihr großes Vermögen, besonders viele Plantagen auf Jamaika, an ihre Verwandte zurückfielen. Im Nov. n. J. ging der Herzog eine zweite Ehe ein mit Lavinia Beswick, die er auf einer Reise durch Frankreich kennen gelernt; die Ehe wurde zu Aix, in der Provence, geschlossen, blieb aber gleichfalls kinderlos. Der Herzog starb den 6. April 1754 auf einem seiner Güter in Hants, und wurde von seinem Bruder Heinrich beerbt. Heinrich, vierter Herzog von Bolton, hatte sich dem Seewesen gewidmet, und wurde im Febr. 1733 Commissarius von

der Admiralität, 1740 Commissarius für das Amt eines Großadmirals, und im Juni 1742 Vicegouverneur vom Tower. Als Herzog von Bolton wurde er 1755 in den königlichen Rath aufgenommen, und bei der Krönung Georg's III. trug er demselben die Krone vor. Er war mit Pitt im Bunde gegen Bute und starb den 5. Juli 1765. In dem Herzogthume folgten ihm nach einander seine Söhne, Karl IV., der bisherige Marquis von Winchester, und Heinrich, mit dessen Tode, am 25. Dec. 1794, das Herzogthum erlosch, denn der sechste Herzog von Bolton war ohne Nachkommenschaft. Bolton Castle, wo einst Maria Stuart gefangen gehalten worden, fiel mit seinem weitläufigen Gebiete an des Herzogs Karl IV. natürliche Tochter, Johanna Maria Paulet, die seit dem 7. April 1778 mit Thomas Orde verheirathet war. Thomas Orde nahm im J. 1794 Namen und Wappen der Paulet an, wurde am 20. Oct. 1797 zum Baron Bolton von Bolton-Castle creirt, und vererbte Gut, Peerschaft und Wappen auf den heutigen Lord, Wilhelm Orde Paulet, Baron Bolton von Bolton Castle, geb. den 31. Oct. 1782 (der Vater ist den 30. Juli 1807, die Mutter den 14. Dec. 1814 gestorben). Die übrigen Güter des Hauses Bolton, meist in Hants gelegen, wie z. B. Crundall, Alresford, Basinghouse und das benachbarte Hackwoodhouse, und die Titel eines Marquis von Winchester u. s. w. vererbten sich auf einen Vetter im vierten Grade, auf Georg Paulet von Ampton, in Hants. Georg's Urgroßvater, Lord Heinrich Paulet, war des vierten Marquis von Winchester und der Lucia Cecil vierter Sohn, und starb 1672, ein Vater von Franz, ein Großvater von Norton Paulet. Dieser starb im Juni 1741, mit Hinterlassung von acht Söhnen, deren jüngster, Georg, nicht nur die sieben Brüder überlebte, sondern auch zu der Erbschaft des Titels und der substituirten Güter des Marquis von Winchester berufen wurde. Georg starb den 22. April 1800 (seine Gemahlin, Martha Ingoldsby, den 14. März 1796) und hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Der ältere Sohn, Karl Ingoldsby Paulet, 13. Marquis von Winchester, Graf von Wiltshire, Baron von St. John, auch Premier Marquess of England, Groom of the Stole to the King, ist Vater von acht Kindern. Das Wappen der Paulet, drei silberne Schwerter im schwarzen Felde, wird von den Marquis von Winchester, den Grafen Paulet und den Lords Bayning unverändert geführt, die Lords Bolton von Bolton-Castle bedienen sich hingegen eines gevierten Schildes: das erste und vierte Paulet, mit einem Eckschildlein, das zweite und dritte, drei silberne Fische im schwarzen Felde. Motto des Marquis von Winchester und des Lord Bolton: Aimez Loyaulté; des Grafen Paulet: Gardez la Foy; des Lord Bayning: Stare super vias antiquas. Auch in Irland gibt es Paulets, und zu diesen gehörte Amato Paulet, der 1759 zum Brigadier in der neapolitanischen Armee befördert wurde, sodann jener Chevalier Paulet, der, einer der frühesten, die Methode des wechselseitigen Unterrichts angewendet hat. Im J. 1772 eröffnete er zu Paris eine Schule, die einzig für Soldatenkinder, deren Väter im Dienste des Staates getödtet oder verwundet worden, bestimmt sein sollte. Sie fand Gedeihen, und wurde beinahe zur Modeangelegenheit, nachdem Ludwig XVI. das Institut in seinen besondern Schutz genommen, und 36,000 Livres zu dessen Erweiterung bewilligt hatte. Familien von Bedeutung betrachteten von dem an die Aufnahme ihrer Kinder als eine Gunst. Alle Fächer wurden vorgetragen, denn die Wahl des künftigen Standes war eines jeden Ermessen überlassen. Die Zöglinge wurden angehalten, das Erlernte andern mitzutheilen, und es war ein hoher Sporn jugendlichen Ehrgeizes die Aussicht, einer Abtheilung als Sprachmeister, als Lehrer der Mathematik oder einer Kunst vorstehen zu können. Die Handhabung der Polizei und beinahe die ganze Verwaltung der Anstalt war den Zöglingen überlassen. Geschworne sprachen Recht den Übelthätern: die Strafen waren aber einzig moralischer Natur, und beschränkten sich auf eine Veränderung in der Kleidung, und auf unfreiwillige Muse, die noch dazu in eine große und kleine Muse abgetheilt war. Dabei aber ließ sich der Gesetzgeber Paulet das Recht nicht nehmen, diesen gesetzlichen Züchtigungen willkürliche hinzuzufügen, den Strafbaren in die Haare zu fallen, oder sie mit einem Schlüsselbunde vor den Kopf zu schlagen. Nichtsdestoweniger blieb das Institut in Ansehen und lieferte manchen brauchbaren Mann, bei einem höchst encyklopädischen Unterrichte. Die Revolution stäubte Lehrer und Schüler aus einander, empfing aber aus Paulet's Schule einen ihrer berühmtesten Vertheidiger, den Marschall Macdonald, aus dessen Mittheilungen später eine eigene Abhandlung über Paulet's Schule und System, für das Journal d'éducation, Juillet 1816. S. 229, geschrieben wurde. *(v. Stramberg.)*

PAULET, St. P. de Caison, Gemeindedorf im franz. Garddepartement (Languedoc), Canton Pont St. Esprit, Bezirk Uzès, ist 9½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1051 Einwohner. (Nach Barbichon.) *(Fischer.)*

PAULETIA. So nannte Cavanilles (Icon. V. p. 5) eine Pflanzengattung zu Ehren des französischen Arztes Joh. Jac. Paulet (geb. 1740 zu Andèse, gest. ?), Verfassers mehrer botanischer und medicinischer Werke (Histoire de la petite vérole avec les moyens d'en préserver les enfans. Vol. I. et II. (Par. 1768.) Recherches historiques et physiques sur les maladies epizootiques. Vol. I. et II. (Par. 1776.) Mehre Streitschriften gegen Mesmer. Traité complet sur les champignons. Vol. I. et II. (Par. 1775. 4.)]. Nach Candolle bildet Pauletia eine Untergattung von Bauhinia. Er nimmt (Prodr. II. p. 512—518) fünf Unterabtheilungen der Gattung Bauhinia an: I. Casparia *Kunth.* (Ann. des sc. nat. I. p. 85. Nov. gen. VI. p. 317). Zehn Staubfäden, von denen neun zu einem Bündel verwachsen und unfruchtbar sind, während der zehnte längere, fast ganz freie allein eine Anthere trägt; der Fruchtknoten gestielt. Hierher gehören eilf Arten. II. Pauletia *Cavan.* Zehn Staubfäden, meist an der Basis zu einem Bündel verwachsen, alle fruchtbar oder abwechselnd unfruchtbar; der Fruchtknoten gestielt. Mit 21 Arten. III. Symphyopoda *Cand.*

Die Staubfäden sind an der untersten Basis mit einander verwachsen, drei davon fruchtbar und sehr lang, die übrigen unfruchtbar, sehr klein, oder ganz fehlschlagend; der Stiel des Fruchtknotens mit der Kelchröhre zusammenhängend; die Zweige drehrund. Mit fünf Arten. IV. Phanera *Loureiro* (Cochinch. ed. *Willd.* p. 46), wie Symphyopoda, aber der Stiel des Fruchtknotens kürzer und die Zweige zusammengedrückt. Mit drei Arten. V. Caulotretus *Richard.* Die zehn Staubfäden alle fruchtbar und frei; der Fruchtknoten ungestielt. Mit sieben Arten. Außer diesen werden noch 16 zweifelhafte oder unbeschriebene Arten von Bauhinia angeführt. (*A. Sprengel.*)

PAULETTE oder Viertel-Plate (s. d. Art. Plate), zu ¼ Daler Silbermünze ausgeprägt, nach unserm Gelde ungefähr sechs gute Groschen am Werthe, war eine plattenförmige, in Schweden überall gangbare Kupfermünze. Obgleich *) die plattenförmigen schwedischen Kupfermünzen, und also auch die Paulette, unter der Königin Christine aufkamen, so scheinen doch dergleichen von ihr gar nicht mehr und nur von spätern Regenten noch vorhanden zu sein, welches daher kommen mag, daß man die frühern Arten sogenannter Platen, besonders unter der Regierung des Königs Karl XII., zu kleinern Nothdalern umprägen ließ. Folgende Gepräge von Pauletten sind jedoch jetzt noch vorhanden und gelten hin und wieder in Lappland noch als Landesmünze.

I. Von Karl XII. (v. 1697 bis 1718.) 1) Eine 6 Zoll breite und 5 Zoll hohe viereckige Kupferplatte. Auf jeder der vier Ecken ein Stempelabdruck von Thalergröße, welcher die gekrönten Anfangsbuchstaben der Worte: Carolus Rex Sueciae, und darunter die Jahrzahl 1710 enthält. In der Mitte der Platte ein etwas größerer Stempel mit der Inschrift in drei Reihen: ¼ (zwischen zwei Lilien) — DALER — Sölff: Mynt (das n in letzterm Worte durch das Zeichen — als Abbreviatur ausgedrückt). Darunter die nericischen Pfeile, beide wie ein Andreaskreuz gelegt. Außerdem befindet sich auf der Platte der Abdruck eines Contrestempels von Viertelthalergröße mit der vierzeiligen Inschrift: ¼ — DALER — S.M. — 1718. 2) Derselbe ¼ Daler vom Jahre 1712, aber durch die abgeschnittenen Ecken achteckig und 42 Loth schwer.

II. Von Friedrich I. (v. 1720 bis 1751.) 1) Viereckige Platte von 2¾ Zoll Breite und 3 Zoll Höhe 29 Loth schwer. In den vier Ecken Stempelabdrücke von der Größe eines halben Thalers mit der gekrönten Namensschiffre F. R. S., darunter die Jahrzahl 1742. In der Mitte der Platte ein etwas größerer Stempelabdruck mit der dreizeiligen Inschrift ¼ — DALER — SILF: MYNT. Darunter befinden sich die oben bezeichneten nericischen Pfeile. 2) Dergleichen vom Jahre 1747, 4 Zoll breit, 4¼ Zoll hoch und 25 Loth schwer. 3) Dergleichen vom Jahre 1749, 3¾ Zoll breit, 4¼ Zoll hoch und 26 Loth schwer.

III. Von Adolf Friedrich (v. 1751 bis 1771. 1) Viereckige, 4¼ Zoll breite, 3½ Zoll hohe und 27 Loth schwere Platte, in jeder der vier Ecken ein Stempelabdruck von der Größe eines Drittelthalers mit der gekrönten Namensschiffre A F R S und der darunter befindlichen Jahrzahl 1752. In der Mitte der Platte ein etwas größerer Stempelabdruck mit dem bei den früher beschriebenen Münzen bezeichneten Gepräge. 2) Dergleichen von dem Jahre 1763, jedoch nur 21 Loth schwer, und von 3½ Zoll Breit und 3 Zoll Höhe. (*K. Pässler.*)

*) *Kundmann*, nummi singulares p. 49.

PAULETTE, PALOTTE (la), le droit annuel, ist der Name einer vormals in Frankreich eingeführt gewesenen Abgabe, welche von allen Justiz- und Finanzstellen, die einer erkauft hatte, dem Könige erlegt werden mußte, sodaß nur die wirklichen Staatssecretaire von ihr befreit waren. Dergleichen erkaufte Ämter erbten auf die Witwen und Erben des Beamten nur unter der Bedingung fort, daß die Abgabe in den ersten zwei Monaten eines jeden neuen Jahres freiwillig entrichtet wurde, widrigenfalls das Recht, die Ämter anderweit zu vergeben, an den König, oder vielmehr an den Pachter der fraglichen Abgabe, zurückfiel, welchem alsdann die Befugniß zustand, das erledigte Amt meistbietend anderweit zu verkaufen. Indessen hatten die Erben oder die Gläubiger eines solchen Beamten die Erlaubniß, die rückständige Abgabe für den Letztern zu bezahlen, und auf diese Weise blieb das Amt dennoch bei der Familie. In frühern Zeiten ging auch in dem Falle die Erblichkeit des Amts verloren, wenn der Inhaber eines solchen dasselbe nicht wenigstens 40 Tage vor seinem Ableben einem Andern abgetreten hatte.

Schon unter den Königen von Frankreich aus dem Hause Valois, namentlich unter Ludwig XII., machte man dort den Anfang Gerichtsämter zu verkaufen, welches unter den nachfolgenden Königen Franz I. und Karl IX. noch mehr ausgedehnt wurde. Unter der Regierung des Königs Heinrich IV. aus dem Hause Bourbon wurde seinem berühmten Finanzminister, Sully, Marquis de Rosny, vom königlichen Kammersecretair Karl Paulet der Vorschlag gemacht, die verkauften Ämter gegen Erlegung einer jährlichen Abgabe erblich zu machen. Sully empfahl diese Operation dem Könige als ein Mittel, wodurch er nicht nur seine Finanzen vermehren, sondern auch vor dem unbequemen Überlaufen derer, welche dergleichen erledigte und ohnedies verkäufliche Ämter suchten, gesichert sein würde. Demgemäß wurde, wie sehr auch Andere diese Maßregel widerriethen, und vielmehr die Verkäuflichkeit der Justiz- und Finanzämter ganz abzuschaffen empfahlen, unterm 12. Sept. 1604 ein königliches Edict erlassen, nach welchem alle Justiz- und Finanzbeamten, wenn sie von jedem Livre Einkünfte ihres erkauften Amtes vier Deniers, also den 60. Theil derselben, jährlich abgeben würden, ihre Ämter dadurch für ihre Familien erblich machen könnten. Hierzu sollte Niemand gezwungen werden; allein Niemand weigerte sich eine geringe Abgabe zu entrichten, durch welche er die Gewißheit erlangte, das Amt seiner Familie zu erhalten, und so wurden die Justiz- und Finanzämter, welche früher schon verkäuflich waren, erblich. Seit dem Jahre 1618 wurde die Abgabe auf den 60. Denier von dem Drittheil des zu Gelde veranschlagten Einkommens vom Amte

firirt, und das Recht de la Paulette, oder, wie es eigentlich heißt, du droit annuel, welches jedoch nur auf neun Jahre ertheilt ward, wurde von neun zu neun Jahren erneuert, obgleich im Jahre 1614 dessen gänzliche Abschaffung von der Kleriſei und dem Adel beantragt, dies auch von dem Tiers état und den Magiſträten unterſtützt worden war. Endlich wurde im Jahre 1710 vom Könige Ludwig XIV. die Paulette aufgehoben; allein ſchon im Jahre 1722 wurde ſie von deſſen Nachfolger Ludwig XV. wiederum eingeführt, und ſie hat bis zur franzöſiſchen Revolution beſtanden.

Dieſe Abgabe hat zu den gröbſten Misbräuchen die Veranlaſſung gegeben, indem öfters die Inhaber des Amts gar nichts von dem verſtanden, was zu ihren Amtsgeſchäften gehörte; ihre Namen hat ſie von ihren Erfindern, dem oben erwähnten Karl Paulet, welcher der erſte Pachter derſelben ward, und von la Palotte, dem nachherigen Pachter *). (*K. Pässler.*)

PAULHAC, Flecken im franz. Cantaldepartement (Auvergne), Canton und Bezirk St. Flour, iſt vier Lieues von dieſer Stadt entfernt, hat eine Succurſalkirche und 1826 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULHAGUET, kleine Stadt im franz. Departement der Oberloire (Auvergne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Brioude, liegt 4½ Lieues von dieſer Stadt entfernt, auf einer Anhöhe an der Senouire, iſt der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregiſtrirungsamtes, ſowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Pfarrkirche und 1326 Einwohner, welche fünf Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Paulhaguet enthält 21 Gemeinden und 12,230 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULHAN, Gemeindedorf im franz. Héraultdepartement (Languedoc), Canton Clermont, Bezirk Lodève, liegt, 7¼ Lieues von dieſer Stadt entfernt, nahe am rechten Ufer des Hérault, und hat eine Succurſalkirche, 200 Feuerſtellen und 1188 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULI [1]) (Ernst Ludwig), geboren den 29. Mai 1716 zu Braunſchweig, verdankte ſeinem Vater, dem dortigen Prediger Hermann Reinhold Pauli, eine ſorgfältige Erziehung. Den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte er auf dem Gymnaſium zu Bremen. Als er ſpäterhin die Univerſität Halle bezog, verband er mit der Theologie ein gründliches Studium der ältern Sprachen. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn ward er (1736) zu Berlin unter die königlichen Candidaten am Dom aufgenommen. Zwei Jahre ſpäter bot ſich ihm eine willkommene Gelegenheit, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und zugleich ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu erweitern. Friedrich Wilhelm I. bewilligte ihm die nöthige Unterſtützung, um eine Reiſe durch Teutſchland, Holland und die Schweiz unternehmen zu können. Er beſuchte die vorzüglichſten Univerſitäten und machte die für ſeine höhere Geiſtesbildung vortheilhafte Bekanntſchaft mehrer ausgezeichneten Gelehrten.

Im J. 1740 ward Pauli Prediger der evangeliſchen Gemeinde zu Magdeburg. Zu der Zufriedenheit mit ſeinen Amtsverhältniſſen geſellte ſich für ihn (1763) die Freude, den hubertsburger Frieden durch eine Gedächtnißpredigt feiern zu können [2]). Im J. 1764 ward er als Conſiſtorialrath, Hofprediger und Inſpector der Kirchen zu Halberſtadt und Aſchersleben nach dem zuerſtgenannten Orte verſetzt. Eine zu Ballenſtädt gehaltene Predigt [3]) empfahl ihn dem Fürſten von Anhalt-Bernburg, der ihn als ſeinen Oberhofprediger nach Ballenſtädt berief. Pauli erhielt zugleich den Charakter eines Conſiſtorialraths, und 1772, mit Beibehaltung der ebengenannten Würden, die Stelle eines Pfarrers und Superintendenten an der Ägidienkirche zu Bernburg. Dort ſtarb er den 21. April 1783.

Um ſeine Gemeine hatte er ſich beſonders verdient gemacht durch die Herausgabe eines neuen Geſangbuchs [4]). Zum Beſten der anhalt-bernburgiſchen Schulen ließ er den heidelbergiſchen Katechismus, in kurze Sätze abgefaßt, drucken [5]), begleitet von den weſentlichſten Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion. Aus dem Engliſchen, nach Thomas Birch, überſetzte er das Leben Tillotſon's [6]). Einzelne theologiſche Abhandlungen, größtentheils nach dem Engliſchen und Franzöſiſchen bearbeitet, ließ er in Zeitſchriften oder andern Werken drucken [7]). (*Heinr. Döring.*)

PAULI (Georg Jacob), Bruder von Ernſt Ludwig Pauli, geb. den 24. Juli 1722 zu Braunſchweig, widmete ſich zu Halle dem Studium der Theologie, und ward 1746 Rector an dem dortigen reformirten Gymnaſium. Er eröffnete dies Lehramt (1747) mit ſeiner ungedruckt gebliebenen Rede: De initiis Physicae et Ethicae in scholis non negligendis, und ließ gleichzeitig ſein Programm: De occasione Psalmi XXXIV. conscribendi drucken [1]). Im J. 1750 erhielt er zugleich die dritte Predigerſtelle bei der Domgemeinde in Halle, und folgte, nachdem er im nächſten Jahre Prediger in der berliner Friedrichsſtadt geworden war, ſpäterhin einem Ruf nach Halberſtadt. Dort bekleidete er die Stelle eines Conſiſtorialraths und Hofpredigers. Mit den gleichen Würden ward er 1774 erſter Prediger an der Domkirche zu Halle und zugleich Inſpector der reformirten Kirchen und Gemeinen im Saalkreiſe.

Pauli ſtarb den 23. Febr. 1795, nachdem er nicht

*) ſ. *de la Force*, Nouvelle descript. de la France. T. 1. p. 400.

1) Bei der ſo ſchwankenden Schreibung Pauli und Paulli haben wir darauf in der alphabetiſchen Anordnung keine Rückſicht genommen, bemerken jedoch, daß eigentlich ſowie Paullus, ſo auch Paulli die richtigere Schreibung iſt, die nur ſelten beachtet wird. Red.

2) Der Herr hat Großes an uns gethan. Eine Predigt am Friedensfeſte. Magdeburg 1763. 3) Am 21. Sonntage nach Trinit. (Ebend. 1764.) 4) Bernburg 1768. 5) Ebend. 1774. 6) Leben des Lorderzbiſchofs zu Canterbury, Tillotſon. A. d. Engl. (Leipz. 1754.) 7) Vgl. Dunkel's hiſtor. krit. Nachrichten von verſtorbenen Gelehrten. 1. Th. S. 287. Hering's Neue Beiträge zur Geſchichte der reformirten Kirche. 1. Th. S. 148 und folg. Ruſt's Nachrichten von jetzt lebenden anhalt'ſchen Schriftſtellern. 1. Th. S. 131 u. fg. Schmidt's anhalt'ſches Schriftſtellerlexikon (Bernburg 1830). S. 280 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands. 3. Bd. S. 228 fg. Journal für Prediger. 14. Bd. S. 214 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 10. Bd. S. 290 fg.

1) Halae 1747. 4.

lange vor seinem Tode mit Pischon, dem damaligen zweiten Domprediger in Halle und nachherigen Hof- und Garnisonprediger in Potsdam, für die halle'sche Domgemeine ein neues Gesangbuch besorgt hatte, worin sich auch einige von ihm gedichtete Lieder befinden. Schon 17 Jahre vor der Einführung dieses neuen Gesangbuches hatte er zu dem alten Gesangbuche einen Anhang von 100 Liedern herausgegeben. Für die religiöse Erbauung sorgte er außerdem durch seine Predigten über das Leiden und Sterben Jesu. Zu den zwei Theilen dieses Werkes [2]) fügte er späterhin noch einen dritten hinzu [3]). Als Leitfaden für akademische Vorlesungen schrieb er einen Entwurf der katechetischen und populären Theologie [4]). Sowol in dieser Schrift, als in seinen Abhandlungen über einige wichtige Stellen des neuen Testaments [5]) zeigte sich Pauli als einen aufgeklärten Religionslehrer, der hinter den wissenschaftlichen Fortschritten seines Zeitalters nicht zurückbleiben wollte. Dafür sprechen besonders seine in dem Journal für Prediger in den Jahren 1784—1786 gedruckten Abhandlungen [6]). Er war ein fleißiger Mitarbeiter an der alten berliner Bibliothek und an der allgemeinen theologischen Bibliothek vom achten Bande bis zum vierzehnten. Das halle'sche Wochenblatt enthält in den Jahren 1784—1785 ebenfalls mehre Aufsätze von ihm [7]). (*Heinrich Döring.*)

PAULI (Hermann Reinhold), Vater von Ernst Ludwig und Georg Jacob Pauli, geb. den 28. Febr. 1682 zu Marburg, war ein Sohn des dortigen Professors der Theologie Reinhold Pauli. Seit dem Jahre 1690 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Dort eröffnete er auch 1696 seine akademische Laufbahn. Unter dem Vorsitze seines Schwagers, des Professors der Theologie L. C. Mieg, der späterhin eine gleiche Stelle zu Heidelberg bekleidete, disputirte er mehrmals, und ging dann in seinem 19. Jahre nach Bremen, wo er einige philologische Collegien, besonders bei Haase, Schnabel und Keßler hörte, und sich dabei fleißig im Predigen übte. Im J. 1701 reiste er nach Marburg zurück, wo er noch ein Jahr studirte, und unter Tilemann eine exegetisch-kritische Abhandlung über 2 Korinth. 4, 6. 7 öffentlich vertheidigte, die jedoch nicht gedruckt worden ist.

Den Plan, nach Danzig zu reisen, wo sein Großvater Georg Pauli Professor am Gymnasium und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche war, gab er wieder auf, als er 1702 Hofprediger der verwitweten Fürstin von Nassau-Schaumburg, einer gebornen Gräfin von Holzapfel, zu Schaumburg ward. Aus diesen Verhältnissen schied er im J. 1705. Durch Tilemann empfohlen, erhielt er um diese Zeit einen Ruf nach Braunschweig, als Prediger bei der dort neu errichteten reformirten Gemeinde. Für sie sammelte er reichliche Beiträge auf einer Reise, die ihn im October 1705 nach Amsterdam, und von da nach Haarlem, Leyden, Haag, Rotterdam u. a. Städte Hollands führte. Die dort angeknüpfte Bekanntschaft mit mehren ausgezeichneten Gelehrten, besonders mit Witsen und van Till, blieb nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine höhere Geistesbildung.

In Marburg, wohin er 1706 zurückgekehrt war, hatte er sich als asketischer Schriftsteller durch eine zwiefache Sammlung von Kanzelreden [1]) einen so geachteten Namen erworben, daß die reformirten Gemeinden zu Hanover und Frankenthal in der Kurpfalz ihn zu ihrem Prediger beriefen. Den Antrag nach Hanover, der 1718 an ihn erging, lehnte er ab, folgte jedoch 1723 dem Rufe nach Frankenthal, ohne dadurch seine ökonomischen Verhältnisse zu verbessern. Er fuhr fort, als theologischer Schriftsteller thätig zu sein, gab einen biblischen Katechismus heraus [2]), in welchen er die merkwürdigsten Geschichten des alten und neuen Testaments verflocht, und edirte eine Predigtsammlung vom Gehorsam des Glaubens, unter dem Titel: Pfälzische Erstlinge [3]).

Ein größerer Wirkungskreis für seine Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er 1728 zweiter Hofprediger und Professor der Theologie an dem reformirten Gymnasium zu Halle ward. Er eröffnete sein Lehramt mit der ungedruckt gebliebenen Rede: **De veris verae Theologiae fontibus et finibus.** Den Antrag, 1731 an Andreä's Stelle Hofprediger in Berlin zu werden, lehnte er ab, begab sich aber 1734 in die genannte Residenz, wo er die von dem König ihm bewiesene Auszeichnung besonders dazu benutzte, zu Halle ein Stipendium für Jünglinge zu stiften, die sich dem Studium der Theologie widmeten. Er ward 1734 Consistorialrath und zwei Jahre nachher Inspector der Domkirche, des Gymnasiums und der niedern Schulen in Halle. Zugleich erhielt er die Aufsicht über die Schulen zu Wettin, Calbe und Aken. Von einer lebensgefährlichen Krankheit, die ihn im Jahr 1740 befiel, genas er wieder durch ärztliche Hilfe. Allein die Abnahme seiner Kräfte ward ihm seitdem immer fühlbarer, und die Folgen eines hitzigen Fiebers beschleunigten den 5. Febr. 1750 seinen Tod im 68. Lebensjahre.

Außer mehren Predigten und asketischen Schriften,

2) Halle 1768—1769. 2 Theile. 3) Ebend. 1780, auch unter dem Titel: Predigten über das Leiden und Sterben Jesu Christi, nach dem Bericht des Evangelisten Johannes. 4) Ebd. 1778. N. A. Ebend. 1785. 5) Nebst Beantwortung einiger Fragen aus der Lebensgeschichte Jesu Christi (Riga 1773). 6) Untersuchung der Klage vieler Religionslehrer über den geringen Nutzen ihrer Predigten (14. Bd. 1. St.). über die Frage: Ist es rathsam, in unsern Kinderlehren von dem Unterschied der natürlichen und geoffenbarten Religion besonders zu reden (15. Bd. 4. St.). Gedanken über praktische Predigten (17. Bd. 1. St.). über schriftmäßige Predigten (18. Bd. 1. St.) u. a. m. 7) Vergl. Dunkel's histor.-krit. Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. 1. Th. S. 287 fg. Hering's neue Beiträge zur Geschichte der reformirten Kirche. 1. Th. S. 196 fg. Hirsching's histor.-liter. Handbuch. 7. Bd. 1. Abth. S. 191. Richter's Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 269 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 230 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 292 fg.

1) Der liebevolle Rath des treuen und wahrhaftigen Zeugen an das laue Laodicea unserer Zeit, aus Offenb. Joh. 3, 14—18, in 24 Predigten vorgetragen. (Leipzig 1713. 4.) Zweite verb. und verm. Ausgabe, mit einem Anhange, einer Gastpredigt und zweien Predigten von der Nutzbarkeit und Kraft der Gottseligkeit. (Ebend. 1739. 4.) Die Kraft des Reiches Gottes, in 20 Predigten. (Braunschweig 1716. 4. N. A. Ebend. 1731. 4.) 2) Mannheim 1726. 12. 3) Frankfurt a. M. 1726. 4.

die Meusel verzeichnet hat [4]), lieferte er einzelne Beiträge zu Journalen, besonders zu den halle'schen Intelligenzblättern [5]) und ein Schediasma historicum de Ecclesia Cenchreensi, in D. *Gerdesii* Miscell. Duisb. T. I. Fasc. 1. Nr. 3 [6]). (*Heinrich Döring.*)

PAULI, 1) Jacob Heinrich, Simon Pauli's Sohn. Geboren zu Kopenhagen, begab sich Pauli, wie es damals Sitte war, nach Vollendung seiner Studien 1658 auf Reisen, wo er vorzüglich die Bekanntschaft der berühmtesten Ärzte suchte, und kehrte vielfach gebildet zurück. Einige Jahre ertheilte er jetzt Privatunterricht, doch 1662 erhielt er die Professur der Anatomie und 1663 die der Geschichte zugleich mit dem Titel eines königl. Historiographen. Er erwarb sich deshalb 1664 die Magisterwürde, legte jedoch schon im nächsten Jahre seine Professur nieder, behielt aber den erwähnten Titel bei und begab sich abermals und mit gleichem Erfolge, wie das erste Mal, auf Reisen. Heimgekehrt, zog er die Aufmerksamkeit König Christian's V. auf sich; dieser ernannte ihn zum Gesandtschaftssecretär und als solcher fungirte er an mehren Höfen. Die Art, wie er die Angelegenheiten seines Königs in Frankreich betrieb, verschaffte ihm dessen Gunst im höchsten Grade. Kaum war er daher wieder in Dänemark angelangt, so wurde er 1683 zum Canzleirath in Glückstadt ernannt, nichtsdestoweniger häufig als Gesandter verschickt und endlich zum Residenten in Hamburg erwählt. Hier kam er in Verdacht, eine Verschwörung gegen die Freiheit dieses kleinen Staates eingeleitet zu haben, ein Verdacht, gegen welchen er sich in mehren lateinischen Schriften vertheidigte, welche jedoch auch teutsch erschienen. Im J. 1693 wurde er als Gesandter nach England gesendet, nach seiner 1697 erfolgten Zurückberufung aber in den Adelsstand erhoben, wobei er den Zunamen Rosenschild erhielt. Jetzt schlug er seinen Wohnsitz in Lübeck auf, wo er sich verheirathete und mehre Kinder erzeugte. Sein Todesjahr ist ungewiß. Außer seinen in der hamburger Angelegenheit erlassenen Vertheidigungsschriften haben wir von ihm ein Poema in homagium regis Daniae, Friderici III.; Anatomiae bilsianae anatomen; libellum epigrammatum; hymnologiam sacram; von fremden Schriften gab er heraus: *Bellini* observationes anatomicas de structura renum und *Borelli* judicium de usu rerum. 2) Karl Friedrich, dieser durch die Menge seiner Schriften, von welchen wir nur die in acht Bänden enthaltene allgemeine preußische Staatsgeschichte, sowie die Fortsetzung der allgemeinen vom Ritter von Solignac begonnenen Geschichte Polens erwähnen wollen, bekannte Mann, wurde am 4. Sept. 1723 zu Saalfeld in Preußen geboren, studirte von 1740 zu Königsberg und von 1742 zu Halle die Rechte, erwarb sich 1747 die Würde eines Magisters der Philosophie und erhielt, nachdem er einen Ruf nach Königsberg abgelehnt hatte, 1751 die Stelle eines außerordentlichen Lehrers des Staatsrechts und der Geschichte in Halle, welche er 1765 mit der eines ordentlichen Professors der Geschichte und Philosophie vertauschte. Er starb am 9. Febr. 1778. 3) Gregorius, diesen gelehrten polnischen Geistlichen finden wir im J. 1555 zu Wola bei Cracow und darauf in letzterer Stadt selbst angestellt. Er gehörte zu den freimüthigsten Gegnern der sogenannten heil. Dreieinigkeit, weshalb er auch aus Cracow vertrieben wurde. Nachdem er eine Erklärung schwieriger Stellen der heil. Schrift, so wie den späterhin von Lälius Socinus und Peter Statorius umgeänderten rakower Katechismus hatte erscheinen lassen, starb er 1591 zu Rakow. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULI (Johannes), wird in den meist kurzen Nachrichten, die wir von seinen Lebensumständen haben, Lesemeister zu Than, Tann oder Tone genannt. Nähere Aufschlüsse über diesen Ort gibt eine Notiz von Wadding (Annales Minorum. XVI. p. 291) bei dem Jahre 1530: Floruit hoc tempore in provincia Argentina frater Joannes Paulus, professor conventus Thannensis; und die Vergleichung zweier andern Stellen bei demselben Schriftsteller, welche eine statistische Übersicht aller Franziskanerklöster enthalten (Vol. IX. p. 223. cl. VII. p. 266), daß die Stadt Thann am Thurflusse, welche ehemals österreichisches Besitzthum war und jetzt im Departement Oberrhein liegt, zu verstehen ist. Dort hatte er, wie es in der vom Jahre 1519 datirten Vorrede von „Schimpf und Ernst" heißt, bei 40 Jahre gepredigt. Darnach müßte er dies Amt bereits 1479 angetreten haben und, wenn dies etwa im 24. Lebensjahre geschehen ist, um 1455 geboren sein. Im J. 1530 läßt ihn die Bibliotheca universa Franciscanorum (concinnata a Joanne a S. Antonio) noch am Leben sein. In den Jahren 1506 — 1510 hatte er zu Strasburg Geiler's Predigten fleißig mit angehört und aufgezeichnet, 1515 beendigte er als Lesemeister zu Schletstadt die Redaction der Brösamlin, 1517 besorgte er eine neue Ausgabe des Evangelienbuchs, 1519 unterzeichnete er die Vorrede zu Schimpf und Ernst. Das sind die einzigen sicheren Data aus dem Leben des merkwürdigen Mannes, den sein erbitterter Gegner Peter Wickgram ganz entschieden als loripes Judaeus baptismate lotus und verpus bezeichnet. Ammon (Gesch. der Homiletik. I. S. 307) will diesen Vorwurf figürlich deuten und auf das Streben nach unredlichem literarischen Gewinne beziehen, aber eine Vergleichung der Lebensbeschreibung des Konrad Pellicanus [1]) macht es sehr wahrscheinlich, daß der dort erwähnte Paulus Pfedersheimer, welcher zu Mainz das Judenthum verließ, Magister der freien Künste geworden und in den Orden der Franziskaner getreten war, eben unser Pauli ist, dessen eigentlicher Name vielleicht von dem

4) s. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 295 fg. 5) 1729. S. 17. 1730. S. 327. 678. 1731. S. 120. 311. 677. 679. 1733. S. 74. 665. 1735. S. 312. 6) Vergl. s. Lebenslauf in der von A. Ph. Ursinus verfaßten Gedächtnißpredigt (Halle 1750). S. 39 fg. Moser's Beitrag zu einem Lexico jetztlebender Theologen. S. 640 fg. Schmersahl's Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 2. Th. S. 167 fg. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 268. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 233 fg.

1) In Adam vitae eruditorum p. 128.

Orte, woher seine jüdische Familie gekommen war, entlehnt ist. Interessanter wird er für uns durch seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich theils auf die Herausgabe vieler Predigten Geiler's von Kaisersberg bezog, theils auf die Bearbeitung eines viel verbreiteten Volksbuches.

Zur Anhörung der Geiler'schen Predigten hatte ihm sein Aufenhalt in Strasburg als Guardian des dortigen Barfüßerklosters die Gelegenheit verschafft, die er auch mit der äußersten Sorgfalt benutzte und nach jeder Predigt zu Hause aufschrieb, was ihm aufzeichnungswerth erschien. Aus diesen Materialien, auf deren Redaction er mehre Jahre seines Lebens verwandte, entstand 1) „das Evangelibuch, gepredigt von Geiler von Kaisersberg, von Johannes Pauli behalten und uß seinem Mund uffgeschrieben." (Straßburg 1515. Fol.) Es sind die Evangelien des ganzen Jahres mit den Auslegungen des berühmten Redners; sie wurden mit solchem Beifall aufgenommen, daß schon zwei Jahre nachher eine neue Ausgabe veranstaltet werden mußte. Gegen diese Sammlung erhob Geiler's Neffe und Erbe, P. Wickgram [2]), harten Tadel, indem er behauptete, Pauli habe ohne die nöthigen Kenntnisse jene Predigten aufgefaßt, eigene Possen eingeschwärzt und die schuldige Rücksicht der Schicklichkeit und des guten Anstandes wenig beobachtet. Dieser Vorwurf scheint aber ungerecht und falsch, ja mit den eigenen Versicherungen Pauli's und dem Charakter der übrigen Geiler'schen Schriften in offenbarem Widerspruche zu stehen und vielleicht dadurch veranlaßt, daß Wickgram die zahlreichen schmuzigen Reden des Oheims durch den Druck lieber nicht verbreitet gesehen hätte. Darum haben auch Chr. Fr. Ammon (Geschichte der Homiletik. I. S. 305) und Fr. W. Ph. v. Ammon (in Geiler's Leben. S. 21) an der Wahrhaftigkeit und Treue Pauli's nicht gezweifelt. 2) „Die Emeis. Dis ist das Buch von der Omeißen. und auch Her der künnig ich diente gern." (Straßburg 1516 und 1517. Fol.) Die Ameise enthält 41 Predigten, welche Geiler in der Fastenzeit des Jahres 1508 gehalten hatte. Ammon (Gesch. der Homiletik. I. S. 269) erkennt zwar in vielen Stellen Geiler's fruchtbare Einbildungskraft und die ganze Manier seiner Darstellung, hält sie aber doch für corrupt und untergeschoben, was bei dem fast regelmäßig wiederkehrenden Schlusse „und behielt Bruder Johannes Pauli solches von derselben Predigt" oder „behielt so viel davon" wenig glaublich erscheint. 3) „Die Brösamlin Doct. Keiserspergs uffgelesen von Johann Paulin [3])." (Straßburg 1517. Fol.) Er sagt in der Vorrede, Geiler habe im hohen Stift zu Strasburg 1508 gepredigt von den 15 Staffeln, die man auffsteigt zu Gott, er habe aufgeschrieben, so er von jeglicher behalten und durch vieles Bitten bewogen sie in Druck gegeben. Diese Predigten schließen Fol. XLV und es folgen die von dem vier Löwengeschrei 1507 gehalten, dann 20 Predigten von dem Wannenkrämer (d. h. Hausirer), mit denen eigentlich auf Fol. CX das Buch geschlossen werden sollte, wie dies eine förmliche Schlußanzeige vermuthen läßt [4]). Allein es folgen noch 92 Blätter anderer Predigten, mit denen eine neue Signatur und Blätterzahl angeht. Es sind zum Theil blos Bruchstücke von Predigten, denen aber gewöhnlich Ort und Zeit, wo und wann sie gehalten und sonstige Bemerkungen beigefügt sind, aus denen recht deutlich hervorgeht, mit welchem Eifer Pauli die Geiler'schen Predigten angehört und selbst allerlei damit in Verbindung stehende Anekdoten und charakteristische Züge des Redners gewissenhaft aufzuzeichnen nie verabsäumt hat. 4) Bekannter als die bisher besprochenen Sammlungen ist: „Des hochwürdigen Doctors Johann Gayler's von Keysersperg Narrenschiff, so er gepredigt hat zu Straßburg — uß latin in tütsch bracht von Johann Pauli" (Straßburg 1520. Fol.) [5]). Die im J. 1498 gehaltenen Predigten hatten großen Beifall gefunden und waren daher von Jacob Other (Argent. 1510. 1511 u. 1513. 4.), einem Schüler Geiler's, in lateinischer Sprache herausgegeben. Allein viele wollten die Predigten teutsch lesen, und dies veranlaßte Pauli auf die Bitte vieler ehrsamen Personen die Predigten frei zu übertragen, was hier um so nöthiger war, weil er nicht selbst Gelegenheit gehabt hatte, dieselben anzuhören [6]). Trotz dem hat dieses Buch, wie alle übrigen Bekanntmachungen der Geiler'schen Reden, ein doppeltes Verdienst, indem es uns auf der einen Seite über die Sitten und die Denkweise jener Zeiten reiche Aufschlüsse darbietet, auf der andern aber als sprachliche Denkmale ganz unschätzbar sind und in diesem Sinne auch von Oberlin bei der neuen Ausgabe von Scherz Glossarium sorgfältig benutzt wurden.

Jene eifrige Beschäftigung mit den Geiler'schen Predigten, noch mehr aber die ganze Richtung der Zeit, die im Leben an den kräftigen Späßen der Hofnarren und lustigen Räthe ihre Freude hatte und in der Literatur auch an dem Komischen und Grotesken sich erheiterte, Späße eifrig sammelte und selbst die früher in poetischer Form erzählten Schwänke in Anekdoten und Witze umgestaltete; diese Richtung, sage ich, ward Veranlassung zu dem einzigen selbständigen Werke Pauli's, zu einer Sammlung von Schnurren, die er im J. 1518 zusammenschrieb und unter dem Titel: Schimpff vn̄ Ernst heisset das buch mit namē, zu Straßburg bei Grüninger 1522 in Fol. zum ersten Male herausgab. Es enthält in den verschiedenen Ausgaben eine verschiedene Anzahl von Erzählungen, Geschichten, Mythen, Fabeln, Beispielen, Gleichnissen, die unter gewisse Überschriften sind gebracht worden und theils durch sich, theils durch die beigegebene Nutzanwendung die Menschen belehren sollen, wie sie rechtschaffen und klug sich im Leben zu benehmen haben. Die Zahl der Exempel ist natürlich verschieden, beläuft sich aber an 600. Über die Quellen, aus welchen Pauli die-

2) In der Dedication der sermones et varii tractatus Kaiserspergii vom J. 1518. 3) So steht durch einen Druckfehler auf dem Titel.

4) s. Panzer's Annalen der ältern teutschen Literatur. 1. Bd. S. 400. 5) Eine vollständige Angabe des Titels gibt Flögel, Gesch. der komischen Liter. III. S. 130. 6) Daher ist Bouterwek (Gesch. der Poesie. IX. S. 520) im Irrthume, wenn er meint Pauli habe die Ausdrücke beizubehalten gesucht, deren sich Geiler auf der Kanzel bedient hatte.

selben schöpfte, spricht er sich also aus: „er hat diese Exempel zusammengelesen aus alten Büchern, welche ihm dazu dienstlich gewesen" und manche derselben werden namentlich angeführt. Voran steht natürlich die Bibel und Aristoteles, aber auch Terenz, Horaz, Juvenal, Boethius, Orosius, Fronto, Valerius Maximus, der heilige Augustin und Gregorius, Eusebius, ja sogar Petrarca's lateinische Schriften und andere der Zeit nach näher stehende, vornehmlich Felix Hemmerlein, werden genannt. Der meist kurzweilige Inhalt, die frische und naive Darstellung verschafften dem Buche großen Beifall und es ist über ein Jahrhundert eins der beliebtesten Volksbücher gewesen, das im Laufe der Zeit von andern vermehrt und seinem Umfange nach immer größer geworden ist. Aber bei dieser Verbreitung unter dem Volke ist es nicht zu verwundern, daß unsere Kenntniß der Ausgaben nur mangelhaft ist. Ebert im bibliographischen Lexikon (II. p. 321) zählt nur folgende auf: Strasburg 1522, Augsburg 1536, Frankfurt 1550, Ebendas. 1563, sämmtlich in Folio, außerdem die Octavausgaben Frankfurt 1602 und 1612, Basel 1618 und Strasburg 1630; endlich „das ander teyl des Buchs Schimpff und Ernst," welcher mit dem Reinicke Fuchs zu Frankfurt 1544 in Folio erschien. Wenn nun bei oberflächlicher Betrachtung es kaum glaublich erscheint, daß in den letzten 28 Jahren vier Ausgaben sollten nöthig geworden sein, während in den ersten Jahren bei allem Reize der Neuheit und lebhafterem Lesedrange nur wenige erschienen sind, und sich von sorgfältiger Nachforschung noch andere Nachweisungen im Voraus erwarten ließen, so ist diese Hoffnung zum Theil schon durch Veith erfüllt, der eine strasburger Ausgabe von 1535 in der Universitätsbibliothek zu Wien, eine von 1533 in dem Besitze des jüngst von Cilly nach Wien versetzten Custos, vormaligen Gymnasialprofessors C. G. Seidl, eine von 1577 als Eigenthum des Antiquar-Buchhändlers Kuppitsch, endlich eine viel ältere der k. k. Hofbibliothek, bei welcher leider die letzte Seite halb abgeschnitten ist, nachgewiesen hat; zu welchen vieren ich selbst eine fünfte vom J. 1546 hinzufügen kann [7]). Daß aber das Buch erweitert wurde, scheint aus buchhändlerischem Interesse hervorgegangen zu sein, welches dem lebhaften Verlangen des lesenden Publicums damit Genüge thun wollte; denn in der Ausgabe von 1535 heißt es am Schlusse des ersten Vorworts aus dem Jahre 1519: „Lieber Leser, so dir dise jetzt gegenwertig Arbeit angenem sein würth, hab ich dir nit verhalten wöllen, daß ich in willens bin noch einen teil zu disem Buch zu trucken, Welcher theil mit fil größerem fleiß, müe u arbeit zusamen bracht ist, mit vil yetzund weltleuffigen Exemplen, Historien und fablen, vorher in kheinem truck nie außgangen." Die Sprache ist der reine elsassische Dialekt. Über den Werth des Buches hat sich keiner mit größerer Anerkennung ausgesprochen als Gervinus [8]): „Wie fein wußte er zu wählen, welche vortreffliche höchst naive, kräftige, reiche Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! Wie localisirt er nicht Alles, was er Älteres aufnimmt! Wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit, die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, und an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niedern Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Ärzte, Gelehrte werden aufs Heftigste und Stärkste mitgenommen." Jetzt freilich ist das Buch verdrängt [9]); aber sein Inhalt ist nicht untergegangen. Die Fabel von Vater, Sohn und Esel, die es keinem recht machen, Bürger's Kaiser und Abt von St. Gallen, Gellert's Witwe, Nicolay's Mann mit der Pferdedecke u. a. leben noch immer unter uns; vieles Ähnliche findet sich in Hebel's Erzählungen des rheinischen Hausfreundes. Eine neue Ausgabe, den gesteigerten Foderungen der Zeit entsprechend und mit aller Treue an die ältesten Texte sich anschließend, würde gewiß Vielen eine willkommene Erscheinung sein. — Man vergl. außer der kurzen Notiz in Koberstein's Grundriß der Geschichte der teutschen Nationalliteratur. S. 329, besonders Gervinus' Geschichte der poet. Nationalliteratur der Teutschen, 2. Bd. S. 340 fg. und das kleine mit großer Genauigkeit gearbeitete Schriftchen von Karl Veith: Über den Barfüßer Johannes Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst nebst 46 Proben aus demselben (Wien 1839). (*F. A. Eckstein.*)

PAULI (Olger oder Holger), Sohn des in einem der folgenden Artikel zu nennenden dänischen Leibarztes Simon Pauli, geb. zu Kopenhagen 1644, gest. vermuthlich ebendaselbst 1715, hat durch seine thörichte Schwärmerei sich eine Stelle im vierten Bande von Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit" errungen. Er war Anfangs in Kopenhagen Kaufmann und Secretair der dortigen indischen Compagnie gewesen und in seinen Speculationen vom Glück begünstigt, zu einem sehr beträchtlichen Vermögen gekommen, als er anfing Thorheiten zu begehen, und an Visionen zu glauben, die zunächst den Verlust seines Vermögens und Zahlungsunfähigkeit herbeiführten, sodaß er sich genöthigt sah, seine Frau und sechs Kinder zu verlassen; dann erhob er Ansprüche auf den Thron von Israel, indem er behauptete, durch seinen Stammvater Hans Pauli in gerader Linie von König David abzustammen, und in einer Vision den Beruf, den Tempel von Jerusalem wiederherzustellen, erhalten haben wollte. Als 1696 der König von Polen gestorben war, behauptete er, daß ihm von Gott der polnische Thron angeboten worden wäre, er ihn aber, um seinem Berufe der Wiederherstellung der Juden zu genügen, abgelehnt habe. Er trieb den Wahnsinn so weit, daß er den König Ludwig XIV. von Frankreich auffoderte, zu Gunsten des Dauphin zu resigniren, und diesem, wie mehren teut-

7) Über die Holzschnitte wage ich nicht zu sprechen und begnüge mich auf Jos. Heller's Gesch. der Holzschneidekunst S. 90 zu verweisen. 8) s. Geschichte der poet. Nationallit. d. Teutschen. II. S. 341.

9) Noch 1644 erschien zu Amsterdam eine holländische Übersetzung.

schen Fürsten die Zumuthung machte, ihn bei seinem zur Eroberung des gelobten Landes zu unternehmenden Kreuzzug zu unterstützen, wie er denn das Commando desselben dem Könige Wilhelm III. von England, allen andern europäischen Mächten aber bestimmte Rollen zutheilte und dafür auch ihnen gewisse Staaten und Provinzen des Orients zur Belohnung und als Entschädigung verhieß. Dabei wollte er nur bis 1720 selbst die Verwaltung seines Königreichs Jerusalem übernehmen, dann würde der Messias kommen und das tausendjährige Reich beginnen. Von allen diesen chimärischen Projecten setzte er das Publicum durch Schriften in Kenntniß, die selbst gegen die Lehre und die Mysterien des Christenthums mehr als eine Blasphemie enthielten. Dies zog ihm in Amsterdam, wo er sich zu den Juden hielt, deren einige auch seine Anhänger wurden, und an die Thür der Synagoge eine Ankündigung über seinen intendirten Zug nach Jerusalem anschlagen ließ, Gefängnißstrafe zu; von Altona wurde er 1705 wegen aufrührischer Reden verbannt; endlich nach Kopenhagen zurückgekehrt, scheint er hier unbekannt und unbeachtet gestorben zu sein. Seine Schriften, welche zum Theil in holländischer, zum Theil in teutscher Sprache verfaßt waren, zeigen schon durch ihren Titel das Excentrische und Schwärmerische ihres Urhebers, z. B. 1) Noachs Duyve of goete Teyding upt Canaan (Noah's Taube oder gute Zeitung aus Canaan) (Amsterdam 1696). 2) Triumph in dem afgehouwen Steen zonder Handen (der Triumph des abgehauenen Steins ohne Hände) (Amsterdam 1697). (Hier stehen seine Briefe an den König Wilhelm III. und den Dauphin.) 3) Stimme des Tempels, das Evangelium Abraham's (ebend. 1700) rc. (*H.*)

PAULI (Reinhold), geboren den 5. März 1638 in Danzig, ein Sohn des 1650 gestorbenen Dr. der Theologie und Professors der Philosophie an dem akademischen Gymnasium, Georg Pauli, verdankte der genannten Lehranstalt seine wissenschaftliche Bildung. Er ging späterhin nach Bremen, wo er einige Male disputirte, und von da 1657 nach Marburg. Johann Crocius und Sebastian Curtius waren dort seine Hauptführer im Gebiete des theologischen Wissens. Er setzte seine Studien in Duisburg und Gröningen fort. Sein fast dreijähriger Aufenthalt in dem zuletztgenannten Orte brachte ihn mit Marcs, Widmar, Andreä, Alting u. a. berühmten Gelehrten in nähere Verbindung. Er benutzte fleißig ihre Vorlesungen und bildete sich in ihrem Umgange. Noch während seines Aufenthaltes in Gröningen unternahm er mehre Ausflüge nach Leyden und Utrecht, wo er ebenfalls die Bekanntschaft mehrer gelehrten Männer machte. Im Frühjahre 1662 kehrte er über Francker in seine Heimath zurück, ging jedoch im Herbst desselben Jahres über Deventer, Steinfurt, Hamm und Nimwegen nach Leyden, von wo er sich 1663 nach Heidelberg wandte. Dort erlangte er 1666 nach Vertheidigung einer Inauguraldissertation [1]) den Grad eines Doctors der Theologie. Im December des genannten Jahres folgte er einem Rufe nach Steinfurt, den er früher (im August 1665) abgelehnt hatte. Er ward dort Professor der Theologie. In manche Irrungen gerieth er mit den Jesuiten, deren Einfluß durch den Übertritt des Grafen Ernst Wilhelm von Bentheim sich sehr vermehrt hatte. Gegen die Angriffe eines seiner Hauptgegner, des Paters Ludwig Corn in dessen Schrift *Θυμίασις καθολική* [2]), vertheidigte sich Pauli in einer damals geschriebenen Abhandlung [3]). Von jenen Irrungen sah er sich befreit, als er 1670 eine außerordentliche Professur der Theologie in Marburg erhielt, mit welcher 1671 noch eine Predigerstelle verbunden ward. Drei Jahre später ward er zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Sein Leben entsprach in jeder Hinsicht der reinen Moral, die er von dem Katheder und von der Kanzel herab lehrte, und er ward allgemein betrauert, als er den 11. Dec. 1682 starb. Als Schriftsteller machte er sich, außer durch einige Casualpredigten, besonders durch zahlreiche Dissertationen und Programme bekannt: De sensu Scripturae. (Marb. 1671. 4.) De salute Salomonis. (ibid. 1672. 4.) De Sapientia ex Proverb. VIII. (ibid. 1674. 4.) De revelatione prophetica. (ibid. 1674. 4.) De effusione Spiritus S. in N. T. (ibid. 1675. 4.) De justificatione peccatoris. (ibid. 1675. 4.) Theses theol. ad historiam nativitatis Christi ex Luc. II., 1—14. collatis quibusdam aliis S. S. locis. (ibid. 1679. 4.) De praedestinatione divina. (ibid. 1681. 4.) De usu legis divinae (ibid. 1681. 4.) u. a. m. [4]). (*Heinr. Döring.*)

PAULLI (Simon), ein berühmter Arzt des 17. Jahrhunderts (geb. 1603 zu Rostock, gest. zu Kopenhagen 1680), war der Sohn des dänischen Leibarztes Heinrich Paulli. Er selbst wurde, nachdem er die berühmtesten Universitäten Teutschlands besucht hatte, im J. 1630 Doctor der Medicin zu Wittenberg, zwei Jahre später Professor der Heilkunst in Rostock, 1639 Professor der Medicin und Botanik zu Kopenhagen und endlich erster Leibarzt des Königs von Dänemark. Er zeigte zuerst öffentlich die Milchgefäße, ohne jedoch Anfangs die Klappen derselben entdecken zu können. Seine Hauptwerke, von denen indessen nur das erste jetzt noch brauchbar ist, sind: Flora danica, det er: Dansk Urtebog (Kjöbenhafn. 1648. 4.) und Quadripartitum de simplicium facultatibus (Rostoch. 1639. 4. und ed. *Fick.* Francof. 1708. 4.). Simon Paulli hatte 15 eheliche Kinder, von denen drei Söhne sich einen Namen gemacht haben, nämlich Simon Paulli als Buchhändler zu Strasburg, Oliger Paulli, ein Kaufmann, als religiö-

1) De Melchisedeco. (Heidelb. 1666. 4.)

2) Der vollständige Titel lautet: *Θυμίασις καθολική*, i. e. suffumigatio catholica opposita factoribus, quos discedens a PP. Societ. Jesu Benthemicis post se reliquit Doctor Reinholdus Pauli, cum Steinfurto Marpurgum abiret. (Monast. Westphal. 1671. 4.) 3) Glossa ordinaria ad epistolam apocrypham *Ludovici Corn*, Jesuitae Bentheimensis, scriptam ad *Johannem*, Pastorem in Commenda, ut vocant, quae est Steinfurti. (Marb. 1671. 4.) 4) s. die von Sebastian Curtius verfaßte Leichenpredigt. (Marburg 1682. 4.) *Tilemann* in vitis Prof. Theol. Marb. p. 248 sq. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 265 fg.

ser Schwärmer und **Jacob Heinrich Paulli**, als Professor der Anatomie in Kopenhagen (s. d. Art.). (*A. Sprengel.*)

PAULIAHS, richtiger Puhleahs oder Publiahs, eine der verachtetsten indischen Kasten, welche in den Wäldern von Malabar, beinahe wie wilde Thiere, lebt und sich nicht einmal Hütten bauen darf. Vgl. diese Encyklopädie II. Sect. 17. B. S. 222. (*H.*)

PAULIAN (Aimé-Henri), geb. zu Nîmes den 23. Juli 1722, gest. im Dorfe Manduel in der Nähe von Nîmes, etwa 1802. Sein Großvater war ein protestantischer Prediger gewesen, der unter Ludwig XIV. sich zum Katholicismus bekehren mußte. Unser Paulian lernte bei den Jesuiten und trat später selbst in den Orden. Er verfaßte mehre Elementarbücher über Physik, die jetzt ziemlich veraltet sind, aber zu seiner Zeit nicht wenig Glück machten. Schriften: 1) Dictionnaire de physique (Avignon 1761 drei Bde. 4.; öfters von Neuem aufgelegt). 2) Traité de paix entre Descartes et Newton. 3) Conjectures sur l'électricité. 4) Système général de philosophie (Avignon 1769, vier Bde. 12.). 5) Véritable Système de la nature (Avignon 1771. 2 Bde. 12.). 6) Dictionnaire philosophico-théologique (1774) u. a. (*H.*)

PAULIANA ACTIO, war bei den Römern der Name der Klage, durch welche die von einem Schuldner zum Nachtheil seiner Gläubiger vorgenommenen Veräußerungen, ihr Gegenstand mochte eine Sache oder ein Recht sein, rückgängig gemacht und ihre Wirkung vereitelt wurden. Es war dies also eine actio rescissoria und nahe verwandt den actiones Faviana und Calvisiana. Vgl. §. 6. J. de actionib. (IV, 6), den Titel der Pandekten quae in fraudem creditorum facta sint ut restituantur (lib. XLII, tit. 8). *Haenlein*, de actionis Paulianae natura, requisitis et usu forensi (Onoldi 1785. 4.); s. auch Schuldrecht, römisches. (*H.*)

PAULICIANER, eine christliche Sekte im Orient seit dem 7. Jahrh., die durch ihr Auftreten gegen die mancherlei Misbräuche und Verirrungen der griechisch-orthodoxen Kirche, ganz die Aufmerksamkeit verdient, die ihr neuerlich die Kirchengeschichte zugewandt hat. Jene Partei ist zwar auf einer Grundlage errichtet, die in directem Gegensatze mit allem Christlichen steht, nämlich auf der dualistischen Annahme eines guten und bösen Gottes, wie sie in dem Manichäismus und den verschiedenen Systemen der Gnosis ausgebildet war; dennoch macht diese Ansicht beinahe nur zufällig den Hintergrund der Theorie aus, da sich die Sekte aus einem mit manichäischen und gnostischen Ideen angefüllten Boden herausbildete; sie vermochten sich wenigstens davon nicht los zu machen: dagegen das eigentlich lebendige Element an ihr ist in mehrfacher Hinsicht ein protestantisches, und beginnt wirklich hier die große Reihe von Zeugen der Wahrheit gegen den gesunkenen Zustand der Kirche, die jetzt nicht wieder abbricht, sich vom Morgenlande ins Abendland verzweigt, und endlich mit der Reformation des 16. Jahrhunderts endet. Ihr Widerspruch gegen alle Hierarchie, gegen das hohle Ceremonienwesen, ihr ausdrückliches Zurückgehen auf den Boden der heil. Schrift, lassen in ihr wesentlich protestantische Elemente anerkennen, die selbst durch die ungünstige Einwirkung jenes Dualismus nicht haben zurückgehalten werden können. Aber freilich waren sie in ebendieser Form zu schwach, um der ganzen griechischen Kirche als Heilmittel zu dienen; von ihr überwältigt mußten sie eine Sekte bleiben, und zwar da sie der materiellen Gewalt bald ebenfalls bewaffneten Widerstand entgegensetzten, eine zugleich politische Sekte, stark durch aufgeregten Fanatismus, wovon die Spuren sich selbst bis in die Gegenwart herüberziehen.

Als Quellen für ihre Geschichte sind hauptsächlich drei gleichzeitige Schriften zu nennen: des Photius, des berühmten constantinopolitanischen Patriarchen, um 860, Bericht: *Διήγησις περὶ τῆς τῶν Μανιχαίων ἀναβλαστήσεως* in *Wolfii* Anecdota graeca (Hamburg. 1722) Tom. I. und II. *Petri Siculi* Historia Manichaeorum gr. et. lat. ed. *M. Raderus* (Ingolstad. 1604. 4.); dieser Peter Siculus schöpfte seine Nachrichten an Ort und Stelle, da er 868 vom Kaiser Basilius, um Gefangene loszukaufen, zu den Paulicianern geschickt war und sich neun Monate unter ihnen aufhielt. Endlich des *Johannes Ozniensis* (aus Oznun in Großarmenien, geb. 668, Katholikos oder Patriarch der armenischen Kirche seit 718) oratio contra Paulicianos, dessen Werke von den Mechitaristen auf San Lazaro bei Venedig mit der lateinischen Übersetzung Aucher's (Venedig 1834) herausgegeben sind. Bearbeitungen ihrer Geschichte waren bis in die neueste Zeit sehr dürftig: Bossuet erwähnte ihrer, Histoire des variations des églises Protest. T. II. p. 129 sq.; Mosheim ging näher auf die Quellen ein, Instit. hist. eccles. p. 350., und Gibbon in seinem genialen Werke History of the decline and the fal cet. cap. 54., beachtete auch dieses feindliche Einwirken auf römisches Regiment. Neuerlich erschienen gleichzeitig zwei Monographien über diesen so interessanten Punkt: *Friedr. Schmid* diss.: Historia Paulicianorum Orientalium (Hafniae 1826) und: die Paulicianer, eine kirchenhistorische Abhandlung in **Winer's** und **Engelhard's** Neuem kritischen Journal der theologischen Literatur, 7. Bd. (1827) St. 1. u. 2.; eine durch scharfe Kritik und geistreiche Ausführung des behandelten Stoffes ausgezeichnete Beurtheilung der letzteren beiden Schriften gab dann D. Gieseler in den theologischen Studien und Kritiken (1829) 2. Bd. St. 1. S. 79 fg.: Untersuchungen über die Geschichte der Paulicianer mit Rücksicht auf die zwei neuesten Bearbeitungen derselben; an die hier gewonnenen Resultate lehnt sich größtentheils Neander an, in seiner Kirchengeschichte, 3. Bd. S. 342 fg., nur mit Benutzung der seitdem eröffneten armenischen Quellen.

Die bisherige Geschichte der Paulicianer (bei Photius 2c.) leitet den Ursprung der Sekte von einer Manichäerin Kallinike, etwa im 5. Jahrhundert, und deren zwei Söhnen, Paulus und Johannes, ab, die den Manichäismus von Samosata aus nach Phanaröa und Episparis verbreitet habe, und will man sogar den Namen aus einer Zusammensetzung von Paulus und Johannes, *Παυλοιωάνναι*, erklären. Allein da das eigentlich Cha-

rakteristische des Paulicianismus sich ausdrücklich erst bei dem Stifter desselben, Constantinus, in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts findet, so wird jene Erzählung von der Mutter und den zwei Söhnen, auch wenn sie wahr ist, auf bloße Ausbreitung des Manichäismus hinauskommen, ohne daß man darin schon die neue Paulicianische Form finden darf. D. Gieseler sucht indessen nicht unwahrscheinlich jene Erzählung auf ein mythisches Gebiet zurückzuweisen, indem die beiden Apostel Paulus und Johannes, an welche die Sekte sich besonders anschließt, von den Katholikern zu zwei Manichäern herabgesetzt seien, die dann in unbestimmte Zeit vor den eigentlichen Stifter, Constantinus, hinaufgerückt werden mußten.

Der Name der Sekte ist vielmehr von dem Apostel Paulus abzuleiten, auf dessen christliche Ansicht dieselbe entschieden zurückgeht: Photius selbst, der jene Ableitung von dem Brüderpaare berichtet, gibt an mehren Stellen dies zu (lib. II. p. 190, III. p. 43) und gesteht ein (I. p. 13), daß die Secte jenen Namen erst seit dem Auftreten des Constantinus trage. Nur darf nicht angenommen werden, daß die Sekte selbst sich diesen Namen beigelegt habe; dies geschieht schwerlich je von einer Sekte, die ja eben dadurch sich als losgetrennte Partei hinstellen würde; vielmehr nannten sich die Paulicianer selbst, wie jede Sekte darauf Anspruch machen wird, Christen, *Χριστοπολίται*, und bezeichneten die Katholiker als Römer, wie ja überhaupt die Einwohner des griechischen Reichs benannt werden. Auch schon die auffallende Form des Namens, worin offenbar die zwei Endungen —*ικοὶ* und —*ιανοὶ* vermengt sind, deutet bestimmt auf eine misgünstige Benamung hin, die nicht ein Anschließen an den Apostel Paulus, sondern sofort eine häretisirende Abweichung dabei markiren wollte. Die früher angenommene Ableitung der Sekte vom Gebiete des Manichäismus ist durch D. Gieseler's Untersuchung durchaus beseitigt; vielmehr deutet die dualistische Grundlage, worauf ihr System errichtet ist, auf eine Form der Gnosis, am sichersten auf die Marcionitische hin, deren Anhänger sich in jenen Gegenden nachweisen lassen. Nur die Berichterstatter, die überall, wo sie Dualismus erblicken, sofort an Manichäer denken, haben jene Verwechselung hervorgerufen. Nichts bei den Paulicianern entspricht dem Manichäismus bei genauerer Prüfung, während Manches demselben widerspricht. Die Weltschöpfung ist bei ihnen Werk eines unvollkommenen Demiurgs im Sinne der Gnosis, während die Manichäer dieselbe von dem höchsten Gotte ableiteten zur Läuterung der gefallenen Lichtmaterie; höchstens in der Entgegnung des Johannes von Oznun findet sich eine Verehrung der Sonne erwähnt, was aber so wenig mit ihrem ganzen Systeme harmonirt, daß man darin wol eine polemische Beschuldigung erblicken muß, ausgegangen von der Annahme des vollen Manichäismus bei ihnen. Besonders entscheidend dagegen ist ihr strenges Anschließen an die Schrift, namentlich an den Apostel Paulus: ihre Vorsteher werden nach Namen aus dem Paulinischen Kreise benannt, Sylvanus, Titus, Timotheus, Tychicus; ihre Gemeinden legen sich Namen Paulinischer Stiftungen bei, Achaja, Ephesus u. dgl. Auch in dieser Anhänglichkeit an die Paulinische Auffassung des Christenthums erkennt man die Verwandtschaft mit Marcion wieder, sowie selbst in der Benutzung der neutestamentlichen Schriften eine Verwandtschaft mit dem Kanon des Marcion nachgewiesen ist; sie hielten sich nur an das dritte und vierte Evangelium, und unter diesen vorzugsweise an den Lucas, als Schüler des Paulus, sowie an die Briefe des Letztern. Der Beweis, daß sich in der Gegend von Samosata, wo doch die Wiege des Paulicianismus zu setzen ist, die Marcionitische Partei in den spätern Jahrhunderten erhalten hatte, ist ebenfalls geführt, und es erscheint Alles erklärt durch die Annahme, daß Marcion's System dort auf syrischem Boden sich mit der entschieden dualistischen Form der Gnosis, etwa des Saturnin, gemischt habe, was dann hinreichend war, ihnen bei den Umgebungen, besonders den orthodoxen Griechen, den Namen der Manichäer zuzuziehen. Der Zustand jener gnostischen Gemeinden muß unter den steten Verfolgungen der griechischen Kaiser ganz so hilflos, aber auch so unberührt von dem Verderben der griechischen Kirche gewesen sein, daß eine Reformation, wie sie durch ein zufällig in die rechten Hände gekommenes Exemplar des neuen Testaments anbrach, sofort bei der ganzen Partei entschiedenen Anklang finden mußte. Der Stifter derselben konnte sich dabei von manchen Grundzügen seines frühern Lehrbegriffs, namentlich dem Dualismus, nicht losmachen; deshalb unterschied er fortwährend den Jehova des alten Testaments als bösen Weltschöpfer von dem guten Gotte des neuen. Ungeachtet dieser störenden Grundzüge ward nun aber eine sich eng an das Paulinische Urchristenthum anschließende Reformation versucht.

Ohne auf die oben abgewiesene Fabel von der Entstehung der Sekte durch die Manichäerin Kallinike und ihre zwei Söhne weiter Rücksicht zu nehmen, ist als wahrer Stifter der Partei ein gewisser Constantin zu betrachten, aus dem Flecken Mananalis unweit Samosata zur Zeit des Constantinus Pogonatus (668—685), der von einem aus sarazenischer Gefangenschaft heimkehrenden Diakonus für Gastfreundschaft mit einem Exemplare des Neuen Testaments beschenkt ward, und durch den Eindruck desselben den Entschluß faßte, die verwilderte Form seiner Umgebungen im Sinne der apostolischen Kirche zu reformiren; seine dualistische Grundansicht glaubte er dabei mit den Aussprüchen des Paulus über den Kampf zwischen Fleisch und Geist, Finsterniß und Licht vereinigen zu können. Da nur der Geist des Apostels Paulus in der Gemeinde herrschen sollte, so nahm er von dem Schüler desselben den Namen Sylvanus an, und arbeitete 27 Jahre lang, von 657—684, unermüdet für Ausbreitung seiner Grundsätze, nannte seine Anhänger, ebenfalls aus dem Paulinischen Kreise, Macedonier. Die Ausdehnung seiner Gemeinden erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers, der einen Hofbeamten, Symeon, dorthin absandte, um die Häupter derselben zum Widerruf zu zwingen, oder mit dem Tode zu bestrafen. Constantin-Sylvanus fand den Tod durch Steinigung, wozu nach den Berichten ein treuloser Adoptivsohn, Justus, zuerst Hand anlegte. Indessen blieben nicht nur die meisten Anhänger bei den

weitern Bedrängungen, wozu sie den benachbarten Bischöfen übergeben waren, ihrer Überzeugung treu, sondern die Gewalt, womit jene Anklänge apostolischen Christenthums, der verderbten Gestalt der griechischen Kirche gegenüber, die Gemüther zu ergreifen geeignet waren, zeigte sich an eben jenem kaiserlichen Beamten Symeon selbst. Es gelang ihm zwar, den erhaltenen Eindruck drei Jahre lang zu unterdrücken; zuletzt entwich er heimlich aus Constantinopel, ging nach Cibossa, sammelte die Trümmer der Paulicianischen Gemeinden um sich her, und stellte sich, unter dem Paulinischen Namen Titus, selbst an ihre Spitze, fand aber dasselbe Ende wie sein Vorgänger; er starb unter Justinian II. 690 bei einer neuen Verfolgung, standhaft auf dem Scheiterhaufen (*Photius* I. p. 72).

Nach jener Verfolgung sammelte sich die Paulicianische Gemeinde aufs Neue unter einem Armenier, Paulus, der diese Denkart zu Episparis in der Gegend von Phanaróa zuerst ausbreitete, weshalb also hier, nach der Fabel von der Kallinike, nicht deren eigentlicher Herd gefunden werden darf. Er selbst ernannte seinen ältesten Sohn, Gegnásius, als Timotheus, zu seinem Nachfolger; wogegen aber der jüngere, Theodorus, mit der Behauptung auftrat, das Vorsteheramt knüpfe sich nicht an traditionelle Übertragung, sondern an den Besitz der Geistesgaben, die ihm unmittelbar verliehen seien; er fand Anhänger, doch verschwindet seine Partei bald wieder. Dagegen jener Gegnásius ward aufs Neue angeklagt, und vom Kaiser Leo dem Isaurier dem Patriarchen der Hauptstadt zum Verhör übergeben. Hier wußte er sich durch eine, der ganzen Sekte anklebende, Verstellungskunst, die sich für ihre Verstellungen orthodox klingender Formeln bediente, zu rechtfertigen. Wenn der Patriarch von der katholischen Kirche sprach, so erklärte sich Gegnásius als deren Anhänger, verstand aber darunter die Gemeinde der Paulicianer selbst, welche die Reinheit der Kirche Christi herstellen wollte: so verstand er unter der Maria die unsichtbare Gemeinde, das himmlische Jerusalem, aus der Christus ausgegangen: unter dem Zeichen des Kreuzes dachte er sich Christum selbst, unter dessen Fleisch und Blut die Lehre, unter der Taufe Christum als das lebendige Wasser; er ward freigesprochen und gegen spätere Anklagen in Schutz genommen. Man hat in dieser Begünstigung des Mannes den Einfluß des Bilderkriegs gefunden, indem der Kaiser, als Feind des Aberglaubens, auch die freiere Paulicianische Form gern gesehen habe. Nach dem Berichte des Johannes von Oznun läßt sich auch nicht verkennen, daß die Paulicianer von der elenden Gestalt des ikonolatrischen Aberglaubens Anlaß hernahmen, die griechische Kirche zu bekämpfen und manche Anhänger zu gewinnen. Dennoch konnte jene Begünstigung des Kaisers wenigstens keine offene sein, da grade die Bilderstürmer sich übrigens dem Volke möglichst orthodox zu zeigen suchten, auch die spätern unter diesen Kaisern keineswegs Milde gegen die Paulicianer bewiesen.

Nach des Gegnásius Tode, welcher der Partei 30 Jahre vorgestanden hatte, folgte sein Sohn Zacharias im Vorsteheramte, dem aber ein anderes Haupt, Josephus, entgegentrat, und die Oberhand behielt, indem er seinen Haufen den Angriffen der Sarazenen glücklich entzog, dem der andere erlag. Unter Josephus, mit dem Beinamen Epaphroditus, erfolgte auch eine Ausbreitung der Lehre über die bisherigen Grenzen hinaus; er selbst entfloh vor den kaiserlichen Nachstellungen nach Phrygien und Pisidien, wo er seine Grundsätze ausbreitete; ja will man einem spätern Historiker, dem Cedrenus, glauben, wofern er nicht Späteres damit verwechselt, so erfolgte schon jetzt unter Constantinus Kopronymus eine Verpflanzung der Paulicianer aus Armenien nach Constantinopel und Thrazien. Auf Josephus folgte als Vorsteher Baanes, der aber durch cynisches Leben die Gemeinde in Verfall brachte, und selbst den Namen des Schmutzigen, ὁ ῥυπαρός, erhielt. Ein Reformator, dessen die Sekte so sehr bedurfte, trat jetzt zu Anfang des 9. Jahrhunderts in der Person des Sergius auf, der gegen jenen Baanes eine Partei bildete.

Sergius, mit dem Ehrennamen Tychikus, Vorsteher seit 801, gab der Sekte auch dadurch einen neuen Aufschwung, daß er als Missionair weit in Asien umherzog, wie er selbst aussagte, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden pilgerte, um das Evangelium zu verkünden. Er war nächst dem Stifter Constantin der bedeutendste Lehrer der Sekte, gewann die Herzen Vieler durch Freundlichkeit und Milde für jene Sätze eines praktischen Christenthums. Er selbst war durch ein Weib gewonnen, das ihm zuerst ein Exemplar des N. T. in die Hände gab, und seine Scheu vor dem Lesen eines Buchs, das die griechische Kirche den Laien vorenthielt, überwand. Aus demselben, besonders aus den Paulinischen Briefen, schöpfte er die evangelischen Grundsätze, die er weit umher ausbreitete. Charakteristisch für die äußere Verfassung der Sekte ist es, daß er dabei das Handwerk eines Zimmermanns trieb, sicher ebenfalls als ein Anschließen an den Apostel Paulus. Hiermit ist kaum vereinbar, wenn er nach den Berichten beschuldigt wird, sich selbst für den heiligen Geist, oder doch wenigstens für den großen Lehrer ausgegeben zu haben, den Christus als den kommenden Paraklet verheißen hatte. Dabei ist wol Misverstand, vielleicht selbst von den Seinen, bei der bekannten hyperbolischen Ausdrucksweise des Orients, und theilweise auch Entstellung durch die Gegner, anzunehmen.

Unter seiner Amtsführung ging mit den Paulicianern eine große Veränderung vor, wodurch sie aus einer religiösen Sekte nun in eine politische Partei verwandelt ward. Unter dem Kaiser Nicephorus (802—811) hatte sie Ruhe gehabt, da ja der Kaiser selbst für einen Anhänger derselben ausgegeben wird; dagegen die Nachfolger, Michael Rhangabe (811—813) und Leo der Armenier (813—820) erneuerten die Verfolgungen. Letzterer sandte eine geistliche Commission ab, um die von der weltlichen Obrigkeit eingefangenen Ketzer prüfen und zum Übertritt bearbeiten zu lassen, während die Hartnäckigen der Tod erwartete; die Paulicianischen Einwohner von Kynoschora dadurch zur Verzweiflung gebracht, vereinigen sich zur Ermordung jener Abgeordneten, worauf sie in

das sarazenische Gebiet des ehemaligen zweiten Armeniens entfliehen, und als Feinde der Römer bereitwillig aufgenommen, die Stadt Argaum (vielleicht Arcas) als Wohnsitz angewiesen erhalten. Von hier aus unternehmen sie nun rächende Plünderungszüge ins römische Reich, bringen Gefangene heim, unter denen sie zahlreiche Proselyten machen. Selbst Sergius war mit dorthin gezogen, allein die Raubzüge misbilligte er entschieden: er fand bei Argaum seinen Tod; als er seinem Handwerk getreu, im Walde mit Baumfällen beschäftigt war, wird er von einem fanatischen Katholiken mit seiner eigenen Axt erschlagen, nach Gieseler 835. Er war der Letzte, der als alleiniges Haupt der Sekte vorstand; um nicht frühere Spaltungen sich wiederholen zu sehen, beschloß man, den sämmtlichen Schülern desselben unter dem ebenfalls apostolischen Titel *συνέκδημοι* (Actor. 19, 29. 2 Kor. 8, 19) völlig gleiche Vorsteherrechte zu gestatten.

Bei dieser Umgestaltung der Sekte, die jetzt zu einem der gefährlichsten Feinde des römischen Reichs erwächst, wird es passend sein, ihre Lehrart genauer zu verzeichnen, sodaß wir zuletzt nur noch die mehr militairischen Schicksale derselben beizufügen haben werden. Für diesen Punkt stimmt zu den obigen Quellen noch eine andere, die formula receptionis Manichaeorum in *Tollii* insignia itinerarii Italici, wo von S. 144 die Paulicianer berücksichtigt werden.

Der Bibelkanon, dessen sie sich bedienen, schloß sich vorzüglich an die Paulinischen und damit zusammenhängenden Schriften an: dem des Marcion war er zwar ähnlich, nahm aber doch aus dem katholischen Codex noch Einiges mit auf. Nach einer Randbemerkung bei Petrus Siculus haben sie zwei Evangelien gehabt, sicher das des Lucas und Johannes, während Marcion sich durchaus nur an den Lucas hielt und daraus sein Evangelium zurechtmachte. Entschieden verwarfen sie die Petrinischen Briefe, wofür der Grund in dessen Spannung mit Paulus und in der offenen Hinneigung zu der judaisirenden Form gefunden werden muß. Unter den Paulinischen Briefen wird noch ausdrücklich eines an die Laodicener gedacht; doch ist nicht auszumachen, ob dies unser Epheserbrief, oder irgend ein apokryphischer ist. Nächst dem Paulus gestehen sie auch vier Propheten großes Ansehen zu, worunter mit Sicherheit die vier ersten Vorsteher verstanden werden müssen, also Constantin, Symeon, Genäsius und Joseph; Sergius, der dies berichtet, rechnet zwar sich selbst nicht mit dazu, macht aber doch unter sehr bedeutsamen Titeln auf hohes Ansehen Anspruch; so nennt er sich die glänzende Fackel, die scheinende Leuchte in der Gemeinde, den Thürhüter, den guten Hirten, den Führer des Leibes Christi, d. h. der Gemeinde; verheißt den Seinen, bis ans Ende der Welt bei ihnen zu sein, woraus man die obige Anmaßung, der heil. Geist zu sein, gemacht hat.

Bei dem Lehrbegriff der Paulicianer ist eine doppelte Richtung zu unterscheiden, gemäß dem Entstehen der Sekte aus der Reformation einer dualistischen Denkart, nämlich einmal in den mehr dogmatischen Sätzen ist überall der Dualismus zu erblicken, in den praktischen Bestrebungen dagegen jene reformatorische Tendenz, die überall auf den Standpunkt des apostolischen Urchristenthums zurückwill.

1) Ihr Dualismus ist völlig entschieden: der gute Gott ist der Herr des Himmels, dagegen der böse Gott ist Schöpfer und Herr dieser Welt; beide ausschließlich auf ihr Reich eingeschränkt, und ohne Gewalt in dem Gebiete des Andern. Wenn die Angabe des Photius, daß der böse Gott aus Finsterniß und Feuer entstanden ist, keinen Misverstand enthält, so liegt darin wol nur, daß er sich aus der früher bewußtlosen Hyle zu bewußter Persönlichkeit entwickelt habe. Wie die Sekte diese Ansicht mit den von ihnen recipirten neutestamentlichen Schriften in Einklang gebracht habe, ist uns bei dem Schweigen der Quellen, und dem Mangel an Beispielen ihrer Exegese, nicht klar. Ebenso wenig ist auszumachen, wie ein Zusammenwirken beider Principien bei der Schöpfung des Menschen stattfand, wo ausdrücklich dem bösen Gott die Hervorbringung des Körpers, als Sitz und Reiz des Bösen, dem guten Gotte dagegen die Verleihung der Seele zugeschrieben wird; nur aus Analogie anderer, dem Marcion verwandter, Systeme der syrischen Gnosis läßt sich vermuthen, daß der gute Gott dem von dem bösen erschaffenen Menschenbürger theils aus Erbarmen, theils um dadurch den Kampf gegen das andere Princip zu führen, einen Funken seines höhern Lebens eingesenkt habe. Den Sündenfall beschreiben sie als eine *πορνεία*, erklären sie aber für eine *εὐεργεσία*, was den übrigen Formen der Gnosis analog ist, als Abfall von dem Gebote des bösen Demiurgs, wodurch die Menschen erst das Erbarmen des guten Gottes sich erwarben. Die Bestimmung der Erlösung muß darnach gewesen sein, die Menschheit von der Tyrannei des Demiurgs völlig zu befreien. In der Lehre von Christo konnten sie nur Doketen sein, da derselbe unmöglich den Leib von der bösen Materie annehmen konnte: er hat ihn also mit vom Himmel gebracht, und ist durch den Leib der Jungfrau nur wie durch einen Kanal durchgegangen; so erklärt sich ihre Annahme, daß die Mutter Christi nicht die Maria, sondern das himmlische Reich, das obere Jerusalem sei, von wo er ausgegangen, und konnten sie deshalb sich in der Verehrung der Maria mit den orthodoxen Formeln leicht verständigen.

2) Ihr reformatorisches Streben hängt nun allerdings auch mit diesem dualistischen Fundament zusammen; sie fanden in der katholischen Kirche den Grund aller Misbräuche darin, daß dieselbe sich von der Herrschaft des alttestamentlichen Judengottes nicht frei mache, deshalb überall in die Mängel des fleischlichen Judenthums zurückfalle; ihr spirituelles Streben dagegen, das hierin überall auf die einfachere apostolische Form dringt, sollte eben jenes böse, judaistische Element bekämpfen, worin ja schon Marcion ihnen vorangegangen war; daher ihr Widerspruch gegen alle Äußerlichkeiten im Cultus. Der Maria können sie keine Verehrung, ja nicht einmal die Jungfräulichkeit zugestehen, da sie ja dem Joseph später noch mehre Kinder geboren habe; die Heiligen sind offenbar nur Diener des Demiurgen, durch dessen Hilfe

sie vielleicht Wunder gethan und Dämonen ausgetrieben haben; noch mehr ist ihnen Bilderdienst verhaßt, wegen der völlig fleischlichen Tendenz. Auch in dem Kreuze sahen sie nur das verhaßte Marterwerkzeug; doch pflegten sie wol bei Leiden sich ein Kreuz aufzulegen (nach Luc. 9, 23), wie sie ja überhaupt das Leiden Christi doketisch nicht als wirklich erduldet, sondern nur scheinbar als sittliches Muster auffassen konnten. Ihr Spiritualismus ging aber noch weiter zur Abwerfung aller sinnlichen Formen beim Cultus und sogar bei den Sacramenten, die sie ohne die materiellen Elemente blos durch Aussprechen der Worte begingen; bei der Taufe fanden sie in Christus selbst das lebendige Wasser (nach Joh. 4, 10); im Abendmahl bezogen sie Brod und Wein ebenfalls auf ihn (nach Joh. 6, 35). Alles Gepränge war ihnen verhaßt; sie kannten nur Bethäuser, *προςευχαί*, keine Kirchen.

3) Auch ihre Kirchenverfassung sollte durchaus mit Verwerfung aller Hierarchie auf die einfachen Formen der apostolischen Urzeit zurückgebracht werden: eine Bevorzugung des Priesterstandes kannten sie nicht, wie ja die Frau, die den Sergius bekehrte, ihm den klerikalischen Vorzug des Bibelgebrauchs durchaus ausredete. Selbst die Namen Priester und Presbyter verwarfen sie; weil von diesen ja die Verfolgung Christi ausgegangen sei. Früher standen vielmehr an der Spitze der Sekte einzelne Vorsteher, an deren Stelle nach des Sergius Tode die *συνέκδημοι* mit coordinirtem Ansehen traten; außer ihnen werden noch *νοτάριοι* genannt, mit Besorgung des äußern Gottesdienstes, und besonders mit Aufbewahrung und auch wol Vorlesung der neutestamentlichen Schriften beauftragt, woraus der große Werth erhellt, der auf letztere gelegt wurde. Die *συνέκδημοι* waren hiernach die Stellvertreter der frühern apostolischen Vorsteher, und darum innerlich durch den Geist erweckt, während die Notarien als bloße Gesellschaftspersonen erscheinen. Sie treten bei Photius, also in der frühern Zeit, als untergeordnet auf; wenn sie dagegen später über den Synekdemen stehen, so erklärt sich dies aus dem Verlaufe der Zeit, wo die unmittelbare Succession der Begeisterung aufgehört, vielleicht sich Rivalität vieler Synekdemen eingedrängt hatte, sodaß die Entscheidung darüber, die nur durch das geschriebene Wort erfolgen konnte, am natürlichsten den Notarien, den Bewahrern desselben, als Richtern anheimfiel. Jede Unterscheidung eines klerikalischen Standes durch Kleidung, Beschäftigung, war unbekannt; Sergius fand ja den Tod bei Ausübung seines Handwerks.

4) Ihre sittlichen Grundsätze sind der sicherste Beweis, daß bei ihnen nichts Manichäisches zum Grunde liegt; aber auch von den übrigen Formen der Gnosis unterscheiden sie sich bestimmt durch Verwerfung aller Askese: sie hegen die gewöhnliche Abneigung gegen die Ehe nicht, da ja bei ihren Vorstehern gewöhnlich der Sohn dem Vater folgt; das so charakteristische Merkmal des Manichäismus, der Abscheu vor Fleischspeisen, ist bei ihnen unbekannt; sie essen sogar gegen das apostolische Gebot das Fleisch von in ihrem Blute gestorbenen Thieren, sicher, weil sie darin nur judaistische Äußerlichkeit sahen, genossen selbst in den Fasten Käse, Milch. Von einer Unterscheidung eines doppelten Standes, der Zuhörer und Vollkommenen, wie bei den Manichäern, findet sich keine Spur. Dagegen treffen nun die Paulicianer nach den Beschuldigungen der Gegner einige andere Vorwürfe, die nicht gänzlich abgewiesen werden können. Zunächst Heuchelei, womit sie während der Verfolgung ihren Glauben hinter orthodoxen Formeln versteckten; das obige Beispiel des Gegnäsius liefert dafür den Beweis. Wahrscheinlich hatte die Erlaubniß zu solcher Accommodation einen tiefern Grund in dem Systeme der Sekte selbst, nach welchem auch Christus in den alttestamentlichen Messiasbegriff ja nur *οἰκονομικῶς* sich eingedrängt hatte. Leicht mußte ein solches Vorbild zur Entschuldigung anderweitigen Betruges auch bei den Anhängern der Sekte aufgeführt werden können. Ist es ja sogar glaublich, daß Einzelne wol ihre Kinder haben von katholischen Priestern taufen lassen, um ihnen dadurch äußeres Glück zu bereiten. Die katholische Kirche stand ja nach ihnen im Dienste des Demiurgs, des Herrschers über diese Welt, der also die Seinen mit Glück lohnen, während der von ihnen verehrte gute Gott nur himmlisches Heil spenden konnte.

Bedenklicher ist ein anderer Vorwurf, der ihnen gemacht wird, die Beschuldigung brutaler Wollust, Vermischung mit den nächsten Verwandten, Müttern, Schwestern, außerdem Trunkenheit, Schlemmerei; Baanes habe dies Alles offen getrieben, und nur Sergius solchen Excessen ein Maß gesetzt. Wenn nun auch diese Anklage in derselben Gestalt dargestellt wird, wie sie der Eifer der Ketzerrichter jedesmal von verhaßten Häretikern zu schildern weiß, an ihren Festen wilde Unzucht, nach Auslöschen der Lichter rücksichtslose Vermischung: so ist doch nicht zu verkennen, daß das System der Paulicianer in eben dem Maße sittliche Gefahren darbot, wie alle Formen der Gnosis, die das alte Testament als Werk des bösen Gottes betrachteten. Ihnen galt ja der Dekalog als Gebot des Demiurgs, durch dessen mögliche Übertretung also man dem guten Gotte einen Dienst leiste. Wahrscheinlich indessen hat die Sitte, in nahen Verwandtschaftsgraden sich zu verehelichen, um dadurch ausdrücklich den Mosaischen Ehegesetzen entgegenzutreten, viel von der Beschuldigung hervorgerufen. Wenigstens sie in ihrem ganzen Umfange anzunehmen, ist doch äußerst schwierig bei einer Gestaltung christlicher Denkart, die so bestimmt auf den Boden des N. T. zurückdrängt.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, das spätere Geschick der Sekte nachzuholen seit der Zeit, wo sie zugleich als eine politische Partei auftreten. Unter der Kaiserin Theodora, die als fanatische Beschützerin des Bilderdienstes bekannt ist, erneuerten sich die Verfolgungen gegen die Sekte; der Angabe nach sind ihrer über hunderttausend mit dem Strange, mit dem Schwerte, oder durch Ersäufung hingerichtet. Ein kaiserlicher Officier, Karbeas, selbst Paulicianer, verlor auf diese Art seinen Vater, und entfloh, um Rache zu nehmen, mit 5000 Anhängern ins Gebiet der Sarazenen, die diese

Feinde des griechischen Reichs bereitwillig aufnahmen; Kardeas ward so ihr politisches und militairisches Haupt. Von ihren drei Niederlassungen, Argaum, Amara und Tephrica, aus führten sie den Rachekrieg gegen die Griechen, und wurden innere Parteiungen aus früherer Zeit diesem gemeinsamen Zwecke aufgeopfert. Mit ganzen Heeren fielen sie in Verbindung mit den Sarazenen in das römische Gebiet ein, lieferten den kaiserlichen Armeen wiederholt glückliche Schlachten. Auf Kardeas folgte dessen Schwiegersohn Chrysocheres (auch *Χρυσόχειρ* genannt), der zur Zeit des Kaisers Basilius Macedo (867) seine Streifzüge tief nach Kleinasien, bis Ephesus, ausdehnte, sogar die Friedensanträge des Kaisers verwarf, und denselben aus dem ganzen Oriente zu vertreiben drohete. Es bedurfte aller Anstrengung des Kaisers, in zwei Feldzügen, 870 und 871, um das kühne Parteihaupt zu überwältigen; mit der Vernichtung der Macht von Thephrica war der Widerstand der Sekte gebrochen. Viele derselben wanderten nach Syrien aus; nach armenischen Nachrichten (Neander's Kirchengesch. 4. Bd. S. 451) mögen sie dort wol anderweitige Verbindungen mit orientalischen Gestaltungen eingegangen sein, und in den mancherlei enthusiastischen Sekten, die seitdem dort wuchern, wiedergefunden werden dürfen. Da sie aber in ihren alten Sitzen in Verbindung mit den Sarazenen dem Reiche sehr gefährliche Nachbarn blieben, so suchte, auf Antrieb des antiochenischen Patriarchen, Theodorus, um 969, der Kaiser Johannes Tzimisces, durch Verpflanzung derselben nach Thracien, jene Gegend von ihnen zu reinigen. Ihre Niederlassungen um Philippopolis erhalten die Bestimmung, dort die Grenzen des Reichs zu bewachen. Sehr wahrscheinlich haben sie von dort ihre Grundsätze weiter östlich, besonders in die neubekehrte Kirche der Bulgaren, auszubreiten gesucht. Wenn seit dieser Zeit, während des ganzen Mittelalters, häretische Erscheinungen auch im Abendlande durchaus mit denselben Tendenzen auftreten, Reformation der Kirche auf einer dualistischen und dabei enthusiastischen Grundlage, und ihre Verzweigungen deutlich nach jenen östlichen Strichen hin verfolgt werden können: so wird die Vermuthung erlaubt sein, in sämmtlichen Manichäern des Mittelalters eine Einwirkung der Paulicianer zu erblicken, die längs der Donau her sich planmäßig nach Oberitalien, Südfrankreich und an den Niederrhein verzweigt haben mögen. Aus ihren Sitzen um Philippopolis ging im 12. Jahrhundert die ihnen fast ganz gleiche Sekte der Bogomilen hervor, und Spuren von ihnen hat man dort selbst noch in der Gegenwart aufgefunden. Ein Priester und Ökonomus der griechischen Kirche zu Philippopolis meldet in seinem *Ἐγχειρίδιον περὶ τῆς Ἐπαρχίας Φιλιπποπούλεως* (Wien 1819), p. 27, daß nicht allein unter den Einwohnern jener Stadt, sondern auch in fünf bis sechs benachbarten Dörfern sich zahlreiche Paulicianer vorfinden, die aber, wie auch anderwärts in der europäischen Türkei, längst alles Manichäische aufgegeben hätten, und völlig Papisten (*καθ᾽ ὅλον Παππίσται*) geworden wären.

Jedenfalls muß man in den Paulicianern das erste Glied jener Kette erblicken, die sich mit reformatorischer Tendenz gegen den Verfall der Kirche durch das ganze Mittelalter hindurchschlingt. (*Rettberg.*)

PAULIEN (St.), Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement der Oberloire (Auvergne), Bezirk Puy, liegt $2\frac{1}{4}$ Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Pfarrkirche und 2586 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton St. Paulien enthält in sieben Gemeinden 6848 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULIN, Flecken im franz. Tarndepartement (Languedoc), Canton Alban, Bezirk Albi, ist $6\frac{1}{4}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2806 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAULIN (Arfvid), Pfarrer der Gemeinden Haliko und Angelniemi im finnischen Erzstift Åbo, geb. 1687 im Kirchspiel Wiwolax im finnischen Län Wiborg, wo sein Vater, Johann Paulin, Quartiermeister beim wiborgschen Cavalerieregiment, wohnte; seine Mutter war eine Pfarrerstochter von Ithis, Anverwandte des Erzbischofs Paulinus Gothus. Der Tod des Vaters versetzte die Familie in solchen Nothstand, daß sie sich lange von Rindenbrod nähren mußte. Mit einem bei Verschiedenen gesammelten geringen Vorrathe von Lebensmitteln verließ Arfvid das Haus der Mutter und trat in die Schule zu Kerholm. Nachdem er hier, wie seit 1708 auf der Universität Åbo, wo er bittere Noth litt, ungemeinen Fleiß bewiesen, öffnete ihm die Vorsehung den Weg zu einer Hauslehrerstelle, zuerst bei einem wackern Pfarrer, dann bei einem Officier im Kirchspiel Urdiala. Der Pfarrer zu Urdiala erwählte ihn zum Gehilfen, und so ward er 1712 ordinirt. Im J. 1713 berief ihn die Gemeinde Haliko zum interimistischen Prediger. In diesem Amte stand er treu in warmer Liebe und unter täglichen Lebensgefahren während des russischen Krieges, in echtchristlicher Gemüthsruhe; oft ward er der Retter seiner Heerde aus Feindes Hand. Mit innigster Liebe hing ihm die Gemeinde an, begehrte ihn 1724 zum Kapellan und erwählte ihn 1735 einstimmig zum Pastor; ja diese Liebe ging auf Sohn und Enkel über, die nach einander in das geistliche Amt zu Haliko befördert wurden. — Haliko ist eine sehr ansehnliche Pfarrei an der südlichen Küste Finnlands, im Jahr 1815 mit 3727 Seelen. Der Pfarrhof hat eine anmuthige Lage auf einer Anhöhe mit weiter, reizender Aussicht. Die steinerne, jetzt erneuerte Kreuzkirche ist eine der schönsten Landkirchen Finnlands. Das Patronat gehört jetzt zum nahen Rittergute Åminne. (*v. Schubert.*)

Paulina, s. Paullina.

PAULINA POTIO (Pauliner Trank), nannte man im Mittelalter, wie es scheint, das Gift, vielleicht nach dem Mönche Paulinus, der Kaiser Heinrich VII. vergiftet hat; Paulinae literae aber Excommunicationsschrift, vielleicht weil die Worte des Apostels Paulus Anathema Maran Atha darin vorkamen. (*H.*)

PAULINE (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, eine Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und seiner Gemahlin Luise, geborenen

Herzogin von Holstein-Plön, erblickte den 23. Febr. 1769 zu Ballenstädt das Licht der Welt. Am Fuße des Harzes, in den Umgebungen einer reizenden Natur, vergingen ihr die Jahre der Kindheit. Ihre Geisteskräfte entwickelten sich früh unter einer sorgfältigen Erziehung und unter der besondern Aufsicht des Fräuleins von Rauschenplatt, der ersten Hofdame ihrer bereits den 2. März 1769 gestorbenen Mutter. Den entschiedensten Einfluß auf ihre wissenschaftliche Bildung gewannen der als Dichter bekannte Legationsrath Meyer, und der damalige Instructor des Erbprinzen, Rohleder mit Namen. Von diesen Lehrern ward Pauline in den Anfangsgründen der alten und neuen Sprachen, in der Geschichte und Politik und in andern wissenschaftlichen Zweigen unterrichtet. Ihr moralisches Gefühl weckte und befestigte der Hofprediger Paldamus in seinen Belehrungen über religiöse Gegenstände. Angeborene Neigung und rastloser Fleiß unterstützten und erhöhten die Sorgfalt, die der Vater auf die Erziehung seiner Tochter wandte. Mit der französischen Sprache und Literatur wurde sie bekannt durch eine junge Französin, Bourgeois de Pierre, die ihr Vater aus Yverdun nach Ballenstädt gerufen. Auch ihre Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten Freiherrn von Adlerkas, den seine Gesundheitsumstände genöthigt, den preußischen Militairdienst zu verlassen und einem Ruf nach Ballenstädt zu folgen, wirkte in mehrfacher Hinsicht günstig für die rasche Entwickelung ihrer Geistesfähigkeiten. Die Stunden der Muße verlebte sie an der Seite ihres Vaters, unter regem Antheil an seinen Regierungsgeschäften, mitunter auch wol auf seinen Jagdzügen ihn begleitend. Ihr Charakter erhielt dadurch schon früh eine gewisse männliche Haltung, deren Gepräge sich selbst in ihren Gesichtszügen ausdrückte. Wissenschaftliche Beschäftigungen schienen ein bleibendes Interesse für sie gewonnen zu haben. Sie wurden gewissermaßen ihr Lebensberuf. Sie erregte dadurch schon in ihrem 14. Jahre fast ungetheilte Bewunderung in den Hofcirkeln. Die unerläßliche mechanische Übung ließ sie weniger Geschmack finden am Zeichnen, an der Musik und andern verwandten Künsten. Eine gleichgestimmte und theilnehmende Freundin fand sie an der Prinzessin Luise von Holstein-Sonderburg, mit der sie abwechselnd zu Ballenstädt und zu Augustenburg lebte, und die sie späterhin auch auf der Insel Alsen wiederfand, als sie ihren Vater auf seiner Reise nach Dänemark begleitete. Der frühe Tod der geistvollen Prinzessin Luise trennte dies Freundschaftsbündniß. Auch machte sie die Bekanntschaft anderer Fürstenfamilien, wie unter andern der von Asseburg'schen zu Meisdorf, und lebte genußreiche Stunden in dem benachbarten Quedlinburg in dem Umgange mit der dortigen Äbtissin, der Prinzessin Sophie Albertine von Schweden.

Durch vielseitige Kenntnisse hatte sie, als sie im 18. Jahre stand, ihren Geist immer mehr ausgebildet, und war zu einem richtigen Verständniß der ältern und neuern Sprachen gelangt. Die Schwierigkeiten des lateinischen Lapidarstyls zu überwinden, Birkenstock's Gedicht auf den Tod Friedrich's II. ins Teutsche zu übersetzen, gelang, und zeugte von ungemeiner Gewandtheit in ihrer Muttersprache und zugleich von einer sehr glücklichen Combinationsgabe [1]). Von den bisher erlernten Sprachen wandte sie sich zu der dänischen, mit so großem Eifer, daß sie bald im Stande war, die vorzüglichsten Nationalschriftsteller zu lesen. Zu poetischen Beschäftigungen ward sie wieder durch Gleim geführt, mit dem sie schon früh in einen fast ununterbrochenen Briefwechsel getreten zu sein scheint. Gleim, rastlos bemüht, jedes aufkeimende Talent zu ermuntern, fällte auch ein nicht ungünstiges Urtheil über ihre poetischen Versuche, so wenig sie nach dem unten mitgetheilten Briefe öffentlich damit hervorzutreten wagte. Noch ein andres Band knüpfte sie an den halberstädter Dichter. Sie theilte seinen Abscheu gegen die französische Revolution, und die mannichfachen Greuel, die dies Ereigniß hervorgerufen. Den Gang jener Staatsumwälzung verfolgte sie mit aufmerksamen Blicken und fand dadurch die Richtschnur für ihre eigne Denk- und Handlungsweise. Ihren christlich-religiösen Sinn verwundeten die entsetzlichen Auftritte der französischen Revolution, und wiederholt äußerte sie die Idee, daß den Regenten anzurathen sei, die gesteigerten Volksansprüche zu bekämpfen, damit die Volkswillkür keinen Spielraum erhalte. Sie übersah dabei freilich, wie Irrthum und Wahrheit hier nahe an einander grenzen. Als Ludwig **XVI.** zum Blutgerüst geführt werden sollte, schrieb sie an Gleim: „Mit Vergnügen habe ich die Übereinstimmung unserer Meinungen bemerkt, hinsichtlich der traurigen, ganz Europa erschütternden Begebenheit. Als Beweis davon wage ich Ihnen ein Lied zu überschicken, welches bei der Nachricht des Königsmordes meinem Gefühl entquoll [2]). Sie schließt diesen Brief mit der prophetischen Verkündigung: „daß des Schicksals Eisenruthe keine Pflichtverletzung ungestraft lasse, und daß die an den Enkeln schwer verpönte Missethat durch Vergötterung der Manen des frommen Ludwig's versöhnt werden müßte."

In jenem Briefe, vom 26. Febr. 1793 datirt, erwähnt sie der Feier ihres Geburtstages, und bemerkt, daß sie „ihr 25. Jahr mit einem großen Vorrath von Seelenruhe und Zufriedenheit angetreten." Ihr fortgesetzter Briefwechsel mit Gleim, der nie unterließ, ihr an ihrem Geburtstage seine herzlichsten Glückwünsche darzubringen, gibt mehrfache Belege, wie neben ihren poetischen Beschäftigungen die politischen Ereignisse ihre Aufmerksam-

---

1) Wie bescheiden sie selbst von diesem Versuch urtheilte, zeigen die nachfolgenden Äußerungen in einem Briefe an Gleim, vom 19. Febr. 1787. „Birkenstock's treffliches Latein," schrieb Pauline, „kannte ich längst, aber nicht die berliner Verteutschung. Ich wagte es, selbst eine für meinen Vater zu entwerfen. Sie ist kürzer, weicht aber in einigen Stellen ab, und ich traue ihr nicht ganz. Da Sie gewiß beim ersten Anblicke die schwierigen Schönheiten des Lateins empfanden, wäre es eine Schwachheit, Ihnen meine Übersetzung zu schicken. — Hätt' ich alle diese Beweggründe übersehen, so war in Ihrem Briefe Ein Wort, das mich zittern machte: Drucken! — Nein! nie sollen die Beschäftigungen meiner müßigen Stunden öffentlich bekannt werden!" 2) Dies Lied beginnt mit den Versen:

Schwammen jüngst an eure Küsten
Panther, Löw' und Wolf herbei?
Soget ihr an Tigerbrüsten
Blutdurst, Wuth und Meuterei?

keit in Anspruch nahmen. „Sie haben, verehrter Freund," schrieb sie unter andern im März 1795 an Gleim, „meines Geburtstages auf die schmeichelhafteste Weise gedacht[3]); Sie haben mir ein Zutrauen bewiesen, das ich würdige, und ich verschiebe meinen Dank keinen Augenblick länger. Lächelten mir die Musen unausgesetzt[4]), so würde ich Ihnen zierlicher, aber gewiß nicht aufrichtiger meine große Erkenntlichkeit versichert haben. Ihnen, dem warmen Vaterlandsliebenden, darf ich zu dem nicht mehr zweifelhaften Frieden doch Glück wünschen! Sie freuen sich gewiß sehr, daß die blutige Krisis vorüber ist, die ohne Zweifel in der Reihe der Dinge nöthig und wohlthätig war, weil die Vorsehung sie geschehen ließ; uns, den Zeitgenossen, aber die bitterste Arzenei, eine Quelle der Thränen und der Besorgniß ward. Das 18. Jahrhundert wird unter seinen Brüdern einst mit blutigem Schleier erscheinen. Schon oft wünschte ich meinen Lebenslauf in einen andern Zeitraum versetzt. Ich habe so ganz gefühlt, daß die Erde ein Paradies wäre, wenn die Menschen sich selbst genügten, und liebende Brüder blieben. Aber sie wählen das Vorbild des Erstgeborenen Adam's zum Muster; sie halten sich für den Mittelpunkt der Schöpfung, und schaden am Ende, indem sie Andern Nachtheil bringen, sich selbst am meisten. Jeder denkt nur an sich und vielleicht existirt jetzt weniger Moralität, als zu jener Zeit, wo man von der Sittenlehre Compendien in allen Formen und Farben hatte. Ich schreibe dies dem Indifferentismus zu, dem Mangel an Religiosität, dem Brandmal. Wird man lau gegen Christi Religion, undankbar gegen den göttlichen Urheber unsers Daseins, so ist die Scheidewand des Lasters übersprungen und jedes Verbrechen näher gerückt."

Nicht minder charakteristisch, als diese Äußerungen, sind einige Verse in diesem Briefe, die eine entschiedene Neigung verrathen zu ländlicher Zurückgezogenheit, fern von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens. Es war indessen wol nur eine momentane Stimmung, in der sie von jedem Antheil an dem Staatsregiment sich förmlich lossagte[5]). Mit der höhern Ausbildung ihres Geistes entwickelte sich in ihr eine rastlose Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf die Regierungsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange hinlenkte. Mit Eifer studirte sie die Landesgesetze, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Zweige der öffentlichen Verwaltung, arbeitete selbst einzelne Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus ihr mitgetheilten Acten. Durch glücklich vermittelten Vergleich sehr complicirter Streitigkeiten entsprach sie dem von ihrem Vater geschenkten Vertrauen vollkommen, und ihre gründliche Kenntniß der französischen Sprache setzte sie in den Stand, seit dem Jahr 1790 einen großen Theil seiner Correspondenz zu übernehmen. Auch unterzog sie sich der Führung der auswärtigen Geschäfte, als diese seit dem März 1793, nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, einen beträchtlichen Umfang gewonnen hatten, mit großer Umsicht und Gewandtheit bis zu ihrer Vermählung. Ihre Mußestunden widmete sie einigen kleinen schriftstellerischen Versuchen. In jene Zeit fällt eine kleine Sammlung von Jagdliedern, die im Kreise des Hofes vertheilt wurden. Bemerkenswerth ist aber vorzüglich, theils wegen ihres echt menschenfreundlichen Sinnes, theils wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit der Lebensweise der niedern Volksclassen, eine von ihr verfaßte Abhandlung über die Schädlichkeit des Kaffees und des Branntweins[6]).

Pauline, die um diese Zeit ihr 27. Jahr erreicht, hatte mehre Anträge zu einer Vermählung zurückgewiesen, da sie ihren Wünschen nicht entsprachen, um so mehr mit Zustimmung ihres Vaters, da er wohl fühlen mochte, wie viel er verlor durch die Trennung von der geliebten Tochter. Zu Ende des Jahrs 1795 reichte sie ihre Hand dem regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold zu Lippe-Detmold. Den 2. Jan. 1796 ward sie vermählt. Gleim's Glückwunsch beantwortete sie zwei Tage später durch die briefliche Äußerung: „Mein Gemahl ist ein redlicher, rechtschaffener und sehr edeldenkender, mich zärtlich liebender Mann. Deshalb traue ich Ihren freundschaftlichen Prophezeiungen, und nehme sie dankbar an." Die Liebe und Achtung ihres Gemahls und die allgemeine Anerkennung ihres persönlichen Werths mußten sie trösten bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters (9. April 1796), von dem ihr die Trennung schwer geworden war. Der fern von ihrer Heimath in Detmold lebenden Fürstin ward auch ihr Gemahl, dem sie zwei Söhne geboren, den 4. Febr. 1802 entrissen. Dem Testament des Verblichenen und der kaiserlichen Bestätigung zufolge trat Pauline die vormundschaftliche Regierung des Landes an, ohne laut gewordenen Widerspruch der Stände, obgleich dieselben große Beschränkungen ihrer bisherigen Rechte besorgten. Es war ein kritischer Zeitpunkt, in welchem die verwitwete Fürstin ihren neuen Wirkungskreis betrat, der mit jedem Jahre sorgenvoller zu werden drohte durch manchen Stoff zur Zwietracht daheim und nach Außen hin durch den Andrang großer Staatsumwälzungen. Selbst ihre vertrautesten Freunde hatten nicht gewagt, durch lobpreisende Glückwünsche ihre Berufspflichten in ein reizendes Licht zu stellen. Sie war

3) Gleim's Brief, datirt vom 23. Febr. 1795, befindet sich in den Zeitgenossen. Neue Reihe, Bd. 2. Heft. 6. S. 16 fg. 4) „Nur selten und schüchtern," heißt es in einem frühern Briefe, „wage ich, den Musen zu opfern, aus Furcht, mein Weihrauch möchte, als mittelmäßiges Rauchwerk, den neun vergötterten Schwestern misfallen." 5)

Auf einem Fürstenthron wohnt selten wahres Glück,
Umschleiert ist dort oft der süßen Ruhe Blick;
Und wenn chimärisch ich mir Seligkeiten träumte,
So glaube, daß mein Wunsch im Mittelstande säumte.
Ein heitrer Geist, ein stilles Landgut nur,
Ein Musensitz im Schooße der Natur,
Ein kleines Haus, in eines Walde Mitte,
Sieh, Freund, das ist das Loos, das ich mir einst erbitte.
Von Politik will ich entfernt gern bleiben,
Will Keinem Unrecht thun, kein Todesurtheil schreiben;
Der Menschheit leises Wohl ist jedes Wesens Pflicht:
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht.

6) Späterhin wieder abgedruckt im dritten Stück von v. Cölln's Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung (Frankfurt a. M. 1802). Jene Abhandlung führt dort den Titel: Über ein schädliches, zerstörendes Gift, das allgemein zu verfertigen erlaubt, und sogar obrigkeitlich befördert wird.

vielmehr von ihnen darauf aufmerksam gemacht worden, daß die wahre Würde des Regenten den einzig haltbaren Grund habe in der genauen Kenntniß des Umfangs und der Wichtigkeit seines Berufs; daß jene Würde zunächst auf dem festen Willen beruhe, nach dieser Erkenntniß zu handeln, und dadurch die obliegenden Pflichten vollkommen zu erfüllen [7]).

Die hervorleuchtenden Eigenschaften, mit welchen Pauline ihre neue Laufbahn betreten, waren rastlose Thätigkeit und Selbständigkeit. Mit rühmlichem Eifer sorgte sie für die Verbesserung des Armenwesens in Detmold [8]), errichtete eine Erwerbs- und Freischule, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Kranken- und Waisenhaus, ein Schullehrerseminar und andere wohlthätige, für das allgemeine Beste berechnete Institute. Auch eine Irrenanstalt, für die sie sich sehr interessirte, kam zu Stande, ungeachtet des Widerspruchs der Landstände, denen sie diese Idee mitgetheilt. Für das Erziehungswesen blieb der Fürstin fortwährend ein ungeschwächtes Interesse. Um Pestalozzi's Unterrichtsmethode kennen zu lernen und für ihre Zwecke zu benutzen, hatte sie im J. 1813 Passavant nach Yverdun, und, einige Jahre später, zwei andere Lehrer nach Oldenburg gesendet. Immer neue Plane für das allgemeine Wohl entwerfend, schrieb sie der Hilfsgesellschaft zu Zürich, mit der sie schon seit längerer Zeit in Verbindung stand, im J. 1813: „Mich beschäftigt noch eine Anstalt; und wenn ich noch so glücklich bin, friedliche Zeiten zu erleben, so werde ich sie wol ausführen können. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, zu erfahren, ob es dergleichen Anstalten anderswo gibt; und doch ist ein Aufbewahrungs- und Trennungsort für Fallsüchtige so nöthig. Unter diesen gibt es höchst Unglückliche; und weil der Anblick ihr Übel fortpflanzen könnte, so nehmen wir sie hier weder ins Waisen- noch Irrenhaus. In England hat man viele dieser Unglücklichen durch die Ausdünstung der Kühe geheilt und sie in den Ställen schlafen und leben lassen. Versuche im Kleinen, hier gemacht, sind nicht ganz mislungen. Ich möchte einen großen Kuhstall und eine Melkerei anlegen mit Schlafstätten, und die unglücklichen Fallsüchtigen hier vereinigen. Sie würden die Kühe warten und melken, Butter und Käse machen, und bei den Kühen schlafen und sein. Schreiben Sie mir doch, ob unter den Sennen und Alpenhirten, die ungefähr so leben, es Beispiele von Menschen gibt, die an Gichtern leiden. Überhaupt empfehle ich Ihrer freundschaftlichen Wärme für Menschenwohl diese nicht unwichtige Angelegenheit zu Fragen und Erkundigungen." Die hierauf erhaltene Auskunft beantwortete die Fürstin mit den Worten: „Dank für die interessante Kunde von den Wirkungen der Kuhställe auf die schweizerischen Fallsüchtigen; sie ist mir willkommen, und ein wichtiges, theures Geschenk. Diese Wirkungen sollen meinen weitern Nachforschungen, meinen Versuchen im Kleinen, zur Grundlage dienen. — Wie Ihre Wärme auch Andere durchglüht, wie Sie Gutes so rasch vermögen, habe ich in den schnellen Antworten bewundert, die Sie mit so sichtbarer Theilnahme über die Epileptischen erhalten; Niemand hätte das in so kurzer Zeit vermocht."

Einen theilnehmenden und thätig mitwirkenden Freund fand Pauline an dem Generalsuperintendenten von Cölln zu Detmold. Er ward ihr besonders werth durch seinen rastlosen Eifer Gutes zu wirken, und seine echt religiöse Sinnesart gab sich auf unzweideutige Weise kund in dem, was er für Kirche und Schule leistete. Unter den Mitarbeitern an den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung" (Frankf. a. M. 1802) finden wir auch den Namen der edlen Fürstin [9]). Mit

7) Siehe die von der Fürstin selbst herausgegebene Sammlung auserwählter Predigten aus C. F. A. v. Cölln's Nachlaß, nebst einer Charakteristik des Verfassers (Bielefeld 1806. S. 122 fg.). Die dort befindliche Rede, die der von der Fürstin hochverehrte Generalsuperintendent bei ihrem Regierungsantritt, den 22. Mai 1802, gehalten, schildert ausführlich den Umfang und die Wichtigkeit der Pflichten eines Regenten. Vgl. Zeitgenossen. Neue Reihe, 2. Bd. Heft 6. S. 23 fg.

8) Durch die Besteuerung des Branntweins, über dessen Schädlichkeit sie, wie früher erwähnt, einen eignen Aufsatz geschrieben, gewann sie unter andern einen Subsidialfonds für die Armen. Vgl. Clostermeier's kritische Beleuchtung einer von Seiten der Lippe'schen Regierung der Bundesversammlung übergebenen Druckschrift. S. 64 fg.

9) Außer dem bereits früher erwähnten Aufsatze über die Schädlichkeit des Branntweins, theilte sie in dem vierten Stück der obengenannten Beiträge ihr Glaubensbekenntniß mit über die Verpflichtungen des Staats zur Erhellung der Gottesverehrung und der Schulen. Ebendies Stück enthält (S. 25 fg.) ihren Vorschlag, eine pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen. Den auffallenden Titel des kleinen Aufsatzes erklärt der Eingang, der beweist, daß es sich darin nicht etwa um den Schnitt eines Kleides, oder die Form einer Haube handelt. „Wenn ich," sagt die Fürstin, „bisher öffentlich zu reden, zu bitten, aufzufodern versuchte, so mußte ich mich immer allein und vorzüglich an die Männer wenden, welches mir dann aus Gründen der Weiblichkeit nie so ganz recht war. Herzlich willkommen ist mir deswegen diese Gelegenheit, mich mit Zutrauen und freundlichen Hoffnungen meinen Mitbürgerinnen zu nahen. Schon so lange ist es Observanz, daß gegen die der Mode dargebrachten Opfer, besonders gegen die Nachahmung französischer Erfindungen, von den Sittenlehrern gepredigt, von den Satyrikern gespottet, von den Vätern geschmält, von den Gatten geeifert wird, daß mancher nicht mehr darauf achtet. Ich, viel zu sehr ein Weib, um nicht zu wissen, daß dieses kein Mittel zum Zweck, oder mein Geschlecht zu gewinnen sei, erscheine mit ganz entgegengesetzten Vorschlägen. Ich wünsche und bitte, daß wir hier in Detmold, im Schooße des schon von dem bösen, hämischen Voltaire so sehr verleumdeten Westfalens, die schnellsten sein mögen, eine neue pariser Mode völlig und ganz nachzuahmen. — Madame Buonaparte und mehre zierliche und vornehme Damen der unermeßlichen Hauptstadt des französischen Reichs wählten und errichteten mit wahrhaft weiblichem Schwestergefühl und beneidenswerther Feinheit in den Vierteln der großen Stadt Depots und Säle, wo die zarten Kleinen armer, mit auswärtiger Arbeit beschäftigter Mütter einstweilen genährt, verpflegt, versorgt werden. Jeden Morgen überbringen die dadurch beruhigten, beglückten Mütter ihre Kinder; jeden Abend holen sie sie freudig und dankbar wieder ab, und die Stifterinnen der milden Anstalt übernehmen wechselsweise die Aufsicht. — Welchem wirklich weiblichen Herzen thut diese liebevolle, einfache, hohe Idee nicht wohl! — Man hadert mit seinem eignen Kopfe und Herzen, daß man dahin geleitet, dazu durch Beispiele geweckt werden mußte. Wenigstens ist dies meiner Gefühle Bekenntniß, als ich gerührt jene Erzählung las. Es war in der traurigen Zeit der schmerzlichsten Prüfung, wo nähere, mein ganzes Wesen, alle meine Kräfte umfassende Pflichten mich ganz foderten, und mir es nicht erlaubten, meinen reinsten, edelsten Erholungen auch nur einen Theil meiner Zeit zu widmen, wodurch auch dieser Plan denn zurücktrat. Aber er verschwand deshalb nicht.

tiefem Schmerz erfüllte sie daher der am 18. Febr. 1804 erfolgte Tod jenes von ihr hochverehrten Mannes. Wie sie sein Andenken ehrte, bewies die von ihr besorgte Herausgabe mehrer seiner Schriften [10]), zu denen sie späterhin noch eine Sammlung seiner vorzüglichsten Predigten hinzufügte [11]).

Einer sehr bedenklichen Periode ging sie um diese Zeit (i. J. 1806) entgegen, als der Verband der teutschen Reichsverfassung, der bisher den kleinen teutschen Staaten politische Sicherheit gegeben, mit dem 6. August des genannten Jahres sich aufgelöst, und Kaiser Franz II. die teutsche Reichskrone niedergelegt hatte. Auch in diesem kritischen Zeitpunkt benahm sich Pauline mit ihrer gewohnten Klugheit und Umsicht. Sie entschied sich sogleich für den Beitritt zum Rheinbunde und wußte durch die während des Krieges angeknüpften Unterhandlungen ihrem Lande manche Vortheile zu sichern. Nach der Schlacht von Jena blieb, auf Napoleon's Befehl, das Fürstenthum Lippe verschont von Kriegsrequisitionen aller Art, und hatte außer wenigen unvermeidlichen Durchmärschen und einigen Lieferungen für die holländische Armee keine von den Kriegslasten zu tragen, die damals das nördliche Teutschland so hart drückten. Die wirkliche Aufnahme der Fürstin Pauline in den Rheinbund fand am 18. April 1807 zu Warschau statt. Durch den bei dieser Gelegenheit von dem Fürsten von Benevent und dem nassauischen Minister von Gagern abgeschlossenen Vertrag ward der Fürstin völlige Souverainetät und unabhängige Staatsgewalt zugesichert. Die Bewohner des Fürstenthums Lippe waren dadurch nach wie vor in unverletztem Rechtszustande, in Frieden und Sicherheit geblieben. Willkür und Despotismus durften keine Eingriffe in die Rechte der Fürstin wagen. Sie hatte die Landstände schweigend fortbestehen lassen, obschon sie keinen Landtag zusammenberufen, das landschaftliche Credit- und Cassenwesen möglichst aufrecht zu erhalten gesucht, hatte mit den Ständen sogenannte Communicationstage gehalten, und die ritterschaftliche Curie bei eintretenden Vacanzen ihre Deputirten ergänzen lassen. In jeder Beziehung erwarb sie sich unter so schwierigen Zeitverhältnissen allgemeine Achtung, die Napoleon selbst ihr auf mehrfache Weise zu erkennen gab. So viel Kraft und Energie zeigte, zum Ruhm ihres Geschlechtes und ihres Zeitalters, dieselbe Frau, die einige Jahre zuvor, im März 1795, in einem bereits erwähnten Briefe geäußert: „Regentin bin, Regentin werd' ich nicht!" Den durch den Rheinbund ihr auferlegten Verbindlichkeiten der Truppenstellung war sie aufs Pünktlichste nachgekommen, so schmerzhaft ihr auch das Schicksal des von ihr gestellten, und im März 1809 um 60 Mann erhöhten Contingents von 500 Mann sein mochte, als diese Truppen im folgenden Jahre von Napoleon nach Spanien geschickt, größtentheils in spanische und englische Gefangenschaft geriethen und gänzlich aufgelöst wurden. Durch solche Aufopferungen hatte sie ihrem Lande, ohne alle finanzielle Bedrückungen, möglichste Sicherheit erkauft gegen gesteigerte Anfoderungen, Requisitionen und andere Erpressungen, welche Napoleon damals über die ihm befreundeten Länder verhängte. Keine französischen Intendanten geboten im Fürstenthum Lippe, und dem kleinen Staate ward keine Napoleonische Gesetzgebung aufgedrungen.

Charakteristisch war die strenge Gerechtigkeitsliebe, die alle ihre Handlungen als Regentin bezeichnete. Zwar ward sie von einem Theil ihrer Unterthanen mit dem Vorwurf belastet, im J. 1808, verfassungswidrig und ohne Beistimmung der Ritterschaft und Städte, alle Guts- und Leibeigenschaft aufgehoben zu haben. Allein sie hatte sich, als sie jenen Schritt that, sorgsam gehütet, die Eigenthümer in ihren Rechten irgend zu kränken, um einem Theil ihrer Unterthanen auf Kosten des Andern wohlzuthun. Daher erkannte sie auch den Eigenthümern eine genügende Entschädigung zu. Selbst unter den drohendsten Gefahren scheute sie nie das persönliche Hervortreten, so wenig in Kriegs- als in Friedenszeiten. Durch Geistesgegenwart und Umsicht nöthigte sie dem französischen Kaiser, noch während seiner Übermacht, Achtung ab, als sie vor ihm in Paris erschien. Zu den liebsten Früchten jener Reise, die sie zum Besten ihres Landes unternommen, rechnete sie das in Paris angeknüpfte Freundschaftsverhältniß mit der Kaiserin Josephine.

Unter solchen Anordnungen ging sie dem an wichtigen politischen Ereignissen so reichen Jahre 1813 entgegen. Bei der allgemeinen vaterländischen Begeisterung, die keine Grenzen kannte, blieb sie nicht verschont von dem unbilligen Urtheil, das damals mehre kleine teutsche Fürsten traf, für eine blinde Verehrerin des gedemüthigten Weltbezwingers zu gelten, während sie, die geographische Lage ihres Landes berücksichtigend, sich doch nur dem Drang der Umstände gefügt, und ihre Privatüberzeugung dem Wohl ihrer Unterthanen aufgeopfert hatte. Nur ihrer Geistesgegenwart, Klugheit und Würde hatte sie es zu verdanken, daß sie beim ersten Vordringen der Truppen der Verbündeten verschont blieb von persönlichen Beleidigungen, da die Schonung ihres Landes während der Kriegsperiode ohnedies Neid und Misdeutung erregt hatte. Mit gewohnter Schnelle sich entscheidend, war die Fürstin be-

---

Jetzt, wo allmälig Ruhe in mein Herz zurückkehrt, malt das Bild jener wohlthätigen Nachahmung sich mit zwiefach reizenden Farben wieder aus vor meiner Phantasie, und so versuche ich denn, auch Mehren, die gern für die Bedürftigen empfinden, meine Gedanken lieb und theuer zu machen, sie einzuweihen in meine Wünsche."

10) Sammlung einiger schon gedruckten und noch ungedruckten Schriften des verewigten Generalsuperintendenten v. Cöln (Bielefeld 1804). Der Sinn, in welchem sie diese Gabe darbrachte, geht aus der poetischen Zueignung hervor. „Euch allen," sagt die Fürstin dort:

„Euch Allen, die ihr den verklärten Freund
Vermisset würdigt, liebet und beweint,
Euch Allen geb' ich, mit gerührtem Sinn,
Die holden Blüthen seines Geistes hin:
Des Geistes, den kein Erdensinn bethörte,
Der früh schon jenen Welten angehörte.
Zum Theil empfingt ihr sie aus seiner eignen Hand,
Zum Theil sind sie nur Wenigen bekannt;
Und manches Blatt, das er in stillen Nächten schrieb,
Und das als Heiligthum in seinem Pulte blieb,
Soll seine Freunde nun noch näher ihm verbinden,
Als innig süßes Pfand, daß wir ihn wiederfinden."

11) Sammlung auserwählter Predigten, aus C. F. A. v. Cöln's Nachlaß herausgegeben, nebst einer Charakteristik des Verfassers (Bielefeld 1806).

reits den 29. Nov. 1813 zu Frankfurt a. M. dem Bündniß der alliirten Mächte beigetreten, die Teutschlands Unabhängigkeit erkämpfen und sichern wollten. Den in dieser Hinsicht von ihr übernommenen Verpflichtungen unterzog sie sich mit dem regsten Eifer. Am 7. December des genannten Jahres setzte sie ihr Volk von dieser neuen politischen Verbindung in Kenntniß, und den 6. Jan. 1814 erließ sie einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen, um die gehörige Ausrüstung der Landwehr zu beschleunigen. Aus dieser Proclamation sprach ihre echt patriotische Gesinnung [12]). Auch die Bildung des Landsturms ward nicht vergessen [13]). Ihre rastlose Thätigkeit schien keine Grenze zu kennen. Sie las, prüfte, erwog und erließ manche Verordnungen, die der Augenblick zu fodern schien; musterte selbst ihr Truppencorps in der einen Stunde, während sie in der nächsten neue Etats zur Verpflegung desselben entwarf, durchblätterte bändereiche Acten über verwickelte Rechtshändel, und führte viele Stunden lang, mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Vorsitz in ihren Regierungscollegien.

Noch war der Krieg gegen Frankreich kaum begonnen, als die Stände des Fürstenthums Lippe an dem auf den 6. Mai 1814 anberaumten Communicationstage auf die Wiederherstellung der landständischen Verfassung drangen und auf die genaue Revision der ohne ihre Zustimmung erlassenen Steuergesetze. Die Fürstin, Anfangs zögernd, weil sie die nähern Bestimmungen des Bundestags erwartete über die Natur und Art jener Verfassung, die in allen Bundesstaaten eingeführt werden sollte, entschloß sich endlich, dem Beispiel anderer teutschen Fürsten folgend, den 19. Nov. 1816 Commissarien zu ernennen, welche die Grundlagen einer Volksvertretung vorschlagen und sie gemeinschaftlich mit den bisherigen Ständedeputirten zur landesherrlichen Entscheidung bringen sollten. Allein die Ständeversammlung, am 27. Febr. 1817 zusammenberufen, fand die eingeleiteten Maßregeln so wenig geeignet für die Ansprüche, die sie machen zu können glaubte, daß sie entschlossen schien, zu einer Modification der alten landständischen Verfassung erst die Hand zu bieten, wenn der Landtag von der Fürstin nach allen Befugnissen wieder anerkannt und in volle Wirksamkeit getreten. Auch der von der Fürstin am 15. März den Landständen vorgelegte Plan einer neuen, auf Volksrepräsentation gegründeten, Verfassungsurkunde schien die Landstände nicht zufrieden gestellt zu haben. Sie suchten vielmehr bei dem Bundestage um die Aufrechthaltung ihrer bisherigen Constitution nach. War auch die Schrift, in der sie diese Wünsche öffentlich aussprachen [14]), ihrem Inhalt nach völlig geeignet, Misvergnügen gegen die bestehende Regierung einzuflößen, so hatte die Fürstin sich durch ihre Humanität und weise Verwaltung eine fast ungetheilte Verehrung erworben. Sie erhielt davon einen unzweideutigen Beweis, als die Abgeordneten der Stadt Lemgo (1818) sie dringend ersuchten, das damals erledigte Bürgermeisteramt selbst zu übernehmen, da dieser Posten, bei den zerrütteten Finanzen der Stadt, eine ganz vorzügliche Klugheit und Umsicht fodere. Dieser Antrag, auf sechs Jahre lautend, ward von der Fürstin zwar nicht zurückgewiesen, jedoch äußerte sie, da ihre vormundschaftliche Regierung vor Ablauf jener Zeit endige, so könne sie nur so lange in dem neuen Verhältnisse wirken, als das Vertrauen der bessern Mehrheit der Bürger ihr zusage. Es erfolgte die Gegenerklärung, daß die vormundschaftlichen Verhältnisse durchaus in keiner Verbindung ständen mit der Übernahme des Stadtregiments und daher auf die Dauer desselben keinen Einfluß haben könnten. — Die von ihr selbst entworfene Verfassungsurkunde ließ die Fürstin jedoch erst den 8. Juni 1819 publiciren, nachdem sie auf ihren Reisen nach Frankfurt und Würtemberg das Urtheil mehrer ausgezeichneten Staatsmänner über die Verfassungsangelegenheit ihres Landes eingeholt hatte [15]). Sie mußte indessen dem Wunsche, ihr begonnenes Werk zu realisiren, wieder entsagen und die Ausführung der neuen Verfassungsurkunde verschieben, als sie erfuhr, daß die bisherigen Landstände und mit ihnen der Fürst zu Lippe-Schaumburg sich durch eine der Bundesversammlung übergebene Protestation feierlich verwahrt hatten gegen alle Folgen, die aus den Verordnungen und Schritten der Fürstin entstehen könnten.

Interessante Züge ihres innern Lebens enthält ihre Correspondenz, von der ein Theil, einzelne Briefe aus den Jahren 1809—1816 enthaltend, öffentlich mitge-

---

12) „Nichts darf unterlassen, alles muß angewendet werden," sagt die Fürstin dort, „damit Teutschlands wiedergeborene Freiheit unerschütterlich fest begründet und ein ehrenvoller dauernder Friede erkämpft werde. Was zum großen Zwecke führt, ist nur augenblicklich ein schweres Opfer; er gewährt künftig ruhige Freude und süße, bleibende Erquickung für das ganze Leben. Wer sollte nicht gern einigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten entsagen, um dem Vaterlande zu nützen, und dieses Vaterland hat jetzt eine so große, schöne, begeisternde Ausdehnung gewonnen; von allen Seiten hört und sieht man Anstrengungen, Hingebungen des bewunderungswürdigsten Enthusiasmus. Da wird der Lipper nicht zurückbleiben, wo alle seine Nachbarn so viel vermögen; er wird nach seinem festen, treuen, ruhigen Sinn alles, was erwartet wird, still und wohlthätig leisten, ohne zu begehren, daß es hochgepriesen werde. Schon stehen unsre wehrhaften Männer und Jünglinge bereit, Blut und Leben zu opfern. Wer nicht in ihre Reihen trat, wer den heimathlichen Herd wartet, kann durch freiwillige Gaben seinen Eifer dennoch bethätigen." — Die Fürstin unterzeichnete zu solchem Zwecke eine bedeutende Summe aus ihrem Privatvermögen. 13) In der den 31. Jan. 1814 erlassenen Verordnung äußert die Fürstin: „Es ist ein Volkskrieg für alle Teutsche gegen die Unterdrücker der Freiheit. Alle streitbare Männer müssen Theil nehmen an diesem allgemeinen Kampfe. — Der Zweck ist groß. In der Heimath Ruhe zu sichern, dem eindringenden Feinde auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun und regulirte Truppen gegen ihn zu unterstützen, das ist des Landsturms dreifach große Bestimmung."

14) Der Titel dieser Schrift, die ohne Angabe des Druckorts im J. 1818 erschienen, lautet, wie folgt: „Geschichtliche und rechtliche Darstellung der in dem fürstlich lippe-detmoldschen Lande rechtmäßig und vertragsmäßig bestehenden, jedoch dem Lande vorenthaltenen, landständischen Verfassung, und der pflichtmäßigen, aber vergeblichen Schritte der Landstandschaft, die Wiederherstellung derselben herbeizuführen." 15) Im Eingange dieser Verfassungsurkunde sagt die Fürstin: „Möge sie dem geliebten Lande, dem siebenzehn Jahre unsre treue, mütterliche Fürsorge gewidmet war, bei dem nahen Ende unserer vormundschaftlichen Regierung, ein theueres Vermächtniß und die Grundlage ungestörter Einigkeit zwischen Haupt

theilt worden [16]). Als der Tod einen allgemein geachteten Staatsdiener, den fürstlich lippe'schen Regierungsrath Johann Friedrich Wippermann, ihr und dem Vaterlande entrissen, schrieb sie den 5. März 1811: „Nur angestrengte Thätigkeit, nur Überzeugung, man nütze und wirke, heilt die Leiden der Seele. Ich verlor mit dem Beginn des Jahres einen vorzüglichen, ausgezeichneten, unersetzlichen Diener [17]), den dritten, den letzten ganz nahen Freund, seit ich regiere. Meine Gesundheit hat sehr gelitten; ich war betrübt bis in den Tod. Aber ich selbst habe vorerst den größten Theil seiner Arbeit übernommen. Wenn ich am Abend alle die Actenstücke sehe, die ich vollendet, wenn ich mir sagen kann: der nicht frohe Tag war doch nützlich, so wird mir Ruhe; ich sehe mit zwiefacher Ergebung empor [18])."

Einen tiefen Blick in ihre Denk- und Empfindungsweise gestattet ein späterer Brief, im Herbst 1811 geschrieben. „Erfahrungen des praktischen Lebens," äußert die Fürstin darin, „wirken immer tiefer und nützlicher, als die geschmücktesten Hypothesen; jene sind der Wirklichkeit Töne, diese sollen sie erst versuchen. — Kein fühlender und denkender Mensch wandelt wol ohne der Phantasie glänzende Bilder durch das Leben; sie sollen ihm die Rosen ersetzen, wenn sein Pfad durch Dornen sich schlängelt; sie halten ihn ab, das Thier gebieten zu lassen; aber sie haben dann auch ihr Ziel gefunden, sie erbleichen und treten zurück, wenn das wirkliche Leben beginnt. — Was wir träumen, ach! wir finden es nicht! Die magischen Farben zerrinnen in der Wirklichkeit; das Prisma wird zum geschliffenen Glase; keine Regenbogenfarbe ist und bleibt ihm eigen, und dann gehören ja alle bessern, alle wahren Menschen dem höhern Leben; sie umfassen auf Erden immer nur Wolken; ihre Saturnia thront über denselben. Es ist eine gewohnte Tröstung, daß wir hier nur pilgern, daß dort das Vaterland ist. Aber ich kenne doch keine, die so vielseitig, so alles umschlingend ist; denn wie gern duldet man auf Reisen Beschwerden, belehrt und unterhält, sammelt sich Früchte, behält das Ziel im Auge, und denkt: Zu Hause ist Ruhe! — Man spottet des Sybariten, der in jeder Auberge lucullische Tafel sucht, und in keinem Rosenlager das gefaltete Blatt ertragen will; — und auf der Lebensreise allein begehren wir überall eine Heimath? — Doch nein! wir irren nur von Zeit zu Zeit; der wahre Mensch schaut dauernd zum Vater, und je weniger ihm hienieden ganz wohl wird, je mehr fühlt er die Nähe der Verklärung, das Wehen des wahren Vaterlandes. Aber hier muß er es sich erwerben durch praktisches Handeln zum Wohl der Brüder." —

„Sie beneiden mich," schrieb die Fürstin den 18. Dec. 1811, „um meine dauernde Kraft, rastlos zu arbeiten. Ich meine, diese Fertigkeit hängt vom ernsten Willen, von der ruhigen Betrachtung der Dinge, und besonders von der Gewohnheit ab, nie mit seinen Pflichten zu handeln. Drang und Leidenschaft möchte in dieser Lehre, wo alles Überlegung und Ordnung ist, weniger helfen, wenigstens kein Anhalten zu Wege bringen. Jeder denkende Mensch muß seinen Beruf verstehen und wissen; aber die Phantasie gaukelt bisweilen nur kosend vor, was uns das Liebste ist."

Der Ernst des Lebens, durch mannichfache Erfahrungen ihr aufgedrungen, schien sie selbst nicht zu verlassen, wenn sie die bei überhäuften Geschäften nur sparsam gegönnten Musestunden dem Lesen vorzüglicher teutscher Dichter und Prosaisten widmete. Mitten unter solchen Beschäftigungen entfloß ihrer Feder eine Dichtung, in welcher sie den Gesammtberuf ihres Geschlechts mit so treffender und tiefempfundener Wahrheit dargestellt hat, daß sich darin unverkennbar ihre eigne Charakteristik kund gibt. Diese Dichtung, bezeichnet mit der Jahreszahl 1805, führt den Titel: „Die Theestunde einer teutschen Fürstin," und eröffnet das zweite Heft des ersten Bandes der von Helmina v. Chezy herausgegebenen Zeitschrift Iduna. Bemerkt zu werden verdient indessen, daß die Fürstin sich mit dem in der neuen Literatur herrschenden Geschmack nie ganz befreunden konnte. „Das muß ich sagen," schrieb sie den 18. Dec. 1811, daß unsere Zeit, zerrissen, aufgeregt durch Wunder und Greuel, es nicht ist, wo der Muse Lehre und Zauberton viel zu wirken hoffen darf. Sie kann Keime in junge, unverdorbene Busen streuen, sie kann manchen Kummer leise trösten, — und beides ist viel dem auserwählten Barden. Aber zur Angelegenheit der Nation werden, wie Klopstock's Sionitin, auch nur Kriegermuth entflammen, wie Kleist und Vater Gleim, dazu ist wenig Hoffnung in unserm Guckkastenzeitalter, wo sich wichtige Begebenheiten schnell folgen, und der Journalist daneben steht, die Erklärung ableiernd, und der ungeduldige Pöbel, mit Ordensketten und Diamanten, ruft: Nichts Neues weiter? — Freilich ist Nervenstärke nöthig, aber man verliert und vermindert sie durch zu große Reizbarkeit. Was die Seele, wenn sie ausgezeichnet groß ist, über den Körper vermag, habe ich oft

und Gliedern werden. Es bedarf keiner neuen Landesconstitution; es war unnöthig, Rechte zu sichern, die zu entziehen nie unsere Absicht war, Pflichten einzuschärfen, die sich von selbst verstehen. Wir wollen nur die Hauptzüge der landständischen Verhältnisse nach den Bedürfnissen des uns anvertrauten Landes bezeichnen, und überlassen es gern der Zukunft, im segensreichen Einverständnisse der künftigen Regenten und der künftigen Stände, die Landeseinrichtungen, fortschreitend mit den Bedürfnissen der Zeit, zu vervollkommnen und auszubilden. Es ist ein schönes Vorrecht hoher Menschenwürde, niemals still zu stehen, nie am Ziele sich zu glauben; denn was die Väter beglückte, paßt nicht mehr ganz für die Söhne; was diese bedürfen, würde schwerlich mehr den Enkeln genügen. Aber unerschütterlich steht es fest, daß, wo es dem allgemeinen Wohl gilt, dem persönlichen Vortheil, den hergebrachten Gewohnheiten entsagt werden muß, und das Glück der Gesammtheit allein Richtschnur sein und bleiben darf."

16) Von dem Director des Blindeninstituts in Dresden, D. Steckling, in der Abendzeitung 1821. Nr. 31. 59. 60 und 118.
17) Eine ausführliche Schilderung seines Werths enthält ein späterer Brief der Fürstin vom 13. Aug. 1811. s. Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Heft. S. 59 fg. 18) Auf ähnliche Weise äußert die Fürstin sich in einem spätern Briefe: „Hab' ich den Tag vollendet, so kann ich mir sagen: Gott Lob! du hast viel und mehr und nützlicher, wenn auch anders gearbeitet, wie der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts seine Familie ernährt. Du hast den Schlaf verdient, wenn er dir auch nicht wird. Dein Vater wird dich nicht verwerfen, sollte der Todesruf dir auch unerwartet ertönen! — Dann bin ich zufrieden und ruhig!"

mit Bewunderung an dem unvergeßlichen Freunde gesehen [19]), an dessen Verlust mich das Ende dieses, und der Beginn des künftigen Monats schmerzlich erinnert."

Nach einer Stelle in dem ebenerwähnten Briefe sehnte die Fürstin sich in den Privatstand zurücktreten [20]) und ihrem ältesten Sohne die Regierung des Landes übergeben zu können. Innig erfreuten sie die schönen Hoffnungen, wodurch sie die der Erziehung ihrer Kinder gewidmete Sorgfalt belohnt sah [21]). Leopold Alexander Paul mit dem 25. Lebensjahre majorenn geworden, hatte die Regierung übernommen, und es ward der Fürstin die Freude, ihn seit dem 23. April 1820 glücklich vermählt zu sehen mit einer Tochter des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen. Je näher der Zeitpunkt der Übergabe ihrer vormundschaftlichen Regierung herannahte, desto strenger schien die Fürstin über die Aufrechthaltung ihrer Autorität zu wachen. Dadurch wird manche viel Aufsehen erregende Maßregel erklärlich, wie denn unter andern ein unbedeutender Rechtsstreit, zwischen den bückeburger Gerichten und dem Hofgericht zu Detmold höchst leidenschaftlich geführt [22]), zu einer förmlichen Staatsangelegenheit werden konnte.

Aber von der Regentenlaufbahn, an deren Ziel sie sich jetzt befand, konnte die Fürstin wenigstens mit dem Bewußtsein abtreten, in einer stürmischen und vielfach bewegten Zeitperiode, durch Klugheit und Umsicht manches drohende Unheil abgewandt zu haben. Unter allen Gefahren war des kleinen Staats Integrität unverletzt erhalten; die seit dem Jahre 1793 auf 1½ Million berechneten Kriegskosten waren bis auf 18,000 Thaler, die durch die französischen Entschädigungsgelder bereits gedeckt worden, völlig getilgt; von den Landes- und Kammerschulden waren außerdem 300,000 Thaler abgetragen, eine Menge trefflicher, gemeinnütziger Anstalten begründet, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Justizpflege verbessert, und eine gleichmäßigere Besteuerung aller Landesbewohner eingeführt worden. Den 4. April 1820 hatte sie ihrem Sohne Leopold Paul Alexander die Regierung übergeben. Mit tief bewegtem Gemüth entließ sie einige Tage nachher die Landesbehörden ihrer Pflichten und wies sie an den neuen Regenten, mit mütterlichen Bitten und Ermahnungen an denselben. Die bei dieser Gelegenheit von ihr gesprochene Rede enthält die trefflichste Fürstenmoral in wenig Worten. „Ich bitte Gott," heißt es unter andern darin, „daß mein Sohn ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu dir, mein geliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert; wie solltest du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausende zu sein? Ich empfehle dir, nie Jemand zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen hauszuhalten, um der christlichen Tugend, Wohlthätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmuth, dich nicht weigern zu müssen. Ich bitte dich um rasche Thätigkeit; wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendet sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu sein, willst Du mir Freude sichern für die mir noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß. Dann ist mein mütterlicher Segen dein Theil, und was unendlich mehr ist, Gottes Wohlgefallen dein Eigenthum."

In der ebenerwähnten Rede hatte die Fürstin unter andern geäußert: bei dem Verlust einer weit verbreiteten, rühmlichen Thätigkeit erscheine das Stillleben des Privatstandes wie ein partieller Tod, der, wie die Erfahrung vielfach bestätigt, nicht selten den Vorhang des Erdenlebens schnell fallen lasse. Diese Äußerungen, in prophetischem Geiste gesprochen, gingen bald in Erfüllung. Körperliche Leiden trübten die von ihr so oft gewünschte Ruhe, und Vorahnungen baldiger Auflösung kehrten oft wieder in ihren Gesprächen. In einem Briefe vom 13. Oct. 1820 schrieb die Fürstin: „Ich bin schon zwei Monate an einem Nerven- und Schleimfieber sehr ernstlich krank, und, wenn die Genesung eintritt, durch Rückfälle an mein Zimmer, an mein Ruhebette gefesselt. — Mir scheint das Loos geworden zu sein, meine öffentliche Wirksamkeit nicht lange zu überleben." Bereits in der Nacht des 29. Dec. 1820 verließ sie unter schweren Kämpfen, mit vollem Bewußtsein, den irdischen Schauplatz, auf dem sie so beglückend gewandelt.

Schätzbare Beiträge zu ihrer Charakteristik finden sich in dem Anhange zu den zwei Predigten, durch welche der Generalsuperintendent F. Weerth das Andenken der verewigten Fürstin feierte. Ein freier Auszug dieser wol nicht allgemein bekannten Schrift verdient hier eine Stelle: Schon das Äußere der Fürstin Pauline, Körperbau, Haltung, Blick und Miene, erfüllten selbst die, welche mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen waren, mit hoher Achtung. Mit ungewöhnlichen Geisteskräften begabt, verband sie mit hellem Verstande ungemeine Willenskraft, Muth und Entschlossenheit im Handeln. Sie besaß eine seltene Gewandtheit, die Unterhaltung, selbst über gewöhnliche und alltägliche Gegenstände, zu beleben. Witzeln und Spötteln über die Schwächen der Menschen duldete sie nie in ihren Kreisen. Was sie sprach, war bestimmt, durchdacht, klar, für jeden verständlich, der der Sache nicht durchaus unkundig war. Von einem nach Gründen und reiflicher Überlegung gefaßten Entschluß ließ sie sich nicht leicht abbringen, und die Vermuthung, daß man demselben entgegenwirken oder ihn misdeuten möchte, ward ihr ein Sporn, die Sache um so ernstlicher zu betreiben. Völlig frei war ihr Charakter von einem Schwanken nach augenblicklichen Eindrücken, von Anwandlungen der Furcht vor dem Erfolg, vom Ermatten, wenn das

19) Der früher erwähnte fürstl. lippe'sche Regierungsrath Johann Friedrich Wippermann. 20) Sie motivirte diesen Wunsch durch die in einem Briefe vom 26. Mai 1816 enthaltenen Worte: „Ich habe auf jede Weise die letzten Jahre gelitten, und meine Gesundheit erholt sich nicht wieder." 21) „Meine Söhne," schrieb sie in dem eben angeführten Briefe, „studiren in Göttingen, sie werden gut und brav." 22) Die ausführliche Schilderung dieses Processes findet man in den Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Heft. S. 64 fg.

Ziel nicht sogleich erreicht werden konnte. Fühlte sie sich durch äußere Umstände gezwungen, von einem Vorhaben abzustehen, so ward es selten ganz aufgegeben, sondern nur verschoben auf eine günstigere Zeit, und innig freute sie sich, wenn nach Jahren gelang, was früher fruchtlos versucht worden. Führte sie irgend etwas in Verbindung mit andern aus, so konnten diese auf ihre Beharrlichkeit rechnen, ohne fürchten zu dürfen, daß sie sich bei einem etwanigen ungünstigen Ausgange des Unternehmens zurückziehen und es ihnen überlassen möchte. Über Menschen, die sie näher kannte, oder zu kennen glaubte, fällte sie ein entschiedenes Urtheil, das sie nicht leicht abänderte. Zwar konnte sie in solchen Fällen wol mitunter irren; aber wie sie bei Personen, von denen sie im Ganzen eine vortheilhafte Meinung hegte, über Einzelnes sich oft misbilligend äußerte, so ehrte und erhob sie auch in gewissen bestimmten Fällen Individuen, für die sie sonst keine persönliche Achtung empfand. Nichts weniger als gleichgültig gegen Beleidigungen und Kränkungen, war sie doch rasch zur Verzeihung geneigt.

Flüchtig erwähnt worden ist bereits früher der Fürstin rastlose Thätigkeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wußte sie sich auf eine nützliche Weise zu beschäftigen. Sie klagte nur dann über Langeweile, wenn sie durch zufällige Umstände, über die sie nicht gebieten konnte, an ihrer gewohnten Thätigkeit verhindert ward. Selbst die Stunden bei der Tafel vergingen ihr oft in Gesprächen mit ihren Räthen über das Wohl des Landes, und so wußte sie in solchen Unterhaltungen manches einzuleiten und zu berichtigen, wofür der officielle Geschäftsweg weniger geeignet schien. Bei den täglichen Spazierfahrten, die ihre Gesundheit nothwendig machte, las sie Zeitungen, Journale oder Verschiedenes, was die Post ihr überbracht, sich dadurch vorbereitend auf Arbeiten in ihrem Cabinet. Von allem, was auf ihrer Unterthanen Wohl irgend Einfluß haben konnte, suchte sie sich möglichst selbst zu unterrichten, und stand daher mit mehren ihrer Räthe in fast ununterbrochener Correspondenz. Nie blieb sie in Geschäftssachen eine Antwort, auch nur verzögernd, schuldig. Ihre Begriffe von Berufstreue waren so streng, daß sie sich von der Vollendung ihres Tagewerks weder durch Unwohlsein noch durch Zerstreuungen irgend einer Art abhalten ließ[23]). Diese Pünktlichkeit war die Folge jener streng geregelten Thätigkeit, womit sie für ihre mannichfachen Geschäfte Zeit und Stunde bestimmte. — Eine ungewöhnliche Fülle physischer und intellectueller Kraft ließ sie selten ermüden in den oft mehre Stunden dauernden Sitzungen der Regierungscollegien, denen sie unausgesetzt und mit ungetheilter Aufmerksamkeit beiwohnte. Nur in den letzten Jahren ihres Lebens glaubte der aufmerksame Beobachter eine sichtbare Abnahme ihrer Kräfte zu bemerken. Fruchtlos blieben jedoch die Bitten ihrer nächsten Umgebungen, sich mehr Ruhe zu gönnen. Daß sie bei ihrer eignen viel verzweigten Thätigkeit und Kraftfülle auch an ihre Untergebenen sehr bedeutende, oft dem Maß ihrer Kräfte nicht ganz angemessene Anfoderungen machte, ist leicht erklärlich. Doch übersah sie manches, wo sie nur Berufseifer wahrnahm. Nur der Nachlässige, der Träge konnte nie hoffen, bei ihr in Gunst zu stehen. Ein liebenswürdiger Zug ihres Charakters war ihre strenge Gerechtigkeitsliebe. Jeder ihrer Unterthanen durfte an den Tagen der öffentlichen Audienz seine Beschwerden vortragen. Mit eben der Sorgfalt aber, womit sie die Sicherung des Rechts und den äußern Wohlstand ihrer Unterthanen zu fördern strebte, lag ihr auch deren Bildung und Sittlichkeit am Herzen, sowie alles, was mit echt christlicher Religiosität in irgend einer Beziehung stand. Besonders bestand sie auf die Heiligkeit der ehelichen Verhältnisse, und alles, was in dieser Hinsicht Leichtsinn beförderte, fand bei ihr keine Schonung[24]). Daher erkundigte sie sich auch bei Ertheilung von Ämtern immer sehr sorgfältig nach dem sittlichen Wandel der in Vorschlag gebrachten Personen. Das Kirchen- und Schulwesen war und blieb ein Gegenstand ihrer ungetheiltesten Aufmerksamkeit, und sie wirkte viel Gutes durch Errichtung von Schulen und Erziehungsanstalten, durch Verbesserung des Gehalts der Landschullehrer, durch sorgsame Wahl der Individuen, denen sie den Volksunterricht übergab. Armen und Nothleidenden war sie eine kräftige Stütze und gab oft bedeutende Summen her aus ihrem Privatvermögen. Ihr echt religiöser Sinn und ihre ungeheuchelte Frömmigkeit lehrten ihr diese Milde. Ihr ganzes Wesen neigte sich übrigens zu sehr zum Hellen und Klaren, um der Mystik neuerer Zeit Geschmack abgewinnen zu können. Daher nahm sie auch verhältnißmäßig nur wenig Kunde von den verschiedenen Meinungen der Theologen und Philosophen über das Wesen der Religion. Traf auch die in mancher Beziehung achtbare Fürstin der Tadel des Einzelnen, so bleibt ihr doch der Ruhm, das Glück ihrer Unterthanen ernstlich gewollt zu haben. Manchen schweren Kampf mochte es ihrem Herzen kosten, in den traurigen Zeiten, wo Teutschlands Fürsten fremdem Willen gehorchen mußten, völlig gegen ihre Überzeugung zu handeln, wie bei dem angeordneten Conscriptionssystem. Es that ihr weh, durch strenge Gerechtigkeit hart scheinen zu müssen. Ein schöner Beweis der väterlichen und weisen Fürsorge der Beherrscher des kleinen Fürstenthums, dessen Scepter einst in ihrer Hand ruhte, bleibt es jedoch, daß dessen Unterthanen noch jetzt nur zu denselben Abgaben verpflichtet sind, die sie vor bereits hundert Jahren entrichtet[25]). (*Heinr. Döring.*)

23) Etwa zehn Jahre vor dem Tode der Fürstin ward ein auf sie sich beziehendes Gedicht in ihrer Gegenwart recitirt. Es schloß mit den Worten: „Sie war treu in jeglichem Beruf.“ Mit sichtbarer Rührung äußerte sie den Wunsch, daß man bei ihrem Tode ihr nur dies Zeugniß geben könnte; — und Niemand konnte es ihr versagen.

24) „Was in frühern Zeiten,“ äußerte sie einst, „unter andern Völkern, bei einer andern Religion und Verfassung, wenigstens scheinbar vertheidigt werden kann, lasse ich dahin gestellt sein; ich werde hier nie nachgeben.“ 25) Vergl. *D. J. E. P. Greveri* Progr. diis manibus Paulinae Christ. Guil. Seren. Lippiae Principis. (Lemgo 1821. 4.) F. Weerth, Zwei Predigten zum Gedächtniß der Fürstin Pauline Christine Wilhelmine von der Lippe, gehalten in der Kirche zu Detmold. Nebst einer Zugabe (Lemgo 1821). Zeitgenossen. Neue Reihe. 2. Bd. 6. Het. S. 9—74. v.

PAULINER (Numismatik), nicht mit der italienischen Silbermünze Paolo, welche ebenfalls durch das Wort Pauliner bezeichnet wird, zu verwechseln (s. d. Art.), werden die von dem ehemaligen Bisthum Münster ausgegangenen Doppelschillinge von schlechtem Silber genannt, welche besonders unter dem Fürstbischof Clemens August (erwählt 1719, gest. 1761) ausgeprägt worden sind. Man hat dergleichen von verschiedenen Jahren, mit und ohne Wappen, und vierzehn Stücke machten einen Thaler aus. Der vor uns liegende Pauliner hat folgendes Gepräge. Avers: S. PAVL. APOST. PATR. MONAS. Der vorwärts gekehrte, stehende Apostel, in der Rechten das gesenkte Schwert, in der Linken das Buch haltend. Daneben: I. K. (Anfangsbuchstaben vom Namen des unbekannten Münzmeisters). Rev. HOCHFVRST. MVNST. LANDTMVNTZ. Hierauf in drei Zeilen: o14o — EINEN THALER — 1755.

(*K. Pässler.*)

PAULINER, ein vormals vornehmlich in Ungarn verbreiteter Orden der katholischen Kirche, der als seinen Stifter den seligen Eusebius verehret. Eusebius war in Gran, von adligen, d. i. von magyarischen, Ältern geboren, empfing mit der Muttermilch die Anlage zu frommem Wandel, und suchte in der Studienzeit bereits, als höchsten Genuß, die stille Einsamkeit. Der Ruf von seinen Tugenden und seinem Wissen verschaffte ihm ein Kanonikat bei dem Dom zu Gran, und er konnte sofort dem ganzen Capitel als ein Vorbild dienen. Mäßigkeit, Schweigsamkeit, Demuth, Keuschheit, waren die Tugenden, in denen er sich besonders gefiel; gegen die Armen erwies er sich so freigebig, daß sie die Eigenthümer des allein seiner Verwaltung anvertrauten Vermögens zu sein schienen. Täglich verrichtete er das Meßopfer, die übrigen Stunden widmete er beinahe ausschließlich dem Gebete und der Betrachtung. Doch däuchte es ihn, er müsse sich noch vollständiger dem Herrn widmen, und zu dem Ende allen Verkehr mit der Welt aufgeben. Er legte seine Pfründe in die Hände des Erzbischofs nieder, und bat um die Erlaubniß, in die Einsamkeit sich zurückziehen zu dürfen. Ungern verlor der Erzbischof die Zierde seines Capitels, doch konnte er sich nicht lange dem feurig ausgesprochenen Wunsche entgegenstellen. Im J. 1246 begab sich Eusebius, nachdem er vorher alle seine Habe unter die Armen ausgetheilt hatte, nach dem Walde von Pisilia, unweit Zante (die eigentliche Benennung und Lage dieser Örtlichkeiten vermögen wir nicht zu ermitteln), in dem Gebiete von Gran. Eine Höhle diente ihm da zur Wohnung und zum Schauplatz der frommen Übungen, in welchen einige Anachoreten, ergriffen von seinem Worte und Beispiele, mit ihm wetteiferten. Diese Übungen abgerechnet, lebte jeder der Anachoreten in vollkommener Einsamkeit, getrennt von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft, deren Zahl sich allmälig vergrößerte, wie sich der Ruf von ihrem tugendhaften Wandel verbreitete. Als Eusebius einstmals eine ganze Nacht im Gebete verharrte, sah er sich plötzlich Flammen erheben, die einzeln den Wald durchkreuzten, sich dann zu einer mächtigen Feuerkugel vereinigten, deren strahlendes Licht, gleichwie die Sonne am Tage, die nächtliche Landschaft erhellte. Von Staunen ergriffen, warf sich Eusebius zu Boden, betete mit Inbrunst, daß ihm das Geheimniß so wunderbaren Anblicks gedeutet werden möge. Da verkündigte ihm eine himmlische Stimme, die einzelnen Flammen seien das Bild der Einsiedler, welche im Walde zerstreut wären, durch die Feuerkugel würden die Früchte versinnlicht, welche aus der Vereinigung so vieler vereinzelten Kräfte gewonnen werden könnten. Der Stimme gehorsam, vereinigte Eusebius alle Anachoreten des Waldes zu gemeinsamem Leben; zu ihrem Gottesdienste erbaute er neben seiner Höhle eine kleine Kirche, die zu Ehren des h. Kreuzes von Pisilia geweihet wurde (1250), auch einige Wohnungen nach klösterlichem Zuschnitte. Eine Regel mußte der werdenden Gesellschaft vorgeschrieben werden; Eusebius hatte viel von dem erbaulichen Leben der Eremiten gehört, welchen Bischof Bartholomäus von Fünfkirchen (1215) bei seinem Dorfe Patacs, in dem fünfkirchener Bezirke der baranyer Gespanschaft, ein Kloster gegründet und eine Lebensregel vorgeschrieben hatte. Die Mittheilung dieser Satzungen erbat sich Eusebius von dem Vorsteher, von dem Abte Antonius, und er fand in ihnen so vollkommene Befriedigung, daß der Wunsch bei ihm erwachte, das Kloster vom h. Kreuz mit St. Jacob's Klause in Patacz zu einer Körperschaft zu vereinigen. Dem war Antonius nicht entgegen, die Union wurde noch in demselben Jahre (1250) vollzogen, und die Gesellschaft wählte zu ihrem Patron und Protector den ersten Eremiten, den h. Paulus. Dann traten die beiden Capitel zusammen, um sich in Euseb's Person ein gemeinsames Oberhaupt zu geben. In seiner neuen Stellung war dieser gehalten, beim Bischof Ladislaus von Fünfkirchen um die Bestätigung der Congregation einzukommen; sie wurde 1252 St. Paul's Eremiten, so heißen sie in des Bischofs Urkunde, gegeben. Aber eben wurden in Ungarn die Satzungen des vierten lateranensischen Conciliums verkündigt, in deren Art. 13 Innocentius III. neue Orden, ohne Genehmigung des h. Stuhls zu errichten, untersagt hatte. Eusebius unternahm daher sofort eine Reise nach Rom, um für seine Schöpfung die Genehmigung Papst Urban's IV. zu suchen, zugleich auch die Erlaubniß, ihr St. Augustin's Regel auferlegen zu dürfen. Urban verwies den Bittsteller an den Bischof von Vesprim, der in der Sache entscheiden möge, und dem Bischof schien es nicht, daß die einer eigentlichen Fundation entbehrenden Pauliner sich des Bettelns würden enthalten können. Indem ihm dieses unvereinbar schien mit St. Augustin's Satzungen, schrieb er 1263 jenen Eremiten eine absonderliche Regel vor. Sie wurde von Eusebius getreulich gehandhabt, bis ihn zunehmende Schwachheit nöthigte, sich in die Einsiedelei zum heil. Kreuz in Pisilia zurückzuziehen, wo er nicht lange darauf starb (den 20. Jan. 1270). Große Fortschritte hatte der Orden noch nicht gemacht, seine Constitution sogar sollte noch manche Veränderung erleiden. Im J. 1297

Schindel, Die teutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 318—351. 3. Th. S. 209.

schrieb Andreas, der Bischof von Erlau, für den Gebrauch der Pauliner neue Satzungen, und sie haben dieselben beobachtet, bis ihnen Papst Johannes XXII. d. d. Avignon, November 1319, die Regel des h. Augustinus, mit der Freiheit, sich einen General zu erwählen, verlieh, auch verordnete, daß von den durch ihre Hände gebauten Äckern und Weinbergen kein Zehnten erhoben werden solle. Hierin suchte der Papst sich dem Könige Karl I. von Ungarn gefällig zu machen, als welcher König zeitlebens der besondere Gönner und Beförderer des Ordens verblieben ist, und an dessen weiterer Verbreitung großen Antheil gehabt hat. Allein in Ungarn zählte der Orden 70 Klöster, darunter das von St. Lorenz, in welchem 500 Mönche Tag und Nacht ununterbrochen der Psalmodie, dem Lobe des Herrn oblagen. Auch große Herrschaften besaß das Kloster, bedeutende Herren waren ihm zinsbar, seit König Ludwig I. im J. 1381 den Leib des ersten Eremiten, des h. Paulus, aus Venedig nach St. Lorenz hatte übertragen lassen. Nach Polen wurden die Pauliner durch Wladislaw, Herzog von Oppeln, Wielun, Ostrzeschow und Dobrzin, gezogen. Dieser, so erzählt die Legende, wollte ein Marienbild, das er in Belzk, in Rothreußen, gefunden hatte, nach Oppeln übertragen; als er aber den Clarenberg bei Czą̨stochowa, in der Woiwodschaft Krakau, übersteigen sollte, wuchs das Bild zu solcher Last, daß ihr keine menschliche Kraft gewachsen war. Indem er hieraus zu ersehen glaubte, daß die h. Jungfrau hier verehrt zu werden verlange, handelte Herzog Wladislaw mit dem Pfarrherren in Częstochowa stara, verschaffte sich dessen Einwilligung, zusammt einer Bestätigung von Seiten des Bischofs von Krakau, und erbaute auf dem Clarenberg ein Kloster, zur Aufnahme des Bildes, und übergab das Kloster den Paulinern, für deren Unterhalt er die Villas Częstochowa stara und Krowodrza, den Zehnten von den Zöllen zu Częstochowa und Ostrzeschow, die Fruchtzehnten zu Gaięnczycze, Dworzischowicze, Dupicze, Kruplin und Brzecznicza stara, den Immenzehnten zu Przemiłowicze, Przewodzischowycze, Babrowniki, Nadalicze, Koschączin, Biskupicze, in dem olsztyner, zu Bobrowniki und Kamyen, in dem wieluner District, widmete (9. Aug. 1382). Diese Stiftung wurde nachmals, am 22. Febr. 1393, von König Wladislaw II. nicht nur bestätigt, sondern auch so erweitert, daß von da an die vordem königlichen Villen Częstochowa stara, Krowodrza, Grabowa, Scharleiowska, Elgotha, sowie das Revier Janiska, in dem Bergwerksdistrict von Zakrzow, Eigenthum des Klosters geblieben sind. Überhaupt gelangte das Kloster sehr bald zu großem Reichthum, sowol an Ländereien, als an Kostbarkeiten, und wenn auch manche Schätze 1430 in der Plünderung durch die Hussiten, die zugleich 25 Priester ermordeten, verloren gingen, so fand sich gleich wieder Ersatz in der Freigebigkeit der Hunderttausende von Pilgrimen, welche Jahr aus Jahr ein in Częstochowa sich begegneten. Fernere räuberischee Anfälle abzuwehren, wurde der Berg 1560 befestigt, und unter der Regierung der Könige Wladimir IV. und Johann Kasimir das Kloster zu einer regelmäßigen Festung, mit vier Bastionen und einem in den Felsen ausgehauenen Graben umgeschaffen. In solcher Verfassung fanden die Schweden das Kloster, als sie an die 10,000 Mann stark, und von dem General Müller, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, dem Grafen Wrżesowicz und dem Obersten Sandowsky befehligt, am 18. Nov. 1655, die Laufgräben davor eröffneten. Die Besatzung zählte nur 160 Mann, denen sich fünf Edelleute angeschlossen hatten, und mit denen die Mönche, 70 an der Zahl, alle Anstrengungen und Gefahren theilten. Aber keine schwedische Kugel soll die Klostergebäude erreicht haben, während sich diese Kugeln zu Tausenden auf den Wällen anhäuften. Nach sechs mühsamen Wochen sahen sich die Schweden genöthigt, die Belagerung aufzuheben (den 27. Dec. 1655). Im J. 1657 fand König Johann Kasimir auf Częstochowa Zuflucht. Im J. 1703 ließ Karl XII. die Festung durch Gyllenstierna vergeblich berennen; 1704 dachte Reinschild, der 8000 Schweden befehligte, das Kloster zu überrumpeln, aber die Sturmleitern waren zu kurz, und die Besatzung, 300 Mann, setzte den tapfersten Widerstand entgegen. Abermals war Częstochowa gerettet. Im J. 1705 kam Strömberg, Brandschatzung von dem Kloster zu fodern, und weil sie ihm verweigert wurde, steckte er die Neustadt in Brand. In der Glanzperiode des Klosters lagen über 100 Kanonen, alle klösterliches Eigenthum, auf den Wällen, eine Compagnie von 100 Mann bildete die gewöhnliche Besatzung, ebenfalls Haustruppen, und den Festungscommandanten, stets eines seiner vornehmsten Mitglieder, ernannte der Orden. Die Krönungs-Reichstags-Constitution, 1765, verordnete aber, daß ins Künftige der Commandant ein Laie sein und von dem König ernannt werden solle, auch daß die Einkünfte von den zu der Festung gehörigen Gütern dem Reiche zu berechnen seien. Trotz dieser neuen Einrichtung mußte sich die bis dahin unbezwungene Festung nach langer Einschließung und darauf erfolgter ernstlicher Belagerung, am 15. Aug. 1772, mit Capitulation an die Russen ergeben. Am 6. März 1793 wurde sie von den Preußen besetzt, nachdem vorher die polnische Besatzung unter allen Kriegsehren ausgezogen, und in der Capitulation die Unverletzlichkeit des Kirchenschatzes, des Zeughauses und der Privilegien und Besitzungen der Bürgerschaft stipulirt worden. In Folge dieser Capitulation wurden nur die Güter, von denen Unverstand einst behauptet hatte, sie möchten wol $\frac{1}{15}$ von Polen ausmachen, als Staatsgut eingezogen, das Kloster aber blieb bei seiner Verfassung, gleichwie der Kirchenschatz nicht die mindeste Anfechtung erlitt, vielmehr von König Friedrich Wilhelm II. Geschenke empfing. Es waren die im J. 1793 vorgefundenen Schätze jedoch beiweitem nicht so bedeutend, als man sich gedacht hatte; denn daß sie in den Zeiten der Noth als Nationalschätze zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet zu werden pflegten, und einst der Kron-Großfeldherr, Johannes Sobiesky, durch Reichstagschluß ermächtigt worden war, diese Schätze theilweise zu versilbern, um von deren Erlös ein Heer zur Abwehr eines Einfalles von Türken, Tataren und Kosaken aufzubringen, davon war die Erinnerung verloren gegangen.

In frühern Zeiten hatte man bei einer Inventarisirung allein 200 Kelche gezählt, meistens von reinem Golde; auch goldene Kreuze waren da zu sehen, Kappen und Meßgewande, von Drapd'or, so reichlich mit großen Perlen und mancherlei Edelsteinen besetzt, daß der stärkste Priester ein solches Gewand nicht ohne Beschwerde tragen mochte. Der Altar und die Wände waren mit goldenen oder silbernen Platten bekleidet, auf welchen die vornehmsten der hier gewirkten Mirakel in getriebener Arbeit vorgestellt waren; ein Kind von massivem Silber war von einer Fürstin, Lubomirska, Gemahlin des Woiwoden von Krakau, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in Folge eines Gelübdes, geopfert worden. Sie hatte nämlich, nachdem sie ihre Kinder immer nach wenigen Monaten verloren hatte, der Mutter Gottes in Cząstochowa, falls ihr jüngstgeborner Sohn ein volles Lebensjahr zurücklegen würde, einen silbernen Knaben von dem Gewichte, das ihr Kind alsdann haben würde, gelobt. Eine große Anzahl silberner Ampeln brannten Tag und Nacht. Über dem Altar war ein kleiner Teppich, mit Perlen und großen Diamanten besäet, angebracht, darunter das Gnadenbild, das für eine Arbeit des Evangelisten Lucas gehalten wurde, und in jedem Falle, nach der schwärzlichen Farbe des Angesichts, dem Orient angehören muß. In Cząstochowa war demselben eine eigene Kapelle gewidmet, unstreitig die prächtigste Abtheilung der stattlichen Kirche. Fortwährend ist Cząstochowa oder, wie das Kloster auch genannt wird, Jasno Gura um ihretwillen das Ziel zahlreicher Bittfahrten, die zum Theil entfernten Gegenden angehören. Im J. 1804 bestand das Capitel aus 44 Köpfen, denen ein Prior vorgesetzt; zum größten Theile mögen das wol Edelleute gewesen sein, gleichwie in frühern Zeiten nur Edelleute aus den vornehmsten Geschlechtern aufgenommen wurden. Am Fuße des Clarenbergs liegt die Neustadt oder Cząstochowka, deren Einwohner sich hauptsächlich von der Verfertigung und dem Verkaufe von Heiligenbildern, Rosenkränzen u. dgl. für den Gebrauch der Wallfahrer ernähren. Dieser Neustadt gegenüber, an dem andern Fuße des Berges, liegt ein zweites Paulinerkloster, zu St. Barbara genannt, eigentlich nur das Noviziat von dem Clarenberge, in welchem 1804 noch sechs Mönche vorhanden, und in der von der Neustadt durch einen Raum von 2000 Schritten getrennten Stadt Cząstochowa stara, befindet sich ein drittes Kloster, 1804 mit fünf Capitularen besetzt.

Gleichwie der Clarenberg, so scheint auch des h. Nicolaus Kloster extra muros Vielunenses eine Stiftung des Herzogs Wladislaw von Oppeln zu sein; dieselbe wurde am 20. Febr. 1393 von König Wladislaw II. bestätigt und zugleich an das Kloster die villa regia Dersili, in terra Vielunensi, sammt dem Fruchtzehnten zu Trabaczow, Januszowa, Niwiska, Sczity, und duabus urnis mellis zu Sokolniki vergabt. Dieses Kloster zählte im J. 1804 noch neun, das zu Brdow, bei Konin, sieben, das zu Wieruszow, nordwestlich von Wielun, sieben, das zu Konopnice fünf, Wielkomlíny, bei Radomsk, sechs, Warschau acht Capitularen. So viel von dem Theile Polens, der damals Südpreußen hieß. In Neu-Ostpreußen hatten die Pauliner keine Niederlassung, in Westpreußen das einzige Kloster zu Topolno, in dem Hauptamte Schwetz. Von dem russischen Antheile von Polen, von Westgalizien, fehlen uns alle Nachrichten; das einzige Paulinerkloster in Ostgalizien, zu Krzeszow, wurde von Kaiser Joseph II. aufgehoben. Allein nicht auf Ungarn und Polen hatte sich der Orden beschränkt. In Schlesien wurde er durch jenen Herzog Wladislaw von Oppeln eingeführt, den wir als den ersten Stifter von Cząstochowa kennen gelernt haben. Einigen Ordensbrüdern, die vielleicht auf dem Clarenberge entbehrlich waren, schenkte er d. d. Ober-Glogau, am Tage Fabiani und Sebastiani 1388, den Zins der Dörfer Albrechtsdorf und Mochau, sammt der Fischerei in der Hotzenplotz, und einer Wiese bei der Stadt Ober-Glogau, die zu Erbauung eines Klosters und einer der heil. Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche dienen sollte. Von dieser Wiese trägt das Kloster, um das sich ein kleines Dorf gebildet hat, den Namen Wiese. Von den Hussiten eingeäschert, wurde dasselbe 1578 von Cząstochowa aus vollkommen hergestellt und erneuert. Von König Friedrich II. erhielt es 1743 die Erlaubniß, mit den übrigen Klöstern des Ordens in Gemeinschaft zu bleiben, und die Ordensgeistlichen nach Gutbefinden versetzen zu können. Im J. 1784 waren außer dem Prior vier andere Capitularen vorhanden, statt der sechs, für welche die Stiftung berechnet. Seit 1809 ist auch dieses Kloster aufgehoben worden. Ihm gehörten die Dörfer Leschnig, Wiedrowicsz und Polnisch-Olbersdorf, dann ein Antheil an Mochau, von der Stiftung her; das Gut Wilkau aber hatte der Prior Matthias Chorinsky 1589 von der Hofkammer gekauft. In Böhmen erbauten die Brüder Peter und Johann von Rosenberg 1384 in ihrer Waldung bei Friedberg den Eremiten des h. Paulus eine steinerne Kapelle mit sechs Cellen, und widmeten die Herren dazu, außer dem anstoßenden Gebäude, verschiedene Gefälle. Es wurde aber dieses Kloster, Heuraffel genannt, dessen Stiftung der prager Erzbischof Johannes am 29. Sept. 1384 bestätigte, spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Hussiten zerstört, nachmals den von Peter von Gambacorta gestifteten Einsiedlern des h. Hieronymus übergeben, endlich vor 1584 dem Cistercienserstift Hohenfurt einverleibt; vgl. Professor Millauer's erschöpfende „Diplomatische Nachrichten über das ehemalige Eremitenkloster Heuraffel in Böhmen" (Hesperus 1816. S. 305—310). Gleichsam als Entschädigung für Heuraffel gab Thomas Peßina von Czechorod, der berühmte prager Weihbischof, dem Orden in Böhmen ein neues Kloster, das er auf seinem, um 17,000 Fl. erkauften Gute Woborżischt, in dem berauner Kreise, im J. 1675, stiftete, von Grund aus, sammt der schönen Kirche, erbauete, und nachmals mit dem Gute Woborżischt selbst, mit einer baaren Summe von 10,000 Fl. und seiner zahlreichen Büchersammlung beschenkte. In diesem Kloster lebte Michael Syder, gleich verdienstvoll als Priester, fleißiger Chronist und geschickter Kupferstecher; bei der Aufhebung, den 17. Febr. 1786, fanden sich, außer dem Prior, acht andere Geistliche vor. Das Gut wurde an

die Herrschaft Dobrzisch verkauft. Das Kloster zu Kromau, znaimer Kreises in Mähren, wurde 1659 von dem Grundherrn, dem Fürsten Ferdinand Johann von Liechtenstein, gestiftet, und mit dem Dorfe und Gute Marschowitz, brünner Kreises, und mit dem Freihofe zu Dobrzinsko, in der kromauer Herrschaft, begabt, wozu der Fürst 1661 noch eine Mühle zu Eybentschitz, und seine Gemahlin den Hof zu Rackschitz fügte. In diesem Kloster befand sich bis zum J. 1774 eine lateinische Schule mit den vier ersten Classen; darin lebten gewöhnlich 15 Mönche. Bei der Aufhebung wurde Marschowitz, landtäflich auf 25,357 Fl. 55 Kr., der Freihof zu Dobrzinsko auf 10,137 Fl. 15 Kr., der Hof zu Rackschitz auf 2592 Fl. abgeschätzt. In Österreich unter der Enns hatte der Orden zwei Klöster und eine Residenz, Ranna, Neustadt und Hernals. Ranna, Klosterranna, wurde von Johann von Neidegg auf seiner Herrschaft Ranna V. O. M. B. in einer wilden Schlucht an der Krems gestiftet. Die unweit der Burg Ranna vorhandene Kirche der h. Jungfrau und St. Stephan's widmete der Stifter dem Gottesdienst der neuen Klostergemeinde, und wies zu ihrem Unterhalte die Pfarrkirche zu St. Georg, innerhalb der Ringmauern seiner Burg, mit allen von St. Georg abhängenden Gefällen an; endlich ließ er seine Stiftung 1452 durch Papst Nicolaus V. und 1455 durch Calixtus III. bestätigen. Das Kloster zu Neustadt hatte den Kaiser Friedrich IV. zum Stifter, 1476, und sollte dasselbe, nach der ursprünglichen Anordnung, nur zwölf Priester zählen, es ist aber diese Anzahl zwei Jahrhunderte später sehr vergrößert worden. Der Kirche waren drei Kapellen angebaut, deren eine eine kunstvolle Copie des Frauenbildes zu Czastochowa bewahrte. Häufig wurde dieses Kloster von den österreichischen Regenten besucht, wenn sie sich in tiefer Stille geistlichen Übungen hingeben wollten. Bei der Aufhebung der Jesuiten (1773) mußten die Mönche ihr Kloster verlassen, und die Schulen im Jesuitencollegium übernehmen; schon vorher hatten sie Schule gehalten. Auch sie wurden im J. 1783 aufgehoben; ein Theil ihres vormaligen Klostergebäudes wurde zu einer Caserne verwandt, und beherbergt gegenwärtig eine Abtheilung des Rakettencorps, die Kirche dient als Redoutensaal. Noch stehen die Bogengänge und die vielen einzelnen Cellen, Monumente der eigenthümlichen Lebensart der Eremiten des h. Paulus. Die Residenz in Hernals entstand auf den Wunsch K. Karl's VI.; er ließ 1722 einige Pauliner nach diesem, für die österreichische Reformationsgeschichte so merkwürdigen Ort kommen, um durch sie den Gottesdienst versehen zu lassen. Sie erbauten sich bei der Kirche am Calvarienberg 1747 eine Residenz, und legten am 13. Aug. 1766 den Grundstein zu der neuen, im J. 1769 eingeweihten Kirche, die als eine Wallfahrt großen Zulauf hatte; besonders stark war der Andrang der Processionen in der Fastenzeit, keine aber in Zahl dem am Charfreitag von Wien ausgehenden Kreuzzug zu vergleichen, in welchem die Personen der Kreuzigung durch Büßer dargestellt wurden. Im J. 1784 wurde auch diese Residenz, wie überall in Österreich der Orden, aufgehoben, das Wohngebäude zu einem k. k. Erziehungsinstitut für Officierstöchter, die Kirche dem pfarrlichen Gottesdienste der Gemeinde gewidmet. Zugleich wurde die bis dahin in der Kapelle zu St. Anna und U. L. F. auf dem Calvarienberg aufbewahrte Copie des marianischen Gnadenbildes von Czastochowa, das man 1683 im türkischen Lager, von Kugeln und Pfeilen durchbohrt, gefunden hatte, auf dem Hochaltar der neuen Pfarrkirche angebracht. In Steiermark besaß der Orden zwei Klöster, Maria-Trost und Ulimic. Maria-Trost hat den Namen von einem hölzernen Marienbilde, welches, als ein aus dem Kloster Rein empfangenes Geschenk, Maximilian von Wilfersdorf in einer auf seinem Gute Puerberg, eine kleine Stunde von Grätz, erbauten Kapelle, der öffentlichen Verehrung aussetzte. Puerberg kam an Franz Kaspar Conduzi von Heldenfeld; zu seiner Zeit vereinigten sich mehre Wohlthäter zum Bau einer großen prachtvollen Kirche und des damit verbundenen Paulinerklosters, das auf dem Gebiete von Puerberg errichtet wurde. Im J. 1746 wurde das Gnadenbild aus der Kapelle in die neue Kirche übertragen, und ist die Wallfahrt so berühmt geworden, daß ihr Name Maria-Trost den alten Puerberg gänzlich verschlingen konnte. Am 12. Febr. 1786 wurde das Kloster aufgehoben, die Wallfahrtskirche zu einer Pfarrkirche erhoben. Ulimic, obgleich im cilier Kreise, zwischen Cili und Rain gelegen, ist gleichwol der kroatischen Provinz des Ordens zugetheilt. Das Kloster zu U. L. Frauen am See, Klostèr pèr Jeseru, liegt in Istrien, zwischen Pedena (Biben) und Bersetz unweit des zhepitscher Sees und der Arsa, in einer höchst fruchtbaren, aber durch die Ausdünstungen des Sees verpesteten Gegend. Es wurde 1396 von den Gebrüdern Nicolaus und Hermann von Guteneck, in der Nähe ihrer Burg Wachsenstein, Kosliak, gestiftet, und empfing 1450 aus K. Friedrich's IV. Händen die von ihren zeitherigen Inhabern verlassene Abtei St. Peter im Wald, Kloster S. Petra, zwei Meilen südlich von Mitterburg. Dahin ward das Priorat übertragen, während in U. L. Frauen am See ein einziger Ordensgeistlicher hospitirte. Im J. 1755 ward die Kirche zu St. Peter erneuert, und besonders mit werthvollen Gemälden von der Hand eines Klosterbruders, des Fra Leopoldo, bereichert. Die Aufhebung erfolgte 1782; das Kloster am See wurde um 7000 Fl. an die aursbergsche Herrschaft Belay verkauft, das mit 21 ordinären Huben katastrirte und zu 30,000 Fl. taxirte Gut St. Peter, eine der herrlichsten Lagen des schönen Istriens, in Kammeral-Verwaltung genommen. Rohrhalden, das in der schwäbisch-österreichischen Grafschaft Hohenberg belegene Kloster, nahm seinen ersten Anfang im J. 1348. Allmälig mehrte sich die Stiftung. Graf Rudolf von Hohenberg, Kastenvoigt der Pfarrkirche Sülchen, befreiete 1364 das Haus zu Rohrhalden von dem Pfarrverband, und 1444 wurde das Bruderhaus durch die Herren von Österreich von der stets kostbaren, oft auch schädlichen Jäger- und Hundslage entbunden. Viele der Stiftungen wurden besonders von Adligen und Bürgern zu Rottenburg gemacht, und die Besitzungen des Klosters mehrten sich bis auf die neuesten Zeiten. Die Aufhebung erfolgte 1787; die Mönche

wurden mit Pensionen von 300 Fl. entlassen, die Güter dem Religionsfonds zugetheilt. In dem nur eine Viertelstunde entfernten Kiebingen, was früher der Pfarrei Sülchen unterworfen gewesen, wo aber der Gottesdienst seit 1579 von dem Kloster aus versehen worden war, stiftete Österreich eine Pfarrei, die Klosterkirche und sonstige Gebäude wurden bis auf einige wenig erhebliche Reste abgebrochen. Nach der heutigen Eintheilung gehört Rohrhalden in das würtembergsche Oberamt Rottenburg [1]). Grünwald, oder das Kloster zur Wildenhab, wie es vordem genannt wurde, stiftete ein Abt zu St. Blasien, im J. 1369. Gelegen auf dem Sattfelde und an der bondorfer Straße, gehörte es in die Pfarrei und Voigtei Kappel der Fürstenbergschen Herrschaft Lenzkirch, und hatte das Haus Fürstenberg daselbst die Kastenvoigtei hergebracht. Diese Voigtei wurde von Fürstenberg benutzt, um im Jahre der Säcularisationen, 1803, ebenfalls eine Säcularisation vorzunehmen. Außer dem Prior war damals nur noch ein Geistlicher vorhanden, welchem die Pfarrei Kappel anbefohlen war. Der dem Kloster anstoßende Weiler Kappel zählt in zwölf Häusern 92 Menschen. — Langnau, in der vormaligen Herrschaft, dem heutigen würtembergschen Oberamte, Tettnang, zwei Stunden südöstlich von Tettnang, auf der linken Seite der Argen, ursprünglich eine Stiftung des heil. Arnold von Hiltersweiler, wurde als ein Priorat der Abtei Schaffhausen von dieser 1389 tauschweise an den Grafen Heinrich von Montfort-Tettnang abgetreten, der nachmals, mit Zuziehung seiner Söhne Rudolph und Wilhelm, das vormalige Priorat in ein selbständiges Kloster umwandelte, und mit der Pfarrei Hiltersweiler, am 24. April 1405, den Paulinern übergab, die sich seit einigen Jahren zu Argenhardt niedergelassen hatten. Diese Pauliner bewohnten zuerst den Hof Hagenbuchen, wurden aber um 1402 von den Grafen von Montfort in die Celle zu Argenhardt übertragen. Bei ihrer definitiven Versetzung nach Langnau stipulirte der Graf von Montfort, daß der Orden daselbst stets fünf Priester halten, auch das Kloster den jedesmaligen Inhaber der Herrschaft Tettnang als seinen Voigt anerkennen solle. Die Besitzungen des Klosters vermehrten sich durch Schenkung und Kauf, und wenn es auch manche Unbilden erlitt, wie z. B. im Bauernkriege (1525) von seinen eigenen, von dem Pfarrer in Esseratsweiler geleiteten Unterthanen, oder in dem 30jährigen Kriege, wo es eine Zeit lang ganz verlassen war, kam es doch immer wieder zu Kräften. Es stand unter montfortischer, nachmals österreichischer Hoheit, übte jedoch vertragsmäßig in seinen Besitzungen sowol das Collationsrecht, als die niedere Gerichtsbarkeit aus. Von Kaiser Joseph II. wurde es am 20. April 1787 aufgehoben; Geistliche waren 15, das Vermögen wurde einschließlich von 7520 Fl. Capitalien, zu 99,310 Fl. berechnet, und dem Religionsfonds zugetheilt. In der 1793 abgebrochenen Kirche hatten die Grafen von Montfort von Heinrich, dem Stifter des Paulinerconvents, an, in langer Reihe ihr Erbbegräbniß. Bei dem Abbruche der Kirche wurden ihre Gebeine nach Hiltenweiler, in die Pfarrkirche gebracht. Das Kloster Thannheim, unweit des gleichnamigen Dorfs, in dem fürstenbergischen Amte Hüfingen, heutigen Bezirksamte Villingen, soll den seligen Stillschweiger, der also genannt von seinem vieljährigen Stillschweigen, den Laienbruder Kuno, der um 1325 lebte und für einen Grafen von Fürstenberg gehalten wird, zum Stifter haben. Von andern wird Graf Hug von Fürstenberg als Stifter genannt, und die Stiftung in das J. 1353 versetzt. Gänzlich verlassen in dem Laufe des 30jährigen Krieges wurde das Kloster erst von 1660 an wieder in bewohnbaren Stand gesetzt. Die Gebäude, die Kirche mit eingeschlossen, gingen 1779 in Rauch auf, wurden aber wiederhergestellt. Zur Zeit der Aufhebung (1803), waren nur zwei oder drei Patres vorhanden. Zu Rom besaß der Orden ehedem die Kirche von S. Stefano Rotondo, und war das derselben angebaute Paulinerkloster das einzige in Italien; es fand aber Papst Gregor XIII. für gut, S. Stefano Rotondo mit seinem bedeutenden Einkommen dem von ihm gestifteten Collegio germanico et hungarico S. Apollinaris einzuverleiben, und die Pauliner mußten späterhin als ziemlich dürftiges Surrogat ein kleines Kloster am Fuße des Esquilinus, nach der Richtung von S. Maria Maggiore hin, annehmen. In diesem lebten gemeiniglich acht oder zehn Eremiten, darunter des Ordens Procurator bei dem heil. Stuhle. Aber Ungarn ist stets die eigentliche Heimath des Ordens geblieben, ungeachtet der unermeßlichen, durch die Türkenkriege herbeigeführten Verluste. Vor der Schlacht bei Mohacz zählte er daselbst 21 Vicariate und 43 Priorate oder Convente; im J. 1780, unmittelbar vor der von Joseph II. gebotenen Umwälzung 28 Priorate und 10 Residenzen (ohne Siebenbürgen). Darunter ist Marienthal, Marianky, ohne Zweifel das wichtigste und gleichsam das Hauptkloster im ganzen Orden. Den Anfang soll es, gleichwie Czastochowa, einem Gnadenbilde der h. Jungfrau zu verdanken haben. In dem dichten Walde, womit vordem das Gebiet der Burg Ballenstein bedeckt war, hausete nach der Legende ein durch Raub und Mord berüchtigter Wilder, dessen Frau brachte zur Welt „bina monstra, quanquam monstra forte non dicenda sunt, quae in similitudinem monstri generantis, quale sceleratus ille erat, procedere solent.“ Mit unwiderstehlicher Gewalt wirkte der Anblick des göttlichen Strafgerichts auf den unglücklichen Vater; in tiefer Zerknirschung suchte er einen Priester auf, um seine Sünden zu bekennen. Getröstet verband er sich sodann in Bezug auf die Misgeburt zu einem Gelübde. In der nächsten Nacht wurde ihm im Schlaf verkündigt, er solle die Zwillinge im Born baden. Wie er nun mit dem grauenden Morgen zur Quelle eilte, fand er unter dem Krystall der Oberfläche ein Marienbild verborgen, das er mit Ehrfurcht erhob und dann auf dem Altar einer neben der Heilquelle errichteten ländlichen Kapelle aufstellte. Bei dieser Kapelle hatten sich vielleicht schon einige Eremiten des h. Paulus

1) Im Manuscript hat man: Notitia Fundationis Jurium, Possessionum et Privilegiorum Monasterii S. Pauli Eremitae in Rohrhalden, conscripta a P. Benedicto Wächter, sub Prioratu r. P. Clementis Endress. 1742.

angesiedelt, als unter dem Generalat des F. Thomas König Ludwig I. d. d. Ofen, Samstag vor Pfingsten 1377, die Kirche U. L. Frauen im Thal dem Paulinerorden verlieh [2]). Zwei Jahre später verordnete Ludwig, daß die Grenzen des auf solche Weise von der ballensteiner Herrschaft abgesonderten marienthaler Klostergebiets durch den Castellan von Altenburg und durch die Chorherren von Presburg festgestellt werden sollten. Es fanden sich auch viele andere Wohlthäter. Ladislaus von Rozgony schenkte 1471 das Haus in Presburg, welches unter dem Namen des Marienthalerhofes oder des Weißmönchenhauses bekannt ist. Der Judex curiae, Graf Peter von St. Georgen und Pösing, vermachte in seinem letzten Willen (1515) das ganze Dorf Besztercze (Bistricza) als Ersatz für das von seinem verstorbenen Bruder, dem Grafen Christoph, nach Marienthal bestimmte Vermächtniß, und konnte das wohlgelegene Dorf zugleich als einiger Ersatz für die eben damals durch die Türken zerstörten Ordenshäuser Kamenska und Benkowecz in Slavonien gelten. Es ist aber von späteren Pfandherren der von den Grafen von St. Georgen hinterlassenen Güter, wo wir nicht irren, von den Fugger, der Besitz des Klosters in Besztercze vielfältig angefochten, auch endlich das Dorf zu der Herrschaft Stampfen gezogen worden. In neuerer Zeit machte sich vornehmlich der Cardinal Erzbischof von Gran, Christian August, Prinz von Sachsen-Zeitz, um das Kloster verdient; Andacht und die wunderschöne Umgebung lockte ihn oft aus Presburg nach dem stillen, friedlichen Hause, er wollte da begraben sein und hatte sich zu dem Ende in der neuen, großentheils durch seine Freigebigkeit entstandenen Kirche ein prächtiges Grabmal erkauft. Allein er starb in Regensburg den 20. Aug. 1725 und wurde auf kaiserlichen Befehl zu St. Martin, binnen Presburg, beigesetzt, wohin auch das Monument übertragen werden mußte. Von allen Wallfahrtsorten in Ungarn ist Marienthal der berühmteste. Kaiser Leopold I. hat ihn nicht selten besucht, und pflegte dann mit den Brüdern an einem Tische zu speisen. Häufig war das ans Kloster angebaute Dorf mit allen seinen Wirthshäusern zu klein, um an hohen Festen, besonders zu Mariä Geburt, die Beter aufzunehmen, sodaß ganze Scharen in der Kirche Nachtquartier nehmen mußten. Diese weitschichtige Kirche mit prächtigen Frescomalereien und Vergoldungen am Plafond hat neun Altäre, denjenigen, der das Gnadenbild trägt, eingerechnet. Die Kirche schließt sich an das, gleichfalls sehr weitläufige Klostergebäude sammt Thurm. Von dem Kloster führt eine lange, dicht verwachsene Kastanienallee nach der Quelle, in welcher das Bild aufgefunden worden, und nach der Kapelle, die an deren Rande erbaut ist. Von drei Seiten von Bergen umschlossen, öffnet das Thal sich gegen Westen, um sich der weiten Ebene des Marchfeldes anzuschließen; mit Presburg und Pösing bildet das Kloster ein Dreieck. Unter Joseph II. wurde es, gleichwie alle übrigen Klöster des Ordens in dem Umfange der Monarchie, aufgehoben, was in Ungarn wenigstens Schwierigkeiten hätte finden sollen, da der Orden daselbst die Reichsstandschaft besaß. War der General ein Ungar, was meistens der Fall war, so residirte er in Marienthal, wie ein Pole seinen Sitz zu Czaztochowa, ein Kroate zu Lepoglava nahm. Der zweite der ungarischen Convente, jener zu Pesth, entstand durch die Freigebigkeit Kaiser Leopold's I. im J. 1693. 3) Sasvár (Schassin, Schoßberg), in dem skalitzer Bezirk der neitraer Gespanschaft, hatte schöne Gebäude, das wunderthätige Marienbild wird auch jetzt noch alle Jahre von vielen Tausend Wallfahrern aus nahen und fernen Gegenden besucht. 4) Lefánd (Elefánt). Unter dem Generalat des F. Tristan (1369) schenkte Michael de Sevu, aus dem edlen Geschlechte von Elefánt, zu Stiftung eines Paulinerklosters auf seinem Gute Szent-Janós-Elefánt, in neitraer Gespanschaft und Bezirk, 100 Joch Ackerland; sein Sohn Michael fügte nachmals zur ersten Stiftung einen Weinberg und die Mühle in Beed, von sieben Rädern, hinzu. Im J. 1390 vermachten die Brüder Lorenz und Johann von Baracska, Stephan's Söhne, die eben gegen die Türken zu Felde lagen, mit Verhängniß König Sigismunden, dem Kloster St. Johann Baptist zu Elefánt die Possessio Welkapolya (der Teutschen Hochwies), sammt den Mühlen zu Ugrócz, Kolocsna und Patyth. In demselben Jahre erhielt das Kloster durch Peter's von Praznoch letzten Willen die Possessionen Poruba, Kolechem, Hunnyarad und Paznóch, eine jede zur Hälfte, ferner die Mühle an der Neitra, zwei Fischteiche und das Prädium Szarkahal. Benedict von Elefánt schenkte 1499 dem Kloster St. Johann Baptist die Hälfte der Possessionen Felsö-Elefánt und Szalakaz und der an der Neitra belegenen Mühle. Auf Geheiß K. Ferdinand's I. fügten die Inhaber der Burg Lewenz 1540 allen diesen Gaben noch die Possessio Nicolgaran hinzu, und weder die Türkenkriege, noch die bürgerlichen Fehden konnten den Wohlstand des Klosters vernichten. Ursprünglich als ein Priorat dem Vicariat von Nosztre unterworfen, wurde es selbst zum Vicariat erhoben, als Nosztre dem Elende der Zeiten erlag; im J. 1636 hat der Vicarius P. Paulus Ivanovicz, der nachmalige General, Bischof von Knin und Propst zu St. Thomas auf dem Granerberg, die altväterischen, zum Theil verfallenen Gebäude ganz neu hergestellt. In der häufig von Wallfahrern besuchten Kirche hatten die Elefánt und nachmals die Forgacs ihre Grabstätten. Die Lage des Hauses ist in hohem Grade reizend, selbst das zwölf Meilen entfernte presburger Schloß wird von da auch sichtbar. Der Orden besaß nur wenige Klöster, welche an Schönheit der Gebäude und Wohlhabenheit mit diesem zu vergleichen wären. 5) Skalitz Szakolcza, ebenfalls in der neitraer Gespanschaft. Im J. 1777 wurde der Convent in das Jesuitencollegium versetzt, um daselbst den Schulunterricht fortzusetzen. 6) Nosztre, insgemein Nostra Maria, in dem ipolitaner

2) Quod nos spem et devotionem nostram, quam ad Beatissimam et Gloriosam Virginem Mariam habemus, et ad ordinem Fratrum Eremitarum S. Pauli primi Eremitae, gerimus specialem, volentes claustra ipsorum Fratrum Erémitarum numerositate et locis in regno nostro ampliare, ecclesiam B. Virginis, in terra Thall vocata, supra castrum Borostyan, ab ipso castro et ejus jurisdictione et dominio eximendo, ordini Fratrum Eremitarum perpetuo dedimus possidendam."

Bezirk der honther Gespanschaft, unweit des Marktes Ipolj und der Donau, 2½ Stunden von Gran, einst von den Klöstern des Ordens eins der bedeutendsten, hatte trotz wiederholter Zerstörungen immer noch Gebäude von Belange. Zu seinen Besitzungen gehörte unter andern das slowakische Kirchdorf Nosztre. 7) Tyrnau, in der presburger Gespanschaft. 8) Sajoláb, in dem myskolczer Bezirk der borsoder Gespanschaft, das gleichnamige Dorf war Eigenthum des Klosters. In diesem Kloster empfing 1506 unter dem zweiten Generalat des P. Stephan, Georg Martinuzzi Utissénowicz, der nachmals so berühmt gewordene Cardinal-Erzbischof von Gran, den Ordenshabit. 9) Filsogyer, in dem borsoder Comitat, war nur eine Residenz. 10) Uihely, in dem varanover Bezirke der zempliner Gespanschaft, wurde im J. 1355 gestiftet. Im J. 1691 erscheint als Vorsteher des Hauses Graf Ladislaus Nadasdy, zugleich vicarius Provincialis. Der Kirche, zum h. Ägidius genannt, ist die Rakotzy'sche und die Dreifaltigkeitskapelle angebaut. Die Rakotzy'sche Kapelle, aus gehauenen Steinen aufgeführt und schön ausgemalt, enthält neben andern Reliquien den unverweseten Körper des P. Georg Csepelleny, der von allen seinen Brüdern der einzige es wagte, während der Tökelischen Unruhen im Kloster auszuharren und den Gottesdienst fortzusetzen, bis er von den Malcontenten ergriffen und hin und her durch Wildnisse und Abwege herumgezerrt, im J. 1672 enthauptet wurde. 11) Varano, in dem davon benannten Bezirke der zempliner Gespanschaft, hatte schöne Gebäude und nicht unerhebliche Besitzungen, worunter das Prädium Kajnya. Das daselbst verehrte Gnadenbild soll im J. 1687 Thränen vergossen haben. Der Umstand, daß beinahe jedes einzelne Kloster ein eigenthümliches Bild, eine Wallfahrt besaß, scheint Joseph's II. besondere Abneigung gegen einen Orden zu erklären, der sich mit Schulen befaßte und dessen Schulen sicherlich nicht schlechter waren, als andere. 12) Terebes, in dem varanoer Bezirk der zempliner Gespanschaft. 13) Sathmar, in der gleichnamigen Gespanschaft. 14) Matsár, in dem kaposer Bezirk der ungher Gespanschaft, war nur eine Residenz von dem Administrator und dessen Gespan bewohnt, und übte die Grundherrschaft in dem gleichnamigen Dorfe. Der Convent in Ungvár selbst bestand nicht mehr seit den Türkenkriegen. 15) Stuhlweißenburg; nach der Aufhebung der Jesuiten wurde ihr Collegium, wie anderwärts, diesem Kloster übergeben. 16) Acsa, in dem csákvárer Bezirk der stuhlweißenburger Gespanschaft, war nur eine Residenz. 17) Wandorf, ½ Stunde von Ödenburg, wurde 1482 von der ödenburger Stadtgemeinde gestiftet, die dazu eine Curie sammt zwei anstoßenden Hügeln einräumte. Im J. 1643 wurde das heutige Kloster erbaut, geschmackvoll in seiner Anlage und gehoben durch die reizendste Umgebung. Die Söhne Benedict's und Bernhard's, Ignatii und Francisci, haben selten die Meisterschaft in der Wahl ihres Wohnortes erreicht, welche S. Paul's Eremiten so gewöhnlich war. Das ödenburger Beneficium zu Mariä Heimsuchung, dem 234 Pfund Weingärten von ausgezeichneter Güte zuständig, wurde seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von der Stadtgemeinde regelmäßig, für längere oder kürzere Zeit, an das Kloster verliehen. Als Eigenthum des Religionsfonds wurden die Gebäude von der Gewerkschaft der brennberger Kohlengruben in Pacht genommen, und seitdem von einigen Bergofficianten bewohnt. 18) Neusiedl am See, eine 1689 gestiftete Residenz in dem Bezirke jenseit der Leitha, der wieselburger Gespanschaft. 19) Groß-Waradein. 20) Käsmark; der Convent hatte seine eigene Kirche, aber auch die Pfarrkirche zum heil. Kreuz, die dem Kloster am 24. Sept. 1672 übergeben worden, zu bedienen. 21) Papa, in dem obern Bezirk des vesprimer Comitats. 22) Tüskevar, in dem mittlern Bezirk des vesprimer Comitats. 23) Fünfkirchen. 24) Heilige Kreuz in dem baranyer Comitat und 25) Csotad, angeblich eine Residenz in dem neitraer Comitat. Indessen halten wir den Namen des Ortes und Comitats für verfälscht. Den kroatischen Paulinern gehörten: 26) Lepoglava, in dem warasdiner Comitat. 27) Warasdin, gleichwie Lepoglava, in jeder Beziehung ein sehr bedeutendes Kloster. 28) Remetta, eine Stunde von Agram, im Gebirge. 29) Szweticza, in dem agramer Comitat. 30) Csaktornya, in dem eiländischen Bezirk des szalader Comitats. Das Kloster lag außerhalb des Marktfleckens auf einem Berge. 31) Kreuz, in der Comitatsstadt. 32) Possega; seit 1776 leiteten sechs Ordenspriester den Unterricht in dem vormaligen Jesuitencollegium. Die dalmatischen Pauliner besaßen 33) Czirzuntha, in dem agramer Comitat. 34) Novi, in dem ungarischen Litorale. 35) Zeng. 36) St. Nicolaus in der Capella, karlstädter Generalats, war nur eine Residenz. 37) Beska, auf der Insel Veglia. Wozu dann endlich noch drei Klöster in Siebenbürgen kommen. 38) Torda, in dem mezö-czáner Bezirk der clausenburger Gespanschaft. 39) Illyesalva, in dem St. györgyer Bezirke der haromßeker Gespanschaft. Das Kloster wurde 1701 gestiftet. 40) Tövis, in dem nagy-enyeder Bezirke der weißenburger Gespanschaft. Das prächtige Kloster erbaute Johannes von Hunyad, aus der bei St. Emerich, 1445, von den Türken gewonnenen Beute. Als Joseph II. die Vernichtung des Ordens aussprach, war er noch in fünf Provinzen getheilt, Ungarn, Teutschland und Kroatien, die zu einer Provinz vereinigt waren, Polen, Istrien und Schwaben. Auf Bitten K. Ludwig's I. von Ungarn hatte Papst Gregor XI. durch Bulle vom 12. Sept. 1371 und durch Breve vom August 1377 den Orden von der Gerichtsbarkeit der Ordinarien befreit, und ihn dem unmittelbaren Schutze des h. Stuhls unterworfen. Bonifacius IX. dehnte auf ihn, durch Breve von 1390, alle Privilegien der Karthäuser aus. Martin V. bestätigte alle die bisher den Paulinern bewilligte Gnaden, untersagte zugleich, daß irgend einer der Brüder zu einem Orden von gleicher, oder noch größerer Strenge übergehe. Neue Bestätigungen der Privilegien wurden von Urban VIII., 1623, und von Alexander VII., 1658, ertheilt, und in einem Breve vom 3. April 1676 verordnete Clemens X., daß der Orden in acht verschiedenen Klöstern ein vollständiges Studium einrichten solle, nämlich zu Marienthal, Ujhely, Czastochowa, St. Stanislaus binnen Krakau, Wienerisch-Neustadt, Le-

poglava, Langenau und Rom. Er bestimmte ferner, daß Niemand ohne die Würde eines Doctors der Theologie zu haben, zu irgend einer Dignität im Orden gelangen solle, er werde denn aus gewichtigen Gründen durch das Definitorium dispensirt; auch daß der General berechtigt sein solle, den Aspiranten das Doctorat zu verleihen, jedoch nur nach vorhergegangenem langwierigem Examen; daß diese Doctores mit jenen der Universitäten die gleichen Privilegien genießen sollten, und daß endlich ihre Zahl, damit solche nicht allzusehr anwachse, von dem Generalcapitel festzustellen sei. Um den weißen Habit, welchen der Orden sich gegen das Jahr 1341 zulegte, nachdem bisher das Kleid braun gewesen, wurde er angefeindet, bis Papst Urban V. in einer eignen Bulle ihm solchen weißen Habit bestätigte. Seitdem waren Kutte, Scapulier und Kapuze weiß, Scapulier und Kapuze durch eine Mozette verbunden; der Bart wurde lang getragen im Chor ein weißer Mantel umgeworfen, außerhalb des Klosters der lange, schwarze Mantel der **Canonici regulares** getragen, dreimal die Woche wurde Fleisch gegeben mit Ausnahme des Advents und der drei Rogationestage, wo nur Quadragesimalfleisch genossen werden durfte. In den Vigilien aller Marienfeste war jede gekochte Speise untersagt. Auch andere Mortificationen hatten die Pauliner sich auferlegt, doch war ihnen der Gebrauch der Leinwand vergönnt. Das Ordenswappen zeigte einen Palmbaum, bei dem zwei Löwen stehen; auf einem Zweige hat ein Rabe sich niedergelassen. Dieser Rabe findet sich auch in dem Titel des von Andreas Eggerer gelieferten Geschichtwerkes: **Fragmen Panis Corvi Proto Eremitici, seu reliquiae Annalium Eremi Coenobiticorum, Ordinis Fratrum Eremitarum S. Pauli Primi Eremitae. (Viennae 1663. Fol.)**

Auch Portugal hatte eine Congregation von Paulinern. Ihr Stifter, Mendo Gomez de Simbra, hatte in seiner Jugend dem König Johann I. in den Kriegen mit Castilien gedient und sich namentlich bei der Einnahme von Ceuta, 1415, ausgezeichnet. Plötzlich der Welt und ihren Ehren entsagend, suchte Mendo sich eine einsame Stelle in der Nähe von Setuval, um daselbst in Gebet und Bußübungen, getrennt von menschlicher Gesellschaft zu leben. Sein heiliger Wandel erregte die öffentliche Aufmerksamkeit, Alles drängte sich herbei, Klause und Klausner zu sehen, er empfing bedeutende Geschenke, die er zur Anlegung von neuen Einsiedeleien verwandte. Von seinen Schülern, mit welchen er diese neuen Anlagen besetzte, als ihr Oberhaupt verehrt, empfing er von den Eremiten der Serra de Ossa den Antrag, die Leitung ihres durch den Tod des Juan Fernandez verwaiseten Instituts zu übernehmen. Das Gebirg, oder die Serra de Ossa, im Innern der Landschaft Alentejo, war früh von Eremiten besetzt worden, welchen zumal die zerrissene und nackte Nordseite des Gebirgs eigenthümliche Reize bieten mußte. Ferdinand Yanez, der Großmeister von Aviz, soll zuerst um 1186 den Versuch gemacht haben, diese Eremiten zu einer Gemeinde zu versammeln, auch zu dem Ende ihnen ein Kloster erbaut haben. Seine Absicht mag er nur unvollkommen erreicht haben, denn auf Papst Gregor's XI. Geheiß reformirte der Bischof von Coimbra diese Eremiten, untersagte ihnen zugleich das einsame Leben, je vier sollten zusammen hausen, und weil dieses immer noch zu wenig, um eine klösterliche Gemeinde darzustellen, verordnete Gregor XII. eine abermalige Vereinigung der Einsiedeleien, sodaß ins Künftige zehn dieser Eremiten in Gemeinschaft leben sollten. Schon vorher hatten sie sich, wie es scheint, mit den Eremiten des h. Paulus in Ungarn verbrüdert, und sich, wie es das Institut jener Brüder erfoderte, einen Provincial als Vorsteher erwählt. Die Verbindung mit dem fernen Pannonien wurde bald zu lästig, der Provincial entzog sich dem Gehorsam des Generals, und wäre es nicht unmöglich, daß die Betrachtung dieser Unregelmäßigkeit einigen Antheil an Mendo Gomez' Weigerung, dem Rufe der Eremiten von der Serra de Ossa zu folgen, gehabt hätte. Gleichwol mußte er den dringenden, unablässigen Bitten nachgeben; er übernahm die Leitung des Klosters von der Serra, und vereinigte mit demselben die Einsiedeleien seines Instituts zu einer Congregation, unter der Anrufung St. Paul's, des ersten Eremiten. Von dem neuen Wohnsitze schienen Mendo's Tugenden neuen Glanz zu empfangen. Ganze Tage brachte er ohne Nahrung zu, beinahe ohne Unterbrechung, durch Tag oder Nacht, verharrte er in der Kirche, im Gebete. Häufig kam König Edward, ihn zu besuchen, in jeder Trübsal ließ ihn der Monarch zu sich fodern, um die Tröstungen dessen zu genießen, den er sich als einen Engel des Lichts zu verehren gewöhnt hatte. Mendo starb in hohem Alter, den 24. Jan. 1481, und trägt nach ihm die durch ihn erbaute und bewohnte Einsiedelei bei Setuval den Namen Mendoliva. Sein Nachfolger, Lobo de Portel, wurde in dem Generalcapitel von 1482 erwählt, und zugleich das Statut angenommen, welches bis um die Mitte des 16. Jahrh. die Gesellschaft regierte. Der damalige **Legatus a latere** in Portugal, der Cardinal-Infant Heinrich, ein besonderer Gönner der Pauliner, veränderte manches an diesem Statut, und setzte endlich an dessen Stelle die Regel des h. Augustinus, daß also in dieser Beziehung der Orden jenem in Ungarn vollkommen gleichgestellt wurde. Für das also modificirte Institut erbat und erhielt er 1578 des Papstes Gregorius XIII. Bestätigung, und die Eremiten, die bisher mehrentheils nur Laienbrüder gewesen waren, verpflichteten sich durch feierliche Gelübde, empfingen die priesterlichen Weihen, widmeten sich den Studien und dem Predigtamt. Auch wurde eine feste Kleidertracht beliebt; eine Tunica von Lohfarbe, Scapulier, Mantel und schwarzer Hut. Endlich wurden dem Papste authentische Nachrichten von dem Leben und Wirken verschiedener Eremiten, die im Geruche der Heiligkeit gestanden hatten, vorgelegt. Zu Anfang des 18. Jahrh. zählte der Orden, außer dem Collegium zu Evora, 16 Klöster; er wurde von einem General regiert.

Einen andern Orden von Eremiten des h. Paulus hatte ihr angeblicher Generalsuperior, der P. Wilhelm Callier oder Cellier in Frankreich einzuführen gesucht. In den Zeiten einer Pest, 1624, trat er mit seinem Gefährten in Rouen auf, um sich dem Dienste der Pestkranken

zu widmen, und ein Haus daselbst zu begründen. Die letzte Absicht traf auf Schwierigkeiten, obgleich Callier ein Patent vom Mai 1621 vorlegen konnte, wodurch er ermächtigt wurde, sich in Rouen niederzulassen. Er mußte im versammelten Parlament erklären, daß er und jeder einzelne seiner Mönche, auf alle Erbschaften, ohne Unterschied des Ursprungs, verzichte, sich den Gesetzen des Reichs und der Gerichtsbarkeit der Ordinarien unterwerfe, einzig geborene Franzosen in die Congregation aufnehmen, und nirgends, außer unter Begünstigung königlicher Patente, eine Niederlassung errichten werde. Diese Erklärung wurde vermöge Beschlusses vom 23. Aug. 1624 in die Register des Parlaments eingetragen, auch von dem General unterzeichnet, und die Gesellschaft bezog ein Haus in der Pfarre S. Gervais, vor der Porte Cauchoise, das sie nachmals gegen eine andere Wohnung bei dem Thor von Martinville, am Fuße des Berges von S. Katherine in dem Kirchspiel S. Paul, vertauschte. Da aber das Institut dieser Eremiten von S. Paulus und ihre Regel noch nicht von dem h. Stuhle gebilligt worden war, brachten sie eine angebliche Bestätigungsbulle vom 18. Dec. 1620 zum Vorschein. Dieses Datum erregte Aufmerksamkeit, es wurde von Rom aus eine Untersuchung angeordnet und durch eine echte Bulle vom 20. Mai 1627 unterdrückte Urban VIII. den ganzen Orden. Die Niederlassungen, die bereits in den Kirchsprengeln von S. Paul-trois-châteaux, Vaison, Aix, Gap, Paris und Rouen gebildet waren, wurden aufgelöst, in Rouen selbst nicht ohne einen hartnäckigen, bis zum 30. Jan. 1634 fortgesetzten Rechtsstreit. Nach den von dem P. Callier für den Orden entworfenen Satzungen sollte jedes Kloster, ob in einer Stadt oder anderwärts gelegen, wenigstens zwölf Mönche enthalten, die sich, wenn das Stiftungsvermögen und milde Gaben zu ihrem Unterhalte nicht hinreichten, von Handarbeit ernähren sollten. Den Waldklöstern sollten Cellen, oder Einsiedeleien im Kleinen, eine von der andern 250 Schritte entfernt, hinzugefügt werden, Niemand aber eine solche Celle als Einsiedler vor Ablauf von vollen zwei Jahren, seit dem Tage seiner Profession an gerechnet, und nur mit Erlaubniß des Superiors der Congregation und des Generalcapitels, die immer nur für eine bestimmte Zeitfrist ertheilt werde, bewohnen, wer jedoch einmal die Celle bezogen, den für dieselbe angewiesenen Umkreis außer in bestimmten Fällen nicht verlassen dürfen; daher solle ihm täglich, wenn er Priester wäre, ein anderer Bruder zugeschickt werden, um ihm in der Messe zu dienen, sonst ein Priester ihn besuchen, für ihn Messe zu lesen. Die Portion, die er im Refectorium empfangen hätte, wird ihm in die Einsiedelei gebracht. Monatlich einmal soll er im Capitel erscheinen, um seine Culpa vorzutragen, und Sonn- und Feiertags mit den übrigen Religiosen dem Chor beiwohnen. In den Städten sollen die Brüder Kranke besuchen, sorgen, daß ihnen die Sacramente gereicht, ihren übrigen Bedürfnissen abgeholfen, und den Armen Almosen gespendet würden. Nicht minder sollen sie die Todten beerdigen, zweimal die Woche die Gefangenen besuchen, denselben nach des Klosters Vermögen Unterstützung zukommen lassen, ihnen mit geistlichem Troste, mit Ermahnungen zusprechen, ihnen möglichst oft Messe lesen. Die Verurtheilten sollen sie zur Richtstätte begleiten. Täglich sollen sich zwei Religiosen in die Hospitäler verfügen, um den Kranken beizustehen, ihnen die Speise zu reichen, die Betten zu machen, die Stuben zu reinigen, frommen Unterricht zu ertheilen. Außer den allgemeinen kirchlichen Fastenzeiten hatten die Pauliner auch den ganzen Advent, und Mittwoche und Freitags des Jahrs zu fasten. Die drei letzten Tage der Charwoche mußten sie sich mit Wasser und Brod begnügen. Abends aßen sie kein Fleisch, außer Sonntags und zu Festen der ersten und zweiten Classe. Der Gebrauch des Ciliciums wurde nach Umständen denjenigen, die sich solchen erbaten, bewilligt, aber die Disciplin mußten sich Alle jeden Montag, Mittwoch und Freitag des Jahres geben. Der unablässige Gedanke an den Tod war als eine der wesentlichsten Pflichten des Instituts allen seinen Genossen eingeprägt. Brüder, wenn sie sich begegnen, haben sich zu begrüßen mit den Worten: „G e d e n k e t, v i e l g e l i e b t e r B r u d e r, d e s T o d e s." Auswärtige werden empfangen, Almosen gefodert mit den Worten: „Bedenket, daß Ihr sterben müsset." War der Convent im Refectorium zum Mittag- oder Abendbrod versammelt, dann erbat derjenige, der die Lection vortragen sollte, sich den Segen, und sprach demnächst möglichst laut: „Erinnert Euch Eueres letzten Endes, so werdet Ihr nicht sündigen!" Einer um den andern küßte, bevor er sich zu Tische setzte, den Todtenkopf zu den Füßen des Crucifixes, mehre hatten während des Essens einen Todtenkopf vor sich, jeder mußte einen solchen Kopf in seiner Stube haben. Nachdem der Novize die feierlichen Gelübde gesprochen hatte, wurde er niedergelegt in einen mit dem Velcum bekleideten Sarg; der Chor sang: „Ne recorderis, Domine peccata illius, dum veneris judicare Saeculum per ignem." Während des de profundis segnete ein Religiose nach dem andern den im Sarge ausgestreckten Mitbruder ein, ihm zugleich zurufend: „Der Welt abgestorben, lebe du, mein Bruder, für Gott!" Nach dem de profundis wurde das libera gesungen, sammt dem Gebet: „inclina, Domine, aurem tuam," wobei es nur, statt der gewöhnlichen Worte: „quam de hoc saeculo migrare jussisti," heißt „quem de transitorio saeculi ad religionem migrare jussisti." In der Profession ward der Regel des h. Augustinus nicht gedacht, doch hatte der Orden sich ihr unterworfen. In dem alle drei Jahre zu versammelnden Capitel mußte der neuerwählte General sich verbindlich machen, diese Regel und die Statuten überhaupt unverbrüchlich zu bewahren. Der Habit bestand in einer Tunica von weißgrauem, grobem Tuche, die bis zu den Fersen reichte, in einem Mantel von der gleichen Farbe, der bis in die Mitte der Schenkel ging: die Kapuze von schwarzem Tuch, in der Mitte zugespitzt, fiel in einer Rundung auf die Schultern; dem Scapulier, 1½ Fuß breit, von derselben Länge wie die Tunica, und schwarz, war die Abbildung eines Todtenkopfes, mit den ins Kreuz gelegten Knochen, angeheftet. Der nackte Fuß ruhte auf ledernen Sandalen. Priester und Laienbrüder trugen die-

selbe Kleidung, aber die Conversen hatten statt der Capuze den Hut, der allen andern Ordensmitgliedern untersagt, und nur dem Generalsuperior für den Fall einer Reise bewilligt ward. Das große Amtssiegel des Generalsuperiors zeigte das Bild des h. Eremiten Paulus, darunter ein Todtenkopf mit den kreuzweise verschrägten Gebeinen, als Umschrift die Worte: „Sanctus Paulus, Eremitarum primus pater, memento mori.“ In dem kleinen Siegel war blos der Todtenkopf mit den Gebeinen, als Legende die Worte: Memento mori. Mit denselben Worten war jede von den 270 Seiten der Statuten bezeichnet, und sind diese Statuten zu Paris lateinisch und französisch 1622, und 1623 lateinisch allein gedruckt worden. In Rouen hießen diese Pauliner im gemeinen Leben: les frères de la mort, nach ihrer Beschäftigung, ihrem vorherrschenden Gedanken und ihrer Ordenstracht, und ist dieser Name den Augustiner-Discalceaten verblieben, welche das von den Paulinern geräumte Kloster einnahmen. Befremdendes hat die melancholische Ansicht des Lebens, wie sie von dem P. Callier in seinem Institut aufgestellt ist, nicht, denn sie findet sich in mehren Schöpfungen jener Zeit wieder, nur ist als Maßstab für die religiöse Stimmung oder Überspannung jener Zeit bemerkenswerth, daß dieselben Männer, welche sich unablässig mit dem Gedanken an den Tod, an die Nichtigkeit aller Dinge beschäftigten, sich bis zu der Einschwärzung einer unechten Bulle vergessen konnten, daß ein Institut von dem höchsten asketischen Interesse, verbunden mit der menschenfreundlichsten Selbstverleugnung, auf Unwahrheit begründet werden sollte. (*v. Stramberg.*)

Pauliner, Äpfelsorten, s. Pomologie.

Paulinische Briefe, Paulinischer Lehrbegriff, s. Paulus, der Apostel.

Paulinisten, die Anhänger des Paulinus von Antiochien, s. d. Art.

PAULINUS *), Presbyter in Antiochien um 362, dann Bischof daselbst, aber nur für den Theil der Gemeinde, der am nicänischen Glauben festhielt. Seit der Absetzung ihres Bischofs Eustathius, 331, wegen strengen Haltens am Athanasianischen Lehrbegriff, durch Constantin, hatte sich unter den Bedrückungen der Arianer dort ein kleiner Haufen Orthodoxer erhalten, die Paulinus leitete. Sie kamen in eine seltsame Stellung, als die Coalition der Semi-Arianer mit den Athanasianern begann; überall war der Friede im Abschließen begriffen, nur in Antiochien blieben jene Altgläubigen hartnäckig, und dies um so mehr, da sie nach früherem Sprachgebrauch ὑπόστασις und οὐσία synonym faßten, und deshalb in der Trinität nur eine Hypostase lehrten, während der seitdem fortgeschrittene Gebrauch jene beiden Termini unterschied, und deshalb von drei ὑποστάσεις in einer οὐσίᾳ sprach, obgleich man der Sache nach übereinstimmte, wie eine unter Athanas 362 zu Alexandrien gehaltene Synode ausdrücklich anerkannte. Zum völligen Schisma gedieh der Streit, als der fanatische Lucifer von Calaris, der aus dem Abendlande verjagt hier exilirte, nach Antiochien gesandt war, um den Frieden herzustellen, statt dessen aber jenen Presbyter Paulinus zum Bischof ordinirte, während die Semi-Arianer, oder jetzigen Neu-Nicäner unter ihrem Bischof Meletius standen, daher Meletianisches Schisma. Mit jenem Paulinus blieb Ägypten und das Abendland in Gemeinschaft, aber auffallend zum Concil nach Constantinopel 381 wird nicht er, sondern Meletius entboten. Der Streit endete erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts. (*Rettberg.*)

*) Vgl. auch Paullinus.

PAULINUS, von Aquileja, Patriarch daselbst seit 776, war durch seine Wissenschaft bei Karl dem Großen angesehen, der ihn außer andern Schenkungen auch zu dem genannten Patriarchenstuhl erhob. Er gehört zu dem Kreise von Theologen, die Karl zur Beilegung der Religionshändel aufbot, welche das fränkische Reich damals bewegten, namentlich der Bilderstreit und die adoptianische Ketzerei des Elipandus von Toledo und des Felix von Urgel: gegen diese schrieb er 793 unter dem Titel Sacrosyllabus einen libellus de sanctissima Trinitate adversus Elipandum Toletanum et Felicem Orgelitanum. An den Concilien, welche gegen die Adoptianer zu Frankfurt, 794, und zu Aquileja 795 gehalten wurden, nahm er thätigen Antheil, und ward von Alcuin zum Beistande in der Disputation gegen jenen Felix aufgefodert; drei andere Bücher adversus Felicem Orgelitanum hat, nebst jenem Sacrosyllabus, du Chesne hinter den Werken Alkuin's herausgegeben (Paris 1617). Paulinus starb 803. (*Rettberg.*)

PAULINUS, von Nola, in Campanien, Bischof dieser Stadt seit 409. Pontius Meropius Paulinus gehört zu der nicht unbedeutenden Anzahl Männer, die ihre Jugend im römischen Staatsdienste und in Ehrenstellen, dagegen ihr Alter im Dienste der Kirche vollbrachten, und dadurch einen schlagenden Beweis für die Gewalt abgaben, womit die christlichen Ideen die Gemüther um jene Zeit ergriffen hatten. Paulinus stammte aus einem angesehenen Geschlechte in Bourdeaux; etwa 353 oder 354 geboren, genoß er den Unterricht des bekannten Rhetors Ausonius. Seine Bekehrung und Taufe erfolgte 389, worauf er sich mit seiner Gemahlin Therasia nach Spanien, angeblich in mönchische Zurückgezogenheit, begeben haben soll; nach Entäußerung seiner Güter zum Besten der Armen trat er in den Klerus, wobei, wie gewöhnlich, er nur widerstrebend dem Zureden seiner Umgebungen nachgegeben haben soll. Von Spanien ging er 394 nach Italien, wo Ambrosius von Mailand ihn für seinen Klerus zu gewinnen wünschte. Minder günstige Aufnahme fand er in Rom, weshalb er sich mit seiner Gemahlin nach Nola in Campanien begab, wo er sich durch Verdienste um die Kirche, namentlich durch Gründung kirchlicher Gebäude, solches Ansehen erwarb, daß er 409, im 56. Lebensjahre, zum Bischof daselbst erwählt ward. Auch dort werden seine Verdienste bei dem Einfalle der Gothen, bei mancherlei kirchlichen Verhandlungen gerühmt; er starb 431, am 22. Juli, im 78. Lebensjahre. Die Schriftsteller der Zeit sind seines Lobes voll, wie er namentlich seine Güter zum Besten der Kirche verwendet habe. Gregor I. berichtet über ihn, daß er bei dem Einfall der

Gothen in Campanien seine ganze Habe für Loskaufung der Gefangenen aufgewandt habe, und als er zur Lösung des Sohnes einer armen Witwe, den die Vandalen nach Afrika geschleppt hatten, nichts mehr besaß, habe er sich selbst an dessen Stelle in die Gefangenschaft begeben, bis er dort erkannt und ehrenvoll freigegeben sei; diese Erzählung schmeckt aber zu sehr nach dem Legendenton, und ist, da sie der Biograph des Mannes, Uranius, der sein Schüler war, nicht kennt, von der Kritik längst verworfen. Seine Werke, unter denen sich, dem Geschmacke der Zeit gemäß, viele in Versen befinden, werden von Hieronymus ausgezeichnet gerühmt; Gennadius gibt von ihnen ein Verzeichniß, wornach aber Vieles für uns verloren ist. Die erste Ausgabe derselben erschien zu Paris 1516; dann Cöln 1560, Antwerpen 1622. 8.; letztere mit dem Leben des Heiligen von Fr. Sacchinus; endlich zu Paris 1685. 4. zwei Bände, von Joseph Baptist le Brun. Mit diesem Paulinus von Nola werden leicht einige Andere desselben Namens verwechselt, die gleichzeitig lebten; so war ein Paulinus im mailändischen Klerus zur Zeit des Ambrosius angesehen, der an den Verhandlungen in Afrika wegen des Pelagius Theil nahm, und von dem die Biographie des Ambrosius stammt, die dessen Werken vorgesetzt zu werden pflegt. Die Verwirrung unter den Literatoren, welchem von den verschiedenen Paulinus die einzelnen Werke beigelegt werden müssen, ist nicht zu lösen. (*Rettberg.*)

PAULINUS, Bischof von Trier seit 349, Nachfolger des heil. Maximin, gehört zu den Verfechtern der Athanasianischen Orthodoxie im Abendlande gegen die Arianer und so auch gegen den Kaiser Constantius, der dieselbe im Abendlande einzuführen suchte, und neben Liberius von Rom, Lucifer von Calaris, Hilarius von Poitiers auch den Paulinus ins Exil schickte. Nach Hilarius erfolgte seine Verbannung auf dem Concile zu Arles, 353, weil er dort nicht in die Verurtheilung des Athanas willigen wollte (ed. *Benedict*. fragm. I. p. 1282. nr. 6); dagegen Sokrates (II. c. 36) und Rufin (I, 19) lassen die Exilirung erst zu Mailand erfolgt sein, wo dieselbe Sache verhandelt ward. Auch Athanas (histor. Arian. ad monach. p. 363) gedenkt seiner als exilirt. Die Verbannung geschah nach dem Martyrologium des Ado nach Phrygien, dagegen läßt Notker ihn nach Afrika gehen: doch wird Ersteres wol richtiger sein; er starb dort 358 nach der Angabe des Hieronymus chronic. im 5. Jahre des Exils. Einheimisch-trierische Nachrichten wissen, daß er geköpft ist, sicher, um noch die Ehre des Märtyrerthums zu erhöhen; seine Gebeine sollen durch den Bischof Felix aus Phrygien geholt sein und Wunder verrichtet haben (Act. Sanct. Bolland. d. 31. August.). In Trier führt ein Stift seinen Namen, dessen Gründung eben jenem Bischof Felix beigelegt wird, um 396. Vgl. *Brower*, Hist. Trevirens. p. 274. (*Rettberg.*)

PAULINUS GOTHUS (Laurentius), ein berühmter schwedischer Bischof im 17. Jahrhundert, geboren zu Söderköping in Ostgothland 1565; gestorben zu Upsala, 1646. Seine Studien vollendete er auf den Universitäten Rostock und Helmstedt; letztere creirte ihn 1592 zum Magister. Nachdem ihm 1594 die Professur der Mathematik zu Upsala übertragen worden, ordinirte ihn 1598 der damalige Erzbischof von Upsala, Abraham Andreä Angermannus; worauf er 1600 die erste schwedische Magisterpromotion zu Upsala hielt und dort 1601 Professor der Theologie und erster Rector magnificus ward. Eben wollte ihn 1606 König Karl IX. zum Bischof von Westerås befördern, als Umstände eintraten, die ihm die königliche Ungnade zuzogen, und er dem ausbrechenden Sturme durch Annahme der kleinen Pfarre Näs bei Upsala entging. Bald ward der König ihm wieder hold, und ernannte ihn 1608 zum Bischof von Skara; 1609 ward es ihm verstattet, dieses Bisthum mit dem von Strengnås zu vertauschen. Hier verwaltete er 22 Jahre das Amt mit großer Treue; 1617 ward er Doctor der Theologie; durch seine Bemühung entstand das Gymnasium zu Strengnås, wo er auch eine Buchdruckerei anlegte. Im J. 1637 ward ihm das Erzbisthum Upsala verliehen, welches er, obzwar schon mehr denn 70 Jahre alt, mit Kraft und Eifer verwaltete; selbst in den nördlichsten Districten hielt er Visitationen, war auch in Lappland. Er liegt in Strengnås begraben. Paulinus war ein gründlicher Theolog, der seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit der christlichen Kirche dienstbar zu machen trachtete. Dies war auch das Ziel seiner zahlreichen Schriften. (*v. Schubert.*)

PAULINUS, von St. Bartholomeo, der gelehrte Karmeliter und indische Missionär, s. unter seinem wirklichen Namen Joh. Phil. Werdin. (*H.*)

PAULINUS. Unter den Ärzten des Namens erwähnen wir nur zwei, den einen, dessen Galen (de composition. medicamentor. secundum locos lib. VIII. p. 590 ed. *Charter* T. 13. p. 211 *Kühn*) gedenkt: ἐκλεικτὸν ἡπατικὸν Παυλίνου, und den Paulinus Scythopolites, der in der Mitte des 3. Jahrhunderts lebte, ein Schüler des Plotin war und von Porphyrius im Leben des Plotin angeführt wird. Von andern hebe ich hervor den Paulinus aus Pella, Enkel des Ausonius, der in hohem Alter im J. 456 ein Gedicht in Hexametern, eucharisticon de vita sua, verfaßte, was in den Ausgaben von dem, vermuthlich der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. angehörigen, gleichfalls in heroischen Versen verfaßten Gedichte des Paulinus Petrocorius „über das Leben des heiligen Martinus" gewöhnlich hinten mit abgedruckt ist. (Vgl. *Fabric.* bibl. Gr. XIII, 358. VIII, 410.) (*H.*)

PAULINZELLE. 1) Schwarzburg-rudolstädtisches Kammergut, welches ein Lehen von Sachsen-Gotha ist, und, zwei Meilen von Rudolstadt und eine Meile von Schwarzburg entfernt, in einem waldbekränzten Thale zwischen Stadt Ilm und Königssee da liegt, wo sich der Bären- und Rottenbach vereinigen. Im Jahr 1106 stiftete hier Morichon's Tochter, Pauline, ein Benedictinerkloster, dessen erster Abt der hirschauer Mönch Gerung war und welches 1534 aufgehoben wurde, während das dabei befindliche Nonnenkloster schon etwas früher dasselbe Schicksal hatte. Noch finden sich hier, wo unge-

fähr **100** Menschen wohnen, Ruinen der ehemaligen, auch vielfach in Kupfer gestochenen, Klostergebäude, welche Hinsichts ihrer Schönheit und ihres Umfanges selbst die von Walkenrieth und Memleben übertreffen dürften. Der ermüdete Reisende findet in den Felsenkellern des Orts ein sehr erquickendes Bier. 2) Amt in der Oberherrschaft Schwarzburg-Rudolstadt mit **1500** Einwohnern. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULI-RITTERORDEN St., wurde von dem Papste Paul III. im J. **1540** gestiftet. Die Ritter desselben, welche den Namen **Participantes** führten, trugen am Jahrestage der Krönung dieses Papstes ein rothes, an dem des Absterbens desselben ein schwarzes Kleid. Das besondere Ordenszeichen bestand aus einer auf das Kleid gehefteten Abbildung eines ein gezücktes Schwert haltenden entblößten Armes, dergleichen Abzeichen niemand weiter, bei Strafe des über ihn auszusprechenden Kirchenbannes und einer aus **1000** Goldgülden zu erlegenden Geldstrafe zu tragen sich erlauben durfte. Mit der Verleihung dieses Ordens empfingen Nichtadelige zugleich den Erbadel und mußten zu diesem Ende die Lilien des Hauses Farnese in ihrem Wappen aufnehmen. Bei der Stiftung des fraglichen Ordens wurden **200** Personen zu dessen Rittern ernannt, weil sie dem h. Vater **100,000** Scudi zum — Geschenk gemacht hatten. Dergleichen Art der Verleihung mag dann wol auch einen Grund abgegeben haben, daß die spätern Ritter dieses Ordens nur aus geringerer Dienerschaft bestanden, welche nicht einmal ein besonderes Ordenskleid trugen. — Einige sind der Meinung, daß dieser Orden mit dem St. Peter- und St. Paul's-Orden, welcher von Papst Leo X. im Jahre **1520** errichtet, von Papst Paul III. bestätigt, aber nachher wieder aufgehoben wurde, einer und derselbe gewesen sei. (Vgl. den Art. **Paulus- und Petrus-Orden** und ***Helyot*** **T. VIII. p. 366.**) (*K. Pässler.*)

PAULISTEN, Bewohner der brasilischen Provinz Sao Paulo (s. d. Art.), namentlich die weißen Einwohner. (*H.*)

PAULLINA (Lollia). Diese Frau, welche durch ihre Prachtliebe und Verschwendung nicht minder, als durch ihre Verbindung mit dem Kaiser Caligula, sich einen Namen in der Geschichte erhalten hat, stammte aus einem angesehenen und berühmten Geschlechte. Sie heißt Tochter des Marcus Lollius, eines Consularen [1]), Enkelin des Marcus Lollius, der unter dem Principate des Augustus zu großem Ansehen gelangte, und bei diesem Fürsten in so hoher Gunst stand, daß er ihn zum Gouverneur des Cajus auf seinem Zuge in den Orient ernannte [2]). Beiden gibt man gewöhnlich den Familiennamen Palikanus, welchen man in neuerer Zeit, aus unzureichenden Gründen, in Paullinus ändern zu müssen geglaubt hat (vgl. ***Obbarius*** **ad** ***Horat.*** **epist. I, 2. p. 133**). Ob ihr Vater derselbe sei, welchem Horaz die zweite und achtzehnte Epistel des ersten Buches zuschrieb, kann nur vermuthet, aber zu keiner Gewißheit gebracht werden. In welchem Jahre er zum Consulate gelangte, ergibt sich weder aus den Consularfasten, noch sonst aus irgend einem Zeugnisse eines alten Schriftstellers, Tacitus aber nennt ihn **consularis**. Er heirathete eine Schwester des L. Volusius Saturnius, der einem sehr alten und berühmten Geschlechte angehörte (***Tacit.*** **Ann. III, 30.** ***Rutil.*** **itinerar. 169**). Aus dieser Ehe wurde unsere Lollia geboren. Sie verheirathete sich mit Cajus Memmius Regulus [3]), der bei Tiberius in Gunst stand und nicht nur zur consularischen Würde gelangte, sondern auch als Feldherr in mehre Provinzen geschickt wurde. Auf diesen Zügen wurde er von seiner Gemahlin begleitet. Als einst von der großen Schönheit ihrer Großmutter die Rede war, entbrannte der Kaiser Caligula, in allen buhlerischen Künsten erfahren und in gemeiner Wollust versunken, vor Verlangen, sie selbst zu sehen und zu besitzen. Sie ward aus Macedonien herbeigerufen, ihrem Manne entrissen und dieser, um der Verbindung die gesetzliche Weihe zu geben, genöthigt, seine Ehe unter dem Vorwande, er selbst sei Vater der Lollia, aufzulösen und die frühere Gemahlin als sein eigenes Kind dem Kaiser zu verloben [4]). Aber das neue Verhältniß dauerte bei der Unbeständigkeit Caligula's nicht lange; sie ward bald verstoßen, angeblich wegen ihrer Unfruchtbarkeit, in der That aber nur darum, weil der Kaiser sie satt hatte und durch die verführerischen Künste der weder jugendlichen noch schönen Milonia Caesonia gefesselt war [5]). Als Claudius zur Regierung gekommen war und nach dem unglücklichen Erfolge seiner Ehe mit Messalina den Entschluß, nicht wieder zu heirathen, gefaßt hatte, mußten seine Freigelassenen, des Kaisers Gewohnheit sich von Weibern lenken zu lassen wohl kennend, auf eine neue Gemahlin denken. Die Wahl war unter drei Frauen, Älia Petina, Lollia und Agrippina, von denen die Bewerbungen der ersteren durch Narcissus, die der Lollia durch Callistus, der Agrippina endlich durch Pallas begünstigt wurden (***Tac.*** **Annal. XII, 1.** ***Suet.*** **Claud. c. 26**). Obgleich Callistus geltend machte, daß die Kinderlosigkeit der Lollia und die von ihr gegen die Stiefkinder zu erwartende Liebe (***Tac.*** **Annal. XII, 2**) ihre Bewerbung vorzüglich begünstigen müsse, so ward doch für Agrippina entschieden und alle noch so nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse (sie war eine Toch-

1) ***Tacit.*** **Ann. XII, 1. Lolliam Paullinam M. Lollii consularis**, wozu in der Vulgata noch **filiam** hinzugefügt war, das die neueren Herausgeber, gestützt auf die Zeugnisse der besten Handschriften und alten Ausgaben, entweder als unecht bezeichnet oder ganz weggelassen haben. Es ist die von mir zu ***Vossius*** **de constr. c. 7. p. 1052** ausführlich behandelte Ellipse von **filia**. 2) Vergl. über diesen von den meisten Schriftstellern hart getadelten, von Horaz jedoch sehr gelobten Feldherrn Norisius (**Cenotaph. Pisan. II, 14. p. 253. Interpr.** ***Suet.*** **Aug. 23. Tiber. 12.** ***Ruhnken.*** **in** ***Vell.*** **II, 97.** ***Lips.*** **in** ***Tacit.*** **Ann. III, 48.** ***Tzschuck.*** **in** ***Eutrop.*** **VII, 10, 2.**

3) Vor Gronov hieß derselbe in den Ausgaben des Tacitus Mennius, aber die besten Handschriften und die Zeugnisse anderer Schriftsteller bestätigen jene Form. 4) ***Euseb.*** **chron. MMLVI. impellens eum ut uxoris patrem esse se diceret**; daher bei ***Suet.*** **Calig. 25** ***perductam*** **a marito coniunxit sibi** und ***Dio Cass.*** **LIX, 12:** *αὐτὸν τὸν ἄνδρα αὐτῆς ἐγγυῆσαί οἱ τὴν γυναῖκα ἀναγκάσας, μὴ καὶ ἀνέγγυον αὐτὴν παρὰ τοὺς νόμους λάβῃ.* 5) ***Dio Cass.*** **LIX, 23:** *προφάσει μὲν ὡς μὴ τίκτουσαν, τὸ δ' ἀληθὲς ὅτι διακορὴς αὐτῆς ἐγεγόνει.*

ter des Germanicus, des Bruders des Claudius) unberücksichtigt gelassen, ja sogar die Ehe durch Senatsbeschluß gut geheißen. Claudius unterwarf sich ihr noch unbedingter als seiner früheren Gemahlin; sie erhielt unbeschränkten Einfluß und wendete denselben zunächst an, um ihre Nebenbuhlerinnen aus dem Wege zu räumen. Ein Ankläger war bald gefunden, die Befragung von Sterndeutern und des Orakels des Clarischen Apollo, wegen der Heirath des Kaisers, wurde ihr zum Verbrechen gemacht; ihr Vermögen als dem Staate gefährlich und Ränke begünstigend bezeichnet und so ihre Verbannung aus Italien und die Confiscirung ihres Vermögens beschlossen (*Tac.* Annal. XII, 22). Jedoch quinquagiens sestertium ex immensis opibus exsuli relictum, d. h. ein Vermögen von 2,650,000 Thalern sächsisch. Agrippina begnügte sich damit noch nicht; ein Tribun wurde abgesandt, um sie zum freiwilligen Tode zu zwingen, der im Jahre der Stadt 803 (50 n. Chr.) erfolgte. Ihr Haupt wurde nach Rom gebracht und erst an der Eigenthümlichkeit der Zähne erkannte die Kaiserin, daß ihre Rache befriedigt sei[6]). Erst zehn Jahre später durfte ihre Asche nach Rom gebracht und ihr ein Grabmal errichtet werden (*Tac.* Annal. XIV, 12). Sie besaß ein ungeheures Vermögen, das sie nicht durch die Freigebigkeit ihres kaiserlichen Gemahls erworben, sondern durch Erbschaft von ihrem Großvater erhalten hatte. Die zügellose Plünderung des Orients hatte diesen in den Besitz desselben gesetzt. Dadurch ward sie in den Stand gesetzt, auf Putz große Summen zu verwenden und in Perlen und Edelsteinen ihren Reichthum zu zeigen und selbst bei gewöhnlichen Festen ganz bedeckt mit solchen Kostbarkeiten zu sein, die nach einer Erzählung bei Plinius (H. N. IX. c. 35 sect. 58. §. 117) und Solinus (Polyh. c. 53) einen Werth von mehr als zwei Millionen Thalern hatten. Eine Münze mit der Aufschrift: **LOLLIA PAVLINA M. LOL. F. C. CAES. AVG.** hält Montfaucon für unecht (s. *Reimar.* ad Dion. p. 915. l. 64). — Paullina hieß auch die Gemahlin des L. Annäus Seneca, die dieser im vorgerückteren Alter heirathete. Sie war eine Schwester des Pompejus Paullinus, der in Teutschland Befehlshaber gewesen war[7]), und damals noch ziemlich jung, als sie jene Ehe einging. Trotz dem hing sie an ihrem Gemahl mit großer Zärtlichkeit und war insbesondere um dessen Gesundheit sehr besorgt (*Senec.* epist. 104). Als Nero in grausamer Wuth den Tod seines Lehrers beschlossen und einen Centurio mit dem Todesbefehl an ihn abgesandt hatte, war Seneca mit seiner Gemahlin beim Mahle. Mit großem Muthe umarmte er seine Gattin, tröstete sie wegen dieses Verlustes und ermahnte sie, der Tugend getreu zu bleiben. Sie aber hatte bereits beschlossen, seinen Tod zu theilen und so dringend wußte sie zu bitten, daß endlich Seneca nachgab. Sie öffneten sich gemeinschaftlich die Adern; während Seneca nur mit großer Mühe den Abfluß des Blutes aus dem vom Alter entkräfteten Körper beförderte, ward Nero veranlaßt, um nicht allzu grausam zu erscheinen, zu befehlen, die Arme der Paullina wieder zu verbinden, das Blut zu hemmen, und sie dem Leben wiederzuschenken. Die darin sich offenbarende Milde des Kaisers gab ihr wieder Lebenslust, sie ließ ihre Heilung geschehen und überlebte ihren Gemahl um einige Jahre, zwar mit bleicher Farbe, aber in treuer Erinnerung an die Tugenden des Abgeschiedenen. So erzählt Tacitus (Annal. XV. c. 60. 63. 64), günstiger als der Epitomator des Dio (LXI, 10. LXII, 25). Ein Misverständniß der letzteren Stelle, zu dessen Hebung Reimarus *αὐτῆς ἥψατο* schrieb und Reiske *ἑαυτοῦ* emendirte, ohne hinlänglichen Grund, hat die Paullina auch zur Schriftstellerin gemacht, da doch die Vergleichung der Taciteischen Erzählung hätte zeigen können, daß nur von Schriften Seneca's die Rede sei. Vgl. ***Reimarus*** in ***Dion.*** p. 1021. l. 86. Einige Historiker, wie Goldsmith (II. S. 197), nennen sie fälschlich Plautina. — Paullina war endlich der Name einer Schwester Hadrian's, welche den Servianus heirathete. Sie wird von Dio Cassius (LXIX, 11) und in einer Inschrift (bei ***Gruter*** p. CCLII. nr. 4) erwähnt. (***Eckstein.***)

PAULLINI (Christian Franz), ward geboren zu Eisenach, wo sein Vater Kaufmann war, im J. 1643. Da er seine Ältern frühzeitig verlor, so unterstützte ihn seine Pathe, die Herzogin Witwe, bei seinen Studien, welche er auf die Heilkunst, seiner Neigung nach, und auf Theologie, um ein Gelübde seiner Mutter zu lösen, zugleich ausdehnte. Nachdem er die namhaftesten Universitäten Teutschlands besucht hatte, ging er nach Kopenhagen, um den berühmten Thom. Bartholin zu hören, wobei er sich seinen Unterhalt durch Ertheilung von Unterricht erwarb. Diesen Unterricht setzte er darauf in Hamburg fort, wo er sowol das Magisterdiplom von der Universität Wittenberg erhielt, als auch zum Poëta laureatus und zum kaiserlichen Notar ernannt wurde. Auf einer größeren Reise durch Holland und England, wo er sich längere Zeit aufhielt, durch Norwegen, Schweden, Lappland und Island, erlangte er die medicinische Doctorwürde in Leyden. Kaum war er nach Hamburg zurückgekehrt, so berief ihn der Großherzog von Toscana, auf die Empfehlung des Paters Kircher, Steno's und K. Patin's als Professor nach Pisa, allein eine schwere Krankheit veranlaßte ihn, in Hamburg zu bleiben, wo er die Heilkunst mit dem größten Beifall ausübte. Der Kaiser Leopold ernannte ihn im J. 1675 zum Pfalzgrafen, kurz darauf der Bischof von Münster zu seinem Leibarzte und Historiographen. Nach dem Tode des Bischofs verweilte er zehn Jahre am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel unter steten Arbeiten für die teutsche Geschichte. Endlich berief ihn seine Vaterstadt Eisenach im J. 1689 als ersten Arzt und hier starb er im J. 1712 in Folge eines vernachlässigten Fußübels. Paullini besaß eine staunenswerthe Gelehrsamkeit, in Folge deren er von fast allen gelehrten Gesellschaften damaliger Zeit zum Mitgliede aufgenommen worden war (als Mitglied der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher hieß er Arion), und

6) ***Dio Cass.*** LX, 32: *τὸ στόμα αὐτῆς αὐτοχειρίᾳ ἠνέῳξε καὶ τοὺς ὀδόντας ἐσκέψατο ἰδίως πως ἔχοντας.* 7) So *Ryck.* ad *Tac.* Ann. XIII, 53. Tillemont (1. Th. S. 554) nennt sie dessen Tochter.

einen seltenen Fleiß; denn bei einer großen Praxis und einem über Teutschland und Italien ausgedehnten Briefwechsel fand er doch noch Zeit, eine Menge von Schriften herauszugeben. Außer zwei Bänden teutscher Gedichte, einer Sammlung lateinischer Epigramme und vielen kleineren Abhandlungen, z. B. über den Esel, Wolf, Hasen, Maulwurf, die Kröte, den Aal, den Regenwurm, die Salbei, Jalappa, Muscatnuß u. s. w., sind die wichtigsten folgende: 1) Diss. de Harcutero, famosissimo gigante boreali. (Florent. 1677. 4.) 2) De admirabili electione regia veterum borealium disquisitio. (Holm. 1677. 4.) 3) Cynographia curiosa, s. canis descriptio. (Norimb. 1685. 4.). 4) Theatrum virorum illustrium Corbeiae Saxonicae. (Jen. 1686. 4.) 5) Observationum medico-physicarum decades duae. (Norimb. 1689. 4.) 6) Diss. historicae variorum monasteriorum Germaniae origines etc. explicantes. (Giessae 1693. 4.) 7) Heilsame Dreckapotheke (Frankf. 1696). 8) Flagellum salutis, oder curiöse Erzählung, wie mit Schlägen allerhand schwere, langwierige und fast unheilbare Krankheiten curirt werden (Frankf. 1698). 9) Antiquitatum germanicarum syntagma. (Francof. 1698. 4.) 10) Geographia curiosa. (Francf. 1699. 4.) 11) Observationes medico-physicae, quatuor centuriis comprehensae (Lips. 1706). — (Biogr. univ.) (*A. Sprengel.*)

PAULLINIA. So nannte Plumier eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Paullinieen der natürlichen Familie der Sapindeen, zu Ehren entweder des Arztes Sim. Paulli (s. d. Art.), wie gewöhnlich angenommen wird, oder wahrscheinlicher des Polyhistors Chr. Fr. Paullini (s. d. Art.). Char. Der Kelch fünfblättrig, stehenbleibend; die Blättchen dachziegelförmig über einander liegend; vier nagelförmige Corollenblättchen (die Stelle des fünften fehlenden ist leer) sind innen an der Basis mit Schüppchen versehen; zwischen den Corollenblättchen und Staubfäden stehen zwei oder vier Drüsen; die ungleichen Staubfäden tragen ablange, zweifächerige Antheren am Rücken befestigt; drei dicke, kurze, zusammenstoßende Griffel; die Kapsel birnenförmig, dreikantig, dreifächerig, mit kahnförmigen Klappen und einer dreiflügeligen Axe; die Samen sind an der Basis mit einer zweilappigen, schwammigen Decke versehen. Es sind gegen vierzig Arten dieser Gattung bekannt, welche als kletternde Sträucher (Lianen) mit Haftfäden, zusammengesetzten Blättern und unansehnlichen grünlich-weißen Blüthen, vorzugsweise in den Wäldern des tropischen Amerika's vorkommen; nur eine Art findet sich im tropischen Afrika und eine andere in Japan. Zwei Arten werden als giftig bezeichnet: P. pinnata *L.* (Sp. pl. p. 366. *Plum.* amer. 76. t. 91. *Gärtner* de fruct. t. 79), in Brasilien, Mexiko, Gujana, auf den Antillen und im tropischen Afrika, und P. australis *Aug. de St. Hilaire* im südlichen Brasilien, namentlich sollen aus den Blüthen der letztern die Bienen hauptsächlich den giftigen Lecheguana-Honig eintragen. Dagegen wird die fleischige Samendecke von P. subrotunda *Persoon* (Syn. I. p. 443. Semarillaria subrotunda *Ruiz* et *Pavon* fl. per. I. p. 92) in Peru ohne nachtheilige Folgen gegessen und aus den Samen der P. sorbilis *Martius* in Brasilien wird eine magenstärkende Paste, die Guarana, bereitet. (*A. Sprengel.*)

PAULLINUS (Cajus Suetonius), ist der Name eines römischen Feldherrn, welcher im ersten Jahrhunderte n. Chr. lebte. Die erste Erwähnung desselben geschieht bei dem Aufstande Mauritaniens unter der Regierung des Kaisers Claudius im Jahre der Stadt 795 (42 n. Chr.); damals war er als Proprätor in Numidien, besiegte die Empörer und drang mit dem römischen Heere bis zum Atlas vor [1]). Er war der erste, welcher dies Gebirge bestieg und umständlich von seiner Höhe, den dort am Fuße sich findenden Wäldern und deren Bäumen, sowie von den Anwohnern erzählte. Sein Bericht über diese Expedition mag dem Plinius (H. N. V. c. 1. s. 1. §. 14. 15) vorgelegen haben, aus dem Solinus spärliche Notizen auszog (*Polyh.* c. 24); doch kann diese Reise im Ganzen nicht grade viel zur nähern Kunde des Gebirges beigetragen haben [2]). Bedeutender trat er unter der Regierung des Nero hervor, unter dem er im J. 813 (59 n. Chr.) als Führer des römischen Heeres nach Britannien geschickt wurde. Zwei Jahre lang war er in seinen Unternehmungen durch glücklichen Erfolg begünstigt worden; er hatte mehre Völkerschaften unterworfen und zur Sicherung der römischen Herrschaft als Zufluchtsort für das Heer mehre feste Plätze angelegt. Dadurch sicher gemacht unternahm er einen Angriff auf die Insel Mona (jetzt Anglesey), um sie zu züchtigen für die den Empörern gewährte Unterstützung und diesen einen Zufluchtsort abzuschneiden. Auf flachen Schiffen setzte er das Fußvolk über, die Reiterei benutzte seichte Stellen oder erreichte schwimmend mit ihren Rossen das Gestade der kleinen Insel. Dort standen in dichten Reihen die Feinde, zu fanatischem Kampfe durch die Beschwörungen der Weiber und die Verwünschungen der Druiden angefeuert. Aber die Römer siegten über den verworrenen Haufen, die heiligen Haine wurden verheert und eine Besatzung zurückgelassen (*Tacit.* Ann. XIV, 29 u. 30. Agricol. c. 14). Durch diesen Heereszug hatte Paullinus den Britannen Gelegenheit gegeben ihre Streitkräfte zu sammeln und einen neuen, heftigeren Kampf gegen ihre Unterdrücker zu beginnen. Boudicea [3]), die Königin der Icener, die Witwe des Königs Prasutagus, hatte mit ihrer Familie und ihren Unterthanen von der Grausamkeit und Habsucht der römischen Beamten schwere Unbill erduldet. Ihre Töchter waren geschändet, sie selbst mit Schlägen gemishandelt, die Vornehmsten des Volkes ihrer Güter beraubt und wie Sklaven behandelt. Solche Schmach, durch die Soldaten und den Procurator Decianus Catus verübt, sollte nicht un-

1) *Dio Cass.* LX, 9. 2) s. Heffter in der allgem. Schulzeitung. 1832. II. Nr. 76. 3) Diese Form des Namens haben nach den besten Handschriften die neuesten Herausgeber des Tacitus und auch Walch im Agricola (S. 224) aufgenommen. Bei Dio steht *Βουνδουΐκα*, sonst schwanken die Formen zwischen Boadicea, Boodicia, Voadica. Vergl. *Walther* ad *Tacit.* Annal. XIV, 31.

gerächt bleiben. Die geringe Zahl der anwesenden Soldaten und die Abwesenheit des römischen Feldherrn begünstigte den Aufstand, zu dem sie die Erinnerung an die Thaten ihrer Vorfahren begeisterte (*Tacit.* Agric. c. 15). Die Icener griffen zu den Waffen, mit ihnen die Trinobanten und andere Völker, auf denen der Druck der römischen Herrschaft noch nicht allzuschwer lastete, im J. 61 n. Chr. Mit barbarischer Grausamkeit ward Camulodunum eingenommen, da es nur schwach besetzt und unzureichend von dem Procurator unterstützt war, Petilius Cerialis der Legat mit der neunten Legion in die Flucht geschlagen und Catus nach Gallien zu entfliehen genöthigt (*Tacit.* Ann. XIV, 32). Ja ganz Britannien wäre für die Römer verloren gewesen, wäre nicht Paullinus[4]) auf erhaltene Nachricht schleunigst zurückgekommen. Er eilte nach Londinium; zu schwach jedoch, um diese Stadt zu behaupten, gab er sie dem Feinde Preis, der bald darauf auch Verulamium einnahm. 70,000 Römer und Bundesgenossen waren bereits auf grausame Weise ums Leben gekommen und noch immer zögerte Paullinus mit einer offenen Schlacht, weil er kaum 10,000 Mann unter seinem Befehle hatte, die Zahl der Feinde aber auf 23,000 angegeben wurde. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn endlich sein Zaudern aufzugeben. Auf günstigem Terrain ordnete er seine Krieger und ermahnte sie, sich durch die Masse der Feinde und ihr lärmendes Getöse nicht schrecken zu lassen. Schweigend und in strenger Ordnung schritten sie vor und erwarteten erst den Angriff der Feinde; dann aber brach Fußvolk und Reiterei mit desto größerer Kraft ein und brachte solche Verwirrung in die feindlichen Reihen, daß fast 8000 von ihnen gefallen sein sollen. Die Zahl der Todten unter den Römern betrug etwa 400, ebenso viel waren Verwundete. Boudicea endigte ihr Leben mit Gift, um dem Sieger nicht in die Hände zu fallen. Ihr Tod zerstreute die Empörer; der entscheidende Sieg entriß den Britannen nicht blos die Hoffnung, sondern auch das Verlangen nach Wiedererlangung der Freiheit[5]). Julius Classicianus, der neue Procurator, war dem Paullinus wenig gewogen und wußte es durch ränkevolle Insinuationen dahin zu bringen, daß ein besonderer Commissarius nach Britannien geschickt und jenem wegen des Verlustes einiger Schiffe der Oberbefehl genommen und dem Petronius Turpilianus übergeben wurde (*Tacit.* Ann. XIV, 39). Er scheint hierauf in die Stadt zurückgekehrt zu sein und bekleidete im J. 819 (66 v. Chr.) mit Cajus Lucius Telesinus das Consulat[6]). Ein Feldherr von solchem Rufe konnte in der nach Nero's Tode folgenden bewegten Zeit nicht unthätig bleiben und allgemein war der Glaube verbreitet, daß Otho ihn in allen militairischen Angelegenheiten zu Rathe ziehe (*Tacit.* Hist. I, 90). Als daher Otho im J. 822 (69 n. Chr.) den Entschluß faßte, gegen die empörten teutschen Legionen zu Felde zu ziehen, war auch Paullinus unter den zur Leitung des Heeres berufenen Feldherren, konnte jedoch bei der hohen Gunst, in welcher Licinius Proculus stand, sein Ansehen gegen die Intriguen des Günstlings nicht geltend machen[7]). Als Cäcina unüberlegt bei Castores[8]) eine Schlacht begann, und die Othonianer durch einen Hinterhalt zu überrumpeln beabsichtigte, übernahm Paullinus den Oberbefehl des Fußvolkes, verzögerte das Zeichen zum Angriffe, ließ erst Gräben ausfüllen, das Feld öffnen und die Schlachtreihen ausdehnen. Erst als die Vitellianer aus einem naheliegenden Walde einen neuen Angriff wagten, brach er hervor und brachte so allgemeine Verwirrung in die Reihen der Gegner, daß Cäcina mit seinem ganzen Heere hätte vertilgt werden können, wenn nicht Paullinus zum Rückzug hätte blasen lassen. Zwar schützte er vor, er habe die Soldaten nicht durch einen langen und beschwerlichen Weg ermüden und den Angriffen frischer Truppen aus dem Lager des Vitellius aussetzen wollen, aber nur wenige billigten diesen Grund und die Menge ward gegen ihn eingenommen (*Tacit.* Hist. II, 24—26). Als nun Cäcina und Valens, die bisher getrennt gewesen waren, ihre Truppen vereinigten und beabsichtigten, es zu einer allgemeinen Schlacht kommen zu lassen, berief Otho, welcher bei Bedriacum zu seinem Heere gestoßen war, einen Kriegsrath, um zu berathschlagen, ob es besser sei den Krieg in die Länge zu ziehen oder das Glück zu versuchen. Paullinus war für das erstere in der Meinung, daß Eilfertigkeit den Feinden, Zögerung ihnen selbst Vortheil bringen werde. Alle Besonnenen billigten seine Ansicht, nicht Otho und die Unerfahrenen unter seinen Rathgebern. Die Schlacht am Padus hatte einen ungünstigen Ausgang und die überlegene Disciplin des Vitellianischen Heeres entschied das Schicksal des Tages. Paullinus blieb zwar in dem Heere, aber Niemand benutzte seine Einsichten und dem Gerüchte, daß nach der Schlacht die Othonianischen Heerführer zum Aufschub gerathen hätten, widerspricht Tacitus ausdrücklich, weil er einem Manne von solcher Erfahrung den Glauben an die Mäßigung der aufgeregten Menge nicht zutrauen kann[9]). Seine Besonnenheit ward für Verrath gehalten und darum vermied er nach der unglücklichen Schlacht das Lager. Er fiel in die Hände des Vitellius, „der ihn nebst Proculus lange in kläglichem Zustande hinhielt, bis sie endlich verhört wurden und ihre Vertheidigung mehr Werk der Noth als der Ehre war. Sie machten sogar Ansprüche für ihren Verrath. Die Weite des Marsches vor dem Treffen, die Ermüdung der Othonianer, das Gewirre des Trains und andere Zufälligkeiten schrieben sie ihrer Hinterlist zu. Vitellius glaubte die Treulosigkeit und verzieh ihre Treue." So erzählt Tacitus (Hist. II, 60) und erwähnt den Paullinus nicht weiter. Ein großer Makel würde demnach an seinem Charakter haften, da er sein

4) Beiläufig mag der Irrthum in Pauly's Real-Encyklopädie (s. S. 1123) berichtigt werden, wo dieser Feldherr Suetonius Tranquillus heißt. 5) Vergl. die ausführlichen Beschreibungen bei *Tacit.* Annal. XIV, 29—37. *Dio Cass.* LXII, 1—12 und die kurzen Andeutungen bei *Tacit.* Agr. c. 5 u. 16. *Sueton.* Nero c. 39. 6) s. *Tacit.* Ann. XVI, 14. *Dio.* LXIII, 1. *Plin.* l. c.

7) *Tacit.* Hist. I, 87: is auctoritatem Paullini — criminando, quod facillimum factu est, pravus et callidus bonos et modestos anteibat. 8) So ausdrücklich *Orosius* VII, 8; bei *Tacit.* Hist. II, 24 locus Castorum vocatur; bei *Suet.* Otho c. 9 ad Castoris quod loco nomen est. 9) s. die Erzählung bei *Tacit.* Hist. II, 31—41.

Leben lieber durch das falsche Eingeständniß eines beabsichtigten Verraths retten als mit kühner Selbstverleugnung und edler Standhaftigkeit dem ruhmvollen Beispiele Otho's folgen wollte. An der Wahrheit dieses Zuges darf um so weniger gezweifelt werden, als ihn grade der Schriftsteller mittheilt, der überall mit dem größten Lobe von dem Feldherrntalente des Paullinus spricht, der ihn einen thätigen und besonnenen Heerführer nennt (Agric. 5), der ausdrücklich erwähnt, daß er für den einsichtsvollsten Kriegsmann in jener Zeit gegolten habe (Hist. II, 31) und der (Hist. II, 25) ihn dahin schildert, daß er von Natur ein Zauderer gewesen sei, der mehr auf vorsichtig berechnete Plane als auf die Gunst des Zufalls gehalten habe.

2) Denselben Namen finden wir auch bei Pompejus Paullinus, der im J. der Stadt 811 (58 n. Chr.) Befehlshaber in Germanien war und die grade damals durch keine Expedition beschäftigten Soldaten zur Vollendung des Dammes benutzte, welchen 63 Jahre früher Drusus begonnen hatte, um die allzugroßen Verwüstungen bei den Überschwemmungen des Rheins zu verhindern (*Tacit.* Ann. XIII, 53). Denn daß an einen solchen Bau und nicht an die berühmte fossa Drusiana zu denken sei, macht die Vergleichung von Histor. V. c. 19 quin et diruit molem a Druso Germanico factam, Rhenumque prono alveo in Galliam ruentem, disiectis quae morabantur, effudit sehr wahrscheinlich. Ob er identisch sei mit dem Pompejus Paullinus, von welchem Plinius (H. N. XXXIII. c. 11. s. 50) erzählt, daß er eines römischen Ritters von Arelate Sohn gewesen und wegen seines zu großen Luxus in Silbergeschirr, das ihn selbst auf seinen Feldzügen begleitete, ferocissimis gentibus oppositus sei, bleibt dahingestellt. Jener ward 815 (62 nach Chr.) mit Lucius Piso und Ducenius Geminus zum Aufseher der Staatseinkünfte bestellt. Tacitus (Ann. XV, 18) nennt ihn dabei consularis, aber die Fasten führen seinen Namen nicht auf.

3) Valerius Paullinus, aus Forum Julii gebürtig und dort in dem Besitze großer Landgüter (*Plin.* Epist. V, 19), war Tribun bei den Prätorianern gewesen und von Vespasian, dem er schon vor der Erhebung zur kaiserlichen Würde befreundet war, zum Procurator im narbonensischen Gallien ernannt worden. Dort sammelte er die von Vitellius abgedankten Soldaten, welche freiwillig wieder Dienste nahmen und verlegte sie als Besatzung nach Forum Julii, dem Schlüssel des Meeres (*Tacit.* Hist. III, 43). Gegen Valens, der durch Sturm an die stöchadischen Inseln verschlagen war, schickte er einige Galeeren, durch die er die Schiffe desselben vernichtete (822 = 69 n. Chr.). Auch in dem jüdischen Kriege bewährte er sich als einen tüchtigen Kriegsmann (*Joseph.* A. Jud. III, 14. *Hegesipp.* III, 22). In welchem Jahre er das Consulat bekleidet, ist ungewiß. Unter seinen nächsten Freunden war der jüngere Plinius, von dessen Briefen fünf (II, 2. IV, 16. V, 19. IX, 3 u. 37) Zeugniß geben von dem innigen und vertrauten Verhältnisse, welches zwischen beiden Männern bestand.

(*F. A. Eckstein.*)

PAULLO, großes Gemeindedorf im Distrikte II (Zelo buon persico), und Sitz des königl. Distrikts-Commissariates im nordwestlichsten Theile der lombardischen Delegation Lodi und Crema, dicht an der Grenze des Mailändischen, unfern vom linken Ufer des Muzzakanales, der hier schiffbar ist, in reich bewässerter Gegend gelegen, mit einer Gemeindedeputation, einer eignen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Lodi gehört, einer katholischen Kirche, einem Oratorium, einer Gendarmeriebrigade, einer Briefsammlung des Postamtes Lodi und einer sehr ergiebigen Viehzucht. Zu diesem ansehnlichen Gemeindedorfe gehören die Frazioni: Conterico mit einem Oratorium, Cosaghetto, Bentevoglie, Crolone, Le Porte di Muzza mit einem Oratorium, Ronco, St. Picho und Tombone, meist vereinzelt gelegene Häusergruppen oder Meiereien. (*G. F. Schreiner.*)

PAULLO POST FUTURUM. Die griechische Sprache hat im Passivum nicht nur, wie im Activum, zwei, der Bedeutung nach völlig gleiche, Formen des Futur, sondern auch ein sogenanntes drittes oder Paullo post futurum, was sich ebenso durch die Bedeutung, wie durch die Form von den beiden andern unterscheidet. Es wird dieses nicht von allen Verben gefunden, und namentlich nur selten, wenn auch zuweilen, von denen, die das augmentum temporale haben, z. B. ἠτιμώσεται, ᾑρήσεται. Wenn es aber auch vorzugsweise dem Passiv angehört, so findet man es doch auch von einigen neutralen Verben, die im Präsens active Form haben, wie von θνήσκειν. Gebildet wird es vom Perfecto Passivi so, daß man aus dem αι seiner zweiten Person ein ομαι macht, z. B. aus πέπεισαι, πεποίησαι: πεπείσομαι, πεποιήσομαι, jedoch mit der Modification, daß es da, wo der im ersten Futurum Activi lange Vocal im Perf. Pass. verkürzt wird, die Länge beibehält, z. B.: λύω, λῡσω, λέλῠμαι, λελῡσομαι. Was die Bedeutung betrifft, so bezeichnet es nicht, wie die beiden andern Futura, die Zukunft einer vorübergehenden Handlung, sondern die eines bleibenden Zustandes, z. B. καταλελείψεται heißt: „es wird übrig bleiben;" bei den Verben daher, wo das Präsens nur den Beginn, den ersten Moment, und erst das Perfectum die vollständige Handlung bedeutet, wird die Zukunft dieser durch das Paullo post futurum bezeichnet; θνήσκειν heißt „sterben," τεθνηκέναι „todt sein," θανοῦμαι „ich werde sterben," τεθνήξομαι „ich werde todt sein;" κτάομαι „ich erwerbe," κτήσομαι „ich werde erwerben," κέκτημαι „ich habe erworben," und daher „ich besitze," κεκτήσομαι „ich werde besitzen." Daher wird dieses Futur häufig gebraucht, wo man ausdrücken will, daß eine Handlung so schleunig bewirkt werden solle, daß man schon an die, durch sie herbeizuführende Wirkung, d. h. an den auf sie folgenden Zustand denken könne (Vgl. *Buttmann*, Gr. Gr. T. I. p. 444 sq. II, 423. *Matth.* §. 498. *Bernhardy*, Synt. 380). (*H.*)

PAULLO *) TOPA, Sohn des letzten der perua-

*) Vergl. auch Paulo.

nischen Incas, Huayna Capac, und Bruder des Manco Inca, der zwar von Pizarro, noch ehe er das Alter von 18 Jahren erreicht hatte, zum Inca erhoben wurde, aber sich eine Behandlung gefallen lassen mußte, die durchaus nicht auf Bereitwilligkeit des Eroberers, den alten Thron als unabhängig zu erkennen, hindeutete. Die Peruaner hatten Partei ergriffen in den zwischen den Conquistadoren ausgebrochenen, bald zum Bürgerkriege führenden Unruhen. Manco Inca schlug sich auf die Seite Pizarro's und brachte sich hierdurch um das Vertrauen und die Zuneigung des größeren Theils seiner Unterthanen. Drohungen der Niedrigsten, Anhänger Pizarro's, flößten dem Inca eine so große Furcht ein, daß er durch Flucht sich zu retten beschloß, und zu Almagro sich schlug. Um die Gunst dieser Partei zu gewinnen, gab er Almagro zu seinem Zuge nach Chile eine sehr große Anzahl von Peruanern als Hilfstruppen mit und zwar unter Anführung seines Halbbruders Paullo Topa. Belehrt durch Erfahrung, daß er durch Geduld und Ergebung den Thron seiner Väter von den Spaniern nicht zurückerhalten werde, entfloh er in die Gebirge, versammelte mehr als 200,000 Indier um sich, und begann einen Krieg, der zwar den Europäern viele Menschen kostete, aber am Ende doch zu ihrem Vortheile ausschlug. Von dieser Zeit an entstand eine Spaltung zwischen den Brüdern; Paullo Topa scheint für Almagro wahre Freundschaft empfunden und das Hoffnungslose eines Kampfes gegen die Spanier wohl eingesehen zu haben. Von Almagro zum Inca erhoben, ermahnte er den Manco häufig zum Frieden und der Unterwerfung, und erbot sich in diesem Falle, seiner Würde zu Gunsten des Bruders sogleich zu entsagen. Indessen blieben seine Vorstellungen ohne Erfolg, der Krieg dauerte fort, und würde der fremden Herrschaft ein Ende gemacht haben, indem damals der Kampf unter den Spaniern selbst seine Höhe erreicht hatte, wäre der peruanische Anführer erfahrener und im Besitze größeren Selbstvertrauens gewesen. Paullo Topa ist übrigens weder als Verräther noch als feiger Mann anzusehen, allein er hoffte durch Anhänglichkeit an die Partei Almagro's den Untergang der grausamen und wortbrüchigen Pizarros zu beschleunigen, und bei wiederkehrender Ruhe von der Gerechtigkeit des Kaisers die Wiedereinsetzung seiner Familie zu erlangen, auf welche er nicht rechnen durfte, so lange die Soldateske der Spanier in Peru regierte. Seinen Muth stellte er mehrmals in glänzendes Licht; er war der Retter der Spanier während des Zuges nach Chile und bewies in Almagro's Schlachten gegen die Pizarros Tapferkeit und Feldherrentalent. Selbst in Spanien blieb sein Charakter und sein Benehmen während der Bürgerkriege nicht unbemerkt. In den umständlichen Instructionen des Licentiaten Vaca de Castro, der 1541 nach Peru abging, um die Ruhe wiederherzustellen, wurde gute Behandlung Paullo Topa's besonders anempfohlen. Wirklich gab man diesem einen großen Theil seines Familieneigenthums zurück. Er ließ sich taufen und nahm zur Ehre des Vaca de Castro den Vornamen desselben, Christoval, an. Der Vicekönig, Blasco Nuñez, brachte einen Brief voll Danksagungen des Königs von Spanien an Paullo Topa mit, der als letzter regierender, wenn auch beschränkter Erbe der Incas von dem Volke hoch geehrt wurde, und demselben durch seine Vermittelung gewiß auch mehr genützt hat, als sein Bruder durch Versuche eines übel geleiteten Widerstandes. Er starb friedlich zu Cuzco, auf das Innigste betrauert von dem peruanischen Volke, welches von nun an auch dem Schatten einer Regierung durch einen eingebornen Fürsten entsagen mußte. (*Pöppig.*)

PAULLUS [1]), römischer Familienname. Das Ämilische Geschlecht, zu welchem diese Familie gehörte, war eins der ältesten unter den patricischen (*Tacit.* Annal. III, 22. 23. VI, 27, 29. *Plutarch.* Aemil. c. 2); es führte seinen Ursprung nach einer Überlieferung bis auf Ascanius zurück, der zwei Söhne, Julius und Ämylos, gehabt habe [2]), nach einer andern bis zu Numa's Zeiten, indem entweder ein Sohn dieses Königs, oder (was bei der durch den Mythus verbreiteten Verbindung Numa's mit Pythagoras nicht auffallend erscheinen wird) ein Sohn dieses Philosophen, Mamercus, wegen der Lieblichkeit seiner Rede (*δι' αἱμυλίαν λόγου*) den Namen Ämilius erhalten haben soll (*Plutarch.* Numa 8. 21). Unter den einzelnen Familien, die schon frühzeitig zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, sind die Barbulä, Papi, Regilli, besonders aber die Paulli, Lepidi und Scauri die vornehmsten.

Was die Schreibung des Namens Paullus anlangt, so ist lange über die doppelte oder einfache Liquida gestritten worden; Turnebus namentlich (Adversar. XXX, 28) und Scaliger (de caussis ling. lat. I. c. 27) waren für einfaches l und glaubten diese Ansicht durch Zeugnisse der alten Grammatiker, wie des Priscian (III. p. 614 *Putsch.*) und Velius Longus (de orthogr. p. 2238. 12) stützen zu können, aber diese sprechen nur von der Partikel paulum, und ein Fehler im Index von Putsche hat sie zu solchem Fehlgriff verleitet. Ursprünglich war gewiß die Schreibart mit einem l, da die Verdoppelung der Liquidä überhaupt erst nach der Mitte des 6. Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt eintrat. Die griechischen Schriftsteller bleiben der einfachen Form treu; römische Monumente bieten aber in überwiegender Anzahl LL dar, so die Münze meist PALLUS [3]), desgleichen zahlreiche Inschriften, die Cellarius (Orthograph. latin. p. 307) anführt, nicht minder die ältesten und besten Handschriften der alten Schriftsteller. Von der Mediceischen Handschrift der Ciceronianischen Briefe versichert es Victorius (ad Famil. XII, 12), für andere Pierius (ad *Virg.* Aen. IV, 649) und daher haben Sigonius (ad *Livium* X, 3, 3), Schottus (ad *Aurel. Victor.*

1) Obgleich dies die richtige Schreibart ist, haben wir doch die Namen, bei denen sich einmal durch den Gebrauch die falsche Schreibung Paulus fixirt hat, unter dieser aufgeführt, vergl. also auch Paulus. Red. 2) *Paulus*, De verborum significat. p. 23. ed. *O. Müller*: Aemiliam gentem appellatam dicunt a Mamerco, Pythagorae philosophi filio, cui propter unicam humanitatem cognomen fuerit Aemylos. Alii, quod ab Ascanio descendat, qui duos habuerit filios, Julium et Aemylon. 3) s. *Ursin.* p. 7. *Eckhel.* p. 129, eine einzige bei diesem, nr. 6, hat *PALVS*.

vir. illustr. c. 56), Duker (ad *Flor.* II, 6, 17) und die meisten Neueren diese Form mit Recht vorgezogen.

Mit Berücksichtigung der einzelnen Zeugnisse ergibt sich folgende Geschlechtstafel dieser Familie, aus welcher die bedeutendsten Männer genauer besprochen werden sollen:

Lucius Aemilius Paullus
|
Lucius Aemilius Paullus
|
1. Marcus Aemilius Paullus
|
2. Marcus Aemilius Paullus
|
3. Lucius Aemilius Paullus

4. Lucius Aemilius Paulus			Aemilia
Q. Fab. Aemilianus	P. Cornelius Scipio Aemilianus	Zwei früh verstorbene Söhne	Drei Töchter

1) Der erste, welcher in den Verzeichnissen der Consuln und bei den Historikern erwähnt wird, ist **Marcus Ämilius Paullus**, den die Fasten Sohn des Lucius und Enkel des Lucius nennen. Er gelangte zum Consulate im J. der Stadt 452 (302 v. Chr.) mit Marcus Livius Denter. Über seinen Namen geben die alten Bücher bei Livius (X, 1, 7) nichts Übereinstimmendes, da manche Handschriften ihn **Cajus**, alte Ausgaben vor Aldus ihn **Quintus** nennen und darin einen Fehler begehen, den zwar Sigonius schon erkannte, aber erst J. Fr. Gronov durch die glückliche Verbesserung *Marcis* Livio Dentre et Aemilio hob. Dadurch kommt Livius in Übereinstimmung mit Diodor (XX, 106). Als in jenem Jahre die Äquer durch die Anlegung neuer Colonien in ihrem Gebiete zur Verzweiflung getrieben, Krieg gegen Rom begannen und dadurch große Bestürzung in der Stadt hervorbrachten, traten die Consuln zurück und man wählte einen Dictator, C. Junius Bubulcus, der in wenigen Tagen einen Sieg erfocht und triumphirend in die Stadt zurückkehrte. Als um dieselbe Zeit Kleonymus, Enkel des bei Leuctra gefallenen Königs Kleombrotus, mit 5000 in Griechenland geworbenen Söldnern den Tarentinern gegen Metapontum zu Hilfe zog und nach Beendigung seiner Hilfsleistung zum Abzug nach Korcyra bewogen war, benutzte er diese Insel als Waffenplatz, kehrte von dort mit einer Flotte an die Küste von Messapien zurück, eroberte Thuriae[4]) und führte die Einwohner in die Knechtschaft. In ihrer Noth suchten die Salentiner römischen Schutz; der Consul Ämilius[5]) ward ihnen zu Hilfe geschickt, verjagte den Spartiaten und gab den Salentinern die geräumte Stadt zurück (vgl. **Niebuhr's** röm. Geschichte III. S. 316 fg.). Wahrscheinlich derselbe Ämilius ist es, welcher im folgenden Jahre als Magister Equitum mit Q. Fabius, oder nach Livius' (X, 3, 3) etwas verworrener Erzählung mit Marcus Valerius Maximus, dem Dictator, gegen die Marser und nach deren rascher Unterwerfung gegen die Etrusker zog, von diesen aber in Abwesenheit des Dictators überrumpelt und mit großem Verlust in das Lager zurückgetrieben wurde.

2) Der Sohn des vorher genannten heißt gleichfalls **Marcus Ämilius Paullus**. Er war Consul mit Serv. Fulvius Pätinus Nobilior[6]) im Jahre 499 (255 v. Chr.). Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus den Angaben über die Niederlage, welche das römische Heer unter Regulus im Anfange dieses Jahres erlitt, und über die Gefangenschaft, in welche der Feldherr selbst mit 500 der Seinigen fiel. Zweitausend Mann nämlich hatten sich in der Verwirrung der Verfolgung fast wie durch ein Wunder nach Clupea gerettet, und sich dort so muthig und tapfer gegen die angestrengten Bemühungen der Carthaginienser vertheidigt, daß diese freiwillig von der Belagerung abzustehen sich veranlaßt fanden. Die römische Flotte, aus 300 Schiffen bestehend[7]), ward zu ihrer Hilfe unter dem Befehle beider Consuln abgesandt. Sie segelten im Frühjahr ab[8]), unterwarfen Cossura der römischen Hoheit und begegneten der ihnen entgegengesandten punischen Flotte am hermäischen Vorgebirge. Der Kampf begann, blieb aber unentschieden, bis auch die in Clupea stehende römische Escadre auslief und die Carthaginienser zu einer Theilung ihrer Streitkräfte nöthigte. Dadurch ward dieser glänzende Sieg errungen; 104 feindliche Schiffe wurden zerstört, 30, vollständig bemannt, erobert, 30,000 Mann waren umgekommen[9]). Polybius erzählt von 114 eroberten Schiffen in wahrscheinlich verdorbenen Zahlen[10]), und Diodor (XXIII. exc. 14) schweigt ganz von zerstörten Schiffen und erwähnt blos 24 genommene. Die Römer zählten 1100 Todte und nur neun zerstörte Schiffe. Nach diesem Siege landeten die Consuln bei Clupea; durch eine Schlacht, in welcher die Feinde 9000 Mann verloren haben sollen, wurden die Carthaginienser aus der ganzen Gegend vertrieben und die Einschiffung der dortigen römischen Besatzung gesichert. Mangel an Lebensmitteln verhinderte die Römer, länger in Afrika zu verweilen und ihren glänzenden Sieg auch in seinen Folgen zu benutzen. Im Anfange des Juli[11]), gegen den Aufgang des Sirius, wo überhaupt

4) Diese Form des Namens ist auch bei Stephanus von Byzanz. 5) Niebuhr (R. G. III. S. 319) sagt „der Consul M. Ämilius oder der Dictator C. Junius," weil Livius (X, 2, 3) beider Erzählungen gedenkt. Wenn aber in den Worten adversus hunc hostem consul Aemilius missus praelio uno fugatum compulit in naves einzelne Handschriften bald consul, bald Aemilius weglassen, so kann das nur als eine Änderung des Schreibers, dem die Vorstellung des Appellativums vor das nomen proprium, die z. B. Sigonius (ad *Liv.* XXII, 14, 13) für Livius ganz leugnete, auffallend erscheinen mochte. Aber die vorhergehende Erwähnung des Dictators macht die Hinzufügung des consul nothwendig, zu dessen genauerer Bestimmung dann der Name nicht fehlen durfte.

6) Zonaras (VIII, 14) sagt: *Ἐπὶ τοὺς ἐν Σικελίᾳ τε Λιβύῃ ὄντας Ῥωμαίους σπουδῇ τοὺς ὑπάτους ἔπεμψαν Μάρκον Αἰμίλιον καὶ Φούλβιον Παίτινον.* 7) So *Orosius* IV, 9. Polybius (I, 36, 10) redet von 350. 8) *Polyb.* l. c.: *Τῆς θηρείας ἀρχομένης.* Vergl. *Schweighäuser* ad I, 37, 4. 9) So Livius und Orosius; *Eutrop.* II, 22: CIV naves hostium demersit, XXX cum pugnatoribus cepit, XV millia hostium aut occidit aut cepit. 10) Er sagt *ναῦς ἔλαβον αὐτάνδρους ἑκατονδεκατέσσαρας.* 11) *Polyb.* I, 37, 4: *Μεταξὺ γὰρ ἐποιοῦντο τὸν πλοῦν τῆς Ὠρίωνος καὶ Κυνὸς ἐπιτολῆς.*

die Meere stürmisch und gefährlich, besonders aber das mittelländische Meer, zwischen der Syrte und Sicilien, schon um seiner Tiefe willen selbst von den kundigsten Schiffern gefürchtet wird, wurde die Rückfahrt angetreten. Die Warnung der Piloten wegen dieser Gefahren die südliche Küste Siciliens zu vermeiden und den Lauf um Lilybäum längs der nördlichen zu nehmen, konnten die Consuln nicht beachten, nicht, weil sie einige Seestädte, welche durch den Seesieg eingeschüchtert waren, hätten überraschen und einnehmen wollen (was des Polybius Ansicht ist)[12]), sondern weil der immer mehr überhand nehmende Mangel sie nöthigte, jene Küsten, die ganz in der Gewalt der Feinde waren, zu vermeiden und vor allen Dingen einen freundlichen Hafen und reichen Markt zu suchen. An der Küste bei Kamarina wurde die Flotte vom Sturm ergriffen; sie erlitt einen furchtbaren Schiffbruch. Die Angaben über die Zahl der verlorenen Kriegsschiffe schwanken zwischen 340 und 220[13]), überdies sollen 300 Transportschiffe gestrandet sein. Die ganze Küste von Kamarina bis an den Pachynus war mit Trümmern und Leichen bedeckt. In so drückender Noth gewährte Hiero's freundlicher Beistand Hilfe und bei Messana konnten sich die Reste der Flotte sammeln. Genaue Erzählungen von diesem Ereigniß geben Polybius (I. c. 36 u. 37), Zonaras (VIII, 14) und Eutropius (II, 22), unter den Neueren besonders Niebuhr (Röm. Gesch. III. S. 695—699). Im Januar des folgenden Jahres erhielten beide Consuln einen Triumph, zuerst Fulvius, dann, wie es in den capitolinischen Fasten heißt, XII. Kal. Febr. de Cossurensibus et Poenis navalem egit, Ämilius. Diesem ward auch auf dem Capitolium eine columna rostrata errichtet. Zwar ist die Stelle darüber bei Livius (XLII, 20, 1) unvollständig, aber die Wiederherstellung des Pighius (Annales bei dem Jahre 499): nocturna tempestate columna rostrata in Capitolio [M. Aemilio priore] Punico bello consulis, cui collega Ser. Fulvius fuit, tota ad imum fulmine discussa est, viel wahrscheinlicher als die Ergänzungen des Sigonius: in Capitolio bello Punico priore posita a M. Aemilio consule, cui u. s. w.

3) Lucius Ämilius Paullus, ein Sohn des vorhergehenden Marcus, gelangte zum ersten Male zum Consulate im J. der Stadt 535 (219 v. Ch.) mit Marcus Livius Salinator (*Plin.* N. H. XXIX, 1. *Zonar.* VIII. p. 405. A.). Besorgnisse vor dem bestimmt vorauszusehenden, langwierigen Kampfe mit Carthago mußten es dem Senate wünschenswerth erscheinen lassen, zuvor die andern Kriege zu beendigen, damit Rom seine ganze und ungetheilte Macht gegen die Punier anwenden konnte. Daher beschlossen sie zunächst Illyrien zu unterwerfen, wo Demetrius von Pharos, ein bei allem Muthe doch unbesonnener Mann, von der Bedrängniß der Römer schlau Gebrauch machte und in der Hoffnung auf macedonische Unterstützung die in Illyricum gelegenen Städte, welche der römischen Hoheit unterworfen waren, anzugreifen und zu verheeren begann. Er hatte sich sogar gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Vertrags über Lissos hinaus mit 50 Schiffen gewagt und auf mehre der Cycladen Angriffe gemacht. L. Ämilius wurde im Anfange des Sommers[14]) gegen ihn abgeschickt (*Polyb.* III, 16). Zu derselben Zeit hatte Hannibal die Belagerung Sagunts begonnen[15]) (*Polyb.* IV, 37, 4). Demetrius, von dem Vorhaben der Römer zeitig genug in Kenntniß gesetzt, befestigte Dimalos und suchte seine Herrschaft durch Vernichtung seiner politischen Gegner in den einzelnen Städten zu sichern. An 6000 Mann behielt er in Pharos um sich. Ämilius richtete seine Angriffe zuerst gegen Dimalos; je mehr die Stadt befestigt war, um so größeren Eindruck konnte er von einer Einnahme derselben erwarten. Da sie auch bereits nach siebentägiger Belagerung sich ergeben mußte, so ward der Muth und das Vertrauen der Feinde auf ihre Macht gebrochen und mehre Städte ergaben sich freiwillig. Schwieriger mußte die Einnahme von Pharos erscheinen, da dieser Ort nicht nur eine starke Besatzung hatte, sondern auch mit hinlänglichen Vorräthen versehen war, um selbst eine längere Belagerung auszuhalten. Daher nahm Ämilius seine Zuflucht zu einer List, welche Polybius (III, 18, 10) ausführlich erzählt. Einen Theil der Truppen ließ er während der Nacht heimlich ausschiffen und einen Hinterhalt einnehmen; er selbst erschien am Tage mit einer so geringen Anzahl von Schiffen im Hafen, daß die Besiegung derselben dem Demetrius ein Spiel dünkte. Daher rückte dieser auch sogleich zum Kampfe aus und begann das Treffen mit den im Hafen befindlichen Schiffen. Inzwischen hatten die in der Nacht Gelandeten einen zwischen der Stadt und dem Hafen liegenden Hügel besetzt, und nun konnte der Feind, doppelten Angriffen ausgesetzt, nicht länger Widerstand leisten. So wurde Ämilius Meister der Stadt, nöthigte Demetrius zur Flucht und zerstörte Pharos. Gegen Ende des Sommers war der Feldzug beendigt, Ämilius kehrte zurück und erhielt für die schnelle und gewandte Unterwerfung die Ehre eines Triumphes (*Polyb.* III, 19. IV, 66, 8), der in den Triumphalfasten mit den Worten: L. Aimilius M. f. M. n. Paullus Cos. de Illurieis ann. DXXXIV. In Italien folgten rasch auf einander die Niederlagen der Heere in Oberitalien, die das rasche Vorrücken Hannibal's nicht aufzuhalten vermochten. Erst das besonnene und wohl überlegte Zaudern des Fabius hatte demselben Einhalt gethan und dem siegreichen Gegner die Überzeugung eingeflößt, daß ein würdiger Feind ihm gegenüberstehe. Aber die sechs Monate der Dictatur des Fabius waren bald vorüber; nach Ablauf dieser Zeit mußte er jene Würde niederlegen. Bei der Wahl der Consuln für das Jahr

12) Er sagt I, 37, 5: *Σπουδάζοντες τινὰς τῶν ἐν τῷ παράπλῳ πόλεις, τῇ τοῦ γεγονότος εὐτυχήματος φαντασίᾳ καταπληξάμενοι προσλαβέσθαι.* 13) Polybius (I, 37, 2) erzählt, von 364 Schiffen seien blos 80 gerettet worden, und damit stimmt Eutropius überein; 340 gibt Diodor (XXIII. exc. 14), 220 Orosius (a. a. O.).

14) *Polyb.* III, 16, 7: *Ὑπὸ τὴν ὡραίαν — κατὰ τὸ πρῶτον ἔτος τῆς ἑκατοστῆς καὶ τεσσαρακοστῆς Ὀλυμπιάδος.* 15) Polybius bezieht sich (a. a. O.) ausdrücklich auf jene Vorfälle mit Demetrius, *ὑπὲρ ὧν ἐν τῇ προτέρᾳ βίβλῳ δεδηλώκαμεν*, was natürlich für die genauere Zeitbestimmung von großer Bedeutung ist.

538 (216 v. Chr.) traten sich die Parteien schroff gegenüber. Die Stimmen des Volkes fielen dem M. Terentius Varro zu, der das Verdienst, aus niedrigem Stande [16]) entsprossen zu sein und großen Reichthum erworben zu haben, für sich hatte, überdies durch überlaute Dreistigkeit sich bemerklich machte und nach der Gunst der Menge strebte. Nach langem Widerstreit und gegen den Willen den Volks (*Liv.* XXII, 35, 3) ward ihm Lucius Ämilius als College zugesellt [17]), von dessen Klugheit und Tapferkeit der illyrische Feldzug einen glänzenden Beweis geliefert hatte. Er empfahl auch jetzt besonnenes Handeln und rieth, den Feind mehr in kleinen Gefechten als in großen Schlachten anzugreifen. Als nun Hannibal die Burg von Cannä, das als Waffenplatz, welcher die ganze Gegend beherrschte, für die militairischen Operationen große Bedeutung hatte, besetzte, steigerte sich die Besorgniß und Furcht der Römer. Daher wurden beide Consuln gegen den Feind geschickt, acht Legionen ihrem Befehle anvertraut und die Anzahl jeder einzelnen auf 5000 Mann erhöht (*Liv.* XXII, 36). Durch verständiges Zureden suchte Ämilius den Muth der Truppen von Neuem zu beleben [18]); denn der Feind stand ihnen sehr nahe und nur 6000 Schritte etwa waren zwischen beiden Lagern. Hannibal's Stellung war sehr günstig, und da Ämilius die Überlegenheit der punischen Reiterei wol kannte, schien es ihm vor allem nöthig, eine bessere Gelegenheit zu erwarten und ein zum Kampfe des Fußvolkes geeigneteres Terrain zu suchen. So dachte Terentius nicht; leichte Gefechte, die für die Römer siegreich waren, befestigten ihn immer mehr in dem Vorsatze, rasch zu handeln. Ämilius, der solche Unbesonnenheit nicht billigen, aber auch keinen Ausweg zum Zurückziehen des römischen Heeres finden konnte, suchte wenigstens seine Stellung zu sichern und schlug daher für zwei Theile seines Heeres ein Lager am Aufidus auf, den dritten Theil verlegte er über den Aufidus, um dadurch theils die fouragirenden Römer zu decken, theils die in gleicher Absicht umherschwärmenden Carthaginienser zu schrecken. Hannibal, der seine günstige Stellung gern benutzen wollte, drängte zur Schlacht, aber Ämilius ließ sich durch keine Streifzüge der numidischen Reiter, obschon sie ganz nahe an sein Lager herankamen, von dem einmal gefaßten Plane abbringen. Desto größer war die Kampflust bei Terentius Varro, der durch seine unüberlegte Verwegenheit das Verderben des römischen Heeres und den Tod seines Collegen herbeiführte. An dem Tage, an welchem der regelmäßig wechselnde Oberbefehl in seinen Händen war, ließ er die Truppen ausrücken aus dem Lager und zur Schlacht sich ordnen. Den rechten Flügel befehligte Ämilius, den linken Varro, das mittlere Treffen die Proconsuln Servilius und Regulus. Die spanischen und gallischen Reiter, welche unter Hasdrubal's Leitung den linken Flügel des punischen Heeres ausmachten, dem Ämilius also zunächst gegenüber standen, griffen mit großer Tapferkeit an und der Kampf ward um so wüthender, als sie in der Hitze des Gefechts von ihren Pferden sprangen, Mann gegen Mann kämpften und kein Leben verschonten. Ämilius blieb unversehrt. Da er jedoch erkannte, daß die Entscheidung der Schlacht in den Händen der Legionarien liege, eilte er in das mittlere Treffen, um durch seine Gegenwart dieselben zu muthiger Gegenwehr anzufeuern. Hier ward Hannibal selbst sein Gegner; ihm gegenüber hielt er, obgleich durch den Wurf eines Schleuderers gefährlich verwundet, festen Stand und wendete Alles an, den siegenden Feind zurückzuhalten. Unfähig, sich länger auf dem Pferde zu halten, saß er ab, das ihn umgebende Reitergeschwader mit ihm. Als aber auch diese zur Flucht genöthigt waren, blieb Ämilius zurück und erwartete, mit Blut und Staub bedeckt, auf einem Steine sitzend, die Ankunft der nachsetzenden Feinde. So traf ihn der Kriegstribun Lentulus und bot sein Pferd und seinen Beistand zu schleuniger Flucht an, um bei der allgemeinen Niederlage wenigstens den besonnenen Feldherrn dem Vaterlande zu erhalten. Aber er wies alle Anerbietungen in stolzem Bewußtsein zurück; man sah ihn in verzweifelndem Muthe kämpfend mitten in dem Gedränge der Feinde fallen. Ungeheuer war der Verlust der Römer an diesem Tage (es war der zweite August) [19]), aber der herbste Verlust war der Fall des Mannes [20]), der erfahren im Kriege, besonnen und einsichtig im Rathe, vorsichtig im Handeln, in so verzweifelter Lage dem Staate noch hätte nützliche Dienste leisten können. Selbst Hannibal ehrte den Gegner noch im Tode dadurch, daß er den Leichnam aufsuchen und beerdigen ließ (*Valer. Max.* V, 1. ext. 6). Des heldenmüthigen Todes gedenken viele Schriftsteller [21]) mit den größten Lobsprüchen; seine Verdienste fanden allgemeine Anerkennung. Polybius [22]) nennt ihn einen Mann, der während seines ganzen Lebens, ganz besonders aber durch sein Ende seine Pflichten gegen das Vaterland, wie wenige, erfüllt habe; und Plutarch (Paullus c. 2): „der einzige Lucius Ämilius wurde vom Glü-

16) *Valer. Max.* III, 4, 4. 17) *Polyb.* V, 108, 10, außerdem erwähnen das Consulat beider Cicero (de Offic. III, 32, 114: Qui relicti in castris fuissent a Paullo et Varrone CSS.), Plutarch (Fab. Max. c. 14) und Val. Maximus (III, 4, 4). 18) Eine ausführliche Erzählung der nun folgenden Begebenheiten geben Polybius (III, 106—117) und Livius (XXII, 41—49), aus dem zum großen Theil die poetische Schilderung bei Silius Italicus (X, 235—309) entlehnt ist. Außerdem sind zu vergleichen *Flor.* II, 6, 15 sq., *Eutrop.* III, 10 und die Nachweisungen bei *Ernstius* ad *Nepot.* Hannib. c. 4.

19) *Macrob.* Saturnal. I, 16. 20) Die Frage, ob ihm an jenem verhängnißvollen Tage die Auspicien günstig gewesen sind oder nicht, hat die Schriftsteller vielfach beschäftigt. Ersteres behauptet Minucius Felix (im Octav. c. 26: Pullos edaces habuit et Paullus apud Cannas, tamen cum maiore rei publicae parte prostratus est), desgleichen Cyprian (de idol. vanitate p. 205). Aber die Christen mochten solches ersinnen, um die römische Superstition in ihrer Nichtigkeit darzustellen. Denn Livius (XXII, 42) behauptet das Gegentheil, Cicero (de divinat. II, 33, 71) braucht nicht nothwendig hierher gezogen zu werden und Lactantius (Instit. II, 16, 17) will mit seiner Argumentation ganz Anderes erweisen. 21) Vergl. *Cic.* de nat. deor. III, 32, 80. Tuscul. disp. I, 37, 89. *Cato* 20, 75. *Flor.* II, 6, 15. *Nepos* Hannib. c. 4. *Valer. Max.* III, 4, 4 und andere Nachweisungen bei *Gernhard* ad *Cic.* Cat. 20, 75, vornehmlich *Horat.* Carm. I, 12, 38. 22) III, 116, 9: Ἀνὴρ πάντα τὰ δίκαια τῇ πατρίδι κατὰ τὸν λοιπὸν βίον καὶ κατὰ τὸν ἔσχατον εἰ καί τις ἕτερος ποιήσας. Vergl. *Silius Ital.* X, 306 sq.

ke gehaßt und verfolgt, doch zeigte das Unglück bei Cannä sowol seine Einsicht, als seinen Muth. Denn als er seinen Amtsgenossen durch Überredung nicht vom Kampfe abhalten konnte, nahm er wider seinen Willen Theil an der Schlacht, nicht an der Flucht, sondern blieb stehen und fiel kämpfend." — Er hatte einen Sohn und eine Tochter, Namens Ämilia, welche an den großen Scipio verheirathet war (vgl. *Polyb.* XXXII, 11).

4) Lucius Ämilius Paullus, von seinem Siege über Perseus und der Unterwerfung Macedoniens mit dem Beinamen Macedonicus geehrt. Das erste Amt, welches er nach den Überlieferungen der Geschichtschreiber unter dem Consulate des L. Quinctius Flamininus und Cn. Domitius Ahenobarbus im J. der Stadt 562 (192 v. Chr.) bekleidete, war die curulische Ädilität, zu welcher er vor zwölf andern Mitbewerbern gewählt wurde. Sein Amtsgenosse war M. Ämilius Lepidus; beide bestraften eine Menge der Pächter von öffentlichen Weideplätzen (pecuarii) und errichteten von den eingezogenen Strafgeldern vergoldete Schilde auf der Spitze des Jupitertempels, sowie sie auch durch Anlegung zweier Säulengänge an sehr geeigneten Stellen für die Bequemlichkeit der Stadtbewohner sorgten (*Liv.* XXXV, 10, 12). Bald nachher scheint er in das Collegium der Augurn aufgenommen zu sein; in welchem Amte er mit großer Strenge an den alten und hergebrachten Gebräuchen festhielt und alle Pflichten, die ihm diese priesterliche Würde auferlegte, mit ebenso großer Einsicht als emsigem Eifer erfüllte (*Plutarch.* c. 3). Für das folgende Jahr (563 d. St., 191 v. Chr.) gelangte er zur Prätur; Livius (XXXV, 24, 6) nennt ihn zuerst unter seinen Collegen. Bei der Verlosung der Provinzen fiel ihm das jenseitige Hispanien zu. Da die dort wohnenden Lusitanier und andere Völkerschaften noch immer die Römer beunruhigten, zu gleicher Zeit auch der Krieg gegen Antiochus die Anwendung großer Streitkräfte erfoderte und die tüchtigsten Feldherren in Anspruch nahm, so wurde zu schnellerer Beendigung des lusitanischen Krieges dem Ämilius nicht nur das Heer seines Vorgängers M. Fulvius überlassen, sondern auch eine außerordentliche Verstärkung desselben durch 3000 Mann zu Fuß und 300 Reiter bewilligt, die zum dritten Theile aus der Zahl der Bürger ausgehoben werden sollten (*Liv.* XXXVI, 2, 8). Im Anfange kämpfte er mit geringem Glücke; er wurde bei der Stadt Lycon[23]) im Gebiete der Bastetaner von den Lusitaniern geschlagen und verlor 6000 Mann. Mit dem Reste seiner Truppen konnte er nicht einmal das Lager vertheidigen und sah sich zu einem eiligen Rückzug in eine weniger von den Feinden gefährdete Gegend genöthigt (*Liv.* XXXVII, 46, 7. 8). Aber ehe noch sein Nachfolger P. Junius ankam, hatte er jenen Unfall gerächt; denn mit den eiligst verstärkten Truppen machte er einen so glücklichen Angriff auf die Feinde, daß 18,000 von ihnen geschlagen, 3300 gefangen genommen und ihr Lager erobert wurde (*Liv.* XXXVII, 57, 6). Livius nennt ihn bei der Erzählung dieser Begebenheit Proconsul, ebenso Orosius (IV, 20), und es darf an der Richtigkeit jenes Titels um so weniger gezweifelt werden, je deutlicher die ausdrückliche Bemerkung bei Plutarch (c. 4), daß er nicht sechs, wie andere Prätoren, sondern zwölf Fasces und darin das Ansehen eines Consuls gehabt habe[24]), denselben rechtfertigt. Der letztere Schriftsteller gedenkt der frühern Niederlage nicht, erwähnt aber zwei siegreiche Schlachten, in denen Ämilius gegen 30,000 Mann geschlagen habe, 230 Städte hätten sich freiwillig ergeben und der römischen Hoheit unterworfen, und erst, nachdem er durch einen Frieden die Ruhe der Provinz auf längere Zeit gesichert, wäre er nach Rom zurückgekehrt. Daß er für diese Waffenthat zu der Ehre des Triumphes gelangt sei[25]), beruht allein auf der wenig zuverlässigen Nachricht des Vellejus (I, 8).

Für das Jahr 182 (572 d. St.) ward er zum Consul gewählt[26]), nachdem er in den vergangenen Jahren dreimal vergeblich sich um dasselbe beworben hatte (*Valer. Max.* VII, 5, 3. *Aurel. Vict.* de vir. illustr. 56). Sein Amtsgenosse ward Cn. Bäbius Tamphilus. Bei der Verloosung der Provinzen fiel ihnen Ligurien zu. Die Bewohner jenes Landes waren kriegerisch und streitbar; bei der großen Nähe Roms hatten sie römische Kriegskunst kennen gelernt und vieles davon angenommen. Durch die Lage ihres Landes an einer weit ausgedehnten Küste begünstigt, trieben sie Seeräuberei und beunruhigten mit ihren Raubschiffen das Mittelmeer bis an die Säulen des Herkules. Erst im Anfange des Frühlings 181, also nach Ablauf des Consulatsjahres, zog Paulus gegen sie zu Felde (*Liv.* XL, 25). Als er das feindliche Gebiet betrat, erschienen Gesandte bei ihm mit dem Auftrag einen billigen Frieden zu erbitten; aber vor der völligen Unterwerfung wollte er sich auf keine Unterhandlungen einlassen und gewährte nur einen zehntägigen Waffenstillstand, während dessen er seine Truppen nicht über die benachbarten Berge zur Fouragirung zu schicken versprach.

---

23) Da der Name dieser Stadt sich sonst nirgends findet, so vermuthete Doujat eine Corruptel des Livianischen Textes und schlug Lacon vor, welches er für identisch mit dem bei Ptolemäus (II, 6) erwähnten Laconimurgi hielt. Beides ist unwahrscheinlich.

24) Er sagt: *Στρατηγὸς οὐκ ἓξ ἔχων πελέκεις, ὅσους ἔχουσιν οἱ στρατηγοῦντες, ἀλλὰ προσλαβὼν ἑτέρους τοσούτους, ὥστε τῆς ἀρχῆς ὑπατικὸν γενέσθαι τὸ ἀξίωμα.* Darum ist auch das Livianische proconsul nicht in propraetor zu ändern, obgleich beide Namen in den alten Büchern oft mit einander verwechselt sind.

25) Bei Vellejus heißt es: Qui et praetor et consul triumphaverat, und man glaubte ihm Glauben beimessen zu können, weil eine alte Inschrift bei Gruter (p. CCXCVIII, 2): L. AEMILIVS L. F. PAVLLVS COS. *II.* CENS. AVGVR TRIVMPHAVIT. TER. gleichfalls dreier Triumphe gedenkt. Da aber dies in offenbarem Widerspruche mit allen andern Überlieferungen steht, so vermuthete man bei Vellejus eine Corruptel, die man entweder durch die Emendation qui et priore consulatu triumphaverat oder durch qui et proconsul tr. gehoben zu haben glaubte. Aber der Text ist nicht anzutasten und in der Fiction eine Schmeichelei des Vellejus gegen das zu seiner Zeit noch in hohem Ansehen stehende Ämilische Geschlecht zu erkennen. Vergl. *Perizon.* animadv. histor. c. VI. p. 211 — 219 ed. Harl. und dessen Abh. de aere gravi p. 132. 156 u. 229.

26) Die Zeitbestimmung ergibt sich aus *Livius* XXXIX, 56, 4 eum M. Aemilio Lepido hic aedilis curulis fuerat: a quo consule quintus annus erat, cum is ipse Lepidus post duas repulsas consul factus esset; außerdem *Nepos* Hannib. c. 13. Obsequens c. 60.

Durch diese günstige Bedingung waren die Feinde vor jeder Beobachtung sicher gestellt, und sie benutzten die Zeit, um ein großes Heer zusammenzubringen. Mit demselben führten sie nach Ablauf jener Zeit ganz unerwartet einen so schlau ersonnenen und kräftigen Angriff auf das römische Lager aus, daß Paullus nicht einmal Gelegenheit erhielt seine Truppen zum Kampfe aufzustellen und sich auf die Vertheidigung seines Lagers beschränken mußte. In solcher Bedrängniß foderte er von seinem in der Nähe befindlichen Collegen Truppenverstärkung und beschloß, bis diese angekommen wäre und eine günstigere Gelegenheit sich dargeboten hätte, sein Heer im Lager zu halten. Aber die Unterstützung blieb zu lange aus; er glaubte daher selbst für sich eine Schlacht versuchen zu müssen und ordnete die Truppen so, daß aus allen vier Thoren des Lagers zugleich der Angriff geschehen konnte [27]). Das treulose Verfahren der Feinde hatte den Zorn der Soldaten erregt; kaum bedurfte es von Seiten des Feldherrn einer Ermunterung zu muthigem Kampf. Zwar standen nur 8000 Mann unter seinem Befehle, und die Zahl der Feinde belief sich auf 40,000 (*Plut.* c. 6), allein sie waren durch das bisher von dem römischen Consul beobachtete Zaudern sorglos gemacht und hatten, keinen Angriff erwartend, auch an dem zur Schlacht bestimmten Tage wie bisher ohne Ordnung ihr Lager verlassen. Um so größer war die Überraschung und um so allgemeiner der Schrecken, als die Römer plötzlich aus allen Thoren ihres Lagers hervorbrachen. Dadurch ward ihnen der Kampf leicht; in großer Verwirrung flohen die Feinde, über 15,000 fielen, 2500 wurden gefangen genommen und das feindliche Lager von der nachsetzenden Reiterei genommen. Die Ligurier mußten sich ergeben, alle Seeräuber ausliefern und die Raubschiffe den Händen der Römer überliefern. Die bei ihnen vorgefundenen Gefangenen wurden freigelassen. Große Freude war in Rom, es wurde ein allgemeines Dankfest angeordnet und dem Paullus ein Triumph gewährt, den viele angesehene Ligurier als Gefangene schmückten. Von der Beute erhielt jeder Soldat 300 Sesterzien [28]). Vergl. *Liv.* XL, 25—28 u. 34. Mit dem unterworfenen Volke schlossen die Römer ein Bündniß, weil sie durch dasselbe einen kräftigen Schutz gegen die Einfälle der Gallier zu erhalten hofften. Das Vertrauen, welches sich Paullus als Proprätor in Spanien erworben hatte, veranlaßte einige Jahre später seine Wahl zum Schutzherrn von Hispania ulterior zugleich mit Sulpicius Gallus (*Liv.* XLIII, 2, 6 u. 7) [29]). Bei den fernern Bewerbungen um das Consulat war er weniger glücklich; er wurde mehre Male übergangen und zurückgewiesen, und beschloß daher, sich während der übrigen Zeit seines Lebens von Staatsgeschäften fern zu halten und sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen (*Plut.* c. 6). Die Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes ließ ihn nach geraumer Zeit jenen Plan ändern; seine Bürger beriefen ihn in bedrängter Lage noch einmal zur obersten Leitung der Geschäfte. Der König von Macedonien nämlich, Perseus, hatte, obschon selbst zaghaft und feig, doch im Vertrauen auf seine Macht und seinen Reichthum Krieg gegen Rom begonnen. Er wußte mehre Völker für sich zu gewinnen und siegte über mehre römische Consuln. Solche Niederlagen empfand man in Rom um so schmerzlicher, je glänzendere Siege kurz vorher gegen Antiochus in Syrien und gegen Philippus in Macedonien waren erfochten worden und je erbärmlicher ihnen grade dieser Gegner erscheinen mußte. Daher war man bei der Wahl der Consuln für das Jahr 168 (586 d. St.) vorsichtig und bedächtig; nicht auf die Volksgunst noch auf die schmeichelnden Reden der sich bewerbenden Candidaten wollte man achten, sondern einen klugen und erfahrenen Mann wählen, der zur Führung des macedonischen Krieges geeignet wäre. Die allgemeine Stimme des Volkes bezeichnete als solchen den Paullus, aber er lehnte die ihm zugedachte Ehre ab, denn er bedürfe derselben nicht mehr. Nur den dringenden Bitten seiner Angehörigen und Freunde gelang es endlich ihn zu bewegen, unter den Bewerbern um das Consulat aufzutreten und sich seinem Vaterlande in dringender Gefahr nicht zu entziehen (*Plut.* c. 10).

Schon war er 60 [30]) Jahre alt und vierzehn Jahre waren seit seinem ersten Consulate verflossen, aber noch war seine Kraft ungeschwächt und in seine kluge Besonnenheit und reiche Kriegserfahrung setzten alle Bürger die sichere Hoffnung des Sieges. Daher ward er mit Cajus Licinius Crassus zum Consul erwählt [31]). Plutarch erzählt, die Führung des macedonischen Krieges sei ihm ohne vorhergegangene Verloosung übertragen worden; Livius (XLIV, 27, 7), die Erwartung des Volkes sei so gespannt gewesen, daß man die Designirten alsbald über die Vertheilung der Provinzen habe loosen lassen, um die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feldzuge desto eifriger treffen zu können. Denn Paullus erhielt, wie allgemein gewünscht war, die Führung des Krieges gegen Perseus und traf mit großer Umsicht seine Einrichtungen. Zunächst trug er im Senate darauf an, daß eine besondere Commission nach Macedonien geschickt würde, um die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte, die Stellungen der Truppen, die Macht des Gegners zu untersuchen und zugleich über die Zuverlässigkeit der Bundesgenossen und die Größe der von ihnen zu erwartenden Hilfe Bericht zu erstatten; den müsse man abwarten, ehe nähere Beschlüsse gefaßt werden könnten (*Liv.* XLIV, 18). Als er nun an den Idus des März (ibid. 19) sein Amt antrat, ließ er in seiner Botschaft an den Senat die macedonischen Ver-

---

27) Die ganze Anordnung wird sehr genau von Livius (XL, 27) beschrieben; dahin gehört auch Frontin (Strateg. III, 17, 2); die Anekdote bei demselben (I, 2, 7) macht größere Schwierigkeit. 28) Man hat diese Summe zu gering gefunden und daher an der Richtigkeit der Zahlen gezweifelt; aber die Frugalität jener Zeiten und die Analogie nicht bedeutenderer Geschenke schützt dieselben gegen jede Änderung. Vergl. *Drakenborch* ad *Liv.* XL, 34, 8. 29) Bei Livius stand vor Gruter L. Aemilium M. F. Paullum, wonach der unter Nr. 3 von mir besprochene zu verstehen sein würde; aber die chronologischen Verhältnisse nöthigen dessen Sohn, unsern Lucius, anzunehmen. Das hatte schon Pighius erkannt.

30) *Liv.* XLIV, 41. *Diod.* Fragm. T. IX. p. 419. *Plut.* c. 10. 31) *Liv.* XLIV, 17. *Plut.* c. 10. *Sulpic. Sever.* II, 27. *Zonar.* IX. p. 457. C. *Valer. Max.* I, 5, 3.

hältnisse ganz unberührt, versprach aber die laufenden Geschäfte und die festlichen Opfer zu beschleunigen. Erst nach der Rückkehr jener Commission stellte er seine Anträge, die der Senat genehmigte. Die Anzahl der Truppen wurde bedeutend vermehrt und bei der Wahl der Befehlshaber wurden hauptsächlich diejenigen zugelassen, welche bereits Ehrenstellen bekleidet hatten. Paullus ermahnte das versammelte Volk, ihm entweder unbedingtes Vertrauen zu schenken und sich dann aller Einmischung in die Angelegenheiten des Krieges, alles Rathens und Redens zu enthalten, oder die übertragene, von ihm gar nicht gewünschte, Würde ihm abzunehmen und einen andern Feldherrn an seiner Stelle zu senden (**Polyb.** XXIX, fr. 1. a. **Liv.** XLIV, 22. **Plut.** c. 11). Das war aber nöthig zu erinnern, weil jeder Bürger sich berufen glaubte zu urtheilen und zu richten und solche unverständige Urtheile schon viel Unheil über den Staat gebracht hatten. Die Rede verfehlte ihren Eindruck nicht und vermehrte nur das gute Zutrauen der Bürger. Selbst an einer guten Vorbedeutung fehlte es nicht. Denn als er am Abend dieses Tages nach Hause zurückkehrte, fand er sein jüngstes Töchterchen, Tertia, weinend und klagend; und da er sie umarmend nach der Veranlassung ihres Kummers fragte, antwortete sie: Vater, weißt du nicht, daß Perseus gestorben ist? Sie meinte aber ein junges Hündchen dieses Namens. Hierauf soll Ämilius gesagt haben: Ich nehme diese Vorbedeutung an[32]. Unter sehr zahlreicher Begleitung verließ Paullus mit dem Prätor Cn. Octavius die Stadt, um sich zum Heere zu begeben[33].

Das Glück begünstigte seine Reise; er gelangte bei günstigem Winde in einem Tage von Brundisium aus über das ionische Meer nach Korcyra, war darauf nach fünf Tagen in Delphi, wo er dem Apollo ein feierliches Opfer darbrachte und kam in abermals fünf Tagen bei dem römischen Heere an (**Plut.** c. 12 u. 36). Perseus hatte mit 40,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern ein Lager an dem Fuße des Berges Olympus bezogen, welches theils durch die Beschaffenheit des Terrains, theils durch Befestigungswerke so gesichert war, daß er in demselben längere Zeit ausdauern und so durch Hinhalten den Ämilius aufreiben zu können vermeinte. Im römischen Lager dagegen hatten die frühern Unfälle Entmuthigung herbeigeführt; außerdem waren viele über den Verzug unwillig und trauten sich größere Einsicht zur Leitung der Kriegsgeschäfte zu als selbst dem Feldherrn. Darum mußte Paullus wie früher die Bürger in der Stadt so jetzt die Soldaten mit strafenden Worten an ihre Pflicht erinnern, weil, wenn jeder reden wollte, unmöglich etwas Gutes gethan werden könnte (**Liv.** XLIV, 34. **Plut.** c. 13). Er traf zweckmäßige Anstalten für bessere Ordnung und größere Sicherheit[34]; um dem Wassermangel abzuhelfen, ließ er Brunnen am Fuße des Olympus graben und hatte die Freude eine reiche Fülle des gesundesten Wassers zu finden (**Liv.** XLIV, 33. **Plut.** c. 14). Durch solche Einrichtungen gewann er bald das unbedingte Vertrauen der Soldaten, denen damit auch die Lust, ihre Kräfte mit dem Feinde zu messen, wuchs. Aber Paullus zögerte noch immer mit dem Angriffe und hielt die Truppen ruhig im Lager dem Feinde gegenüber. Er wollte zuvor die nach Perrhäbien führenden Pässe besetzen und dem Feinde in den Rücken fallen, in welcher Absicht Scipio Nasica und des Feldherrn eigner Sohn Q. Fabius Maximus mit 8000 Mann aufbrachen[35]. Unter dem Vorwande sich nach Heracleum zu begeben und sich auf der dorthin beorderten Flotte einzuschiffen, um die macedonischen Küsten zu beunruhigen und so den König zu einer Theilung seiner Streitmacht zu nöthigen, brach Nasica auf; ein leichtes Vorpostengefecht sollte den Zug maskiren und die Aufmerksamkeit der Feinde abwenden. Sobald er in Heracleum angekommen war, eröffnete er den übrigen Befehlshabern die wahre Absicht seiner Expedition und führte seine Truppen wieder landeinwärts nach Pythium zu. Dort blieb er während der Nacht und gönnte den Soldaten Zeit zur Ruhe und Erholung. Inzwischen war Perseus durch einen kretischen Überläufer von dem Unternehmen unterrichtet und schickte Milo mit 2000 Macedoniern und 10,000 von den Miethstruppen ab, damit sie sich der Höhen bemächtigen sollten. Nach dem Berichte des Polybius wurden diese von den Römern im Schlafe überfallen; nach des Nasica eigner Erzählung[36] ist es auf den Bergen zu einem hitzigen Kampfe gekommen, in welchem die überwiegende Tapferkeit der Römer die Feinde zum Weichen brachte und in die Flucht schlug. Nach diesem Verluste dachte auch Perseus selbst an Rückzug: zwei Wege standen ihm offen, entweder mit dem Heere vor Pydna sich zu setzen und eine Schlacht zu wagen oder den Krieg in sein eignes Land zu ziehen. Letzteres schien ihm zu gefährlich und langwierig, und da auch Freunde und Rathgeber zu ersterem ermunterten und durch die glänzenden Versicherungen von der Tapferkeit der Truppen seinen Muth erhöhten, so ließ er bei Pydna ein Lager aufschlagen. Paullus hatte sich inzwischen wieder mit Nasica vereinigt und rückte mit dem gesammten Heere gegen die Macedonier vor. Da aber diese ein sehr günstiges Terrain ausgesucht hatten und die zunehmende Hitze des vorrückenden Tages (es war bereits gegen Mittag) die von dem Marsche ohnehin ermüdeten Krieger noch mehr zu ermatten schien, so ver-

32) Diese Anekdote erzählt *Cic.* de divinat. I, 46, 103. cl. II, 40, 83; aus ihm *Plut.* Aem. c. 10 u. Apophthegm. regum et ducum p. 197 F. = p. 785 ed. *Wyttenb.* *Valer. Max.* I, 5, 3. *Nicephor. Gregoras* in Synes. de insomn. p. 539. *Joannes Sarisber.* Policr. I, 13. p. 45, der jedoch den Perseus in einen König der Perser verwandelt hat. 33) *Liv.* XLIV, 22: Traditum est memoriae, maiore quam solita frequentia prosequentium consulem celebratum. *Fast.* Verrian. p. 77: Kal. April. L. Aemilio Paullo II. C. Licinio Crasso cos. Paullus cos. et Cn. Octavius praetor paludati egressi sunt urbe in provinciam Macedoniam profecti ingenti atque inusitata frequentia prosequente. *Cic.* Epist. ad Attic. IV, 13, 2.

34) Dahin gehören die Anordnungen in Betreff der Befehle und in Betreff der Wachtposten, wovon Livius (XLIV, 3, 7–11) redet. 35) Plutarch (c. 15) erzählt, Nasica habe 3000 Mann von den italischen Hilfsvölkern, 5000 vom linken Flügel, 120 Reiter und 200 Thraker und Kretenser geführt. 36) Plutarch (c. 16) ist hier der einzige Gewährsmann, da die Stelle, wo Livius diese Vorfälle erzählen mußte, verloren gegangen ist.

weigerte Paullus ungeachtet des Drängens der kampfbegierigen Soldaten und trotz der Erinnerungen des Nasica das Zeichen zum Angriff und ließ ein Lager aufschlagen. Durch ein kluges Manoeuvre konnte er dieses vollenden und die Truppen aus der Schlachtordnung allmälig zurückziehen. Bei einbrechender Nacht, als die Soldaten sich zur Ruhe begeben wollten, trat eine Mondfinsterniß ein, der die Römer, im voraus durch Sulpicius Gallus[37]) auf die Erscheinung und ihre Veranlassung aufmerksam gemacht, ohne Besorgniß zusahen, während man im macedonischen Lager dieselbe mit Furcht und Zittern betrachtete und eine Vorbedeutung für den Untergang des Königs darin zu erkennen glaubte (*Suidas* v. *πολλὰ κενά*). Mit Anbruch des Tages brachte Ämilius ein feierliches Opfer dar, wartete aber mit dem Anfange der Schlacht, bis sich die Sonne gegen Westen neigte, damit ihr Schein nicht den gegen Morgen aufgestellten Römern ins Gesicht fallen und ihnen bei der Schlacht selbst hinderlich sein sollte (*Plut.* c. 17). Ein Scharmützel ging der eigentlichen Schlacht voran. Reibungen zwischen Thraciern und Römern, veranlaßt durch die erstern, machten den Anfang und bald rückte die übrige Heeresmacht nach. Fest und unerschütterlich stand besonders die macedonische Phalanx, gegen die alle Angriffe der Römer nichts auszurichten vermochten. Umsonst warf Salvius[38]), der Anführer der Peligner, das Feldzeichen mitten in die Phalanx, um zur Wiedererlangung desselben kühneres Vordringen seines Volkes herbeizuführen; gegen die ausgestreckten Spieße war nicht anzukommen und die Kraft der damit gemachten Stöße so groß, daß sogar Schilde und Harnische der Römer durchbrochen wurden. Da verlor Ämilius die Hoffnung des Sieges (*Suidas* v. *φάλαγξ* u. *ἀνθωμολογεῖτο*); da aber die Beschaffenheit des Terrains und die große Ausdehnung der Phalanx nicht immerfort gleich festes Schließen der Reihen gestattete, so theilte er sein Heer in kleinere Haufen, welchen er in die Lücken und Öffnungen einzubrechen und an verschiedenen Stellen zugleich zu kämpfen befahl. Durch solche Flankenangriffe wurde die Phalanx bald getrennt; mit ihren kurzen Dolchen konnten die Macedonier in dem Einzelgefecht nicht viel ausrichten, und daher kam es, daß der Sieg sich schnell auf die Seite der Römer neigte. Von den Macedoniern sind nach Livius (XLIV, 42) 20,000 erschlagen, 11,000 gefangen genommen; nach Plutarch (c. 21) überhaupt 25,000 Feinde getödtet; der Verlust der Römer belief sich auf 100, oder, wie Nasica berichtete, gar nur auf 80 Mann, meist Peligner, welche bei dem rasenden Angriff auf die Phalanx gefallen waren; viel größer war die Zahl der Verwundeten. Den noch übrigen Theil des Tages setzten die Römer den fliehenden Feinden nach und machten eine große Zahl von Gefangenen, die noch größer gewesen sein würde, wenn nicht der Kampf so spät begonnen hätte. Dieser 22. Juni[39]) vernichtete das macedonische Reich. Der feige König floh mit der Reiterei, welche nur wenig gelitten hatte, nach Pella; aber die Furcht vor der Verrätherei seiner eignen Unterthanen nöthigte ihn die Residenz zu verlassen, um den Fluß Apius zu erreichen, von dem er hoffte, daß er die Römer von weiterer Verfolgung abhalten würde. Aber auch hier wagte er sich nicht zu setzen, und so kam er drei Tage nach der unglücklichen Schlacht nach Amphipolis, von wo aus er vergeblich Vorschläge zum Frieden machte. Mit dem kleinen Reste treu gebliebener Begleiter floh er nach Samothrace und beabsichtigte von dort nach Kreta überzuschiffen. Aber hier mußte er sich dem Octavius ergeben. Paullus hatte gleich nach der Schlacht zur Sicherung der Ruhe Befehlshaber in die Städte Beröa, Thessalonike, Pella und andere, welche sich ergeben hatten, geschickt; er selbst war den Tag nach der Schlacht mit dem ganzen Heere nach Pella aufgebrochen, wo er sich mehre Tage aufhielt. Von da zog er, als er die Nachricht von der Flucht des Perseus nach Samothrace erhielt, nach Amphipolis. Dort empfing er den gefangenen König, der sich demüthig bittend vor ihm zur Erde warf, aber gütig aufgenommen und mit aller seinem frühern Range und dem jetzigen Unglück gebührenden Hochachtung[40]) behandelt wurde. Zu genauerer Beaufsichtigung wurde er dem Älius Tubero, dem Schwiegersohne des Consul, übergeben (*Liv.* XLV, 7. 8. *Plutarch.* c. 26. 27). Das Heer wurde nach Beendigung der Feindseligkeiten in die einzelnen macedonischen Städte in Winterquartiere gelegt.

Den Herbst benutzte Paullus zu einer Reise durch Griechenland, dessen vielgerühmte Merkwürdigkeiten kennen zu lernen er lebhaftes Verlangen trug. Er besuchte auf dieser Tour zuerst das Apollinische Orakel zu Delphi, wo er im Tempel auf einer Säule statt des Bildnisses des Perseus sein eigenes aufstellen ließ (*Polyb.* XXX. fragm. 15. *Liv.* XLV, 27, 7. *Plutarch.* c. 28), dann den Tempel des Zeus Trophonios in Lebadea, Chalcis mit dem Euripus, Aulis, Oropus, Athen, Korinth, dessen glückliche Lage er bewunderte (*Suidas* v. *εὐκαιρία*), Sicyon, Argos, Epidauros (*Suidas* v. *μετέωρος*), Lacedämon, Megalopolis und Olympia, wo die Statue des Zeus von Phidias auch ihm gerechte Bewunderung einflößte (*Suidas* v. *Φειδίας* u. *βάρος*) und er dem Gotte ein

37) *Cic.* de rep. I, 15, 23. *Val. Max.* VIII, 11, 1. 38) So erzählt Frontin (Strateg. II, 8, 4), bei Plutarch (c. 20) stand bisher *Σάλιος*, aber mit Recht bemerkt der neueste Herausgeber C. Sintenis vix dubito quin scribendum sit *Σάλουιος*. 39) Da nach astronomischen Berechnungen die vorher erwähnte Mondfinsterniß auf den 21. Juni fällt (s. *Dodwell.* append. ad praelect. *Cambden.* p. 752 und dissert. 10. de cyclo. §. 18), so ergibt sich dieses Datum für die Schlacht, das auch mit den eigenen Zeitangaben des Paullus übereinstimmt. Nun aber setzt Livius (XLIV, 37, 8) in den Worten nocte, quam pridie Nonas Septembres insecuta est dies die Schlacht auf pridie Non. Septembr. und Eutrop (IV, 7) auf III. Non. Septembris, wo Dodwell Nonas Sextiles ändern wollte, Drakenborch aber die Integrität des Livianischen Textes durch die Beziehung auf Eutrop schützte. Offenbar ist es ein Irrthum der Schriftsteller, die das Datum der Gefangennahme des Perseus mit dem Schlachttage verwechselt haben.

40) *Dio Cass.* Fragm. Peiresc. 75: *Ὅτι ὁ Περσεὺς ἐθελοντὴς εὑρέθη καὶ αὐτὸν ἐς τὴν Ἀμφίπολιν ἀχθέντα ὁ Παῦλος οὐδὲν οὔτε ἔργῳ οὔτε λόγῳ δεινὸν ἔδρασεν· ἀλλὰ καὶ προσιόντα οἱ ὑπαναστὰς τά τε ἄλλα ἐδεξιώσατο καὶ ὁμόσιτον ἐποιήσατο ἔν τε φυλακῇ ἀδέσμῳ καὶ ἐν θεραπείᾳ πολλῇ ἦγε.* *Flor.* II, 12, 11. *Valer. Max.* V, 1, 8. *Aurel. Victor.* de vir. ill. c. 56.

Opfer brachte. Nirgends ließ er sich von der Pracht und dem Kunstwerthe der Weihgeschenke hinreißen, dieselben sich anzueignen, und allgemein rühmten die Hellenen, daß er nicht nur nichts genommen, sondern noch *δῶρα καὶ τιμὴν αὐτοῖς καὶ σεμνότητα πολλὴν* hinzugefügt habe (*Dio* fragm. Peiresc. 123). Bei seiner Rückkehr nach Amphipolis erwarteten ihn Abgesandte des Senats, mit denen er die politischen Angelegenheiten Macedoniens ordnete, gegen die Unterworfenen große Milde und Sanftmuth zeigte, zur Schwächung ihrer Macht aber und zur Sicherung der römischen Eroberung eine Theilung des Reiches in vier Provinzen vorzunehmen rieth. Nachdem so Alles, selbst zur Zufriedenheit des eroberten Landes, geordnet war, brach Paullus von Amphipolis auf, kam in fünf Tagen nach Pella und sandte von Speläum aus den Nasica nebst seinem Sohne zur Unterwerfung der Illyrier, welche den König Perseus bei seinen Unternehmungen gegen Rom unterstützt hatten. Er selbst zog nach Epirus in funfzehn Tagmärschen, um sich des Auftrags zu entledigen, welcher, in Betreff der Städte dieses Landes, welche gleichfalls die Waffen gegen Rom ergriffen hatten, vom Senate ihm ertheilt war. Aus jeder Stadt ließ er die zehn vornehmsten Bürger zu sich berufen; Truppen wurden nach den einzelnen Ortschaften gesandt und ihnen befohlen, an einem und demselben Tage, zu gleicher Stunde, eine allgemeine Plünderung des Landes zu veranstalten; 150,000 Menschen wurden zu Sklaven gemacht, fast 70 Städte geplündert und ihre Mauern zerstört. Die gemachte Beute fiel den Soldaten zu, von denen jeder Reiter 400, jeder Fußsoldat 200 Denare bekam [41]). Paullus schiffte sich darauf mit der nach Illyrien abgesandten Heerabtheilung in Oricum ein; die gemachten Gefangenen waren vorausgeschickt und kamen einige Tage früher als der Consul nach Rom. Als dieser an dem Tiberis ankam, hielt er auf einem sechsruderigen, mit Waffen und purpurnen Teppichen reich geschmückten Schiffe, das dem Perseus abgenommen war, seinen Einzug; eine große Menge Volks war ihm entgegengegangen und begleitete an beiden Ufern des Stromes den Zug (*Cicer.* de Fin. V, 24. 70). Dem Cn. Octavius, dem Anicius und Paullus ward von dem Senate ein Triumph zuerkannt; gegen die beiden ersteren sprach Niemand, aber gegen den letzteren waren die Soldaten aufgebracht, weil sie in strenger Mannszucht gehalten waren und auch einen zu geringen Antheil an der Beute erhalten zu haben glaubten.

Die feindselige Stimmung der Truppen nährte Serv. Sulpicius Galba, der auch in dem macedonischen Heere als Kriegstribun gedient hatte und er wagte sogar öffentlich auszusprechen, daß man dem Paullus nicht nur die Ehre des Triumphs verweigern, sondern ihn noch vor Gericht ziehen müsse. Die Sache kam zur Abstimmung in den Comitien und gleich die erste Tribus stimmte gegen Paullus. Da drängten sich Senatoren und andere, ergrimmt über so schreiendes Unrecht, durch die Menge und verhinderten das weitere Stimmensammeln. Marcus Servilius, der wegen seiner Tapferkeit in hohem Ansehen stand, zeigte das Abscheuliche in dem Verfahren des Galba und wußte in gewandter Rede die Gemüther Aller so zu lenken, daß alle Tribus einstimmig den Triumph gewährten. Er fiel in den November und dauerte drei Tage [42]). Alle Bewohner waren festlich geschmückt, die Tempel geöffnet, die Straßen freigelassen für den Zug. Am ersten Tage sah man Bilder und Statuen, welche erbeutet waren, auf 260 Wagen durch die Stadt fahren. Den andern Tag kamen die glänzend schimmernden und zierlich aufgeputzten Waffen an die Reihe, welche ein fürchterliches Getöse verursachten; ihnen folgten 3000 Männer, welche das gemünzte Silber in 750 Gefäßen trugen, deren jedes von vier Männern getragen wurde und drei Talente in sich faßte. Den Beschluß machten die kostbaren Geräthschaften von Silber. Am dritten Tage durchzogen die Trompeter unter kriegerischer Musik die Straßen, nach ihnen kamen 120 reich geschmückte Opferthiere mit dem zu dem Opfer nöthigen Personal; dann kam das gemünzte Gold in 77 Gefäßen, jedes mit drei Talenten, und die kostbaren goldenen Geräthe; dann die gefangenen Kinder des Königs (es waren zwei Knaben und ein Mädchen) mit ihrem Gefolge, Allen ein bejammernswerther Anblick, darauf Perseus [43]) selbst mit seinen Freunden und Vertrauten. Hinter diesen wurden die 400 goldenen Kronen getragen, welche dem Paullus als Preis seines Sieges von verschiedenen Städten waren zugeschickt worden. Endlich kam der Triumphator selbst, auf einem prächtigen Siegeswagen, einen Lorbeerzweig in der Hand tragend, hinter ihm seine Söhne, welche an dem Kampfe Theil genommen hatten und das ganze Heer, gleichfalls mit Lorbeerzweigen. Jeder Fußsoldat bekam 100, jeder Centurio 200, jeder Reiter 300 Denare. Die ganze Beute dieses Feldzugs wird auf 6000 Talente berechnet (*Polyb.* XVIII, 18, 4); nichts davon nahm Paullus für sich in Anspruch, sondern er überwies alles dem Staatsschatz, der davon so angefüllt ward, daß 125 Jahre lang, bis zu dem Consulate des Hirtius und Pansa, die Bürger von allen Abgaben frei sein konnten [44]). In solcher

41) So erzählt Livius (XLV, 34, 5), anders Plutarch (c. 29), nach dem auf jeden Soldaten nur eilf Drachmen gekommen sein sollen. Ob die Zahlen verdorben sind, muß ungewiß bleiben, indessen stimmen beide Schriftsteller sonst in den Angaben der Zahlen überein. Auch Strabon (VII. p. 322) sagt: *Τῶν δ' οὖν Ἠπειρωτῶν ἑβδομήκοντα πόλεις Πολύβιος φησὶν ἀνατρέψαι Παῦλον τὸν Αἰμίλιον μετὰ τὴν Μακεδόνων καὶ Περσέως κατάλυσιν (Μολοττῶν δ' ὑπάρξαι τὰς πλείστας), πέντε δὲ καὶ δέκα μυριάδας ἀνθρώπων ἐξανδραποδίσασθαι.* Vergl. *Reimar.* ad *Dion.* Cass. p. 32. 69.

42) In den Fasten heißt es: L. Aimilius L. f. M. n. Paullus II. pro Cos. an. DXXC. ex Macedonia et Rege Perse per triduum IIII. III. pridie K. Decem. Auf denselben gehen Münzen bei *Vaillant* p. 80. *Eckhel* p. 130. 43) Er hatte dringend gewünscht diese Schmach von sich abgewendet zu sehen, aber die desfallsige Andeutung des Paullus entweder gar nicht verstanden, oder aus zu großer Lust zum Leben nicht verstehen wollen. Vgl. *Cic.* Tusc. disp. V, 40. 118. Orat. in Catil. IV. c. 10. §. 21. 44) Vergl. *Cic.* de Offic. *II.* 22, 76. *Valer. Max.* IV, 3, 8. Die ornamenta villarum, quibus L. Paulum et L. Mummium, qui rebus his urbem Italiamque omnem refserserunt etc. im Orator. c. 70, 232 lassen sich nicht genauer bestimmen und scheinen rhetorischer Schmuck zu sein.

Freude und Ehre erfuhr Paullus die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, denn fünf Tage vor dem Triumphe starb ihm ein vierzehnjähriger, drei Tage nach demselben sein jüngster zwölfjähriger Sohn. Er ertrug diesen schweren Unfall mit bewunderungswürdiger Geduld, noch die Huld der Götter preisend, daß sie nach so großem Glück das Unglück über ihn selbst, nicht über den Staat verhängt hätten[45]). Um so höher stieg auch dadurch die Bewunderung seiner Mitbürger; sie bewilligten ihm die Tragung des triumphalischen Schmuckes bei allen circensischen Spielen (*Aurel. Vict.* de vir. ill. c. 56) und legten ihre Hochachtung auch dadurch an den Tag, daß sie ihm mit Q. Marcius Philippus im J. 164 (590 der Stadt) die Censur übertrugen. Die von beiden vorgenommene Schätzung ergab 337,452 Bürger[46]). Aber noch während dieses Amtes verfiel Paullus in eine schwere Krankheit; er zog sich nach Velia zurück, um auf einem stillen am Meere gelegenen Landhause der Ruhe zu pflegen und die erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Das Verlangen des Volkes nach ihm, und das Gefühl wiedergewonnener Kraft, ließ ihn nach Rom zurückkehren, an den Opferhandlungen thätigen Antheil nehmen und selbst ein feierliches Opfer für seine eigene Genesung veranstalten. Als es vollendet war, ging er nach Hause zurück, legte sich zur Ruhe, verlor aber dabei seine Sinne und gab drei Tage nachher, im J. 160 v. Chr., im 68. Jahre seines Lebens, seinen Geist auf. Er wurde mit großem Gepränge bestattet; die von ihm unterworfenen Völker ehrten den Sieger im Tode noch durch das freiwillige Anerbieten, den Leichnam zu tragen (*Valer. Max.* II, 10, 3); eine große Menge Volks begleitete den Zug und pries den Wohlthäter und Erhalter des Vaterlandes. Bei den Leichenspielen, welche die beiden ältesten Söhne veranstalteten, wurden die Adelphi des Terenz aufgeführt[47]).

Paullus hatte sich zuerst mit Papiria, einer Tochter des Consular C. Papirius Maso, vermählt und mit ihr zwei Söhne gezeugt; aus unbekannten Gründen, über die er selbst gegen Freunde sich nicht aussprach, ließ er sich von ihr scheiden und die beiden Söhne durch Adoption in die alten und berühmten Geschlechter der Fabier und Scipionen übergehen[48]). Es sind dies Q. Fabius Ämilianus und P. Cornelius Scipio Ämilianus, der auch nach der Ehescheidung an seiner Mutter mit kindlicher Liebe hing (*Polyb.* XXXII, 12). Von zwei Töchtern war die eine an den Sohn des Cato (*Cicer.* Cat. maj. 6. 16), die andere an den edlen Q. Älius Tubero verheirathet, die mit edlem und festem Sinne die Armuth ihres Gemahls theilte. Paullus hatte noch einmal geheirathet, doch wird der Name dieser zweiten Gemahlin nirgends erwähnt. Von ihr sind wol die beiden Knaben geboren, deren früher Tod bereits erwähnt ist; von ihr vielleicht auch die dritte Tochter, auf welche die vielfach erwähnte Anekdote (vgl. Anmerk. 32) schließen läßt. An seinen Kindern hing Paullus mit zärtlicher Liebe[49]); das zeigt die Traurigkeit, welche ihn sogar nach dem glänzenden Siege bei Pydna niederbeugte, als er befürchtete, den jüngsten Sohn, von dem er sich schöne Hoffnungen machte, in der Schlacht verloren zu haben (*Plutarch.* c. 22), das noch mehr die Sorgfalt, welche er auf ihre Erziehung verwendete. Er ließ sie, erzählt Plutarch (c. 6), nicht nur in den römischen Wissenschaften, worin er selbst war unterrichtet worden, sondern auch in der griechischen Literatur unterweisen. Nicht blos Grammatiker, Sophisten und Rhetoren, sondern auch bildende Künstler und Maler, sogar Lehrer für besondere Fertigkeiten, wie die Reitkunst und Jagd, ließ er aus Griechenland kommen und wohnte, sobald nicht die öffentlichen Geschäfte ihn verhinderten, dem Unterrichte selbst bei. Aber trotz dieser Liebe ertrug er doch den bittern Verlust der beiden jüngsten Söhne mit großer Standhaftigkeit, weil er sich gewöhnt hatte (*Plutarch.* c. 36), seinen Muth auch gegen die Angriffe des Glücks zu gebrauchen und weil er als echter Römer das Wohl des Vaterlandes höher stellte als sein eigenes Interesse. Als Staatsmann gehörte er zu der patricischen Partei; daher hielt er sich fern von aller Gunstbuhlerei und Schmeichelei durch populäre Gesetzesvorschläge, daher verschmähte er sogar die gewöhnlichen Kunstgriffe der Candidaten bei der Bewerbung um Ehrenstellen, jenes freundschaftliche Verkehren, Grüßen und Umarmen, daher vernachlässigte er die Beredsamkeit[50]), weil er nur durch Treue, Tapferkeit und Gerechtigkeit die Ansprüche auf Ämter sich erwerben wollte. Daß er zu reden verstand, beweist die Rede, welche er wenige Tage nach dem macedonischen Triumphe hielt[51]). Treu blieb er den Versprechungen, die er einmal gegeben hatte, selbst gegen die Feinde, davon hat Macedonien die glänzendsten Beweise empfangen; treu den Sitten und Einrichtungen der Vorfahren bei den Augurien, in der Verehrung der Götter, in den Einrichtungen der Truppen und Lager, und die Strenge, mit welcher er die Aufrechthaltung der alten Kriegszucht möglich machte (*Val. Max.* II, 7, 14), veranlaßte zum Theil jenen Unwillen der Soldaten, durch welchen dem großen Feldherrn beinahe die Ehre des Triumphes entzogen worden wäre. Im Kriege

45) Vergl. *Cic.* Tusc. disp. III, 28, 70. Cato mai. 19, 68. Lael. 2. 9. Fragm. p. 490. *Vellej. Pat.* I, 9. *Seneca* ad *Marc.* 13. *Valer. Max.* V, 10, 2. *Ampel.* 18. 46) So Plutarch (c. 38), anders Livius (Epit. libri XLVI.): Lustrum a censoribus conditum est. Censa sunt civium capita trecenta viginti septem millia viginti duo, wozu Drakenborch ausdrücklich bemerkt: scripti nostri nihil mutant. Die Censur beider erwähnen auch *Plin.* H. N. VII, 60. XXVI, 1. *Valer. Max.* VII, 5, 3. 47) Die alte Didaskalie sagt: Acta ludis funebribus Aemilii Paulli quos fecere Q. Fabius Maximus, P. Cornelius Africanus. Vgl. auch *Polyb.* XXXII, 11—14. 48) Vergl. meinen Art. Papiria gens, 3. Sect. 11. Bd. S. 160.

49) Plutarch (c. 6) nennt ihn φιλοτεχνότατος Ῥωμαίων. 50) Zwar sagt Cicero im Brutus (c. 20, 80): Atque etiam L. Paullus Africani pater personam principis civis facile dicendo tuebatur, aber darunter ist offenbar mehr eine natürliche Beredsamkeit zu verstehen, wie sich aus Plutarch (c. 2) und dem motivirten Urtheile bei Cicero (de offic. I, 32) ergibt. 51) Ein Fragment jener Rede ist bei *Valer. Max.* V, 10, 2); wenig glaublich, daß auch Plutarch (c. 36) aus jener Rede geschöpft habe, wie H. Meyer (oratt. Romanor. fragm. p. 93) annimmt. Vielmehr hat dieser wie Livius (XLV, 41) die Rede selbst gemacht, was Westermann (in der Gesch. der röm. Beredsamkeit S. 37) gewiß richtig vermuthet.

zeigte er mehr umsichtige Besonnenheit, zögernde Klugheit [52]), als feurige Raschheit; die Jahre und die reichen Erfahrungen in Spanien und Ligurien hatten ihn belehrt; aber selbst in vielen kleinen Zügen erkennt man die alles beachtende Klugheit, wie in der Wahl des Terrains bei seinen ersten Waffenthaten in Spanien, in der Wahl der Zeit zum Angriff bei Pydna. Gegen die Überwundenen war er mild und leutselig, er suchte sie aufzurichten in ihrem Schmerz und ihre Lage, so weit es möglich war, zu erleichtern; die grausame Execution gegen die epirotischen Städte darf man nicht ihm Schuld geben (unbillig ist also *Dio* fragm. Peiresc. 76). Vor allen Tugenden, die ihn schmückten, leuchtet die Enthaltsamkeit und Uneigennützigkeit hervor. Er war nicht reich und liebte einen anständigen Aufwand, aber nicht um eine Drachme reicher kam er aus Spanien zurück, und auch bei keiner andern Gelegenheit suchte er sich zu bereichern (*Plutarch.* c. 4. *Dio Cass.* l. c.). Das Gold und Silber aus dem Schatze des Perseus wollte er nicht einmal ansehen, sondern ließ es sogleich den Quästoren übergeben (*Polyb.* XVIII, 18, 5); nur die Bibliothek desselben überließ er seinen Söhnen, und seinem Schwiegersohne, Älius Tubero, eine silberne Schale, welche nur fünf Pfund wog (*Plutarch.* c. 28. *Valer. Max.* IV, 4, 9). Aus keinem griechischen Tempel führte er Kostbarkeiten weg. Das Vermögen, was er seinen Söhnen hinterließ, soll sich kaum auf 370,000 Denare belaufen haben und um seiner Gemahlin ihre Mitgift wieder zu erstatten, die 25 Talente betrug, mußten die Söhne von ihrem Grundbesitz und ihren Sklaven vieles veräußern [53]). Einen solchen Mann ehrten die Zeitgenossen (*Cic.* Cat. maj. 17, 61), zahlreiche Jünglinge drängten sich um ihn (ibid. 9, 29); noch mehr erhoben ihn die kommenden Geschlechter, welche die in ihren Zeiten seltener gewordenen Tugenden um so mehr bewunderten.

Hauptquelle für die Lebensverhältnisse dieses Mannes würde Polybius sein, wenn das 29. und 30. Buch desselben vollständig erhalten wären; so sind nur einzelne hierher gehörige Fragmente bei Strabo, Livius, Plutarch, Suidas und andern gerettet. Ihm ist Livius gefolgt, dessen Berichte leider auch bei den wichtigsten Momenten nur verstümmelt vorhanden sind. Darum bleibt eine wichtige Quelle die Lebensbeschreibung des Plutarchus, für den, wie man aus Cap. 15. 16. 19 ersieht, Polybius Hauptführer war; bei dem macedonischen Kriege benutzte er den Bericht des Scipio Nasica (c. 15. 16. 21), auch Cicero (c. 10) und Livius scheinen ihm zur Hand gewesen zu sein, obschon er letzteren nirgends namentlich erwähnt. Sonst gedenkt er eines gewissen Posidonius (c. 19. u. 21), woraus man wol mit Recht gefolgert hat, daß nicht der Apameenser gemeint sein könne. Die übrigen Historiker geben nur kürzere Berichte oder erzählen einzelne Anekdoten. Von neueren Darstellungen konnte keine mit Nutzen zu Rathe gezogen werden.

Der Name Paullus tritt zur Zeit des Untergangs der Republik noch einmal bedeutender in der Geschichte hervor, als die Familie der Ämilii Lepidi den alten glanzvollen Namen annahm, aber die Geschichte des L. Ämilius Paullus, des Paullus Ämilius Lepidus (Consul 720 der Stadt) und des Lucius Ämilius Paullus (Consul 754 ab u. c.) wird unter dem Artikel Lepidi; die Geschichte der Söhne des Paullus unter den Art. Fabii u. Scipiones zu erzählen sein. (*F. A. Eckstein.*)

PAULMANN (Friedrich), geb. den 23. März 1789 zu Linden bei Hanover, von unbemittelten Ältern, die ihm keine sorgfältige Erziehung geben konnten, bildete früh seine glücklichen Naturanlagen aus durch das Lesen mannichfacher Schriften. Seine lebhafte Phantasie führte ihn über die engen Grenzen eines gewöhnlichen bürgerlichen Wirkungskreises hinaus, dem er sich, nach dem Wunsche seiner Ältern, widmen sollte. Der Drang seines Innern zog ihn unwiderstehlich zur Bühne. In Begleitung mehrer Zöglinge der neustädter Schule in Hanover ergriff er den Wanderstab, und gesellte sich in Bielefeld zu einer umherziehenden Schauspielergesellschaft unter der Direction eines gewissen Thomas. Jener rasche Entschluß, durch die Umstände ihm aufgedrungen, war nichts weniger, als die Folge besonnener Überlegung. Indessen wußte er den Schritt, den er gethan, dadurch zu rechtfertigen, daß er sich dem Studium der dramatischen Kunst mit rastlosem Eifer widmete. Zu welcher Stufe er sich erhoben, zeigten späterhin seine ausgezeichneten Leistungen als Künstler, sowol in der Tragödie, als im Lustspiel. Mit entschiedenem Beifall betrat er die Bühne in Riga, Reval, Königsberg, Bremen, Hanover, Münster, Cöln, Mainz, Cassel u. a. Orten. Bewundert ward er vorzugsweise als König Lear, Shylock, Franz, Cromwell, Soliman und andern tragischen Rollen. Doch gelangen ihm auch komische Darstellungen, wie unter andern der Magister Lämmermeier in dem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen" von Julius v. Voß. Zu Hanover, wohin er im Herbst 1831 zurückgekehrt war, und in den Wintermonaten eine einstweilige Anstellung gefunden hatte, überraschte ihn der Tod den 12. März 1832. Anhaltende Studien hatten seine früher kräftige Gesundheit längst untergraben. Wochenlang hatte oft die richtige Auffassung der Charaktere seinen denkenden Geist beschäftigt. Sein Talent wurde unterstützt durch eine genaue Bühnenkenntniß, die er sich während seiner dramatischen Laufbahn erworben. Er war im eigentlichen Sinne des Worts ein tugendhafter Künstler, der sich seinem Beruf

---

52) Dio Cassius (Fragm. Peiresc. 76) nennt ihn *τἄλλα οὐκ ἄμοιρον χαρίτων ἄνδρα γενόμενον καὶ μέτριον μὲν ἐν ταῖς εὐπραγίαις, εὐτυχέστατον δὲ ἅμα καὶ εὐβουλότατον ἐν τοῖς πολεμίοις ὀφθέντα.* Ein merkwürdiger Ausspruch ist bei *Gellius* N. A. XIII, 3. 53) Vergl. *Polyb.* XVIII, 18, 6. XXXII. fragm. 8. *Liv.* epit. XLVI: Tanta eius abstinentia fuit, ut cum ex Hispania et ex Macedonia immensas opes retulisset, vix ex auctione eius redactum sit, unde uxori eius dos solveretur. *Dio Cass.* Fragm. Peir. 76: *Ἐν τοσαύτῃ πενίᾳ διεβίω, ὥστε χαλεπῶς τῇ γυναικὶ αὐτοῦ τὴν προῖκα τελευτήσαντος ἀποδοθῆναι.* *Plut.* c. 4. *Valer. Max.* IV, 4, 9. *Aurel. Vict.* vir. ill. c. 56, wo die Worte ob eius licentiam et paupertatem viel Anstoß erregt haben und bald in continentiam, bald in abstinentiam geändert sind, aber Arntzen hat es auf die viel gerühmte und namentlich in Griechenland bewiesene Liberalität bezogen.

mit reinem Eifer widmete, rastlos bemüht, das Höchste zu leisten *). (*Heinrich Döring.*)

PAULMANN (Konrad), aus ritterlichem Geschlecht und blind geboren, ergriff die Musik mit Eifer und Glück, und machte sich im 15. Jahrh. als Organist, Flötenspieler, Trompeter und Kytharist merkwürdig. Seine Kunst und sein Unglück machten ihn damals so berühmt, daß er an viele Fürstenhöfe berufen und fast überall auf das Beste ausgezeichnet und reich beschenkt entlassen wurde. Kaiser Friedrich III. beehrte ihn mit einem golddurchwebten Kleide, einem Schwerte an einem goldenen Gehänge und einer goldenen Ehrenkette. Der Fürst von Ferrara verehrte ihm ähnliche Prachtkleider und der bairische Herzog Albrecht III. berief ihn nach München mit einem kleinen Jahrgehalte. Dort spielte er an Festen und unterrichtete junge Leute bis an seinen Tod, am 24. Januar 1473. In der Kirche zu U. L. Frauen wurde ihm ein Denkmal von Marmor errichtet, worauf er, die Orgel spielend, abgebildet wurde. Die Inschrift heißt: Anno MCCCCLXXIII. an St. Paul Bekehrungs Abent ist gestorben und hie begraben der Kunstreichest aller Instrumenten und der Musica Maister, Conrad Paulmann, Ritterbürtig von Nürnberg und Blinder geboren, dem Gott Gnad. (*G. W. Fink.*)

PAULMIER DE GRENTEMESNIL (Julien le, auf Lateinisch Palmerius), geboren im Jahre 1520 im Cotentin, aus einer alten Familie, beendigte seine Studien in Paris, wo er zehn Jahre bei Fernel hörte und darauf, nach Erlangung der Doctorwürde, prakticirte. Während der Bürgerkriege, welche Frankreich verheerten, zog er sich auf ein Landgut bei Rouen zurück und beschäftigte sich mit schriftstellerischen Arbeiten. Zu dem Könige Karl IX. berufen, gelang es ihm, diesen unglücklichen Monarchen von dem Leiden der Schlaflosigkeit zu befreien und begleitete dann den Herzog von Anjou bei dessen erfolglosem Feldzuge in die Niederlande. In die Normandie zurückgekehrt, starb er zu Caen, im Jahre 1588. Mit seiner hochgebildeten Gemahlin, Margarethe von Chaumont, hatte er mehre Kinder, von denen ein Sohn, Jacob, sich als Philolog ausgezeichnet hat (s. über ihn den Artikel Palmerius). Julian Paulmier's bedeutendste Werke sind: 1) Traité de la nature et curation des plaies de pistolle, arquebuse et autres bastons à feu (Paris 1569); 2) De morbis contagiosis libri VII. (Paris 1578. 4.) In beiden Schriften zeigt sich Paulmier als ein scharfsichtiger Beobachter und als ein rationeller Arzt, der in mancher Beziehung über seinen Zeit- und Kunstgenossen stand. 3) De vino et pomaceo libri duo (Par. 1588). Die Schrecknisse der Bluthochzeit hatten Paulmier Herzklopfen und Hypochondrie zugezogen: er fand das Trinken des Ciders oder Äpfelweins heilsam und preist diesen sogar als vorzüglicher denn Traubenwein. Die beiden letztgenannten Werke hat Jacob von Cahagnes in das Französische übersetzt (*Weiss*, Biogr. univ. Tom. 33. p. 209—211). (*A. Sprengel.*)

*) s. die Posaune 1832, Nr. 48; den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrgang X. Th. 1. S. 170 fg.

PAULMY, Gemeindedorf im französischen Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton Bressigny le Grand, Bezirk Loches, liegt, acht Lieues von dieser Stadt entfernt, auf einer Anhöhe am Brignon, und hat eine Succursalkirche, ein Schloß mit einem von Pierre de Voyer, 1449, angelegten, mit Mauern umgebenen und zwei Lieues großen Park, 100 Häuser und 704 Einw. Die Herren von Voyer, genannt Paulmy, leiten ihr Geschlecht von einem griechischen Ritter, Basilius Voyer, ab, welcher unter König Karl dem Kahlen eine große Rolle gespielt haben soll. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PAULMY (Anton, Renatus de Voyer-d'-Argenson, Marquis von). Der Vater unsers am 22. Nov. 1722 zu Valenciennes geborenen Paulmy's war der Marquis von Argenson, Renatus Ludwig de Voyer, welcher damals Intendant des Hennegau's war. Auf dessen wie der übrigen Familienglieder Wunsch widmete sich Anton, nach der Vollendung seiner Studien, gleich seinen Vorfahren dem Staatsdienste und stieg schnell empor. Kurz hinter einander zum Advocaten beim Châtelet, Parlementsrath, Requetenmeister und Staatsrath ernannt, war er als Jüngling von 20 Jahren auf eine Höhe gestellt, auf welcher man sonst nur in Diensten ergraute Männer erblickte. Mochte nun gleich Paulmy bei dieser schnellen Beförderung manches der Gunst verdanken, so machten ihn wenigstens Talente, Fleiß und Thätigkeit derselben würdig. Bald sollte er indessen die betretene Laufbahn verlassen. Sein Vatersbruder, der Graf, Marcus, Peter von Argenson, welcher 1743 zum Kriegsminister ernannt wurde, ließ ihn zum Generalkriegscommissär ernennen; er folgte als solcher den Armeen von Flandern und Italien, und mehre glückliche Veränderungen im Finanz- und Kriegswesen waren die Folge seiner Rathschläge. Da nun um dieselbe Zeit (1744) sein Vater zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, so fand Anton Gelegenheit, auch diesem wichtige Dienste zu leisten. Doch bereits im J. 1747 wurde sein Vater durch Hofränke gestürzt, 1748 schloß man den aachner Frieden und so bedurfte man Anton's weder im Kriegsministerio noch in dem der auswärtigen Angelegenheiten weiter. Er wurde daher zum Gesandten für die Schweiz ernannt. Nachdem er auch hier seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet hatte, nahm er bei seiner Abberufung, welche im J. 1751 erfolgte, die allgemeine Achtung der Schweizer mit sich. Jetzt wurde er wieder im Kriegsministerio angestellt und bald darauf in die südlichen Provinzen gesendet, um die Festungswerke, Zeughäuser, Magazine und Truppen zu besichtigen und den herrschenden Misbräuchen abzuhelfen. Fünf Jahre hindurch fand er hier volle Arbeit, ihre Früchte jedoch ließ der 1756 wieder ausbrechende Krieg nicht zur Reife kommen. Am 2. Febr. 1757 wurde er an der Stelle seines Onkels, welcher den Tag vorher durch die Cabalen der Pompadour gestürzt worden war, zum Kriegsminister ernannt, allein bereits am 22. März 1758 legte er halb gezwungen, halb freiwillig dieses Amt wieder nieder. Der König gab ihm jedoch seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er ihn zum Staats-

minister ernannte und ihn ersuchte, als solcher den Sitzungen des Staatsrathes fortwährend beizuwohnen. Paulmy blieb bis zum Jahre 1762 in dieser etwas peinlichen Stellung; jetzt bewarb er sich um den Gesandtschaftsposten in Polen und erhielt ihn. Er betrug sich hier mit vieler Klugheit und obgleich er nicht in der Weise durchdringen konnte, wie sein Hof es wünschte, so sah doch sein scharfer, politisch-geübter Blick das traurige Schicksal dieses Reiches richtig voraus und er gab die Mittel an, dieses abzuwenden. Von 1766 bis 1770 lebte er als Gesandter in Venedig und er wünschte darauf in gleicher Eigenschaft in Rom leben zu dürfen. Die Nichtgewährung dieses Wunsches bewog ihn zu dem Entschlusse, allen ehrgeizigen Absichten zu entsagen und den Rest seines Lebens seiner Familie (er war zweimal verheirathet und hatte eine Tochter, die späterhin Herzogin von Luxemburg wurde), seinen Freunden und seinen Lieblingsneigungen zu weihen. Von jeher Freund und Beschützer der schönen Künste, gehörte er seit dem 4. April 1748 zu den Mitgliedern der Akademie von Paris, sowie er auch in Berlin und Nancy Akademiker war, und immer war er von einer außerordentlichen Bücherliebe beseelt gewesen. Er vereinigte in seiner mehr als 100,000 Bände starken Bibliothek die besten Werke des In- und Auslandes, vorzüglich aber Dichter und Romane; er besaß eine vollständige Collection französischer Romane seit dem 11. Jahrhunderte. Seine Muße benutzte er jetzt dazu, diesen Bücherschatz, den größten, welchen wol je ein Privatmann besaß, gehörig zu ordnen, wobei er wenigstens in die Hauptwerke Noten und belehrende Anmerkungen entweder eigenhändig schrieb, oder nach seinen Dictaten schreiben ließ. Sein Bibliothekar war Magnin de Salin, und dieser half ihm nicht blos bei der Anfertigung des Katalogs, sondern auch bei seinen übrigen literarischen Arbeiten, die er jetzt mit außerordentlicher Thätigkeit begann, indem er es sich zur Hauptaufgabe machte, seinen Zeitgenossen die Romane der ältern Zeit verständlich und genießbar zu machen. So erschienen vom Jahre 1775—1778 vierzig Bände seiner Bibliothèque universelle des romans, welche er theils selbst bearbeitet, theils blos redigirt hatte. Besondere Gründe bewogen ihn später, dies Unternehmen aufzugeben, doch hat er den Ruhm, von den Fortsetzern desselben nicht in Vergessenheit gebracht zu sein. Hierauf begann er seine Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, ein äußerst geistreiches Werk, in welchem er die Resultate der vorhin erwähnten Noten und Bemerkungen niederlegte und von welchem binnen acht Jahren 65 Bände erschienen. Da um diese Zeit die Schriften der leichteren Gattung Mode wurden, so wollte er auch hier nicht zurückbleiben. Bald erschienen daher Romane, Zeitgesänge, Lustspiele und Vaudeville, welche er theils selbständig, theils in Verbindung mit andern sich in dieser Schreibweise auszeichnenden Männern verfaßte. Einfach in Sitten, Manieren und Kleidern, war er edel und uneigennützig, und auf die Unterstützung der Armen verwendete er jährlich eine bedeutende Summe. So starb er geachtet, geehrt und geliebt am 13. Aug. 1787 als Kanzler der Königin und Gouverneur von Paris, die einzigen Ämter, welche er sich vorbehalten hatte. Den größten Wunsch seiner letzten Jahre, daß seine Bibliothek nach seinem Tode nicht zerstreut werden möge, erfüllte der damalige Graf von Artois und spätere Ludwig XVIII., welcher sie 1781 ankaufte, ihren Gebrauch aber dem Sammler und Ordner derselben bis zu seinem Tode überließ. Sie bildet jetzt, so weit sie den Stürmen der Revolution entgangen ist, die Bibliothek des Arsenals*). (*G. M. S. Fischer.*)

PAULNEMAUR, District im vorderindischen Khandesch, welcher im Süden und Westen an die Districte Meiwar und Bejaghur, im Norden aber an Holkars Gebiet grenzt, von welchem ihn die Nerbuda scheidet. Holkar besitzt den größern nordwestlichen Theil dieses Districts, Maha Raja Sindia den übrigen Theil. Außer der Nerbuda findet sich hier noch der Annair, an welchem die Städte Multaun und Bhekungunge liegen. (*Fischer.*)

PAULO (San), Provinz von Brasilien, zwischen 20° 30′ und 28° südl. Br. Ihr Durchmesser von N. nach S. beträgt 112 geogr. M., von O. nach W. 83 M., ihr Flächeninhalt 9,010 geogr. □Meilen. Nach S. grenzt sie an Rio grande do Sul, nach W. an Paraguay, Goyaz und Matto grosso, nach N. an Goyaz, nach NO. an Minas, nach O. an Rio Janeiro und das Meer. Zwei Gebirgsketten, die Serra do Mar und die Serra geral, durchziehen sie in ihrer ganzen Länge, geben viele niedrige und abgerundete Zweige ab, und bringen sowol in dem Charakter der Landschaft, als der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's viele Abwechselungen hervor. Die Zahl der Flüsse ist bedeutend; unter diesen steht der Paraná obenan. Die meisten sind wenigstens für größere Kähne schiffbar, und erklären die verhältnißmäßig schnelle Ausbreitung der ursprünglichen Colonien, sowie die eigenthümliche Neigung der Paulistas zu ausgedehnten und abenteuerlichen Reisen. Unter den Häfen der Küste ist die Bai von Santos am größten, und vorzugsweise von Kauffahrern besucht. Das Klima gehört zu den angenehmsten, denn es vereint fast alle Vortheile eines tropischen Himmels, ohne die Unbequemlichkeiten desselben mit sich zu bringen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 22—23° Centigr. (Martius), jedoch treten die Jahreszeiten schärfer charakterisirt auf, als in den äquatorialen Provinzen Brasiliens. In der trockenen Zeit (Mai bis September) sind leichte Reife auf den höheren Bergen, unter welchen z. B. die Serra do Mar 3000′ absolute Höhe erreicht, eben keine Seltenheiten, doch wird diese Kühle weiter hinab nie so empfindlich, daß sie den Gebrauch von Feuern in den Häusern erheischt. Die Regenzeit dauert vom October bis zum April, und erreicht ihre Höhe im Januar. Dichte und hochstämmige Wälder sind ungleich seltener als in den nördlichen Provinzen, und bedecken (nach Martius) nur zwei Siebentheile der Oberfläche. Hingegen erstrecken sich grasreiche Campos über einen weit größeren Landstrich; sie stellen den Übergang aus der Waldregion in die baumlosen Gefilde der Provinz Rio grande dar, die nur in

*) Vergl. Bibl. univers. T. XXXIII. l. s. und den Art. Argenson in der allgem. Enc. der W. u. Künste. 1. Sect. 5. Bd.

wenigen Beziehungen von den eigentlichen Pampas abweichen. Ihre Vegetation ist sehr mannichfach; zwischen Gruppen von Bäumen, die nur diesem Boden angehören, aber nie zu eigentlichen Wäldern sich vereinigen, wachsen viele Arten von krautartigen Pflanzen und Gräsern. Der lehmige oder quarzsandige Boden gestattet zwar keinen Wiesenwuchs nach europäischen Begriffen, indessen finden Heerden stets hinreichendes Futter auf solchen Campos. Viehzucht ist daher das vorzüglichste Gewerbe der Paulistas, und sagt ihnen, wegen der Bewegtheit des Lebens, auf den Fazendas de criar (Höfen, wo allein Viehzucht im Großen betrieben wird) weit mehr zu, als der ruhigere Landbau, der zwar in den niederen Gegenden fleißig betrieben wird, aber schon dadurch Beschränkungen erleidet, daß man nur den Boden als cultivirbar ansieht, auf welchem Wälder gestanden haben. Das Verfahren der Viehzüchter gleicht im Einzelnen und Ganzen der in Rio grande und den Plataprovinzen gewöhnlichen, von vielen Reisenden beschriebenen Weise. Die Zahl jener Fazendas betrug (um 1818) in der ganzen Provinz 190. Die Hervorbringung von Colonialwaaren ist weit geringer als in dem nördlicheren Brasilien; auch sind sie von weniger guter Beschaffenheit, und gehen nur zur Hälfte in das Ausland. Paraguaythee machte noch 1820 einen der wichtigsten Handelszweige aus; sein Verbrauch ist durch Einführung chinesischen Thees vermindert worden, indessen gehen von Paranagua noch alljährlich mehre Schiffsladungen nach dem Plata und Chile. Das Klima gestattet die Anpflanzung europäischer Fruchtbäume, allein auch unter den einheimischen sind manche von ausgezeichneter Vortrefflichkeit; so die Eugenia cauliflora *Mart.*, aus deren Früchten man einen leichten Wein bereitet. Von Medicinalpflanzen führt Martius 54 in der Provinz gebräuchliche an. Die Forste sind reich an nützlichen Bäumen, und liefern namentlich sehr feine Hölzer für Tischlerarbeiten. Charakteristisch für diese Vegetation ist die brasilische Fichte (Araucaria), welche weiter nach Norden kaum vorkommt. Auf edle Metalle treibt man jetzt nirgends einen geordneten Bergbau, denn die Goldvorräthe, welche die ersten Colonisten zu weiten und gefährlichen Streifereien verlockten, und durch Waschen von Geröllen erlangt wurden, sind so sehr erschöpft, daß sogar die Goldschmelze der Regierung in der Hauptstadt der Provinz seit langer Zeit aufgehoben ist. Die Bergkette von Araasojava enthält eine unerschöpfliche Menge von magnetischem Eisenstein, auf welchen seit 1810 gebaut wird. Das dort angelegte Hüttenwerk von Ypanema kostete der Regierung 300,000 Crusados und liefert jährlich gegen 4000 Aroben Metall, welches an Ort und Stelle zu groben Werkzeugen und Geräthschaften verarbeitet wird. Der Handel von San Paulo ist beschränkter Art, denn wenige Schiffe nehmen ihre Ladungen direct nach Europa; Küstenfahrer bringen daher die Producte der Provinz nach Rio Janeiro, dem größten Markt des südlicheren Brasiliens, oder nach Bahia, Pernambuco, Rio grande und dem Plata. Die Ausfuhr nach Europa hatte an Werth, 1801: 21,235 Milrés; 1807: 229,020 Milrés; der Werth der gesammten Ausfuhr war 1813: 666,942 Milrés; im letzteren Jahre war die Einfuhr 766,105 Milrés. In den Jahren 1830—32 betrug die Ausfuhr durchschnittlich 809,000 Milrés. Die Betriebsamkeit ist größer als in andern Provinzen, indessen nicht fabrikmäßig. Die eingewanderten Fremden finden selbst unter den sprüchwörtlich thätigen und beweglichen Paulistas viele Schwierigkeiten, um sich zuverlässige Gehilfen heranzubilden. Die Volkszahl betrug im J. 1808: 200,478 Seelen; im J. 1815: 215,021 S.; im J. 1832 (nach einer Zeitung von Rio Janeiro) 233,000 S., sodaß also dieselbe in regelmäßigen Verhältnissen anzuwachsen scheint. Martius hat bemerkt, daß in dieser Provinz das höchste bekannte Verhältniß der Geburten zur Zahl der Bevölkerung herrsche; auf je 28 Einw. kommt eine Geburt im Laufe des Jahres. Da nun die Sterblichkeit nur 1 zu 46 beträgt, so wird es mehr als wahrscheinlich, daß die rasche Zunahme der Bevölkerung keineswegs durch Einwanderung entstehe. Schnell tödtliche oder epidemische Krankheiten sind ungewöhnlich, aber allerdings stellen sich an die Stelle der rasch verlaufenden Übel heißerer Klimaten manche langsam, aber sicher tödtende Affectionen der Brustorgane, deren Grund in der Kühle der trockenen Jahreszeit und der veränderlichen Temperatur der höheren Gegenden zu suchen sein wird. Die Zahl von Individuen von weißer Farbe und unvermischt europäischer Abstammung ist hier verhältnißmäßig größer als in den äquatorialen Provinzen, wo ansehnliche Zahlen von Negersklaven vorkommen, die Sitten der Gesellschaft sich verschieden verhalten, und daher auch Mulatten und ähnliche Kastenmenschen vorwiegen. Die unteren Volksclassen bestehen indessen auch in San Paulo der Mehrzahl nach aus Mestizen. Im Allgemeinen gilt der Menschenschlag dieser Provinz für den rüstigsten und körperlich am besten gebildeten von Brasilien. Die einfachere Lebensweise und die Beschäftigung mit Viehzucht, das Herumstreifen auf den dünn bewohnten Campos und die Sitte, weite Reisen, oft mehr aus Neigung als aus Speculation zu unternehmen, befördern diese Entwickelung, und geben eine Abhärtung, die den Paulista befähigt, abenteuerliche, bald mit Gefahren, häufiger aber mit ungewöhnlichen Mühseligkeiten verbundene Wanderungen durch die wenig gekannten Gegenden im Westen seines Vaterlandes vorzunehmen. Dieser Geist der Unruhe und Sehnsucht nach wechselnden Umgebungen verbindet sich mit einem Triebe zur Thätigkeit, der stets nach neuen Gegenständen sucht, und veranlaßt die Paulistas, nach allen Gegenden Brasiliens auszuwandern, wo sie, bald als Landbauer, bald als herumziehende Kaufleute auftreten, welche eine Flußreise von einigen hundert Stunden sehr gleichgültig unternehmen, jetzt in Goyaz und wenige Monate später am Rio branco im brasilischen Guyana gesehen werden. Über den Charakter des Volks herrscht nur ein Urtheil; er ist heiter, offen und redlich. Ein gewisser Stolz, Liebe zu Abenteuern besserer Art, und einzelne, fast ritterlich zu nennende Sitten, sind Reste aus der Zeit, wo die Bewohner dieser Provinz als Eroberer sich allen Nachbarn furchtbar zu machen verstanden. Zwar war das Küstenland schon im J. 1532 an zwei Brüder Souza durch

Johann III. gegeben worden; allein erst 1552 finden sich Spuren von Colonisirung durch Jesuiten in der Gegend der jetzigen Hauptstadt. Die Entwickelung der Niederlassung geschah ungemein schnell, und bald nahm die Bevölkerung in dem Maße zu, daß sie Eroberungen im Westen versuchen konnte, die freilich zunächst auf Einfangung von Indiern gerichtet waren, deren man als Sklaven benöthigt zu sein glaubte. Anfangs zwang dieses Bedürfniß zur Erweiterung dieser Ausflüge, als aber Spanien sich Portugals bemächtigt hatte, meinten die Paulistas berechtigt zu sein, auf eigene Hand den Feind in Amerika zu bekämpfen. Sie drangen daher (schon 1618) bis weit nach Paraguay vor, geriethen dort in Streit mit den Jesuiten, der zuletzt zum Kriege wurde, und erklärt, warum die Geschichtschreiber dieses Ordens sich stets bemüht haben, die ersten Colonisten von S. Paulo als einen Haufen von gesetzlosen Räubern zu beschreiben, denen man die sonst unter christlichen Völkern gewöhnlichen Rücksichten zu erweisen nicht gehalten sein könne. Allerdings war aber auch das Verfahren der einfallenden Streifcorps oft sehr unmenschlich, und zwang, nach einem mit sehr ungleichem Glück seit 1627 geführten Kampfe, die Jesuiten, die Provinz Guayra aufzugeben und ihre Missionen in mehr gesicherte Gegenden zu verlegen. Nur erst nach dem J. 1640 erstarkten die Colonien in Paraguay in hinreichendem Maße, um den Paulistas Widerstand mit solchem Erfolge zu leisten, daß diese fortan von Einfällen abstanden. (Vgl. d. Art. Paraguay.) Unter sich und mit der portugiesischen Regierung geriethen die Paulistas nicht selten in lange und blutige Händel, sodaß überhaupt die Geschichte ihrer Provinz mehr Mannichfaltigkeit und Interesse darbietet, als die farbenlose und an bedeutsamen Begebenheiten arme Vergangenheit anderer Gegenden Brasiliens. Die Capitanie von S. Paulo entstand erst unter König Johann V., im J. 1710, durch Absonderung der Hälfte der alten Capitanie von San Vincente, zu welcher die Capitanie von S. Amaro hinzukam. Man theilte sie in eine nördliche und südliche Comarca, welche den Namen San Paulo und Paranagua empfingen, nach ihren Hauptörtern. Die letztere hieß späterhin Curitiba, seit der Sitz der Behörden nach diesem Orte (1811) verlegt worden war. Wegen Zunahme der Bevölkerung trennte man (1808) von der ersten eine neue Comarca, Ytú, ab. Die Einrichtungen der inneren Administration sind von den im übrigen Brasilien geltenden durchaus nicht verschieden. — Die Hauptstadt San Paulo (1200′ absol. Höhe n. Martius; 48° 59′ 25″ W. Par. 23° 33′ 10″ s. Br. n. d. Bureau des Longit.) liegt auf einem Hügel in der Mitte einer Ebene, und in angenehmen, wenn auch nicht großartigen Umgebungen. Ihre Bauart ist die altportugiesische, die in Brasilien immer seltener wird, und aus den großen Handelsstädten Bahia, Pernambuco, Pará, Rio Janeiro schon länger verschwunden ist. Das Ansehen der Straßen ist zwar regelmäßig und reinlich, aber bürgerlich und nicht imponirend. Einige öffentliche Gebäude zeichnen sich jedoch aus, z. B. die Paläste des Bischofs und des Präsidenten. Die Zahl der Bewohner wurde 1815 zu 25,313 angegeben, betrug aber 1833 über 30,500, ohne die außerhalb der Stadt gelegenen, aber in ihr Kirchspiel gehörenden Landsitze und Meierhöfe. Der zwölf Leguas entlegene Hafen Santos wird von der Hauptstadt durch den 3000′ hohen und steilen Berg Cubatão, einen Theil der Serra do Mar, geschieden, der, ungeachtet einer mit großer Arbeit und Kosten angelegten Kunststraße, doch ein sehr empfindliches Hinderniß des Handels und der Verbindungen darstellt. Die Bevölkerung von Santos betrug (1815) 5133 S. Alle übrigen Orte der Provinz sind nur Villas, selbst Ytú und Curitiba nicht ausgeschlossen, deren Einwohnerzahl von 1500—15,000 S. ansteigt, jedoch auch die Bewohner des Kirchspiels auf dem Lande begreift. Die beträchtlichsten sind in der Comarca San Paulo: Paranahyba, am linken Ufer des Tieté; Mugi das Cruzes; Taubaté, am Parahyba, ein eben so alter Ort als die Hauptstadt, und in den ersten Zeiten der Niederlassung mit dieser häufig in Kämpfe verwickelt; in der Comarca Ytú: Mugy-mirim, Sorocaba, Ytú; in der Comarca Curitiba: der gleichnamige Hauptort und Paranaguá, der wichtigste Hafen für den südlichen Theil der Provinz. (*Pöppig.*)

PAULON, ein auf den Alpen entspringender, in der Nähe von Nikäa (ἡ Νίκαια), dem heutigen Nizza (*Pomp. Mela* II, 4), strömender Fluß in Ligurien. Noch gegenwärtig führt er den Namen Poglion und fällt an der Ostseite von Nizza in das Meer (Mannert Th. IX, 1. S. 270). (*Krause.*)

Paulos, s. Paullus und Paulus.

PAULOW, PAWLOWITZKE, Dorf im preußischen Regierungsbezirke Oppeln, Kreis Kosel, mit 200 Einwohnern. Im J. 1780 legten die Herrnhuter in der Nähe dieses Ortes die Colonie Gnadenfeld an (s. d. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

PAULOWITZ, slaw. Pawlowice. 1) Teutsch-Paulowitz, ein zu den sogenannten mährischen Enclaven, welche vom troppauer Kreise Schlesiens ganz umschlossen und in Hinsicht auf die politische Verwaltung auch diesem Kreise zugetheilt sind, und zum Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 29 gehöriges olmützer fürst-erzbischöfliches Lehengut, welches der freiherrlichen Familie Mattenkloit gehört, fruchtbaren Boden hat und aus dem Dorfe gleiches Namens besteht, was fünf Viertelstunden nördlich von Hotzenplotz entfernt ist, 79 Häuser, 523 teutsche katholische Einwohner hat, welche nach Hotzenplotz eingepfarrt sind, und sich vom Ackerbaue und der Viehzucht nähren, mit einem herrschaftlichen Schlosse, einer katholischen Filialkirche und einer Trivialschule. 2) Ein zur gräflich matuschkaischen Herrschaft Drzewohositz und zum Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 1 gehöriges Dorf, im prerauer Kreise des Markgrafthums Mähren, in offener, hügeliger Gegend gelegen, eine Stunde östlich von Prerau entfernt, mit 82 Häusern, 499 slawischen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer eigenen, zum prerauer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre, welche schon im Anfange des 16. Jahrhunderts bestand, im J. 1589 von den Pikarditen in Besitz genommen, und erst 1681 als

katholische Pfarre wieder hergestellt wurde, gegenwärtig 2822 Seelen zählt, von zwei Priestern besorgt wird und unter obrigkeitlichem Patronate steht, einer im J. 1569 erbauten katholischen Kirche und einer Trivialschule. Paulowitz war ehemals ein eigenes Gut, von dem sich im Anfange des 14. Jahrhunderts ein adeliges Geschlecht von Pawlow nannte. In der Hälfte des 15. Jahrhunderts gelangte das Dorf in den Besitz der Herren von Witbach, welche den Beinamen Pawlowsky annahmen, sich noch im 16. Jahrhunderte so nannten, und zuletzt mit dem Geschlechte der Herren von Zastřizl verschmolzen *). (*G. F. Schreiner.*)

Paulowsk, s. Pawlowsk.

PAULS und XERTA, Villa in der spanischen Vegeria de Tortosa, Provinz Catalunna, hat 2200 Einwohner. In seiner Nähe stürzt der Ebro 15 Fuß herab. (*Fischer.*)

PAULSBRUNN, ein zur fürstlich von windischgrätzischen Fideicommißherrschaft Tachau gehöriges großes Dominical-Dorf, im südwestl. pilsener Kreise des Königreichs Böhmen, aus zerstreuten Waldhäusern bestehend, nach Schönwald (Vicariatsdistrict Hayde, Erzbisthum Prag) eingepfarrt, mit 84 Häusern, 662 teutschen Einwohnern. In der Nähe der bairischen Grenze befinden sich einige Häuser, die den Namen Thiergarten führen. Hier ist ein k. k. Grenzzollamt. Auch sieht man in der Nähe jener Häusergruppe, die den Namen Schanzhäusel erhalten hat, noch Überreste alter Feldschanzen aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. (*Schreiner.*)

PAULSDORF. 1) Neu-Paulsdorf, ein zur gräflich clam-gallas'schen Herrschaft Reichenberg gehöriges, nur ¼ Stunde nordwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entferntes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, im Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 36, nach Reichenberg eingepfarrt, mit 84 Häusern, 761 teutschen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken und nebst der Landwirthschaft auch mit städtischen Arbeiten beschäftigt sind. 2) Alt-Paulsdorf, ein zu derselben Herrschaft und Pfarre gehöriges, nur ¼ Stunde nordwestwärts von Reichenberg entferntes, auf einer Anhöhe gelegenes Dorf, mit 19 Häusern und 155 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PAULS-FESTUNG (russ. Pawla-Krepost), eine kleine Festung in dem russ. Gouvernement Jekatherinoslaw, an der zwischen dem Terek und dem asowschen Meere gezogenen Linie des Baches Kura. Das bei der Festung liegende kleine Thal, in welchem er fließt, ist mit steinigen thonigen Gräben umgeben. Die Festung bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Diagonalen 180 Klaftern betragen. Mit ihren beiden offenen Seiten berührt sie den Rand des südl. Hügels dieses Thals und beherrscht eine freie Hochebene; von den andern beiden Seiten aber hat sie einen Graben, einen Wall, zwei Batterien zur Bedeckung und 70—80 Mann zur Besatzung. (*J. C. Petri.*)

*) s. das Markgrafthum Mähren, topographisch-statistisch und historisch geschildert von Gregor Wolny, Benediktiner und Professor (Brünn 1835, 1. Bd., prerauer Kreis, S. 116 fg.

PAULSKIRCHEN. Rom und London besitzen die berühmtesten Kirchen dieses Namens. Die in der ersteren Stadt, bekannt unter dem Namen Basilica S. Paolo fuori le Mura, erbaute Kaiser Constantin auf einer Stelle, auf der man glaubte, daß der Apostel Paulus vom Timotheus begraben worden sei, und welche der Lucina, einer reichen Christin, gehörte. Honorius vollendete den Bau 395, der jedoch späterhin noch manche Verschönerung erhielt. So ließ Castelli 1070 die Thüren für die Kirche zu Constantinopel gießen, Pietro Cavallini lieferte die musivischen Arbeiten und Benedict XIII. ließ 1725 den prachtvollen Porticus erbauen. Eine im J. 1823 entstandene Feuersbrunst vernichtete dieses großartige Gebäude, dessen Hauptzierde 120 antike Säulen waren, fast gänzlich, indessen wurden in dem 1825 gefeierten Jubeljahre auf Leo's XII. Verwendung allein 70,000 Scudi oder 165,000 Thlr. zu dessen Wiederaufbau gesammelt [1]). Es wird hierüber unten im Artikel Rom genauere Auskunft gegeben werden. — Hier erwähnen wir daher nur die Paulskirche in London, welche colossal, wie der Mann, dessen Namen sie trägt, in der gewaltigen Stadt dasteht. Wren legte 1675, auf der Stelle des 1666 zerstörten Doms, welcher auf den Grundmauern eines aus den Römerzeiten herstammenden kirchlichen Gebäudes ruhte, den Grund zu dieser Kirche und vollendete sie bis zum J. 1710 mit einem Kostenaufwand von 1½ Million Pfund Sterling dergestalt, daß die Königin und das Parlament den Gottesdienst in dieser Kirche halten lassen konnten. Sie ist aus Portlandssteinen erbaut und zwar in der griechischen Kreuzesform vom reinsten Geschmacke. Von Osten nach Westen beträgt ihre Länge 500 Fuß; die Breite des Chores und Schiffes 100 F.; die Kreuzflügel 285 F.; die Höhe der Kuppel, welche in der Mitte des Kreuzes auf mächtigen Säulen ruht, durch eine Kugel mit dem Kreuze auf der Laterne geschlossen wird und alle Gebäude der Stadt überragt, 110 F.; der äußere Umfang 2292 F. und die Höhe vom Fußboden der Kirche bis zum Kreuze 404 F. Einen prachtvollen Anblick gewährt die westliche Seite der Kirche. Der als Haupteingang dienende Porticus, zu welchem man auf einer Treppe von schwarzem Marmor gelangt, die aus 24 Stufen besteht, ist aus zwölf korinthischen Säulen gebildet. Der zweite, darauf folgende, Porticus, mit der Bekehrung des Apostels Paulus von Francis Bied im Fronton dargestellt, hat dagegen nur acht Säulen römischer Ordnung. Zwei ziemlich hohe Thürme, in deren einem der Thurmwächter wohnt, während in dem andern sich die Uhr befindet, deren 14 Fuß langer Perpendikel eine 100 Pfund schwere Kugel trägt, und deren Dach kuppelartig gewölbt und durch einen übergoldeten Tannenzapfen geschlossen ist, schmücken die Fronte. An dem nördlichen Porticus sieht man das Wappen Englands. Die südliche Façade ziert ein den Flammen entsteigender und von Gabriel Cibber verfertigter Phönix, mit der Umschrift RESVRGAM. Der östliche Theil dieses Prachtgebäudes, welches durch ein eisernes Gitter mit dem Kirchhofe von der Straße ge-

1) Vgl. *Nicolai*: Della Basilica di San Paolo (1815).

trennt wird, ist halbrund und durch mannichfache Bildhauerarbeiten verziert, zu welchen Wilhelm's III. Namenszug (W. R.), mit den gewöhnlichen Emblemen, sowie die Statue der Königin Anna gehören, welche man auf der Ludgateseite erblickt. Im Innern ist die Kirche einfach weiß; der Fußboden besteht aus weißem und schwarzem Marmor, nur am Altar hat man Porphyrplatten angewendet. Hier und da sieht man erbeutete Fahnen, rings im Innern herum aber die Denkmäler berühmter Männer. Wir erwähnen nur das Gren's, welches sich am Eintritte zu dem Chor befindet und wo wenige Worte die Verdienste dieses Mannes andeuten, sowie die von Flaxman gefertigte Statue Nelson's und die Howard's, welche John Bacon lieferte. Im J. 1824 zählte man überhaupt vier Statuen und 21 Denkmäler berühmter Männer [2]). Zu den übrigen Merkwürdigkeiten der Kirche gehört die akustische Galerie, zu welcher man durch eine Treppe in einem der südwestlichen Pfeiler gelangt, und welche den geringsten Laut oft hundert Mal verstärkt. Man hat von dieser Galerie eine schöne Ansicht der Gemälde, welche J. Thornhill in Beziehung auf Pauli Leben in der Kuppel angebracht hat. Durch dieselbe Treppe gelangt man in die Bücher- und Modellgalerie. Die erstere ist weniger durch ihre Bücher, als durch ihren Fußboden merkwürdig, welcher aus mehr als 2000 Holztafeln zusammengesetzt ist. In der Modellgalerie sieht man verschiedene Abrisse von Gebäuden, Altären, Verzierungen ꝛc. Die Orgel trennt das Chor von dem Schiffe, welches wiederum durch zwei Reihen massiver Säulen von den beiden Flügeln getrennt wird. Sie ruht auf acht Säulen von schwarzem und weißem Marmor. Sehenswerth sind auch die Logen des Bischofs, Dechanten und Lordmayors durch ihre mannichfachen Verzierungen. Der Gottesdienst beginnt hier täglich in der Sommerszeit um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr. Die Geistlichen werden vom londoner Bischof erwählt; Concerte werden täglich, ein Hauptconcert zum Besten armer Kinder jährlich im Monat Mai aufgeführt. Die Stundenglocke, welche man 20 engl. Meilen weit hören soll, wird nur geläutet, wenn sich ein Todesfall in der königlichen Familie ereignet oder der Lordmayor stirbt. Wer die Kirche besichtigen will, hat eine bestimmte Abgabe zu entrichten, welche von zwei Pence bis zu zwei Schilling steigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PAULSTHALER werden diejenigen Thalergepräge in Silber genannt, welche von dem Bisthum oder dem Domcapitel zu Münster ausgegangen sind, und auf welchen der Apostel Paulus als Schutzpatron des genannten Hochstiftes abgebildet ist. Der älteste Thaler des letztern hat folgendes Gepräge: Av. CONRADVS. D. G. EPIS. MONASTER. (Mönchsschrift). Der Apostel Paulus, in der Rechten das Schwert, in der Linken das Buch haltend, zu seinen Füßen das Wappen. Rev. MONETA. NOVA. ARGENTEA. MONAST. (gleichfalls aus Mönchsschrift bestehend). Ein Schild mit einem Adler, hinter demselben ein Kreuz *).

Der älteste Sedisvacanzthaler der Art dagegen ist: Av. MONETA. NOVA. CAPITULI. MONASTERI. SEDE. VACANTE. Eine Rosette. — In einem rings verzierten Schilde das unbehelmte Wappen des Domcapitels ohne Farbenandeutung, aus dem Brustbilde des Apostels Paulus mit vollem Gesicht, mit dem Heiligenschein um das Haupt, das Schwert in der Rechten, ein Buch unterm linken Arme, auf den Querbalken des Stiftswappens gestellt, bestehend. An den Seiten die getheilte Jahrzahl 16—50, unten: E. K. (Anfangsbuchstaben vom Namen des unbekannten Münzmeisters). Rev. FERDINANDVS. III. D. G. ROMA. IMP. SEMP. AVGVST. Das vorwärts gekehrte geharnischte Bild dieses Kaisers in ganzer Figur stehend, mit der Krone auf dem Haupte und dem umgehangenen Mantel, den Degen an der Seite, in der Rechten das mit der Spitze aufwärts gekehrte Schwert, in der Linken aber den Reichsapfel haltend **). (*K. Pässler.*)

PAULSTHOR (St.), dasjenige Thor der Stadt Rom, welches bei der Paulskirche vorbei nach Ostia führt. Die ältere Straße nach Ostia (nicht die älteste, diese führte aus der Porta Navalis) lief aus der Porta Navia hart an der Tiber vorbei [1]). Bei seiner Erweiterung der Mauern und bei seinem Bestreben, die Zahl der Thore zu vermindern, vereinigte Aurelian die Straße nach Ostia mit der nach Laurentum und ließ beide von dem Thore ihren Anfang nehmen, welches von der Zeit an Porta Ostiensis, bald aber von der Kirche, wozu es führt, das Thor des h. Paulus genannt wurde. Denn daß Aurelian und nicht Honorius, wie Nibby in seiner Beschreibung der Mauern von Rom annimmt, das Thor angelegt habe, geht aus dem Plane der Befestigungen jenes Kaisers überhaupt und insbesondere aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus [2]) hervor. Ammianus, indem er den Weg beschreibt, auf welchem Constantin's Obelisk in die Stadt gebracht wurde, läßt denselben durch die Porta Ostiensis und die Piscina Publica in den Circus Maximus gelangen; ein Weg, welcher augenscheinlich das Thor an seiner jetzigen Stelle voraussetzt. Indessen hat Honorius bei seiner allgemeinen Wiederherstellung der verfallenen Mauern das ostiensische Thor nicht übergehen können; und seiner Erneuerung, durch eine jetzt zerstörte Inschrift bezeugt, verdanken wir, was jetzt daran alt ist: die Unterbauten von Travertinquadern, welche die später an die Stellen der alten gesetzten Thürme tragen, sowie die Schwelle des Thores. Das Übrige ist spätere Ergänzung. Das Thor ist, wie die meisten ältern römischen, doppelt; von dem innern sieht man einen zweiten Bogen vermauert. Schon Procopius [3]) kennt es unter seinem jetzigen Namen,

2) A popular history and description of St. Paul's cathedral, with explanations of the monumental designs (London by Nichols and Son).

*) s. B. Arend Münzbuch (Hamburg 1636). S. 118. **) s. K. F. Zepernick, Die Capitels- und Sedisvacanzmünzen (Halle 1822). S. 163. B. F. de Gudeni, Recension und Beschreib. ꝛc. auserlesener Cabinetsthaler. Nr. 111. Hamburger histor. Remarques vom Jahre 1707. Nr. 18. v. Madai Thalercabinet. 1. Th. Nr. 832 fg. und die drei Fortsetzungen dieses Werkes. Monnoies en Arg. p. 40. 41.

1) Bunsen, Beschreibung von Rom. 1. Bd. S. 635 fg. 2) XVII, p. 92 ed. *Vales.* 3) Bell. Goth. III, 36.

jedoch waren, wie bei den übrigen Thoren, die von Heiligen ihre Namen erhielten, längere Zeit hindurch beide in Gebrauch. So erwähnt seiner der Anonymus von Einsiedeln unter dem Namen von Porta Ostiensis, Anastasius in den Lebensbeschreibungen der Päpste unter beiden abwechselnd. Eine Veranlassung mehr, daß der Name porta tri Pauli vorherrschend wurde, lag in dem Umstande, daß der große Säulengang, welcher zur Paulskirche führte, gleich beim Thore seinen Anfang nahm. Gegen Feinde, die, wie Totilas u. A., von dieser Seite in die Stadt dringen möchten, baute Paul III. eine Schanze, um den Zugang von Ostia her zu erschweren. (*L. Urlichs.*)

PAULUS[1]) **AEGINETA** (Paul von Ägina), ein griechischer Arzt, von dessen Lebensumständen nur wenig bekannt ist. Wie sein Name zeigt war er auf der Insel Ägina geboren und die Zeit seiner Blüthe fällt während der Herrschaft des Constantinus Pogonatus (668—685 n. Chr.), wie dies aus einer Stelle des Abulpharagius[2]) erhellt, welcher gleich nach der Erzählung von der Einnahme Alexandriens durch Amru folgendes schreibt: E medicis autem, qui hoc tempore floruerunt, fuit *Paulus Aegineta* (Bulos al Aigianithi) medicus sua aetate celebris; insigniter autem peritus fuit in mulierum morbis, multumque illis curae impendit. Convenire ipsum solebant obstetrices et eum de rebus, quae mulieribus post partum acciderent, consulere, quibus respondere dignabatur et quid facerent in iis, de quibus quaesierant, indicare, unde eum *Alkawabeli* (obstetriciam) appellarunt. Scripsit librum de medicina in novem[3]) distinctum tractatus, quem transtulit (in Arabicum sermonem) *Honain Ibn Isaak*[4]) et librum de affectibus mulierum. Wo und durch wen Paulus seine ärztliche Bildung erhalten, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmitteln, doch ist es wahrscheinlich, daß er zu Alexandrien studirte. Daß er sich wenigstens dort befunden, sagt er selbst (Lib. IV. c. 49. Vergl. c. 25. Lib. VII. c. 17) und der Beiname *ἰατροσοφιστής*, welchen er nach Labbeus (Bibl. nov. MSS. p. 126) auf einigen Manuscripten führt, scheint auf seine Schule hinzudeuten. Um seine Kenntnisse zu mehren und zugleich seine Kunst zu üben, befand er sich einen großen Theil seines Lebens auf Reisen, worauf auch die den Ausgaben seines Werkes voranstehenden Verse[5]) hinweisen; ob er aber der Reisen wegen den Beinamen *περιοδευτής* geführt, dürfte zu bezweifeln sein; vielmehr ist es wahrscheinlicher mit Menage (Amoenitat. juris c. 35) anzunehmen, daß er, wie so viele Ärzte, deswegen so genannt ward, weil er die Kranken in ihren Häusern aufsuchte und behandelte. Die Annahme Vogel's, daß Paulus auch in Latium seine Kunst geübt, beruht auf einem aus der lateinischen Übersetzung hervorgegangenen Irrthum, der sich freilich auch bei Haller findet. Dagegen lehrt die oben angeführte Stelle des Abulpharagius, daß Paulus vorzüglich und mit besonderm Glück in den unter der Herrschaft der Saracenen stehenden Ländern als Arzt, namentlich von Frauenkrankheiten, aufgetreten war. Die von Kasp. Barth in seinen Adversarien aufgestellte Meinung, daß er sich zur christlichen Religion bekannt, läßt sich nicht erweisen. Von seinen Schriften haben sich nur noch die *Ἐπιτομῆς (ἰατρικῆς) βιβλία ἑπτά*, ein Compendium der Medicin in sieben Büchern erhalten. Aus eigner Erfahrung hatte er das Bedürfniß einer gedrängten, aber vollständigen Übersicht der praktisch brauchbaren Regeln der Medicin kennen gelernt und daher theils zu eignem Gebrauch, theils auch für Andere aus den besten ärztlichen Schriften einen kernigen Auszug gefertigt, wobei er namentlich die *συναγωγαὶ ἰατρικαί* des Oribasius, die Sammlung des Aëtius, die Schriften des Galenus und Alexander von Tralles zum Grunde legte, deren Angaben er oft wörtlich anführt, gleichzeitig aber auch aus seiner eignen reichen Erfahrung Mittheilungen machte, wie er dies alles in der sehr bescheiden geschriebenen Vorrede angibt. Das erste Buch dieses Compendiums enthält die Hygiene, das zweite handelt die Fieber ab, das dritte die örtlichen innern Krankheiten, in der damals gewöhnlichen Reihenfolge vom Kopf bis zu den Füßen, das vierte Buch stellt die äußern, nicht auf einen bestimmten Theil beschränkten Fehler, das fünfte die Vergiftungen, das sechste die Chirurgie der Weichtheile und Knochen dar. Im siebenten Buche gibt er eine Arzneimittellehre, da er, wie er selbst sagt, um die Darstellung nicht zu sehr zu unterbrechen, in den frühern Büchern die Medicamente nur kurz erwähnt habe. Als Anhang folgt eine Auswahl zusammengesetzter Receptformeln und die Lehre vom Maß und Gewicht. Das Ganze zeichnet sich durch eine logische Ordnung und klare, concise Darstellung aus. Von besonderem Werthe ist das sechste Buch oder die Chirurgie, da wir nirgends so vollständig im Zusammenhange die Kenntnisse der Alten dargelegt finden als hier, denn selbst Celsus steht hier, wie R. A. Vogel[6]) gezeigt hat, in mehrfacher Beziehung hinter ihm zurück, was bereits früher schon Fabricius ab Aqua pendente, dessen Lieblingsschriftsteller er war, erkannte. Ausgaben besitzen wir von dem griechischen Texte nur zwei: 1) *Παύλου Αἰγινητοῦ ἰάτρου ἀρίστου βίβλια ἑπτά.* (Venet. in aed. *Aldi* et *Andr. Asulani* 1528. Fol.)[7]). 2) Pauli Ae-

1) Vgl. auch Paullus, was die richtigere Schreibart ist, und Paul. 2) Historia orientalis arab. edit. et latine conversa ab Ed. *Pocockio*. (Oxon. 1672. 4.) p. 114. Suidas sagt: *Παῦλος Αἰγινήτης ἰατρός. ἔγραψεν ἰατρικὰ βιβλία διάφορα.* 3) Fabricius (Bibl. graec. T. XIII. p. 576) bemerkt hierzu: Videntur Arabes librum sextum et septimum, qui prioribus longe prolixiores sunt, unumquemque in binos distinxisse, was um so wahrscheinlicher ist, als Paulus selbst das sechste Buch in zwei Abschnitte theilt. 4) Vergl. *Herbelot*, Bibl. oriental. pag. 456. Fabricius (l. c.) vermuthet, daß die Versio barbara, welche J. G. Schenk (Bibl. med. p. 433) erwähnt, nach dieser arabischen Übersetzung gefertigt sei. Eine andere arabische Übersetzung befand sich nach Haller in der Bibliothek des Fürsten Cantacuzenus. 5) *Παύλου πόνον με γνῶθι τοῦ γῆς τὸ πλέον Διαδραμόντος φύντος ἐκ γῆς Αἰγίνης.*

6) De Pauli Aeginetae meritis in medicinam imprimisque chirurgiam Prolus. I. II. (Götting. 1768. 4.). 7) In einem Exemplare dieser Ausgabe hatte Jos. Scaliger aus einem Manuscript eine Menge Emendationen und Zusätze beigeschrieben, vermachte dasselbe testamentarisch an Ael. Everhard Vorstius, von dem es Marq. Gudius und von diesem Fabricius (Biblioth. Graec. T.

ginetae libri septem graece collatione vetustissimorum exemplarium emendati et restituti nec non aliquot locis aucti. (Basil. 1538 apud *A. Cratandrum.* Der Herausgeber war H. Gemusäus.) Eine für die Kühn'sche Sammlung der alten Ärzte bestimmte Ausgabe von Kurt Sprengel kam nicht zu Stande. Lateinische Übersetzungen erschienen mehre; die erste von Albanus Torinus (Basil. 1532. Fol. 1538. 4. 1546. 8. 1551. 8.); von J. Guinterus Andernacensis (Paris 1532. Fol. Colon. 1534. Fol. Argentorat. 1542. Fol., mit Commentar Venet. 1542. 8. Lugd. 1551. 8., zugleich mit Jac. Goupyl's Bemerkungen Venet. 1553. 8., Lugd. 1567. 8., mit Guinter's, Cornarius', Goupyl's und Dalechamp's Commentaren (Lugd. 1589. 8.); von Janus Cornarius (Basil. 1556. Fol.) mit Commentar, Dolabellarum libri septem. Einzeln erschien das erste Buch lateinisch von G. Copus (Paris 1510. 4. und öfter), das zweite von R. Dodonäus (Colon. 1546. 8.), das sechste von J. Bern. Felicianus (Basil. 1533. Fol.), das siebente von Otto Brunfels (Argentor. 1531. 8.). Französisch erschien nur das sechste Buch von Pierre Tolet (Lyon 1539. 12.). Eine englische Übersetzung des ganzen Werkes: The medical works of Paulus Aegineta, the greec physician, translated into English; with a copious commentary, containing a comprehensive view of the knowledge posseded by the Greeks, Romans and Arabians, on all subjects connected with medicine and surgery. Vol. I. by *Francis Adams* (Lond. 1834. gr. 8., enthält die ersten drei Bücher, mit weitläufigem Commentar). Erläuterungsschriften: *H. Eggeling*, Disp. qua quanta ex lectione Pauli Aeginetae utilitas speranda sit, declarat. (Francof. ad Viadr. 1541. 8.) *Cph. Oroscii* (de Horozco) Annotationes in interpretes P. Aeg. (Venet. 1536. Fol., gegen Torinus und Guinter). *H. Gemusaei* annotationes in libros P. Aeg. omnes. (Basil. 1543. Fol.) *Alb. Torini*, Epistola ad Andernacum apologetica cum ejus versionis reprehensione, Graecorum ex Oroscio emendatione. (Basil. 1539. 8.) *Nic. Rorarii*, Contradictiones, dubia et paradoxa in libros Hippocratis, Celsi, Galeni, Aëtii, Aeginetae, Avicennae, cum eorundem conciliationibus (Venet. 1566. 8. S. 560—573). Vergl. die Geschichtswerke von Freind, Sprengel und Hecker, sowie Haller's Bibliotheca chirurgica und medico-practica. Das von Abulpharagius (a. a. O.) erwähnte Werk des Paulus über die Krankheiten der Frauen ist verloren gegangen. Über seine geburtshilflichen Ansichten vergl. Ed. Kasp. Jac. von Siebold, Gesch. der Geburtshilfe. 1. Bd. (Berlin 1839) S. 232—239. (*J. Rosenbaum.*)

Hier erwähnen wir auch einen älteren Arzt des Namens Paulus, aus dessen Schrift „über die beim Aderlaß anzuwendende Vorsicht, *περὶ τῆς ἐν τῇ φλεβοτομίᾳ ἐπισκέψεως*" uns Galen in seiner Schrift *περὶ φλεβοτομ.* VIII, 900. Chart. XIX. p. 525 sq. *Kühn.* ein Excerpt gegeben hat. (*H.*)

PAULUS aus Alexandrien, ein Astrolog, der nach Einigen gegen Ende des vierten, nach Andern im neunten, nach noch Anderer Angabe gar erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte. Ein Werk von ihm über die Kunst Nativitäten zu stellen (*εἰςαγωγὴ εἰς τὴν ἀπολεσματικὴν*) hat der Professor der Mathematik, Andr. Schato, im J. 1588 zu Wittenberg in Quart, zugleich mit griechischen Scholien eines unbekannten Verfassers darüber, herausgegeben. (*Gartz.*)

PAULUS, der Apostel Jesu Christi, und thätigster Verbreiter des Christenthums in der Heidenwelt, war ein geborner Jude aus dem Stamme Benjamin (Phil. III, 5. Rom. XI, 1), aber kein Palästinenser, sondern aus Tarsus in Cilicien (Act. IX, 11. XXI, 39. XXII, 3); wahrscheinlich waren indessen seine Ältern noch nicht lange dorthin gezogen, denn er hatte zu Jerusalem einen Schwestersohn ansässig (Act. XXIII, 16). Hiernach ist also die Angabe des Hieronymus (Catal. c. 5), daß Paulus in einer kleinen galiläischen Stadt Gischala geboren sei, falsch; vielleicht mochten aber seine Ältern sich dort wirklich einige Zeit bei ihrer Auswanderung aus Palästina aufgehalten haben. Wie dieselben zu dem römischen Bürgerrecht gekommen waren, ob durch Kauf, oder durch ein Verdienst der Vorfahren um den römischen Staat, ist nicht auszumachen; indessen hatte er darauf als geborner Tarsenser noch keinen Anspruch, wie man wol vermuthet hat. Von seinen übrigen Familienverhältnissen ist nur bekannt, daß er unverheirathet war (1 Cor. VII, 8. cf. IX, 5); daß er aber eine von ihm bekehrte Jungfrau, Thecla, eine Zeit lang als Begleiterin mit sich umhergeführt habe, gehört nur der spätern Sage an. Sein jüdischer Name Saul שָׁאוּל desideratus (Act. VII, 58), berechtigt vielleicht zu dem Schlusse, in ihm einen Spätgebornen zu vermuthen. Als Christ führt er den römischen Namen Paulus, zuerst Act. XIII, 9, so nennt er selbst sich in den Briefen, und wird ebenfalls 2 Petr. III, 15 so bezeichnet. Der Grund dieses Namenswechsels wird zwar von dem Berichterstatter Lucas nicht angegeben; aber man muß darin mit Sicherheit den Einfluß der jüdischen Sitte erblicken, daß sie, sobald sie mit Heiden in Verkehr traten, sich zu solcher Namensveränderung verstanden, entweder durch einfache Umformung, aus Jesus — Jason, aus Silas — Silvanus, oder durch völligen Namenstausch, aus Hillel — Pollio, aus Onias — Menelaus. Bei Paulus war eine solche Namensveränderung noch mehr durch seinen Übertritt zum Christenthume begründet; die Angabe des Hieronymus, daß er diesen Namen zu Ehren seines Schülers, des von ihm bekehrten Statthalters von Cypern, Sergius Paulus (Act. XIII, 7), angenommen habe, ist wol nur als bloße Vermuthung der

---

XIII. p. 577) erhielt. Jetzt befindet sich dasselbe auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen. C. G. Kühn erhielt eine Abschrift der Zusätze durch Bloch's Vermittelung und hielt sie Anfangs für von Paulus selbst ausgegangen, überzeugte sich aber bald, daß sie neuern Ursprungs und besonders aus Dioscorides und Aëtius genommen sind, ohne daß diese jedoch genannt würden. Vgl. *C. G. Kühn*, Progr. de additamentis quibusdam, quae in cod. msto. *Pauli Aeginetae* a *Scaligero* reperta fuerunt, num ad huius medici secundam editionem, ab auctore ipso factam, concludi possit quaeritur. (Lips. 1828. 4.)

spätern Zeit zu betrachten, da wirklich Lucas V. 9 dicht nach dem Berichte jener Bekehrung den Namenswechsel markirt: Lehrer pflegen doch nicht die Namen von ihren Jüngern anzunehmen.

Seine Vaterstadt Tarsus, Hauptstadt Ciliciens am Flusse Cydnus, war ein Sitz griechischer Wissenschaft und wetteiferte darin mit Athen und Alexandrien (*Strab.* Geogr. L. XIV. c. 5). Paulus hat deshalb richtige Begriffe vom römischen Recht, und auch einen Anflug von griechischer Bildung; so citirt er eine Stelle aus dem Menander 1 Cor. XV, 33, aus Epimenides Tit. I, 12, aus Aratus Act. XVII, 28. Doch gebe man auf diese Bekanntschaft mit griechischer Literatur ja nicht zu viel; die beiden ersten Stellen erscheinen ganz als sprüchwörtliche Sentenzen, die er sehr gelegentlich aufgefaßt haben konnte; die dritte ist freilich ein ausdrückliches Citat von nicht eben proverbieller Haltung; doch ist durch bloße Bekanntschaft mit dem Vers eines einheimischen Dichters (auch Aratus war aus Cilicien) schwerlich schon eine eigentlich classische Bildung des Apostels erwiesen: sein ganzes Auftreten ist überwiegend jüdisch-pharisäisch. Nach jüdischem Herkommen mußte, auch wer sich mit rabbinischen Studien befaßte, doch ein Handwerk lernen, und zwar nicht blos des Lebensunterhalts wegen, sondern auch um den Geist praktisch zu erhalten, und vor leerer Contemplation zu bewahren. So war Paulus ein *σκηνοποιός* (Act. XVIII, 3). Das Lutherische „Teppichwirker" ist unbegründet; noch weniger ist mit Michaelis an Verfertigen von Geräthschaften für die Scene zu denken, da das Theater den Juden profan war. Vielmehr erklärt sein Vaterland Cilicien Alles: aus dem Haar der dort einheimischen langhaarigen Ziegen verfertigte man ein grobes Tuch zu Zelten für Krieger und Reisende (*Vegetius*, De re militari. IV, 6), und mit diesem nationalen Handwerk „eines Zeltwebers" verdiente sich Paulus auch auf den Missionsreisen seinen Unterhalt (Act. XVIII, 3), um nicht durch Ansprechen seiner Bekehrten lästig zu werden. Seiner eignen Angabe nach ist er in Jerusalem auferzogen (*ἀνατεθραμμένος*) (Act. XXII, 3); dies ist wol von seiner Bildung zum Rabbi oder Gesetzeskundigen zu verstehen, und darnach etwa der Zeitpunkt zu ermitteln, wann er Tarsus mit Jerusalem vertauscht hat. Für eigentliche Knabenbildung fehlten in der Hauptstadt die Anstalten, und war dieselbe dem Familienunterricht überlassen: dagegen war das zehnte Lebensjahr herkömmlich als Beginn des Gesetzesstudiums, und dürfte er um diese Zeit, oder bald nachher, zum Unterricht in die Hauptstadt gegeben sein. Jedenfalls ist die Annahme Eichhorn's, der ihn erst im 30. Jahre die Reise dorthin antreten läßt, viel zu spät; Paulus heißt ja bei dem Märtyrertode des Stephanus (Act. VII, 58) noch *νεανίας*, was bis zum 30. Jahre einschließlich gilt; er müßte also kurz vorher erst zur Hauptstadt gekommen sein, wobei fast gar keine Zeit für seine pharisäische Bildung übrigbleiben würde. Der Unterricht in den Rabinenschulen bezog sich ausschließlich auf Erklärung des alten Testaments, um daraus theils die rituellen und juridischen Bestimmungen abzuleiten, theils die ethischen und dogmatischen Lehrsätze daran zu knüpfen. Die umfassende Schriftkunde des Apostels Paulus erhellt am besten aus den zahlreichen Citaten in seinen Briefen; Koppe zählt deren, freilich mit Einschluß des Hebräerbiefs, achtundachtzig, und beiweitem die Mehrzahl derselben, ja nach den Ansichten Mancher, alle Citate erscheinen als Anführungen unmittelbar aus dem hebräischen Text, und nicht aus der Übersetzung der LXX. Die Schule des Gamaliel, in welcher Paulus gebildet ward, zeichnete sich nicht blos durch Frömmigkeit und Sittlichkeit aus, woher sich das hohe Ansehen des Lehrers beim Volke (Act. V, 34 *τίμιος παντὶ τῷ λαῷ*) erklärt, sondern verfolgte zugleich eine für die damalige Stellung der Pharisäer ausgezeichnet freisinnige Tendenz. Die übereinstimmenden Nachrichten der Rabbinen legen dem Gamaliel sogar eine Bekanntschaft mit griechischer Weisheit bei, worunter unstreitig jene alexandrinische Bildung verstanden ist, die sich aus Platonischer Speculation und jüdischem Offenbarungsglauben zusammensetzte; nur aus solcher mehr liberalen Ansicht erklärt sich auch das milde Urtheil Gamaliel's über das aufkeimende Christenthum (Act. V, 38. 39), das sonst in dem Munde eines Pharisäers gewiß unerhört sein müßte. Es mag auffallend scheinen, wie Paulus grade in der Schule eines so milden Lehrers zu jenem Zelotismus ausgebildet werden konnte, den er bei seiner ersten Berührung mit dem Christenthume kund gibt; dennoch erklärt sich dies aus der so viel innigern Anhänglichkeit am Gesetz, das ihn der Lehrer nicht auf eine geisttödtende Weise durch Buchstabendienst, sondern durch so viel eindringlichern Unterricht und Aufschließen der Geistesschätze daran verehren lehrte; ebendadurch war er aber auch auf das Trefflichste vorbereitet, das noch Größere, die Predigt von Christo, aufzunehmen, sobald sie ebenfalls seinem geistigen Verständnisse nahete.

Über den Charakter des Paulus, um ihn nach der üblichen Vierzahl der Temperamente zu bestimmen, sind mancherlei Ansichten aufgestellt: cholerisch ist er jedenfalls zu nennen, schon wegen seiner nach Außen gerichteten, auf Gewinnung und Umbildung der Umgebungen bedachten Wirksamkeit; aber es ist dabei auch der melancholische Zug nicht zu übersehen, der sich vorzugsweise in den Tiefen der Gemüthswelt ergehet, und dort jenen religiösen Ernst producirt, den er grade in der Außenwelt dann geltend zu machen sucht (vergl. Tholuck in Studien und Kritiken. 1835. 2. Heft. S. 380). Der cholerisch-melancholische Charakter ist grade der für bedeutende religiöse Leistungen geeignetste, sei es als Lehrer oder Reformator, und würden ein Augustin, Luther, die sich ganz in gleichen Anschauungen, wie Paulus, bewegten, dazu treffliche Parallelen herleihen. Über die äußere Gestalt des Paulus fehlen natürlich die zuverlässigen Nachrichten durchaus; doch ist eine Angabe aus der Mitte des vierten Jahrhunderts aus dem Pseudolucianischen Dialog Philopatris (c. 12), wo Paulus der Galiläer mit dem Kahlkopfe und der Adlernase heißt (*ἀναφαλαντίας* und *ἐπίῤῥινος*), dem Charakter nicht unangemessen, obgleich sie wol zunächst spöttisch gemeint ist; aus 2 Cor. X, 10 hat man seine Leibesgestalt als unansehnlich darthun wollen.

Bei seinem ersten Auftreten in der neutestamentlichen

Geschichte erscheint er als Zelot für das väterliche Gesetz. Der Begriff eines solchen ist zwar nicht streng zu bestimmen; dennoch standen ihm größere Rechte zn, oder wurden ihm wenigstens kühnere Schritte nachgesehen, als sonst mit der bürgerlichen Ordnung wol verträglich gewesen wäre.[1] An dem tumultuarischen Verfahren gegen Stephanus hatte er den entschiedensten Antheil (Act. VII, 57), setzte dieselbe Verfolgung zu Jerusalem fort (VIII, 1 sq. Gal. I, 13) und erwirkte sich dazu Vollmachten vom Synedrium auch für die Umgegend (Act. IX, 2). Als er sich in dieser Absicht nach Damaskus begab, erfolgte seine so seltsame Umwandlung. Er selbst beschreibt sie durchaus als ein Wunder (Act. XXII, 5), als eine ihm von Außen gewordene Erscheinung Christi; seine Angabe (1 Cor. IX, 1), er habe Christum gesehen, ist ebenfalls wol nur auf dies Factum zu beziehen, und läßt sich weder durch ein früheres zufälliges Sehen Christi während seines irdischen Lebens, was recht wol stattgefunden haben mag, noch durch bloßes Eindringen in seine Lehre erklären; 1 Cor. XV, 8 stellt er sein Sehen des auferstandenen Christus, was ebenfalls wol nur auf jenes Erlebniß zu beziehen ist, den übrigen sichtbaren Erscheinungen des Auferstandenen völlig gleich. Daß außerdem hier etwas Außerordentliches stattgefunden haben mußte, ist am sichersten aus dem Erfolg abzunehmen, wodurch der so eben noch für das väterliche Gesetz glühende Zelot bei seiner Verfolgung gegen die neue Gemeinde, so augenblicklich in deren wärmsten Anhänger umgewandelt wurde. Dennoch kann die Geschichte einige Umstände geltend machen, die uns berechtigen, den Vorfall nicht blos als ein äußeres Factum, sondern weit mehr als ein psychologisches Ereigniß aufzufassen, das nur durch äußeres Zusammentreffen hervorgerufen war. Zunächst gibt es Abweichungen in den Berichten darüber; nach Lucas' Erzählung (Act. IX, 7) haben die Begleiter des Paulus nur Außerordentliches gehört, aber nichts gesehen; nach Paulus' Bericht (XXII, 9) nur gesehen, aber nichts gehört. Man hat diese Abweichungen in den Berichten wol damit entschuldigt, daß in der weitern Wiederholung der Erzählung leicht dergleichen Nebenumstände verschieden aufgefaßt und wiedergegeben werden könnten; allein daraus ist wenigstens der Schluß gerechtfertigt, daß wir darin schon nicht mehr eine treu constatirte Thatsache erblicken dürfen, also anderweitige Erklärungsversuche nicht durchaus abgeschnitten sind. Ferner darf man auf einige Momente aufmerksam machen, die das Factum als ein überwiegend innerliches zu betrachten gestatten. Bei der Abreise des Paulus nach Damaskus wird schwerlich der milde Lehrer Gamaliel unterlassen haben, seine Misbilligung gegen jene Gewaltschritte auszusprechen, was unmöglich anders als einen Stachel in der Seele des ihm so innig anhängenden Schülers zurücklassen mußte; ebenso war der Märtyrertod des Stephanus bei ihm noch in frischem Gedächtniß, dessen Todesfreudigkeit bei Paulus um so sicherer nicht ohne Erfolg bleiben konnte, je mehr dieser zu dem Protomartyr in einer unverkennbaren Geistesverwandtschaft stand. Zur Erwägung aller dieser in voller Frische bei ihm haftenden Eindrücke bot grade die Einsamkeit der Reise die beste Gelegenheit dar. Kam zu diesen in seinem Gemüthe wogenden Reflexionen, die er wol bisher nur durch die Thätigkeit des Verfolgers gewaltsam zurückgedrängt hatte, irgend ein äußeres Ereigniß, so dürfte der Erfolg hinreichend erklärt werden können, und grade er selbst nicht der zuverlässigste Beurtheiler darüber sein, was dabei inneres und was äußeres Factum war. Es muß zwar mislich bleiben, jedes neutestamentliche Wunder durch ein Gewitter zu erklären; allein wenn, wie hier, sogar die Schilderung selbst auf Feuer vom Himmel (*φῶς ἐκ τοῦ οὐρανοῦ*, Act. XXII, 6, *οὐρανόθεν ὑπὲρ τὴν λαμπρότητα τοῦ ἡλίου περιλάμψαν με φῶς* XXVI, 13) und auf gehörte Stimmen hindeutet: so dürfte es ebenso gewissenlos sein, eine so nahe liegende Erklärung ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Durch Hinzutreten eines äußern Phänomens mußte die längst bei Paulus begonnene innere Umwandlung leicht zur Vollendung gelangen, wobei dann die Nachhilfe des Ananias in Damaskus ebenfalls nicht unthätig geblieben sein wird. Charaktere wie Paulus lieben ein Überspringen von einem Extrem ins andere, und wird von jetzt an der rastlose Eifer für das Christenthum ebenso erklärlich, als früher der wilde Haß gegen dasselbe. Mag man die äußere Erscheinung dabei mehr oder minder ins Wunderbare auszuführen sich gedrungen fühlen, auf keinen Fall darf der innere Vorgang dabei ausgeschlossen, oder auch nur blos als etwas erst von Außen her Gewirktes betrachtet werden; den psychologischen Charakter des Ereignisses leugnen deshalb auch Exegeten, wie Neander und Olshausen, nicht ab, obgleich sie die geschehene Umwandlung als eine unmittelbare Offenbarung an den Geist des Paulus, und die äußeren Facta mehr als Vorbereitung dazu aufzufassen geneigt sind.

Die geschehene Umwandlung machte ihn indessen nicht blos zu einem Anhänger der neuen Lehre, sondern da er, was er war, auch nur ganz sein konnte, widmete er sich sofort der rastlosesten Ausbreitung derselben, und trat den zuerst dazu berufenen Aposteln völlig an die Seite, ja übertraf sie beiweitem. Man kann fragen, woher hatte Paulus das Recht dazu, worauf gründete sich sein Apostelamt? und die Antwort muß um so viel mislicher werden, als man seine Bekehrung mehr zu einem blos psychologischen Factum herabgesetzt hatte, während die andere Auffassung, die darin die leibhafte Erscheinung Christi erblickt, auch sofort dadurch die Berufung des Apostels begründet. Ebendeshalb darf auch jene Bekehrung nicht als etwas Zufälliges, als ein ordinäres Gewitter gelten, sondern als ein in der Ökonomie des Christenthums recht eigentlich bedeutsames Factum, wodurch der innere Beruf, der bei Paulus doch jedenfalls die Hauptsache war (*ἐν ἐμοὶ* Gal. I, 16), seine äußere Legitimation erhielt. Etwas anderes ist es aber, zu fragen, woher Paulus seine eigentliche Kunde des Christenthums erhielt, sodaß seine, nicht ohne Eigenthümlichkeit neben der übrigen Apostel Lehre hergehende, Auffassung als wirkliche christliche Lehre wird gelten müssen. Auch dabei reicht es nicht aus, die *ἀποκάλυψις*, worauf er selbst sich so wiederholt beruft (Gal. I, 12. 16. Eph. III, 3), nur

auf die ihm bei jenem Phänomen zu Theil gewordene Gewißheit zu beziehen, daß Christus der im alten Testament verheißene Messias sei, sodaß er von dieser Grundlage aus durch Vertrautheit mit dem alten Testament, sich den übrigen Zusammenhang der christlichen Lehre durch eigene Consequenz ausgebildet hätte: sondern es bleibt hier stets eine weitere göttliche Einwirkung auf seinen Geist nothwendig, die unter den Begriff der Inspiration zu befassen ist. Der größte Gewinn, der übrigens aus seiner Arbeit für die neue Lehre erwuchs, bestand in dem Abwerfen des jüdischen Particularismus, von dem sich die übrigen Apostel, und der bedeutendste unter ihnen, Petrus, am wenigsten losmachen konnte. Bei dieser Überzeugung, daß das Christenthum mehr sein solle, als bloßes Judenthum, daß also auch den Heiden dazu der Eintritt offen stehe, ward Paulus trefflich grade durch die Art seiner Bekehrung unterstützt. Das Momentane dabei, wodurch bei ihm der Zusammenhang mit dem Judenthume wie mit einem Schlage vernichtet war, mußte ihm die Entdeckung leicht machen, daß ebenso auch im Ganzen die engen Grenzen des Judenthums antiquirt seien, und Christus nicht als jüdischer Messias, sondern als Heiland der Welt dastehe. Die Gültigkeit des Mosaischen Gesetzes auch für die aus dem Heidenthum Übertretenden gab dabei einen Differenzpunkt mit den eigentlichen Judenaposteln ab, der durch das ganze Leben des Apostels ihm vielfachen Kampf bereitete. Nicht blos traf ihn der Haß der palästinensischen Juden doppelt, die in ihm vor Allen den Abtrünnigen verfolgten, sondern selbst innerhalb der christlichen Kirche hatte er mit allen den Richtungen zu kämpfen, die sich nicht zu derselben christlichen Freiheit, wie er, erheben konnten; namentlich mit Petrus erhielt sich eine nicht unbedeutende Spannung. Dennoch führte er die Abrogation des jüdischen Gesetzes keineswegs mit schneidender Einseitigkeit durch, besonders in seinem Verhältniß zu schwachen Gemüthern (1 Cor. IX, 20); so wirkte er selbst mit bei Lösung jüdischer Gelübde (Act. XXI, 24 sq.); ließ seinen Schüler Timotheus beschneiden (XVI, 3), um den Engherzigern ein Ärgerniß zu ersparen; dagegen ließ er es auch an festem Auftreten nicht fehlen (Gal. II, 4), wo der jüdische Particularismus nicht sowol seine engherzige und befangene, als seine lieblose und arglistige Seite hervorkehrte.

Eine äußerst verwickelte Aufgabe ist es, die Chronologie des Lebens Pauli auch nur einigermaßen festzustellen, weil eigentlich gar kein Anknüpfungspunkt gegeben und deshalb der Vermuthung offenes Feld verliehen ist; wie arg das Schwanken der Angaben sein muß, läßt sich schon daraus abnehmen, daß allein das Jahr der Bekehrung bald auf 31 n. Chr., bald auf 41, bald auf eins der sämmtlichen dazwischen liegenden Jahre verlegt wird, und für jede dieser Annahmen sich irgend etwas sagen läßt. Am einfachsten ist es, in der Apostelthätigkeit des Paulus die verschiedenen Reisen zu Grunde zu legen, deren sich vier bis fünf nach Jerusalem und drei zur Mission ins Heidenland zählen lassen.

Um das Jahr der Bekehrung des Apostels zu gewinnen, ist weiter nichts gegeben, als die bloße Vermuthung, wie viel Zeit nach dem Abscheiden Christi dies wol am passendsten angenommen werden könne; denn jede weitere Anknüpfung fehlt durchaus. Um den Zustand der Gemeinden so zu gestalten, wie er sich bei der Verfolgung des Stephanus zeigt, reichten gewiß einige Jahre hin; etwa 35 n. Chr. wird deshalb die Bekehrung des Apostels wenigstens nicht zu früh gesetzt werden, doch eine andere Rechtfertigung dafür, als daß sich die Berechnung so wird gut durchführen lassen, ist nicht beizubringen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit läßt sich aber das Ende der Wirksamkeit Pauli aufsuchen. Der Brand Roms und die Christenverfolgung unter Nero liegt im Juli 64 (*Tac.* Annal. XV, 41); beides wird in den Acten nicht mehr erwähnt, und es ist wahrscheinlich, daß dieselben dicht vorher schließen, ja der Verfasser vielleicht selbst durch jene Umstände verhindert ist, dieselben noch in den Bericht aufzunehmen. Schließen die Acta also etwa 63, und war Paulus damals zwei Jahre gefangen (XXVIII, 30), so mußte er im Frühjahre 61 in Rom angekommen sein, war also deportirt aus Palästina Herbst 60. Einigermaßen wird dies dadurch bestätigt, daß etwa im Sommer 60 Festus in Palästina eingetroffen ist (Act. XXIV, 27), obgleich sich der Zeitpunkt nicht zu völliger Evidenz erheben lassen wird. Damals dauerte die Gefangenschaft des Apostels ebenfalls schon zwei Jahre; also trifft seine Verhaftung 58. Alle übrige Umstände, die man wol noch in die Berechnung aufgenommen hat, entbehren der festen Begründung; namentlich mit der Flucht des Apostels aus Damaskus (Act. IX, 25, vergl. 2 Cor. XI, 32 sq.) ist nichts anzufangen, da die Besetzung der Stadt durch den König Aretas nicht herausgerechnet werden kann. Zwischen 35, als Jahr der Bekehrung, und 58, der Verhaftung, werden also die aus den Berichten bekannten Vorfälle einzufügen sein, und der Beweis der richtigen Rechnung am besten darin liegen, wenn Alles sich so ziemlich fügt.

Die Reisen des Apostels zur Hauptstadt nach seiner Bekehrung leiden noch an einer besondern Schwierigkeit, weil seine eigenen Angaben im Galaterbriefe mit dem Berichte des Lucas in den Acten nicht übereinstimmen. Letzterer zählt deren drei; die erste (Act. IX, 26) bald nach der Bekehrung und zwar nach jener Flucht aus Damaskus; die zweite (XI, 30. XII, 25) in Begleitung des Barnabas zur Überbringung einer während der Hungersnoth gesammelten Beisteuer; sie heiße deshalb die Collectenreise; endlich die dritte (XV, 2) zum Convente der Apostel; sie möge daher die Synodalreise genannt werden. Dagegen gibt Paulus selbst für diese Zeit nur überhaupt zwei Reisen nach Jerusalem an (Gal. I, 18 und II, 1). Indessen der Widerspruch läßt sich heben, wenn man beachtet, daß Paulus im Galaterbriefe nicht chronologisch berichten, sondern sich nur über sein Verhältniß zu den übrigen Aposteln rechtfertigen will, inwieweit er seine christliche Überzeugung in Abhängigkeit von denselben ausgebildet habe. Er konnte also dabei recht gut eine solche Reise übergehen, bei der es sich nicht um Ausbildung der Lehre, sondern um andere, mehr äußerliche Zwecke handelte; und dies gilt am meisten von der Collectenreise, wo er nur als Überbringer der eingesammel-

ten Summen, nicht aber nach persönlicher oder amtlicher Stellung aufgetreten war. Die Annahme hat also nichts gegen sich, daß er (Gal. I, 18) die erste Reise (Act. IX, 26) meint, dagegen die Collectenreise übergeht, und (Gal. II, 1) die Synodalreise (Act. XV, 2) bezeichnet. Die von Keil vertheidigte Ansicht, die umgekehrt letztere mit der Collectenreise zusammenfallen läßt, leidet an anderweitigen Schwierigkeiten. Von jenen drei Reisen nach Jerusalem läßt sich übrigens nur die Collectenreise einigermaßen durch äußere Zeugnisse festsetzen, nämlich nach der Hungersnoth, die Palästina 44 betraf (*Joseph.* Archaeol. XX. c. 2. §. 5), womit auch der Act. XII, 23 berichtete Tod des Königs Herodes Agrippa 44 ziemlich übereinstimmt, der etwa gleichzeitig mit der Ankunft des Paulus fiel. Noch ein anderer Übelstand bei Berechnung dieser Reisen zur Hauptstadt liegt darin, daß man für die drei Jahre, wornach er die erste Reise setzt (Gal. I, 18), und für die vierzehn Jahre der Synodalreise (II, 1) den terminus a quo nicht genau bestimmen kann; namentlich ob er die letzten 14 Jahre wiederum von seiner Bekehrung, oder vor jener ersten Reise an berechnet: doch ist Letzteres das Wahrscheinliche; wenn Facta als nach einander liegend aufgezählt werden, ist die Annahme immer die einfachste, daß die angegebenen Jahre als dazwischen liegende Intervallen betrachtet werden. Setzen wir nun also die Bekehrung 35, so fällt die erste Reise nach Jerusalem (Act. IX, 26. Gal. I, 18) drei Jahre nachher, 38; die Collectenreise nach dem oben Ausgemachten 44, die Synodalreise (Act. XI, 30. Gal. II, 1) vierzehn Jahre nach der ersten Reise, also 52. Dazu kann dann noch eine Pfingstreise kommen, wozu aber nur der Wunsch ausgedrückt ist (Act. XVIII, 26), und endlich die letzte Reise zur Hauptstadt, die mit der Gefangenschaft endigte (Act. XXI, 17).

Zwischen diese Reisen nach Jerusalem fallen nun drei große Missionsreisen ins Heidenland, wofür jedesmal Antiochien der Ausgangs- und Endpunkt ist.

Die erste Missionsreise fällt zwischen die Collecten- und Synodalreise, dicht nach der erstern, also 45. Barnabas holt den Apostel aus Tarsus ab, und führt ihn, der sichtbar eine gewisse Scheu vor dem Zusammentreffen mit den übrigen Aposteln hegte, in seinen Wirkungskreis ein; der Vetter des Barnabas, Johannes Marcus, schließt sich an; in Cypern bekehren sie den Proconsul Sergius Paulus; Rückkehr nach Kleinasien; Johannes Marcus trennt sich von ihnen (Act. XIII, 13); Rückkehr nach Antiochien (XIV, 26) etwa 49.

Zweite Missionsreise gleich nach der Rückkehr von der Synode (Act. XV, 36), etwa 52; Paulus weigert sich, den Johannes Marcus wieder mitzunehmen, da er sie früher verlassen hatte (XV, 38). Barnabas trennt sich darüber von Paulus, und dieser nimmt den Silas und Timotheus als Gehilfen an; in Troas findet er den Lucas, der von jetzt an sich in den Bericht mit einschließt durch das communicative wir (Act. XVI, 10). Eine Vision bestimmt den Apostel nach Europa hinüberzugehen; Lucas bleibt in Philippi; Paulus geht nach Thessalonich, Beröa, Athen, Korinth, wo er mit Lucas wieder zusammentrifft und $1\frac{1}{2}$ Jahr verweilt bei dem aus Rom vertriebenen Aquilas und der Priscilla (Act. XVIII, 2); leider fehlt uns wiederum das Jahr dieser Judenverfolgung unter Claudius, wahrscheinlich 52 (*Tacit.* Ann. XII, 52); Paulus ist dann etwa 53 mit ihnen zusammengetroffen. Hierher fallen die beiden Thessalonicherbriefe, die frühesten unter allen Paulinischen, da sie noch mit sehr unausgebildeten Ansichten über die nahe Wiederkehr Christi angefüllt sind. Auf der Rückreise von da nach Antiochien berührt er vielleicht Kreta, und läßt daselbst den Titus zurück, an den er von Ephesus durch Apollos den Brief sendet, doch unterliegt dies noch besondern Schwierigkeiten; vergl. unten. In Ephesus faßt er den Entschluß zum Pfingstfeste nach Jerusalem zu gehen. Ankunft in Antiochien Sommer 54 (Act. XVIII, 22).

Die dritte Missionsreise beginnt dicht hernach (Act. XVIII, 23), etwa Herbst 54; sie führt durch Kleinasien nach Ephesus, wo er zwei Jahre bleibt, bis 56 (XIX, 10); Brief an die Galater; aus Ephesus vertreibt ihn der Aufstand des Silberarbeiters Demetrius; vorher erster Brief an die Korinthier; Reise nach Macedonien; drei Monate in Hellas (XX, 2); erster Brief an den Timotheus, der in Ephesus geblieben war, sofern die Echtheit des Schreibens behauptet werden kann; zweiter Brief an die Korinthier, dem er selbst bald nachfolgt; Winteraufenthalt zu Korinth; Brief an die Römer; Rückkehr durch Macedonien, über Philippi nach Troas, Ostern 58 (XX, 6); zu Schiffe nach Ptolemais, und über Cäsarea zum Pfingstfest nach Jerusalem 58 (XXI, 17), wo die Gefangenschaft beginnt. Da er hier sein römisches Bürgerrecht geltend machte durch Provocation an den Kaiser, so erfolgte seine Deportationsreise nach Rom, Herbst 60; in die Zeit der dortigen Gefangenschaft fällt der Brief an die Epheser, dann nach Ankunft des Timotheus das Schreiben an die Kolosser, den Philemon, ferner an die Philipper, und nachdem Timotheus wieder abgereist ist, der zweite Brief an ihn, der späteste unter allen Paulinischen Briefen.

Doch grade dieser zweite Timotheusbrief verwickelt uns rücksichtlich der letzten Schicksale des Paulus wieder in ein Labyrinth von Schwierigkeiten. Nimmt man an, daß dicht nach dem Schlusse der Acten die Neronische Verfolgung eintrat, Lucas selbst vielleicht als Opfer derselben verhindert ist, den Bericht weiter zu führen, so bleibt nichts so wahrscheinlich, als daß auch Paulus derselben erlegen ist, und sein Tod also 64 fällt; er befand sich damals in der Gefangenschaft zu Rom, galt als Haupt der Sekte, auf welche Nero den Verdacht der Einäscherung der Stadt wälzte; es ist undenkbar, daß Paulus von der Grausamkeit verschont geblieben wäre. Statt dessen sagen nun ganz alte Nachrichten aus, daß Paulus aus jener Gefangenschaft freigekommen, neue Missionsreisen, namentlich nach Spanien, unternommen habe, doch abermals gefangen nach Rom gebracht und in dieser zweiten Gefangenschaft hingerichtet sei. Lassen wir dabei auch die Berichte des Eusebius aus dem vierten Jahrhundert (*Euseb.* hist. eccl. II, 22) außer Acht, weil er jene zweite Gefangenschaft nur als eine Sage berichtet (*λόγος*

ἔχει) und sich auch selbst wol in der Neronischen Verfolgung geirrt haben mag, die er in das dreizehnte Jahr des Nero verlegt, während sie nach Tacitus in das zehnte gehört, sodaß er gern die Freilassung des Paulus einschob, um den Zeitraum von der ersten Deportation nach Rom, 61 bis etwa 67 oder 68, auszufüllen: so bleiben doch für jene zweite Gefangenschaft andere Autoritäten übrig, die nicht so leicht beseitigt werden können. Dionysius von Korinth um 170 (bei *Euseb.* II, 25) läßt ihn von Rom nach Korinth ziehen, und gemeinschaftlich mit Petrus dorthin zum Märtyrertode zurückkehren. Am gewichtvollsten bleibt aber die Angabe des römischen Clemens in seinem unstreitig echten Briefe nach Korinth; er als Römer mußte am Besten über die letzten Schicksale des Apostels unterrichtet sein, und grade er schreibt §. 5, daß Paulus im Orient und Occident gepredigt (*κήρυξ γενόμενος ἐν τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει*), daß er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt (*δικαιοσύνην διδάξας ὅλον τὸν κόσμον*), sich ans Ende des Occidents begeben habe (*καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν*), abgeschieden sei (*καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγουμένων οὕτως ἀπηλλάγη τοῦ κόσμου*). Es hängt dabei Alles von der Erklärung des *τέρμα τῆς δύσεως* ab, das nach unbefangener Auffassung nichts anderes als Spanien sein kann, und dadurch wäre eine erfolgte Freilassung und zweite Gefangenschaft erwiesen. Abgesehen von der allerdings etwas declamatorischen Erzählungsweise des Clemens hat man eingewandt, daß eine Grenze des Occidents auch schon da liege, wo derselbe an den Orient stößt, daß also für die Leser des Briefs in Korinth schon recht gut Italien damit bezeichnet werden könne. Allein mit Recht hat Neander dagegen bemerkt, daß diese Auffassung, wenn auch die Worte an sich so verstanden werden könnten, wenigstens in jenem Zusammenhange unmöglich sei. Wenn Clemens vorher den Apostel im Abend- und Morgenlande, ja in der ganzen Welt thätig sein läßt, so kann durchaus die Grenze des Abendlandes, die er zuletzt beifügt, nicht die Schwelle desselben bedeuten, wo man in dasselbe eben nur eintritt. Gewiß bleibt demnach, daß Clemens eine Missionsreise des Apostels in das fernere Westland habe erzählen wollen. Aber man beachte dabei die declamatorische Haltung der Stelle: wenn Clemens hier berichten konnte, Paulus habe die ganze Welt *ὅλον τὸν κόσμον* mit seiner Lehre durchzogen, so wird er es auch mit dem daran geknüpften Ausdruck, er sei bis an die äußerste Westgrenze vorgedrungen, nicht allzu genau genommen haben, zumal wenn ihm aus Rom. XV, 28 der sehnliche Wunsch des Apostels bekannt war, die Predigt auch nach Spanien überzutragen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, die spanische Reise in die Zeit, welche zwischen den beiden Gefangenschaften angenommen werden dürfte, unterzubringen. Entlassen aus der ersten Haft müßte er etwa Frühjahr 64 sein, da die Acten schließen, ohne der Freilassung zu erwähnen, dagegen bei Eintritt der Neronischen Verfolgung 14. Cal. Sextil. er schon Rom verlassen haben mußte, wenn er nicht früher ein Opfer der Verfolgung werden sollte. Nun sprechen aber alle übrige Zeugnisse, die für die zweite Gefangenschaft aufgeführt zu werden pflegen, sämmtlich von einer Reise nach Osten: Dionysius von Korinth läßt ihn von dieser Stadt aus mit Petrus nach Rom ziehen; die Argumente aus dem zweiten Briefe an den Timotheus kommen sämmtlich darauf hinaus, daß mehre Stellen den Eindruck machen, als sei Paulus noch kurz zuvor mit Timotheus in Kleinasien zusammengewesen; geht man auf diese, am scharfsinnigsten von Neander durchgeführte Beweisart ein, so wird ebendadurch die Autorität des Clemens umgestoßen, der ihn vor der Verhaftung an das äußerste Ende von Spanien schicken will. Das durchaus Declamatorische in dem Berichte des Clemens ist hiernach nicht zweifelhaft, und deshalb unbeweisend. Eine Combinirung beider Reisen während der Freilassung, selbst wenn man auch die spanische Reise zuerst, und nach ihr die asiatische setzen wollte, wird auch dadurch schwierig, daß er in beiden Fällen doch wahrscheinlich wieder Rom berührt haben müßte, es wenigstens schwerlich absichtlich vermieden hätte, und dann der einmal angebrochenen Verfolgung durch Nero, grade als Haupt der christlichen Partei wol hätte erliegen müssen. Dagegen ist nun nicht abzuläugnen, daß der zweite Brief an den Timotheus allerdings am leichtesten durch jene Hypothese von einer Freilassung und nochmaligen Verhaftung erledigt werden kann. Paulus fodert den Timotheus auf, zu ihm zu kommen, während er doch in der ersten Gefangenschaft wirklich bei ihm war; als Einladung für ebendiese Gegenwart kann aber deshalb der Brief nicht wohl gelten, weil darin Umstände ausgeführt werden, wie sie nur für die letzte Zeit seiner Gefangenschaft passen, er sieht dem Märtyrertode entgegen, während frühere Briefe aus Rom die besten Hoffnungen enthalten. Auch sonst fehlt es darin nicht an Andeutungen, daß er vor Kurzem noch mit dem Timotheus in Kleinasien persönlich verkehrt habe; er trägt ihm auf, zurückgelassene Effecten, Mantel, Bücher, Pergamentrollen aus Troas mitzubringen; waren dieselben vor der ersten Gefangenschaft dort geblieben, so liegt jetzt ein Zeitraum von vier bis sechs Jahren dazwischen, während Alles sich viel einfacher löset, wenn man annimmt, daß Paulus kurz vorher in Kleinasien gewesen ist, und seinen gewöhnlichen Weg von Troas über Macedonien, Achaja ins Abendland genommen habe. Am besten bleibt es einzuräumen, daß die einzelnen Situationen, wie sie der zweite Timotheusbrief voraussetzt, nicht völlig von uns gehörigen Orts eingefügt werden können. Da aber durch Resultate, wie sie aus diesem entlehnt werden mögen, ausdrücklich die Autorität des Clemens von Rom wieder aufgehoben wird, so bleibt es mislich, die ganze Hypothese lediglich auf die Autorität des zweiten Timotheusbriefes zu gründen, der doch auch anderweitig von der Kritik Anfechtungen zu dulden hat, wenn auch nicht in dem Maße, wie der erste. Das Ende des Paulus in der Neronischen Verfolgung bleibt hiernach beiweitem das Wahrscheinlichste. Über des Apostels Lebensumstände überhaupt ist zu vergleichen: ***Hm. Witsii*** Meletemata Leidensia. (Herborn 1717. 4.) ***W. Paley***, Horae Paulinae über Glaubwürdigkeit der Geschichte und Echtheit der Schriften des Paulus, aus dem Englischen mit An-

merkungen von Henke (Helmstädt 1797). J. T. Hansen, Der Apostel Paulus, herausgegeben von Fr. Lücke (Göttingen 1830). K. Schrader, Der Apostel Paulus. 1—3. Th. (Leipzig 1830.) Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel (Hamburg 1832). 1. Bd. S. 99—414. Tholuck, Einleitende Bemerkungen über Lebensumstände ꝛc. des Paulus in den theol. Studien und Kritiken 1835. S. 364 fg. Winer, Biblisches Realwörterbuch (Leipzig 1838). 2. Bd. S. 245. Insbesondere über die Chronologie des Apostels: Süskind in Bengel's Archiv. I, 156 fg. 297 fg. Schmidt in Keil's Analekten. III, 1, 128 fg. Schott, Erörterung wichtiger chronologischer Punkte in der Lebensgeschichte des Paulus (Jena 1832). *A. Anger*, De tempor. in Actis Apostolor. ratione (Lips. 1833). Wurm in d. tübinger Zeitschrift 1833. 1.

Die wichtigsten Denkmäler der Wirksamkeit des Apostels Paulus sind seine Briefe, die zugleich den eigentlichen Kern der didaktischen Schriften des neuen Testaments ausmachen. Sie sind zwar, wie alle neutestamentlichen Schriften, wahre Gelegenheitsbriefe, d. h. aus bestimmten Situationen des Schreibenden entsprungen, und für bestimmte Verhältnisse der Leser berechnet: von allgemein gehaltenen literarischen Producten, für die gemeinsame Belehrung und Erbauung Aller bestimmt, hat die damalige Zeit keinen Begriff. Dennoch dienen sie nicht minder dazu, die Principien des christlichen Glaubens und Lebens darzuthun, und erreichen dies um so sicherer, weil sie dieselben an einzelnen gegebenen Bedingungen anschaulich machen, und dadurch den großen Gewinn scharf begrenzter concreter Anschauungen verleihen. Auch wo, wie in dem Römerbriefe, der Apostel sich auf eine mehr umfassende, abhandelnde Besprechung der christlichen Sätze einläßt, liegt die nächste äußere Veranlassung doch immer in dem Bedürfniß der Gemeinde, für die das Sendschreiben zunächst bestimmt ist.

Einstimmig anerkannt im Alterthume sind 13 Paulinische Briefe; nur der 14., der Brief an die Hebräer, war von jeher streitig. Die neuere Zeit hat auch außerdem einzelne Briefe in Zweifel gezogen, und dabei Manches der absprechenden Kritik zugestehen müssen. Dennoch sind die wichtigsten darunter über jeden Widerspruch erhaben, und ist diese Hauptquelle der neutestamentlichen Lehre dem dogmatischen Gebrauche völlig kritisch gesichert. Geschrieben sind sie sämmtlich in griechischer Sprache, wenn auch nicht durchaus von der Hand des Apostels, dem die griechischen Schriftzüge einige Schwierigkeit gemacht zu haben scheinen. Die Hypothese, daß die Ursprache der Briefe die aramäische gewesen (Bolten und Bertholdt), und unsere Exemplare nur Übersetzungen daraus seien, hat durch kein kritisches Gewicht bestätigt werden können. Wahrscheinlich ist ein Brief des Apostels an die Korinthier verloren gegangen, welcher früher lag als unser jetziger erster Korinthierbrief (1 Cor. V, 9). Zweifel an diesem Factum beruhen nur auf der dogmatischen Voraussetzung, daß inspirirte Schriften nicht verloren gehen können. Da hier in der Correspondenz des Apostels eine Lücke war, und auch ein Schreiben der Korinthier an den Apostel fehlt, worauf dann unser erster Brief die Antwort ist: so hat man derartige Briefe nachher verfertigt, die nur in der armenischen Sprache vorhanden sind. Vgl. Epistolae S. Pauli ad Corinthios et Corinthiorum ad S. Paulum armenice, versionem latinam accurante *Dav. Wilkins*. (Amst. 1715. 4.) am vollständigsten mit Benutzung mehrer armenischer Codd. in *Pasqual Aucher*, Grammar Armenian and English (Vened. 1819), verteutscht und mit einer Einleitung über die Echtheit begleitet von Wilh. Fr. Rink (Heidelberg 1823). Völlig als apokryphisches Werk ist noch der Briefwechsel des Apostels mit dem Philosophen Seneca zu betrachten, dessen Hieronymus (catal. c. 12) und Augustin (op. 153. al. 54) ad Macedonium §. 14 gedenkt. Veranlassung zur Erdichtung des Factums, und nachher zur Verfertigung der Briefe ist wol von der günstigen Stimmung des Gallio, Seneca's Bruder, entlehnt, die derselbe (Act. XVIII, 12) gegen Paulus bewies.

Die gewöhnliche Anordnung der Briefe im neuen Testament ist völlig unbrauchbar, da sie nur deren Länge, und etwa auch die politische Bedeutsamkeit der Städte berücksichtigt, an deren Gemeinden sie gerichtet sind. Folgen wir statt dessen der chronologischen Ordnung, so weit dieselbe hergestellt werden kann, so sind der Zeit nach voranzustellen

1 und 2) die beiden Briefe an die Thessalonicher. Die Stadt Θεσσαλονίκη, Hauptstadt des zweiten Districts der römischen Provinz Macedonien, Sitz eines römischen Präses (*Liv.* XLV, 29 sq. *Cic.* Planc. 41), am thermaischen Meerbusen belegen (*Strab.* VII, 330), von Kassander, Antipater's Sohne, an der Stelle des alten Thermä erbaut, und zu Ehren seiner Gemahlin Thessalonike, der Tochter des ältern Philipp, benannt, war zur Zeit der Römer eine reiche, bevölkerte Handelsstadt, die, wie sich erwarten ließ, bald auch Juden unter ihren Einwohnern, und eine Synagoge innerhalb ihrer Mauern hatte. Paulus begab sich auf seiner zweiten Missionsreise nebst dem Silas von Philippi hierher, und benutzte seinen dreiwöchentlichen Aufenthalt zu Vorträgen in der Synagoge, die zunächst für Juden und Proselyten berechnet waren, dann aber auch ihm Gelegenheit verschaffen mußten, Eingang bei den Heiden zu erlangen. Durch einen Aufstand der Juden von dort vertrieben (Act. XVII, 1 sq.) begab er sich nach Beröa, hoffte von hier vergebens nach Thessalonich zurückzukehren (1 Thess. II, 18), weil er auch von dort verjagt, sich nach Athen wenden mußte. Doch ordnete er später seinen Begleiter Timotheus dorthin ab (1 Thess. III, 2), dem vielleicht auch Silas beigegeben war, um die junge Pflanzung standhaft zu erhalten. Berichte, die sie ihm über den Zustand der Gemeinde nach Korinth überbrachten, veranlaßten ihn zu den beiden Sendschreiben, die in kürzerer Zeit auf einander gefolgt zu sein scheinen. Der erste Brief läßt den Zustand der dortigen Gemeinde zwar als treu und standhaft im Bekenntniß des Christenthums erkennen, doch war theils heidnisches Sittenverderben, theils mehrfache Schwärmerei dort eingedrungen. Namentlich hatte ein Punkt die Gemüther sehr erregt, der freilich wol

bei Manchen grade den Beitritt zum Christenthume erst hervorgerufen hatte, nämlich die erwartete Rückkehr Christi, die aus den phantastischen Erwartungen der jüdischen Messiashoffnung erwachsen, so anziehend gewirkt hatte. Manche setzten diesen großen Entscheidungspunkt so nahe, daß sie darüber ihre Geschäfte versäumten und den Wohlhabendern in der Gemeinde zur Last fielen. Propheten traten auf, die dann durch ihre Übertreibung auch die Wirkungen der echten christlichen Begeisterung gefährdeten. Diesen Übelständen zu begegnen, ist der Zweck des ersten Sendschreibens. Der Apostel ruft sein erstes Auftreten unter ihnen ins Gedächtniß zurück; hebt die Zweifel über das Schicksal der während dieser Zeit Gestorbenen; tadelt den Versuch, den Zeitpunkt der Rückkehr Christi berechnen zu wollen, fodert vielmehr auf für das Hereinbrechen desselben, das ein plötzliches sein werde, stets gerüstet zu sein. Der Ort der Abfassung des Briefes ist unzweifelhaft Korinth während seines längern Aufenthalts daselbst; die Zeit etwa gegen Ende desselben, vielleicht Anfang 54.

Dem zweiten Schreiben an dieselbe Gemeinde liegen ganz ähnliche Verhältnisse unter. Des Apostels Zureden, sich über die nahe erwartete Zukunft zu beruhigen, hatte nicht geholfen; vielmehr war die frühere Schwärmerei jetzt durch absichtlichen Betrug vermehrt. Man hatte einen Brief als von Paulus geschrieben untergeschoben, wodurch jene Erwartungen noch verstärkt werden sollten, ein Kunstgriff, der in jener alexandrinischen Literaturperiode gar nicht ungewöhnlich war. Der Apostel kann der gedachten Schwärmerei nicht sicherer begegnen, als durch Nachweisung, daß die so ersehnte oder gefürchtete Periode der Rückkehr Christi noch gar nicht so ganz nahe bevorstehe; er weiset deshalb darauf hin, daß nach der Voraussage Christi noch so viel andere Umstände erst vorangehen müssen, die Herrschaft des Antichrists u. dgl. Um aber ähnlichen Verfälschungen zu begegnen, wie sie seinen ersten Brief getroffen hatten, fügt er dieses Mal seinem übrigens dictirten Briefe eine eigenhändige Unterschrift bei, verspricht auch, daß dasselbe Zeichen der Echtheit seinen übrigen Briefen jedesmal zugegeben werden solle. Ort der Abfassung ist derselbe, wie bei dem ersten Briefe, und die Zeit wol nur wenig später, da die Umstände in Thessalonich fast ganz dieselben geblieben sind. Zum Beweise der Echtheit dieser Briefe dienen am sichersten ihre Anführungen bei Vätern zu Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts; bei Irenäus (adv. haer. V, 6, 1) wird der erste, und III, 7, 2 der zweite Thessalonicherbrief erwähnt; Clemens von Alexandrien (Paedagog. I. p. 88 sq. ed. *Sylburg*. Stromat. V. p. 554) führt wörtliche Stellen aus denselben an; Tertullian (de resurrect. carn. c. 24) citirt ebenfalls ausdrückliche Stellen aus beiden Briefen; dagegen Allegationen, die man aus noch früherer Zeit bei Clemens von Rom, Ignatius, Polykarp und Justinus Martyr gefunden zu haben glaubt, kommen nicht über entfernte Ähnlichkeiten hinaus, wie sie sich auch sonst aus dem neutestamentlichen Ideenkreise erklären. Nur gegen die Echtheit des zweiten Briefs sind einige Zweifel erhoben, da es demselben an allem Eigenthümlichen, und an jeder geschichtlichen Beziehung fehlen soll; auch das angeführte Zeichen, wodurch jeder Brief als echt erkannt werden könne, hat Verdacht erregt, weil es sich in den später geschriebenen Briefen nun doch nicht jedesmal wiederfindet. Der hauptsächlichste Grund des Zweifels ist aber doch wol die Lehre vom Antichrist (2 Thess. II, 3 sq.), die man für anstößig hielt; doch ist darauf wegen des blos dogmatisirenden Gehalts nichts zu geben. Sprache, Schreibart und Ideengang ist echt Paulinisch.

3. Brief an die Galater. *Γαλατία* auch Gallograecia (*Liv.* XXXVII, 8. XXXVIII, 12. *Flor.* II, 11. *Spanhem.* ad *Callimach.* Del. 184), eine Landschaft Kleinasiens mit den blühenden Handelsstädten Ancyra, Tavium, Pessinus, früher von Phrygern besetzt, war im 3. Jahrh. v. Chr. von gallischen Stämmen der Trocmi und Tlistoboji im Verein mit den germanischen Tectosages von Thracien aus überschwemmt, die mit den Griechen dort ein Mischvolk gebildet hatten; noch Hieronymus (ad Gal. I, 2) fand die Sprache der in der Gegend von Trier gesprochenen ähnlich, was sicher auf die celtische und germanische Verwandtschaft hinweiset. Im J. 182 v. Chr. von den Römern besiegt, behielten sie Anfangs einheimische Fürsten, bis sie unter Augustus 26 n. Chr. unter unmittelbar römische Herrschaft geriethen (*Dio Cass.* LIII, 26). Da sich auch hier Juden angesiedelt hatten, so dehnte der Apostel Paulus leicht seine Missionsreise hierher aus; bei seinem zweimaligen Aufenthalte (Act. XVI, 6 und XVIII, 22) bildete er aus ihnen, aber auch aus den Heiden Gemeinden, die fortwährend seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Veranlassung zu dem Briefe gab eine judaisirende Richtung, die nach seiner Entfernung aus jenen Gemeinden sich dort festgesetzt hatte, und gegen die freisinnigere Lehrart des Apostels eine dauernde Geltung des Mosaischen Gesetzes durchzuführen suchte. Gewöhnlich nimmt man an, daß Emissäre dieser in Palästina geltenden Richtung hierher gelangt seien; damit stimmt aber nicht, daß Paulus ihnen vorwerfen kann, wie sie selbst es mit der Beobachtung des Gesetzes nicht so genau nähmen, was von den palästinensischen starren Judenchristen schwerlich gesagt werden konnte. Wahrscheinlich muß man deshalb Hellenisten in den Irrlehrern erblicken, die bei aller Orthodoxie mit der Beobachtung des Gesetzes im Umgange mit den Heiden nicht sehr ängstlich waren. Sie greifen die apostolische Autorität des Paulus an, weil er nicht unmittelbar von Christus eingesetzt sei, heben das höhere Ansehen der eigentlichen Apostel hervor, weisen die Abweichung der beiderseitigen Lehrart nach, um dem Paulus einen Abfall von der reinen christlichen Lehre aufzubürden. Diesen Beschuldigungen mußte der Apostel entgegentreten, wenn er nicht seine ganze apostolische Autorität gefährdet sehen wollte. Es fragt sich dabei, ob derselbe nach der ersten oder zweiten Anwesenheit des Apostels in Galatien verfaßt ist: Alles vereint sich für die zweite Annahme, weil die Galater nicht als erst kürzlich bekehrt erscheinen, auch die judaisirenden Irrlehrer nicht wol Zeit genug gehabt hätten, der Lehrautorität des Apostels entgegenzuwirken. Dagegen war sein längerer Aufenthalt zu Ephesus auf der dritten großen Missionsreise bis 56 (Act. XIX, 10) ganz dazu geeignet, die

besorglichen Nachrichten über die galatischen Zustände einzuziehen, und schriftlich dagegen zu verfahren.

Den Brief selbst beginnt er mit einer Rechtfertigung seines apostolischen Ansehens, das er ebenso selbständig, wie irgend ein anderer Apostel von Christus selbst erhalten habe, und sich darin durch keine menschliche Rücksichten, wie einst während seines Pharisäismus, wankend machen lasse. Durch Darlegung seiner Laufbahn seit seiner Bekehrung sucht er zu erweisen, daß er nur nach göttlicher Eingebung, unabhängig von den übrigen Aposteln, verfahren, und darin auch von diesen selbst stets anerkannt sei. Von dieser Nachweisung aus geht er zu ernstlichem Tadel der Galater über, daß sie sich von der höhern Stufe des Evangeliums wieder zu der niedern des Mosaischen Gesetzes herabziehen ließen. Aus dem alten Testamente selbst führt er den Beweis, wie das Judenthum durchaus nur die Bestimmung des Vorbereitens und Hinführens auf Christum gehabt habe, und nur diejenigen die echten Nachkommen Abraham's seien, welche dieselbe religiöse Hingebung an Gott (πίστις) bewahren. In dem Beweise, daß das Mosaische Gesetz durch Christum abgeschafft sei, konnte ihm freilich sein eigenes Beispiel entgegengehalten werden, daß er unter Juden wenigstens das Gesetz halte; hatte er doch den Timotheus sogar beschneiden lassen. Um diesem Einwurf zu begegnen, woraus sich dann weiter folgern ließ, daß er nur aus Menschengefälligkeit den Heiden das Gesetz erlasse, sucht er zu erhärten, wie alles dabei auf den Geist ankomme, womit Jemand sich dem Gesetze unterziehet. Unterwirft sich ein Heide der Beschneidung in dem festen Glauben, daß sie nöthig sei, so ist er das ganze Gesetz zu leisten verbunden. Noch deckt er die unlautern Gesinnungen der Irrlehrer auf, welche die Gemeinden wieder unter das jüdische Joch zu beugen versuchen, und schließt mit herzlichem Zureden, aus Liebe zu ihm sich der christlichen Freiheit würdig zu zeigen.

Der wahrscheinliche Ort der Abfassung ist nach dem Obigen Ephesus, die Zeit etwa 56. Die Echtheit des Briefes ist noch von Niemand bezweifelt, da das eigenthümliche Gepräge Paulinischer Schreibart ebenso trefflich als die geschichtlichen Beziehungen dafür sprechen. Anführungen bei den Kirchenvätern stammen, mit Übergehung früherer sehr unsicherer Spuren, ebenfalls erst aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts (*Irenaeus*, Adv. haer. III, 7, 2. *Clem. Alex.* Stromat. III. p. 468. *Tertull.* de praescript. haeret. c. 6).

4. und 5. Briefe an die Korinthier. Korinth, die prächtige Handelsstadt an zwei Meeren gelegen, der Stapelort zwischen dem östlichen und westlichen Theile des römischen Reichs und Hauptstadt der Provinz Achaja, hatte in ihrer Wiedererbauung durch Julius Cäsar, nachdem sie anderthalb Jahrhunderte früher durch Mummius zerstört war, auch außer dem Handelsverkehr, der Bildung und Wissenschaft eine bedeutende Pflege angedeihen lassen, sodaß sie vor vielen Städten die Achtsamkeit des Apostels zur Gründung einer Gemeinde auf sich ziehen mußte. Paulus langte hier auf seiner dritten Missionsreise, ziemlich niedergeschlagen durch die Vorfälle in Athen, und mit der Überzeugung an, daß er gegen die durchaus weltliche Richtung hellenischer Bildung nichts anderes als die innere göttliche Kraft des Evangeliums geltend machen könne. Wirklich fand er unter den Proselyten und Heiden bald Anklang, während die Juden ihn vor dem römischen Proconsul Gallio anklagten, Spaltung in ihrer Religion zu erregen, sich aber dadurch vor dem gebildeten Heiden nur verächtlich machten. Eine treffliche Unterstützung fand Paulus bei dem Ehepaare Aquilas und Priscilla, die bei der Judenverfolgung des Kaisers Claudius von Rom hierher geflüchtet waren, und dem Apostel zum Betreiben seines Handwerks halfen; darum verweilte er an diesem so wichtigen Orte auch längere Zeit. Dennoch droheten der dortigen Gemeinde auch besondere Gefahren: der bedeutende Handelsort war zugleich Sitz großer Unsittlichkeit, die noch durch den Dienst der Aphrodite eine besonders gefährliche Gestalt erhielt; auch die Christengemeinde machte bald dergleichen traurige Erfahrungen an ihren Mitgliedern. Ferner waren die Wurzeln der christlichen Predigt bei dem durchaus beweglichen Sinne der Hellenen keineswegs tief eingedrungen, und boten also für allerlei Irrlehre den günstigsten Boden dar. Bald nach des Apostels Abreise drangen dort Lehrer ein, etwa denen in der galatischen Gemeinde ähnlich; nur konnten sie mit ihrer schonungslosen Foderung des jüdischen Gesetzes unter den durchaus hellenischen Umgebungen nicht so offen hervortreten, doch verdächtigten sie auf dieselbe Art die Autorität des Paulus, stellten die eigentlichen Apostel höher, und schlossen sich vor Allem dem Ansehen des Petrus an, daher eine Partei der Petriner entstand, denen ebenso einseitig die Pauliner entgegentraten, um die von dem Apostel geltend gemachte christliche Freiheit zu retten. Eine weitere Partei wurde durch das Auftreten eines alexandrinisch gebildeten Juden, des Apollos, hervorgerufen, der von Aquilas und Priscilla in Ephesus im Christenthum unterwiesen und nach Korinth empfohlen, dort um so sicherer Eingang finden mußte, da seine gelehrte Bildung etwa im Sinne Philo's dem Standpunkte der Hellenen so viel näher lag, als die einfache Verkündigung des Paulus; er rief also unter denen, die sich im Ganzen mit Paulus der jüdischen Engherzigkeit entgegenstellten, eine anderweitige Spaltung hervor. Noch bezeichnet der Apostel eine vierte Partei, deren eigentliche Tendenz aber nicht so leicht auszumachen ist; sie nannten sich *οἱ τοῦ Χριστοῦ*, was nach allseitiger Erwägung nicht wol anders aufzufassen ist, als daß sie mit Abläugnung aller apostolischen Autorität sich unmittelbar an Christus anzuschließen vorgaben: sie mögen etwa aus den Nachrichten von Christo sich ein eklektisch-idealistisches System gebildet haben, dem aber Paulus ebenfalls als bloßem Parteiwesen entgegentreten mußte, weil durch sie die Autorität aller Apostel gefährdet wurde. Wie weit die Spaltungen auch äußerlich durchgeführt waren, läßt sich nicht bestimmen; doch werden sie sich schwerlich schon zu Versammlungen an verschiedenen Orten verstanden haben.

Die bedeutendste Spaltung blieb dabei immer die zwischen Paulinern und Petrinern, oder zwischen Heiden-

und Judenchristen, und legte sich in den verschiedensten Beziehungen auch des praktischen Lebens dar. Eine solche Frage war der Genuß des Opferfleisches, womit man durch Kauf auf dem Markte, durch Bewirthung in den Familien auch ohne Wissen und Willen in Berührung kommen konnte. Dabei war die übertriebene Scheu der Judaisirenden ebenso nachtheilig, als vielleicht die Libertinage der Aufgeklärten, die grade zum Ärgerniß der schwachen Gemüther ihre adiaphoristischen Grundsätze geltend machten. Eine zweite Frage der Art war über den Vorzug des ehelichen oder ehelosen Lebens, wobei ebenfalls Petriner und Pauliner zu widersprechenden Ansichten gelangen konnten. Dem Hebraismus ist eine übertriebene Askese fremd, und waren ja grade die Judenapostel verheirathet, und führten ihre Frauen mit sich umher; dagegen das hellenische Element, wie es Paulus vertrat, neigte sich hier eher zu einer Überspanntheit hin, und konnte auf eheloses Leben ein unverdientes Gewicht legen. Der Grundfehler der korinthischen Gemeinde war der Mangel an christlicher Liebe, wodurch am sichersten Unordnungen verhindert wären, wie der Apostel sie jetzt zu rügen hatte. Die Weiber erschienen gegen die Sitte in den Versammlungen unverschleiert, und drängten sich ebenfalls zu Vorträgen in denselben; bei den Reden selbst machte sich die Eitelkeit geltend, die mit besonderem rhetorischem Gepränge auftreten wollte; bei den gemeinsamen Mahlzeiten, Agapen, trat der Unterschied der Stände so recht hervor, indem die Reichen bis zur Unmäßigkeit schwelgten, während die Armen darbten. Bei Streitigkeiten ergriffen die Freidenker nicht immer das so treffliche Auskunftsmittel eines Schiedsgerichts aus Christen, sondern erschienen zum Ärgerniß der Übrigen unbedenklich vor dem heidnischen Richter. Auch Bedenken über die Auferstehungslehre, Zweifel an der Auferstehung Christi selbst, drängten sich ein, wie sie am leichtesten von der oben bezeichneten Christuspartei bei ihrer einseitigen Aufklärung ausgehen konnten.

Zu Ephesus ward der Apostel von diesen schreienden Übelständen in der korinthischen Gemeinde unterrichtet, wiewol auch die Vermuthung schon aufgestellt ist, daß er sich bei einer zweiten persönlichen Anwesenheit selbst davon überzeugt habe. Die schleunigste Abhilfe verlangte der Punkt der Unzucht, was schon so weit gediehen war, daß ein Mitglied der Gemeinde mit seiner eigenen Stiefmutter unerlaubten Umgang trieb. Paulus erließ deshalb sein erstes, uns verloren gegangenes Schreiben nach Korinth, worin er auf sofortige Entfernung jenes Lasterhaften aus der Gemeinde drang. Dieser verlorene Brief kann nun aber unmöglich der oben schon erwähnte, in armenischer Sprache aufgefundene, sein, da er ganz andere Gegenstände behandelt, und Antwort auf ein früheres Schreiben der Korinthier sein will. Wirklich erhielt der Apostel auf seinen ersten Brief eine leider ebenfalls verlorene Antwort der Korinthier, worin sie ihm Fragen vorlegten, wie sie aus dem geschilderten Zustande der Gemeinde sich ergaben. Mit Benutzung der Nachrichten, die der Apostel noch außerdem, und namentlich durch den nach Ephesus zurückgekehrten Apollos erhielt, fertigt er nun unsern sogenannten ersten Brief an die Korinthier ab, ein Muster apostolischer Lehrweisheit. Zunächst erklärt er sich gegen alles Parteiwesen in der Gemeinde, sofern dadurch menschliche Autorität über Christus gestellt würde; insbesondere bei Erörterung seines Verhältnisses zu dem ihm übrigens befreundeten Apollos, der sich ja auch im Ganzen der Paulinischen Richtung anschloß, hebt er als Mittelpunkt die Lehre von dem gekreuzigten Christus hervor, der weder aus kunstgemäßer Darstellung ein Gewinn, noch aus schmuckloser Mittheilung ein Nachtheil erwachse. Alles Menschliche, was zu dieser ewigen Grundlage hinzugethan werde, bliebe dem Läuterungsproceß der Zeit vorbehalten (C. I—IV). Darauf bespricht er die einzelnen zur Erörterung gekommenen Punkte, dringt auf sofortige Ausstoßung jenes Unwürdigen (C. V, 1—8) und berichtigt einen Misverstand über das Verhalten zu Sittenlosen überhaupt (9—13), erklärt sich gegen den Misbrauch, vor heidnischen Gerichten zu processiren (VI, 1—11), nebst nochmaliger Warnung vor Unzucht überhaupt (12—20); bespricht den Vorzug des ehelichen und ehelosen Lebens (C. VII); gibt Anweisung über das Verhalten zu heidnischem Opferfleisch, wobei er auffallend nicht die positive Autorität der von den Aposteln in der Zusammenkunft zu Jerusalem gefaßten Beschlüsse (Act. XV, 23), sondern mit innern Gründen des evangelischen Lebens den Grundsatz der christlichen Liebe geltend macht, die jedes Ärgerniß der Schwachen vermeidet (C. VIII—IX, 1). Ferner tadelt er das ungeziemende Auftreten der Weiber in den Versammlungen (C. XI, 2—16), die Unordnungen bei den gemeinsamen Mahlzeiten (17—34); fügt Belehrung über den Gebrauch der Geistesgaben und das Zungenreden bei (C. XI—XIV), zuletzt über die Todtenauferstehung (C. XV); legt die Sammlung milder Beiträge für die dürftige palästinensische Muttergemeinde ans Herz (C. XV) und endet mit Grüßen (C. XVI).

Ort und Zeit der Abfassung ist das Ende seines längern Aufenthalts in Ephesus, etwa Frühjahr 56, aus C. V, 7 darf man wol auf die Osterzeit schließen. Überschickt wurde der Brief wahrscheinlich durch dieselben Boten, die ihm das Schreiben der korinthischen Gemeinde überbracht hatten.

Bald nach Absendung dieses Briefs hat Paulus Ephesus in Folge des von dem Silberarbeiter Demetrius erregten Aufstandes verlassen, um sich über Troas nach Macedonien zu begeben. Dabei hatte er aber stets Korinth im Auge, um zu beobachten, welchen Eindruck sein Brief dort hervorgebracht habe; er sandte schon den Timotheus dorthin ab, zugleich um die Sammlung der Beisteuer in Achaja zu betreiben, doch wurde dieser wahrscheinlich verhindert, die Reise bis nach Korinth auszudehnen; deshalb erfolgte nun die Sendung des Titus dorthin, der nun mit Nachrichten über die korinthischen Zustände ihn in Macedonien traf. Das erste Sendschreiben hatte allerdings einen günstigen Eindruck hervorgebracht; gegen jenen Unwürdigen erhob sich die allgemeine Stimme, weshalb Paulus jetzt für rathsam hielt, da derselbe Reue bewies, auf seine Wiederaufnahme in die Gemeinschaft anzutragen. Obgleich auch das Ansehen des Apostels bei Vielen durch jenes Schreiben hergestellt war, so

beharrte doch die strenge Judenpartei in ihrer Widersetzlichkeit; sie machte auf die Verschiedenheit des Auftretens des Apostels aufmerksam, in seinen Briefen so streng, in seiner persönlichen Anwesenheit so mild! Die stete Ankündigung seines Kommens, ohne es auszuführen, sei leere Drohung, Wankelmuth, was ebenso auch von seiner Lehre selbst gelten müsse. Um den noch immer dort gegen ihn stattfindenden Umtrieben zu begegnen, sieht sich deshalb der Apostel zu einem zweiten Briefe an die Korinthier veranlaßt, den er durch Titus übersendet, und spricht sich darin mit allem dem Nachdruck aus, den ihm das Bewußtsein seiner gerechten Sache verlieh. Gegen jene ihn betroffenen Verdächtigungen beruft er sich auf das Zeugniß seines Gewissens, wie er überall, und so auch in seinem Verhalten zu den Korinthiern sich nie durch weltliche Rücksichten, sondern allein durch den Geist Gottes leiten lasse, rechtfertigt sich wegen seines veränderten Reiseplans, weiset die Beschuldigung eines Widerspruchs in seiner Lehrart ab; dabei betreibt er die ihm so sehr am Herzen liegende Sammlung der Collecte, und hält die entschiedensten Rügen und Strafreden nicht zurück.

Die Schreibart des Briefes ist viel rauher, unzusammenhängender, als dies bei den übrigen Sendschreiben beobachtet werden kann; doch erklärt sich dies leicht aus der aufgereizten Gemüthsstimmung, worin er sich befand, aus der Zerstreuung durch die Reise, und auch wol durch die in Ephesus kaum überstandenen Gefahren. Die Abgerissenheit einzelner Stücke darin ist so groß, besonders Cap. IX, daß man sich schon zu dem Versuch verstanden hat, den Brief in mehre kleine zu zerlegen. Ort der Abfassung ist irgend ein Punkt in Macedonien während der Reise des Apostels durch jene Gegenden; Zeit etwa Sommer 56.

Die Echtheit beider Briefe ist über jeden Zweifel erhaben, ebenso sehr durch Inhalt und Geist, als durch äußere Zeugnisse, die seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts unwidersprechlich hervortreten (*Irenaeus*, Adv. haer. IV, 27, 3. III, 7, 1. *Clem. Alex.* paedag. I. p. 96. Stromat. IV. p. 514. III. p. 456. *Tertull.* de praescript. c. 33. De pudicit. c. 13).

6) Brief an die Römer. Für die Gemeinde in Rom kann kein eigentlicher Stifter nachgewiesen werden; selbst wenn man zugibt, daß Petrus dort anwesend war, so fällt dies doch gewiß in eine Zeit, wo die Gemeinde dort längst blühete. Als Paulus seinen Brief dorthin erließ, konnte von Petrus daselbst keine Rede sein; denn schwerlich würde sich Paulus, seinen Grundsätzen nach, in ein schon von Petrus betretenes Gebiet eingedrängt haben. Vielmehr muß die dortige Gemeinde nur in Folge gelegentlicher Mittheilung der evangelischen Predigt, durch Reisende aus Palästina, wie aus den übrigen Provinzen des römischen Reichs, zusammengetreten sein, wozu die zahlreich dort angesiedelte Judengemeinde mit ihren ebenso zahlreichen Proselyten so leicht Veranlassung hergab. Sicher mußten die Grundzüge des dortigen Christenthums Paulinisch sein, da nur seine Wirksamkeit auf die Heidenwelt von solchem Erfolg gekrönt war; auch das Ehepaar, Aquilas und Priscilla, deren Bekanntschaft er in Korinth gemacht hatte, war nach Rom zurückgekehrt, und für Ausbreitung des Evangeliums dienstlich geworden. Schon dies Verhältniß als mittelbarer Stifter zu der Gemeinde konnte ihn bestimmen, ein Schreiben an sie zu erlassen, besonders da er beabsichtigte, seine apostolischen Reisen so bald wie möglich auch dorthin auszudehnen. Doch kamen noch besondere Veranlassungen hinzu, wie sie in der Zusammensetzung auch dieser Gemeinde lagen. Die Mischung von Juden- und Heidenchristen veranlaßte auch hier eine Spannung wegen Geltung des Mosaischen Gesetzes, wobei die ehemaligen Heiden noch wol ihre neuen Mitchristen dieselbe Verachtung empfinden ließen, die sie gegen das Jüdische überhaupt hegten. Paulus richtet deshalb in diesem längern Sendschreiben die Predigt des Evangelii auf eine Art ein, die zugleich der Beilegung jener Spannung dienstlich sein sollte. Er weiset die beiden Vorreligionen, Judenthum wie Heidenthum, als gleichmäßig unvermögend nach, das Sündenelend der Menschheit zu heben, sodaß sie zu der erlösenden Kraft des Christenthums sich gleich bedürftig verhielten. Den Heiden weiset er nach, wie sie sich bei ihren Sünden keineswegs durch Unbekanntschaft mit dem Gesetze entschuldigen dürfen, da ihnen dasselbe im Gewissen ebenso ausdrücklich mitgetheilt sei, als den Juden durch die specielle Offenbarung; den Juden dagegen macht er bemerklich, wie der Besitz des Gesetzes sie gar nicht berechtige, auf alte Vorzüge zu pochen, da durch keine Gesetzeswerke der Mensch vor Gott gerecht zu werden vermöge. Beide Theile sucht er also durch Aufschließung der eigentlichen Heilswahrheiten des Christenthums zur Demuth zu stimmen, um sie in dem gemeinschaftlichen Hingeben an Christus zusammenzufassen. — Einen zweiten Theil des Briefes machen dann praktische Ermahnungen aus, wie sie den damaligen Verhältnissen der Gemeinde besonders angemessen waren.

Zeit und Ort der Abfassung des Briefes läßt sich genau auf seinen letzten Aufenthalt in Korinth bestimmen: er war in Begriff, mit einer in Macedonien und Achaja gesammelten Collecte nach Jerusalem zu reisen (XV, 25. 26), fürchtete aber dort Gefahren von den Juden (30). Die Personen, von welchen er Grüße bestellt, waren sämmtlich seine Begleiter in Korinth, oder doch dort vorhanden; die Abfassung fällt also in den Winter 57. Die Echtheit des Schreibens ist unbezweifelbar, und finden sich die Anführungen und Benutzungen desselben sehr früh: *Clemens Rom.* ep. ad Corinth. c. 35. *Polycarp.* ad Philipp. c. 6. *Theophilus* ad Autolyc. L. II. p. 79. III. p. 126. *Irenaeus* adv. haer. L. III. c. 16. §. 3. *Tertull.* adv. Prax. c. 13. De corona c. 6.

Die beiden letztern Capitel bieten als Anhängsel einige exegetische Schwierigkeiten dar, die sich aber lösen lassen durch die Annahme, daß der Apostel nach einer eingetretenen Pause das schon Abgehandelte wieder aufnahm.

7) Brief an die Kolosser. *Κολοσσαί* oder *Κολασσαί*, eine blühende Stadt in Großphrygien, am Flusse Mäander, wurde früh der Sammelplatz einer aus Heiden und Juden zusammengetretenen Gemeinde, an wel-

cher Paulus, obgleich er persönlich nicht hingekommen zu sein scheint (II, 1), großen Antheil nahm. Der Brief an sie ist wahrscheinlich aus seiner römischen Gefangenschaft gerichtet, als er durch einen dortigen Lehrer Epaphras über den innern Zustand der Gemeinde unterrichtet war. Daß dieser Lehrer nach Rom reisete, um von Paulus Rathschläge über den Zustand der Gemeinde einzuholen, ist nicht unwahrscheinlich, zumal wenn er auch noch durch andere Geschäfte in die Hauptstadt des Reichs geführt ward. Zum Verständniß des Briefs ist es wichtig, sich ein klares Bild der Irrlehrer zu entwerfen, welche die Gemüther dort verwirrten, und von Paulus bekämpft werden. Sie waren ebenfalls vom Judenthume ausgegangen, aber nicht von jener pharisäischen Geistesrichtung, die vor Allem nur auf praktische Beobachtung des Gesetzes drang, sondern folgten einer theosophisch-asketischen Richtung, wie sie im Judenthume durch die Essener repräsentirt ward. Will man in denselben auch nicht aus dem wirklichen Essenismus hervorgegangene christliche Erscheinungen erblicken: so enthalten sie doch wenigstens eine bedeutende Verwandtschaft dazu. Sie rühmen sich einer durch Tradition fortgepflanzten höhern Kunde der Geisterwelt, geben vor, mit dieser in engerer Verbindung zu stehen, und dasselbe Glück Jedem zu verschaffen, der sich in ihre Mysterien einweihen lassen will. In natürlicher Verbindung mit solcher Theosophie steht dann eine asketische Lebensart, die durch Enthaltung von manchen Genüssen, durch Entfremdung von der Materie, als Sitz des Bösen, zu jenem höhern Standpunkte hinführen soll. Man darf also schon hier den Anfang jenes Gnosticismus erblicken, der bald nachher der christlichen Kirche so bedeutende Kämpfe veranlassen sollte. Ihre Einwirkung auf die Christengemeinden Phrygiens war um so sicherer, weil die dortige Denkart ja von jeher dem Mystischen und Magischen ergeben war, wie sich bald darauf in dem Aufkeimen des Montanismus zeigte, während dagegen eine judaisirende Tendenz von der früher besprochenen Art, mit blos praktischem Dringen auf Gesetzesbeobachtung bei dieser meist aus Heiden zusammengesetzten Gemeinde schwerlich hätte Glück machen können. Gegen diese Irrlehrer ist nun das Sendschreiben des Apostels gerichtet, das sich nicht auf Bekämpfung ihrer einzelnen Lehrsätze einläßt, sondern ihr Princip an der Wurzel angreift, durch Entgegenhaltung der einfachen Grundsätze des Evangeliums. Die Gemeinschaft mit Christus allein ist der rechte Weg, um zu einem höhern Leben zu gelangen und dem Gottesreich einverleibt zu werden, welchem auch die höhere Geisterwelt angehört. Es bedarf darum keiner anderen, und dazu abergläubiger Mittel, um die Macht des Bösen zu brechen, das ja schon durch Christi Erlösung unwirksam für uns geworden ist. Die christliche Freiheit möge deshalb Jeden bewahren, sich wieder unter ein solches Joch des Aberglaubens fesseln zu lassen.

Auch dieser Brief ist von jeher als echt Paulinisch anerkannt, was er nach Sprache und Inhalt auch durchaus verdient. Ausdrückliche Anführungen finden sich: *Irenaeus* adv. haer. III, 14, 1. *Clement. Alexandr.* Strom. I. p. 277. Zeit und Ort ist seine Gefangenschaft in Rom; Überbringer war Tychicus.

8) Brief an die Ephesier. Durch denselben Überbringer erließ der Apostel noch ein anderes Sendschreiben an kleinasiatische Gemeinden, das wol nur zufällig die Aufschrift an die Ephesier erhalten hat. Speciell an eine Gemeinde, wo er so lange verweilt und zu der er so viele Beziehungen hatte, kann dies Sendschreiben nicht gerichtet sein, das aller besonderen Bezugnahme entbehrt, und nur als ein Circularschreiben des Heidenapostels an Heidenchristen gefaßt werden kann. Selbst bei dieser Auffassung bleibt es indessen auffallend, wie ein so allgemein gehaltenes Schreiben von ihm, auch nur unter den Andern, zugleich den Ephesiern bestimmt sein konnte, für die der Apostel ja doch so viel Specielles zu schreiben haben mußte. Der Brief ist deshalb nicht ohne kritische Anfechtung geblieben, zumal da sein Inhalt sich in so zahlreichen Stellen als Wiederholung aus dem Kolosserbriefe darstellen läßt, nur wortreich und weitschweifig ausgeführt, während letzterer sich so viel prägnanter zu fassen weiß. Dennoch erklärt sich dies Verhältniß hinreichend durch die Annahme, daß das Circularschreiben dicht nach dem Kolosserbriefe verfaßt ist, wo dem Schreibenden derselbe Ideengang noch völlig frisch und gegenwärtig war; die Gelegenheit, denselben durch Tychicus überbringen zu lassen, mußte den Apostel dazu auffodern, auch den übrigen kleinasiatischen Gemeinden Mittheilungen zu machen, die wegen Ähnlichkeit der Verhältnisse auch dieselben Gedanken hervorriefen. Vieles in dem Briefe ist des Apostels durchaus würdig gehalten, und gestattet nicht, Nachahmung anzunehmen. Das Alterthum hat den Brief stets als echt anerkannt. (*Ignat.* ad Ephes. c. 12. *Polycarp.* c. 12. *Irenaeus* V, 2. 3. *Clemens Alex.* admon. ad gentes p. 54. *Tertull.* contr. Marc. V, 11. 17.)

Noch ist die Vermuthung zu erwähnen, daß dieser Brief derselbe sei, den Paulus als sein Schreiben an die Laodicener bezeichnet (Col. IV, 16), was bei seiner Bestimmung als Circularschreiben allerdings möglich ist.

9) Brief an den Philemon. Zugleich mit jenen beiden Schreiben übersandte Paulus durch den Tychicus noch einen kürzeren Brief an einen Privatmann in Colossä, den Philemon, den Paulus selbst bekehrt hatte. Er sandte ihm dabei dessen entlaufenen oder doch ungehorsamen Sklaven Onesimus zurück, und bittet um Verzeihung für denselben. Der Brief enthält zwar weiter keine Lehren, ist aber doch von tief religiösem Geiste durchdrungen. Die Annahme, daß er aus Rom geschrieben sei, ist die wahrscheinlichste. In der spätern Geschichte kommt derselbe nicht früher, als bei Tertullian vor (contr. Marcion. V, 21), der aber bezeugt, daß Marcion ihn in seiner Sammlung gehabt hat.

10) Brief an die Philipper. Philippi, eine der beträchtlichsten Städte Macedoniens, war von Paulus auf seiner zweiten Missionsreise berührt, als er sich zum ersten Male nach Europa herüber wandte (Act. XVI, 12). Ungeachtet nur wenige Juden dort ansässig

waren, fand er doch bei den Proselyten eine gute Aufnahme, und bekehrte Manche, bis ihn eine von den Heiden ausgegangene Verfolgung aus der Stadt trieb; auch auf der dritten Reise berührte er den Ort (Act. XX, 6), und die Gemeinde blieb ihm stets besonders werth, sodaß er von ihr wiederholt Unterstützungen annahm, wozu er sich sonst nicht leicht verstand. Eine solche Geldunterstützung übersandte sie ihm auch in seiner Gefangenschaft nach Rom durch den Epaphroditus, und Antwort darauf ist unser Brief. Der Apostel benutzt diese Gelegenheit, um Warnung vor judaisirenden Lehrern, die sich auch dort eindrängten, und Ermahnungen zur Eintracht einfließen zu lassen. Die abgebrochene Form von Cap. III. hat schon den Versuch herbeigeführt, den Brief in zwei kleinere Schreiben, das eine an die Gemeinde überhaupt, das andere an die besonderen Freunde des Apostels, zu zerlegen, was aber kritisch unnöthig erscheint. Ort und Zeit der Abfassung ist unzweifelhaft Rom in der spätern Zeit der Haft, wo alle Umstände, wie sie der Brief voraussetzt, zusammentreffen. Die Anführungen desselben beginnen recht früh: ***Polycarp.*** **ep. ad Philipp. c. 3. c. 11.** Der Brief der gallischen Gemeinden von Lyon und Vienne bei Euseb. V, 2. ***Irenaeus*** **IV, 18, 4.** ***Clem. Alexandrin.*** **paedag. L. 1. p. 107.** ***Tertull.*** **de resurrect. carn. c. 23.**

So bleiben nur noch die drei sogenannten Pastoralbriefe des Apostels übrig, die aber ungleich mehr kritische Schwierigkeiten darbieten, als die übrigen sämmtlich:

11) Der erste Brief an den Timotheus ist der am wenigsten haltbare unter denselben. Die Schwierigkeiten, die sich hier darbieten, sind ebenso historischer, als exegetischer Art. Zunächst paßt der Brief, wie er vorliegt, durchaus nicht in die Verhältnisse und Anordnung der Reisen, wie wir sie aus den Acten des Lucas und den übrigen Paulinischen Briefen kennen. Der erste Brief an den Timotheus sagt aus, daß Paulus diesen seinen Schüler in Ephesus zurückließ, als er selbst sich nach Macedonien wandte (I, 3) und dabei die Absicht hatte, bald wieder nach Ephesus zurückzukehren (III, 14). Beides paßt zu dem, was außerdem darüber bekannt ist, durchaus nicht; ehe Paulus Ephesus verließ, war ihm ja Timotheus nach Macedonien vorangegangen (Act. XIX, 22) und war bei ihm, als er in Macedonien den zweiten Korinthierbrief schrieb (2 Kor. I, 1). Am meisten widersprechend bleibt aber immer der Umstand, daß Paulus seine baldige Rückkehr verspricht (1 Tim. III, 14. IV, 13), da seine Abreise aus Ephesus durch den Aufstand des Demetrius einen solchen Plan nicht rathsam machte, er selbst sich auch eine größere Ausdehnung der Reise durch Macedonien, Achaja und so nach Jerusalem entwarf (Act. XIX, 21); ein vielleicht beiläufiger Besuch in Ephesus aber ausdrücklich ausgeschlossen war (Act. XX, 16). Dazu kommen die exegetischen Schwierigkeiten, die ebenfalls ein Verständniß des Briefes unmöglich machen. Als Absicht des Briefes wird angekündigt, Anweisung zum Bekämpfen der Irrlehrer in der Gemeinde (I, 3) und zur Leitung derselben bis zur Ankunft des Apostels (III, 15). Zu diesem Plane stimmt nun aber der Inhalt des Briefes durchaus nicht. Von dem Verhalten gegen Irrlehrer irrt der Schreibende auf ganz andere Dinge ab, bespricht die Pflicht der Fürbitte, das Zudrängen der Weiber zum Lehramt, gibt Vorschriften über die Anstellung von Gemeindebeamten, Bischöfen und Diakonen, als ob Timotheus erst hätte die Gemeinde einrichten sollen, was doch Paulus bei seinem längern Aufenthalte selbst gethan haben mußte. Cap. IV, 1—5 kommt er auf Irrlehrer zurück, die er aber als erst künftig schildert; sämmtliche dann noch folgende Ermahnungen und Anweisungen irren so wiederholt von dem einmal angeknüpften Faden ab, schwanken so sichtbar hin und her, daß sich durchaus eine so bestimmte Lage des Schreibenden und der Leser nicht ermitteln läßt, wie sie bei den Paulinischen Briefen sonst jedesmal unterliegt. Endlich tritt noch ein anderer Umstand hinzu, der das Bedenken gegen den Brief zum völligen Zweifel an der Echtheit desselben erheben muß, nämlich die auffallende Bemerkung, daß sich der Brief, seinen meisten Bestandtheilen nach, als eine Compilation aus dem zweiten Briefe an den Timotheus und aus dem Schreiben an den Titus zusammenstellen läßt: eine Stelle, 1 Tim. I, 20, kann man sogar nur als eine misverstandene Compilation aus 2 Tim. II, 17 und IV, 4 auffassen. Nimmt man dazu, daß dieser Brief auch grammatisch und rhetorisch viel schlechter geschrieben ist, als die übrigen, so wird allerdings der Verdacht dagegen gerechtfertigt, den zuerst Schleiermacher so entschieden ausgesprochen hat, daß eine freilich mehrfach versuchte Vertheidigung nicht hat gelingen können. Wegen der historischen Schwierigkeiten hat man freilich etwas zu helfen gesucht, indem man die Zeit der Abfassung zu verlegen wußte, etwa in die Zeit nach der ersten Gefangenschaft des Apostels: doch auch dadurch wird beiweitem nicht Alles gelöset: Paulus hatte die Absicht, von Rom aus den Timotheus nach Macedonien zu senden (Phil. II, 19), und selbst dahin nachzufolgen (Phil. II, 24), nicht aber nach Ephesus. Ein Zurücklassen desselben in Ephesus, mit der entschiedenen Absicht, selbst dahin zurückzukehren, paßt nun einmal weder in die frühere noch in die spätere Zeit des Apostels. Der Brief muß also sowol historisch als exegetisch für unbegreiflich gelten.

12) Der zweite Brief an den Timotheus findet eher eine Erledigung, aber nur durch die schon oben ausgeführte Hypothese von einer zweiten Verhaftung in Rom. Der Apostel schreibt aus Rom (I, 8. 12. 16 sq. II, 9. IV, 6. 16) an den Timotheus nach Ephesus (I, 15. 18. IV, 19), fodert ihn auf, nach Rom zu kommen, und den Marcus mitzubringen (IV, 9. 11. 21); der ganze Eindruck des Briefes kommt dabei darauf hinaus, daß der Apostel selbst kurz vorher in Kleinasien gewesen ist, und jetzt sich, mit naher Erwartung des Todes, in einer weit gefährlichern Haft befindet, als dies von der ersten Gefangenschaft, wie er sich darüber in dem Philipperbriefe ausspricht, angenommen werden darf. Die einzige Schwierigkeit, die etwa noch zurückbliebe, wäre, daß Timotheus um jene Zeit nicht wol mehr als Jüngling behandelt werden könnte; doch ist die Andeutung

darauf (II, 22) auch nicht entschieden genug; und dann, daß der Verfasser wol der ersten Gefangenschaft, und des in derselben erhaltenen Besuches des Timotheus hätte gedenken können. Doch wird auch dies erledigt durch die Annahme, daß Paulus seinem Freunde nicht erst durch diesen Brief die erste Nachricht von seiner zweiten Verhaftung mittheilen wollte, da eine solche bei dem regen Verkehr zwischen Rom und Kleinasien schon dorthin gelangt sein mußte; auch setzt der Apostel dessen Bekanntschaft mit seiner gegenwärtigen Lage ausdrücklich voraus (I, 15). Durch die Hypothese der zweiten Gefangenschaft erhalten wirklich alle Schwierigkeiten des Briefs ihre Erledigung, wie umgekehrt er auch der allein haltbare Grund für eben jene Hypothese bleibt.

13) Der Brief an den Titus. Dieses Schreiben setzt voraus, daß Paulus seinen Schüler und Gehilfen Titus in Kreta zur Anordnung der kirchlichen Verhältnisse zurückgelassen habe, und ihm nun dafür weitere Aufträge ertheilt. Auch dies läßt sich nicht wol in die frühere Geschichte des Apostels einreihen; eine Gelegenheit dazu findet sich höchstens am Ende der zweiten Missionsreise, doch fehlt dann jede Andeutung davon in den Acten des Lucas, was schwerlich durch die auch sonst in denselben vorkommenden Lücken hinreichend entschuldigt wird. Dagegen erhält auch dieser Brief seine vollständige Erledigung durch die Annahme einer zweiten Gefangenschaft des Apostels, und eines derselben voraufgehenden neuen Aufenthalts in Asien. Schwerlich fanden sich auch Christengemeinden in Kreta vor dieser Zeit, weil sonst Lucas bei seinem so speciellen Bericht über die Deportationsreise des Apostels nach Rom, die Kreta berührte, derselben hätte gedenken müssen. Möglich bleibt es dagegen, daß Paulus bald nach jener angenommenen Befreiung sich auch hierher wandte. Auch der Umstand tritt noch dafür als wahrscheinlich ein, daß die Pastoralbriefe dann ziemlich in dieselbe Zeit der spätern Wirksamkeit des Apostels zusammentreffen, woraus sich manche Ähnlichkeit des Gedankenganges am besten erklärt. Die Irrlehrer, zu deren Bekämpfung Paulus in dem Briefe Anweisung gibt, sind zwar augenscheinlich ebenfalls judaisirende, doch dringt Alles darauf, auch in ihnen nicht sowol die früher bekämpfte pharisäische Richtung, als vielmehr Keime jener judaisirenden Gnosis zu erblicken, wie sie besonders in dem Kolosserbriefe besprochen wird.

Da die Authentie der letzteren Pastoralbriefe nur durch die Annahme einer zweiten Gefangenschaft gerechtfertigt werden kann: so haben die Gegner dieser es sich gefallen lassen müssen, sämmtliche drei Briefe unter dem Messer der Kritik fallen zu sehen, wie sie am ausführlichsten D. Baur, in seiner Schrift über die sogenannten Pastoralbriefe, ausübt. Damit sind nun aber die äußern Zeugnisse durchaus im Widerspruch, die so entschieden für diese, wie nur für irgend andere Briefe aus dem Paulinischen Kreise sich darbieten: Marcion hatte sie zwar sämmtlich in seiner Sammlung nicht, doch kennt sie wenigstens Tertullian, der (adv. Marcion. V, 21) dieses Umstandes gedenkt; Irenäus führt (adv. haer. I. prooem.) den ersten, und (L. III. c. 3. §. 3) den zweiten Brief an den Timotheus, sowie (ibid. §. 4) den Brief an den Titus auf. Clemens von Alexandrien (Strom. II. p. 383) kennt den ersten, und (p. 448) den zweiten an den Timotheus. Daß der Brief an den Titus dem Tatian bekannt gewesen ist, bezeugt Hieronymus in dem Commentar dazu, praefat. Die Zurechtstellung der Geltung dieser Briefe bleibt hiernach fortwährend der Einleitungswissenschaft als ein Problem vorbehalten.

Außer diesen dreizehn, gewöhnlich als Paulinisch aufgeführten, Briefen, wird nun von Manchen auch noch der Brief an die Hebräer hierher gerechnet, über dessen nicht Paulinischen Ursprung sich indessen die Ansichten immer mehr zusammenfinden, wiewol er wenigstens dem Kreise des Apostels nicht fern zu stehen scheint. Innere und äußere Gründe sprechen sich gleich stark gegen den Paulinischen Ursprung des Briefes aus: derselbe entbehrt gegen die Gewohnheit des Apostels seines Namens und des Eingangsgrußes, die Sprache ist reiner griechisch und rednerischer gehalten, Ausdrücke und dogmatische Ansichten weichen von den echt Paulinischen sehr entschieden ab; die Benutzung des alten Testaments, sowol sprachlich nach den LXX (Hebr. I, 6. X, 5), als in der steten Parallelisirung, ist dem Apostel Paulus fremd, und entspricht durchaus seiner Stellung als Heidenapostel nicht; das Ganze weiset vielmehr auf eine alexandrinische Auffassung des Christenthums hin. Der Verfasser hat sich als einen nur mittelbaren Schüler Christi dargestellt (Hebr. II, 3), während Paulus stets auf seine unmittelbare Apostelwürde dringt. Will man auch eine Spur nicht anerkennen, daß der Brief erst nach dem Tode des Apostels geschrieben sei (XIII, 7): so deutet darauf doch wol die Angabe hin, daß Timotheus seiner Fesseln wieder ledig sei (XIII, 13). Nimmt man nämlich an, daß derselbe, der Auffoderung des Apostels zufolge, zu ihm, während der zweiten Gefangenschaft, nach Rom geeilt sei, so wird es sehr wahrscheinlich, daß er dessen Haft dort getheilt, aber nachher seine Freiheit erhalten habe. Ebenso gegründet sind die Zweifel an der Paullinischen Abfassung des Schreibens aus äußern Gründen. Die alexandrinischen Lehrer (Clemens in seinen Hypotyposen bei *Euseb.* h. eccl. VI, 14) sind zwar für Paullinischen Ursprung günstig, verkennen aber die Schwierigkeiten nicht, und stützen sich am wenigsten auf eine bestimmte Tradition, Origenes begnügt sich deshalb, nur den Inhalt, nicht die Aufzeichnung für Paulinisch zu erklären, nur Dionysius, um 247, nimmt ihn als echt an. Zu Eusebius' Zeit ist der Brief zwar zu kirchlicher Anerkennung im Oriente gelangt, aber die Zweifel an der Echtheit laufen doch beiher. Im Abendlande beginnt die Überlieferung damit, dem Briefe die Paulinische Authentie abzusprechen: so der Presbyter Cajus in Rom (nach *Euseb.* VI, 20); Irenäus hat ihn zwar gekannt (ib. V, 26), aber gegen die Gnostiker doch keinen Gebrauch davon gemacht: und eine Notiz bei Photius (bibl. cod. 232. p. 477 aus *Stephan. Gobarus*) sagt, daß sowol Irenäus als der sonst so räthselhafte Hippolytus den Brief dem Paulus abgesprochen habe. Hieronymus spricht die entschiedensten Zweifel an der Echtheit des Schreibens aus (ep. ad

Dardanum, in Jeremiam XXXI), sowie er auch bemerkt, daß die lateinische Ansicht denselben nicht recipirt habe (in Jesaj. VIII. in Matth. XXVI), worin Augustin ihm beistimmt (de civitat. Dei XVI, 22), und die Zweifel setzen sich hier auch in die spätern Jahrhunderte fort. Dennoch beginnt im Abendlande seit dem 4. Jahrhundert zugleich die Paulinische Anerkennung (Concil. Hippon. an. 393. can. 36. Concil. Carthag. an. 397. can. 47. *Innocent.* epist. ad Exsuper.). So ist also die Überlieferung sowol im Abend= als Morgenlande der Paulinischen Abstammung keineswegs günstig.

Über den eigentlichen Verfasser des Schreibens schwanken die Muthmaßungen sehr, Lucas, Clemens von Rom, Barnabas sind genannt; am wahrscheinlichsten räth man auf Apollos, der mit dem Apostel eng genug verbunden war, um ziemlich aus seinem Ideenkreise zu schreiben, und zugleich grade die alexandrinische Bildung besaß, die aus dem Briefe so unverkennbar hervorleuchtet. Ebenso schwierig bleibt es, die Leser zu bestimmen, an die der Brief zunächst gerichtet war. Die Aufschrift würde wol an palästinensische Judenchristen denken lassen; doch passen dafür manche Züge nicht; die Leser sollen noch keine blutige Verfolgung erlitten haben (XII, 4), was von den Palästinensern nicht gesagt werden konnte. Aber auch auf Judenchristen außerhalb Palästina's treffen die Züge nicht zu, da bei diesen doch sicher ihr Zusammenleben mit den Heiden erwähnt werden mußte. Da endlich das Schreiben gar nicht die übliche Briefform hat, so darf man wol am sichersten gar kein specielles Sendschreiben darin sehen, sondern eine Abhandlung für Judenchristen überhaupt bestimmt, wozu am ehesten ein Christ aus dem Bildungskreise des Paulus sich veranlaßt fühlen mochte.

Der Lehrbegriff des Apostels Paulus ist eine von jenen drei Grundauffassungen der christlichen Wahrheiten, worin der gemeinsame Inhalt des Christenthums, gemäß den verschiedenen Individualitäten der Apostel, sich gestaltete. Die Lehre Christi war ja nicht in einer stereotypen Form als abgeschlossenes System der Menschheit vorgelegt, sondern als ein Samenkorn in sie hineingesenkt, um durch allseitige Aneignung und Auffassung sich zu einem möglichst großen Reichthum religiöser Frucht zu gestalten: nur dadurch konnte die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion gerechtfertigt werden. Als jene drei Grundrichtungen können die Johanneische, die Jacobisch=Petrinische und die Paulinische Auffassung bezeichnet werden; die erste, hervorgegangen aus der Intuition christlicher Wahrheit als etwas unmittelbar Gegebenen, und ebenso auch Anzueignenden, beherrscht das ganze Gebiet des Gemüths mit Ausschluß der dialektischen Verarbeitung durch den Begriff; die zweite auf das unmittelbar Praktische gerichtet bewährt ihren christlichen Gehalt in der treuen Ausbildung des Lebens und seiner Pflichten, und läßt von der Frucht auf den zu Grunde liegenden sittlichen Kern schließen, kommt deshalb jedoch über die bisherige jüdische Befangenheit kaum hinaus; endlich die dritte dringt auf dialektische und systematische Entwickelung des christlichen Gehalts, wie der Bildungsgang des Apostels durch die Schulen der Pharisäer es nothwendig machte; hier tritt darum die christliche Wahrheit in ihrer vollen Würde und Überlegenheit über das Judenthum hervor, wie ja der Apostel selbst durch einen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens dem frühern Judenthum entnommen war. Der Gegensatz gegen Jacobus ist darum bei ihm am schroffsten, weil eben bei diesem ein solcher Wendepunkt fehlte, wo das Jüdische völlig aufhören und das Christliche beginnen mußte. Dagegen tritt Johannes mit der Gewalt seines Gefühls vermittelnd zwischen Beide.

Bestimmung des Menschen nach Paulus ist die richtige Stellung zu Gott, wodurch er Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens wird; *δικαιοσύνη παρὰ τῷ θεῷ;* zu Grunde liegt dieser Paulinischen Idee sicher eine Reminiscenz vom theokratischen Standpunkte des alten Testaments, wo jedem Bürger der Theokratie durch Theilnahme an ihr die richtige Stellung zu Gott, die Gottwohlgefälligkeit gewiß war; denn eben darin sollte ja der Vorzug des auserwählten Volks liegen, daß Gott an jedem Mitgliede desselben, sofern es sich zu allen Geboten hielt, unmittelbares Wohlgefallen habe. Folge der *δικαιοσύνη*, als der Berechtigung zu allen Gütern, die Gott den Seinen verleihet, ist die *ζωή*, nicht blos Leben, auch nicht ewiges Leben, sondern Leben mit Seligkeit, voller Genuß alles von Gott dem Menschen zugedachten geistigen Wohlseins. Eben jenes richtige Verhalten zu Gott, oder die Leistung alles dessen, wodurch der Mensch sich vor Gott bewährt, ist nun Foderung des *νόμος*, d. h. nicht blos des jüdischen geschriebenen Gesetzes, sondern ebenso sehr auch des dem Menschen im unmittelbaren Bewußtsein geoffenbarten göttlichen Willens, wie auch die Heiden das Gesetz besitzen (Röm. II, 14). Dennoch kann der *νόμος* nur jene Foderung an den Menschen stellen, keineswegs aber ihm auch die Vollbringung desselben gewähren; es ist die Norm des Handelns, tritt darum mit seinem Gebote schonungslos hervor, aber ohne in dem Menschen jene freudige Beistimmung zu erwirken, wodurch allein der Gehorsam einen Werth vor Gott haben könnte. Das Gesetz kann demnach, da es den Gehorsam, den es fodert, nicht geleistet sieht, nicht umhin, über Alle, als der Gerechtigkeit vor Gott entblößt, die Verdammung auszusprechen (Gal. III, 10). Selbst Werke, die durch das Gesetz bei uns hervorgerufen werden, sind immer nur durch den äußern Zwang des *νόμος* bewirkt, und entbehren deshalb doch des vor Gott wohlgefälligen Charakters; alle *ἔργα νόμου* tragen als bloße Legalität durchaus das Merkmal des Äußerlichen, Ungenügenden. Der Grund hierzu liegt aber nicht etwa in dem *νόμος* selbst, der ja, als von Gott gegeben, heilig und gut ist (Röm. VII, 12): sondern der Grund liegt an dem Menschen selbst, dem die Kraft fehlt einer sittlichen Anfoderung schon dann zu folgen, wenn sie ihm blos als von Außen gegeben nahet; und ist deshalb die innere Gemüthsbeschaffenheit des Menschen selbst zu untersuchen.

Anstatt jener freudigen Zustimmung zu den Foderungen des Gesetzes, wodurch der Mensch zur *δικαιοσύνη* gelangen würde, sodaß dann nur Gottes Geist in ihm

herrschte, ist vielmehr ein anderes Princip bei ihm zur Herrschaft gelangt, nämlich die σάρξ; daher der Mensch als σαρκικός, τὰ τῆς σαρκὸς φρονῶν. Das Fleisch bei Paulus ist nicht etwa gleich mit der Sinnlichkeit, als dem einen Theile des von Gott erschaffenen Menschen, sondern mit der Sinnlichkeit sofern sie dem Willen Gottes widerstreitet, und ein Übergewicht über das in der Vernunft des Menschen herrschende πνεῦμα ausübt. Es werden von dem Apostel zwar als Wirkungen der σάρξ manche Erscheinungen aufgezählt, die anscheinend nicht grade als entsprungen aus der Sinnlichkeit betrachtet werden können; so führt er unter den Irrthümern zu Colossä sogar eine asketische Richtung, ein falsches Streben nach Entsinnlichung, das den sinnlichen Bedürfnissen wol gar ihr Recht versagt, auf den νοῦς σαρκικὸς zurück; in Korinth leitet er sogar eine hellenisch-speculative Richtung, die das einfache Evangelium verachtet, aus derselben Quelle ab. Man hat deshalb geschlossen, daß die σάρξ überhaupt nur die menschliche Natur im Zustande der Entfremdung vom göttlichen Leben bezeichne, und daß sich gar nichts darüber bestimmen lasse, was Paulus als die eine Grundrichtung für alle Erscheinungsformen der Sünde, oder ob er überhaupt eine solche angenommen habe. (Neander.) Allein bei dieser Annahme begreift sich durchaus nicht, wie er zu der Benennung σάρξ für jene allgemeine sündliche Richtung gekommen sei, wie er dieser den Sitz in dem organischen Körper, in den Gliedern, anweisen könne; außerdem würde hier in dem System des Apostels die lästigste Lücke entstehen, weil er nun über den letzten Ursprung der Sünde gar keine Auskunft gäbe. Ist die σάρξ, woraus die sündlichen Erscheinungen abgeleitet werden, ist sie selbst nichts anderes, als die gesammte menschliche Natur in ihrer Entfremdung von Gott: so drängt sich stets die Frage hervor, woher diese Entfremdung, wenn sie nicht auf Gott, als den Schöpfer, zurückgeführt werden soll. Folgen wir dagegen den Andeutungen des Apostels, daß allerdings der Ursprung der Sünde aus der Sinnlichkeit, dem organischen Körper mit seiner Foderung nach Genuß und Lust entspringt, sofern dabei nicht das Gesetz des Geistes befolgt, sondern demselben widersprochen wird: so rechtfertigt sich das Vorhandensein jener Sinnlichkeit als von Gott gegeben, eben durch ihre Bestimmung, den Gehorsam gegen das πνεῦμα erst durch Kampf zum Siege, und so zu wahrhaft sittlichem Werthe gelangen zu lassen. Als Grundzug der σάρξ, die sich auf alle jene einzelnen Erscheinungen des Sündlichen wird durchführen lassen, ergibt sich demnach die nach Genuß um jeden Preis strebende sinnliche Natur des Menschen, die anstatt sich dem Willen Gottes anzuschließen, vielmehr den Eigenwillen geltend macht, und so in Rebellion gegen das πνεῦμα tritt.

Dieses Verhalten der σάρξ und des πνεῦμα gegen einander, das bei Gehorsam jener gegen dieses den Zustand der Gottwohlgefälligkeit, umgekehrt aber die Sünde hervorbringt, trat nun in der That Adam's in seiner letztern Gestaltung hervor, und so kam durch ihn die Sünde in die Welt (Röm. V, 12). Vermöge der Verknüpfung jenes Übergewichts mit der menschlichen Natur selbst, wie sie durch Zeugung fortgepflanzt wird, ging dasselbe auf die Nachkommen über, wovon als Folgen bei den Einzelnen die freien sündigen Handlungen zu betrachten sind. Strafe der Sünde ist der Tod, θάνατος, der als Gegensatz zu dem obigen Begriff der ζωή ebenfalls nicht blos als das physische Sterben, sondern zugleich als der Inbegriff aller Unseligkeit betrachtet werden muß. Nach dem Eintreten der Sünde in die Menschennatur befinden sich innerhalb dieser die zwei einander befehdenden Principien, das πνεῦμα, oder das angeborne Gottesbewußtsein, das vor Allem auf Harmonie mit dem Willen Gottes dringt, und als Zeugniß der gottverwandten Natur des Menschen gilt; dann aber die σάρξ, die Genuß um jeden Preis sucht, und sofort die Sünde erzeugt, sobald ihr der Mensch gegen das Gebot des πνεῦμα nachgibt. Die σάρξ selbst ist noch keineswegs sündhaft, sie ist uns ja von Gott verliehen als ein Moment, durch dessen Überwindung der Geist seine Herrschaft als wirklich sittlich würdig darthun soll: nur wohnt in ihr die Lust, die da widerstreitet dem Willen Gottes. Auch ist die Herrschaft der σάρξ keineswegs eine absolute, oder die menschliche Natur durch sie total depravirt. Selbst während des Zustandes der Knechtschaft, worin sie den Menschen gefangen hält, hat er doch noch Lust am göttlichen Gesetz, sowie heiße Sehnsucht nach Erlösung aus diesem Sündendienste (Röm. VII, 12 fg.). Nur wird jenes ursprüngliche Gottesbewußtsein durch die fortlaufende Sünde stets mehr getrübt: eine hohe Stufe davon ist der heidnische Götzendienst, wobei das reine Bewußtsein Gottes so weit erstickt ist, daß Gott und die Creatur mit einander verwechselt, auf diese sogar göttliche Verehrung übertragen wird. So dient die theoretische Verdunkelung des Gottesbewußtseins und die praktische Verschlechterung nur dazu, sich gegenseitig zu steigern, und so das volle Sündenelend hervorzurufen. Rettung daraus durch den νόμος ist unmöglich, weil er nur eine fodernde, keine fördernde Kraft besitzt; ja grade, indem er seine Foderungen so recht schonungslos hinstellt, bringt er den Zwiespalt im Menschen erst recht zur Klarheit, und dient nur dazu, das Sündenelend noch zu vermehren

Für ebendieses Elend ist nun vom Standpunkte der beiden Vorreligionen, des Judenthums und Heidenthums, keine Errettung: in beiden fehlte es zwar nicht an Veranstaltungen Gottes zur dereinstigen Erlösung der Menschheit, da die ganze Geschichte unsers Geschlechts seit dem Sündenfalle nur als Vorbereitung und Hinführung auf Christum gelten kann. Beide Vorreligionen verhalten sich zu einander wie specielle Offenbarung und natürliche Entwicklung; im Judenthume gab Gott das Mosaische Gesetz, theils um den groben Ausbrüchen der Sünde entgegenzutreten, theils um das Bedürfniß der Erlösung recht hervortreten zu lassen, sodaß der νόμος ein παιδάγωγος εἰς Χριστόν ist. Aber auch das Heidenthum ist nicht ohne göttliche Offenbarung geblieben, wie sie in dem eignen Gewissen der Menschen sich kund thut; ohne diesen Anklang eines ursprünglichen Gottesbewußtseins wäre nicht einmal der Versuch, Gott zu verehren, wie er

doch selbst dem Götzendienste unterliegt, auch nur möglich; auch dort also gibt es einzelne Durchstrahlungen des ursprünglich Göttlichen in der menschlichen Natur, und eine unvollkommne Erfüllung des Gesetzes durch die Foderung des Gewissens. Auch das Heidenthum ist also eine Vorstufe für das Christenthum, und kann von beiden Vorreligionen auf gleiche Weise zu diesem übergegangen werden. Nur sich selbst überlassen versinkt das Heidenthum durch den schlimmen Einfluß des Götzendienstes in Verstocktheit, sündige Sicherheit, wie das Judenthum zu leerem Werkdienste führen muß.

Diesem Elend kann nur abgeholfen werden, wenn Gott aus reiner Gnade Hilfe bringt, und deshalb hat seine ewige Liebe von jeher den Rathschluß zur Erlösung durch Christum gefaßt. Christus vollbringt dieselbe einmal handelnd, durch sein heiliges Leben, das als Ganzes aufgefaßt zum ersten Male wieder die völlige Erfüllung des Gesetzes verwirklicht, wie durch Adam zum ersten Male die factische Übertretung desselben erschienen war: Christus gründet also durch sein heiliges Leben objectiv das Reich der Heiligkeit. Dann geschah aber die Erlösung auch durch sein Leiden und Sterben; Christus nahm an unserer Sündenstrafe Theil, damit wir Theil hätten an seiner Heiligkeit. Paulus lehrt damit keineswegs eine thatsächliche Abbüßung der Sündenschuld, daß etwa sein erlittener Schmerz der Summe der uns zuerkannten Strafen gleichkomme, sodaß es nur auf ein Abbüßen derselben ankam, gleichviel durch wen. Christus hat nicht etwa durch seinen blutigen Opfertod den früher zürnenden Gott jetzt in einen gnädigen umgewandelt; auch vorher war ja in Gott die Liebe mächtig, die ja selbst erst Christi Menschwerdung veranlaßt hat, und in Christo uns offenbart ist: sondern den Menschen führte Christus aus der Feindschaft mit Gott jetzt zur Freundschaft mit ihm zurück; die καταλλαγὴ, das καταλλάττειν, das Andersmachen, ist eine Wirkung, die sich nur nach Seiten des Menschen hin erstreckt. Nur darf diese Umänderung keineswegs als eine blos subjective gelten, daß Christus durch seine Lehre und Beispiel uns gebessert, und als Folge davon mit Gott versöhnt hätte; vielmehr lehrt Paulus ausdrücklich, daß umgekehrt erst als Folge der Versöhnung mit Gott das neue Tugendleben bei uns erwachen kann. Der Begriff der Sündenschuld, und unserer daraus folgenden Entfremdung von Gott ist allerdings auch insoweit ein objectiver, mit der sittlichen Weltordnung verwachsener und durch die göttliche Heiligkeit gegebener, daß ohne eine factische Wegnahme der Schuld und des Bewußtseins derselben auch das neue Tugendleben unmöglich beginnen kann. Und eben für diese Objectivität des Erlösungsbegriffs ist Christus selbst Bürge und Unterpfand, und sein Tod dafür die Vermittelung; Folge davon ist die ἀπολύτρωσις, oder die Befreiung von Schuld und Strafen der Sünde, die Christus im Allgemeinen erworben, und auch dem Einzelnen zuertheilt hat. Sie wird an dem Einzelnen realisirt durch die δικαίωσις, wodurch der Mensch ungeachtet der bisher ihm anklebenden Sünden als δίκαιος vor Gott betrachtet, also in den Zustand der δικαιοσύνη eingesetzt wird, den er durch eigenes Verdienst auf keine Weise sich erwerben konnte.

Nur bedarf es dazu auf Seiten des Menschen einer Bedingung, der πίστις, durch deren Begriff sich die Paulinische Versöhnungstheorie vollendet. Der Glaube im Sinne des Paulus ist nicht etwa das theoretische Fürwahrhalten von Lehren, die uns, als durch eigne Forschung unerreichbar, zur Annahme vorgehalten würden, sondern er ist die Aufnahme der gesammten göttlichen Veranstaltung in unser Gemüth, darum die totale Hingebung an Gott und Aufhebung des Eigenwillens. Die πίστις ist eben jenes innere Moment der freudigen Hingebung an den Willen Gottes, das der νόμος durch sein bloßes Fodern nicht hervorrufen konnte; sie verzichtet grade auf jenen Eigenwillen, worin der Hauptübelstand der σάρξ gefunden ward, begibt sich jedes eigenen Verdienstes, eignet sich die in Christo der Menschheit dargebotene Gnade an. Christus erscheint insofern als der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, als jenes freudige Anschließen an den Willen Gottes, das wir, gehemmt durch die Gewalt der Sünde, aus eigner Macht nicht zu leisten vermochten, jetzt erfolgen kann durch Hingabe an Christum, der uns aufnimmt in die Gewalt seines heiligen Lebens, und uns so als wiedergewonnen Gott darstellt. Als Beispiel der πίστις wird schon auf dem vorchristlichen Standpunkte Abraham aufgeführt (Röm. IV, 1). Die Verheißung Gottes, die ihm Nachkommenschaft zusicherte, ward von ihm mit so freudiger Hingebung aufgenommen, daß er bereit war zu einer That, die, wie die Opferung Isaak's, nach aller menschlichen Ansicht und Berechnung auf das Sicherste seine Erwartung gradezu zerstören mußte; er gab hier auf die Verheißung Gottes Alles, selbst als sie mit der Wahrscheinlichkeit der Erfahrung im bestimmten Widerspruch zu stehen schien; diese totale Hingebung an Gott wurde ihm deshalb zur δικαιοσύνη angerechnet; d. h. obgleich er selbst nicht sündlos war, so war diese Hingebung des Gemüths an Gott, dies ihn erfüllende Lebensprincip, so sehr für seine Stellung zu Gott entscheidend, daß nicht willkürlich Gott ihn als gerecht betrachtete, sondern daraus die Heiligung seines ganzen Lebens hervorgehen mußte. Die christliche πίστις kann hiernach aufgefaßt werden als jene Hingebung an Gott, die sich zunächst anschließt an die erlösende Persönlichkeit Christi, um durch ihn die Rückkehr zu Gott zu erhalten, die uns auf eignem Wege zu erlangen nicht möglich war. Da wir nicht durch unsere Leistungen zur δικαιοσύνη vor Gott gelangen konnten: so wird dieselbe uns nur durch diese Hingebung an ihn zu Theil, δικαιοσύνη ἐκ πίστεως.

Wirkung der πίστις ist dann das neue göttliche Leben in uns; das Übergewicht der σάρξ ist gebrochen, nicht durch eigne Kraft, auch nicht durch die ursprüngliche Offenbarung Gottes an unsern Geist, oder durch jenes ursprünglich Gott verwandte Princip, πνεῦμα, sondern durch die in Christo uns neu zu Theil gewordene Anknüpfung an Gott, durch das neue Princip der Heiligung, πνεῦμα ἅγιον, dessen wir theilhaftig geworden sind, und von wo aus die Früchte des neuen geistigen Lebens

sich entfalten. Die Grundzüge desselben liegen in der Trias *πίστις, ἀγάπη, ἐλπίς;* in dieser Verbindung erscheint die *πίστις* als die ganze christliche Thätigkeit, sofern kein fremdartiges Element mehr die Harmonie der Seele mit Gott stört, die ganze christliche Gesinnung in Beziehung auf Gott und in alleiniger Abhängigkeit von ihm; daraus ergibt sich die *ἀγάπη* als die affectvolle Seite, das innige Hangen an Gott, das Verlangen nach ihm; sie beherrscht deshalb das ganze ethische Verhalten des Menschen, und ist ebenso die höchste Tugend auf dem christlichen Standpunkte, wie es die Gerechtigkeit auf dem Boden der alten Moralsysteme war. Endlich die *ἐλπίς* ist das Bewußtsein der sichern Erfüllung und herrlichen Vollendung des in Christo uns Verheißenen, und wird, praktisch gestaltet, in Beziehung auf die Stellung unserer als des Heiles Unwürdiger zu Gott dem Heiligen, zur Demuth, *ταπεινοφροσύνη*, in Beziehung auf die Leiden des Lebens, die jener Verherrlichung noch zu widerstehen scheinen, zur Geduld und Beharrlichkeit, *ὑπομονή*.

Rücksichtlich der *πίστις* ist das Verhältniß des Paulus zum Jacobus vielfach besprochen, da allerdings eine gegenseitige Bezugnahme auf einander, um nicht zu sagen Polemik gegen einander, statt zu finden scheint. Ein gewisser Gegensatz Beider erklärt sich schon aus der ganz verschiedenen Stellung, in welcher Beide zum Christenthume standen: Jacobus blieb bis an seinen Tod Vorsteher der Mutterkirche zu Jerusalem, verweilte also stets unter Juden; darum fehlte in seinem Leben, wie schon oben bemerkt, ein so scharf markirter Übergang vom Jüdischen zum Christlichen, wie bei Paulus. Jacobus hat mit Juden zu thun, die keinen andern Glauben kannten, als den streng historischen, der freilich deshalb nicht genügt, weil ihm jede, das Herz bessernde Kraft abgeht: dagegen muß Jacobus kämpfen, und deshalb zur *πίστις* noch die *ἔργα* hinzufodern, als Wahrzeichen einer wirklich stattgefundenen Veredlung des Herzens. Paulus dagegen tritt auf den christlichen Standpunkt als einen wesentlich neuen und höhern, fodert also die *πίστις* ebenso als ein durchaus neues Lebensprincip, das schon die ganze gemüthliche Region des Menschengeistes mit umfaßt, woraus dann die *ἔρα* von selbst hervorgehen. Dagegen sie ausdrücklich noch zur *πίστις* hinzuzufodern, wol gar als etwas von ihr Verschiedenes, wäre eine Schwächung der so dringend hervorgehobenen Intensität dieser. Paulus hat mit Heiden zu thun, die durch ihre Moralsysteme allerdings schon eine gewisse Legalität zu fodern wußten; ihnen gegenüber mußte der Apostel darauf dringen, daß keineswegs die Werke den Menschen rechtfertigen, was ja auch schon von dem untergeordneten Standpunkte der Vorreligionen hätte gelingen müssen, sondern allein das wesentlich christliche Moment der Hingebung an Gott, das ja allein als Ergänzung da eintritt, wo die Unvollkommenheit der Werke zu Tage liegt. So dient also die Paulinische und Jacobische Lehre zu mehrfacher Ergänzung für einander, was sich fast auf allen Punkten des Systems wiederfinden läßt: so in dem Satze von der freien Selbstbestimmung des Menschen (Jac. I, 13. IV, 7) hebt er praktisch die Verpflichtung zum Selbsthandeln hervor, weil der *νόμος* keineswegs abgethan, sondern nur durch das Christenthum zu höherer Vollendung hinaufgeführt sei. Dagegen behandelt Paulus im Römerbrief die Spontaneität des Menschen als untergeordnet, um so Raum zu gewinnen für die göttliche Gnade. Es wiederholt sich also hier nur die verschiedene Auffassung der einen christlichen Wahrheit nach den mehrfachen Individualitäten; wurde aber auch durch diese Allseitigkeit der Reichthum des christlichen Schatzes aufgedeckt, so war doch das gemeinsame Hangen Aller an der Person Christi gewaltig genug, um Alle zu einer Einheit zusammenzufassen, und nicht in jene divergirenden Richtungen auseinandergehen zu lassen, wie sie bald genug, als verschiedene Sekten innerhalb und außerhalb der christlichen Kirche, hervortraten.

Es bedarf für die übrigen Partien des Paulinischen Lehrbegriffs keiner besonderen Ausführung, da sie nicht sowol als eigenthümliche Auffassungen der christlichen Sätze gelten können, sondern nur den neutestamentlichen Lehrbegriff im Allgemeinen wiedergeben. So in der Lehre von der göttlichen Natur Christi stimmt Paulus durchaus mit Johannes in Benutzung der Logos-Idee zusammen, und kann dieser Satz nicht als eine besondere Paulinische Auffassung gelten. Nur ein Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden, da er in dem Lehrbegriff des Apostels eine so entscheidende Stellung einnimmt, und zu den schwierigsten Aufgaben der Auslegung gehört, nämlich die Lehre von der Prädestination. Der nächste Eindruck, den das neunte Capitel des Römerbriefs macht, ist allerdings der einer völlig freien Gnadenwahl Gottes, wie sie nur ein Augustin und Calvin immer haben daraus ableiten können. Der Apostel scheint sich in der Ausführung selbst zu überbieten, daß zur Erlangung der göttlichen Gnade durchaus keine Mitwirkung von Seiten des Menschen stattfinden könne, daß die Erwählung derer, die zum Heile eingehen sollen, auf der offensten Willkür Gottes beruhe, und sogar die menschliche Freiheit dadurch völlig erdrückt werde. Dies scheint besonders aus den Beispielen zu erhellen, womit der Apostel seine Sätze ausführt: von Abraham's Söhnen wurde der eine, Isaak, erwählt, der andere, Ismael, verworfen, und zwar ganz ohne ihr Verdienst. Indessen bei diesem Beispiele könnte man immer noch einwenden, Isaak hatte den Vorzug als älterer Sohn, und als Kind der ebenbürtigen Gemahlin, vor dem jüngern, dem Sohne der Sklavin. Daher das zweite Beispiel von der Rebekka entlehnt, das diese Ausreden nicht zuläßt: noch ehe ihre Zwillingskinder geboren, viel weniger zu eignem Selbsthandeln fähig waren, ward Jacob erwählt und Esau verworfen. In der That scheint hier die schonungsloseste Prädestination gelehrt, mit allen den entsetzlichen Consequenzen, die sie für religiöses und sittliches Leben haben muß. Dagegen hilft nun auch die Einrede nicht, daß der Apostel damit sich selbst widersprechen würde, weil er an andern Stellen so entschieden die Allgemeinheit der göttlichen Gnade lehrt, weil er dadurch die ganze ethische Seite seines eignen Systems wieder negiren würde, weil er die Voraussetzung einer totalen Erbsünde, woraus allein jener Rigorismus gefolgert werden könnte, gar nicht kennt, da wir ja auch bei

dem sündhaften Menschen, bei zwar vorhandener Herrschaft der *σάρξ* dennoch die deutlichsten Regungen des *πνεῦμα* beobachten konnten. Noch weniger hilft die Ausrede, daß der Apostel hier in eine Disputirsucht verfallen sei, wie sie ihm etwa aus seiner pharisäischen Schulbildung ankleben mochte, wobei er durch einseitige Verfolgung seiner Argumente, durch Überbieten in der Ausführung zuletzt sich auf die schwindelnde Höhe des absoluten Prädestinationssatzes hinaufgeschroben habe. Solche Lösung der Frage ist mit der Stellung eines Apostels Christi unverträglich, ja nicht einmal mit der Würde eines besonnenen Denkers vereinbar. Indessen die Exegese ist auch zu jenen Schlüssen gar nicht berechtigt, sobald sie nur nach den Regeln einer höhern Hermeneutik den Gedankengang des Apostels im Ganzen überschaut. Paulus geht aus von dem Problem, wie es doch komme, daß die Heiden so viel bereitwilliger sich der evangelischen Predigt hingeben, als die Juden, wie also dieses theokratische Volk eines Vorrechts verlustig werde, wodurch ja grade ihm der Vortritt zum Heile in Christo gebühren mußte. Die Frage, die der Apostel lösen will, ist also gar nicht die, weshalb doch ein Individuum erwählt, das andere verworfen wird, sondern, weshalb das eine Volk zu der Lehr- und Sühnanstalt des Christenthums früher, das andere später den Zugang finde. Dem entsprechen nun auch durchaus die angeführten Beispiele aus dem alten Testament; bei der Erwählung Jacob's und der Verwerfung Esau's handelt es sich ja nicht um ihren Zulaß zur Sittlichkeit oder Seligkeit, sondern um ihre Aufnahme in die theokratische Familie, die nur als Trägerin der reinen Gottesidee mit besonderen Vorzügen begnadigt war. Erwählen und Verwerfen in Bezug auf das Christenthum kann nach richtiger Übertragung der Parallele hiernach ebenfalls nur das Zulassen oder Ausschließen von der Veranstaltung des Christenthums heißen, insofern dadurch dem Menschen die Gelegenheit zur Erlangung der christlichen Sittlichkeit und des göttlichen Wohlgefallens eröffnet wird. Die Wahl Gottes unter den Völkern entscheidet also nur über die Ordnung und Reihenfolge, wie dieselben zu dem Bekenntniß Christi zugelassen werden sollen, und auch dabei entscheidet keineswegs Willkür von Seiten Gottes, sondern seine Weisheit, die eben den Gang unter den Völkern ausersehen hat, der für das Gedeihen seines Reichs der zuträglichste ist. Auch das Ausgeschlossensein der Juden ist ja nicht ein absolutes Verwerfen, da der Apostel ausdrücklich hervorhebt (Röm. XI, 25), wie, nachdem die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, auch Israel sich zum Bekentniß bereit finden lassen werde. Ein göttlicher Rathschluß in diesem Sinne fällt also durchaus zusammen mit dem Gange der göttlichen Weltregierung, indem es allerdings nur von einem, dem menschlichen Auge undurchdringlichen, Rathschlusse Gottes abhängt, auf welchem Wege und in welcher Reihenfolge er die einzelnen Völker zum Bekenntniß Christi herbeiführen wolle. Diese Gnadenwahl ist völlig so absolut, als sie der Apostel nur immer zu schildern vermag; denn dafür entscheidet das Verdienst der Einzelnen ebenso wenig, als ihre leibliche Abstammung; und sie ist auch völlig so particular, als sie Calvin nur immer hat ausbilden können; denn den einzelnen Völkern wird dabei allerdings ein gewisser Vorrang gestattet, wofür wir ebenso wenig die Gründe aufzustellen vermögen, als wir einsehen, warum Völker und Individuen auch auf andere Weise in der Erreichung ihrer sittlichen Bestimmung manche Begünstigungen erhalten, die Andern abgehen, wie: größere geistige Erregbarkeit, sittlicher Zartsinn, günstigere Bedingungen der Bildung, u. dgl. Die Prädestinationstheorie des Apostels Paulus ist also formell völlig so scharf, als sie ein Calvin daraus entlehnt hat: der Unterschied besteht aber darin, daß sie sich auf etwas ganz Anderes bezieht, als dessen System annimmt.

Diese kurze Zusammenstellung des Paulinischen Lehrbegriffs wird schon überschauen lassen, mit welchem Tiefsinn der Apostel die christlichen Wahrheiten entwickelt hat, und wie die wesentlichen Grundzüge davon sich im System der evangelischen Kirche wiederfinden. (*Rettberg.*)

PAULUS (Patriarchen von Constantinopel). 1) Nicht im Jahre 340, wie nach Sokrates und Sozomenus verworrenen Berichten Baronius u. A. annehmen, sondern noch unter Constantin dem Großen und auf jeden Fall vor 335 starb Bischof Alexander von Constantinopel (vergl. *Valesius* Observ. Eccles. II, 1). Er hatte selbst zwei Candidaten zur Wahl bezeichnet: „Wollt ihr einen frommen und im Lehramt tüchtigen Mann, so habt ihr den Paulus (*ἄνδρα νέον μὲν τὴν ἡλικίαν προβεβηκότα δὲ ταῖς φρεσίν.* Paulus war aus Thessalonika gebürtig und vom Alexander selbst zum Presbyter geweiht) — „wollt ihr einen bejahrteren, erfahrenen, der mit weltlichen Herren gut verkehren kann, so nehmt den Diakon Macedonius." Das Urtheil des Bischofs war so ziemlich das allgemeine, nur nahmen die Freunde des Macedonius für ihr Haupt den Ruhm eines sittlichern Wandels in Anspruch, ließen zwar die Beredsamkeit des Paulus gelten, wußten aber auch von seiner Schwelgerei und seinem *βίος ἀδιάφορος* zu erzählen. Mehr als Alles dies beschäftigte die Gemüther die dogmatische Verschiedenheit beider Männer: Paulus galt als Orthodoxer, Macedonius als arianisch Gesinnter. Die Wahl erfolgte in der Friedenskirche und fiel auf Paulus, der durch die Stimme des verehrten Alexander doch begünstigt war. Wahrscheinlich um den Macedonius einigermaßen zu entschädigen, ordinirte ihn Paulus zum Presbyter, wenigstens wird ihm von nun an dieser Name beigelegt. Eine zweite bischöfliche Handlung des Paulus ist seine Theilnahme an der Synode zu Tyrus 335 [1]), wo er die Absetzung des Athanasius mit unterschrieb. Vielleicht sollte diese auffallende Condescendenz ihn vor den Angriffen der Arianer sicher stellen, verfehlte aber dann ganz ihren Zweck. Wie Athanasius in der epist. ad solitarios berichtet, trat auf Anstiften des Eusebius von Nikomedia Macedonius als Ankläger gegen seinen Bischof auf (*ὡς οὐκ εὖ βεβιωκώς*), doch führt der oben Genannte als Beweis für die Nichtigkeit der

1) Die Ausflucht Blondell's, welcher den Paulus erst 340 Bischof werden läßt, Paulus sei damals als Presbyter bei der Synode gewesen, ist ganz unstatthaft. s. Valesius a. a. O.

Anklage auf, daß der Ankläger nicht einmal die Kirchengemeinschaft mit dem Angeschuldigten aufgehoben. Eine zusammen berufene Synode erkannte die Anschuldigungen für wichtig und fügte noch hinzu, Paulus habe sich nicht, wie er gemußt, von den Bischöfen von Heraklea und Nicomedia (?) ordiniren lassen. Paulus wurde abgesetzt und von dem Kaiser nach Pontus ins Exil gesandt, wahrscheinlich kurz vor seinem Tode 336. Die drei kaiserlichen Brüder riefen alle Vertriebenen zurück, mit ihnen auch Paulus. Doch sogleich begannen die Machinationen des Eusebius von Neuem und die Anklagen des Macedonius wurden wieder hervorgesucht. Constantius berief eine neue Synode, fast aus lauter Arianischen Bischöfen bestehend (Theodor von Heraklea, Maris von Chalcedon, Theognis von Nicäa, Ursacius von Singidunum, Valens von Mursa), welche den Paulus von Neuem absetzte: ein kaiserliches Edict gab ihm den nikomedischen Eusebius zum Nachfolger, der nun, wie Athanasius zu verstehen gibt, das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. Paulus gesellte sich zu seinen Leidensgefährten, den vertriebenen Bischöfen Asclepas, Lucius und Marcellus: sie wandten sich in den Occident, überall über die Bedrückungen der Arianer klagend. Wirklich unterhielten die occidentalischen Bischöfe mit ihnen Kirchengemeinschaft, zuerst Maximinus von Trier [2]). Bald, so schien es, sollte dem Vertriebenen größerer Trost gewährt sein. Schon 342 starb Eusebius und in der Abwesenheit des Constantius wählte das Volk den wieder gegenwärtigen Paulus zum Bischof. Der erzürnte Kaiser sandte den Magister militum, Hermogenes, mit dem Befehl, den Paulus zu vertreiben; da entstand Aufruhr in der Hauptstadt, das Haus des Beamten wurde in Brand gesteckt, er selbst jämmerlich gemishandelt und in das Meer gestürzt. Mit einer Eile, die Libanius nicht genug schildern kann, kam nun Constantius selbst auf dem Schauplatze des Streites an, strafte zwar, auf Verwenden des Senates, Niemand am Leben, ließ aber den Paulus in Ketten nach Singara, bald darauf nach Emesa führen, weil jenes Castell vor persischem Anfall nicht sicher war [3]). Theils aus Gefälligkeit gegen das Volk von Constantinopel, theils aus Rücksicht für seinen Bruder Constans, genehmigte der Kaiser indessen bald die Rückkehr des Paulus: sollte ja doch die Synode zu Sardica über die Sache aller abgesetzten Bischöfe entscheiden. An dieser Versammlung selbst nahm der neueingesetzte Bischof keinen Theil: die Bürger wollten ihn nicht reisen lassen, damit ihn die Arianer unterweges nicht ermorden möchten. Übrigens bestimmte jene Synode nichts über seine Person, für welche vielmehr der Tod des Constans 350, der sich immer der Orthodoxen angenommen, entscheidend war. Nun hatten die Arianer freies Spiel. Constantius verfügte von Neuem seine Vertreibung und der damit beauftragte praefectus orientis, Philippus, benahm sich vorsichtiger als Hermogenes. Unter dem Vorwande einer amtlichen Besprechung ließ er den Bischof in das Bad des Zeuxippus rufen, ergriff ihn, ließ ihn durch ein Fenster hinunter und dann in seinen Palast führen. Der Unglückliche wurde (zuerst zu Schiffe) nach Cucusus in Cappadocien geführt, in einen elenden Kerker geworfen, wo Hunger den hartnäckigen Prätendenten tödten sollte. Als man ihn am sechsten Tage noch athmend fand, wurde er erdrosselt, im J. 351, während Macedonius sein Nachfolger geworden war [4]). Sein Leib muß nachher nach Ancyra gebracht worden sein; denn von dorther ließ ihn Theodosius II. mit großen Ehren nach Constantinopel führen und in einer Basilika beisetzen, die früher den Macedonianern gehört hatte und nun von Paulus den Namen erhielt [5]).

2) Vielleicht kam Paulus auch damals nach Rom. Übrigens stand Eusebius mit dem römischen Bischof bis an seinen Tod in Kirchengemeinschaft. 3) Baronius läßt in dieser Epoche den Paulus nach Rom zum Bischof Julius kommen, was gegen das ausdrückliche Zeugniß des Athanasius streitet.

4) Athanasius nennt dieses Exil das vierte, weil er die Gefangenschaft zu Singara von der zu Emesa trennt. So wie er berichtet auch Sokrates das Ende des Paulus. Zweifelhafter drückt sich Sozomenus aus (H. E. IV, 2): *Πότερον νόσῳ ἢ βίᾳ τετελεύτηκεν ἐγὼ μὲν οὐκ ἀκριβῶ.* Dann erwähnt er als Sage das oben Erzählte. 5) Der Name des Paulus als eines Heiligen findet sich in den Menäen und Calendarien unter dem 7. Juni. — In der Basilika zu Constantinopel glaubte später das Volk den Apostel Paulus selbst begraben (*Sozom.* H. E. VII, 10).

2) **Paulus**, Ältester und *οἰκόνομος* der Kirche zu Constantinopel, wurde, nachdem Pyrrhus sein Amt freiwillig niedergelegt, 642 Patriarch seiner Kirche. In seiner Correspondenz mit dem römischen Bischof Theodorus, der ihn anerkannte, suchte er die monotheletische Streitfrage Anfangs zu vermeiden, sprach dann aber, ausdrücklich aufgefodert, sich dahin aus, daß er nur **einen** Willen in Christo erkenne. Da erklärte ihn Theodor für abgesetzt und gebannt, 646, und Paulus rächte sich durch ein feindliches Verfahren gegen die römischen Gesandten in seiner Residenz. Um übrigens den lästigen Streit ganz beizulegen, bewog der Bischof den Kaiser Constans zur Erlassung des *τύπος*, wahrscheinlich von Paulus selbst verfaßt. Wie wenig die Absicht des Patriarchen erreicht wurde, ist bekannt; Paulus erlebte den Ausgang des Streites nicht, sondern starb 654.

3) **Paulus**, aus Salamis auf Cypern, zuerst Lector, wurde 780 Nachfolger des Nicetas auf dem Patriarchenstuhle von Constantinopel. Er regierte vier Jahre und acht Monat, legte dann seine Würde nieder und ging in ein Kloster. Nach den gewöhnlichen Berichten hatte ihn Reue ergriffen, wenigstens kein **Bilderfreund** gewesen zu sein: er könne nicht mit gutem Gewissen einer Kirche vorstehen, die von der Gemeinschaft mit dem rechtgläubigen Stuhle zu Rom ausgeschlossen sei. Sehr nahe liegt bei dem Allen der Verdacht, daß Paulus vielmehr durch Intriguen der Irene zur Abdication gezwungen sei, da seine Person der Einführung des Bilderdienstes hindernd entgegenstand und in dem neuen Patriarchen Tarasius einen diesen Zwecken mehr entsprechenden Ersatz fand. Vergl. **Walch**, Historie der Ketzereien. 10. Th. S. 506 fg. (*Daniel.*)

PAULUS (Diaconus), der berühmte langobardische Geschichtschreiber, war Warnefrid's [1]) und Theudelin-

1) Darum, daß Paulus Warnefridi (d. h. Warnefrid's Sohn) genannt wird, ist gekommen, daß man ihn selbst auch, aber feh-

da's Sohn, wie er selbst in dem Capitel angibt, in welchem er von seiner Genealogie handelt, und erzählt, daß sein Ältervater (abavus), Leuphis, aus dem Geschlechte der Langobarden mit diesen aus Pannonien nach Italien gewandert, und sein Urgroßvater (proavus), Lupicis, aus dem Schlosse Friaul von den Avaren als Gefangener hinweggeführt worden, sich aber aus der Knechtschaft durch die Flucht befreit, und unter Reiseabenteuern[2]) wieder nach Italien gelangt sei, aber von dem, was sein Vater besessen, nichts habe wieder erlangen können. Paulus war nach Herempert in der Stadt Friaul von nicht gemeinen Ältern geboren. Allein wie uns Paulus' Zuhörer Hilderich in der Grabschrift auf seinen Lehrer benachrichtigt, war Paulus geboren, wo der Fluß Timavus seinen glänzenden Lauf hat, wodurch Aquileja als Geburtsland desselben bezeichnet zu werden scheint. Er ward, wie Hilderich weiter uns lehrt, am Hofe des Königs Ratchis erzogen, lebte hier friedlich und fleißig, und begann, auf des Königs Ratchis Ermahnung, alle Gipfel der Weisheit geziemend zu durchdringen, und erfaßte die meisten oder sehr viele Dogmata, durch welche er einen so weit hinreichenden Glanz erhielt. Leo von Ostia bemerkt, daß Paulus Diakonus von Kindheit an in den freien Künsten und Wissenschaften unterrichtet war. Er blühete, nach Herempert's Bemerkung, zu Zeiten des Königs Desiderius in der grammatischen Wissenschaft. Er nahm, wie Leo von Ostia sagt, am Hofe des zuletzt genannten Königs wegen seines Fleißes und seiner vertrauten Freundschaft die höchste Stelle ein, war Notarius[3]), d. h. Kanzler des Königs und Diakonus des Patriarchats von Aquileja, dem Könige so theuer, daß dieser ihn bei geheimen Berathschlagungen zum Rathgeber hatte[4]). Ein Mann, der eine so wichtige politische Rolle, wie unser Paulus, spielte, konnte der Aufmerksamkeit des das Langobardenreich erobernden Karl's des Großen nicht entgehen, und ein Mann, der solche gelehrte Kenntnisse besaß, wie Warnefrid's Sohn, mußte für den die Wissenschaften liebenden und befördernden Herrscher eine wünschenswerthe Erwerbung sein. Wirklich finden wir ihn auch in Thionville[5]), wo Karl d. Gr. so oft weilte. Wir finden ihn, wie wir weiter unten sehen werden, für Pipin's Sohn schriftstellerisch beschäftigt. Aber wir finden ihn auch, wie er sich als Mönch in das Kloster Monte Casino zurückgezogen hat. Dieses Ereigniß konnte seinen Grund darin haben, daß er, wie so viele Andere, der Welt müde war. Aber dieses genügte später den Montecasinern nicht. Sie mußten eine Legende haben, welche erzählte, wie es gekommen, daß Paulus Diakonus den Hof des großen Herrschers verlassen. Leo von Ostia, welcher nicht grade der Erfinder oder Dichter der Legende[6]) zu sein braucht, sondern nur der Eintrager derselben in sein segensreiches Geschichtswerk, und Andere[7]) nach ihm erzählen Folgendes. Nach Eroberung Pavia's (im J. 775), durch welche das Langobardenreich und König Desiderius in des Franken-

---

lerhaft Paul Warnefrid genannt, und wol gar unter letzterem Namen aufgeführt findet, während doch Paulus sein wahrer Name ist, wie er sich selbst nennt, indem er sagt: „Arichis vero patrem meum Warnefrid, Warnefrid ex Theudelinda, conjuge sua genuit *me Paulum*, meumque germanum Arachim, qui nostrum avum cognomine retulit."

2) Namentlich erzählt Paulus (de Gest. Langob. Lib. IV. Cap. 39 bei Muratori S. 467), wie seinem Urgroßvater ein zu ihm stoßender Wolf als Reisegefährte und Wegweiser dient; wahrscheinlich hat zur Dichtung dieser Familiensage der Name Lupicis, welcher Ähnlichkeit mit dem lateinischen Lupus (Wolf) hat, Veranlassung gegeben und ist erst später entstanden, als die Langobarden mit dem Romanischen vertraut wurden. Auch Paul's Schüler, Hilderich, (im Epitaphium Pauli Diaconi bei *Marus*, Annotatio ad Petri Diaconi Op. de vir. illust. Casin., bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. V. p. 22) sagt, daß Paulus aus längst ausgezeichnetem Stamme des Volkes der Langobarden entsprossen. 3) Diese Angabe des Leo von Ostia (Chron. Casin. Lib. I. Cap. XV bei *Muratori*, Rer. It. Scriptt. T. IV. p. 284) wird durch das zu Pavia im fünften Jahre des Königs Desiderius im Monat December, während der 15. Indiction gegebene Praeceptum Desiderii Regis (in Regesto Petri Diaconi Nr. 101) bestätigt, in welchem sich nebst dem genannten König, Paulus auf folgende Weise unterschrieben: Paulus Notarius, et Diaconus ex jussione Domini nostri Desiderii serenissimi Regis scripsi; s. die ganze Unterschrift bei *Muratori* l. c. T. IV. p. 284. Not. 1. 4) Excerpta ex fusiore Heremperti Historia bei *Muratori* l. c. T. V. p. 31.

5) Paulus (de G. Lang. Lib. I. C. V. p. 409) sagt: Ego autem in Gallia Belgica, in loco, qui Totonis villa dicitur, constitutus, status mei umbram metiens, decem et novem, et semis pedes inveni. Es war also wol der nördlichste Ort, wohin Paulus gekommen war, doch war für den Forscher, wie wir sehen werden, schon der Aufenthalt in Gallien nützlich, weil er von hier aus bessere Nachrichten über den Norden einziehen konnte, als in Italien. 6) Neuere haben die mährchenhafte Erzählung mit Recht für eine Fabel gehalten, z. B. Mabillon (Benedictin. Lib. XXIV. c. 73) und nach ihm Muratori (zu Anonymi Salernitani Chronicon. c. IX. Rer. Ital. Scriptt. T. II. P. II. p. 180. Nr. 21 und Geschichte von Italien 4. Th. Leipzig 1746. S. 433). Andere haben zwar auch das Romanhafte jener Erzählung nicht verkannt, jedoch bemerkt, daß das, was von dem Charakter Karl's des Großen auf uns gekommen, diese Anekdote ziemlich wahrscheinlich mache (so z. B. die Histoire de l'empereur Charlemagne, traduction libre de l'Allemand du Prof. *Hegewisch*, à Paris 1805. p. 191. 192). Doch ist, wenn auch eine Sage nicht ganz unwahrscheinlich lautet, noch kein hinlänglicher Grund, ihren Inhalt für geschichtliche Wahrheit zu nehmen. 7) Z. B. das Chron. Vulturn. bei *Muratori* T. I. P. II. p. 365. *Romualdi Salernitani* Chron. bei demselben T. VII. p. 149. Der Ungenannte von Salerno (Anonymi Salernitani Chronicon. c. IX. bei *Muratori* T. II. P. II. p. 179. 180) hat die Erzählung am umständlichsten. Nach Muratori (zu dem Ungenannten S. 180. Not. 21 und Gesch. von Italien. 4. Th. S. 433) hätte Leo von Ostia sie aus dem Salernitaner ausgeschrieben. Aber des Ungenannten Werk ist wahrscheinlich später verfaßt, als Leo von Ostia schrieb, und jener hat dessen Erzählung erweitert und in einem wichtigen Punkte verändert. Nach Leo von Ostia nämlich trachtet Paulus nicht wirklich nach des Königs Karl Leben, sondern er wird nur von seinen Neidern angeklagt, daß er es habe thun wollen. Nach dem Ungenannten von Salerno dagegen unternimmt Paulus aus Treue zum Könige Desiderius zweimal den König Karl umzubringen. Als es diesem von dessen Getreuen hinterbracht wird, duldet er es wegen zu großer Liebe, die er gegen Paulus hegt. Erst als er es zum dritten Male verübt hat, setzt ihn König Karl zur Rede. Diese Erzählung trägt also noch mehr das Gepräge des Mährchenhaften, als die bei Leo von Ostia, und dieser müßte also, wenn er sie vom Ungenannten entlehnt hätte, jene Veränderung vorgenommen haben. Doch wahrscheinlicher hat es der Salernitaner gethan. Er gibt auch die Verhandlungen Karl's des Großen mit seinen Großen über Paulus Diakonus umständlicher, als Leo, und wir verweisen der Kürze halber auf den Salernitaner S. 180 selbst.

königs Karl's Gewalt kam, ward Paulus wegen seiner Einsicht und Kenntniß auch diesem Könige sehr theuer und sehr vertraut. Aber nicht lange darauf ward er bei ihm von Neidern angeklagt, daß er ihn wegen seiner Treue zu seinem Herrn, dem Könige Desiderius, habe erschlagen wollen [8]). Der Frankenkönig ließ ihn ergreifen und vor sich bringen, und fragte ihn, ob es wahr sei, was von seinem Mordanschlag auf ihn gesagt werde. Standhaft antwortete Paulus, daß er für gewiß seinem Herrn auf das treueste sei, und daß er in dieser Treue, so lange er lebte, verharre. Auf dieses ward der König von Jähzorn entflammt, und befahl, daß Paulus unverzüglich der Hände beraubt würde. Aber bald kehrte der König in sich zurück, und erinnerte sich des Scharfsinnes und der Kenntniß des Paulus, und sagte seufzend: „Und wenn wir ihm die Hände abhauen, wo werden wir einen so schönen Scribenten [9]) finden?" und sprach zu den ihm beisitzenden Großen: „Saget, was euch hierüber gut dünket." Jene antworteten: Befehlet, daß ihm die Augen ausgestochen werden. „Wo aber, und wann," sagte der König, „werden wir einen so ausgezeichneten Geschichtschreiber oder Dichter [10]) zu finden vermögen?" Als sie des Königs Mitleid mit Paulus und sein Wohlwollen gegen denselben sahen, überredeten sie ihn endlich, daß er ihn auf die Insel Tremetis im adriatischen Meere verbannen möchte. Als er hier einige Jahre als Exilirter verblieben war, trieb [11]), oder mit andern Worten zog [12]) ihn ein gewisser Mensch, welcher ihm um Gottes Willen diente [13]), heimlich aus dieser Insel, und begab sich mit ihm nach Benevent. Als Arichis, welcher die Tochter des Königs Desiderius, Namens Adelperga, zur Gemahlin hatte, dieses hörte, freueten sich sowol er, als seine Gemahlin, sehr, und behielten ihn bei sich im Palaste zurück. Zu jener Zeit hatte der Fürst beide Paläste, den einen zu Benevent, den andern in Salerno ansehnlich erbaut. Paulus schmückte sie mit den herrlichsten Versen aus. Auf Adelperg's Gesuch war er, wie wir unten bei Aufführung der Historia miscella sehen werden, auch schriftstellerisch thätig. Nach Arachis Tode, welcher sich im J. 787 ereignete, eilte Paulus bald in das Kloster Monte Casino, ward Mönch, und lebte daselbst lange Zeit. Auf das Gesuch des Abtes und der Brüder verfaßte er eine Auslegung über die Regel des heiligen Benedict, und Verse auf denselben Heiligen, und andere Schriften. Als König Karl, welcher ihn hatte exiliren lassen, hörte, daß er im Kloster Monte Casino das Mönchskleid genommen, wünschte er ihm sehr viel Glück dazu, und sandte ihm einen gehörig freundlichen und angenehmen, metrisch (nämlich in Hexametern) verfaßten Brief, von welchem Leo von Ostia eine Stelle mittheilt [14]). Paulus schrieb dem Könige wieder und sagte ihm den größten Dank für den Besuch und für den Gruß an ihn und die Brüder. Der König hatte nämlich im metrischen Briefe den Vater (den Abt) und die Genossen, und besonders dann namentlich Paulus gegrüßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß König Karl, bevor er das genannte Kloster besuchte, einen von einem seiner Hofdichter metrisch verfaßten, an die Mönche und namentlich an Paulus gerichteten Brief abgesandt hat, und die Verse an Paulus mögen echt sein. Aber die bei Leo von Ostia den Versen vorhergehende Sage von des Paulus Exil kann nichtsdestoweniger der Sage anheimfallen, ja sie widerspricht gewissermaßen den Versen, da Karl, wenn er auch den Paulus, als er in das Kloster getreten, nicht darin würde verfolgt haben, aber sicher nicht an ihn, wenn er wider seinen Willen das Exil verlassen gehabt, eine so freundliche und zärtliche Anrede in den Brief haben setzen lassen, indem er geglaubt haben würde, seiner Herrscherwürde zu viel zu vergeben. Durch jene Sage ward später die Geschichte des Herganges des Lebens des Paulus getrübt. Bereits alt, wie Leo von Ostia bemerkt, starb Paulus und ward im Kloster neben dem Capitel ehrenvoll begraben. Sein Zuhörer Hilderich, der nachmalige Abt von Monte Casino, verfaßte eine Grabschrift auf ihn, welche auf uns gekommen ist [15]). Aus ihr geht hervor, daß Paulus wirklich Mönch im Kloster zu Monte Casino war. Seine höchste geistliche Würde war die eines Diakonus des Patriarchats von Aquileja, wiewol er in einer alten Handschrift Cardinal der römischen Kirche genannt wird, auch in einer Handschrift des Petrus Diaconus de ortu et vita Justor. Casin. die Inschrift des 25. Capitels lautet: De Paulo Diacono atque Cardinali. Aber in einer bessern Handschrift findet sich von letzterem nichts [16]). So auch wird der berühmte Geschichtschreiber in dem besseren Texte des Martinus Polonus blos Paulus Diaconus [17]), und nicht Paulus Romanus Diaconus et Cardinalis [18]) genannt. — Wir wenden uns nun zu seinen Schriften, und zwar zunächst zu seinem Hauptwerke: 1) De Gestis Langobardorum, Libri VI. Es umfaßt die Geschichte der Langobarden

8) Leo von Ostia und Andere, die ihm folgen, geben nicht an, bei welcher Gelegenheit Paulus dem Frankenkönig nach dem Leben getrachtet zu haben beschuldigt ward. Der Ungenannte von Salerno gibt seine Erzählung über Paulus unmittelbar darauf, nachdem er erzählt, wie nach Eroberung Italiens Herzog Arichis von Benevent allein Karl'n trotzt, und der Erzürnte Drohungen gegen ihn ausstößt. Neuere, wahrscheinlich durch die Stellung, welche der Salernitaner seiner Erzählung gibt, veranlaßt, behaupten, was jedoch nur für Muthmaßung gelten kann, daß Paulus Diakonus an den Comploten der Herzoge von Friaul und von Benevent zu Gunsten des Desiderius oder seines Sohnes Adelgis Theil gehabt. 9) Scriptorem, welches sowol Schreiber als Verfasser bedeutet, läßt sich hier, wo es beides zugleich bezeichnen soll, im Teutschen nicht gut geben, da Schriftsteller jetzt hauptsächlich in der Bedeutung von Autor gebraucht wird. 10) Paulus Diakonus war nämlich nicht blos gewandter Schriftsteller in ungebundener Rede, sondern machte auch für seine Zeit leichte und schöne Verse, und hatte überhaupt große Neigung zu poetischen Gegenständen, wie seine langobardische Geschichte zeigt, in welcher er mit solcher Liebe Sagen erzählt. 11) expulit sagt Leo von Ostia. 12) extrahens braucht der Leo'n folgende Verfasser des Chron. Vulturn. 13) Homunculus quidam, qui ei propter Deum obsequium faciebat.

14) Sie finden sich im Chron. S. Monast. Casin. Lib. I. Cap. XV. p. 286 und daraus bei *Marus*, Annot. ad *Petri Diaconi* Op. p. 20. 15) s. das Epitaphium *Pauli Diaconi* bei *Marus* l. c. p. 21. 22. 16) Cf. *Marus* l. c. p. 21. Angelus de Nuce in den Anmerkungen zum Chron. Casin. Lib. I. Cap. 15 ap. *Muratori* p. 287. 17) Chronologia F. Martini Poloni Romanor. Pontif. ap. *Schilterum*, Scriptt. p. 338. 18) *Marus* l. c. p. 22.

von ihren sagenhaften Anfängen, bis zum Tode des Königs Luitprand, im J. 744, und also die der drei letzten Könige, Ratchis, Ahistulf und Desiderius nicht[19]), also grade für die Zeiten, wo Paulus als eigentlicher Quellenschriftsteller die höchste Wichtigkeit gehabt hätte, müssen wir uns mit theils schwach fließenden, theils getrübten Quellen, wie die fränkischen Jahrbücher, die für ihre Landsleute parteiisch sind, begnügen. Warum Paulus uns die Geschichte der Langobarden seiner Zeit nicht geliefert, erklärt wol sein trauriges Verhältniß zu dem Räuber des Langobardenthrones. Wollte der sein Volk liebende Geschichtschreiber unparteiisch die Erzählung der letzten Schicksale des Langobardenreichs auf die Nachwelt bringen, so hätte er die Rache des unerbittlichen Siegers zu fürchten gehabt. Parteiisch zu Gunsten des Unterjochers zu schreiben, hierzu war er zu ehrlich. Er schwieg also, und schloß sein Werk mit der Zeit des Todes des Königs Luitprand, und dieses Schweigen ist bedeutsam genug, und für den Eroberer eben nicht ehrenvoll. Wahrscheinlich hat er die Geschichte der Langobarden erst geschrieben, als er sich bereits in das Kloster zurückgezogen hatte. Wenigstens hat er sie, wie wir unten bei Betrachtung der Gesta Episcoporum Metensium sehen werden, später als das verfaßt, was er auf Befehl Karl's des Großen zu Gunsten der Familie derselben hatte schreiben müssen. Nachdem er so der Gunst des Siegers sich versichert, ging er zur Abfassung der Geschichte der Langobarden, und durfte nun wenigstens von den früheren Zeiten der Langobarden unparteiisch zu schreiben wagen. Seine nothgedrungene Bekanntschaft mit den Franken war aber für die früheren Zeiten der langobardischen Geschichte insofern heilsam, als er die fränkischen Geschichtschreiber kennen lernte, und so sein Geschichtswerk vollständiger, als das seines Vorgängers, des Secundus, den er Knecht Gottes zu Trident nennt, machen konnte. Paulus sagt (Lib. III. Cap. 28. S. 449) in Beziehung auf den Sieg der Langobarden unter dem Könige Authari über die Franken: Es ist gewiß zu verwundern, warum Secundus, welcher Einiges über die Thaten oder Geschichte[20]) der Langobarden geschrieben hat, diesen so großen Sieg derselben übergangen hat, da das, was wir über die Niederlage der Franken vorausgeschickt haben, in ihrer Geschichte[21]) fast mit denselben Worten geschrieben gelesen wird. Doch muß des Secundus Schrift, obgleich sie nur klein war, und sehr kurz abhandelte, als Hauptleitfaden des Paulus für die frühere Geschichte der Langobarden angenommen werden[22]), und zwar in Beziehung auf die Zeit, in welcher Secundus, oder welcher er zunächst lebte, als sicherer Leitfaden, da er die Geschichte der Langobarden bis auf seine Zeit fortführte. Er starb im März des Jahres 612[23]), oder wenigstens in einem dem genannten nahen Jahre. Des Paulus Tod wird muthmaßlich in das Jahr 796 gesetzt[24]). Gewöhnlich wird angenommen, Paulus habe aus Furcht[25]) vor den Franken die Geschichte der Langobarden seiner Zeit nicht geschrieben. Aber es kann ihn auch der überraschende Tod[26]) an Weiterführung seines Geschichtswerks gehindert haben. Doch war er vielleicht auch kein Freund davon, Zeitgeschichte zu schreiben. Auf Angilramn's Veranlassung verfaßte er die Geschichte der Bischöfe von Metz, aber des Bischofs Angilramn's Geschichte schreiben zu zu müssen, entgeht er geschickt durch eine höfliche Wendung[27]). Es liegt etwas Dichterisches im Geiste des Paulus Diakonus. Nichts lastet aber prosaischer auf einem dichterischen Gemüthe, als die Gegenwart oder die

19) Nach Bähr (Übersicht der christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms) reicht Paulus' Geschichte der Langobarden bis zur Zerstörung des Langobardenreiches in Italien im J. 773. Aber das Supplementum Langobardicorum, von welchem wir unten sprechen werden, ist ja nicht aus des berühmten Geschichtschreibers Geiste und Feder geflossen. Auch ist nicht etwa das berühmte Geschichtswerk verstümmelt auf uns gekommen, denn bereits Herempert (Historia Langobardorum Beneventi bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. II. p. 237, bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aevi. T. II. p. 50) sagt: Langobardorum, egressum situmque regni, hoc est originem eorum, vel quomodo de Scandinavia insula egressi ad Pannoniam, et iterum ad Italiam transmigraverunt, regnumque susceperunt, Paulus vir valde peritus, compendiosa licet brevitate, sed prudenti composuit ratione, extendens nihilominus a Gammara, et duobus liberis ejus historiam Ratchis paene usque regnum. Ähnlich lautet es auch in Historiae Heremperti, Langobardi Monachi Casinensis, de gestis Principum Beneventanorum epitome chronologica bei *Muratori* T. VI. p. 16.
20) Secundus, qui aliqua de Langobardorum gestis scripsit.

21) Nämlich im Gregor von Tours Lib. IX. Cap. 25.
22) Paulus sagt (Lib. IV. Cap. 42. p. 468): Secundus servus Christi, de quo saepe jam diximus, *qui usque ad sua tempora succinctam de Langobardorum gestis composuit historiolam*. Im 4. Buche Cap. 28. S. 461 bemerkt er auch von Secundus, daß er ihn oft erwähnt habe, und er hat es doch nur 3. Buch, Cap. 28, S. 449 auf die Weise, wie wir oben im Texte angegeben haben, gethan. Er hatte also Secundus häufig benutzt, ihn oft zu Rathe gezogen, ohne daß er es jedesmal angegeben hätte. 23) Cf. *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 42. p. 468 und Muratori, Gesch. von Italien. 4. Th. (Leipzig 1746.) S. 30. 24) Letzterer a. a. O. S. 478. 25) So sagt Muratori (a. a. O. S. 335) nachdem er von des König Luitprand's Tode und Begräbniß gehandelt. „Hier schließt Paulus Diakonus seine Chronik der Langobarden, ohne daß man davon die Ursache angeben kann. Wenn er nicht das Herz gehabt, den unter Desiderius erfolgten Untergang des langobardischen Reichs zu beschreiben, so hätte er wenigstens die Thaten der Könige Ratchis und Aistulf aufzeichnen können." Der Übersetzer macht dazu die Anmerkung. „Paulus ward zugleich mit seinem Herrn Karl dem Großen gefangen. Diese Gefangenschaft mag ihn schüchtern gemacht haben." Aber diese angebliche Gefangenschaft ist ja nur Vermuthung. 26) Nach Muratori (a. a. O. S. 433) kann nicht geleugnet werden, daß Paulus an dem Hofe des Herzogs zu Benevent die Geschichte der Langobarden verfertigt habe. Aber dieses ist ja blos Muthmaßung, da nichts Geschichtliches hierüber bekannt ist. 27) Er sagt nämlich am Schlusse: Hic jam, pater sanctissime Angilramne, narrationis serie vestram beatitudinem locus expectat. Sed ego meae tenuitatis non inmemor, adtemptare minus idonee non audeo, quae de vestrae vitae cursu laudabili majori stylo promenda sunt. So täuschte Paulus Angilramn's muthmaßliche Hoffnung, sich selbst durch Paulus' Feder verherrlicht zu sehen, und was Paulus für ihn schrieb, war nur die Geschichte seiner Vorgänger. Man kann, da Paulus ein so gewandter Schriftsteller war, mit Sicherheit schließen, daß er darum keine Zeitgeschichte schrieb, weil ihr Joch zu prosaisch auf ihn drückte, und sie durch Ausschmückung zu verschönern, er zu unparteiisch und zu wenig Schmeichler war. Seiner Gönnerin, der Herzogin Adelperg, hat er auch die römische oder die Historia miscella nicht bis auf seine Zeiten fortgesetzt, sondern vertröstet sie damit, daß er es thun wolle, wenn er länger lebe.

Zeitgeschichte. Paulus kann daher recht gut die Geschichte der letzten langobardischen Könige nicht haben schreiben wollen, weil ihm der Stoff zu prosaisch schien, und ihm also die Lust zur Verfassung der Geschichte seiner Zeit genommen ward. Gewiß ist, daß er in seiner Geschichte der Langobarden am umständlichsten ist, wenn er Sagen erzählt. Dieses macht sie für den Sagenforscher um so schätzenswerther. Je verdrießlicher die erste Partie der Geschichte der Langobarden den Geschichtsforscher [28]) macht, je mehr erfreut sie den Mythologen [29]). Paulus scheint die Sagen, wie er sie vorfand, treu wiedergegeben, nicht verunstaltet und verändert zu haben, um ihnen einen Anstrich von wirklicher Geschichte zu geben, wie z. B. Saxo Grammaticus gethan hat, der sich in einfacher Darstellung den Paulus Diakonus, den er kannte [30]), hätte zum Muster nehmen sollen. Doch wenn wir den Paulus als Sagenschreiber rühmen, so ist dieses nur verhältnißweise zu nehmen, wenn wir ihn nämlich mit andern Verfassern von Geschichtswerken, welche willkürlicher mit den Sagen verfahren sind, wenn wir ihn besonders mit Saxo Grammaticus vergleichen. Paulus in den christlichen Ansichten seiner Zeit befangen, konnte natürlich kein richtiger Beurtheiler des Sinnes der Sagen des Heidenthums sein. Die alte Erzählung (**1. Buch, 8. Cap. S. 411**), wie Wodan auf Veranlassung Frea's (Freia's) den Langobarden Namen und Sieg verleihet, nennt er darum lächerlich und unbeachtenswerth, weil der Sieg nicht in der Macht der Menschen liege, sondern vielmehr vom Himmel ertheilt werde. Wodan war aber ja für die Heiden Gottheit des Himmels, und die Heiden glaubten also auch nicht, daß der Sieg in der Macht der Menschen liege, sondern betrachteten ihn als Himmelsgabe. In dieser Stelle ist Saxo Grammaticus, der sonst die alten Sagen und die heidnischen Gottheiten mishandelt, billiger als seine Quelle, als Paulus Diakonus, indem er die Frigy, welche er für die Frea [31]) (Freya) des Paulus setzt, Göttin nennt. Bei der Geltendmachung der Sagen als Geschichte sucht Paulus kritisch zu verfahren, aber es fehlt ihm an Schärfe der Kritik. Nachdem er erzählt, Alboin habe seiner Gemahlin, Rosimunde, in der aus ihres Vaters Schädel verfertigten Schale Wein reichen lassen, und sie eingeladen, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken, bemerkt er: „Damit dieses Niemandem unmöglich scheine, rede ich die Wahrheit in Christo: ich sah den Fürsten Ratchis an einem Festtage dieses Trinkgeschirr in der Hand halten, um es den Gästen zu zeigen [32])." Aus der Möglichkeit einer Sache ist aber noch lange nicht darauf zu schließen, daß sie wirklich geschehen. Aus dem Vorhandensein eines Schädelbechers folgt noch lange nicht, daß ihn Alboin aus dem Haupte seines Schwiegervaters habe machen lassen, und noch weniger, daß er seine Gemahlin aufgefodert, aus demselben zu trinken. Häufig geben vorhandene Alterthümer erst Veranlassung von Sagen, um sie interessanter zu machen, und können daher nicht als Zeugen der geschichtlichen Wahrheit daran geknüpfter Erzählungen gelten. Dieses Beispiel möge genügen, um zu zeigen, daß Paulus ohne gehörige Schärfe der Kritik schrieb. Doch ist auf der andern Seite von ihm zu rühmen, daß er die Sagen, wie er sie vorfand, ehrlich wiedergegeben, und sie nicht durch eigne Gestaltung ausgeschmückt und nicht für den Sagenforscher unbrauchbar gemacht zu haben scheint. Wandte er auch bei seiner Geschichtsforschung nicht die gehörige Schärfe der Kritik an, so war er doch ein eifriger Forscher. Sein Aufenthalt in Gallien und sein Umgang mit den Galliern, wie er die Westfranken nennt, war nützlich für seine Forschungen, denn er hatte so ausgedehntere Mittel, Erkundigung über Teutschland und den skandinavischen Norden einzuziehen, als ihm Italien und die Italiener allein gewähren konnten. So z. B. in Betreff dessen, was er im **1. Buch 6. Cap. S. 410** über den Maalstrom erzählt, bemerkt er, er habe einen Edelsten der Gallier erzählen hören u. s. w. Die merkwürdige Nachricht, welche Paulus im **1. Buch. 27. Cap. S. 424** gibt, daß zu seiner Zeit noch Alboin bei den Baiern und Sachsen und andern Menschen dieser Sprache in Liedern gefeiert ward, hätte der Geschichtschreiber, wenn sein Aufenthalt auf Italien und sein Umgang auf seine Landsleute, die Langobarden und andere Italiener, beschränkt gewesen, schwerlich einziehen können. Seine Geschichte der Langobarden ist nicht blos als solche von äußerster Wichtigkeit, sondern gewährt auch manche Ausbeute für germanische oder gesammt-teutsche Geschichte und besonders Alterthumskunde überhaupt. Ein so wichtiges Werk ward daher auch früh und oft durch den Druck [33]) verbreitet. a) Hi-

28) Man sehe z. B. Mascow, Gesch. d. Teutschen. 2. Th. Anmerkung S. 145—147, wo er unter andern bemerkt: „Von dem Ursprunge seiner Landsleute, und was ihnen begegnet, ehe sie nach Italien gekommen, ist Paulus schlecht unterrichtet gewesen, ungeachtet man glaubt, daß er des Secundus (der zu Trident kurz nach dem Einfall der Langobarden gelebt) Geschichte der Langobarden zu seinem Gebrauche gehabt." Aber Paulus Diakonus sagt ja ausdrücklich, daß Secundus nur etwas über die Geschichte der Langobarden geschrieben, und nennt die Schrift an einer andern Stelle ein kurzes Geschichtchen. Secundus hat, wie sich vermuthen läßt, die Geschichte der Langobarden hauptsächlich in Beziehung auf die nächste Zeit vor ihm und auf seine Tage aufgefaßt, um die Sagengeschichte und älteste wirkliche Geschichte der Langobarden zu erforschen; dafür hatte der Tridentiner kein Interesse gehabt, und die Langobarden waren ihm nur hauptsächlich wichtig, seitdem sie in Italien eingefallen waren. 29) Auf den Standpunkt des Sagenforschers muß man sich aber wirklich stellen, denn der Geschichtsforscher kann nur ein ungünstiges Urtheil über die erste Partie des Geschichtswerkes des Paulus fällen. So z. B. sagt Mascow (a. a. O. S. 146): „Überhaupt sind die ersten Capitel in dem Werk de Gestis Langobardorum so voll von abgeschmackten Fabeln, daß es auch nicht der Mühe werth ist, große Untersuchungen darüber anzustellen. Man überläßt dieselben der Mythologie, und gründet die Historie auf die sichern Epochen, nach welchen wir die Wanderungen der Langobarden in Gewißheit setzen können." 30) Saxo Grammaticus (8. Buch, Ausgabe von Stephanius, S. 159) bietet nicht nur die Sage der Auswanderung der Langobarden aus dem Norden, aus Paulus Diakonus entlehnt, aber nach seiner eignen Art bearbeitet dar, sondern bezieht sich auch ausdrücklich auf Paulus als Gewährsmann.

31) Frigy und Freya waren ursprünglich ein Wesen, daher erscheint in der ältern Sgge Freya als Wodan's (Othin's) Gattin; s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 260. 261. 32) *Paulus*, De Gestis Langobardorum. Lib. II. Cap. 28. p. 435. 33) Über die Handschriften uns zu verbreiten gestattet der

storia de gestis Langobardorum (Lugduni [Lyon] 1495. 8.), führt Panzer nach Maittaire auf; b) De origine et gestis regum Langobardorum, libri VI. (Paris 1514, bei Parvus und Asiensius); c) mit Jornandes (zu Augsburg 1515. Fol.); d) mit Eutropius (zu Basel 1532. Fol.); e) De gestis Langobardorum, libri VI. ad ms. et vett. codd. fidem (Leyden, bei Fr. Raphelengius, 1595.), ist herausgegeben von Fr. Lindenbrog nach der pariser Ausgabe von 1514, besonders aber nach der augsburger von 1515 und einem Manuscript, welches der Herausgeber von Abraham Ortelius erhalten[34]); f) mit Jornandes (zu Hamburg 1611. 4. von F. Lindenbrog), ist Wiederabdruck der leydener Ausgabe von 1595; g) in Gothicarum et Langobardicarum rerum Scriptores aliquot veteres (Leyden bei Joh. Maire 1617.), herausgegeben von Hugo Grotius; h) in der Bibliotheca maxima vett. patrum zu Leyden im 13. Bd. S. 160 fg.; i) die beste[35]) Ausgabe ist von Muratori in dessen Rer. Ital. Script. T. I. P. I. (zu Mailand 1728 Fol. S. 407—511) mit dem Titel S. 394: *Pauli Warnefridi* Langobardi Diaconi Forojuliensis de gestis libri VI ad msc. et veterum codicum fidem editi a *Frederico Lindenbrogio* Belga. Accesserunt variae lectiones codicum Ambrosiani, ac Modoetiensis, et annotationes *Horatii Blanci Romani.* Besonders ist Muratori dabei dem Ambrosianischen Codex gefolgt. Außer den Anmerkungen[36]) des Blancus sind auch die von Lindenbrog aufgenommen. Muratori's Vorrede (S. 397—398) handelt auch zugleich von des Paulus Leben. Ein Auszug, welcher zur Vergleichung mit der Muratori'schen Ausgabe zu verbinden, sind die Excerpta ab historia *Pauli Warnefridi* de gestis Langobardorum cum annotatt. *Horatii Blanci* et prolusione et animadvv. *Fr. Mar. Pratilli* in *Cam. Peregrini* hist. principum Langobardorum. T. I. (Neap. 1749. 4. S. 1 fg.)

An Übersetzungen konnte es einem so wichtigen Werke, als der Geschichte der Langobarden von Paulus nicht fehlen, und wir haben a) eine italienische und zwar in zwei Ausgaben α) *Paulus Diacon.*, Della origine e fatti de i re Langobardi trad. per *L. Domenichi* (Ven. *Giolito*, 1588.); β) zu Mailand, bei Bidelli, 1631. 12. b) eine teutsche, nämlich: Paul Warnefried's[37]), Diakon's von Forum-Julii, Geschichte der Langobarden. Zum ersten Male nach einem Codex der königlichen Bibliothek zu Bamberg aus dem 10. Jahrh. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von K. v. Spruner (Hamburg 1838). Nach v. Spruner, welcher zugleich in der Vorrede S. XIII—XV. Nachricht über den genannten Codex gibt, enthält dieser eine ältere Abschrift als die bisher von den Editoren des Paulus benutzten, selbst Muratori nicht ausgenommen, wie ein Vergleich der Schriftproben bei diesem mit den hier anliegenden evident beweiset. Außer diesem Vergleiche macht v. Spruner noch folgende Gründe geltend. Zwar ist der Inhalt der einzelnen Capitel mit wenig Abweichungen der nämliche, aber die Stellung der Worte, die Folge der Sätze, der ganze Styl gänzlich verschieden. Wenn dieser in den gedruckten Ausgaben blumig, geziert und pretiös erscheint, so ist er hier einfach und höchst natürlich; wenn dort die meisten Reden indirect gegeben werden, erscheinen sie in dem bamberger Codex direct, und verleihen so der ganzen Erzählung eine besondere Lebendigkeit, kurz man glaubt in manchem Capitel einen ganz andern Autor vor sich zu haben, da hier durchaus nicht von einzelnen Abweichungen, Interpolirung u. dgl. die Rede sein kann. An eine spätere Zurückführung des zierlichen Styles der gedruckten Ausgaben zu der natürlichen Einfachheit des bamberger Codex ist bei der Geschmacksrichtung jener Zeit nicht wohl zu denken, im Gegentheil vielmehr mit Gewißheit eine spätere Umarbeitung, Interpolirung und nach jenen Begriffen Verschönerung unsers Autors anzunehmen. So nach v. Spruner. Dagegen stellt Bethmann in der Recension der v. Spruner'schen Übersetzung in der Allgem. Lit.-Zeit. Jan. 1839. Nr. 17 u. 18. April Nr. 69 triftige Gründe auf, denen zufolge die bamberger Handschrift eine im 11. Jahrh. in Italien gemachte Überarbeitung des Paulus und der übrigen im Lande vereinigten Schriftsteller ist, in sehr schlechtem Latein, voll Italismen und mit dem Bestreben, immer andere Stellung und andere Worte zu wählen, als der ursprüngliche Text hat, sodaß nicht eine Reihe ohne Veränderung bleibt, die sich oft komisch genug ausnehmen, z. B. wenn der Bischof Secundus von Trident hier erscheint, als Plinius Secundus, qui scripsit de victoriis Langobardum. Groß ist die Zahl der in dieser Überarbeitung fehlenden Stellen, welche Bethmann namhaft macht.

2) Historia Miscella, oder Historiae Romanorum, wie Martinus aus Polen sie nennt[38]); Leo von Ostia bemerkt Folgendes: auf Adelperg's, der Gemahlin des Fürsten Arichis von Salerno, Gesuch fügte Paulus in der Historia Romana, welche Eutropius kurz verfaßt hatte, sehr viel hier und da aus den Historiis ecclesiasticis hinzu. Endlich aber knüpfte er von der Zeit des Julianus des Apostaten, bis auf welchen Eutropius diese Geschichte begrenzt hatte, bis zu den Zeiten des Kaisers Justinian's I. an dieselbe zwei Büchlein an[39]). Im Ambrosianischen Codex findet sich in der Historia miscella am Schlusse

beschränkte Raum nicht, wir verweisen daher auf das Archiv der Gesellschaft für teutsche Geschichtskunde. 3. Bd. S. 138 fg. 226 fg.

34) *Friderici Lindenbrogii* Praefatio zur leydener Ausgabe 1595. 35) Nämlich bisher; eine noch bessere wird in den Monum. Germ. Histor. erscheinen. 36) Als besondere Erläuterungsschriften sind zu bemerken: Origines Langobardicae e membrana pervetusta edidit et commentarium adjecit *Joh. Frid. Christus.* Accessit *Conradi a Liechtenav* historia Langobardorum et ex aliis excerpta quaedam. (Halae Magdeburgicae 1728. 4.) *Rambaldo* degli Azzoni ragionamento sopra un passo dell' istoria de' Longobardi di *Paolo Diacono*, in Nuova raccolta d'opusc. scient. e filol. IX, 403, 55. 37) Sollte richtiger heißen: des Sohnes Warnefrid's.

38) *Martinus Polonus*, Chron. bei *Schilterus*, Scriptt. Rer. Germ. sagt S. 338, wo er von der Zeitrechnung bis auf Christi Geburt handelt: Et a conditione Romanae urbis, anni DCCLII, ut ait *Paulus Diaconus in historiis Romanorum.* 39) *Leo Ostiensis*, Chron. S. Monast. Casin. Cap. XV. p. 285.

der Geschichte des Jovianus: Hier endet das zehnte [40]) Buch. Bis hierher hat Eutropius die Historia verfaßt, zu welcher jedoch Paulus Diakonus Einiges hinzugefügt hat [41]). Im Codice MS. Hirsfelden. (der hersfelder Handschrift) fand Canisius Folgendes: Bis hierher hat die Historia Eutropius verfaßt, während jedoch Einiges Paulus Diakonus hinzugethan hat, auf Befehl der Frau Adelperga, der so christlichen Herzogin von Benevent, der Gemahlin des Herrn Arichis, des so weisen und katholischen Fürsten. Was hierauf folgt, hat derselbe Paulus aus verschiedenen Autoren durch eignen Styl zusammengefügt [42]). Doch hat ein Theil der Geschichtsforscher [43]) dem Paulus Diakonus die Historia miscella abgesprochen. Allerdings kann auch dieselbe in ihrer erweiterten Gestalt kein Werk des Paulus Diakonus sein, aber zu weit geht man, wenn man ihm gar keinen [44]) Antheil an derselben zuerkennt. Muratori [45]) hat gezeigt, welcher Antheil dem Paulus an der Historia miscella gebühre, und daß namentlich in der Ausgabe des Elias Vinetus des Paulus Diakonus echter und ursprünglicher Appendix ad Eutropium enthalten sei, und hat seine Ausgabe, welche die erweiterte Gestalt der Historia miscella enthält, betitelt: Historia miscella ab incerto auctore consarcinata complectens Eutropii historiam Romanam, quam *Paulus Diaconus* multis additis, rogatu Adelbergae Beneventanae, a Valentiniani Imperio usque ad Justiniani deduxit, et Landulphus Sagax, seu quisquam alius continuavit usque ad annum Christi DCCCVI. Nunc primum exacta et castigata ad MSS. Codices Ambrosianae Bibliothecae additis Notis et variis Lectionibus Henrici Canisii. Zu der Stelle des Alphonsus Ciacon. in Vitis Pontificum in Leone: Habet auctor Miscellae Paulus vel potius Joannes Diaconus bemerkt Marus, daß fast in allen Codicibus Paulus Diaconi gelesen werde [46]). Nach v. Spruner gehört die Widmung an der Spitze des bamberger Coder offenbar an die Spitze der Historia miscella, und ist nur durch Irrthum der Abschreiber vor den Aurelius Victor gesetzt worden. Paulus lobt darin die Frau (Gebieterin) Athilberga, die erlauchte, mächtige Herzogin wegen ihres Eifers, mit dem sie die Wissenschaften unterstütze, namentlich das Studium der Geschichte, wie er sich denn hierin selbst, durch die Widmung der Geschichte des Eutropius ihrer besondern Gunst zu erfreuen habe. Da er aber bemerkt, daß ihm dieses Werk deshalb, weil auf die Begebenheiten der Kirche keine Rücksicht genommen, misfallen habe, sei er zu dem Entschluſse gebracht worden, das hierauf Bezügliche nach ihrem Befehle einzuschalten. Da Eutropius mit Kaiser Valens schließe, so habe er von diesem an die Geschichte fortgesetzt und nach seinen Kräften bis auf Justinian gebracht, er wolle sie jedoch bei längerer Lebensdauer bis auf seine Zeit fortsetzen [47]). Im Druck erschienen ist die Historia miscella a) bei Eutropius (Venedig 1471. 4.); b) bei Historiae Aug. Scriptt. (Mailand 1475. Fol.); c) bei denselben (Venedig 1489 oder 1490. Fol.); d) bei Eutropius (Paris 1512. Fol.); e) bei Herodian (lat.) (Florenz, Junta, 1517. 8.); f) bei Suetonius (Venedig, Ald., 1516 oder 1521. 8.); g) bei Historiae Aug. Scriptt. (Cöln 1527. Fol.); h) bei Eutropius (Paris 1531. 8.); i) bei demselben (Basel 1532. Fol.); k) besonders herausgegeben von Pt. Pithoeus unter dem Titel: Historiae miscellae a Paulo Aquilejensi diacono primum collectae, post etiam a Landulpho Sagaci auctae productaeque ad imperium Leonis III., id est annum Chr. 806. Lib. XXIV. (Basel, Perna, 1569. 8.); l) von Canisius, wie im vorigen Titel, mit dem Zusatze: nunc ex variis msc. illustrati et editi ab *H. Canisio* (Ingolstadt, Eder, 1603. Fol.); m) bei Hist. Aug. Scriptt. (Hanover 1611. Fol.); n) der Text nach der Ausgabe des Canisius in der Bibliotheca maxima vett. PP. (Lyon, 13. Th. S. 202 fg.); o) die beste Ausgabe von Muratori mit den Anmerkungen [48]) des Canisius in den Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 1—185. Eine italienische Übersetzung ist: l'historie di Paolo diacono seguenti a quelle di Eutropio de i fatti de' romani imperatori, nuovam. tradotte di latino in ital. (da Bd. Egio da Spoleti). (Ven., *Tramezzino*, 1548. 8.)

3) Liber de episcopis Metensibus, oder nach dem handschriftlichen Titel: Libellus de numero sive ordine episcoporum, qui sibi ab ipso praedicationis exordio in Metensi civitate successerunt. Wie man aus einer Stelle (nämlich S. 263 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I.) vermuthet, scheint Paulus Diakonus in Metz selbst gewesen zu sein. Er hat, wie er selbst sagt, das Werk auf Verlangen des Bischofs Angilramn von Metz verfaßt. Dieser war des Königs (nachmals Kaisers) Karl's Erzkaplan, und da das Werk zur Verherrlichung des Hauses des genannten Königs, welchen Paulus trinepos des heiligen Arnulf's nennt, geschrieben ist, so hat der König wahrscheinlich dem Bischof Angilramn Auftrag gegeben, den Paulus zur Abfassung der genannten Schrift zu veranlassen, denn dem Könige Karl, dessen Vater Pipin den Thron der Merovinger unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, mußte viel daran gelegen sein, seines neuen Hauses Abstammung von einem Heiligen so

40) Nach der andern Eintheilung der Hist. Misc. ist es das eilfte Buch. 41) Die Stelle in der Urschrift bei *Muratori*, Rer. Italic. Scriptt. Tom. I. Part. I. p. 80. 42) s. die Stelle in der Urschrift bei Canisius zu der Historia Miscella und bei *Muratori* p. 80. 43) Namentlich Baronius Annal. T. V. zum Jahr 719. *Bellarmin*, De Scriptor. Eccles. 44) Bähr in seiner Übersicht der christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms stellt Gründe dafür auf, daß Paulus Diakonus gar keinen Antheil an der Historia Miscella habe, geht aber darin zu weit. 45) In Historiam miscellam praefatio *Ludovici Antonii Muratorii* in dessen Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. Vergl. den sich auf Muratori beziehenden Verfasser der Anmerkung zur Historia rerum Laudensium Ottonis et Acerbi Moronae, notis illustrata a *Jos. Ant. Saxio* nec non anonymo monacho ordinis S. Benedicti bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 1161—1164. 46) *Joan. Bapt. Marus* ad *Petrum Diaconum*, De viris illustr. Casinens. bei *Muratori* Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 19.

47) Vergl. v. Spruner a. a. O. S. XV fg. 48) Eine besondere Erläuterungsschrift ist *J. Dm. Mansi* in historiam miscellam et Romanam *Pauli Diaconi* animadversiones in *Fr. Ant. Zaccariae* iter literar. per Italiam (Ven. 1764. 4.) p. 19—23.

viel als möglich hervorgehoben zu sehen, und unterhielt sich selbst gern über den heiligen Arnulf; denn Paulus Diakonus bemerkt S. 284, nachdem er eine wunderbare Geschichte oder richtiger Sage vom heiligen Arnulf erzählt: Haec ego non a qualibet mediocri persona didici, sed ipso totius veritatis assertore, praecelso rege Karolo, referente cognovi; qui de ejusdem beati Arnulfi descendens prosapia, ei in generationis linea trinepos extabat. So ist der Weg zur Verherrlichung des neuen Königshauses gebahnt. Ja! der langobardische Verfasser zeigt in diesem Werke so große Resignation, daß er S. 265, wo er von der Genealogie der Pipininger oder Karolinger handelt, der Unterwerfung der Langobarden durch König Karl'n gedenkt, und sagt, Rom habe von den Langobarden unterdrückt geseufzt, und den Sieger wegen seiner milden Herrschaft, Tapferkeit und Weisheit preiset. Auf Befehl des Königs Karl hatte, wie Paulus Diakonus S. 265 bemerkt, er Grabschriften auf die zu Metz im Bethause ihres Ahnen, des heiligen Arnulf's, begrabenen weiblichen Familienglieder, nämlich auf Rothaid, die Tochter des Königs Pipin, auf Adelaid, Tochter desselben, auf die Hildegard, die Gemahlin des Königs Karl, auf Adelheid, die Tochter des zuletzt genannten, und auf Hildegard, die Tochter desselben, verfaßt, und verleibt diese Epitaphien, von welchen das erstere in Herametern, die übrigen im elegischen Versmaße verfaßt sind, seinem Werke über die Bischöfe von Metz S. 263—267 ein, nachdem er die Nachkommen des heil. Arnulf aufgeführt. Nachdem er diesen auch in der Historia de Gestis Langobardorum Lib. VI. Cap. XVI. p. 496 erwähnt hat, sagt er: De cujus (Arnulfi) mirabilibus apud Mettensem ecclesiam, ubi episcopatum gessit, liber extat, ejusdem miracula et vitae abstinentiam continens. Sed et ego in libro, quem de episcopis ejusdem civitatis conscripsi, flagitante Angilramno viro mitissimo et sanctitate praecipuo, praefatae ecclesiae archiepiscopo, de hoc sacratissimo viro Arnulfo quaedam ejus miranda composui, quae modo superfluum duxi replicare. Paulus Diakonus hat also über den heiligen Arnulf kein besonderes Buch verfaßt, sondern von ihm in dem Liber de Episcopis civitatis Metensis gehandelt, wiewol Sigbert von Gemblours [49]) und Johannes Trithemius [50]) die Gesta Episcoporum Metensium und die Miracula oder die Vita S. Arnulphi als zwei besondere Schriften aufführen. Paulus selbst hat sie nicht als zwei solche dargeboten, obschon ein Späterer die Vita S. Arnulphi aus den Gestis Episcoporum Metensium als besondere Schrift ausgeschrieben, denn die Vita S. Arnulfi, welche sich bei Surius 4. Th. zum J. 16. Aug., und bei Beda 3. Th. findet, und fälschlich dem Beda zugeschrieben wird [51]), ist nach Muratori keine andere Lebensbeschreibung, als die in der Geschichte der Bischöfe von Metz vorkommt [52]). Herausgegeben ist der Liber de episcopis Metensis ecclesiae von Freher (Corpus Francicae Hist. P. I. p. 171—177) und von Pertz (in den Monum. Germ. Hist. T. I. Scriptt. p. 261—268) und ein Bruchstück von Du Chesne (in dessen Scriptt. Francicae. T. II. p. 261—268).

4) Leben der Heiligen. Besonders ist hier zu nennen Sancti Gregorii Magni Papae I. Vita in drei Büchern, auf welches Werk sich der Verfasser selbst in der Historia de Gestis Langobardorum. Lib. III. Cap. 24. p. 448 bezieht; es findet sich dasselbe in der letzten verbesserten Ausgabe der Kirchenväter (Patrum) durch die Benedictiner S. Mauri vor den Schriften Gregor's des Großen. Die Wunder des heil. Benedict's hat Paulus Diakonus, wie er (de G. Lang. Lib. I. Cap. 26. p. 421) bemerkt, besungen im elegischen Versmaße, und zwar für jedes Wunder ein Distichon bestimmt, und das Werk seiner langobardischen Geschichte 1. Bch. Cap. 26. S. 421—423 einverleibt. Nicht minder künstlich und auch im elegischen Versmaße hat er das Leben des heil. Maurus, und auf Befehl Karl's des Großen das Leben der heiligen Scholastica besungen. Diese beiden metrischen Werke finden sich bei Prosper Martingius im 3. Buche der Poëmatum, sowie einige andere Verse auf die heilige Scholastica von Paulus im Martyrologio Arnoldi Wionis ad diem X. Febr. Zugeschrieben werden ihm ferner Vita sive passio S. Cypriani, Vita Germani Sanctissimi Constantinopolitani Patriarchae, Vita Sancti Petri Damasceni Episcopi et Martyris nec non alterius Petri Martyris.

5) Hymni. Paulus sagt selbst in seiner langobardischen Geschichte (1. Buch S. 423), er habe einen die sämmtlichen Wunder des heiligen Benedikt enthaltenden Hymnus in metro jambico Archilochico verfaßt, und denselben seiner langobardischen Geschichte an der angeführten Stelle einverleibt. Der berühmteste und ausgezeichnetste seiner Hymnen ist der auf den heil. Johannes den Täufer, seinen Schutzheiligen, und den Patron des Reiches der Langobarden mit dem Anfange Vt queant laxis resonare fibris e. c. Auch wird ihm ein Hymnus de passione Sancti Mercurii [53]), und ein anderer bei der Translation des Körpers desselben nach Benevent, sowie ein hymnus Alcaicus dactylus, mit dem Anfange: Quis possit amplo famine praepotens e. c., welcher zu Benevent am Feste von Mariä Himmelfahrt abgesungen zu werden pflegte, zugeschrieben [54]).

6) Eigne Homilien, nach Petrus Diakonus 50, namentlich finden sich nach Marus in casinensischen Handschriften sermo de B. Virgine und sermo in illud Evangelii: Simile est regnum Coelorum homini Regi, qui voluit rationem facere; letztere Homilie hat Thomas Galetus in opusc. aliq. Patrum (Lyon 1615) herausgegeben. Unter den acht Bänden Homilien ver-

---

49) *Sigbertus Gemblacensis*, De Scriptt. ecclesiast. c. 80 und Miräus dazu in der Anmerkung. 50) De Scriptt. ecclesiast. Frankfurter Ausgabe der Oper. Histor. T. I. p. 250. 51) Vergl. *Marus* ad *Petrum Diaconum* l. c. p. 14.

52) In *Pauli Diaconi* Historiam Langobardicam Praefatio *Lud. Ant. Muratorii* p. 397. 53) Petrus Pipernus Beneventanus. Lib. V. Cap. XX. 54) *Marus* ad *Petrum Diaconum* p. 19.

schiedener Verfasser in der mediceischen Bibliothek finden sich nach Henricus Ernstius (in Catal. Medic. Biblioth.) auch einige von Paulus Diakonus. Die Ergänzung der bisher durch Marterne T. IX. Monument. nur lückenhaft bekannten zweiten Homilie des Paulus Diakonus bietet *Mai*, Collect. T. VI. p. 2. Vorwort, sowie desselben de sententia evangelica et de S. Benedicto über Luc. 8, 16. ibid. T. VII. part. I. p. 256—259 dar.

7) Homiliarius sive historiae et lectiones per totum annum singulis festivitatibus Sanctorum ordinatae, hat Paulus Diakonus auf Befehl Karl's des Gr. wie der von dieser Anordnung handelnde Brief des K. Karl's vor Alcuin's Homiliarius lehrt, gefertigt. Paulus Diakonus entnahm den Inhalt aus den Homilien des h. Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Origenes, Leo, Beda u. s. w. und seine Anordnung ward von der ganzen Kirche befolgt, und das Werk ist auch gedruckt.

8) Expositio super Regulam Sancti Benedicti, welche Leo von Ostia ein sehr nützliches Werk nennt, da darin vieles Nothwendige im Betreff der alten Gewohnheit des Klosters von Monte Casino gezeigt werde. Es ist dieses Werk noch vorhanden, doch will es Hugo Menardus lieber dem Mönch Ruthhard, dem Zuhörer des Hrabanus Maurus und des Walafrid's Strabo, zuschreiben [55]), und nach Mabillon wäre es vielmehr ein Werk Hildemar's. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Spätere das Werk des Paulus überarbeitet haben, und daß daher diesem die ursprüngliche Vaterschaft nicht abzusprechen ist.

9) Verse auf den Fürsten Arichis von Benevent, welche der Ungenannte von Salerno Chronicon Cap. 16 (bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. II. P. II. p. 185—186 und aus dem Ungenannten *Camillus Peregrinius*, Hist. Princ. Langobard., bei demselben a. a. O. T. II. P. I. p. 310—311) mittheilt, und dem Paulus Diakonus zuschreibt.

10) Briefe; Bruchstücke hat Baluzius herausgegeben; bei Leo von Ostia (Chron. S. Monast. Lib. I. Cap. XII. p. 279—281) findet sich ein Brief vom Abt Theodemar und der Congregation von Monte Casino an Karl den Großen, vor welchem steht: Es beginnt der Brief des Paulus Diakonus an den König Karl. Paulus Diakonus soll Epistolarum ad diversos librum unum geschrieben haben.

11) Ein Auszug aus dem größeren Werke des alten Grammatikers ist dem K. Karl d. Gr. gewidmet, weshalb man vermuthet, daß er während des Aufenthalts des Paulus in Franzien, und wahrscheinlich auf Befehl des Königs für dessen neuerrichtete Akademie angefertigt worden.

12) Compilation der Fragmente des Festus, wird aber unsern Paulus wol fälschlich zugeschrieben, denn in den Handschriften heißt der Compilator Paulus Atheniensis; man hat dafür Atriensis lesen wollen, und angenommen, Paulus habe früher das Amt eines Atriensis (servi custodis atrii) verwaltet [56]), welche Annahme

55) s. Disquisitiones Monasticae Haefteni. Lib. II. tract. 5. 56) s. Lindenbrog's Anmerkung zum 1. Cap. des 1. Buches der Hist. de G. Langob. bei *Muratori* p. 405.

jedoch Andere mit Recht bestritten haben [57]). Sollen ja der Paulus Atheniensis und der Paulus Diakonus eine und dieselbe Person sein, so könnte man vielleicht muthmaßen, die Akademiker an Karl's des Großen Hofe, welche classische Namen führten, haben unsern Paulus den Athenienser, wegen seiner schönen und zierlichen Schreibart, genannt. Doch sind wahrscheinlicher Paulus Diakonus und Paulus Atheniensis zwei verschiedene Personen.

13) Supplementum Langobardicorum, e Ms. Palatino (bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. P. I. 1613 p. 178—181; bei Lindenbrog in der Ausgabe der Hist. de G. Lang.; bei Jornandes [Hamburg 1611] und bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. I. P. II. p. 183—184) trägt den Namen des Paulus Diakonus mit dem höchsten Unrechte, denn den Gesinnungen und der Schreibart nach ist der Verfasser, wie z. B. Pagius [58]), Muratori [59]) und Sismondi [60]) richtig aufstellen, ein ganz andrer Mensch als Paulus Diakonus, weshalb auch Muratori das Fragmentum, wie er es betitelt, nicht als Supplementum zur langobardischen Geschichte des Paulus Diakonus, sondern weit entfernt von dieser, und auch erst im folgenden Theile gegeben hat, und wir das angebliche Supplementum so weit als möglich von der Hist. de G. Lang. aufführen.

14) Historia Episcoporum Papiensium soll Paulus Diakonus nach der Angabe des Galesinius hinterlassen, aber Muratori und Andere legen mit Recht auf dieselbe kein Gewicht [61]). (*Ferdinand Wachter.*)

PAULUS (von Genua, auch Paulus Grammaticus genannt), stammte aus Ligurien, der Provinz der Römer, war von Kindheit an des Augenlichtes beraubt, lernte durch das bloße Gehör die Grammatik und andere Wissenschaften auf das Vollkommenste, was man für ein Wunder ansah, und weshalb er von Allen der zweite Didymus genannt ward. Nachdem er den Streit der Römer und Griechen in Constantinopel (Altercatio Romanorum et Graecorum, quae facta est in civitate Constantinopolitana) geschrieben, ging er in den Zeiten des Papstes Paschal's II. und des Kaisers Alexius, unter dem Abte Oderisius, in das Kloster von Monte Casino. Er schrieb über Esaias (Jesaias), Hieremias (Jeremias) und über die übrigen Propheten, über das Psalterium, über Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes, über die Briefe Pauli, über die Apokalypse. Er verfaßte die Vi-

57) s. Angelus de Nuce in d. Anmerk. zum Chron. S. Monast. Casin. bei *Muratori* p. 287. Not. 22. 58) In Critic. Baron. ad Ann. 774. Nr. 7. 59) *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 398. P. II. p. 182. 60) Histoire des Républiques italiennes du moyen age. T. I. Chap. I. à Zurich p. 32. 61) Eine Einzelschrift über Paulus Diakonus ist von Moller, De Paulo Diacono (Altorf 1686. 4.). In vielen andern Werken kommt Paulus Diakonus vor, z. B. in *Walafrid Strabo*, De Div. Offic. c. 28. *Vossius*, Lib. II. de Hist. Lat. etc. Bei den Citaten, welche Moreri (Le Grand Dict. Histor. 11. Ed. T. IV. p. 563) in Beziehung auf Paulus Diakonus hat, muß es für „Paul Diacre" Pierre Diacre heißen; s. den Art. Petrus Diaconus in der Allgem. Enc. der W. u. K. Der Fehler bei Moreri hat veranlaßt, daß man den Paulus Diakonus fälschlich zum Verfasser des Werkes von Petrus Diakonus (De viris illustribus Casinensibus) gemacht hat.

ta S. Ebizzonis (sive Gebizzonis), Monachi Casinensis), in welcher er vorzüglich von den Wundern desselben handelt [1]), und andere [2]) Bücher mehr. Er starb in der Stadt Tivoli. (*Ferdinand Wachter.*)

PAULUS (Germinus), ein Sophist, der einen Commentar zu den Reden des Lysias verfaßt und die Rede über das Geschenk des Iphikrates für ein Werk dieses Redners erklärt hat, das haben Suidas und die Eudocia. Es ist dies die Rede, in welcher Iphikrates den zu seinen Gunsten gemachten Gesetzesvorschlag, in dem unter andern Ehren auch auf eine Statue für ihn angetragen worden war, gegen die dagegen von einem gewissen Harmodius erhobene Anklage παρανόμων vertheidigte, eine Rede, die Aristoteles und Dionys von Halikarnaß dem Iphikrates selbst beilegten, während Paulus sie dem Lysias zuschrieb (vgl. *Meier* ad *Demosth.* Mid. T. I. p. 80). Diesen Paulus nun erklärten Taylor (Leb. d. Lys. S. 64 fg.) u. A. ich weiß nicht weshalb, für eine und dieselbe Person mit dem Paulus aus Mysien, welcher nach Photius (Bibl. Cod. 261) viele Reden des Lysias für unecht erklärt, und dadurch den Verlust von nicht wenigen derselben herbeigeführt haben soll. (*H.*)

PAULUS, aus Samosata, einer Stadt Syriens am Euphrat, Bischof von Antiochien in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, ist bekannt in den Annalen der Kirchengeschichte durch die von ihm ausgehende Häresie, die den Namen der samosatenischen führt. Sie ist ein Zweig des Monarchianismus, oder des Versuchs, die Lehre von der göttlichen Würde Christi mit dem Dogma von der Einheit Gottes auf eine einfachere Weise in Einklang zu bringen, als durch die kirchliche Lehre von der Trinität, oder für jene Zeit, durch die vornicänischen Zurüstungen zu dieser Lehre, geschah. Bei der Ungewißheit, in der wir aber durch unsere Quellen über die eigentliche Ansicht des Mannes gelassen werden, ist kaum auszumachen, zu welcher Classe der Monarchianer er mit größerer Sicherheit zu zählen sei, ob zu den Patripassianern, die den Sohn Gottes nicht als eine eigene Person vom Vater unterschieden, sondern nur als eine eigenthümliche Beziehung an dem einen Wesen der Gottheit auffaßten, oder zu den ebionitischen Monarchianern, die schlechthin Christum nur für einen Menschen, etwa mit besonderer göttlicher Begabung, erklärten.

Die Quellen, aus denen wir zu schöpfen haben, zerfallen in Berichte über ihn, und in Urkunden über Verhandlungen mit ihm: von ersteren ist besonders zuverlässig die Nachricht bei Eusebius (Hist. eccl. VII, 27—30), und dann zerstreute Nachrichten bei Athanasius; minder zuverlässig sind schon die Aussagen der eigentlichen Häresiographen, Epiphanius, Theodoret, Philastrius. Hierher gehören auch noch Nachrichten des Leontius von Byzanz (contra Nestor. lib. III); früher besaß man davon nur den lateinischen Text in *Basnage* thesaur. monimentor. eccles. Tom. I. p. 594; den griechischen Text hat J. G. Ehrlich (diss. de erroribus Pauli Samosateni, Lips. 1745. §. XV. p. 23) aus einer Bodlejanischen Handschrift geliefert. Von der zweiten Classe ist zuverlässig nur ein Synodalschreiben der zu Antiochien 269 versammelten Bischöfe, welche die Absetzung des Paulus den Bischöfen von Rom und Alexandrien melden (*Euseb.* VII, 30); leider gibt Eusebius dasselbe aber nicht vollständig, sondern nur in einem Auszuge, der mehr die äußeren Umstände ausführt, den so wichtigen Punkt von der Lehre des Mannes aber sehr oberflächlich berührt. Außerdem hat der Jesuit Turrian noch drei ähnliche Documente mitgetheilt (*Mansi*, Collect. concilior. I. p. 1033 sq.): nämlich 1) das Schreiben einer frühern antiochenischen Synode an den Bischof Paulus, die sich schon mit seiner Absetzung beschäftigte; die vereinigten orthodoxen Bischöfe wollen darin ihm die mündlichen Verhandlungen schriftlich wiederholen; die Echtheit desselben ist zweifelhaft. 2) Ein Schreiben des Bischofs Dionys von Antiochien an denselben; nach den Gründen, die du Valois in den Anmerkungen zu der obigen Stelle des Eusebius dagegen aufgestellt hat, muß es für unecht gelten; wahrscheinlich ist es von einem Spätern geschmiedet, da in jenem echten Synodalschreiben bei Eusebius einer solchen Zuschrift des alexandrinischen Bischofs gedacht war; doch sind selbst dann die angegebenen äußeren Umstände nicht einmal sämmtlich benutzt und aufgenommen; endlich 3) zehn Fragen, die Paulus zur Vertheidigung seiner Lehre dem Dionys vorgelegt habe, nebst den Antworten desselben darauf. Beide letztere Urkunden hat man wenigstens theilweise zu retten gesucht, sodaß man an Nr. 2) nur den Namen des Dionys als untergeschoben zugab, das Schreiben aber selbst von irgend einem unbekannten, doch gleichzeitigen Verfasser stammen ließ, und an Nr. 3) wenigstens die Fragen für echt ausgab, wenn auch die Antworten als unhaltbar anerkannt wurden. Am Besten enthält man sich deshalb des Argumentirens aus diesen sämmtlichen Actenstücken, wenn auch die Ausführlichkeit der Angaben über die Lehre des Mannes darunter bedeutend leiden muß.

Über die Lebensumstände des Samosateners wissen wir nur Weniges: er war von dürftigem Herkommen; gelangte aber nicht allein zu dem Bischofsamte in Antiochien, sondern auch zu der bürgerlichen Stellung eines Richters, ducenarius, die den Namen von der jährlichen Besoldung von 200 Sesterzien führte (Not. ad *Sueton.* Claud. c. 24. p. 492 ed. *Graeve*. *Salmasii* not. in Capit. *Pertinac.* p. 125. *Vales.* ad *Euseb.* l. l.).

---

1) Über dieses auf uns gekommene Werk s. *Hugo Menardus* in Martyrolog. *Bened.* ad 20. Oct. ac Lib. I. Dialog. *Victoris* Papae III. p. 20 und *Joh. Bapt. Marus* Annotatio ad Opusculi Petri Diaconi de viris illustr. Casinensibus. Cap. 36 ap. *Muratori* Rer. Ital. Scriptt. T. VI. p. 52. 2) Die von uns namhaft gemachten Schriften Paulus' von Genua zählt *Petrus Diaconus* Opusc. de vir. illustr. Casin. Cap. XXXI bei *Muratori* p. 51 auf und zwar in Beziehung auf die Schriften Paulus' von Genua über das alte und neue Testament mit stets wiederholtem Super, nämlich Super Esaiam, Super Hieremiam etc., sodaß sie als einzelne Volumina anzusehen sind. Die von Petrus Diakonus namhaft gemachten Schriften Paul's von Genua hat er in Händen gehabt und bemerkt dann, daß auch noch andere Werke desselben (alia ejus librorum volumina) existirten, welche ihm nicht zu Handen gekommen. *Pauli Genuensis* sive Grammaticij Vita S. Ebizzonis erwähnt Petrus Diakonus auch insbesondere noch in Chron. S. Monast. Casin. Lib. III. Cap. 48 bei *Muratori* T. IV. p. 464.

Bei seiner Stellung war ihm besonders die Gunst der Zenobia von Palmyra förderlich, die, eine Gattin des römischen Feldherrn Odenatus, sich in dem Abfalle vom römischen Reiche erhielt, bis sie von Aurelian überwunden ward; sie wird als eine Freundin des Judenthums geschildert, und des Samosateners ganze Ketzerei auf das Bestreben zurückgeführt, die christlichen Dogmen, ihr zu Gefallen, dem Judenthume conform zu bilden, was indessen als äußerliche Motivirung seines Auftretens für den gewöhnlichen Kunstgriff der Ketzerrichter zu halten ist. Über sein Verhältniß zu ihr hat Eusebius nichts; die Nachrichten darüber finden sich erst bei *Athanasius*, epist. ad solitarios, Tom. I. p. 386 ed. *Benedict. Theodoret.* fabul. haeret. lib. II. c. 8. p. 222. *Chrysostom.* homil. VIII. in Joann. T. VIII. p. 48. ed. *Montfauc.* *Philastrius* de haeresib. c. 64. p. 127.

Über seine äußere Stellung bringt nun jenes Synodalschreiben bei Eusebius die härtesten Beschuldigungen vor: man erkennt darin deutlich die gereizte Leidenschaftlichkeit seiner Ankläger; doch wäre auch diese kaum zu begreifen, wenn nicht der Mann in seiner Stellung, als Bischof des prächtigen Antiochiens, sein Ansehen vielfach misbraucht hätte; einzelne Thatsachen, die sie vorbringen, lassen sicher auf Übermuth und rücksichtslose Behandlung der Untergebenen schließen. Wahrscheinlich wäre ohne solches Auftreten auch kaum so viel Aufhebens von seiner Ketzerei gemacht, die damals zu einer in Asien ziemlich verbreiteten Ansicht gehört zu haben scheint. Die Beschuldigungen betreffen zunächst Habsucht und Reichthum, der nur auf unerlaubtem Wege erworben sein könne, da er von Haus aus unbemittelt gewesen sei; die Andeutungen kommen darauf hinaus, daß er hierzu nicht seine bischöfliche, sondern seine richterliche Stellung benutzt habe, da ihm Erpressungen, Bestechungen, Feilheit des Rechts, vorgeworfen werden; ebenso unvereinbar mit der Bischofswürde fand man jene weltliche Stellung überhaupt, da ja längst durch kirchliche Gesetze jedem Kleriker die Ausübung eines weltlichen Amtes, als unverträglich mit seiner Stellung, untersagt war. Eine solche Combination ist hier auch kaum anders zu erklären, als durch den Einfluß seiner Gönnerin, und zwar so, daß er zu dem Bischofsamte später die weltliche Stellung hinzunahm; schwerlich wäre umgekehrt die Wahl des Klerus auf einen weltlichen Beamten gefallen, oder es müßte auch dabei die Einwirkung der Zenobia überwiegend gewesen sein. Am unerträglichsten ward aber jene Combination dadurch, daß er auch hierbei sich übermüthig bewies, lieber Ducenar als Bischof titulirt sein wollte, mit großem Gepränge öffentlich erschien, Klageschriften annahm und Antworten ertheilte. Wie erfinderisch übrigens bei dieser Ausmalung seiner Arroganz der Haß gegen ihn war, erhellt besonders daraus, daß man an ihm tadelte, was doch sonst die Sitte erträglich fand; daß er bei den Versammlungen des Klerus (ἐν ταῖς ἐκκλησιαστικαῖς συνόδοις) einen erhöhten Sitz einnahm, ward ihm als Übermuth aus seiner weltlichen Stellung ausgelegt, da doch längst um diese Zeit der Bischof einen bevorzugten Sitz unter seinen Klerikern einnahm (cathedra episcopalis); man machte ihm sogar ein Verbrechen daraus, daß er mit der Hand sich auf den Schenkel schlug, mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Dasselbe gilt von der Beschuldigung, daß er sich bei seinem öffentlichen Auftreten durch allerlei Zeichen, Wehen mit Tüchern, Beifall spenden lasse, und Alle, die sich dazu nicht verstehen wollten, anfeinde. Auch diese aus der rhetorischen Bildung der Zeit herübergenommene Sitte ist später wenigstens durchaus im Gebrauch; gestattete doch selbst ein Chrysostomus das Applaudiren bei seinen Predigten. Als Beweis seines frevelhaften Übermuths führte man ferner an, daß er in den kirchlichen Versammlungen, sogar am Osterfest, öffentlich sich loben lasse, wozu er Weiber aus seiner Gemeinde, sowie seine Presbytere, aber auch benachbarte Bischöfe, anhalte; sie singen Psalmen auf ihn, nennen ihn einen vom Himmel herabgestiegenen Engel u. dgl. Ist darin die Übertreibung nicht zu verkennen, so mag ein anderer Vorwurf wol gegründeter sein, daß er die hergebrachten Kirchenlieder abschaffe, als zu jung, und dagegen den alten Psalmengesang wieder einführe: man hat namentlich hierin Gefälligkeit gegen seine jüdische Gönnerin gefunden, doch liegt viel näher, daß er in jenen, aus dem zweiten Jahrhundert stammenden Hymnen, die dogmatischen Beziehungen gern unterdrücken wollte, und dazu ihre Neuheit zum Vorwande nahm. Endlich warf man ihm vor, den Umgang seiner Kleriker mit Weibern, unter dem Vorwande geistlicher Übungen (die sogen. συνείςακτοι, subintroductae), zu gestatten, und selbst überall zwei Schönheiten mit sich umherzuführen: doch war dieser Punkt in der Sitte der Zeit ziemlich allgemein, und wenigstens wagen doch seine Ankläger nicht, gradezu ihm Ausschweifungen zur Last zu legen: er muß also den äußern Anstand jedenfalls gewahrt haben. Bedeutend schwieriger ist es nun aber, nach den für uns brauchbaren Quellen die eigentliche Lehre des so hart beschuldigten Mannes zu bestimmen. Schwerlich hat er etwas Neues, Hervorstehendes gehabt, sondern bewegte sich wol in der in Asien herkömmlichen Erklärung der göttlichen Natur Christi, durch den in demselben erschienenen göttlichen λόγος, nur mit entschieden monarchianischer Modification. Will man auch nicht einräumen, daß er bei der Unbestimmtheit seiner Fassung die Absicht gehabt habe, zwischen den verschiedenen Theorien zu vermitteln, und deshalb weite Formeln anzuwenden, so hat er doch wenigstens seine Ansichten möglichst in kirchliche Ausdrücke eingekleidet, weshalb dann auch der dogmatische Kampf gegen ihn so schwer ward. Die allgemeine Angabe, daß er die Häresie des Artemon erneuert habe (*Euseb.* l. l. *Epiphan.* haer. 65), kann wol weiter nichts bezeichnen, als daß er zu der Classe der Monarchianer überhaupt gehöre. Den zusammenhängendsten Bericht gibt Epiphanias (l. l. p. 608): in Gott ist stets sein λόγος und sein πνεῦμα, wie im Herzen des Menschen die ihm angehörende Verstandeskraft (ὁ ἴδιος λόγος): der Sohn Gottes ist aber nicht ein persönliches Wesen (ἐνυπόστατον), sondern in Gott selbst vorhanden. Nun kam der λόγος und wohnte in dem Menschen Jesus. Nur besteht die Einheit Gottes nicht darin, daß dabei der Vater Vater ist, und der Sohn Sohn, son-

28*

dern eins ist Gott der Vater, und sein Sohn in ihm, wie die Verstandeskraft im Menschen. Man kann ihn deshalb nicht zum Patripassianer machen, sodaß die eine Gottheit als Sohn gelitten, und also auch der Vater daran Theil genommen habe; sondern jenes Geschäft führte der *λόγος* allein aus, und kehrte darauf wieder zum Vater zurück.

Christi Erscheinung erklärte er hiernach so, daß jene Verstandeskraft Gottes den Menschen Jesus in ungewöhnlichem Grade beseelt habe: *ἐνοικῆσαι ἐν αὐτῷ τὴν σοφίαν, ὡς ἐν οὐδενὶ ἄλλῳ*, wodurch also Christi Vorrang vor allen Propheten entschieden ist; doch findet zwischen diesen und ihm kein specifischer, sondern nur ein gradueller Unterschied statt: *οὐ συγγεγενῆσθαι τῷ ἀνθρωπίνῳ τὴν σοφίαν οὐσιωδῶς, ἀλλὰ κατὰ ποιότητα*: so wenigstens lauten seine Angaben bei Leont. Byzant. (l. l.) Christus erscheint hier also als Mensch, nur mit höherer göttlicher Kraft begabt; er spricht ihm durchaus nur einen irdischen Ursprung zu: *Euseb.* l. l. *λέγει Ἰησοῦν Χριστὸν κάτωθεν*; davon will er nichts wissen, daß eine göttliche Hypostase, die etwa den Titel Sohn Gottes verdiene, vom Himmel herabgekommen sei, und sich mit dem Menschen zu einer Einheit der Person vereinigt habe: *τὸν μὲν γὰρ υἱὸν τοῦ θεοῦ οὐ βούλεται συνομολογεῖν ἐξ οὐρανοῦ κατεληλυθέναι* (ibid.), sondern die Verstandeskraft Gottes beseelte ihn, und durch diese ihm zu Theil gewordene Begabung verdient er den Titel des Gottessohnes. Sohn Gottes war also nach Paulus durchaus keine Beziehung in dem göttlichen Wesen selbst, wie sie z. B. Sabellius zugab, daß die Relation Gottes zur Welt etwa in der Weltschöpfung und dann in dem Erlösungswerk unter dieser besondern Auffassung zu verstehen wäre; sondern Sohn Gottes ist ihm durchaus nur der Mensch Jesus unter der besondern Begabung mit göttlicher Kraft. Dies ist schon aus der zuletzt angeführten Stelle des Eusebius deutlich; was vom Himmel herunter kam, war nicht der Sohn Gottes, sondern nur eine göttliche Kraft, die aber von Gott selbst nicht verschieden, sondern das in Gott ist, was im Menschen die Vernunft. Noch deutlicher kann man dies aus dem von Turrian mitgetheilten Synodalschreiben machen, sofern man dasselbe für glaubwürdig hält: als Ansicht des Paulus, die sie bekämpfen, geben die vereinten Bischöfe an: *τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ θεὸν μὴ εἶναι πρὸ καταβολῆς κόσμου* (*Mansi* I. p. 1033): also eine besondere Beziehung des *λόγος* auf die Schöpfung der Welt, in dem Sinne, wie die ältern platonisirenden Väter zu diesem Zwecke den von Ewigkeit in Gott ruhenden Logos (den *ἐνδιάθετος*) und den behufs der Weltschöpfung dicht vor dieser aus Gott hervortretenden (*προφορικός*) unterscheiden, kennt er nicht. Beachtet man ferner den Satz, den sie behaupten, *τὸν υἱὸν — πρὸ αἰώνων οὐ προγνώσει ἀλλ' οὐσίᾳ καὶ ὑποστάσει θεὸν, θεοῦ υἱὸν — ὁμολογοῦμεν*, und wird darin eine Antithese gegen des Paulus Ansicht gefunden werden dürfen: so muß seine Ansicht etwa gewesen sein, daß von einem Sohne Gottes vor dem Geborensein des Menschen Jesus mit jener göttlichen Kraft, höchstens *προγνώσει*, im Vorauswissen Gottes, nicht aber *οὐσίᾳ* und *ὑποστάσει* geredet werden könne. Da ferner die Bischöfe (ibid. p. 1036) als ihre Ansicht aufstellen: — *δι' οὗ* (*λόγου ἅμα καὶ θεοῦ*) *ὁ πατὴρ πάντα πεποίηκεν, οὐχ ὡς δι' ὀργάνου, οὐδ' ὡς δι' ἐπιστήμης ἀνυποστάτου, γεννήσαντος μὲν τοῦ πατρὸς τὸν υἱὸν ὡς ζῶσαν ἐνέργειαν, καὶ ἐνυπόστατον*: so wird als Gegensatz dagegen des Paulus Ansicht gewesen sein müssen, daß der *λόγος* schlechthin nur als die *σοφία* Gottes, als eine *ἐπιστήμη ἀνυπόστατος*, und die Zeugung desselben, sofern er davon redete, nur als eine *ἐνέργεια ἀνυπόστατος* zu betrachten sei.

Damit streitet freilich die Angabe des Epiphanius, wornach schon der Verstandeskraft, sofern sie in Gott liegt, der Name Sohn Gottes von Paulus beigelegt wäre: l. l. p. 608 *εἷς θεὸς ὁ πατὴρ, καὶ υἱὸς αὐτοῦ ἐν αὐτῷ, ὡς λόγος ἐν ἀνθρώπῳ*; allein schwerlich hat sich Epiphanius hier genau ausgedrückt, da er Anfangs schärfer nur von einem Sein des *λόγος* in Gott, nicht aber des *υἱός* redet. Seinem ganzen Systeme nach konnte Paulus den Titel Sohn Gottes nur dem Menschen Jesus nach der Begabung mit der göttlichen Kraft, nicht aber dieser vor jener Begabung, zuschreiben. Auf einen gleichen Misverstand seiner eigentlichen Theorie kommt es hinaus, wenn seine Gegner vorgaben, er habe zwei Söhne Gottes, den eigentlichen, die Verstandeskraft in Gott, und den uneigentlichen, den Menschen Jesus, der mit jener Kraft begabt sei: sicher war dies nur eine Consequenz von ihrem eignen Standpunkte, wogegen Paulus sich ausdrücklich verwahrt.

Hiernach ergibt sich die Ansicht des Paulus doch als überwiegend zu der Classe der ebionitischen Monarchianer gehörend, da er in Christo, als einem gewöhnlichen Menschen nur die göttliche Begabung in höherem Maße wirksam sein läßt. Von den Patripassianern unterscheidet ihn Epiphanius sehr bestimmt: l. l. p. 608 *ὥσπερ ἀμέλει καὶ ὁ Σαβέλλιος* [*καὶ ὁ Ναυᾶτος* *)] *καὶ ὁ Νόητος καὶ ἄλλοι· οὐκ ἴσως δὲ ἐκείνοις οὗτος, ἀλλὰ ἄλλως παρ' ἐκείνους*. Die Patripassianer haben immer schon an dem göttlichen Wesen eine Relation, die auch vor der Incarnation Sohn heißt; während der Samosatener nur den begabten Menschen Jesus als Sohn anerkennt.

Das endliche Geschick des Bischofs ward weniger durch die Bemühungen der Gegner zu seinem Sturze, als durch den Fall seiner Gönnerin entschieden. Auf mehren Synoden hatte man schon seine Verketzerung betrieben, und dazu sogar ferne Bischöfe, wie Firmilian von Cäsarea und Dionys von Alexandrien, eingeladen; jener starb auf dem Wege, dieser antwortete durch einen Brief. Doch war dem Paulus schwer beizukommen, da er wahrscheinlich sich hinter seine weitgefaßten Ausdrücke versteckte: endlich gelang seine Überführung auf der Synode von 269 dem Presbyter Malchion, der als gewandter Disputator durch dialektisches Eindringen die eigentliche Ansicht des Paulus zu enthüllen, und als häretisch darzustellen vermochte. Man entsetzte ihn sofort seines

*) Dieser Zusatz ist kritisch falsch, und aus dem gleichfolgenden *καὶ ὁ Νόητος* entstanden; von monarchianischen Ansichten des Novatian oder Novatus weiß Niemand Etwas.

Amts, und gab ihm den Domnus, den Sohn seines Vorgängers Demetrianus, zum Nachfolger. Nur vermochte man nicht den Mann sofort auch aus seiner Stellung, namentlich aus seiner bischöflichen Amtswohnung (bei Eusebius: τοῦ τῆς ἐκκλησίας οἴκου; es fanden also die kirchlichen Zusammenkünfte zugleich in dem Hause des Bischofs statt) zu vertreiben; ein sicheres Zeichen, daß ihm wenigstens das Volk nicht so abgeneigt war. Erst nach dem Sturze seiner Gönnerin gelang die Vertreibung, wobei Aurelian die für einen heidnischen Fürsten sehr auffallende Entscheidung abgab, daß die Amtswohnung denen zukommen solle, mit welchen die italischen Bischöfe, und namentlich der römische, als Zeichen der Rechtgläubigkeit in Communication treten würde: *Euseb.* VII, 30: τούτοις νεῖμαι τὸν οἶκον, οἷς ἂν οἱ κατὰ τὴν Ἰταλίαν καὶ τὴν Ῥωμαίων πόλιν ἐπίσκοποι τοῦ δόγματος ἐπιστέλλοιεν. Es folgt daraus, daß die Partei des Paulus ebenfalls bedeutend genug war (Aurelian sagt τούτοις, οἷς), um nicht unbedingt von dem Sieger unterdrückt zu werden; er zog deshalb vor, die Entscheidung auswärtigen Bischöfen anheimzustellen. Eine Begünstigung der Christen ist darin ebenso wenig, als ein Haß gegen die besiegte Partei der Zenobia zu erblicken: Aurelian zeigte nur, daß er damals die Christen noch nicht verfolgen wollte, und ging dabei auf christliche Art, Streitigkeiten zu entscheiden, ein. Will man daraus einen Vorrang der römischen Kirche folgern, so steht wenigstens fest, daß es damals noch keinen Papst gab, denn derselbe soll ja nur im Verein mit den italischen Bischöfen entscheiden. Daß übrigens dessen Urtheil gegen Paulus ausfallen mußte, konnte nach den Vorgängen in Antiochien, und nach der schon längern Bekämpfung der Monarchianer in Rom, nicht mehr zweifelhaft sein. Wenn später noch von samosatenischer Ketzerei die Rede ist, so darf darunter nicht sowol eine Faction des Paulus, als vielmehr die ganze monarchianische Partei verstanden werden, als deren Haupt ein so angesehener Bischof galt. (*Rettberg.*)

Paulus Silentiarius, s. Silentiarius.

PAULUS (aus Tyrus), lebte zur Zeit des Kaisers Hadrian, von dem er für seine Vaterstadt die Ehre, zur Metropolis erhoben zu werden, auswirkte, und war ein Zeitgenosse des Philo aus Byblus. Paulus war ein Rhetor und verfaßte eine „rhetorische Kunst," „Progymnasmata und Meletai." Vergl. *Suid.* s. v. (*H.*)

PAULUS [1]) (Julius). Über das Vaterland des Juristen Julius Paulus [2]) sind wir in völliger Unwissenheit. An den vier Eingangsthüren des Salone von Padua (Palazzo della ragione) sind vier Medaillons mit den (angeblichen) Bildnissen des Livius, unseres Paulus, des Fra Alberto Eremitano und des Pietro d'Abano angebracht [3]). Den zweiten nennt eine darunter angebrachte Inschrift: Paulus Patavinus, Jurisconsultorum clarissimus, hujus nostrae urbis decus aeternum etc. [4]). Basrelief und Inschrift sind indessen neueren Ursprungs und nicht besser beglaubigt, als die mancher apokryphen Denkmale, an denen grade Padua so besonders reich ist. Bertrand [5]) vermuthet aus der genauen Freundschaft, welche zwischen Paulus und sowol Ulpian als der Mammäa, Alexander Sever's Mutter, bestanden, daß er gleich diesen beiden aus Tyrus gebürtig gewesen sei. Theils aber ist es nichts eben Unerhörtes, daß Leute, die nicht am selben Orte geboren sind, sich mit einander befreunden, theils wissen wir von jener Freundschaft nichts, theils endlich ist es nicht wahr, daß Mammäa eine Tyrierin gewesen sei [6]). Lorenzo Pignori hat in einem mir unbekannt gebliebenen eignen Büchlein und in einem Briefe an Annibale Campeggi [7]) auszuführen gesucht, Paulus sei vermuthlich ein Römer gewesen; mir ist es aber nicht gelungen in diesem Briefe den Schatten eines Argumentes zu entdecken. Ebenfalls ohne Angabe eines Grundes nennt Hotomann [8]) den Paulus einen Griechen. Ulpian nimmt von der Erwähnung außeritalischer Colonien italischen Rechtes Anlaß, seine Heimath zu bezeichnen [9]). Paulus gibt eine längere Aufzählung solcher Colonien, ohne jedoch eine ähnliche Notiz hinzuzufügen [10]). Auch hieraus ließe sich aber höchstens der unsichere Schluß ziehen, daß die Heimath des Paulus nicht zu dieser Art von Colonien gehört habe.

Von einem dritten Namen des Paulus, außer den zwei schon genannten, haben wir keine Kunde; auch scheint es sehr bedenklich, ihn allein wegen des Namens Julius der gens Julia beizuzählen.

Die Lebensschicksale des Paulus anlangend, wird uns von ihm selbst und von Andern berichtet, daß er zuerst in Rom als Advocat fungirt habe [11]), dann aber, als Papinian Präfectus Prätorio gewesen, in dessen Consilium gesessen [12]). Sodann ward er Assessor im Auditorium Principis [13]). Der Princeps, der ihn in diesen geheimen Rath aufgenommen, kann nur Septimius Severus (gest. 4. Febr. 211) oder Caracalla (gest. 4. April 217) gewesen sein; denn Paulus berichtet selbst [14]), daß er noch mit Papinian, der vermuthlich im ersten Jahre von Caracalla's Regierung ermordet ward, im Auditorium des Kaisers gesessen. Nach dem, freilich in Zweifel gezogenen [15]),

1) Die Monographien über Paulus: *Nic. Rittershusius*, Diatr. de vita Julii Pauli. (Norimb. 1566. 4.) *Al. Arn. Pagenstecher*, Diss. Julius Paulus, in Syll. Diss. (Brem. 1713. 12.) p. 523—624 und *Ern. Al. Otto Corn. Pagenstecher*, Tract. Gryphorum magister Paulus injuria vapulans (Wetzlar 1726. 4.) und in Tractatib. juris, spars. hucusque ed. T. I. (Herborn. 1734. 4.) Nr. 7 sind mir so wenig als *Jo. Strauch*, Vitae aliquot vet. JCtorum, conquis. *C. G. Buder* (Jen. 1723) zugänglich gewesen. 2) Über die Frage, ob Paulus oder Paullus zu schreiben sei, vergl. *Arndt*, J. Paulli rec. sent. (Bonn. 1833.) p. III. N. 2.

3) *Moschini*, Guida per la città di Padova (Ven. 1817.) p. 219, vergl. mit *Leandro Alberti* Descrizione della Italia. (Ven. 1551. 4.) Fol. 387 b. 4) *Conradi* Parerga. p. 512. N. e. 5) *Βίοι νομικῶν* I, 25 in *J. C. Franck*, Vitae tripartitae. p. 126. 127. 6) *Herodian*, Hist. V, 3. §. 2. 3. *Capitolinus* in Macrino 9. 7) Unter andern abgedruckt in *Franck*, Vitae trip. l. c. Cf. *Otto*, Papinianus. p. 16. 8) Commentarius verb. juris. s. v. *abalienare*. 9) L. 1. pr. Dig. De Censibus. L. 15. 10) L. 8. Eod. 11) L. 78. §. 6. Dig. De Legat. III. XXXII. 12) L. 40. Dig. De Reb. credit. XII, 1. *Lampridius*, In Alexandro Severo. c. 26. *Spartianus*, In Pescennio nigr. c. 7. 13) L. 38. pr. Dig. De Minorib. IV, 4. 14) L. 97. Dig. De Acquir. vel omitt. hered. XXIX, 2. Vergl. auch L. 50. Dig. De Jure fisci. XLIX, 14. 15) *Heineccius*, Hist. juris civ. I. §. 340. N. *). Zimmern, Rechtsgeschichte. I, 370. Anm. 21.

Zeugniß des angeblichen Aurelius Victor[16]), verbannte Heliogabalus (8. Juni 218 bis 11. März 222) den Paulus; Alexander Sever (gest. Aug. 235) aber rief ihn wieder zurück, und er trat aufs Neue in das Auditorium ein. Daß Paulus Präfectus Prätorio gewesen, bekunden Spartian[17]) und Lampridius[18]); Letzterer bemerkt, daß nicht feststehe, ob Heliogabalus, oder Alex. Sever ihn zu dieser Würde erhoben. Wir werden uns, nach dem bereits Mitgetheilten, für die erste Meinung erklären müssen[19]). Nach Dio Cassius[20]) ist Ulpian vor des Ersteren zweitem Consulat ermordet worden, also vor 229. Zwar scheinen die vaticanischen Fragmente[21]) dem Ulpian das Citat eines Rescriptes v. J. 229 beizulegen; es ist aber schon erinnert worden, daß vor dem Rescript, bei welchem die Handschrift auf den Gregorianischen Codex verweist, eine Lücke, jenes Rescript also ein anderes sein müsse, auf welches Ulpian verweisen wollte[22]). Da nun eine Collegenschaft von Ulpian und Paulus, wenn sie stattgefunden, wol sicher erwähnt worden wäre, so ist nicht unwahrscheinlich, daß der Erstere dem Letzteren im Amte gefolgt sei. Daß die scriptores historiae Augustae an den zwei Stellen, wo sie die Präfecturen des Ulpian und Paulus erwähnen[23]), diesen zuerst nennen, ist wol kein ausreichendes Argument gegen diese Annahme. Dagegen kann es als ein Wahrscheinlichkeitsgrund für das längere Leben des Paulus gelten, daß er[24]) ein Rescript des Alexander an den Präfectus Urbi Claudius Julianus, welcher im J. 237 Consul ward[25]), anführt.

Aus Spartian[26]) läßt sich noch entnehmen, daß zwischen Paulus' Eintritt in das Auditorium principis und seine Präfectur eine Zeit gefallen sein muß, in welcher er die Stelle eines Magister scrinii memoriae bekleidet. Für das Consulat dagegen, das Einige ihm beilegen wollen, ist mir kein Zeugniß bekannt.

Eine Verwandtschaft mit Heliogabalus schreibt Heineccius[27]) dem Paulus um deswillen zu, weil Herodian[28]) erwähnt, jenes kaiserliche Ungeheuer habe in der ersten seiner wunderlichen Ehen *γυναῖκα τὴν εὐγενεστάτην Ῥωμαίων*, welche er binnen Kurzem wieder verstoßen, geheirathet, und weil Münzen eine Gemahlin des Kaisers als Julia Cornelia Paulla bezeichnen. Offenbar ist diese Folgerung in hohem Grade unsicher. Ebenso wenig ist ein Zusammenhang unseres Juristen mit dem von Suidas[29]) zu Hadrian's Zeiten erwähnten Tyrier Paulus[30]), oder mit dem von Gellius[31]) gerühmten Zeitgenossen des Antoninus Pius, dem Dichter Julius Paulus nachzuweisen[32]).

Daß Paulus ein Schüler Papinian's gewesen sei, ist wegen einer, dem Lampridius zugeschriebenen Stelle[33]) behauptet worden; daß aber dieselbe untergeschoben sei, und keinerlei Glauben verdiene, ist schon bei anderer Gelegenheit nachgewiesen[34]). Den Scävola, den Zeitgenossen des Marc Aurel, nennt Paulus mehrmals Scaevola noster[35]); doch scheint dies noch kein genügender Grund, ihn deshalb für dessen Schüler zu halten[36]).

Otto[37]) glaubt, daß Paulus der Schule der Sabinianer, wenigstens einigermaßen, angehangen habe. Mascov[38]) und Andere zählen ihn den damals sogenannten Miscellionen bei. Als ein neues Argument für jene erste Meinung könnte man allenfalls anführen, daß Paulus, indem er dem Pomponius widerspricht, sich darauf beruft, er habe gelernt, ego didici, daß jene Behauptung unrichtig sei[39]); wenn nur anders feststände, daß Pomponius wirklich Proculejaner gewesen sei[40]). Schon die Zeit, in welcher er lebte, läßt indessen nicht zweifeln, daß seine wissenschaftlichen Meinungen von dem bereits veralteten Sektenstreite unabhängig waren.

Daß den Schriften des Paulus Schärfe des juristischen Gedankens in hohem Grade eigen sei, räumen auch diejenigen ein, die seine Schreibart tadeln. Die Dunkelheit seiner Sprache ist sprüchwörtlich geworden. Wie prägnant indessen jedes seiner Worte ist, lehren am besten Cujazens Commentare, die so oft einer scheinbar gleichgültigen Wendung tiefere Bedeutung abzugewinnen wissen. Da wir ferner auch Paulus größtentheils nur aus den in die Pandekten aufgenommenen Excerpten kennen, und da in jenen vereinzelte Stellen aus Paulus vielfach nur dazu benutzt sind, um zusammenhängendere Auszüge aus Ulpian zu ergänzen und zu berichtigen, so ist nach Hugo's[41]) treffender Bemerkung die jetzt obwaltende Dunkelheit gewiß oft mehr der Methode des Excerpirens als der Schuld des Paulus selbst beizumessen. Unter den Beschwerdeführern über die Dunkelheit unsers Autors ist wol der ergötzlichste Fulgosius[42]); doch lassen es auch Duaren[43]) und Bertrand[44]) an Tadel nicht fehlen. Übrigens sind unter den sechs von den Glossatoren aufgezählten legibus damnatis[45]) nur zwei (L. 19 und L. 40 cit.), und unter den sieben, die Corn. van Eck aufführt[46]), ist gar nur eine von Paulus.

---

16) De Caesaribus. c. 24. 17) In Pescennio. c. 7. 18) In Severo. c. 26. 19) Vergl. *Arndts* l. c. p. IV, V. N. 5. 20) Hist. Rom. Fragm. lib. LXXX. c. 1. 2. 21) §. 266. 22) Buchholtz in seiner Ausgabe d. vatic. Fragm. p. 219. N. kk. Bethmann-Hollweg in seiner Ausg. h. l. N. 9. 23) *Spartian*, In Pescenn. Ng. c. 7. *Lamprid.* in Al. Sev. c. 26. 24) L. 87. §. 3. Dig. De Legatis II. XXX. 25) Cf. *Capitolinus*, In Maximo et Balbino. c. 17. 26) In Pescenn. c. 7. 27) l. c. Cf. *Otto*, Papinian. p. 582. 28) V, 6. §. 1. 29) Ed. *Küster*. T. III. p. 61. 30) *Bertrand*. ap. *Franck*. p. 129. 31) Noct. Att. V, 4. XIX, 7. 32) Vergl. *G. Grotius*, De Vitis JCtorum. II. c. 10. §. 10.

33) In Alex. Severo. c. 68. 34) Im Art. Papinian. S. 147[a]. Vergl. auch *Menagius*, Amoenitates juris. c. 23. Ed. *Hoffmann* p. 118. 119. 35) L. 27. §. 2 in f. Dig. De Pactis. II, 14. L. 32. Dig. De Excusatt. XXVII, 1. L. 38. §. 3. Dig. De Vulg. et pup. subst. XXVIII, 6. 36) Vergl. *Holtius*, Hist. jur. rom. lineam. p. 207. §. 647. 37) Papinian. p. 468. 469. 38) De Sectis Sabinian. et Proculejan. c. VIII. §. 8. N. 2. p. 142—144. 39) Vat. Fragm. §. 50. 40) *Heineccius*, Hist. juris. §. 310. N. *). 41) Geschichte d. röm. Rechts. 11. Ausg. S. 890. 42) Vergl. *Bynkershoek*, Opera. II, 10[b]. Spangenberg, Einl. in d. röm. Justin. Rechtsb. S. 43. Anm. 51. 43) Ad L. 132. Dig. De Verb. Oblig. XLV, 1. In Opp. Frf. 1592. p. 783. 44) *Βίοι νομικῶν* l. c. p. 131. 45) L. 19. Dig. De Inoffic. Testam. V, 2. L. 40. L. 41. Dig. De Rebus cred. XII, 1. L. 38. Dig. De Condict. indeb. XII, 6. L. 29. Dig. De Liberis et post. XXVIII, 2. L. 24. Cod. Famil. hercisc. III, 36. 46) L. 40. cit. L. 38. cit. L. 29. cit. L. 22. Dig. De Reb. cred. L. 8. Dig. De Eo quod certo

Dem Charakter des Paulus gereicht die Achtung, die ein Fürst wie Alexander Sever für ihn gehegt hat, gewiß gar sehr zur Ehre. Aus seinen Schriften läßt sich nur etwa noch abnehmen, daß er auch als Beisitzer des kaiserlichen Geheimenraths keinen Anstand genommen, eine von der des Monarchen abweichende Gesinnung auszusprechen [47]). Hotomann wirft ihm vor, er sei ein homo litigiosus, natura controversus, et hostis antiquis JCtis addictus, qui suo more cavillatur. Ähnliche Tadelsucht und Krittelei wird ihm auch von Balduin [48]), von Peter Faber [49]), von Schilter [50]), von Otto [51]) und von Brunquell [52]) vorgeworfen, und in der That läßt sich nicht leugnen, daß die nicht selten überbescheidene Weise römischer Juristen, die eigne Überzeugung nicht ohne einen Rest von Zweifel auszusprechen pflegen, ihm weniger als Andern eigen ist; auch liebt er wol das nie besonders höflich klingende argumentum ab absurdo, indem er die nothwendigen, aber handgreiflich unzulässigen, Consequenzen der gegnerischen Behauptung hervorhebt [53]). Es zeigt sich auch hier der rein praktische Sinn unseres Autors, der, statt darüber zu streiten, ob folgerechte Entwickelung des juristischen Grundprincips wirklich zu den behaupteten Ergebnissen führen müsse, sich darauf beschränkt, zu erklären, daß eine solche Consequenzmacherei calumniari jus civile genannt werden müsse, und in der Anwendung gar nicht durchzuführen sei. Häufig, besonders in seinen Noten zu den Schriften Anderer, soll das scheinbar schroffe Verneinen auch nur dazu dienen, den von dem ersten Verfasser vage ausgedrückten Satz schärfer herauszustellen [54]). Ein eigentlich unziemliches Wort ist mir nur an einer Stelle [55]), gegen Quintus Mucius Scävola, erinnerlich, und auch hier ist gegen den gebrauchten Ausdruck nicht viel einzuwenden, sobald man sich nur des ursprünglichen, hier gewiß vorzuziehenden, Sinnes von ineptum für unangemessen erinnert [56]). Wenn dagegen Paulus gegen Papinian einen Grund der Billigkeit ausführt [57]), oder ein schlagendes Argument anführt, warum er eine Behauptung des Labeo für irrig erachte [58]), so liegt darin gewiß keine Anmaßung.

Häufig ist behauptet worden [59]), besonders scheel habe Paulus auf den Ruhm des Ulpian gesehen, und die Gelegenheit ihn zu tadeln oft wahrgenommen; ja man ist so weit gegangen, wo immer Paulus einen Dissentienten mit quidam oder mit ille unbestimmt bezeichnet [60]), vorauszusetzen, daß Ulpian gemeint sei [61]). Daß nun unter zwei gleichzeitigen, sich mit solcher Ausführlichkeit über das gesammte Gebiet des Rechts verbreitenden Juristen mehrfache Meinungsverschiedenheiten obgewaltet haben werden, bedarf nicht erst eines Beleges [62]). Übrigens findet sich meines Wissens in den Pandekten nur eine Stelle [63]), in welcher Paulus die Meinung Ulpian's, auf welche der Fragsteller sich berufen, ausdrücklich misbilligt. Alles Weitere aber, was unsere Rechtshistoriker über jene Ämulation behauptet haben, ist nichts als müßiges Phantasiegespinnst [64]).

Daß der Freund des Christenfreundes Alexander Sever [64]) den Christen feindlich gewesen sein solle, ist nicht eben wahrscheinlich. Auch ist es von der einen der zwei Stellen, die man für jene Behauptung angeführt hat [66]), völlig unerklärlich, wie man sie je von den Christen deuten konnte [67]). Die andere [68]) ist, wie schon die Aufnahme in die Lex romana Wisigothorum belegt, wenigstens füglich allgemein zu deuten.

Der Vorwurf sprachlicher Solöcismen mag in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen dem Paulus unverdienter Weise gemacht sein; auch soll nicht behauptet werden, daß er grade schlechter geschrieben habe, als seine nicht juristischen Zeitgenossen, z. B. Tertullian und Cyprian; doch ist er von dem Vorwurf sehr sinkender Latinität auch durch Conradi's [69]) Gelehrsamkeit nicht zu befreien gewesen. Ausdrücke, wie visio (für Fall) [70]), abnutivum [71]), excussatus [72]), foedus (für Schmach) [73]), putatio personae (für existimatio) [74]), quadrifariter [75]), repraestaverit [76]) und sponsare [77]) werden dadurch noch nicht gut lateinisch, daß auch andere Schriftsteller des dritten Jahrhunderts sie gebraucht haben. Ebenso fehlt es auch außer der berüchtigten L. 3. Dig. Si pars hereditat. pet. V. 4 nicht an Beispielen, wo unser Autor völlig aus der Construction gefallen ist.

Von Paulus' historischen Kenntnissen gewährt die eben erwähnte Stelle einen schlechten Begriff, wenn sie in einer, noch dazu größtentheils aus Plinius [78]) entlehnten,

---

loco. XIII, 4. L. 69. Dig. Pro Socio. XVII, 2. L. 5. Dig. De Nautico foen. XXII, 2.

47) L. 38. pr. Dig. De Minorib. IV, 4. L. 8. Dig. Quod cum eo. XIV, 5. L. 97. De Adquir. vel om. her. XXIX, 2. L. 27. §. 1. Dig. De Legat. III. L. 1. §. 14. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. Vergl. *Cujac.* Observ. II, 26. *Otto*, Papinian. p. 518. 48) Jurisprud. Muciana. Ed. *Gundling.* (Hal. 1729.) p. 298. 49) Ad Tit. de Div. Reg. Jur. ant. Comm. (Lugd. 1602.) p. 598. (L. 145.) 50) Exercit. ad Pand. XXXIX. §. 60. 51) Papinian p. 465. 52) Hist. jur. rom. germ. ed. 3. I, 10. §. 64. 53) L. 19. Dig. Ad Exhibend. X, 4. L. 82. §. 2. De Legatis. II. XXXI. 54) Z. B. L. 10. Dig. De Lege Rhodia de jactu. XIV, 2. L. 65. §. 1. 2. Dig. De Acq. rer. dom. XLI, 1. L. 49. Dig. De Usurp. et usucap. XLI, 3. 55) L. 3. §. 23. Dig. De Acq. vel amitt. poss. XLI, 2. Vergl. Savigny Besitz. 6. Ausg. S. 326 in d. Anm. 56) *Cicero*, De oratore. II. §. 17. 57) L. 60. §. 4. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 58) L. 21. Dig. Si Servitus. VIII, 5. 59) *Merill.* Observatt. I, 33. in Opp. Ed. Neapolit. 1720. I, 34.

60) Z. B. L. 40. Dig. De Rebus cred. XII, 1. L. 3. §. 2. Dig. Mandati XVII, 1. L. 44. §. 8. Dig. De conditionib. et demonstr. XXXV, 1. L. 6. Dig. De Fideicommiss. libertatib. XL, 5. L. 2. §. 4. Dig. Pro emtore. XLI, 4. 61) *Bertrand* l. c. p. 132. 133. 62) *Merill.* l. c. vergl. mit *Smallenburg* ad *Schulting* Notae VII, 732. N. 3. 63) L. 43. Dig. De Actionib. emti. XIX, 1. 64) *Bynkershoek*, Lib. sing. ad L. Lecta D. De Reb. cred. c. 13. in Opp. II, 32^{b}. *Schulting*, Jurisprud. Antejustin. p. 200. N. b. p. 201. N. a. 65) Neander, Gesch. d. christl. Religion. I, 190. 191. 66) L. 25. §. 1. Dig. De Probationibus. XXII, 3. 67) Vergl. *Conradi*, Parerga. p. 527—529. 68) Sent. rec. V, 21. §. 2. 69) Parerga p. 515—549. 70) L. 25. §. 3. De Probatt. 71) L. 83. pr. Dig. De Verb. obl. XLV, 1. 72) L. 46. §. 6. Dig. De Admin. et peric. tut. XXVI, 7. 73) L. 47. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 74) L. 18. §. 4. Dig. De Inj. XLVII, 10. 75) L. 10. §. 14. Dig. De Gradib. XXXVIII, 10. 76) L. 47. Dig. De Actt. emti. XIX, 1. 77) L. 38. pr. Dig. De Ritu nuptt. 78) Hist. Nat. VII, 3.

Erörterung die drei Horatier zu Senatoren macht[79]). Ebenso darf wol nicht mehr gezweifelt werden, daß der von Paulus angeführte Grund, warum auch die emancipatio eine minima capitis deminutio zur Folge habe[80]), ein irriger ist[81]).

Der Schriften des Paulus, von denen uns Kunde zugekommen ist, sind so viele, daß ihre Zahl die der Schriften jedes andern römischen Juristen, von denen wir wissen, übersteigt. Von manchen indessen kennen wir wir nur den Titel, von andern ist es unsicher, ob sie als selbständige Bücher, oder nur als Unterabtheilungen größerer Werke zu betrachten sind. Paulus ist neben Ulpian der einzige unter den in den Pandekten benutzten Juristen, der für die drei Hauptabtheilungen der alten juristischen Literatur, welche den drei Justinianeischen Massen zum Grunde liegen, Hauptwerke geliefert hat.

Unter den Schriften über Civilrecht (Sabinus Masse) sind zuvörderst zu nennen: 1) Des Paulus Ad Sabinum libri sedecim. Diese Zahl gibt der florentiner Index an; doch lautete die Inscription einer Pandektenstelle[82]) in der florentiner Handschrift ursprünglich: Paulus libro septimo decimo. Andere Handschriften haben indessen: Ulpianus, und in dem gedachten ältesten Manuscripte selbst ist: Pomponius corrigirt. Mit der letzten Lesart stimmen die Basiliken[83]) überein, und Laur. Theod. Gronov[84]), Schulting[85]) und Kriegel[86]) haben sie gebilligt. Noch weniger kommt eine andere Stelle[87]) in Betracht, welche in der mehrerwähnten Handschrift nur von zweiter Hand als aus dem 20. Buche des fraglichen Werkes entlehnt, bezeichnet wird, während die erste Hand libro decimo angibt[88]). Eine dritte Stelle[89]) soll nach der ursprünglichen Lesart des florentiner Codex aus dem 47. Buche unserer Schrift entlehnt sein, doch ist der Name Paulus von zweiter Hand, und wol gewiß mit Recht, in Ulpian verwandelt worden[90]). So bleibt denn nur noch eine, angeblich aus dem 32. Buche entnommene Stelle[91]) übrig, die, so weit bis jetzt bekannt geworden, ohne Variante eine höhere Zahl von Büchern bekundet. Schon Schulting hat indessen nachgewiesen[92]), daß bereits im 15. Buche der Paulinischen Schrift von der Verjährung die Rede gewesen war, und sich nicht annehmen läßt, daß er noch einmal auf dieselbe zurückgekommen sei. Schon die Zahl der Bücher zeigt an, daß Paulus den Sabin minder ausführlich commentirt habe, als Ulpian und Pomponius, und so ist seine Schrift auch in den Pandekten hinter denen jener beiden und in einer geringern Zahl von Fragmenten (328) excerpirt worden.

Die zweite, zu derselben Classe gehörende Schrift des Paulus ist 2) sein Auszug aus den Digesten des Alfenus (oder Alphenus)[93]). Daß das excerpirte Werk 40 Bücher betragen, bekundet der florentiner Index. In den Pandekten finden sich nun Stellen unter der einfachen Inscription: Alfenus libro .. Digestorum, die jedoch keine höhere Bücherzahl als das siebente nennen. Andere bezeichnen sich als Alfenus Varus libro .. Digestorum a Paulo epitomatorum, oder kürzer Alfenus libro .. Epitomarum; noch andere endlich als Paulus libro .. Epitomarum Alfeni Digestorum. Die Inscriptionen der beiden ersten Arten gehen nur bis auf das achte, die der letzten Art nur bis auf das fünfte Buch. Es scheint nun sicher, daß das Originalwerk von den Pandektencompilatoren überall nicht benutzt ist[94]). Man möchte anzunehmen geneigt sein, daß alle jene (54) Excerpte derselben epitomirenden Arbeit des Paulus angehörten; es erweckt aber Bedenken, daß die dieselbe Buchzahl führenden Fragmente von verschiedener Bezeichnung auch völlig verschiedenen Inhalts zu sein pflegen[95]).

Aus den 3) Institutionum libri duo sind im Ganzen nur drei Excerpte in Justinian's Pandekten übergegangen. Zwei darunter[96]) gehören zu den berühmtesten Stellen des corpus juris. Eine vierte Stelle hat uns Boëthius in seinem Commentar über Cicero's Topica[97]) aufbewahrt. Wenige Worte dieser Schrift hat Dirksen[98]) bei dem Grammatiker Charisius[99]) zu entdecken geglaubt; nicht allein aber ist das Buch völlig unverbürgt, sondern die von Dirksen vorausgesetzte Abtheilung ist auch völlig irrig und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der von dem Grammatiker citirte Commentator der historiae des Cölius mit unserm Juristen nichts gemein hat[1]). Auffallend ist es, daß die Institutionen-Commentarii des Paulus, wie es scheint, nicht zu den alii multi (drei?) gehört haben, welche Justinian, außer Gajus, seinen Institutionen zum Grunde legen ließ.

Ferner gehören zu des Paulus civilrechtlichen Schriften, jedoch zu den minder bedeutenden, mehre unter dem Namen Regulae. Daß die 4) Regularum libri septem, von denen jedoch in den Pandekten nur sechs Bücher excerpirt sind, verschieden sind von dem

5) Liber regularum singularis, ist unbedenklich[2]). Der florentiner Index führt aber nochmals, und zwar kurz vor Aufzählung der μονόβιβλα, ein Regularion βίβλιον ἕν an, welche Wiederholung wol jedenfalls irrig ist[3]).

79) Vergl. u. A. *Schulting* et *Smallenburg* ad h. l. 80) L. 3. §. 1. Dig. De Capite minutis. IV, 5. 81) Gans, Scholien zum Gajus. S. 222. Schilling, Institutionen und Geschichte des röm. Privatrechts. II, 125. Anm. r. 82) L. 4. Dig. De Donatt. 83) XLVII, 1. c. 3. Fabr. VI, 172. 84) Hist. Pandect. authent. ed. *Conradi* p. 77. 78. 85) Jurisprud. Antejustin. p. 208. N. 3. Cf. *Smallenburg* ad *Schulting*. h. l. 86) In der Ausgabe des Corpus juris. 87) L. 1. Dig. De condict. ob turp. caus. XII, 5. 88) Cf. *Schrader* Tit. Dig. condict. ob turp. caus. etc. (Tub. 1819.) h. l. N. c. 89) L. 10. Dig. De Obligat. et actt. XLIV, 7. 90) Glück, Pandektencommentar. I, 190. *Schulting* et *Smallenburg* ad h. l. 91) L. 31. Dig. De Usurp. et usuc. XLI, 3. 92) Jurisprud. Antejust. l. c. Cf. *Wieling*, Jurisprud. restit. p. LXXXVI, N. ooo.

93) Vergl. Neuber, Die juristischen Classiker. S. 102—104. 94) Hugo, Rechtsgeschichte. S. 874 u. Digesten 2. Ausg. S. 26. Z. 24. S. 31. Z. 9—12. 95) Vergl. *Bynkershoek*, Obss. VIII, 1 fin. v. in Opp. I, 248 in f. 96) L. 4. Dig. De S. P. U. VIII, 2. L. 3. Dig. De O. et A. XLIV, 7. 97) Ad §. 19. 98) Bruchstücke aus den Schriften der röm. Juristen. (Königsb. 1814.) S. 108. 109. 99) Inst. Grammat. II, 14. §. 204. p. 193.

1) Vergl. *Lindemann*, Corpus Grammatic. latinor. veterum. Tom. IV. Fasc. 1. (Lips. 1840.) p. 129. N. 24. 2) Hugo, Rechtsgeschichte. S. 899. 3) *Conradi* ad *Gronov*. l. c. p. 164. N. o. Zimmern, Rechtsgeschichte. S. 374 a. E.

Noch unwichtiger sind 6) **Ad legem Juliam libri duo**, woraus, und zwar aus dem ersten Buche, nur ein einziges Fragment[4]) excerpirt ist. Zwar hat das florentiner Manuscript in dem oft erwähnten Index von zweiter Hand: ad Legem Juniam; offenbar jedoch mit Unrecht, denn das in Rede stehende Gesetz ist die Lex Julia majestatica, wie sich aus der in dem Codex aufgenommenen Parallelstelle des Marcian[5]) deutlich ergibt. Überdies kehrt jene Variante in der Inscription des citirten Fragmentes nicht wieder. — In der fraglichen Stelle wird Caracalla (denn nur dieser kann wol gemeint sein) als Imperator Antoninus, vermuthlich als bereits gestorben, citirt, obgleich nicht mit dem Beisatz Divus; widrigenfalls hätte Paulus wol Imperator noster gesagt.

Gleichfalls specielle Gegenstände behandeln 7) **De Adulteriis libri tres,**

8) **De Officio Proconsulis libri duo** und

9) **Ad Legem Aeliam Sentiam libri tres.** Neben der ersteren Schrift führen sowol der florentiner Index als die Inscription einer einzelnen Stelle[6]) noch

10) einen **liber singularis de Adulteriis** an, ohne daß uns das Verhältniß beider zu einander klar wäre. Den Eingang des liber singularis hat uns die sogenannte Collatio Legum Mosaicarum et Romanarum aufbewahrt[7]), und es ergibt sich daraus, daß Paulus in dieser Schrift die Ordnung der Lex Julia de adulteriis capitelweise befolgte. Caracalla wird darin Magnus Antoninus genannt, was darauf hinzudeuten scheint, daß die Schrift bei seinen Lebzeiten verfaßt ist. — Die Schrift de officio Proconsulis enthält ein Datum[8]), aus dem hervorgeht, daß sie erst nach dem Tode des Septimius Severus geschrieben sei.

Die übrigen civilrechtlichen Schriften des Paulus sind libri singulares, von denen erst weiter unten gehandelt werden soll.

Unter den sich auf das prätorische Edict näher oder entfernter beziehenden Schriften unsers Autors (Edictsmasse) ist die bedeutendste der Commentar über dasselbe:

11) **Ad Edictum libri octuaginta.** Der Zahl der Bücher nach muß die Arbeit ungefähr ebenso ausführlich gewesen sein als die gleichnamige des Ulpian; doch sind daraus wenig mehr denn halb so viel Excerpte (771 : 1254) in die Pandekten übergegangen als aus Ulpian's Commentar, dem Umfange nach gar nur ungefähr ein Viertheil. Das Werk scheint in ziemlich später Zeit abgefaßt, da in einer Stelle des 13. Buches[9]) Imperator Antoninus und in einer des 54. Buches[10]) Divus Antoninus citirt werden, welche beide Stellen wol nur auf Caracalla zu deuten sind[11]). Ebenfalls auf eine späte Zeit der Abfassung weist der Umstand hin, daß (im 75. Buch)[12]) Marcian citirt wird. In Justinian's Pandekten sind nur 78 Paulinische libri ad Edictum excerpirt; dagegen finden sich noch Auszüge aus zwei, im Index Florentinus nicht erwähnten, libris ad Edictum Aedilium curulium. Ähnliches findet sich auch bei Ulpian's Commentar über das Edict, und nach Hugo's überzeugender Bemerkung[13]) bildete der Commentar über das Edict der Ädilen eben die zwei letzten libri ad Edictum. Die einzelnen Bücher dieses Werkes müssen noch in Unterabtheilungen, in Titel, zerfallen sein, wie sich dies schon daraus ergibt, daß bei der Vertheilung desselben zwischen den Justinianeischen Bearbeitern der Edicts- und der Sabinusmasse den letztern nicht volle 21 Bücher, sondern nur die 20 mit dem 28. beginnenden, und von dem 48. Buche ein Theil überwiesen ward[14]). In den vaticanischen Fragmenten[15]) kommen Excerpte unter der Überschrift Paulus libro LXXI. ad Edictum ad Cinciam vor. Daß Paulus im 71. Buche seines Commentars, das dem 76. des Ulpian entspricht, von Schenkungen gehandelt, daß also unter jener Überschrift ein einzelner Titel des gedachten Buches zu verstehen sei, hat schon Rudorff[16]) nachgewiesen. Sehr zweifelhaft ist dagegen, ob dieser Abschnitt mit dem, vielleicht nur als selbständiges Werk abgeschriebenen,

12) **Liber singularis ad Legem Cinciam**, aus welchem nur eine Pandektenstelle[17]) entlehnt ist, identisch sei oder nicht. Ähnliche Fragen lassen sich in Betreff mehrer unter den Paulinischen libri singulares aufwerfen. Bei Ulpian scheint es umgekehrt vorgekommen zu sein, daß mehre Bücher einer gemeinsamen, vermuthlich aus dem Edict entlehnten, und etwa den Justinianeischen partes Digestorum entsprechenden, Rubrik untergeordnet waren[18]). Einen vollständigen Commentar über die aus des Paulus libris ad Edictum in die Pandekten übergegangenen Stellen besitzen wir in den Operibus postumis des Cujacius[19]).

Außer diesem großen Werke hat Paulus noch eine zweite Schrift verfaßt, welche im florentiner Index als

13) **Brevion** βιβλία εἴκοσι τρία, in den Überschriften der daraus entlehnten Fragmente als Libri brevium oder Libri bevis Edicti und in den vaticanischen Fragmenten[20]) als Libri ad Edictum de brevibus bezeichnet wird. Die in den Pandekten enthaltenen, sehr sparsamen Excerpte reichen nur bis auf das 16. Buch herunter; die Angabe des florentiner Index wird aber

4) L. 15. Dig. Qui et a quibus. XL, 9. 5) L. 8. pr. (eigentlich L. 6. vergl. *Witte*, Leges restitutae. p. 219) C. Ad L. Jul. majest. IX, 8. 6) L. 16. D. Ad SC. Turpillian. XLVIII, 16. 7) Tit. IV. c. 2. 3. 4. 6 der Blume'schen Ausgabe. 8) L. 7. Dig. De Pollicitationib. L. 12. 9) L. 32. §. 4. Dig. De Receptis. IV, 8. 10) L. 4. §. 1. Dig. De Incendio. XLVII, 9. 11) Zimmern, Rechtsgeschichte. S. 184. 185. Anm. 8. *Smallenburg* ad *Schulting*. in L. 4. §. 1. cit.

12) L. 8. Dig. Usufruct. quemadmod. VII, 9. Vgl. Zimmern a. a. O. S. 380. 381. 13) Digesten S. 38. Anm. *). 14) Blume in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 15) §. 298—311. 16) Diss. De Lege Cincia. (Berol. 1825.) p. 4. Warum Zimmern (Rechtsgeschichte S. 377. Anm. 56) zu der Inscription des §. 298 ein Ausrufungszeichen setzt, ist mir unverständlich. 17) L. 29. Dig. De Legibus. I, 3. 18) §. 266 der vatic. Fragm. ist überschrieben: Ulpianus libro I. ad Edictum de Rebus creditis; offenbar aber ist die Stelle aus dem 26. Buche des Ulpianischen Commentars entlehnt; vergl. L. 26. Dig. De Condict. indeb. XII, 6. Unter den mehren Büchern ad Edictum, welche de rebus creditis handelten (26—30?), war also das 26. das erste. Diesen Zusammenhang hat v. Buchholtz (in d. Anm. s. Ausg. der vatic. Fragm. h. l. S. 217) nicht erkannt. 19) Opp. Ed. Neapolit. oder Veneto-Mutinens. T. V. 20) §. 310. 311.

durch die vaticanischen Fragmente bestätigt, welche zwei Stellen aus dem 23. Buche entlehnt haben. Die gedachten Überschriften scheinen ausdrücklich das Edict selbst als ein breve, oder brevia betreffendes, zu bezeichnen, und dadurch den sonst so nahe liegenden Gedanken, daß die fragliche Arbeit eine kürzere Bearbeitung des größern Werkes gewesen sei, auszuschließen[21]. Nach Blume[22]) sind die libri brevium constant neben den großen Edictscommentaren excerpirt worden, mit deren Bücherzahl sie in gleichmäßiger Proportion fortschreiten, wie denn auch, den vaticanischen Fragmenten zufolge, das 23. Buch der brevia dem 71. des Commentars entspricht. Auch dieser Umstand läßt sich indessen nach Haubold's Annahme, daß das breve Edictum spätere vereinzelte Zusätze zum Edicte enthalten, die etwa in der gleichen Anordnung wie das Edict des Julianus (als Anhangsparagraphen) zusammengestellt worden, füglich erklären.

Des Paulus 14) **Ad Plautium libri decem et octo** scheinen sowol der Zahl der Bücher, als der der Excerpte, welche in Justinian's Pandekten übergegangen sind (190), bedeutend ausführlicher gewesen zu sein, als die ähnlich betitelten Schriften des Javolenus und Pomponius. Der Grund dieses Unterschiedes scheint schon in den etwas verschiedenen Titeln jener Arbeiten ausgedrückt. Die Schrift des Paulus heißt nämlich in allen Inscriptionen: libri *ad* Plautium; die des Javolenus und Pomponius aber werden, wenigstens in der Regel[23]), als libri *ex* Plautio bezeichnet. Jene also bot eigentliche Noten, wie dies auch aus mehren in die Pandekten übergegangenen Fragmenten deutlich erhellt[24]); diese beiden waren vermuthlich epitomirende Überarbeitungen des Originalwerkes. Die des Javolenus scheint Paulus übrigens bei seinem Commentar verglichen und benutzt zu haben[25]). Zur Ermittelung der Zeit, in welcher die Paulinischen **libri ad Plautium** geschrieben sind, ist es ein sehr unzureichendes Datum, daß darin[26]) ein Rescript des **Imperator Antoninus** erwähnt wird. Sehr eigenthümlich und noch nicht gehörig erklärt ist das Verhältniß der **libri ad Plautium** zu den Schriften über das Edict. Während nämlich die ersteren ihrem Titel nach ein System des Civilrechtes erwarten lassen, befolgen sie doch mehr die Ordnung des prätorischen Edicts, und sind, was besonders auffallend ist, von Justinian's Compilatoren unmittelbar nach den Werken über das Edict excerpirt worden[27]). Wenn Paulus an einer Stelle[28]) von einem Rechtssatze sagt, **apud Plautium placuit**, so kann dies wenigstens ebenso gut eine Anführung des Plautius selbst, als der Paulinischen Anmerkungen dazu sein[29]).

Es folgen 15) **Ad Vitellium libri quatuor.** Haloander hat ad Vitellium Sabinum. Beruht dies, wie sich vermuthen läßt, auf handschriftlicher Autorität, so dürfte es zu verstehen sein: ad Vitellium et Sabinum, indem zuerst Sabinus den Vitellius commentirt hatte[30]), und nun Paulus in seinem Werke zugleich den ursprünglichen Verfasser und den Commentator erläutern mochte. Hierdurch erklärt sich auch das Hintereinanderstellen des Sabinus und des Paulus in demselben Fragmente[31]). Nach dem Inhalte der in die Pandekten aufgenommenen Stellen kann die Schrift nur vom testamentarischen Erbrecht gehandelt haben.

Aus 16) **De jure Fisci libri duo** ist in den Pandekten nur eine einzige[32]), aber eine längere, Stelle entlehnt, in welcher die „**Imperatores Severus et Antoninus**" und dann Severus als verstorben erwähnt wird. Vielleicht also wurde die Schrift unter der Alleinherrschaft des Caracalla verfaßt. Unter den von Maffei und Dionisi gesammelten und erst von Niebuhr vollständig gewürdigten Fragmenten der veroneser Capitularbibliothek findet sich bekanntlich ein nichtrescribirtes Doppelblatt, das von fiscalischen Rechten handelt. Nach der ersten Vermuthung Savigny's, daß hier ein Bruchstück der Schrift des Callistratus, **De jure Fisci et populi**, vorliege, haben sich unsere Juristen allgemein für die zuerst von Gottschalk und Caplick aufgestellte Ansicht erklärt, daß beide Blätter von Paulus herrühren. Nun würde der Anfang des ersten Blattes sich bequem an den Schluß der allegirten Pandektenstelle anreihen[33]); auf der andern Seite aber stimmt §. **19** des **Fragm. de jure Fisci** in auffallender Weise mit einer, in den Pandekten als aus den **Sententiis** des Paulus entlehnt bezeichneten, Stelle[34]) überein, weshalb denn Caplick[35]) geneigt scheint, das Bruchstück für dem letztgenannten Werke angehörig zu erachten. Mit Recht haben sich indessen Pernice[36]) und Andere über diese Vermuthung zweifelnd ausgesprochen; ja, ein entscheidendes, obwol meines Wissens noch nicht benutztes, Argument gegen dieselbe scheint darin zu liegen, daß die veroneser Fragmente andere, auch in den **Sententiis** enthaltene, Sätze mit völlig verschiedenen Worten geben[37]). Jene Übereinstimmung auf ein Paar

21) Vergl. die ältere Literatur bei ***Haubold***, De Edictis monitoriis et brevibus. In Opusc. II, 201—246. Seine eigene Meinung findet sich p. 245. s. ferner Zimmern, Rechtsgeschichte. S. 137. Schweppe, Röm. Rechtsgesch. 2. Ausg. S. 150. 151. ***Rudorff***, Diss. De Lege Cincia. p. 31. ***Bruns***, Quid conferant Vatic. Fragm. ad melius cognosc. jus rom. (Tubing. 1838.) p. 21. 22) Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. a. a. O. S. 445. 447. 448. 23) Vergl. indessen z. B. L. 49. Dig. De Usufructu. VII, 1. L. 34. Dig. De Stipulat. servor. XLV, 3. 24) Z. B. L. 44. Dig. De Conditt. et demonstr. XXXV, 1. L. 49. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. 25) L. 8. Dig. De Auro argento. XXXIV, 2. 26) L. 43. Dig. De Heredit. petit. V, 3. 27) Blume, Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissensch. S. 448. Hugo, Rechtsgesch. S. 875. Digesten S. 22. 28) L. 28. §. 3. Dig. De Donatt. int. vir. et ux. XXIV, 1.

29) Das Letztere nehmen Wieling (Jurispr. restit. p. 187) und Hommel (Palingenesia libr. juris vett. II, 145) an. Vergl. auch vatic. Fragm. §. 77. 30) Zimmern, Rechtsgesch. S. 305. Anm. 2. 31) L. 18. Dig. De Heredibus instit. XXVIII, 5. Cf. ***P. Perennonius***, Animadv. juris civ. I, 6. In *Otto*, Thes. I, 636. ***Bach***, Historia juris. III, 2. Sect. 5. §. 32. N. c. 32) Dig. De His quae ut indign. XXXIV, 9. 33) Vergl. v. Schröter im Hermes. XXV, 296. ***Böcking***, Ulpiani Fragm. (Bonn. 1836.) p. 93. 94. 34) L. 45. §. 3. Dig. De Jure fisci. XLIX, 14. 35) Addenda ad *Gajum* ed. I. p. 354. ***Goeschen***, Praefatio ad ed. II. p. LXIII. N. 71. 36) Geschichte, Alterth. und Institution. 2. Ausg. S. 30. 31. Anm. 155. Vergl. Zimmern, Rechtsgesch. S. 27. Anm. 30. Schilling, Bemerkungen über römische Rechtsgeschichte. S. 360. 361. 37) Vergl. Fragm. De jure Fisci. §. 9. mit Rec. Sent. I, 6[a]. §. 2.

Zeilen kommt bei den römischen Juristen zu häufig vor, als daß sie ein Bedenken erwecken könnte.

Der florentiner Index führt 17) De Censibus libri duo auf. Wenn Wieling[38]) und Heineccius[39]) vier Bücher zählen, so scheint das lediglich ein Versehen zu sein. Nur aus dem zweiten Buche findet sich ein Fragment[40]) in den Pandekten, in welchem Divus Antoninus und Imperator noster Antoninus von einander unterschieden werden. Unter dem Ersteren kann nur Caracalla verstanden werden, da Paulus ihn mit Sever verbindet. So muß denn der Letztere Heliogabalus sein, auf den es bei seiner bekannten Vorliebe für Emisa auch vollkommen paßt, wenn erwähnt wird, er habe dieser Stadt das jus italicum ertheilt[41]).

Den Commentar des Paulus über die Lex Julia u. Papia Poppaea führt der florentiner Index als 18) Ad Leges libri decem auf. Zwar bezeichnet die Inscription eine Stelle[42]), als aus dem zwölften Buche entlehnt; doch steht dies Zeugniß völlig isolirt. Da, nach Blume's Bemerkung[43]), die zehn Bücher des Paulus nur den ersten fünfzehn von den zwanzig Büchern des Ulpianischen Commentars entsprechen, so könnte man vermuthen, die allegirte Stelle gehöre einem der Bücher an, welche mit den fünf letzten des Ulpian gleiche Gegenstände behandelten; dieser Annahme widerspricht aber der Inhalt, und so wird in der fraglichen Inscription entweder libro primo oder libro secundo gelesen werden müssen. In einer andern Stelle[44]) wird Divus Antoninus genannt, und es ist mindestens wahrscheinlich, daß darunter Caracalla verstanden sei.

Außer dem ebengenannten Werke nennt der Index Florentinus noch unter den libri singulares: 19) De Jure patronatus, quod ex Lege Julia et Papia venit, woraus, wenigstens sowie die Inscriptionen in unsern Handschriften und Ausgaben stehen, keine Pandektenstellen entlehnt sind. Wegen dieses Umstandes hat Heineccius[45]) vermuthet, das achte bis zehnte Buch des Commentars [unter 18)] möge, als ein liber singularis zusammengefaßt, auch besonders abgeschrieben sein; mit Recht hat sich indessen Blume[46]) gegen diese, aller Begründung ermangelnde, Ansicht erklärt, welche, außer ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit, in der Reihenfolge des Excerpirens Widerlegung findet.

Ein andrer liber singularis wird bezeichnet als 20) De jure patronatus, ohne weiteren Zusatz. Bach[47]) hält diese Schrift für identisch mit der vorigen. Blume[48]) vermuthet dagegen, die eine[49]) von den drei, diesem Buche zugeschriebenen, Stellen gehöre der Schrift: De jure patronatus, quod ex Lege Julia et Papia venit, an; doch scheint es mir auch für diese Conjectur an überzeugenden Gründen zu fehlen.

Zu den mit dem Edicte verwandten Schriften wären noch 21?) die libri de officio Consulis (wenigstens drei Bücher) zu zählen, wenn nicht mehr als wahrscheinlich wäre, daß in der Inscription der einzigen Stelle[50]), die aus diesem, vom florentiner Index nicht erwähnten, Werke entlehnt sein soll, statt Idem, wie schon in der florentinischen Handschrift selbst corrigirt ist, Ulpianus gelesen werden müsse[51]).

Unter den praktische Rechtsfragen behandelnden Schriften (Papininansmasse) des Paulus sind am wichtigsten:

22) Quaestionum libri viginti sex. Wenn Bertrand 33 und Grotius 20 Bücher nennen, so ist beides wol nur Versehen. Das Werk scheint recht eigentlich aus concreten Rechtsfällen, die dem Paulus zur Entscheidung vorgelegen haben, zusammengesetzt, und so finden sich denn auch in den Pandektenexcerpten häufig zum Eingange die vollständigen Anfragen. Auffallend ist dabei, daß unter diesen Quärenten die meines Wissens sonst ganz unbekannten Nesennius Apollinaris[52]) und Latinus Largus so besonders häufig vorkommen. Außer diesen Privatgutachten umfaßt aber die Schrift offenbar auch manche in den Gerichtshöfen, unter Paulus' Direction, oder nur unter seiner Mitwirkung, vermuthlich aber keine in Auditorio Principis, entschiedene Fragen. Die Zeit der Abfassung betreffend, weiß ich nur anzugeben, daß Septimius Severus als bereits verstorben erwähnt wird[53]). Die Mehrzahl der als schwerverständlich bekannten Stellen des Paulus gehört diesen Quästionen an. Daß die einzelnen Bücher noch weiter in Rubriken zerfielen, ergibt ein Excerpt in den vaticanischen Fragmenten[54]). Justinian citirt in einer Constitution des Codex[55]) diese Schrift des Paulus. — Die aus den Quästionen entlehnten Pandektenstellen hat Cujaz in den Opp. post. commentirt.

Die nun folgenden 23) Responsorum libri viginti tres unterscheiden sich nach Cujacius'[56]) Bemerkung von den Quästionen dadurch, daß sie, während die letzteren die vorgelegte Rechtsfrage mit Zweifels- und Entscheidungsgründen ausführlich erörtern, in der Regel nur die nackte Antwort ertheilen. Wenn Trotz[57]) läugnet,

38) Jurisprud. restit. p. LXXXVII. 39) Hist. juris. §. 342. 40) L. 8. Dig. De Censibus. L. 15. 41) Vergl. auch *Heimbach*, Anecdota. T. I. p. VI. *Grotius*, Vitae. l. c. p. 162. Savigny in der Zeitschr. für gesch. Rechtswissensch. V, 264. 265. Zimmern, Rechtsgesch. S. 376, welcher sich jedoch S. 185. Anm. 8. Z. 1—3 selbst widerspricht. 42) L. 2. Dig. De Concubinis. XXV, 7. 43) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 411. 44) L. 13. §. 7. 45) Ad Leg. Jul. et Pap. Popp. I, 5. §. 4. 46) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 411. 47) Hist. juris. l. c. N. f. 48) Zeitschr. für gesch. Rechtsw. IV, 411. 441. g. 49) L. 9. Dig. De Agnosc. et alend. lib. XXV, 3.

50) L. 8. Dig. De Pollicitatt. L. 12. 51) Schulting (in Not. ad h. l.) sagt irrigerweise, die gedachte Schrift des Paulus habe nur zwei, nicht drei Bücher gehabt. Richtigeres vergl. bei Blume in der Zeitschr. S. 434. N. 33. S. 437. N. 3. S. 441. N. e. 52) Diesen hält Dion. Gothofred. (ad L. 34. Dig. De Negot. gest. III, 5) für einen Freund des Paulus; Cujac. (in Comment. ad Quaestt. Pauli lib. I. Opp. Ed. Veneto Mutinens. V, 865) für einen judex datus. Vergl. *Itter* et *Tabor* ad *Brisson*, De Verb. sign. v. Nesennius. 53) L. 18. Dig. Ad Municipalem. L. 1. 54) §. 227. 55) L. 33. §. 1. C. De Inoffic. testam. III, 28. 56) Ad Africanum Tract. I. In Opp. T. I. col. 1095. in f. Vergl. Dirksen, Civilist. Abhandlungen. I, 221. *Bruns*, Quid conferant Vatic. Fragm. p. 20. 57) Ad *H. Hugo*, De prima scribendi orig. (Traj. ad Rhen. 1738.) p. 8. N. *).

daß Paulus Responsen geschrieben, so ist das eine, bei einem Juristen schwer zu erklärende, Ignoranz[58]). Die Zahl der 23 Bücher wird nicht nur durch den florentiner Inder, sondern auch durch Justinian's eigne Erwähnung[59]) verbürgt; so ist es denn gewiß nur ein Druckfehler, wenn Bertrand 33 Bücher angibt. Aus den beiden letzten Büchern sind indessen keine Excerpte auf uns gekommen. Das Werk scheint eines der letzten des Paulus gewesen zu sein, da in demselben zwei Rescripte des Alexander Sever angeführt werden[60]). Schon weniger als ein Jahrzehent nach Alexander's Tode beruft sich aber Kaiser Gordianus auf ein Responsum unsers Paulus[61]). Daß die Bücher dieses Werkes weiter in Titel zerfielen, ergibt sich aus den vaticanischen Fragmenten[62]) und der sogenannten Mosaicarum et Romanarum Legum collatio[63]). Die Zahl der Überreste aus diesen Responsen, welche wir bisher allein den Digesten und der collatio verdankten, ist neuerlich durch die vaticanischen Fragmente bedeutend vermehrt worden, doch ist bei vielen dieser Stellen sehr zweifelhaft, ob sie dem Paulus oder dem Papinian beizumessen seien. Wie groß das Ansehen gewesen, dessen die Responsen des Paulus genossen, ergibt sich daraus, daß Isidor[64]) sie statt aller andern Responsen anführt, und daß die Studirenden des Rechtes sich im vierten Jahre allein mit diesem Werke beschäftigten[65]). Justinian sagt darüber: His igitur solis a professoribus traditis (nämlich die Lehrgegenstände der ersten drei Jahre), Pauliana responsa per semet ipsos recitabant, vermuthlich also interpretirten sie dieselben unter der Leitung eines Lehrers[66]). Dabei bemerkt der Kaiser, durch einen jam quodammodo male consuetus inconsequentiae cursus sei dieses Studium ein unvollständiges geblieben, und habe, wie er an einer andern Stelle[67]) berichtet, nur 18 von den 23 Büchern umfaßt. Einen Commentar über die Responsen hat Cujaz in den nach seinem Tode gedruckten Vorlesungen gegeben[68]).

Aus den 24) Fideicommissorum libri tres sind nur eine geringe Anzahl von Pandektenstellen entlehnt, doch beruft sich Justinian selbst in einer Constitution[69]) auf das dritte dieser Bücher.

Zu den berühmtesten Schriften des Paulus gehören 25) Sententiarum ad filium libri quinque. Justinian's Digesten, die vaticanischen Fragmente, die Collatio, die consultatio veteris cujusdam JCti und die Lex Romana Burgundionum wissen, ebenso wol als die auf dies Werk bezüglichen Constitutionen Constantin's und Valentinian's, nur von dem Titel: Sententiarum libri. Handschriften der Lex Romana Wisigothorum, aber auch nur einzelne[70]), geben die oben mitgetheilte Überschrift. Woher indessen diese Sententiae den allgemein verbreiteten Beinamen receptae erhalten haben, ist mir völlig unbekannt. Die Sichard'sche Ausgabe der westgothischen Sammlung hat die Überschrift: J. P. Sententiarum receptarum etc. Den gleichen Titel gibt Haloander der Schrift in dem Verzeichniß der excerpirten Werke, nicht aber in den Inscriptionen. Die Ausgaben mit dem Commentar des Cujacius[71]) sind betitelt: J. P. receptarum sententiarum etc. Zimmern[72]) bemerkt, die Westgothen nennten das Werk „nach den Handschriften" sententiae receptae, und Hugo[73]) fügt diesem Namen die bekannten Siglen: „n. a. u." bei. V. Schröter[74]), Schrader[75]) und Arndts[76]) untersuchen ausführlich, ob der Beisatz „receptae" von Paulus selbst, oder von den Compilatoren der Lex Romana Wisigoth. herrühre; darüber aber, daß er sich überall in einer Handschrift dieses Rechtsbuches finde, suche ich sowol bei Schulting, als bei Arndts und Hänel vergebens nach einem Zeugniß.

Auf eine große Verwandtschaft unserer Sententiae mit dem Commentar des Paulus über das Edict [11)] hat Hugo[77]) aufmerksam gemacht, und dabei vermuthet, daß sie nur ein Auszug aus jenem größeren Werke, ja daß vielleicht die Worte ad filium nur aus denen ad Edictum corrumpirt sein möchten. Dabei ist indessen einestheils zu bemerken, daß nur das erste und das letzte Buch den, vorzugsweise jus honorarium betreffenden, Abtheilungen der Werke über das Edict, daß hingegen die drei mittelsten Bücher der, dem Civilrecht verwandten, mittleren Abtheilung derselben entsprechen, und daß anderntheils jene Verwandtschaft die Compilatoren der Pandekten nicht abgehalten hat, die Sententiae neben dem Werke über das Edict zu excerpiren, und sie dabei sogar einer ganz verschiedenen Masse zu überweisen. Bei diesen Auszügen regelmäßig mit den Sententiis zusammengestellt sind die Epitomae des Hermogenian[78]), deren Ordnung die des prätorischen Edictes mit einzelnen Einschiebseln war, also im Wesentlichen mit der der ersteren übereingestimmt haben muß. Diese Umstände scheinen es zu sein, die Hugo bewogen haben, wenigstens für nicht ganz unwahrscheinlich zu halten, daß ein Anderer als Paulus es gewesen sei, der die sententias, eine lediglich epitomirende Schrift, zusammengetragen[79]). — Daß die Bücher dieses Werkes weiter in Titel zerfielen, wissen wir nicht nur aus dem Alarich'schen Breviarium, sondern

58) Cf. *H. Cannegieter*, Comment. ad Collat. Leg. Mosaic. et Roman. (Franeq. 1765.) p. 249. 59) Const. Ad antecessores (Omnem reipublicae). §. 5. 60) L. 87. §. 3. Dig. De Legat. II. XXXI. L. 25. Dig. De Appellationib. XLIX, 1. 61) L. 6. C. De Nuptiis. 62) §. 108—113. 63) Tit. 10. c. 9. 64) Origines. V, 14. 65) Const. ad Antecess. §. 1. 66) Vergl. Hugo im civilist. Magazin. II, 272. 273. 67) §. 5. ibid. 68) Opp. Ed. Ven. Mut. VI, 506—600. 69) L. 1. pr. C. De Communi servo manum. VII, 7.

70) *Haenel*, Varietas scripturae ex Paulli a Visigotthis epitomati codicibus. (Bonn. 1834.) p. 9. ad Lib. I. Tit. I. cod. h. (Lugdunensis) vergl. mit *Ritter*, Var. lectt. cod. Gothani ad II, 32. §. 1. V, 37. in f. in *Ayreri* edit. Jurisprud. Antejustin. *Ritter*, Praefat. ad *Gothofredi* Comment. Theod. cod. p. 3 (nicht paginirt). *Haubold*, Opuscula. II, 903. in Nota, und *Haenel*, Legis Rom. Visigothor. particula 1838. p. 18. N. 1. 71) Paris 1558. 4. u. öfter. 72) Rechtsgeschichte. S. 375. 73) Gesch. des röm. Rechts. S. 888. Z. 2. 74) Observationes juris civilis. (Jen. 1826.) p. 61—67. 75) Kritische Zeitschr. für Rechtswissensch. III, 320. 76) l. c. p. XI. XII. 77) Gesch. des röm. Rechts a. a. O. 78) Hugo a. a. O. S. 807. 889. 79) Vergl. dagegen Arndts a. a. O. S. XII. XIII.

auch aus den übrigen Quellen, welche uns Stücke desselben erhalten, mit Ausnahme der Pandekten und der vaticanischen Fragmente [80]). Die Zeit, zu welcher das Werk geschrieben ist, läßt sich aus Vergleichung von II. 23. §. 5. mit L. 32. Dig. De Donatt. int. Vir. et ux. XXIV, 1. und von I, 17. §. 2[b] mit L. 9. Dig. De Serv. praed. rust. VIII, 3 nur dahin bestimmen, daß es frühestens aus Caracalla's Regierungszeit datiren muß [81]).

Eine Constantinische Verordnung vom Jahr 327, welche erst Clossius aus der Ambrosianer Handschrift des Breviariums herausgegeben [82]), setzt der allgemeinen Bestimmung, daß Universa, quae scriptura Pauli continentur, recepta auctoritate firmanda et omni veneratione celebranda seien, noch speciell in Betreff der Sententiae hinzu: Ideoque Sententiarum libros, plenissima luce et perfectissima elocutione et justissima juris ratione succinctos, in judiciis prolatos valere, minime dubitatur. Diese Worte werden gewöhnlich so gedeutet, als ob vor Constantin nicht an der Gültigkeit der übrigen Paulinischen Schriften, wol aber an der der sententiae gezweifelt worden sei, und dieser Zweifel erst durch jene Constitution habe behoben werden sollen [83]). Zu dieser Deutung scheint mir aber kein Anlaß zu sein. Obwol die Verordnung an einen Praefectus Praetorio erlassen ist, kann füglich eine specielle Anfrage Anlaß zu ihr gegeben haben. Lautete nun diese einfach dahin, ob den Sententiis in den Gerichten Autorität beizumessen sei, so konnte der Kaiser füglich antworten, alle Schriften des Paulus genössen eines solchen wohlbegründeten Ansehens; um so weniger also sei zu zweifeln, daß ein solches den, ganz besonders vortrefflichen, Sententiis gebühre [84]).

Im Jahre 426 verordnete Valentinian in dem sogenannten Citirgesetze [85]), nach vielfachen andern Bestimmungen, über die Autorität der Schriften der Rechtsgelehrten: Pauli quoque Sententias semper valere praecipimus, was doch wol kaum anders interpretirt werden kann, als, die in den Sententiis ausgesprochenen Sätze sollen dem, für die übrigen Werke des Paulus und der andern Juristen vorgeschriebenen, Stimmenzählen nicht unterworfen sein, sondern gelten, sollte auch anderwärts ihnen widersprochen sein.

Unter den vielfachen, theils wortgetreuen, theils interpolirten Excerpten aus den Sententiis, die wir besitzen, sind die in das westgothisch-römische Rechtsbuch übergegangenen, und zwar zwischen dem epitomirten Gajus und dem Gregorianischen Coder eingereiheten, nicht grade dem Umfange nach die gewichtigsten; wie aber die fragliche Arbeit des Paulus das einzige Werk eines römischen Juristen ist, dessen selbständige Bedeutung deren Compilatoren haben bestehen lassen, so sind umgekehrt diese Excerpte die einzigen auf uns gelangten, welche in Bücher- und Titelfolge sich an das Original anschließen, und daher allen Versuchen, das uns verloren gegangene Werk zu restituiren, bis jetzt zum Grunde gelegt sind. Als älteste Ausgabe kann nicht die Aegidiana [86]) (Löwen 1517. 4.) betrachtet werden, da dieselbe nicht den in das Breviarium aufgenommenen Text, sondern nur eine Epitome [87]) bietet. Die Editio princeps ist also die von Bouchard [88]) (Paris 1525), welche zugleich den epitomirten Gajus und die Sententias umfaßt. Ihr folgt die Sichard'sche Editio princeps et unica des Breviariums (Basel 1528). — Die, meines Wissens, nächste Ausgabe ist die Cujazische (Paris, Wechel, 1558. 4.), mit welcher die Bestrebungen beginnen, die westgothischen Excerpte aus anderen Quellen zu ergänzen [89]). Diese Quellen sind, außer Justinian's Digesten, zuvörderst zwei Anhänge des Breviariums, oder, genauer gesprochen, ein Anhang, dem sich, in zweien unter sieben Handschriften, noch ein Nachtrag vorausgeschickt findet [90]). Ebendiese Anhänge sind es, in welchen Klenze [91]) ein eignes Rechtsbuch, unter dem Titel Institutio Gregoriani zu erkennen glaubte, welche Ansicht aber von Hänel [92]) mit überzeugenden Gründen angefochten ist. Den eigentlichen Anhang benutzte Cujaz schon in der Ausgabe von 1558, den Nachtrag zu demselben in der 1566 erschienenen Sammlung vorjustinianeischer Quellen [93]). Weitere Ergänzungen entlehnte Cujaz 1585 aus der damals der Stadt Besançon gehörenden und seitdem verloren gegangenen Handschrift der Sententiae [94]), welche, wie es scheint, zahlreiche Zusätze aus der echten Schrift in den Text des westgothischen Auszuges eingereihet hatte, jedoch weit davon entfernt war, wie wol behauptet ist, die Sententias vollständig zu enthalten [95]). In der pariser Ausgabe des vorjustinianeischen Rechtes von 1586 wurden die dem Coder Besontinus entlehnten Stellen zuerst gehörigen Ortes eingeschaltet. Eine dritte Quelle, aus welcher Ergänzungen der Sententiae zu schöpfen waren, ist die räthselhafte Consultatio veteris cujusdam ICti, welche Cujaz seit 1563 [96]) besaß, und in der eine Anzahl von Stellen unserer Schrift mit Angabe des Buches, theilweise auch mit der des Titels, ausgeschrieben sind [97]). Schon in der Ausgabe von 1566 hatte Cujaz aus dieser Quelle ziemlich vollständig geschöpft. Eine be-

80) Anderer Meinung war Cujac. (ad rubr. Lib. V. tit. 20) bei Schulting (J. pr. Antejust. p. 499. 500), doch nahm er seine Meinung später selbst zurück. Obss. XXI. c. 21. 81) *Schulting*, l. c. p. 211. N. 1. *Arndts* l. c. p. XIII. XIV. 82) Theod. Cod. I, 4. const. 2. 83) Hugo a. a. O. S. 888. 889. Schweppe, Römische Rechtsgeschichte. 2. Ausg. S. 150. 165. *Stieber* Praefat. ad *Haubold*. Opusc. II. p. XVIII. XIX. 84) Vergl. auch *Arndts* l. c. Walter, Röm. Rechtsgesch. S. 455. 456. 85) Theod. Cod. I, 4. const. 3. (1.)

86) *Hugo*, Index editt. fontt. am Ende seiner Ausg. der Sent. des Paulus. S. 123. 87) Die ersten §§. sind abgedruckt bei *Witte*, De Gul. Malmesburiens. cod. Legis rom. Wisigoth. (Vrat. 1831.) p. 32. 88) *Hugo* l. c. p. 128. 89) Vergl. darüber *Witte* l. c. p. 5—7. 9. 10. 90) (*Haenel* in) *Haubold*. Opusc. II, 906—914. *Stieber* in Praefat. p. LXXXIV—CLXVII. *Witte* l. c. p. 6. N. 22. 23. 91) Zeitschr. für gesch. Rechtsw. IX, 240—299. 92) Richter, Kritische Jahrbücher. II, 587—603. 93) *Witte* l. c. p. 6. 7. N. 24. 25. 94) Observatt. XXI, 11 sq. Cf. *Arndts* Praefat. p. XVIII. 95) *Witte* l. c. p. 10. N. 40. 96) Obss. VII, 26. 97) Cap. 7 sagt der Verfasser: ... secundum sententiam *Pauli* juridici, cujus sententias sacratissimorum principum scita semper valituras ac divalis constitutio declarat.

deutende Anzahl von Stellen der Sententiae, die auf andrem Wege nicht auf uns gekommen, bot ferner die um das Jahr 1570 bekannt gewordene[98]) sogenannte Mosaicarum et Romanarum legum Collatio, aus welcher zuerst die pariser (Cujazische), weit vollständiger aber die genfer Ausgabe des antejustinianeischen Rechtes[99]) (beide von 1586) schöpfte[1]). Eine fünfte, aber unsichere, Quelle der Ergänzung ist die Lex Romana Burgundionum, welche ihre einzelnen Sätze häufig auf die Sententias zurückführt, bei welcher aber, dem ganzen Plane der Abfassung nach, eine getreue Wiederholung der Paulinischen Worte nicht gesucht werden kann. Aus diesem Buche hat der Urheber der zu Paris und Bourges erschienenen, und wahrscheinlich mit neuem Titelblatte (oder umgekehrt?) als zu Orleans gedruckt bezeichneten, Ausgabe unsers Paulus und der Epitome: Exactis a Romana civitate[2]) einige wenige Zusätze zu den Sententiis entlehnt. Noch einer Stelle hat Schulting einen Platz in seiner Ausgabe gewährt (hinter II. 31. §. 37). Eine wesentliche Veränderung dieser letzten Restitution und eine völlig neue (zu V, 30. B. aus L. Rom. Burgund. Tit. 20) hat neuerlich Barkow[3]) vorgeschlagen, doch hat Arndts beide Vorschläge unbeachtet gelassen. Eine Quelle ähnlicher Art ist die Ägidische Summa, aus welcher zuerst die obengenannte genfer Ausgabe wenige Stellen (IV, 8. §. 20 und V, 17. §. 1) höchstens dem Sinne, gewiß nicht den Worten des Paulus entsprechend, eingerückt hat. Wortgetreuer, aber gleichfalls unsicher, namentlich ihrer Stellung nach, sind die Excerpte in Justinian's Pandekten, welchen zuerst Rittershusen[4]) eine Stelle in den Sententiis angewiesen, ohne sie jedoch nach selbständigen Titeln oder Paragraphen zu zählen. Einiges dieser Art hat später Schulting noch nachgetragen. Eine achte Quelle ist uns durch die vaticanischen Fragmente eröffnet worden; leider aber sind sämmtliche Zeilen der einzigen aus den Sententiis entlehnten drei Paragraphen nur zur Hälfte erhalten. Nur die Hälfte eines dieser Paragraphen[5]) kannten wir schon aus der Consultatio. Die ziemlich zusammenhanglosen Worte, die unmittelbar vorausgehen und nachfolgen, hat Arndts in der Anmerkung[6]) gegeben. Ebenso die andere, auch nicht einmal dem Sinne nach zu errathende Stelle[7]), in den Noten zu dem Titel, dem sie angehört haben muß[8]). Alle diese Restitutionen, mit alleiniger Ausnahme der aus den Anhängen des Breviars und aus der Handschrift von Besançon entlehnten, hat zuerst Hugo[9]) und dann Biener[10]) aus dem Texte verbannt; Arndts aber hat ihnen, wie mich dünkt mit Recht, wieder einen Platz eingeräumt. Endlich finden sich noch reichliche Excerpte aus

98) Vergl. ***Blume***, Lex Dei prolegom. p. XVI. 99) *Arndts* l. c. p. XVIII. XIX.

1) Vergl. ***Blume*** l. c. p. 195. 2) Cramer, Hauschronik, S. 140. *Arndts* l. c. p. XXI—XXIV. Die Stellen finden sich hinter I, 15. §. 3 und IV, 9. §. 9. 3) Lex Rom. Burgund. p. LXIII—LXV. 4) In seiner, Nürnberg 1594. 8., erschienenen Ausgabe. 5) §. 336. 6) Ad I, 3. §. 4. 7) §. 172. 8) Ad II, 27. §. 2[c]. 9) In seiner Berlin 1795 erschienenen, schon öfter citirten Ausgabe. 10) Im Jus civile antejustinianeum. p. 101—184.

den Sententiis in dem Edictum Theodorici[11]); aber theils so wenig wortgetreu ausgezogen, theils so aller Angabe grade dieser bestimmten Quelle ermangelnd, daß jeder Versuch, daraus auf andrem Wege noch nicht bekannte Stücke unsres Werkes zu restituiren, vergeblich bleiben müßte. Die oft erwähnte neueste, ihrem wesentlichen Inhalte nach auch in das bonner corpus juris antejustinian. übergegangene, Ausgabe fügt dem Texte aus Hänel's reichen Sammlungen die Varianten von 34 Handschriften bei.

Erklärende Anmerkungen zu den Sententiis besitzen wir von Cujacius, Rittershusen, Giphanius, Schulting[12]), Peter Faber und Ger. Meermann[13]).

Wohl zu unterscheiden von den Sententiis sind 26) Imperialium sententiarum in cognitionibus prolatarum libri sex, von denen jedoch nur zweie Excerpte zu den Pandekten geliefert haben[14]). Der florentiner Index kennt diesen Titel nicht; wol aber den andern: Sentention ἤτοι facton βιβλία ἕξ. Schulting[15]) ist der erste gewesen, welcher bewiesen, daß unter diesen sechs Büchern dasselbe Werk verstanden ist, als unter den zuerst genannten, und daß unter dem doppeltgestalten Titel zu verstehen sei, eine Sammlung kaiserlicher Entscheidungen, welche, nach vorgängiger Verhandlung, über thatsächliche Rechtsfälle in der Appellationsinstanz ergangen sind. Zwei der angeführten Stellen[16]) haben eine Inscription, die das Buch auf eigenthümliche Weise doppelt bezeichnet: Imp. sent. in cogn. prol. ex libris sex primo, seu Decretorum libro secundo. Nun kommen aber im florentiner Autorenverzeichniß und in den Inscriptionen von 22 Stellen noch besonders vor:

27) Decretorum libri tres. Aus diesem Zusammentreffen hat Cujaz[17]) geschlossen, daß die Imperiales sententiae mit den Decreta völlig identisch, und in dem oft genannten Index blos um deswillen drei statt sechs Bücher genannt seien, weil nur von so vielen sich in den Pandekten Excerpte fänden. Diese Ansicht wurde allgemein gebilligt, sodaß in den Indices Pandectarum und in der Hommel'schen Palingenesie die Excerpte aus den Imperiales sententiae und den Decreta völlig zusammengeworfen werden. Mit Recht hat sich indessen Blume[18]) dagegen erklärt. Eine Stelle aus den Imp. sententiae (L. 24. cit.) und eine aus den Decreten[19]) stimmen dem Sinne nach vollständig, und auch den Worten

11) Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter. II, 170. Anm. 14 d. ersten Ausg. *Rhon*, Comment. ad Edictum Theodorici regis Ostrogothorum. (Hal. 1816) passim in notis. 12) Diese finden sich sämmtlich in der Jurisprud. antejustin. 13) Im Thesaurus. VII, 689—737. 14) Aus dem ersten Buche stammen L. 92. Dig. De Heredib. instit. XXVIII, 5. L. 81. Dig. Ad SC. Trebellian. XXXVI, 1. L. 24. Dig. De Jure patron. XXXVII, 14. L. 240. Dig. De Verb. sign. L. 16. Aus dem zweiten Buche L. 113. Dig. De Conditt. et demonstr. XXXV, 1. L. 10. Dig. De Manumission. XL, 1. 15) Jurisprud. antejust. p. 211. 212. Vergl. *Bynkershoek* in Opp. II, 10 und Blume, in der Zeitschr. für gesch. Rechtsw. IV, 314 in d. Anm. 16) L. 92. cit. L. 81. cit. 17) Observatt. II, 26. 18) a. a. O. S. 312—314. 326. 19) L. 41. Dig. Fam. herc. X, 2.

nach zum großen Theil überein; jedoch so, daß eine verschiedene Redaction sich nicht verkennen läßt. Hieraus schließt nun Blume, daß die Decreta eine vermuthlich abkürzende, neue Umarbeitung der Sententiae gewesen seien. Dabei ist noch der, für die Geschichte der Justinianeischen Compilation sehr bemerkenswerthe, Umstand zu erwähnen, daß ursprünglich den Redactoren nur die Decreta zur Hand gewesen, und erst später Nachträge aus dem neu wieder aufgefundenen, frühern und vollständigeren Werke entlehnt zu sein scheinen. Eben hieraus erklären sich denn auch die Inscriptionen mit zwei Angaben der Buchzahl, welche auf beide, einander so nahe verwandte, Werke zugleich verweisen sollen.

Ob die 28) Ad Neratium libri quatuor eine einzelne Schrift des Neratius, und welche commentirt, oder ob sie vielleicht in vier Büchern der Berichtigung bedürfende Behauptungen jenes Juristen zusammengestellt, ist ungewiß. Die excerpirten Fragmente pflegen einem vorausgeschickten, gewiß von Neratius herrührenden, Satze dessen Widerlegung von Paulus gegenüber zu stellen.

Die Fragmente aus 29) den Manualium libri tres (von denen in den Pandekten aber nur drei excerpirt sind) hat Merill[20]) in seinem Liber singularis differentiarum juris commentirt, indem er die Aufgabe jenes Werkes darein setzt, die Verschiedenheiten scheinbar verwandter Fälle nachzuweisen. Bisher unbekannte, bedeutende Bruchstücke der Manualia haben die vaticanischen Fragmente uns erhalten[21]).

30) Labeonis πιϑανῶν libri octo a *Paulo* epitomatorum werden im florentiner Index nicht unter Paulus, sondern unter Labeo aufgeführt, und zwar ohne Erwähnung des Paulus; die daraus entlehnten Digestenfragmente aber führen die angegebene Inscription. Das Originalwerk stellte allgemeine Rechtsregeln auf, und es ist zweifelhaft, ob Paulus bei der Epitomirung daraus nur die wichtigsten, oder nur diejenigen excerpirte, gegen welche er etwas zu erinnern fand. Seine Erinnerungen bestanden nach Bynkershök's[22]) richtiger Bemerkung nicht sowol in eigentlichem Tadel, als in der Nachweisung, daß und wie jene Regeln in der Anwendung zu beschränken seien. Die Labeonische Schrift selbst scheint schon zu Justinian's Zeit verloren gewesen zu sein, und auch die Epitome des Paulus gehört zu den Schriften, die von den Compilatoren erst nachträglich benutzt, wahrscheinlich also erst während der Ausarbeitung der Digesten aufgefunden wurden.

Ebenso wenig erwähnt das florentiner Autorenregister 31) die Notae in Papiniani corpus, wie das sogenannte Citirgesetz sie nennt. Eine Verordnung Constantin's des Großen vom Jahre 321[23]) benahm ihnen alle Autorität, und die ebengenannte Constitution Valentinian's III.[24]) wiederholt diese Verwerfung. Justinian[25]) bevollmächtigt aber seine Compilatoren, wo es ihnen angemessen scheine, auch aus jenen Noten Excerpte zu entlehnen. Dies ist denn auch in Ansehung der Notae zu den Quästionen und Responsen geschehen: doch erscheinen dabei die Paulinischen Anmerkungen nicht als ein eignes Werk, sondern als integrirender Theil der Schriften Papinian's[26]). Ob Paulus nur zu jenen beiden Papinianischen Schriften Noten geschrieben, oder nur sie vorzugsweise excerpirt sind, ist uns unbekannt.

32) Notae in Juliani Digesta werden in zwei Inscriptionen genannt[27]) und kommen außerdem noch einige Male als Theile aus Julian entlehnter Stellen vor. Auch jene zwei Fragmente scheinen aber eigentlich als Excerpte aus Julian, zu dem die Paulinischen Noten als gehörend galten, angesehen werden zu müssen[28]).

33) Notae in Scaevolae responsa finden sich bei zwei Fragmenten[29]) aus jenem Buche des Scävola.

Vier Paragraphen der vaticanischen Fragmente[30]) sind aus einem Werke, De Interdictis, entlehnt, das wenigstens vier Bücher gehabt haben muß. Es ist wol vermuthet worden, der Verfasser dieser Schrift sei Paulus; mit Recht aber ist dieser Meinung widersprochen und mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Ulpian gerathen worden[31]).

Nachdem in solcher Weise die größeren Schriften des Paulus durchgegangen sind, müssen nun seine libri singulares noch kurz aufgeführt werden.

Zuvörderst mit den civilrechtlichen Schriften (der Sabinusmasse) zusammen sind in den Pandekten excerpirt worden:

34) De Dotis repetitione, nur mit einer Stelle, und gleich der Schrift

35) De Adsignatione libertorum im florentiner Index nicht erwähnt.

36) Ad Senatus consultum Silanianum.

37) De Portionibus, quae liberis damnatorum conceduntur. Von den zwei Stellen, welche aus dieser Schrift in die Pandekten aufgenommen waren, ist der Schluß der einen[32]) in allen unsern Handschriften ausgefallen, und erst von Cujacius aus den Basiliken restituirt worden[33]).

38) Die Abhandlung De conceptione formularum wird in dem florentiner Index nicht erwähnt, und hat nur eine Stelle geliefert.

39) Aus der Schrift De Publicis judiciis sind nicht nur vier Fragmente in die Digesten übergegangen, sondern eine Stelle daraus findet sich auch als Beleg einer (verloren gegangenen) Constitution des Codex[34]) einverleibt.

20) Opp. Neap. 1720. T. I. in f. 21) §. 45—58. §. 334 (?) 22) Observatt. III, 6. Vergl. Neuber, Die juristischen Classiker. S. 88—90. Zimmern, Rechtsgesch. S. 308. 309. 23) Theod. Cod. IV, 1. const. 1. 24) Th. C. IV, 1. const. 3 (1.) 25) Const. De Concept. Digest. (Deo auctore.) §. 6.

26) Vergl. überhaupt d. Art. Papinian. S. 147. a. E. 27) L. 11. Dig. Quod metus causa. IV, 2. L. 4. Dig. De Rescind. vend. XVIII, 5. 28) *Bach*, Hist. juris. III, 2. sect. 5. §. 34. 29) L. 13. Dig. De Inoff. testam. V, 2. L. 26. Dig. Qui et a quibus. (XL, 9.) 30) §. 90—93. 31) *Buchholtz*, Excurs. I. ad Vat. Fragm. p. 295—298. Zimmern, Rechtsgesch. S. 374. *Bruns*, Quid conferant Vatic. Fragm. p. 17. 18. 32) L. 7. §. 4 in f. Dig. de Bonis damnator. XLVIII, 20. 33) Obss. VI, 23. 34) L. 7. C. Ad L. Jul. Maj. IX, 3. *Witte*, Leges rest. p. 219.

Die Monographie 40) **De Appellationibus** ist im florentiner Index erst von etwas neuerer Hand verzeichnet, doch finden sich zwei aus ihr entlehnte Stellen in den Digesten. Dagegen fehlt

41) der Commentar **Ad Legem Fusiam Caniniam**, aus dem gleichfalls zwei Pandektenstellen entlehnt sind, in jenem Verzeichnisse gänzlich.

Unter den drei, aus der Schrift 42) **De Libertatibus dandis**, d. h. von der, auf Grund einer Rechtsnothwendigkeit zu gewährenden Freiheit, entnommenen Pandektenstellen, nennt eine[35]) den „Imperator noster cum patre suo." Nun kann jener, unter dessen Regierung also die Schrift verfaßt ist, nur Caracalla, und dieser Septimius Severus sein.

Nicht das mehrgedachte Autorenregister, wol aber die Inscriptionen zweier Fragmente in den Digesten nennen ferner:

43) **De Liberali causa**[36]) und

44) **De Articulis liberalis causae**[37]). Es liegt sehr nahe zu vermuthen, daß diese beiden Schriften identisch seien[38]); Blume[39]) hält aber dafür, daß sie in zwei getrennten Massen excerpirt, also verschieden seien. Jedenfalls scheint eine, lediglich auf die Stellung zweier einzelner Fragmente basirte, Entscheidung sehr zweifelhaft.

45) **De Secundis tabulis.**

46) **De Jure codicillorum.**

Eine fernere Monographie wird in dem oft citirten Index und in den Inscriptionen von drei Pandektenstellen[40]) ganz gleichförmig 47) **De Septemviralibus judiciis** genannt. Haloander hat indessen an allen diesen Orten De Centumviralibus judiciis; ob auf handschriftliche Autorität, scheint sehr zweifelhaft. Dieselbe Textesveränderung verfechten Bertrand[41]), Jo. Fr. Gronov[42]), Schulting[43]), Blume[44]) und Andere. Mit gewichtigen Gründen hat indessen Ayrer[45]) die florentiner Lesart vertheidigt, für welche sich auch Kriegel in seiner Ausgabe des Corpus juris erklärt hat.

Von dem 48) **Lib. sing. De Senatus consultis**, dessen Titel erst später in dem florentiner Index eingetragen, und aus dem nur eine Stelle der Pandekten[46]) geschöpft ist, hatte Bach[47]) vermuthet, daß er nur aus einer Zusammenstellung von des Paulus sonstigen Commentarien über einzelne Rathsschlüsse bestanden habe. Es wird indessen diese, ohnehin bedenkliche, Vermuthung durch Blume's Ermittelungen über die Reihenfolge der Compilation keineswegs bestätigt.

---

35) L. 7. Dig. Qui sine manumiss. XL, 8. 36) L. 33. Dig. De Liberali causa. XL, 12. 37) L. 41. Dig. eod. 38) Zimmern, Rechtsgesch. S. 378. 39) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV. Tabelle zu S. 266. 40) L. 7. L. 28. L. 31. Dig. De Inoff. testam. V, 2. 41) *Βίοι νομικῶν*. p. 137. 42) Observ. IV, 11. 43) Jurisprud. Antejust. p. 394. N. 1. 44) Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. IV, 440. Vergl. Zimmern, Rechtsgesch. S. 377. Anm. 53. 45) Disquis. De Judicio Romanor. septemvirali. (Goett. 1757.) In *Siccama*, De Judicio centumvirali. ed. *Zepernick*. p. 184—197. Vergl. auch *Schulting* et *Smallenburg* Notae. T. II. p. 57. 58. 46) L. 26. Dig. Ad SC. Trebellian. 47) D. Trajanus. (Lips. 1747.) p. 148 und Hist. jur. l. c. §. 33. N. 1.

Auffallend ist es, wenn neben dem Commentar 49) **Ad SCtum Vellejanum** noch eine Schrift:

50) **De Intercessionibus feminarum** genannt wird; die Verschiedenheit aber bekunden sowol das florentiner Autorenregister, als die Inscriptionen der beiden einzigen, noch dazu unmittelbar auf einander folgenden, Pandektenfragmente[48]), die aus jenen Schriften entlehnt sind.

Aus der Abhandlung 51) **Ad Orationem Divi Antonini** (d. h. des Marc Aurel) **et Commodi** wäre, der Inscription nach, nur eine Stelle[49]) in die Digesten übergegangen. Eine zweite Stelle[50]) führt die Inscription:

52?) **Ad Orationem Divi Severi et Commodi**, und in solcher Fassung muß sie offenbar incorrect sein. Ob indessen Ad Or. M. Veri et Commodi, oder ebenso wie in der Inscription der L. 60, oder ob vielleicht endlich D. Severi et Antonini zu lesen sei, erscheint sehr zweifelhaft[51]). Da der in der Stelle abgehandelte Gegenstand mit dem der Or. Antonini et Commodi (Verbot der Heirath zwischen Vormund und Mündel) nicht coincidirt, und da die Stelle selbst ein rescr. Severi et Antonini erwähnt, so möchte ich mich zu der letzten Meinung neigen. — Offenbar verschieden von diesen Schriften ist:

53) die unter Caracalla's Alleinherrschaft geschriebene[52]) **Ad Orationem D. Severi**, aus der sich drei Fragmente in den Pandekten finden, und die, zum Unterschiede der beiden vorigen, auch im florentiner Autorenverzeichniß aufgeführt wird.

Wenn indessen ebendieser Index 54?) einen lib. sing.: **Ad Orationem D. Marci** nennt, von dem sich sonst nirgends eine Spur findet, so ist wol mehr als wahrscheinlich, daß dabei eine Verwechselung mit einer der drei zuletzt genannten Schriften obwalte.

Aus der Monographie 55) **De Excusationibus tutelarum** haben nicht nur die Digesten drei Stellen, sondern auch die vaticanischen Fragmente[53]) zwei Paragraphen entlehnt. Aus dem letzten geht hervor, daß das Büchlein während der gemeinsamen Regierung des Sept. Severus und Caracalla verfaßt ward.

Der florentiner Index fügt eine fernere Abhandlung 56) **De Officio Praetoris tutelaris** hinzu, aus der wir zwar nicht im Justinianeischen Rechte, wol aber in den vaticanischen Fragmenten[54]) Excerpte haben. Als zweifelhaft kann es dagegen erscheinen, ob

57) die **Libri editionis secundae De Jurisdictione tutelari**, aus denen die vatic. Fragmente[55]) ein Excerpt bieten, nicht vielleicht nur eine Überarbeitung der vorigen Schrift seien.

Unerwähnt in dem oft gedachten Verzeichniß, in den Pandekten aber benutzt, ist: 58) die Schrift **De Variis lectionibus**, über deren Charakter sich aus den drei auf

---

48) L. 23. L. 24. Dig. Ad SC. Vellejan. XVI, 1. 49) L. 60. Dig. De Ritu nuptt. XXIII, 2. 50) L. 20. Eod. 51) *Bach*, Hist. jur. l. c. §. 33. N. k. *Schulting*, Jurispr. Antejust. p. 303. N. 33. Notae ad Dig. IV, 213. *Smallenburg* ibid. Zimmern, Rechtsgesch. S. 377. Anm. 55. 52) L. 13. pr. Dig. De Rebus eorum. XXVII, 9. 53) §. 231. 246. 54) §. 244. 245. 55) §. 247.

uns gekommenen Excerpten nichts Bestimmtes entnehmen läßt.

Endlich gehört noch in diese Classe 59) der lib. sing.: De Poenis militum, mit dem das florentiner Verzeichniß zusammenstellt:

60) De Poenis paganorum und

61) De Poenis omnium legum, welche in den Digesten aber beide in der Papiniansreihe excerpirt sind. Fragmente der beiden letztgedachten Schriften finden sich auch in der sogenannten Collatio [56]).

Der Edictsmasse der unter Justinian excerpirten Schriften finden sich keine Paulinischen libri singulares zugetheilt; der Papiniansmasse sind aber folgende beigezählt worden.

62) De Cognitionibus, welche Schrift im florentiner Index nicht erwähnt ist. In zwei [57]) der sieben daraus entlehnten Stellen wird Imperator Antoninus (Caracalla) cum Divo patre (Severo) erwähnt; in einer dritten [58]) aber Divus Magnus Antoninus. Die Schrift muß also nach Caracalla's Tode verfaßt sein. Bemerkenswerth ist noch, daß das Principium und der §. 1 der zuerst citirten Stelle fast buchstäblich mit zwei Paragraphen der vaticanischen Fragmente [59]), welche Ulpian's liber de officio praetoris tutelaris zugeschrieben werden, übereinstimmen. Eine ähnliche Übereinstimmung findet ferner noch zwischen ebendiesem §. 235. und dem §. 237. statt, welcher aus des Paulus Liber singularis ad municipalem (86) entlehnt sein soll.

Die Schriften: 63) De Concurrentibus actionibus,

64) De Usuris,

65) Ad Senatusconsultum Turpillianum sind mit resp. zwei, einer und drei Stellen in den Digesten excerpirt. Die letztere fehlt im florentiner Verzeichniß.

66) Ad SC. Libonianum.

67) Ad SC. Claudianum. Beide Titel werden im Index florentinus durch seu verbunden: in den Inscriptionen der beiden Stellen [60]), welche aus der einen und andern Schrift entlehnt sind, werden aber beide gänzlich von einander getrennt. Von dem Claudianischen Senatusconsultum, das allein hier gemeint sein kann, haben wir sonst keine Kunde [61]).

Die Schriften 68) Ad Regulam Catonianam und

69) De Forma testamenti sind jede mit einer Stelle excerpirt. Die letztere fehlt im Index florentinus, welcher dagegen eine eigne Schrift:

70) De Testamentis aufführt, aus der sich wieder keine Auszüge in den Digesten finden. Conradi [62]) und Zimmern [63]) halten beide für identisch; doch schreiben die vaticanischen Fragmente zwei Paragraphen [64]) dem liber singularis de testamentis zu.

Aus der Schrift 71) De Inofficioso testamento sind drei, und aus der

72) De Tacitis fideicommissis, oder, wie das florentiner Verzeichniß schreibt: De Tacito fideicommisso, zwei Stellen in die Digesten übergegangen. In einer der letzteren [65]) wird ein Rescript des „Imperator Antoninus" mitgetheilt.

Die Abhandlung 73) De Instrumenti significatione, oder, wie der florentiner Index sagt: De Instructo et instrumento, bezog sich, den zwei aus ihr entlehnten Fragmenten zufolge, auf die Bedeutung des Vermächtnisses der verschiedenen Arten von Accessorien einer unbeweglichen Sache.

Drei Stellen sind aus der Schrift 74) Ad SC. Tertyllianum und ebenfalls drei aus der

75) Ad SC. Orphitianum in den Digesten entlehnt worden; eine siebente [66]) führt aber die Inscription:

76?) *Paulus* Lib. sing. ad SC. Tertyllianum et Orphitianum. Der florentiner Index weiß nichts von einem solchen Collectivwerke über beide Senatusconsulte, und seine Existenz muß wenigstens als zweifelhaft gelten.

Die Monographie 77) Ad Legem Falcidiam, aus welcher sich fünf Stellen in den Pandekten und vielleicht zwei in den vaticanischen Fragmenten [67]) finden, ist nach Caracalla's Tode geschrieben, da dieser in einer jener Stellen [68]) als Divus Antoninus angeführt wird.

In der einen aus 78) dem lib. sing.: De Jure libellorum entlehnten Stelle [69]) wird „Magnus Antoninus" erwähnt.

Aus der Schrift 79) De Juris et facti ignorantia ist uns nur eine Stelle [70]) erhalten, in welcher „Imperatores Severus et Antoninus," also doch wol als noch lebend, genannt werden.

Über die Abhandlung 80) De Jure singulari, aus welcher, auffallender Weise, nur drei kurze Stellen in die Pandekten übergegangen sind, besitzen wir einen Commentar von Conradi [71]).

Die Schrift 81) De Gradibus et adfinibus, aus welcher die meines Wissens längste Stelle der Pandekten entlehnt ist, will ein Bekannter des Cujaz [72]) („vir fide dignus") vollständig besessen und wahrgenommen haben, daß der Justinianeische Auszug nur um Weniges abgekürzt sei.

Die Abhandlung 82) De Officio Adsessorum, welche im florentiner Index fehlt, hat vier Stellen zu den Digesten geliefert; die

83) De Officio Praefecti vigilum aber fünf. Daß die letztere nach Caracalla's Tode geschrieben sei, ergibt sich aus der Erwähnung des Divus Antoninus [73]).

56) VIII, 2. XI, 6. XII, 6. 57) L. 46. §. 2. Dig. De Excusatt. XXVII, 1. L. 101. Dig. De Reg. jur. L. 17. 58) L. 5. Dig. De Veteranis. XLIX, 18. 59) §. 233. 235. 60) L. 22. Dig. De L. Corn. de fals. XLVIII, 10. L. 5. Dig. Quib. ad libert. proclam. XL, 13. 61) Zimmern, Rechtsgesch. S. 728. Anm. 19. 62) Hist. Pand. auth. p. 166. N. x. 63) Rechtsgesch. S. 377. Anm. 58. 64) §. 229. 230.

65) L. 49. Dig. De Jure fisci. XLIX, 14. 66) L. 7. Dig. Ad SC. Tertyll. XXXVIII, 17. 67) §. 68. 69. Vergl. *Buchholtz*, Excurs. I. p. 306. *Bethmann-Hollweg* ad §§. citt. 68) L. 1. §. 14. Dig. Ad L. Falcid. XXXV, 2. Vergl. *Brenkman*, De Eurematicis. VII, 10. §. 3. p. 131. 132. 69) L. 11. Dig. De Legationib. L. 7. 70) L. 9. §. 5. Dig. De Juris et f. ign. XXII, 6. 71) Scripta minora ed. *Lud. Pernice*. I, 143—176. 72) Observatt. VI, 40. Vergl. Zimmern, Rechtsgesch. S. 376. Anm. 51. 73) L. 3. §. 2. Dig. De Off. praef. vig. I, 15.

Endlich findet sich in den Pandekten 84) aus dem lib. sing.: De Officio Praefecti Urbi nur eine, und zwar eine ganz kurze Stelle.

Einen 85) lib. sing. De Injuriis kennt weder das Autorenregister der florentiner Handschrift, noch eine Inscription der Digesten, doch finden sich zwei ziemlich große Stellen daraus in der sogenannten Collatio LL. Rom. et Mos.[74]), welche sogar den Irrthum veranlaßt haben, als ob diese Monographie selbständig bis auf das 16. Jahrh. gediehen sei[75]).

Folgende libri singulares zählt der florentiner Index auf, ohne daß sich Auszüge daraus in den Digesten fänden:

86) Ad Municipalem. Zwei Fragmente dieser Schrift bieten die vatic. Fragmente[76]). Zwar nennt die florentiner Handschrift jenes Verzeichnisses in einer Zeile mit diesem Büchlein, und zwar zuvor:

87) Ὑποθηκαρία; wol sicher aber ist ein besonderes Buch gemeint[77]). Haloander liest: Ad hypothecariam formulam.

88) De Extraordinariis criminibus.

89) Ad Legem Velleam.

90) De Donationibus inter virum et uxorem.

91) De Legitimis hereditatibus.

92) De Legibus.

93) De Actionibus.

Die Titel der beiden letzteren Schriften sind erst in späterer Zeit, und zwar die Überschrift De Actionibus nur am Rande dem florentiner Codex hinzugefügt[78]).

(*Karl Witte.*)

PAULUS und PETRUS (Orden der heiligen). Daß es einen Orden dieses Namens gab, ist gewiß, nicht aber, ob es einer oder zwei verschiedene waren *). Als den Stifter eines Ordens, der beider Heiligen Namen führte, nennt man Papst Leo X., und das Jahr 1520 als das der Stiftung. Die Ritter trugen eine goldne Medaille mit dem Bilde beider Heiligen, und hatten die Verpflichtung, für die katholische Kirche und gegen die Türken zu streiten. Papst Paul III. bestätigte ihn 1534. Die spätere Geschichte dieses Ordens ist unbekannt. Philipp Bonanni, ein großer Archäolog und Numismatiker seiner Zeit, behauptet dagegen in seinen schätzbaren Ordenswerken, Papst Leo X. habe einen Orden des heiligen Paulus und Papst Paul III. einen des heiligen Petrus gestiftet. Er erwähnt vieler Privilegien, welche beiden Orden von ihren Stiftern ertheilt seien, auch, daß der Petrusorden aus 400 Rittern bestanden. Dessen Ordenszeichen sei eine Medaille gewesen, auf der einen Seite mit der goldnen Bulle oder rundem Siegel, mit Petri Bilde und des eben regierenden Papstes Wappen, auf der andern die Schlüssel nebst dem päpstlichen Hute. Geistliche wie Weltliche hätten ihn erhalten, und vor allen andern Orden, selbst vor dem Malteserorden, habe er den Rang gehabt. Über den zweiten, den des heiligen Petrus, wird nichts Näheres mitgetheilt.

(*F. Gottschalck.*)

PAULX, großes Gemeindedorf im franz. Departement der Niederloire (Bretagne), Canton Machecoul, Bezirk Nantes, liegt acht Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1350 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAUM, gewöhnlich Paoom, eine der kleinsten neuhebridischen Inseln in Australien, welche man vergleiche.

(*Fischer.*)

PAUMBURG (Pämburg, Baumburg), eine im Pfleggericht Trosburg, Rentamts Burghausen in Baiern, nicht weit vom Chiemsee, wo die Flüsse Altz und Trau sich verbinden, belegene, mit Gütern und einer besonders schönen Kirche reich ausgestattete Propstei, welche den Titel eines Erzdiakonats führt und aus regulirten Chorherren St. Augustini besteht. Berengar, Graf von Sulzbach, soll der Stifter derselben gewesen sein. — Von dieser Propstei existirt ein in neuern Zeiten geprägtes, jedoch in Sammlungen seltenes, einseitiges Münzzeichen in Kupfer von Pfenniggröße mit folgendem Gepräge: In einem Cirkel ein Schild mit dem Wappen der Propstei. Dasselbe ist quer getheilt. In der obern Hälfte ein Baum zwischen zwei Burgthürmen in silbernem Felde. In der untern eine mit einer Pforte und zwei Fensteröffnungen versehene Mauer. Über dem Wappen die Buchstaben: C. B. (*K. Pässler.*)

PAUMGÄRTNER (von Holenstain und Lonerstadt, Hieroymus)[1]). Die Familie, welche diesen Namen führte, und sonst in Schwaben, nachher in Nürnberg als altadelige, rathsfähige Familie blühte, ist bereits im vorigen Jahrhunderte ausgestorben. Sie führte als Wappen ein quergetheiltes Schild, in dessen oberer silbernen Hälfte sich ein rechtsgekehrter sitzender Papagei, in der untern schwarzen Hälfte aber eine silberne Lilie befindet; auf dem geschlossenen Stechhelme die Lilie mit dem darauf sitzenden Papagei, wie es im Wappenschilde der Fall ist; das Ganze ist mit einer antiken Helmdecke umgeben. Dieses Wappen wurde nachher so erweitert, daß es ein quadrirtes Schild bekam; im ersten und vierten Felde desselben befindet sich das früher beschriebene Paumgärtner'sche Wappen, im zweiten und dritten schrägrechts von Blau und Gold getheilten Felde aber ein aufgerichteter, kampffertiger Löwe mit ausgeschlagener Zunge und zweiknotigem Schwanze, in blauer Feldhälfte goldfarbig, in goldenem Halbfelde blau, ebenfalls schrägrechts getheilt. Neben dem altpaumgärtner'schen, aber nunmehr mit Biegeln versehenen Helme und dessen Verzierung steht links ein dergleichen zweiter mit einem wachsenden Löwen zwischen zwei Büffelhörnern, deren Mundstücke jedes mit vier Pfauenfedern geziert sind. Diese Verzierungen des zweiten Helms sind ebenfalls durch die Farben des zweiten und dritten Feldes schrägrechts ge-

74) II, 5, 6. 75) *Blume*, Lex Dei Prolegomen. p. XVI. 76) §. 237. 243. 77) Anderer Meinung ist *L. Th. Gronov.* Hist. Pand. auth. p. 78. 78) *Gronov.* l. c. p. 79. Brenkman Note 97 des Geb. und Spangenb. Corpus juris.

*) Vergl. oben den Art. Pauli (Ritterorden St.)

1) Dieser Artikel möge als Nachtrag zu dem, was oben unter dem Worte Baumgärtner über denselben Mann berichtet worden, betrachtet werden.

theilt. Die modernen Helmdecken sind rechts schwarz mit Gold, links blau mit Gold. Mehre Mitglieder dieser Familie haben sich als Gelehrte, besonders als Rathsherren von Nürnberg ausgezeichnet, keiner aber mehr als Hieronymus Paumgärtner, welcher zwischen 1498 und 1565 gelebt hat. Seine Ältern waren Gabriel Paumgärtner und Anna Stenglin, ebenfalls aus einem altadeligen Geschlechte herstammend.

Nicht lange vor dem Ziele seiner irdischen Laufbahn wurde er zum dritten Oberſthauptmann der freien Reichsstadt Nürnberg befördert und starb als ein um seine Vaterstadt höchstverdienter Mann am 8. Dec. 1565 im 67. Jahre seines Alters, unter allgemeiner Trauer Aller, die ihn gekannt hatten. Die Universität zu Wittenberg verfaßte auf ihn folgende Grabschrift:

Quod funus? PATRIAE PATRIS. Quae pompa? SENATVS.
Qui gemitus? PLEBIS. Qui dolor ille? PATRVM.
Qui luctus? CHARITVM. Quae carmina docta? SORORVM.
Unde odor hic? PIETAS MOLLIA THVRA DEDIT.
Bustum unde? EX VIRIDI TERRA. Quis struxit? HONESTAS.
At Dea, quae tumulum moesta stat ante? FIDES.
Fortunate lapis, quo non ornatior alter.
Nam tegis, IN PATRIA QVICQVID HONORIS ERAT.

Wie sehr Hieronymus Paumgärtner von den edelsten Männern seiner Zeit geachtet und geliebt worden, dafür genüge folgende Stelle aus einem Briefe Melanchthon's an ihn [2]). Seine Mitbürger haben mehre Medaillen und Jetons auf sein Andenken prägen lassen [3]). Die merkwürdigsten Gepräge der Art sind:

1) Ein großer, jetzt höchst selten gewordener Medaillon von Goldschmiedarbeit, von sieben Loth Schwere und folgendem Gepräge: Av. HIERONYMVS. PAUMGARTNER. ANNO. ÆTATIS. 56., eine Rosette — als Umschrift zwischen einem äußern, aus Palmblättern und einem innern, aus Doppellinien bestehenden Cirkel, von der Mitte der Medaille links anfangend. Das vorwärts gekehrte, sehr erhabene, bärtige Brustbild desselben, mit unbedecktem, kurzlockigem Haupte, in seiner alten, einem Chorrocke ähnlichen Amtstracht. Im Abschnitte die Jahrzahl: 1555. D. Rev. In derselben Randeinfassung wie beim Averse die Umschrift aus Psalm LVII, 2: IN VMBRA. ALARVM. TVARVM. SPERABO. DONEC TRANSEAT. INIQUITAS und eine Rosette. Das oben beschriebene alte Paumgärtner'sche Wappenschild; jedoch sind auf dem Helme der rechten Seite in einen Cirkel gestochene Löcher oder Punkte, und auf der rechten Seite desselben ein doppeltes, einwärts gestochenes Kreuz, beinahe in der Mitte linker Hand aber ein einfaches dergleichen Kreuz zu sehen.

2) Eine Medaille von Thalergröße, ebenfalls Goldschmiedarbeit: Av. wie der so eben beschriebene Medaillon, jedoch fängt folgende Umschrift, welche auswärts ein Perlcirkel umgibt, rechts am Fuße der Medaille an, als: HIERONYMVS. PAVMGARTNER. ANNO. ÆTATIS. LVI., eine Rosette. Rev. ebenfalls wie bei Nr. 1), doch zu beiden Seiten neben dem Helmkleinode die getheilte Jahrzahl: 15 — 53. In derselben Einfassung die Umschrift: INTVEMINI. IN. VOLVCRES. COELI. ET. LILIA. AGRI., eine Rosette.

3) Eine ovale Medaille von Thalergröße, ebenfalls von Goldschmiedarbeit. Av.: HIERONIM9. PAVMGART.: A. P. ÆT. LX. A° cIɔIɔ und zuletzt in der zweiten Zeile: IIc (d. h. Hieronimus Paumgärtner a Paumgarten, aetatis 60. Anno 1598), als Umschrift, von einem glatten Cirkel umgeben, rechts auf der Medaille anfangend. Das vorwärts gekehrte Brustbild desselben mit unbedecktem Haupte, kurzen Haaren und langem, doppeltem Spitzbarte, in damascirter Amtstracht nach damaliger Mode und gekräuseltem Kragen. Rev. DILATIO. REGNI. SANCTORVM. PATIENTIÆ. COMPROBATIO EST., eine Rosette, als Umschrift von einem glatten Cirkel umgeben. Das oben beschriebene vermehrte Paumgärtner'sche Wappen vollständig.

4) Eine kleine Medaille ohne Jahrzahl, ebenfalls von Goldschmiedearbeit. Av.: Das sehr erhabene, vorwärtsgekehrte Brustbild Hieronymus Paumgärtner's mit unbedecktem, ziemlich kahlem Haupte und rundem, kurzem Barte, in alter Tracht nach damaliger Art. Rev. Das alte Paumgärtner'sche Stammwappen in einem dreieckigen Schilde, mit dem darauf stehenden, vorwärtsgekehrten alten Stechhelm, zu beiden Seiten herabhängender Helmdecke und dem Paumgärtner'schen Helmkleinode.

(*K. Pässler.*)

PAUMGARTEN (Freiherr Maximilian Sigismund Joseph), k. k. österreichischer Feldmarschalllieutenant der Cavalerie, stammte aus einem Geschlecht, das wegen seiner auf dem Schlachtfelde bewiesenen Tapferkeit unter Kaiser Leopold I. in den Adelstand erhoben worden war, und während der letzten französischen Kriege seinen Namen durch vier unter den österreichischen Fahnen fechtende Brüder [1]) von Neuem ausgezeichnet hat.

Zu Grieshof, nächst Gnas in Untersteiermark, einer seinem Vater gehörig gewesenen Herrschaft, war Maximilian am 26. Oct. 1767 geboren, und kam in seinem zehnten Jahre auf einen der von den steierischen Ständen gestifteten Plätze, in die Militairakademie zu Wienerisch-

2) *Melanchthon*, Ep. LXXXII. (pag. 133. ed. Lugd.): „Etsi mihi seu propter mediocria studia literarum seu alia quaedam officia cum multis amicitia est in magna parte Germaniae, tamen profecto nullorum amicitiam pluris feci annos circiter viginti, quam tuam et Joachimi (sc. Camerarii). Non aliorum hominum nomina mihi dulciora fuerunt, nec ullos dilexi ardentius. Ac saepe de aeternae vitae consuetudine cogitans, laetabar ibi nos una futuros esse, et quidem de ea doctrina assidue collocuturos, quam hic inchoassemus." 3) Sammlung eines nürnbergschen Münzcabinets ꝛc. von Christoph Andreas, dem Vierten, im Hof, 1. Th. Abth. 2. S. 608.

1) Von diesen Brüdern leben noch a) Johann Baptist, Freiherr v. Paumgarten, k. k. Generalmajor; Ritter des Maria-Theresien- und Leopold's-Ordens von Österreich, Großkreuz des St. Georg's- und Commandeur des St. Ferdinand's-Verdienst-Ordens von beiden Sicilien, Ritter des päpstlichen Christus-Ordens, Landstand des Herzogthums Steiermark und Ehrenbürger der Städte Grätz und Capua. b) Franz Xaver, Freiherr v. Paumgarten, Grenadierhauptmann im k. k. Infanterieregiment Langenau Nr. 49. — Dagegen ist der älteste Bruder, Leopold, im J. 1814 als Oberstlieutenant gestorben.

Neustadt[2]), von wo er nach Vollendung seiner Studien, im J. 1787 als Fahnencadet dem Infanterieregiment Thurn Nr. 43 zugetheilt wurde. Noch in demselben Jahre wurde er zum Fähnrich im Regiment befördert, welches gegen die Türken im Felde stand, und kam bei Schabatz zum ersten Mal ins Gefecht. Nach der Einnahme von Schabatz marschirte das Regiment in das große Armeelager von Semlin, und hatte im Sommer 1788 noch bedeutende Gefechte auf dem Beschanier-Damme zu bestehen, bei deren einem Paumgarten in den rechten Fuß eine Schußwunde erhielt. Nach seiner Genesung fand er das Regiment bei der Belagerung von Belgrad; hier zog seine Tapferkeit den Blick des Feldmarschalls Baron Loudon auf ihn, was für seine Zukunft entscheidende Folgen hatte. Die Türken, 500 an der Zahl, setzten eines Morgens über die Save und griffen die Schanze an, in welcher Paumgarten commandirte. Trotzend dem Kugelregen und dem wilden Angriffsgeschrei der Feinde, stellte sich Paumgarten unerschrocken auf die Brustwehr, und begeisterte, von diesem Standpunkte aus, seine Leute zur tapfersten Vertheidigung, sodaß die Türken zu ihren Schiffen und über den Fluß mit bedeutendem Verluste zurückgejagt wurden. Loudon, der Zeuge dieses Gefechtes war, ließ seinen Namen aufschreiben, und gab ihm die Zusicherung: „sowie er zum Unterlieutenant im Regiment befördert sein würde, für sein weiteres Fortkommen Sorge zu tragen." Diese Beförderung blieb nicht lange aus, und ebenso erfüllte sich das Versprechen des Feldmarschalls, der ihn 14 Tage darauf (im J. 1790) zum Oberlieutenant bei dem tyroler Scharfschützen-Corps ernannte, mit welchem er zu der an der preußischen Grenze sich sammelnden Armee gezogen wurde. Loudon nahm ihn zu sich ins Hauptquartier, und mit dem Obersten und Generalquartiermeister Baron Mack kam Paumgarten zum reichenbacher Congreß, wo ihm der Auftrag wurde, dem Könige von Preußen den geschlossenen Frieden und Loudon's Tod zu melden.

Die Empörung der Niederländer zog einen Theil der österreichischen Streitkräfte dahin. Auch das tyroler Scharfschützen-Corps war unter denselben; Paumgarten wohnte mit demselben mehren Gefechten gegen die Rebellen bei, wurde auch besonders in dem Armeebefehl belobt, als er in dem Gehölze bei Brüssel, im Nov. 1790, zwei feindliche Officiere und 50 Mann aufhob.

Als 1792 Frankreich der Krieg erklärt wurde, kamen die tyroler Schützen aus ihren Quartieren in Gent zu den Vorposten bei Lille. Die Tage von Mons, Jemappes, Liege, Tirlemont, Antwerpen und viele andere, wurden Zeugen von Paumgarten's Muth und Einsicht. In dem dreitägigen Gefechte bei Rosbrügge wurde er abermals im rechten Fuß verwundet, und fiel dem Feinde in die Hände. Die Gefangenen wurden unter Robespierre's Schreckensregierung muthwillig mishandelt; auch Paumgarten ward dieses Loos zu Theil, und er würde vielleicht, wie viele seiner Unglücksgefährten, diesen Mishandlungen unterlegen sein, hätte er nicht die Theilnahme des französischen Obersten Tory, vom Bataillon de la Somme, auf sich gezogen, der seine Lage erleichterte.

Bald darauf wurde er, auf Veranlassung des Feldmarschalls Prinzen Coburg, ausgelöst, und auf Empfehlung des Obersten Baron Mack zum Generalquartiermeisterstabe versetzt. In dieser Eigenschaft wohnte er 1793 der Belagerung von Valenciennes bei. Die Verschanzungen auf dem Berge Ansin erhoben sich unter seiner Leitung. Nach der Einnahme dieser wichtigen Festung kam er zur Vorhut unter Commando des Feldmarschallieutenants Otto, machte das Gefecht bei Denain mit, und war bei der Bestürmung des verschanzten Cäsarlagers.

Als ein österreichisches Corps, unter Feldmarschallieutenant Baron Alvintzy, unter den Oberbefehl des, die englische Armee commandirenden Herzogs von York gestellt wurde, kam Paumgarten zu dieser Heeresabtheilung, wo er sich bald diesem Verbündeten vortheilhaft bekannt machte, indem er eine Colonne von vier Bataillons und sechs Escadrons Chevauxlegers, mit dem englischen General Abercromby, führte, welche den Ort Lincelles erstürmte. Im Tagsbefehl des Herzogs von York ward er wegen seiner einsichtsvollen Führung und bewiesenen Tapferkeit belobt. In diesem Feldzuge nahm Paumgarten noch an der Belagerung von Dünkirchen und dem Gefechte bei Cisoing Antheil; nachdem die Armee die Winterquartiere um Mons bezogen hatte, wurde er (1794) zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe befördert, und bei dem Gefolge des Herzogs von York belassen.

Die wiedereröffneten Feindseligkeiten führten ihn in die Gefechte bei Chateau-Verneux, zur Belagerung von Landrecy, und am 24. April in das Treffen von Troivilles, wo Paumgarten in der Relation besonders empfohlen wurde. Mit der englischen Armee rückte er, nach der Eroberung von Landrecy, in Flandern ein, überrumpelte mit dem General Abercromby die Stadt Lannoy, und empfahl sich in dem darauf folgenden Treffen bei Roubaix durch seine früher in dieser Gegend erlangte Terrainkenntniß dem englischen Heere auf ausgezeichnete Weise. Am 18. Mai 1794 wurde der Herzog von York nebst den Prinzen Adolf, Ernst und Glocester abgeschnitten; sie wären unausweichlich in Gefangenschaft gerathen, hätte nicht Paumgarten sie mit einem Zuge Husaren herausgefochten. Der Herzog beschenkte ihn mit einem Reitpferde und 100 Guineen, und noch durch drei folgende Jahre wurden ihm gleiche Summen von der Dankbarkeit dieses Prinzen übermacht. In der Schlacht von Tournay am 20. Mai 1794 leitete er, mit General Abercromby, den Sturm auf Septfontaines, und wurde neuerdings, wie auch noch später öfter in dem Armeebericht gerühmt.

Noch wohnte er mit den Engländern den Gefechten bei Audenarde und Mecheln bei; hierauf zu der österreichischen Armee nach Antwerpen berufen, ward er der Nachhut unter Gen. Kray beigegeben, und kam Ende dieses Jahres (1794) zum Corps des Feldzeugmeisters Alvintzy, zur Besetzung der Waal nach Pandern, wo er am 12. Dec. durch eine Kartätschenkugel am linken Arme verwundet wurde. Noch ehe die österreichische Armee 1795 Hol-

2) Auch die zwei andern noch lebenden Brüder erhielten hier ihre militairische Bildung.

land verließ, machte er die Gefechte bei Arnheim und Duisburg mit, kam hierauf nach Münster zu dem Corps des Feldmarschalllieutenants Baron Werneck, und zwar zur Vorhut unter Gen. Fink. In dem Gefechte bei Ahaus erhielt Feldmarschalllieutenant Werneck die erste Kunde von dem geschlossenen Separatfrieden Preußens, worauf die Österreicher das Münstersche verließen. Im österreichischen Hauptquartier angelangt, ward Paumgarten bei der Wiedereinnahme des Hartberges nächst Mainz verwendet, und hatte, nach dem Übergange über den Main, bei der Avantgarde des Generalmajors Graf Hadik noch viele Gefechte mitzumachen, bis endlich die Winterquartiere zu Mainz einige Erholung gewährten.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1796 kam Paumgarten zum Armeecorps des Feldmarschalllieutenants Herzog von Würtemberg, und zwar zur Vorhut unter Feldmarschalllieutenant Kray, wo er bei dem großen Cavalerieangriffe bei Kircheip zehn Escadrons Blankenstein Husaren und sechs Escadrons Uhlanen führte. Später ward er zur Armee des Erzherzogs Karl berufen, die durch Moreau's Vordringen zum Rückzuge nach Baiern genöthigt ward, bis sich der Sieg wieder zu Österreichs Fahnen wandte, und Erzherzog Karl die Franzosen nach zahlreichen Treffen über den Rhein zurückzwang. In der Schlacht bei Amberg (24. Aug. 1796) führte Paumgarten die Regimenter Mack und Lobkowitz, welche die feindlichen Vierecke über den Haufen warfen; er wurde deshalb in dem Schlachtberichte mit Auszeichnung erwähnt, eine Ehre, die ihm auch nach seiner thätigen Mitwirkung bei der Erstürmung des Michaelsberges vor Ulm und wiederum nach der Schlacht bei Emmendingen (am 19. Oct.), wo er die Colonne des Prinzen von Oranien dem Feinde in den Rücken geführt hatte, zu Theil ward.

Als nach Endigung dieses Feldzuges Erzherzog Karl zur Armee nach Italien berufen wurde, wurde Paumgarten ebenfalls dahin beordert. Als den 23. März 1797 auf dem Rückzuge nach dem Treffen bei Tarvis zu befürchten war, daß ein großer Artilleriepark dem Feinde in die Hände fallen würde, wurde dieser durch die Tapferkeit, mit welcher Paumgarten ein Bataillon Samuel Giulay dem Vordringen der Franzosen entgegenstellte, gerettet. Bei dem weitern Rückzuge aus Kärnthen nach Steiermark wurde er gegen die salzburgische Grenze beordert, um das aus Tyrol heranziehende Corps des Feldmarschalllieutenants Grafen Spork aufzunehmen; mit der Nachhut desselben führte er bei Damsweg und Lützen mehre kühne Unternehmungen aus, rettete hier ein bedeutendes Brod- und Hafermagazin, im Werthe von 300,000 Gulden, und brachte einen Officier und 45 Chasseurs als Gefangene ein. Nach geschlossenem Waffenstillstand und dem Abzug der Franzosen wurde Paumgarten nach Klagenfurt gesendet, um mit dem feindlichen General Guyeux die Räumung dieser Stadt zu verabreden.

Im J. 1798 wurde er in verschiedenen Gegenden Tyrols zur militairischen Aufnahme verwandt, und befand sich bei dem Corps des Generals Auffenberg in Graubündten, als Massena, Anfangs März 1799, die Zollbrücke, den Luziensteig und den Kunkelpaß angriff. Als bei den wiederholten Angriffen am 7. März Auffenberg mit einem Theile seiner Truppen gefangen wurde, setzte Paumgarten mit seinem Pferde über den Protzstock einer umgeworfenen Kanone, und war so glücklich, durch seine eigne Rettung noch 1500 Mann, die vor Tusis standen, und von dem Unfalle nichts wissen konnten, der Gefangenschaft zu entziehen, und mit ihnen in das Hauptquartier des Feldmarschalllieutenants Baron Hotze nach Feldkirch zu gelangen. In den bald darauf folgenden Gefechten bei Langenwarth führte er die Colonne, welche die Brücke zu erstürmen hatte. Ein feindliches Bataillon rettete sich ins Gebirge, und mußte, von ihm angegriffen, sich alsbald gefangen geben.

Die Schlachten von Winterthur und Zürich sahen ihn unter den Scharen des Vortrabs und bei den gefährlichsten Unternehmungen. Nach der Einnahme von Zürich wurde er mit einem Bataillon Bender zur Stürmung des Albis-Berges beordert, und erhielt hier eine Schußwunde am Kopf; sein Pferd wurde ihm mit drei Bajonetstichen getödtet, und so gerieth er in feindliche Gefangenschaft. Nach seiner Auslösung kam er nach Graubündten zur Division des Feldmarschalllieutenants Linken.

An dem Tage, wo Hotze fiel, stand auch die Division Linken bei Glarus im Gefechte. Die widrigen Verhältnisse, in welche das Hotze'sche Corps nach dem Verlust seines Feldherrn kam, hatten dessen Rückzug nach Vorarlberg zur Folge. Über das banirer Joch mußte die Division Linken ihren eiligen Rückzug nehmen, wo sie von der Nacht überfallen, mehr als 400 Mann verlor, die theils in die Abgründe stürzten, theils erfroren. In Chur angelangt, erhielt Paumgarten den Befehl, die russische Arrièregarde von Ilanz nach Reichenau zu begleiten, und ward, nach Vollendung dieses Auftrags, im September 1799 zum Major im Generalquartiermeisterstabe befördert.

Feldmarschalllieutenant Fürst Reuß, Heinrich XV., welcher im J. 1800 vom Feldmarschalllieutenant Linken das Corps übernahm, sah sich zum Rückzuge nach Tyrol genöthigt. In dem Gefechte bei Füßen leistete Paumgarten dem Fürsten die ersprießlichsten Dienste, weshalb ihn derselbe, vor seinem Abgange von diesem Armeecorps, der besonderen Gnade Sr. Majestät zu einer außerordentlichen Belohnung empfahl.

Während des Waffenstillstandes wurde General Auffenberg mit einem eignen Corps im Vintschgau aufgestellt, und demselben der Major Paumgarten zugetheilt. Im December dieses Jahres machte er dem Gen. Auffenberg den Vorschlag, den Feind bei Schuls zu überfallen. Bei der glücklichen Ausführung desselben, unter Mitwirkung des Schweizergenerals Bachmann, wurden 1500 Franzosen und 50 Pferde gefangen. Die Schlacht von Hohenlinden hatte einen allgemeinen Waffenstillstand zur Folge, in welchem auch das Auffenberg'sche Corps begriffen war, das nach Botzen verlegt wurde. Der französische General Macdonald stand mit seiner Armee in Trient und verweigerte die Anerkennung dieses Waffenstillstandes. Er rückte gegen Botzen und griff die vorliegenden Verschanzungen an. Paumgarten begab sich in diesem Drange

der Umstände — da Auffenberg abwesend war — zum feindlichen Heerführer, und bewirkte, daß er von seinem Vorhaben abstand und die Waffenruhe anerkannte. Nach gepflogener Übereinkunft kehrte Paumgarten nach Botzen zurück, und hemmte, durch Überbringung dieser Bestätigung des Waffenstillstandes, den vom Feldmarschallieutenant Baron Hiller bereits angeordneten Rückzug. Die tyroler Stände und der Landesgouverneur, von dem, was Paumgärtner aus eignem Antriebe unternommen und mit so vielem Geschicke glücklich ausgeführt hatte, unterrichtet, überreichten ihm die große und kleine Landesmedaille, und der botzener Magistrat das Bürgerrecht. Nach bald darauf erfolgtem Frieden wurde er als erster Major in das Uhlanenregiment Erzherzog Karl versetzt, und kam mit demselben nach Polen, wo er in dem Lager bei Navarda die Zufriedenheit des Erzherzogs Generalissimus einerntete, die sich auch in dem Geschenke einer kostbaren Repetiruhr aussprach, und ihm die Erlaubniß erwirkte, den Erzherzog nach Ungarn begleiten zu dürfen. Um diese Zeit wurden Paumgarten sehr vortheilhafte Anträge zum Übertritt in russische Kriegsdienste gemacht, welche aber bei seiner regen Vaterlandsliebe kein Gehör finden konnten.

Der Krieg von 1805 rief ihn mit seinem Regimente nach Italien. Mittlerweile ward er zum Oberstlieutenant beim Regimente Würtemberg Dragoner befördert, das der Armee des Erzherzogs Johann in Tyrol einverleibt war, bei deren Rückzuge Paumgarten in der Nachhut keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, seinen alten Ruf zu bewähren.

Die dreijährige Waffenruhe durchlebte er bei seinem Regimente theils in Ungarn, theils im Banat, bis er im J. 1808 zum Obersten und Commandeur des neu errichteten fünften Jägerbataillons befördert wurde; beim Beginn des Feldzugs von 1809 ward er wieder zum Generalquartiermeisterstabe versetzt, und als Chef desselben bei dem ersten Reservecorps, unter dem General der Cavalerie, Fürst Johann Liechtenstein, angestellt. Diese wichtige und ehrenvolle Anstellung bekleidete er mit rühmlichem Erfolge. Wir finden ihn in diesem Feldzuge zuerst im Gefechte bei Weinburg, und gleich darauf mit glänzender Auszeichnung an der Schiffbrücke über die Donau bei Regensburg (23. April), deren Vertheidigung vom Erzherzog Karl ihm anvertraut war, als gleich Anfangs der früher hierzu bestimmte Feldmarschallieutenant Prinz Rohan den Kampfplatz verlassen mußte. Die Theilnahme des ersten Reservecorps an den Schlachten von Aspern und Wagram ist bekannt. In der Schlacht bei Znaim leitete Paumgarten den kühnen Cavalerieangriff von sechs Cuirassierregimentern gegen eine feindliche Reitermacht, die den österreichischen linken Flügel zu umgehen drohte, und vereitelte solchergestalt ihre Absicht, deren Gelingen vielleicht den Verlust der ganzen Artilleriereserve nach sich gezogen hätte. Das ganze Armeecorps war Zeuge dieser That, und die lauteste Anerkennung seines Verdienstes wurde ihm zu Theil.

Im darauf erfolgten Frieden kam Paumgarten als Regiments-Commandant zu Stipsics Husaren Nr. 10 und avancirte im April 1813 zum Generalmajor. Als die Armee im Sommer desselben Jahres sich in Böhmen concentrirte und gegen Sachsen vorrückte, commandirte Paumgarten die Vorhut des Armeecorps des Generals der Cavalerie, Grafen Klenau. Am 23. Aug. Nachmittags zwei Uhr wurde er aus der Schlacht von Dresden, mit einem Infanterieregiment und zwei Escadrons Husaren, nach Meißen beordert, um den dortigen Elbeübergang zu vertheidigen, wo er eine feindliche Truppe mit zwei Kanonen verjagte, und die Stadt besetzte, allein durch den Ausgang der Schlacht von der Hauptarmee gänzlich abgeschnitten wurde. Napoleon schickte 8000 Mann gegen ihn, in der sichern Hoffnung, ihn aufzuheben, wie er sich gegen den gefangenen Feldmarschallieutenant Mesko geäußert hatte, Paumgarten aber schlug sich jedoch auf der Straße gegen Leipzig durch. Der Feind, zufrieden mit dem Besitz der Stadt, verfolgte ihn nur schwach und ließ ihm Zeit. Diese benutzend, lenkte er von der Straße ab und wandte sich plötzlich nach Nossen, ließ alle Brücken hinter sich abtragen, die Zugänge verrammeln, gönnte seiner Truppe einige Erholung und marschirte um Mitternacht nach Freiberg. Hier fand er gegen 5000 Versprengte der österreichischen und russischen Armee, alle russischen Kanzleien und die Bagagen der alliirten Armeen. In Eile und nach Möglichkeit brachte er dieselben in Ordnung und setzte sich mit ihnen in Marsch, als schon der Feind, zugleich mit seinem Nachtrabe, in die Stadt drang. Es gelang ihm, die jenseitigen Höhen zu gewinnen, und sich so lange zu halten, bis er, unter dem Schutze der Nacht, seinen Rückzug über Rauchenstein und Heinzenbruck fortsetzen und in den Wäldern bei Tharandt Posto fassen konnte. Des andern Tags (am 29. Aug.) begegnete er dem Vortrabe des Klenau'schen Corps, mit welchem er sich vereinigte.

Paumgarten übernahm nun wieder die Vorhut des vierten Armeecorps, und hatte bei Hohenfichten am 1. 2. und 3. October dem vereinten Angriffe Murat's und der Marschälle Victor und Lauriston zu widerstehen. Er allein gegen eine übergroße Macht, am 14. und 15. desselben Monats kam er bei Naunhof und Fuchshain ins Gefecht und blieb am 16. und 17. zur Rechten dieses Ortes aufgestellt, bis zu welchem Tage er die Strecke des äußersten rechten Flügels zu vertheidigen hatte, und erst am 18. von dem Corps des Gen. Benningsen und des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo auf dieser Stelle abgelöst wurde. Der Verlust seiner Brigade in diesen drei letzten Tagen betrug 54 Officiere, 2500 Mann Infanterie und 300 Husaren, welche theils getödtet, theils verwundet wurden; gefangen wurde keiner.

Nach der Schlacht von Leipzig kam das vierte Armeecorps zur Einschließung Dresdens und nach dessen Übergabe wurde Paumgarten mit dem Chevauxlegersregiment Hohenzollern nach Italien beordert, wo er in den Gefechten des 8. und 9. Februars 1814 am Mincio die Vorposten des rechten Flügels der Armee commandirte.

Mit erfolgtem Frieden erhielt Paumgarten eine Brigade in Siebenbürgen, und als diese kurze Ruhe gestört wurde, den Befehl, mit derselben an den Rhein aufzubrechen. Als er mit der Armee aus Frankreich in die österreichi-

schen Staaten zurückkehrte, übernahm er sein früheres Brigadecommando in Herrmannstadt. Hier verehelichte er sich 1817 mit der Tochter eines dortigen Patriciers von Hierling, aus welcher Ehe zwei Söhne und eine Tochter hinterblieben.

Um diese Zeit dehnte die Gnade des Monarchen den dem jetzigen Generalmajor Johann Baron Paumgarten durch den Maria-Theresien-Orden zu Theil gewordenen Freiherrnstand auf die andern Brüder aus und unser Paumgarten wurde noch besonders im Jahre 1826 auch in den siebenbürgischen Adelsstand erhoben. Neben seinen Dienstesgeschäften fand er noch hinlängliche Muße für andere Gegenstände. So z. B. legte er ein eignes kleines Gestüt an, welches, unter seiner verständigen Leitung, den gewünschtesten Fortgang nahm. Seine Beförderung zum Feldmarschallieutenant im Jahre 1824 zog ihn aus Siebenbürgen zuerst mit der Bestimmung nach Prag und später nach Tarnow in Galizien. Als er hier von einer Wassersucht befallen wurde, unternahm er 1826 eine Reise nach Wien, um da unter geschickter ärztlicher Behandlung Hilfe zu suchen, allein umsonst.

Paumgarten genoß, bei kleinem Körperbaue, bis zum letzten Jahre seines Lebens eine dauerhafte Gesundheit. Sein feuriges, nie ruhendes Auge erhöhte den geistvollen Ausdruck seiner regelmäßigen Gesichtsbildung. Er war vorzüglicher Mathematiker und Sprachkenner, in allen militairischen Wissenschaften erfahren, und mit einem ebenso schnellen als überaus richtigen Überblick begabt. Im J. 1802 erschien von ihm eine Abhandlung über den Vorpostendienst. Mehre militairische Abhandlungen sind von ihm höheren Stellen übergeben.

Er war leutselig, freigebig, mäßig, fröhlich, leicht auflodernd, aber ebenso schnell wieder versöhnt. Die Wahrheit hatte an ihm einen muthigen, unbefangenen Verkünder[3]). (*Albert Freih. v. Boyneburg Lengsfeld.*)

PAUNAT, Flecken im französischen Dordognedepartement (Périgord), Canton St. Alvère, Bezirk Bergerac, liegt $9\frac{1}{4}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 912 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAUNCHE. Unter diesem Namen wird ein Stamm freier Indianer im nordamerikanischen Freistaate Missouri aufgeführt, wo er sich, gegen 3000 Seelen stark, am Yellow-Stonefluß aufhält. (*Fischer.*)

PAUNGULL, District in der vorderindischen Provinz Hyderabad, welcher im Norden, Nord- und Südosten, sowie im Süden von den Districten Ghunpoor, Dawurconda, Balaghaut und Bejampoor begrenzt wird. Die gleichnamige, durch ein Fort vertheidigte Hauptstadt dieses Districtes liegt unter 16° 11′ nördl. Breite und 96° 11′ östl. Länge. (*Fischer.*)

PAUPERIES, bei den Römern Bezeichnung der Armuth, in der alterthümlichen Sprache der Gesetze aber des durch Hausthiere angerichteten Schadens (*Fest.* p. 220 *Müll.*: Pauperies damnum dicitur, quod quadrupes facit). Das Zwölftafelgesetz hatte die Bestimmung, daß, sobald durch ein Hausthier ein Schaden angerichtet würde, dann der Eigenthümer desselben dem Beschädigten entweder den Schaden ersetzen oder das Thier ausliefern solle. Die Klage, welche der Beschädigte zur Erlangung dieser Genugthuung anstellte, hieß actio de pauperie; sie fand aber nur statt, wenn die Verletzung von einem Hausthier, nicht wenn sie von einem wilden Thiere verübt worden war und selbst in jenem Fall nur, wenn der Act nicht aus der gewöhnlichen Natur des Thiers zu erklären war, sondern aus einer seiner sonstigen Natur widerstreitenden Wildheit hervorgegangen war. Vergl. die Stellen bei Dirksen, Die Zwölf Tafeln. S. 532 fg. (*H.*)

3) Österreichische militairische Zeitschrift (Wien 1829). Dritter Band, S. 52.

PAUPERISMUS, ein dem lateinischen Worte pauper (arm) zuerst in England nachgebildetes, neuester Zeit nach Teutschland übergegangenes, der classischen, ja selbst der mittelalterlichen Latinität unbekanntes Wort, das den Zustand der Armuth ganz im Allgemeinen, oder für einen Complex von Menschen im Allgemeinen, für einen Staat, ein Volk, ein Land, eine Stadt im Allgemeinen bezeichnet, während das Wort Armuth auch von einzelnen Menschen gebraucht wird. Jener Ausdruck ist in Teutschland beinahe erst üblich geworden, seitdem der Artikel Arme nebst seinen Zusatzartikeln im gegenwärtigen Werke (1. Sect. 5. Th. S. 350 fg.) bearbeitet worden ist. Seitdem hat sich die Literatur diesem Gegenstande mehr als je zugewendet und ihn besonders von dem höhern, dem nationalökonomischen Gesichtspunkt aus behandelt, den der Ausdruck Pauperismus selbst, im Vergleiche mit Armuth, einnimmt. Daher pflegt man durch ihn jetzt auch die Theorie der Armuth zu bezeichnen. Die Literatur desselben aber begreift alle diejenigen Werke mit, welche der Armenversorgung, Armuthsabhilfe ꝛc. gewidmet sind. Eine umständlichere Aufzählung der einzelnen Schriften würde bei der Menge derselben, mit der wir neuerlich überschüttet worden sind, die Grenzen dieses Artikels überschreiten. Wir verweisen daher nur, so weit wir nicht nachstehend die einzelnen Werke selbst anziehen werden, mit der Bemerkung, daß freilich diese Materie in sehr viele Branchen der Staatswissenschaften einschlägt, rücksichtlich der ältern Literatur auf die umständlichen Verzeichnisse in der Krünitz'schen Encyklopädie [1]) und dem ältern Weber'schen Werk über Armenwesen [2]). Neuerlich hat sich, wie gedacht, diese Literatur unendlich vermehrt, namentlich durch eine Fluth von einzelnen Brochüren [3]).

1) Krünitz, Ökonomische Encyklopädie. 2. Th. (Berlin 1782.) u. d. W. Arme. S. 416 fg. 2) Weber, über das Armenwesen und die Armenpolizei. (Göttingen 1807.) S. 12 fg. 3) So weit sie nicht in der Folge dieses Artikels besonders genannt und genutzt sind, erwähnen wir unter andern nur: Wie ist Armuth in den teutschen Staaten zu verhüten und dagegen allgemeiner Wohlstand zu verbreiten trotz aller Einwendungen? ꝛc. ꝛc. (Quedlinburg 1836.) (Ein gemüthliches Schriftchen mit allerhand Vorschlägen für Verbesserung des Handels und Gewerbes, in der Hauptsache mit dem Vorschlage zu einer großen Actiengesellschaft. Weit vorzüglicher aber ist die, besonders auch die Verweisung der Armen an die Gemeinden richtig limitirende, freilich hauptsächlich Preußen im Auge haltende Schrift von) Jahr, Über Armenwesen, heimathliche Verhältnisse in Beziehung auf dasselbe, Übersiedelung und die darüber ergangenen Gesetze ꝛc. (Berlin 1837.) Wilberg, Stoff zum Nach-

Wenn wir erwähnen, daß wir z. B. in den Julius'schen Jahrbüchern am Schlusse des Jahres 1833[4]) allein ein zwei volle Seiten haltendes Verzeichniß solcher Schriften finden, die im gedachten Jahre über den speciellen Gegenstand des Armenwesens, die übrigen in die Pauperismuslehre einschlagenden Schriften ungerechnet, erschienen sind, daß in dem Duchatel-Naville'schen Werke[5]) allein 19 Seiten das Verzeichniß derjenigen Schriften füllt, deren sich Naville bei seiner Arbeit bedient hat; so wird dies ebenso wol einen Begriff von der Reichhaltigkeit der diesfallsigen Literatur, als Winke darüber geben, wo man sich in dieser Hinsicht am besten unterrichten kann[6]). Eine, wenngleich der ganzen Tendenz nach, nicht vollständige Übersicht der interessanteren Erscheinungen der neuern Literatur in diesem Fache gibt uns von Rotteck[7]). Allen andern Nationen sind die Engländer darin vorangegangen[8]). Freilich dankt ihnen auch der Pauperismus seine Hauptpflege, und man irrt nicht, wenn man England als die Pflanzschule desselben annimmt. In Teutschland, wo man immer die Sachen bei der Wurzel zu fassen sucht, hat man vor allen Dingen gefragt: Ist denn das Schreien über Pauperismus auch wirklich gegründet? Und dieser Frage sind eine Menge einzelner Schriften sowol[9]), als in mehren größern Werken Hauptabtheilungen derselben[10]) gewidmet. Nachdem nämlich schon im Monat Juli 1835 in Frankreich die Société de la morale chretienne die Preisfrage: Durch welche Mittel kann man dem Elende der arbeitenden Classe abhelfen und ihren Wohlstand befördern? gestellt, Emil Bères unter vielen ungenügenden Beantwortungen derselben doch noch die genügendste geliefert und daher den Preis erhalten hatte[11]); so setzte die in der Note 9 genannte Akademie einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage, welche die dabei bemerkten Schriften als Titel führen. Ähnliche damit zusammenhängende Fragen wurden von andern gemeinnützigen Gesellschaften aufgeworfen. So von den Vorstehern des landwirthschaftlichen Vereines zu Nossen: Was ist Ökonomie? und auf welche Weise ist die Ökonomie auf die ihr gebührende Stufe der Bedeutsamkeit zu erheben? wodurch allerdings dem Pauperismus mächtig entgegengearbeitet werden würde. Unerinnert können wir nicht lassen, daß in Frankreich schon zu Ende des vorigen Jahrzehends „die Mildthätigkeit nach ihren Grundsätzen, nach ihrem verschiedenen Wirken und nach ihrem Einfluß auf die Sitten und auf die Organisation der bürgerlichen Gesellschaft," der Gegenstand einer von der französischen Akademie gestellten Preisfrage war[12]). Allein wie sich nach dem bereits Gesagten schließen läßt, übertrafen die Forschungen über diesen Gegenstand in England die aller andern Nationen. Wir können freilich selbst

---

denken über Armenversorgung und über einige mit derselben verbundenen Gegenstände (Elberfeld 1838). Heinse, Worin hat die immer mehr überhand nehmende Armuth vorzüglich ihren Grund und wie ist derselben abzuhelfen? ꝛc. (Rudolstadt 1839). Alexander Müller, Über die Aristokratie des Geldes, den Ultra-Industrialismus und den Pauperismus ꝛc. (Heilbronn 1839.)

4) Julius, Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge. 10. Bd. (Berlin 1833.) S. 371. 5) Das Armenwesen nach allen seinen Richtungen als Staatsanstalt und als Privatwerk, frei nach den französischen Preisschriften des ꝛc. Duchatel und ꝛc. Naville, von einem teutschen Staatsbeamten. (Weimar 1837.) S. 381 fg. Eine kurze, aber treffende Beurtheilung dieser Schrift findet sich in Pölitz, Neue Jahrbücher der Geschichte, der Staats- und Cameralwissenschaften, Februar 1838. S. 176 fg. (Leipzig 1838.) 6) Man sehe übrigens auch die Ersch'sche Literatur der Jurisprudenz und Politik (Leipzig 1828). 2. Abschn. Nr. 1048—1118. S. 471—477, ingleichen den schon erwähnten Art. Arme in der ersten Section S. 353. Note *). 7) v. Rotteck u. Welcker, Staatslexikon. 2. Bd. (Altona und Leipzig 1835) u. d. W. Armenwesen. S. 20. 8) An deren Spitze Malthus, dessen Ideen in Schmidt, Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism (Leipzig 1836) und in Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates (Tübingen 1832 u. 1833), 1. Bd. S. 70 fg., aufgenommen sind, gab zuerst Essay on the principles of population (London 1798) heraus, welche Grundsätze, in den folgenden Ausgaben (1803 u. 1817) sehr verändert und erweitert, in seinem im J. 1807 erschienenen Schreiben an Whitbread über den Antrag desselben auf Veränderung der bestehenden Armengesetze angewendet wurden. Namentlich enthält die zweite Ausgabe jenes Werkes seine Lehre über die Verhinderung der Übervölkerung (preventive cheks). Seinen Schriften über den Einfluß der englischen Getreidebill auf Ackerbau und Wohlstand des Landes (1814 u. 1815) folgte unter andern sein Hauptwerk: Principles of political economy (London 1820) und seine Definitions on political economy (London 1827). Außer seinen frühern Gegnern sind besonders zu bemerken: *Everest*, New ideas on population, with remarks of the theories of Malthus and Godwin (London 1823 2. Ausg. Boston 1826) und *Sadler*, The law of population (London 1830), wogegen die Malthus'schen Grundsätze vertheidigt wurden von *Nassau William*, Two lectures on population (London 1831). Für England ist neuerlich auch vorzüglich merkwürdig die von Chemin Dupontis und Michel Chevalier in das Französische übersetzte Schrift des Chefs des Bureaus der Handelsstatistik zu London, Porter, über die Fortschritte Großbritanniens in Bezug auf Bevölkerung und Production. Minder bekannt ist die Schrift über Armengesetze ꝛc. von dem im Mai 1839 zu London gestorbenen Patrick Brady Leigh, Esq.

9) Unter andern: Kolb, Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit gegründet; welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar? (Speier 1837.) Von Baur ist eine Schrift, von der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt unter 16 Concurrenten mit dem Preise gekrönt, (Erfurt 1838) herausgekommen, die in einer geschraubten Sprache nicht grade viel Neues bietet, den Zustand der jetzigen Zeit als sehr vortheilhaft schildert und unter Andern Armencolonien im Inland empfiehlt. Höher als diese Schrift dürfte die von Benedict (darüber vergl. die erwähnten Pölitz'schen Jahrbücher, fortgesetzt von Bülau, October, 1838. S. 380 fg.) und Siegfried Justus I. stehen, alle drei unter demselben Titel, den die Kolb'sche Schrift führt, da sie sämmtlich durch jene Preisaufgabe veranlaßt sind. (Beide letztern Leipzig 1838.) 10) J. B. Schmidt, Über die Zustände der Verarmung in Teutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen (Zittau und Leipzig 1837). S. 9. (Man vergl. hall. allgem. Lit.-Zeit. Ergzbl. Febr. 1840. Nr. 17. S. 129.) 11) Justus I. a. a. O. S. V. 12) Man vergl. die oben Note 9 angezogene Schrift von Justus I. S. III u. V. Durch die von der französischen Akademie gestellte Frage wurden die beiden Schriften veranlaßt: *Duchatel*, Considération d'Économie politique sur la bienfaisance etc. (1836), deren erste Auflage (1829) den Titel: De la charité etc. führte, und *Naville*, De la charité légale, de ses effets et de ses causes etc. (1836.) Wahrscheinlich verdankt ihr auch ihre Entstehung die neueste Schrift über diesen Gegenstand: *Desvaux*, De l'amélioration du sort de la classe pauvre, ou la charité considérée dans son principe, son application, son influence sur les moeurs et l'économie politique et sociale et des moyens de la rendre la plus utile et la moins à charge possible (Angers 1839).

bei nachstehender Darstellung nicht umhin, voraus auf das Schwankende und Unsichere der Zahlenverhältnisse aufmerksam zu machen, die als Resultate der statistischen Beobachtungen über den Pauperismus angegeben werden. Die Verschiedenheit der Schlüsse aus diesen Resultaten zeigt deren eigene Unsicherheit. Wenn z. B. von zwei ausgezeichneten Schriftstellern über den Pauperismus in England der Eine [13]) in zwei Bänden beweist, daß durch die Fortschritte der englischen Industrie die zunehmende Bevölkerung Englands ausreichende Subsistenzmittel erhalte, der Andere [14]) jenes steigende Wachsthum der Bevölkerung mit der regsten Besorgniß erblickt und meint, daß damit die Subsistenzmittel sich verringerten, die Lage des Handels immer unsicherer, die der arbeitenden Classe immer elender und armseliger werde, und wenn man überlegt, daß Beider Ansichten auf statistischen Beobachtungen ruhen, so kann die Unsicherheit der Letztern gewiß nicht glänzender bewiesen werden. Indessen ist es das Einzige, woran wir uns halten können, und wir müssen, unter Benennung unserer Autoritäten die Berichtigung dieser Angaben der Zeit und weitern Forschungen überlassen.

Eine Geschichte des Pauperismus hier aufzustellen, würde die Grenzen dieses Artikels überschreiten, und wir glauben daher unserer Aufgabe zu genügen, wenn wir hier nur den sehr zweckmäßig verfertigten Auszug wörtlich wiedergeben, der sich in einem neueren Journal [15]) aus der nachher näher zu charakterisirenden Schrift des Fürsten von Monaco findet. „Der Prinz," heißt es dort, „sucht mit scharfem Forscherauge das Bettelwesen in der Geschichte aller Völker auf, wandelt durch die Reiche der Hebräer, Ägypter, Assyrier, entwickelt die einschläglichen Gesetze und Maßregeln der römischen Jahrhunderte, der griechischen Staaten gegen dieses ꝛc. Übel. Er bemerkt, daß in neuern Zeiten das Bettelwesen da nur selten vorkomme und in keinem Falle zu einem bedenklichen Umfange anwachsen könne, wo eigentlich die ganze Volksmasse nur in zwei Classen zerfalle, in die der Besitzenden und die der im Besitz Anderer Befindlichen (der Leibeigenen, Sklaven); wie dies in den Colonien mit Sklaven, in Rußland, Polen ꝛc. der Fall ist; ꝛc. Niemand wird damit behaupten wollen, daß Sklaverei und Leibeigenschaft Wohlthaten für die Menschheit sind; aber Niemand wird auch in Abrede stellen können, daß sie nicht dem Elende der Bettelarmuth vorzuziehen sind. Der Prinz geht nun zu den Wilden, überblickt den Zustand der Wandervölker, dann der in Stämme sich theilenden Nationen, wie der Tscherkessen, Tataren, Araber ꝛc. Er findet auch hier keine eigentliche Bettlerarmuth, weil bei jeder Eintheilung in Stämme und Familien im Allgemeinen ein gewisses Besitzthum vorausgesetzt wird, gegenseitige Unterstützung unvermeidlich ist ꝛc." So kommt endlich der Fürst auf die Zustände Europa's. Dabei ist freilich die Geschichte des Mittelalters ganz übergangen, wo jedoch nach dem, was wir schon über den Pauperismus gesagt haben, derselbe sich nicht so zeigen konnte, wie jetzt. Indessen fehlt es uns doch nicht an Documenten darüber, daß Bettelei auch der damaligen Generation nicht fremd war [16]).

Schon die Zahl der Armen in **Europa** überhaupt wird auf das Verschiedenste angegeben. In den gewöhnlichen Journalen findet man dessen Bevölkerung in der Regel zu ungefähr 170—180 Millionen, die Zahl der Armen darunter zu ungefähr 18 Millionen berechnet [17]). Der bekannte Villeneuve-Bargemont [18]) dagegen nimmt die Zahl der Armen nur zu einem Zwanzigtheile ($1:20\frac{8}{10}$) der Gesammtbevölkerung Europa's, zu 10,797,333 an, und zwar mit 1:6 für die ackerbauende, 5:1 für die gewerbtreibende Classe; Bettler glaubt er in Europa 1,121,763 zu finden. Freilich aber berechnet er die Bevölkerung Europa's, ganz abweichend von obigen Voraussetzungen, zu 226,745,000 [19]), — eine Annahme, die den Ansichten der ausgezeichnetsten Geographen [20]) bedeutend näher kommt, als obige. Indessen ist diesem berühmten Schriftsteller, z. B. in Bezug auf Schweden, von Stockholm selbst aus [21]), nachdrücklich widersprochen worden, wenn er die schwedischen Armen nur zu 154,000 angibt, während sie, amtlichen fünfjährigen Tabellen zufolge, sich auf wenigstens 350,000 belaufen sollen.

Unter allen Staaten Europa's steht **Großbritannien**, wie schon erwähnt, in Hinsicht auf das Elend des Pauperismus oben an. Mit dem Aufschwunge der Industrie in den neuern Zeiten zu einer noch nie gesehenen Höhe konnte es nicht fehlen, daß dem Landbauer mancher Nebengewinnst entzogen wird, daß der mit wenigen Fonds versehene Handwerksmeister — eine Classe von Staatsbürgern, die den achtbaren, redlichen Mittelstand bildete — zum armen Fabrikarbeiter herabsinkt und daß sich die Staatsgesellschaft immer mehr in zwei Classen theilt, in wenige Reiche und „ein Heer von aussichtslosen Proletariern [22])." Diese letzte bedrohliche Classe wächst immer höher heran und erscheint als verbrecherisch, zucht- und sittenlos. Vorzüglich und am grellsten trat dies in **England** hervor und veranlaßte zunächst die oben schon erwähnten Malthus'schen und die ihnen folgenden, ihnen zum Theil begegnenden, zum Theil in den Resultaten widersprechenden Forschungen. Man kann in England unstreitig — und so findet man es in den meisten Schrif-

13) *J. S. Eisdell*, A treatise on the industry of nations. 14) *J. Symons*, Arts and artisans at home and abroad. 15) In den nachstehend näher angegebenen Bran'schen Miscellen. 1840. 2. Heft. S. 196 fg.

16) Vergl. den Aufsatz in Schreiber's Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Südteutschland (Freiburg 1839). S. 330—343: Bettlerindustrie um das Jahr 1475, Auszug aus Joh. Knebel's handschriftlicher Chronik auf der Stadt und Universitätsbibliothek zu Basel. 17) Bran, Miscellen der ausländischen Literatur. 1836. 3. Heft. S. 571. Gesellschafter. 1835. 183. Bl. S. 906 ꝛc. ꝛc. 18) Economie politique chretienne, ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe (Bruxelles 1837). 19) Ausland 1835. Nr. 65. S. 259. 20) Z. B. in Stein's Handbuch der Geographie und Statistik. 1. Bd. (Leipzig 1833.) S. 59 wird sie zu 216,500,000 Seelen berechnet. 21) Leipziger Zeitung 1835. Nr. 97. S. 1193. 22) Der Pauperismus von Bülau (eine der vortrefflichsten Abhandlungen über diesen Gegenstand, der wir im vorliegenden Artikel vorzüglich gefolgt sind) in der teutschen Vierteljahresschrift. Januar bis März 1838 (Stuttgart und Tübingen). S. 88 fg.

ten angenommen — auf 100 Einwohner wenigstens zehn Arme rechnen, wenn man z. B. erwägt, daß, nach einer Angabe der revue britannique, allein in London 20,000 Menschen als Diebe, Betrüger und Gauner leben, 20,000 Abends nicht wissen, was sie morgen machen sollen, und 16,000 als Bettler vegetiren. Viele Schriftsteller nehmen dort die Zahl der Armen höher, nämlich 16 von 100, an, indem sie unter den ungefähr 18 Millionen Einwohnern drei Millionen Arme finden[23]). Villeneuve stellt rücksichtlich der Bettler in England das Verhältniß 1 : 117 in Bezug auf die Bevölkerung auf. Der Grund des dortigen Pauperismus dürfte hauptsächlich darin liegen, daß in England sich die Zahl der nicht producirenden Einwohner in derselben Maße mehrt, als sich die der Ackerbauenden mindert. Der schlechte Zustand der Letztern trägt die Schuld davon. Ob es gleich ein anerkannter Grundsatz ist, daß die Bevölkerung mit dem Wohlstande wächst; so finden wir doch in England die auffallende Erscheinung, daß, während dort in den letzten 30 Jahren die Bevölkerung im Ganzen um ungefähr 50 p. C. wuchs, dieselbe grade in den Städten, wo die meisten Maschinen, also die Hauptveranlassungen zur Herabdrückung des Mittelstandes in die Classe der Proletarier, sind, in Nottingham und Birmingham um 75 und 90, ja in Manchester und Glasgow um 150 und 160 p. C. sich mehrte[24]). Wie sehr die [besonders seit dem Jahre 1811 bemerkte[25])] Verkleinerung der den Ackerbauenden angewiesenen Landstriche auf diese Menschenclasse nachtheilig wirkt, zeigt sich durch eine Vergleichung des Zustandes von Irland in dieser Hinsicht mit dem Zustande von England. Ein zu diesfallsigen Prüfungen besonders niedergesetzter Comité berichtete, daß Irland um das Jahr 1836 2,385,000 Menschen zählte, die für ihren Unterhalt nur auf Almosen angewiesen waren, und er glaubte den Grund davon darin zu finden, daß es in Irland für 14,000,000 Acres Land 1,131,715 Feldarbeiter, in England dagegen für 34,250,000 Acres nur 1,055,982 Arbeiter gibt[26]), sodaß auf einer gleichen Strecke Landes in Irland fünf, in England zwei Menschen arbeiten. Doch noch klarer zeigt sich das Verhältniß der ackerbauenden Classe als Grund der traurigen Erscheinungen in Großbritannien, wenn man den Zustand des dortigen Ackerbaues selbst betrachtet. In England und besonders in Irland hat der Bauer selbst kein Eigenthum am Grund und Boden. Er ist Pachter (Tenant) des großen Ländereibesitzers, dem er das jährliche Pachtgeld (Rent) um jeden Preis zu bezahlen und danach das Land möglichst auszusaugen suchen muß, ohne daß ihn die geringste Anhänglichkeit an den Boden, der ihn nährt, fesselt. In England gestaltet sich dies etwas erträglicher als in Irland durch den Gebrauch, daß der Gutsherr gewöhnlich den Sohn im Pachte des Vaters läßt. Dennoch ist das nur eine Gnade, wenn er es thut, und der eigentliche Grundbestand des freien Volkes, der Landbauer, lebt so von der Gnade einiger wenigen Reichen ohne Selbständigkeit und ohne Sicherheit für seine Existenz. Wehe aber, wenn die reichen Grundbesitzer, wie in Irland, von ihrem eigentlichen Rechte Gebrauch machen, ganze Massen von Familien von Haus und Hof jagen und sie dem Hungertode Preis geben, falls Letztere nicht bei ihren armen Nachbarn — denn die Reichen nehmen sich ihrer nicht an — ein kümmerliches Unterkommen finden. So hat sich die Zahl der kleinen Grundbesitzer überall gemindert, in einigen Provinzen sind sie ganz verschwunden. Der kleine Pachter (Yeoman) ist zum bloßen Taglöhner, häufig zum hilfsbedürftigen Armen herabgesunken[27]). Im J. 1835 wurde bei einer, zur Berathschlagung darüber, wie den unglücklichen Ausgetriebenen zu helfen sei, im Clamgath, Carlowshire gehaltenen Versammlung von einem katholischen Geistlichen berechnet, daß in der letzten Zeit 249 Familien mit 1383 Personen und darunter 316 Witwen und Waisen auf diese Art von den Landlords fortgejagt worden waren. Nur der Viscount Beresford versetzte mit Einem Male 86 Familien, bestehend aus 492 Personen, darunter 112 Witwen und Waisen, in diesen Zustand[28]). Glaubt man aber, daß dies durch die großen öffentlichen Speisungen, die für die Armen, zum Prunke der Spender (Herzog von Devonshire, Graf von Burlington, Herzog von Wellington ꝛc.) veranstaltet werden, ausgeglichen würde, so irrt man sehr. Dadurch daß der Arme Einen Tag lang schwelgt, fühlt er sich für das übrige Hungerjahr desto unglücklicher. Die Hälfte des Aufwandes für diese Speisungen, wenn sie zur wahren Verbesserung des Zustandes dieser Unglücklichen verwendet würde, nützte zehn Mal mehr als der ganze Betrag derselben. Denn die Folgen jener unglücklichen Ereignisse, des Hungers und Kummers, Krankheiten, können nicht ausbleiben und müssen namentlich unter den Fabrikarbeitern um so schrecklicher einreißen, je ungesunder die Höhlen selbst sind, in denen diese unglücklichen Werkzeuge und Opfer der Geldgier eingesperrt sind. Aus den durch die öffentlichen Zeitschriften bekannt gewordenen Berichten der Vorsteher der Armenpflege geht hervor, daß in mehren Straßen Londons, z. B. Bethnal Green und Whitechapel, ununterbrochen Fieber unter diesen Menschen herrschen, weil es da, so wie in den Arbeitshäusern, an Raum, Lüftung und Abzugskanälen fehlt. In dem Arbeitshause in Whitechapel schliefen 104 Mädchen mit vier Aufseherinnen in einem Dachraume, der 88 Fuß lang, 16 Fuß breit und 7 Fuß hoch war, vier bis fünf in Einem Bette[29]). Und alles dies zeigt sich in England, wo bis jetzt die geregeltste Armenpflege unter allen größern Nationen herrscht. So lange nämlich das Leibeigenschaftsverhältniß bestand, mußte der Gutsherr für den Unter-

23) Lawätz, über Armencolonien (Altona 1821). S. 10. Früher hatte dieser Verfasser schon eine allgemeine Schrift, den Pauperismus betreffend, herausgegeben unter dem Titel: über die Sorge des Staats für seine Armen und Hilfsbedürftigen (Altona 1815). 24) Bran a. a. O. 1839. 10. Heft. S. 139 in der in Note 48 nachstehend angezogenen Abhandlung. 25) Blätter für literarische Unterhaltung, 1839. Nr. 201. S. 815. 26) Ausland, 1836. Nr. 215. S. 860.

27) Bran, Miscellen, a. a. O. 1839. 8. Heft. S. 276. 28) Leipziger Zeitung 1836. Nr. 6. S. 58. 29) Leipziger Allgemeine Zeitung. 1838. Nr. 208. S. 2526.

halt des verarmten Unterthan sorgen. Als aber unter Eduard III. die Gutsherren wegen des Aufkommens der Manufacturen und Fabriken sich veranlaßt fanden, ihre Leibeigenen zu entlassen, trat der Pauperismus mit aller Gewalt hervor und nöthigte zu gesetzlichen Maßregeln [30]). Schon im J. 1338 ward in England festgesetzt [31]), daß jährlich eine gewisse Summe aus den Beneficien der Kirche zur Versorgung der eingepfarrten Armen entnommen werden solle. Durch Gesetz wurde eine Arbeitstaxe bestimmt, Arbeitsfähigen wurde das Betteln und den Wohlhabenden das Almosengeben untersagt. Im J. 1360 erhob das Parlament diese Verordnung zum Gesetz und im Jahre 1378 bestätigte Richard III. dasselbe. Allein bald schon reichten obgedachte Hilfsquellen nicht mehr für die Bedürfnisse der Armen hin und man sah sich unter Heinrich VII. (1496) genöthigt, die Strenge der Gesetze zu mildern. Durch die den großen Grundbesitzern gegebene Befugniß, ihre Besitzungen zu veräußern, und durch Aufhebung vieler Klöster vermehrte sich die Anzahl der Armen unglaublich, und so entstand unter Heinrich's VIII. Regierung eine enorme Menge von Bettlern. Daher finden sich unter dieser Regierung nicht nur kräftige Vorschriften wegen Unterstützung der bedürftigen Armuth, sondern auch an das Grausame anstreifende Verordnungen gegen den muthwilligen Bettler. Das 27. Gesetz jenes Königs weist die Prediger an, die Freigebigkeit des Volkes für alte und kranke Arme in Anspruch zu nehmen und dasselbe zu Verschaffung der nöthigen Mittel für den Staat, Behufs der Beschäftigung arbeitsloser Armer, zu ermahnen. Eigene Commissäre wurden zu Einsammlung der zu diesem letzten Zwecke nöthigen Beiträge angestellt und es wurde in jenem Gesetze verordnet: „daß jeder arbeitsfähige Bettler beim ersten Delicte gegeißelt werde, beim zweiten solle man ihm das rechte Ohr abschneiden und im Wiederholungsfalle bis zu den nächsten Assisen (ihn) ins Gefängniß werfen, um daselbst als Vagabund und Taugenichts gerichtet und im Falle der Verurtheilung als der Felonie schuldig und Feind der Gesellschaft bestraft zu werden (as a felon and an enemy of the commonwealth) [32])." Durch den Ruin der religiösen Gemeinden im Jahre 1539 ward dieser Zustand der Dinge nur noch verschlimmert. Unter der Königin Elisabeth, in deren 43. Regierungsjahre (1600), wurde durch ein Gesetz den Armencommissairen die Befugniß ertheilt, ihre Gemeinden so weit mit Armensteuer zu belegen, als erfoderlich sei, um den arbeitsunfähigen, alten und schwachen Armen Unterhalt und den Arbeitsfähigen, welche nicht lohnende Arbeit genug zu ihrem und der Ihrigen Unterhalt fänden, Beschäftigung zu sichern. So entstand die Armentaxe (poor tax), unter der man den Inbegriff der zu Bestreitung der Ausgaben jedes Kirchspiels erhobenen Auflagen versteht und wovon im Durchschnitt $\frac{6}{7}$ auf die Armenpflege verwendet werden. In der Regel hat jedes Kirchspiel seine besondere Erhebung und Verwaltung der Armentaxe, und diese Kirchspielsteuer wird entrichtet vom Grundbesitz, Miethzins, Fabriken und Manufacturen. Zahlungspflichtig ist eigentlich jeder Grundbesitzer und Wohnungsinhaber, doch in manchen Kirchspielen nur von einem gewissen Werth an und mit mehren Ausnahmen. In Liverpool, das, nach einem an das Parlament erstatteten Berichte Brougham's, unter 80,000 Einwohnern 27,000 Arme hat [33]), sind von 20,000 steuerpflichtigen Personen 13,000, in Manchester von 16,000 Steuerpflichtigen 12,000, hingegen ist in Stockport Niemand ausgenommen [34]). Anfangs und so lange man bei den Worten des Elisabethin'schen Gesetzes blieb, wirkte dasselbe gut. Noch unter der Regierung Georg's II. war die gesammte Armensteuer nicht höher als 730,000 Pf. St. Allein schon im Jahre 1775 hatte sich die Summe verdoppelt [i. J. 1776 1,530,800 Pf. St. [35])], und von da an war sie unausgesetzt im Steigen (in dem überall in Europa für die Armuth furchtbaren Jahre 1817 beinahe 197 Millionen Franken [36])], sodaß die drei Jahre 1831—33 die Durchschnittssumme von 172 Millionen Franken lieferten. Doch sind auch in alle dem die Angaben sehr verschieden. Man behauptet unter andern [37]), daß blos in den Jahren 1805—12 die Zahl der Dürftigen in der unverhältnißmäßigen Progression fünf auf sechs gestiegen sei, die Armentaxe deshalb von sieben auf zehn Pfund habe erhöht werden müssen, ja daß sie sich nach Oddy in achtzehn Jahren verdoppelt, nach Lamb's öffentlicher Erklärung im Parlament auf acht Millionen, und nach Soden [38]) sogar auf zehn Mill. Pf. St. erhöht, da sie 200 Jahre vorher nur etwa 186,000 Pf. St. betragen habe. Nach Riem's Angaben werde der jährliche Zuwachs der Armen auf 60—70,000 Menschen geschätzt, und die Totalsumme der Unterstützung begehrenden Armen von Colquhoun zu etwa zwei, von Oddy $2\frac{1}{2}$, von Soden drei Mill., also von den 18 Mill. Einwohnern zu etwa 16 Dürftigen auf 100 Bemittelte angegeben. Im J. 1807 führte z. B. Calcraft in einer Parlamentsrede an, daß von den 575 Einwohnern des Fleckens Devonshire 419 Unterstützung erhielten, und zu Anfang des 1820. Decen-

30) Duchatel und Naville a. a. O. S. 40 fg. 31) Wir sind rücksichtlich dieser historischen Momente vorzüglich der in den schon angezogenen Bran'schen Miscellen. 1839. 8. Heft. S. 240 fg. befindlichen Abhandlung gefolgt. 32) Auf welchen Quellen die Journalnachricht, daß damals 72,000 durch die Verzweiflung zu Verbrechen getriebene Arme gehenkt worden seien (Allgem. Modezeit. 1839. Nr. 48. S. 384) beruhe, und ob sie gegründet sei, müssen wir an seinem Orte gestellt sein lassen.

33) Lawätz a. a. O. §. 5. S. 8. 34) Duchatel und Naville a. a. O. S. 43 und 44. 35) Nach einer andern Berechnung bei Macfarlan in der Note 47 nachstehend angezogenen Schrift S. 138 betrug die Totalsumme des von Ostern 1775 bis dahin 1776 in allen Kirchspielen, von welchen Berichte eingelaufen waren, erhobenen Geldes 1,720,316 Pf. St., wovon nur 137,615 Pf. St. zu andern Zwecken, als für die Armen, das Übrige aber zu mit dem Armenwesen verwandten Zwecken ausgegeben worden ist. Der bekannte Gilbert glaubt wegen der von mehren Kirchspielen ermangelnden Berichte die Summe von 2 Mill. Pf. St. als Totalsumme annehmen zu müssen. 36) Nach einer andern Angabe 325 Mill. Fr., sodaß sie z. B. in Sussex die Hälfte des gesammten Einkommens erreichte; Bran, Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur, 1840. 2. Heft: über Verarmung, Auszüge aus Du Pauperisme en France etc. Par le Prince de *Monacco*. p. 202. 37) Lawätz a. a. O. S. 9. 38) In der Nationalökonomie. 8. Bd. S. 81.

niums wurde durch die Verhandlungen des Parlaments bekannt, daß London, welches über 800,000 Pf. St. an die Armen spendete, bald mehr zahlen müsse, da man bereits 120,000 bettelnde Kinder in den Straßen zähle [39]). Im J. 1834 wurde der Beitrag zur Armentaxe in England auf den Kopf zu 10 Fr. 50 Ct. berechnet [40]). Sei nun von allen diesen, großentheils officiellen, Angaben wahr, was es wolle; so veranlaßte endlich der Totaleindruck aller dieser Bemerkungen, Berechnungen, Untersuchungen im Jahre 1834 die Niedersetzung einer besondern Commission zur Prüfung dieser Angelegenheit; der Bericht darüber wurde veröffentlicht und unter dem 14. August jenes Jahres wurde ein Gesetz zur Verbesserung und bessern Anwendung der Armengesetze in England erlassen. Offenbar waren die Willkür, mit der die frühern Gesetze angewendet wurden, und die Unterstützungen, welche die Armen erhielten, zu groß, um nicht zum größten Misbrauch und zu den enormen Ausgaberesultaten zu führen, die wir gesehen haben. „Im Hause (Arbeitshause) zu Kent erhielt der Arme wöchentlich drei bis fünf Mal Fleisch, Gemüse, so viel er essen wollte, und besseres Brod, als die Soldaten. Zu Margat erhalten die Armen wöchentlich vier Mal warmes Essen, Gemüse, so viel sie wollen, täglich ein Pfund Brod, eine Pinte Bier, und Sonntags ihren Pudding. Zu Bristol erhielt der Arme zum Frühstück Milchgrütze oder Milchreis, zum Mittagsessen ein Pfund Rind- oder Schöpsenfleisch, zu Shrewsbury zum Frühstück fette Bouillon, wöchentlich fünf Mal Fleisch, und täglich ein reichliches Abendessen. — Ein solches Regime muß nothwendig Abneigung gegen alle Arbeit und den Triumph des Pauperismus ꝛc. herbeiführen ꝛc. [41]). Müssen nicht zu Salisbury die 878 Bürger eine Masse von 2748 Armen erhalten? [42])" Man hat, indem man den täglichen Unterhalt, den sich ein Taglöhner in England verschaffen kann, zu Unzen Brod, Fleisch, Speck ꝛc. berechnet, sehr klar ausgeschlagen, daß der freie, arbeitsame Taglöhner auf dem Lande weniger (122 Unzen Brod, Speck, Fleisch wöchentlich) als der arbeitsfähige, sonach noch unterstützte Arme (151 Unzen, darunter auch Käse und Pudding), dieser weniger als der Verbrecher im Anklagestand (181 Unzen, darunter auch Grütze, Reis, Erbsen, Käse), ein solcher, blos im Anklagestand befindliche, weniger als der verurtheilte Verbrecher (239 Unzen), letzter weniger als der deportirte Verbrecher (330 Unzen), dieser vielmehr ungefähr drei Mal so reichliche Nahrung, als der ehrliche Taglöhner hat [43]). Da übrigens Armuth und Reichthum stets relative Begriffe sind, und z. B. in vielen Gegenden Teutschlands der Mann sich für wohlhabend erachten würde, der die Kost des gemeinen englischen Taglöhners führen könnte; so können wir hier die diesfallsigen officiellen Untersuchungen in England nicht unerwähnt lassen. Die darüber vernommenen Kirchspiele haben den möglichen jährlichen Erwerb eines Taglöhners, die kleinen Pachter mit einbegriffen, mit dem Erwerbe der Frau sammt vier Kindern von 5—14 Jahren zu 1060 Fr. angeschlagen. Es haben aber, nach den dortigen Localverhältnissen, 71 Kirchspiele, daß davon die Familie nicht existiren könne, 212, daß dies davon möglich sei, 125, daß die Familie dann nur ärmlich und ohne Fleisch, 491 endlich, daß sie davon recht anständig leben, sogar zuweilen etwas Fleisch kaufen könne, erklärt [44]). Am Besten werden die durch die frühern Gesetze eingerissenen Willkürlichkeiten sich, außer dem, was wir schon oben darüber erwähnten, aus den Beschränkungen ergeben, welche durch das neue Armengesetz von 1834 festgesetzt worden sind. Vor allen Dingen wurde dadurch die Unterstützung der Hausarmen nur als Ausnahme von der Regel gestattet, die Ernährung unehelicher Kinder wurde der Mutter zur Pflicht gemacht und die Versetzung der Arbeiter aus einem District in den andern wurde sehr erleichtert [45]). Die Willkür, mit welcher jedes Kirchspiel die Unterstützung seiner Armen regulirte, daher bald den Armen gewisse, nach den verschiedenen Orten ganz verschiedene Bedingungen bei Verabreichung der Unterstützung gestellt wurden, bald nicht, man bald an einem Ort arbeitsfähige Arme unterstützte, bald diese gar nicht, bald nur verheirathete Mannspersonen, bald nur solche, die mehre Kinder zu ernähren haben u. s. w., hat aufgehört, und man muß sich den Anordnungen der königlichen Commissarien unterwerfen. An der Spitze der Gesammtarmenverwaltung stehen drei vom König auf sechs Jahre gewählte, collegialisch organisirte Commissarien (the poor Law Commisseoners for England and Wales), welche die Vertheilung der Armenunterstützungen ordnen, doch ohne sich in die einzelnen Fälle zu mischen; sie können den Sitzungen der Vestrys (s. w. u.) beiwohnen und da, wiewol ohne Votum, ihre Ansicht sagen. Im Allgemeinen aber haben sie die oberste Leitung des Armenwesens, können daher Untersuchungen aller Art anstellen und Anordnungen treffen, müssen aber ihre allgemeinen Vorschriften der königlichen Genehmigung unterstellen und dem Parlament sowol darüber, als einen jährlichen Generalbericht erstatten. Vor 1834 hatte jede Pfarrei ein Collegium, welches die Armentaxe ordnete — Vestry. Alle Häuserbesitzer des Kirchspiels bildeten das offene Vestry (open Vestry); von diesen wurden Einige zur Repräsentation aller Hauseigenthümer bestellt (close, geschlossenes, Vestry), neben welchem ein auserwähltes (select) Vestry bestand, das sich im Fall einer Vacanz selbst ergänzte. Diese Vestrys wählten zu Besorgung der Details sogenannte Aufseher (overseers) — sämmtliche Beamte unentgeltlich, mit Ausschluß besoldeter Gehülfen der Letztern, die zuweilen gesetzt wurden. Alle diese Vestrys, mit Ausschluß der select Vestrys, sind durch die neue Acte aufgehoben. Die select Vestrys oder ein Collegium von Guardians (Friedensrichtern) unter Direction der königlichen Commissarien haben die Verwaltung. Die Guardians werden von den Taxpflichtigen

39) Nationalökonomie. 8. Bd. S. 85. 40) Bran a. a. O. 1839. 8. Heft. S. 286. 41) Ebend. 1840. S. 203. 42) Ebend. S. 202. 43) Diese Berechnung s. detaillirt nach E. H. Simon (Observ. recueillies en Angleterre 1835) in Bran a. a. O. 1839. S. 264 fg.

44) Bran a. a. O. S. 296. 45) Schmidt in der angeführten Schrift: über die Zustände ꝛc. S. 288.

bezahlt. Nur unter Leitung dieser Beamten werden die overseers noch zur Erhebung und Vertheilung der Gelder verwendet. So ist das Geschäft auf das Strengste geordnet und controlirt, und wenn hier die einzelnen Beschränkungen des neuen Gesetzes nicht sämmtlich einzeln aufgeführt werden können[46]); so läßt sich doch aus dem Gesagten von selbst der Geist des Ganzen ermessen. Die vortheilhaften Folgen hiervon haben sich auch schon sehr klar gezeigt. Während durch die frühere Einrichtung durch zu reichliches und an Unwürdige ausgetheiltes Almosen, die Zahl der Armen sich stets mehrte[47]); so sind die Arbeiter jetzt fleißiger und sparsamer geworden. Dies zeigt sich vorzüglich auch durch die vermehrten Einlagen in die Sparcassen[48]). Die Sparcassen überhaupt sind in England von weit größerm Einflusse als irgendwo in Bezug auf den Landmann. Denn bei der Unsicherheit seines Aufenthaltsortes und Besitzes, bei dem zur Übertragung des Besitzes des Grundeigenthumes dort eingeführten verwickelten und schwierigen Geschäftsgange hat es für den sparsamen Landmann weit mehr Reiz, sein etwa erübrigtes Geld in die Sparcasse zu legen, wo er auf sichere Zinsen rechnen kann, als sich ein kleines Stück Land zu kaufen. Auf diese Art wirken die übrigens so nützlichen Sparcassen, rücksichtlich der so sehr zu wünschenden Fixirung des Landmannes, nachtheilig[49]). Noch andere Vortheile der neuern Einrichtung des Armenwesens haben sich gezeigt. Der im Jahre 1837 erstattete Bericht des Secretairs der Armengesetzcommission weist in Bezug auf uneheliche Geburten nach, daß, während in dem Jahre bis zum 25. März 1835 den Pfarreien in England und Wales 71,298 uneheliche Kinder zur Last fielen, und 12,381 Bastarde angekündigt wurden, in dem am 25. März 1837 abgelaufenen Jahre die Zahl der Ersteren nur 45,135, die der Letzteren 4808 war, ohne daß sich Kindermorde und verheimlichte Geburten vermehrt hatten[50]). In **Schottland** finden beinahe dieselben Verhältnisse statt wie in England. Schon 1824 war die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Armentaxe unterworfen. Pfarrer, Kirchenälteste und Grundeigenthümer reguliren die ganze Sache und gegen ihre Vertheilung steht den Hilfsbedürftigen der Recurs an den Assisenhof (Court of Session) zu[51]). **Irland** ist das Land, worin der Pauperismus den herrschenden Zustand ausmacht. Alle die üblen Verhältnisse, die in England die stete Vermehrung des Pauperismus zur Folge haben, wirken dort in erhöhten Potenzen, und das dortige System häuft täglich alle Übel. Wie z. B. das traurige Ackerbausystem dort wirkt, sehen wir aus den neuesten Nachrichten. „Die Dublinpost meldet, daß Lord Hawarden kürzlich 30 Pachterfamilien von seinen Gütern fortgejagt und dem größten Mangel Preis gegeben hat. Ein Gleiches wolle so eben ein Geistlicher, Lloyd, mit 70 solcher Familien thun, und Lloyd Corbery habe es so eben mit neun Familien gethan, das mache also 109 Familien aus, die blos in der einzigen Grafschaft Tipperary ꝛc. aller Unterhaltsmittel beraubt worden[52])." Alle zur Verarmung führenden Mittel sind dort zusammengehäuft, daher buchstäblich der Hungertod unter der Nation wüthet. Die Stadt Cork zählt bei einer Bevölkerung von 107,000 Einwohnern[53]) 26,000 Bettler und 60,000 in dürftigen Umständen Lebende. „Zu Sunderland schmachten von 17,000 Einwohnern 14,000 im Elende ꝛc. Irland hat keine Mittelclasse"[54]). Das Elend hat da den höchsten Grad erreicht, zumal Naturereignisse zugleich vernichtend gegen die Einwohnerschaft wüthen. So war man auf die traurigsten Erscheinungen für den Winter von 1839—40 gefaßt, weil durch Überschwemmungen des vergangenen Sommers die irländischen Torflager so gelitten hatten, daß auch die Kälte verheerend gegen die hungernden Unglücklichen auftreten mußte. Auffallend zeigt sich aber auch dort die Schlechtigkeit der Willensrichtung bei den Armen. In Ingli's Reise in Irland wird erzählt: „In der Baronie Forth, wo der Arbeitslohn nicht höher ist, wie überall in Irland, und überhaupt keine begünstigenden Verhältnisse vorliegen, unterscheiden sich die Bewohner gleichwol, in Folge ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit, durch eine größere Reinlichkeit und durch eine weit geringere Armuth. Aber die Bevölkerung stammt von einer Colonie aus Südwales, und die ganze Charakterrichtung der Menschen ist eine andere, wie die der eigentlichen Iren[55])." Seit der Union von 1800 sollten 20 Jahre lang vom englischen Parlamente 47,284 Pf. St. Unterstützung für die Hilfsbedürftigen in Irland votirt werden. Diese Summe ist seitdem unaufhörlich im Steigen begriffen (im J. 1826: 171,261 Pf. St.)[56]). Durchgängig aber zeigt sich in den Staaten Großbritanniens der Nachtheil davon, daß der Arme ein Recht auf Unterstützung hat, daß er weiß, wie er unterstützt werden muß, wenn er hilfsbedürftig ist, da dies Bewußtsein die Nachlässigkeit, Trägheit, Sorglosigkeit, Unmoralität und den Leichtsinn der untern Classen auf die höchste Stufe steigert, zumal ihre Ehre durch den Empfang der Unterstützung nicht leidet. So wird, was den Pauperismus mindern soll und momentan mindert, die unerschöpfliche Quelle seiner Fortdauer und seiner Vermehrung.

46) Umständlicheres hierüber bei Duchatel und Naville a. a. O. S. 46 fg. 47) Macfarlan, Untersuchungen über die Armuth ꝛc. Aus dem Englischen von Garve (Leipzig 1785). S. 38 fg. 48) Schmidt a. a. O. S. 288. Die neuesten Berechnungen darüber besagen, daß das blos den Landarbeitern in den englischen Sparcassen gehörige Capital 400,000,000 Fr. betrug. Bran a. a. O. 1839. 10. Heft: Das Maschinenwesen mit Bezug auf den Wohlstand der arbeitenden Classe; nach dem Französischen von Arago. S. 156. 49) Bran a. a. O. 1839. 8. Heft. S. 278. In den Staaten unseres Erdtheils existiren 1160 Sparcassen mit etwa $493\frac{1}{3}$ Mill. Gulden Einlagen, wovon 73 Proc. im britischen Reiche, 10 Proc. in Frankreich, 6 Proc. in Österreich, 4,8 Proc. in den reinteutschen Staaten übergespart sind, besage des vortrefflichen Werkes vom Freiherrn von Malchus, die Sparcassen in Europa (Leipzig 1838). Man vergl. die Anzeige darüber bei Rau a. a. O. S. 140. 50) Leipziger Zeit. 1837. Nr. 274. S. 3490. 51) Duchatel und Naville a. a. O. S. 52.

52) Leipziger Zeitung. April 1840. Nr. 88. S. 1277. 53) Nach Stein, Handbuch der Geographie (Leipzig 1833). 1. Bd. S. 488. 54) Bran a. a. O. 1840. S. 200 u. 201. 55) Pölitz a. a. O., fortgesetzt von Bülau, September 1838, in der Abhandlung von Vollbrügge, Über die Ursachen der zunehmenden Verarmung in Teutschland. S. 247. 56) Duchatel u. Naville a. a. O. S. 85.

Ganz anders verhält sich die Sache in **Frankreich**, wo es zwar auch viele Arme gibt, doch der Zustand in dieser Hinsicht mit dem von Großbritannien gar nicht zu vergleichen ist. Allerdings wird das Elend der niedern Volksclassen als eine Hauptursache der Revolution von 1789 angesehen [57]), und die Masse der Armen findet sich in Frankreich nach den verschiedenen Zeiten nicht unbedeutend. Auch hier sind aber die Angaben sehr von einander abweichend. Paris zählte im Jahre 1813 unter 530,000 Einwohnern 102,856 Arme. Ungefähr 10 Jahre darauf rechnete man in Frankreich bei 30 Millionen Einwohnern ungefähr zwei Mill. Arme (7 : 100) [58]). Der schon oft erwähnte Villeneuve schlägt die Anzahl der dortigen Hilfsbedürftigen, unter detaillirter Angabe der Summen in den einzelnen Classen, zusammen zu 1,686,340 an [59]) [im Jahre 1829 zu 1,583,340 [60])]. Wenn er die Bevölkerung im Allgemeinen und in runder Summe zu 32 Millionen rechnet, so findet er auf diese Art das Verhältniß der Armen zur Gesammtbevölkerung wie 1 : 20 oder 5 : 100, und so ist der gewöhnliche Journalansatz geworden [61]). Indessen wird dies etwas unwahrscheinlich, wenn man nach einer, die Zahlen genauer nehmenden, Berechnung von 1836 [62]) unter der Gesammtbevölkerung von 32,569,233 nur allein 2,324,722 uneheliche Kinder aufgeführt findet, von denen 1,092,910 Individuen der öffentlichen Mildthätigkeit überlassen sein sollen [63]), daher auch in ebendieser Berechnung die Anzahl der Armen, Vagabunden, Sträflinge, Verhafteten 2c. zu 300,000 angenommen und dabei behauptet wird, in Städten und Dörfern wären 75,000 Bettler und Vagabunden, in den Spitälern 150,000 Kranke und der Fiscus selbst classificire 1,850,000 Individuen jedes Alters unter die Armen. Auch erhellt z. B. aus einem Rundschreiben des Maire, der Adjoints, des Präsidenten und der übrigen Mitglieder der Unterstützungscommission für das 12. Arrondissement von Paris vom Jahre 1834, daß dort allein von 97,000 Einwohnern 15,000 (6 : 1) in der tiefsten Armuth leben [64]). Richtig mag es wol sein, daß fast die Hälfte aller Dürftigen durch zu viele Kinder in den Ehen entstehen, wenigstens behauptet Degerando [65]), unter 100 Dürftigen 48 Ältern mit zu vielen Kindern gefunden zu haben [66]). Indessen möchte nicht blos der Leichtsinn bei Eingehung der Ehen, es dürften wol auch andere Umstände den Pauperismus in Frankreich fördern. Bekannt ist es, daß, während England seit dem Frieden sein Ausgabebudget um vier Mill. Pf. St. vermindert und Schulden abgetragen, Frankreich dagegen seine Staatsschulden beinahe um das Dreifache vermehrt und seine Auflagen beträchtlich erhöht hat. Daß dies sehr schädlich auf die ganze Bevölkerung zurückwirken muß, liegt klar vor Augen. Allgemein ist in Frankreich die Klage über Lähmung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels, und die öffentlichen Berichte zeigen, daß von allen Staaten des Continents dort seit dem Frieden die Bevölkerung am wenigsten vorgeschritten ist [67]). Wir müssen aber gestehen, daß, besonders wegen der bessern Lage der ackerbauenden Classe, im Ganzen der Pauperismus dort nicht so besorgliche Erscheinungen, als in England darbietet. In Frankreich wird der größte Theil der Armenunterstützungen für die Städte verwendet. Die Gesammtzahl aller Grundbesitzer in Frankreich soll sich auf 10,986,682 belaufen, sodaß durchschnittlich auf einen derselben 4½ Hectaren des Grundbesitzes kämen. Weil aber dieser nicht gleich vertheilt, gleichwol die Theilung des Grundbesitzes bei Erbschaften 2c. bis ins Unendliche in Frankreich erlaubt ist; so ist die natürliche Folge davon, daß viele der Grundbesitzer von ihren kleinen Ländereien nicht leben können, sie daher verpachten, um entweder in der Stadt oder bei größern Güterbesitzern in Dienste zu treten, oder größere Besitzungen zu pachten. Oft vereinigen sich mehre Erben, deren Antheile, wenn das Erbgut getheilt würde, zur Erhaltung jedes Einzelnen nicht ausreichten, dahin, daß Einer das ganze Grundstück zur Bewirthschaftung übernimmt und den Andern für ihre Antheile einen jährlichen Pachtzins gibt. Man hat berechnet, daß die Zahl derer, welche Grund und Boden zu ihrem Vortheile bebauen, sich auf vier Mill. beläuft, welche 20 Mill. Grundbesitzer repräsentiren, von denen fünf Sechstheile, also 6,216,000, nicht über zwei Hectaren Land besitzen. Nun sichert ein so kleiner Besitz keinen Falles die Existenz einer Familie, und die Meisten dieser kleinen Besitzer würden also, wenn sie wüßten, daß sie, wie in England, unterstützt werden **müßten**, nicht um ihre Subsistenzmittel mit dem Leben kämpfen, sondern würden die Sorge dafür dem Staat überlassen. Da sie aber sich genöthigt sehen, ihren Unterhalt sich zu erringen, so suchen und finden die ärmern Grundbesitzer zu ihrem Auskommen Arbeit und Unterstützung bei den reichern, mit ihnen von Jugend an durch Zusammenleben und Verwandtschaft verbundenen Dorfnachbarn. Denn das obige Verhältniß producirt von selbst in jedem Dorfe eine auffallende Verschiedenheit der Größe der Besitzungen der einzelnen Grundstücksbesitzer. Es bilden sich so durch Mildthätigkeit und nachbarliche Zuneigung eigenthümliche Einrichtungen zur Erhaltung der Ärmern, wobei die Wohlhabendern auch nichts verlieren. So besteht dort das bei uns sogenannte Halbbauerverhältniß in großer Ausdehnung in der Maße, daß der größere Grundbesitzer dem Ärmern ein Stück Land zur eignen Bebauung gegen Bedingung der Ablie-

57) **Bülau** in der angeführten Vierteljahresschrift. S. 83. 58) **Lawätz** a. a. O. S. 8 u. 10. 59) **Schmidt** a. a. O. S. 89. 60) Ausland 1835. Nr. 65. S. 259. 61) Ausland a. a. O. Allgemeines Notizenblatt. Beil. zur Wiener Zeitschrift. 1836. Nr. 20. Letzte Seite. Erste Spalte 2c. 62) **Bran's** angezogene Miscellen. 1836. 11. Heft. S. 356. 63) Nach einer andern Angabe (**Vollbrügge**, Über die Mittel zur Abhilfe der zunehmenden Verarmung in Teutschland, in **Pölitz-Bülau** a. a. O. November 1838. S. 403) zählte Frankreich 1784 nur 40,000 und 1821 schon 105,700 Findelkinder. 64) Nach einer Journalnachricht von 1839 (Allgem. Modenzeitung. Nr. 8. S. 66) zählt Paris 14 Hospitäler mit 5397 Betten und 12 Armenhäuser (darunter die Waisenhäuser) mit 12,158 Betten. Die Kosten dieser Anstalten belaufen sich jährlich auf 11,255,657 Fr., wovon aber die Administrationskosten über 1 Mill. hinwegnehmen. 65) In seinem Visiteur du pauvre. p. 128. 66) **Schmidt** a. a. O.

67) Man vergl. hierüber die interessante Recension der leipziger Literaturzeitung (Nov. 1832. Nr. 293. S. 2337) über *J. J. Fazy*, Principes d'organisation industrielle (Paris 1830).

ferung der Hälfte des Ertrags überläßt, wogegen oft statt der Ertragshälfte der Halbbauer, welcher das Land im Winter unbebaut übernimmt, dasselbe im Spätherbst des folgenden Jahres vollständig begattet und besäet zurückgeben muß. Alle diese Verhältnisse gestalten sich um so mehr zum Vortheile der kleinen Grundbesitzer, als jeder derselben wenigstens ein Hüttchen zur Wohnung besitzt, und als das volle Eigenthum an den kleinen Besitzungen Jedem die möglichste Erhaltung derselben lieb und werth macht, so zugleich ein Band zwischen den Unterstützungsbedürftigen und den Vermögenden bildet. Und wenn auch diese allzu große Zerstückelung des Grundeigenthums dem Staate manche Kraft entzieht, für den Nationalreichthum nicht grade förderlich ist[68]) und die kleinen Grundeigenthümer in der Regel nicht zu größerer Wohlhabenheit gelangen läßt; so hindert sie doch durch die mittels derselben sich bildenden Einrichtungen das Fortschreiten des Pauperismus unter der ackerbauenden Classe ungemein. Daher gestaltet sich auch das Bedürfniß und der mögliche Erwerb des ackerbauenden Tagelöhners ganz anders, als nach Obigem in England. Nach einer officiellen Untersuchung wird ein französischer Landbauer mit einer Frau und vier Kindern von 5—14 Jahren jährlich 840 Fr. verdienen, dabei in dem dritten Theile des (ärmsten) Departements der Gironde von Roggenbrod, Hirsensuppe, Maiskuchen, zuweilen etwas eingesalzenem (beinahe nie frischem) Fleische und Wasser leben können und müssen. In den andern Departements kann er Weizenbrod, zwei Mal des Tages Suppe mit Kohl, Speck, Erdäpfeln rc. und Landwein haben. Manche legen dabei etwas zurück, die Sorglosigkeit und der Mangel an Mäßigkeit der Meisten hindert dies[69]). Nach andern Untersuchungen[70]) behauptet man, durchschnittlich betrage das Tagelohn in Frankreich $1\frac{1}{4}$ Fr., und davon könne ein Arbeiter mit drei Kindern, aber mehr nicht, leben. Der Arme auf dem Lande erhält unter diesen Umständen nur wenige öffentliche Unterstützung, sowie von einer Armentaxe dort nicht die Rede ist. Die Gesammtsumme aller Hilfsleistungen in Frankreich betrug im J. 1832 14,560,183 Fr., wovon die Bevölkerung der Städte (gegen die des Landes wie 7 : 25) drei Viertheile erhielt. Nach Villeneuve hat das gewerbtreibende Departement des Nordens Einen Dürftigen auf sechs Einwohner, das ackerbauende Departement der Creuse Einen Armen auf 58 Einwohner, und es verhält sich im Allgemeinen die Zahl der Dürftigen zur Einwohnerzahl auf dem Lande wie 1 : 30, in den Städten wie 1 : 10[71]). Frankreich unterstützt seine Armen durch Aufnahme derselben in die Armen- und Krankenhäuser und außerhalb solcher durch die Wohlthätigkeitsbureaux (Bureaux de bienfaisance). Bis zur französischen Revolution, bis zu welcher Zeit der französische Klerus jährlich fast 150,000,000 Fr. Einkünfte und diese zum Theil aus einem Grundbesitze von über drei Milliarden am Werth hatte, während das unter 52—53,000 Geistliche zu vertheilende Budget des Cultus im J. 1834 ungefähr 35,000,000 Fr. betrug, verwendete der Klerus jene Einkünfte zum großen Theil auf Wohlthätigkeitsanstalten. Daher die zahlreichen Verpflegungs-, Armen-, Kranken-, Zufluchts-, Findelhäuser rc., welche noch jetzt, zum Theil vermehrt, fortdauern. Jetzt bestimmen die größern Städte einen Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung der Armen und zur Erhaltung jener Anstalten. Nur die Bettel- und Arbeitshäuser werden vom Staate zu polizeilichen Zwecken dotirt. Die Armen- und Krankenhäuser aber werden durch besondere Commissionen verwaltet, ihre Rechnungsführer werden vom Minister des Innern ernannt; übersteigt die Einnahme nicht 10,000 Fr., so überkommt sie der Communeinnehmer mit. Die Verwaltungscommission entwirft eine Instruction über Administration des innern Dienstes, Aufnahme und Entlassung der Hilfsbedürftigen rc., welche der Genehmigung des Präfecten unterliegt. Die Verfügung über größere Capitale bedarf höherer Bestätigung, die 2000 Fr. übersteigenden der Genehmigung des Königs selbst. Auch das jährliche Budget der Armen- und Krankenhäuser unterliegt, je nach seiner Größe, der Genehmigung des Ministers des Innern oder des Präfecten. Eigenes Vermögen, Privatschenkungen und von den Communen bewilligte Zuschüsse bilden das Einkommen gedachter Häuser. In 58 Städten Frankreichs, Paris ungerechnet, sind Armen- und Krankenhäuser mit einer jährlichen Einnahme von mehr als 100,000 Fr. Die Zahl der kleinern Hospitäler ist noch bedeutender. Das Budget von 1828 belief sich für alle diese Anstalten auf 16 Mill. Fr. Im J. 1833 betrug die Gesammtzahl der Spitäler 1329, ihr Einkommen 51,222,000 Fr., ihre Ausgaben 48,482,000 Fr. Darin wurden in jenem Jahre 425,949 Hilfsbedürftige aufgenommen, und da am 1. Jan. 1833 sich noch 154,253 Verpflegte darin befanden, so erhielten im Ganzen 579,302 Individuen, $\frac{1}{57}$ der Bevölkerung, Verpflegung darin. Das Departement der Seine, dessen Seelenzahl $\frac{1}{31}$ der Bevölkerung Frankreichs ausmacht, verbrauchte 10,054,000 Fr., $\frac{1}{5}$ der ganzen Einnahme, für seine Spitäler[72]). Die Wohlthätigkeits-Bureaux wurden durch das Gesetz vom 7. Frimaire, 5. Jahr der Republik (27. Nov. 1796), zuerst angeordnet und dauern unter den nöthigen Modificationen noch fort. Die Geschäftsordnung und Budgets derselben werden von den Präfecten angeordnet und überwacht. Ihre Einkünfte haben dieselben Rubriken, wie so eben rücksichtlich der Wohlthätigkeitshäuser erwähnt wurde. Nur kommen noch die Abgaben hinzu, welche für die Armen von theatralischen Vorstellungen, Bällen, Feuerwerken, Concerten, Reiterkünsten rc. gezahlt werden müssen. Das Wohlthätigkeitsbüreau muß bei gesuchter Unterstützung sich von der Heimathsberechtigung und den übrigen zur Begründung des Gesuches gesetzlich nöthigen Erfodernissen überzeugen, namentlich ob der Hilfsbedürftige eine temporäre oder immerwährende Unterstützung bedarf. Es dürfen auch in die Listen des Bureaus zur Unterstützung nicht mehr Hilfsbedürftige eingetragen werden, als die Kräfte des

68) Man vergl. hierüber den Art. Dismembration. 1. Sect. 26. Bd. S. 34 fg. 69) Über alles dieses s. Bran a. a. O. 1839. 8. Heft. S. 268 fg. 70) Bran a. a. O. 1840. S. 192. 71) Ausland 1835. Nr. 65. S. 259.

72) Leipziger Zeitung. 1836. Nr. 6. S. 57.

Bureaus gestatten. Dabei soll streng verfahren und die Unterstützung nie bis zur ganzen Abhilfe des Bedürfnisses erstreckt werden. Unterstützungen in Natur werden, sofern sie thunlich sind, den Geldaustheilungen vorgezogen. Übrigens ist die Zahl der Wohlthätigkeitsbüreaux im Vergleich mit der Zahl der Gemeinden sehr gering; die Mehrzahl der Landgemeinden hat keine organisirte Armenpflege. Im J. 1826 betrugen die Ausgaben für die Wohlthätigkeitsbüreaux in Paris 1,709,083 Fr., wozu jedoch noch 199,744 Fr. aus der Stiftung Montijon zu Armenunterstützung außerhalb jener Häuser kommen. In den Städten, wo Armen- und Krankenhäuser sind, stehen die Verwaltungscommissionen dieser und der Wohlthätigkeitsbüreaux unter einer, aus den dortigen Notablen gebildeten oberaufsehenden Behörde (Conseil de charité). Der Staat selbst gewährt für die erwähnten Häuser und die Wohlthätigkeitsbureaux sehr bedeutende Unterstützungen. Sie betrugen im J. 1830 3,797,483 Fr.[73]).

Italien, das sonst so mächtige Italien, sank bekanntlich durch seinen Reichthum und Luxus schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zu derjenigen Tiefe der Demoralisation des Volkes herab, welche die Quelle des dort herrschenden Pauperismus wurde[74]). Denn die ungeheuern Besitzungen und Reichthümer, wodurch die Großen des Reiches in den Stand gesetzt waren, Heere von Sklaven zu halten, durch Spenden, öffentliche Spiele &c. dem trägen Pöbel zu schmeicheln, ihn immer mehr an Nichtsthun zu gewöhnen und den ohnehin schwachen Sinn für Industrie vollends ganz zu vernichten, das bekannte traurige Schicksal der kleinen Grundbesitzer, die durch die Militaircolonien verdrängt wurden, die Einfälle der Barbaren &c., dies alles brachte schon im 5. u. 6. Jahrh. eine an das Unglaubliche grenzende Verarmung des italienischen Volkes hervor, von der sich dasselbe, zumal bei der daraus erwachsenen Demoralisation, bis jetzt nicht hat erholen können. Dort trifft man die Armuth in den scheußlichsten Gestalten; der Reisende und die Paläste der Fürsten und Reichen werden von ganzen Bettlerheeren umlagert. Geleugnet kann allerdings nicht werden, daß durch die, in der christlichen Religion gebotene Mildthätigkeit, durch die Ausdehnung und die Art, in welcher vom Katholicismus dieselbe geübt wird, die Trägheit dort ein sanftes Ruhekissen erhält. Denn es ist bekannt, daß, während keine Stadt der Welt solche Mittel für Almosenspenden hat, als Rom, dort die größte Masse der unverschämtesten Bettler ist, z. B. stets ein Haufe greulicher Krüppel den Corso inne hat. Ein neueres Tageblatt[75]) stellt über die großen Armenunterstützungen in Rom folgende Berechnung auf: „Jene Mittel belaufen sich jährlich auf 4,100,000 Fr., wovon 1,900,000 als jährliche Einkünfte von Fonds, 2,200,000 als jährlicher Zuschuß aus der Staatscasse zu rechnen sind. Stellt man dagegen, daß Paris jährlich gegen 5 Mill. Fr. Einkünfte von Fonds zu demselben Zwecke verwendet, daß die Stadt selbst $5\frac{1}{2}$ Mill. zuschießt und daß $1\frac{1}{2}$ Mill. aus freiwilligen Beiträgen zufließen, und bedenkt man dann, daß Paris fünf Mal so stark bevölkert ist, als Rom; so spendet Rom doppelt so viel als Paris. Dieses glänzende Resultat aber findet in der Wirklichkeit einen argen Contrast, eine fast ironische Widerlegung. In keinem Orte der Welt[76]) gibt es mehr und unverschämtere Arme als in Rom; kein Strich in Italien ist so unsicher, als der Agro Romano." Das neueste Budget hat unter den Ausgaben die Position von 280,000 Scudi zu Wohlthaten. Es ist bekannt, daß regelmäßige, zu bestimmten Zeiten sich wiederholende Almosenspenden das sicherste Mittel zur Vermehrung der Bettler ist[77]). Villeneuve nimmt in Italien das Verhältniß der Armen zur Gesammtbevölkerung wie 1 : 25, das der Bettler wie 1 : 126 an. In den unter österreichischer Herrschaft stehenden Theilen Italiens ist eine Art von Armentaxe eingeführt. In Triest sind ein Theil der Abgaben von Weinen, die Abgaben von außerordentlichen theatralischen Vorstellungen, Bällen, einige Geldbußen &c. zur Unterstützung der Armen bestimmt, in deren Ermangelung die Communcasse eintritt. Ähnlich ist das Verhältniß in Florenz, wo durch häufige, in ihren Ursachen noch unerklärte Blindheit bis jetzt besonders viele Arme waren, die aber mit dem Jahre 1840 durch zweckmäßige Mittel sehr vermindert worden sind[78]). Dort, so wie in Venedig, wo man die Zahl der Armen, nicht aber der Bettler[79]), zu 20,000 annehmen kann, befindet sich ein Arbeitshaus. Indirecte Taxen werden im übrigen Italien erhoben, doch ermächtigt ein Gesetz in Neapel die Armenversorgungsanstalten, im Nothfalle die Communen zur Mitleidenheit zu ziehen[80]).

Die Schweiz besteht aus zu verschiedenartigen Elementen, als daß sich ein fest begründetes allgemeines Resultat über den Zustand des dortigen Pauperismus aufstellen ließe. Im Allgemeinen nimmt Villeneuve das Verhältniß der Dürftigen zur Einwohnerzahl wie 1 : 10, das der Bettler wie 1 : 150 an. Die Cantone Genf, Neufchatel, wo die sonst da eingeführte Armentaxe seit 1819 wieder abgeschafft ist, Zug, das aus Commungütern und reichen Stiftungen seine Armen unterstützt, Uri, Wal-

---

73) Diese Notizen verdanken wir in der Hauptsache dem angezogenen Werke aus Duchatel und Naville S. 72 fg. Neuere Vorschläge in Bezug auf den Pauperismus s. in *Mathou de Fogères*, Essai d'économie sociale, ou Recherches sur les moyens d'améliorer le sort du peuple (Paris 1839). Vergl. auch, was weiter unten über den Fürsten von Monaco vorkommt. 74) Die merkwürdige Idee des berühmten *P. Magenta*, Ricerche su' le pie fondazioni e su' l'officio loro a sollievo dei poveri, con un' appendice sui pubblici stabilimenti di beneficenza della città di Pavia (Pavia 1838), das Christenthum sei die Ursache der Vermehrung der Armuth in Italien gewesen, hat ihre bündige Widerlegung in den Blättern für literarische Unterhaltung 1839, Nr. 258. S. 1047 gefunden.

75) Leipz. Allgem. Zeitung. 1838. Nr. 227. Beil. S. 2763. 76) Das ist doch wol zu viel behauptet. In der Provinz Bengalen mit (nach Stein) 25,306,000 Einwohnern gibt es, ziemlich einstimmigen Nachrichten nach, 2 Mill. Bettler von Profession, die Braminen &c. mitgerechnet. 77) Harl, Entwurf eines Armenversorgungssystems (Frankfurt a. M. 1825). 78) Vergl. Leipziger Zeitung. Febr. 1840. Nr. 46. S. 627. 79) Gegen das geographische Handbuch über Teutschland &c. (Darmstadt 1839), man vergl. Gersdorf's Repertorium der gesammten teutschen Literatur 21. Bd. 4. Heft (Leipzig 1839). S. 356. 80) Diese Data s. bei Duchatel und Naville S. 62.

lis und der größte Theil von Basel haben nur eine beschränkte gesetzliche Armenpflege. Dagegen haben die übrigen Cantone das System der Armentaxe angenommen. In einigen (Bern, Lucern, St. Gallen, Aargau, Appenzell) wird sie von beweglichem und unbeweglichem Vermögen, in andern (einigen Kirchspielen von Freiburg) nach den Köpfen erhoben; im Canton Waadtland wird die Unterstützung durch die sonntägliche Collecte und, wo sie nicht zureicht, aus den Gemeindecassen bewirkt. In manchen Cantonen (Bern) wird die Armensteuer in Naturalien erhoben, in andern (Freiburg und Lucern), wird der Hilfsbedürftige der Reihe nach verpflegt. In Lucern sind die Beiträge der Verwandten des Armen nach der Nähe des Grades der Verwandtschaft stärker als die Anderer. In Thurgau erhalten die Armen Wohnung und Benutzung eines Stückes Land von der treffenden Commun. Die Armentaxe in mehren Cantonen (Thurgau, Glarus, Graubündten) ist halb freiwillig, d. h. der Zahlungspflichtige gibt einen freiwilligen Beitrag und wird abgeschätzt, wenn man diesen nicht für ausreichend erachtet. Sonst bestand fast allgemein, jetzt nur noch in Uri, Glarus, Appenzell, Wallis, die Familiensteuer, vermöge deren für jeden Armen die Verwandten bis zu einem gewissen Grade zu sorgen haben. Die Gemeinderäthe erheben die Beiträge und leiten deren Verwendung[81]). Im Canton Bern haben die Dürftigen schon lange das Recht auf Unterstützung. Seit dem 17. Jahrh. sind dazu gewisse Fonds bestimmt. Landstreicherei, Faulenzerei, unvorsichtig geschlossene Ehen, unerlaubte Verbindungen, kurz! Demoralisation des gemeinen Volkes sind in der Maße die Folgen davon, daß nur Wenige sich des Geständnisses schämen, blos von öffentlichen Gaben zu leben. Mit der Vermehrung der Fonds ist überall Verarmung und Mangel an Gewerbsthätigkeit gestiegen, die daher grade in den am reichsten dotirten Gemeinden sich am meisten zeigen. Officiell erklärte die Cantonsregierung, „daß man keine geringe Anzahl von Familien anführen könne, welche seit unvordenklichen Zeiten auf Kosten der Gemeinde bestehen und sich kein anderes Existenzmittel zu schaffen vermocht haben, während die Beispiele vom Gegentheile äußerst selten seien[82]).“

Noch haben sich die Verhältnisse von Belgien und Holland nicht ganz selbständig gestaltet, um über den Pauperismus daselbst ein ganz genügendes Urtheil im Besondern fällen zu können. In den Niederlanden im Allgemeinen rechnete man unter etwa 5,300,000 Einwohnern 750,000 Arme[83]); so rechnet auch Villeneuve, der die Gesammtbevölkerung zu 6,143,000 annahm, die Dürftigen dagegen, wie 1:7, die Bettler wie 1 : 102. Nach einem Gesetze vom 28. Nov. 1818 und dem Beschlusse vom 6. Nov. 1822 fällt jeder Hilfsbedürftige den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last, in deren Bereich er geboren ist oder sich niedergelassen hat. Die Commun mußte zuschießen, wenn die Fonds der Anstalten nicht zureichen; auch wurden zuweilen Zuschüsse aus Staatsmitteln den Anstalten bewilligt[84]). Holland insbesondere angehend, ist zu Ende des Jahres 1833 ein Document über das dortige Armensystem, auf Befehl des Ministeriums, dem englischen Cabinet mitgetheilt und dann veröffentlicht worden, dem folgende Notizen entnommen sind[85]). Die während der Vereinigung Hollands mit Frankreich dort eingeführten diesfallsigen französischen Gesetze wurden wenig angewendet und ihnen im J. 1814 volksthümlichere Institutionen substituirt. Die Armen fallen danach den religiösen Gemeinden, denen sie zugehören, auch rücksichtlich ihres Unterhaltes zu, diese Gemeinden aber werden nöthigen Falls von den Localbehörden unterstützt. Allein die Hospitäler und Waisenanstalten sind Nationalinstitute, die jedem dazu sich Eignenden ohne Unterschied der Religion offen stehen. Findelkinder fallen der treffenden Gemeinde zur Last. Drei Arbeitshäuser zu Amsterdam, Middleburg und Nieuwe-Peckel-Aa (Provinz Gröningen) bestehen und außerdem 21 Almosenbureaux, um den Bedürftigen Arbeit und Unterstützung zu schaffen, die mildthätigen Privatvereine ungerechnet. Durchschnittlich belief sich in den Jahren 1821—1831 die Einnahme für Hospitäler und Armenbureaux auf 6,014,418 Guilders, die der unterstützten Personen auf 241,513 jährlich. Eine Hauptoperation zur Abhilfe der Armuth sind die holländischen Armencolonien. Ein im J. 1818 in Folge des berühmten Theuerungsjahres 1817 entstandener Armenverein, dessen Mitglieder jedes wöchentlich einen Sou zahlte, stiftete in den in Holland so häufigen Heidestrecken Colonien für Dürftige jeder Art, Bettler, Greise und Schwächliche, dann Freicolonien, die Allen offen standen; endlich solche, worin Findelkinder und Verwaiste aufgenommen, und solche, worin ökonomische Versuche getrieben wurden. Fredericks-Oord war die erste aus 52 Ackerhöfen bestehende Colonie. Im J. 1819 machte der dortige Verein ein Anlehen von 280,000 Gulden, um eine Anzahl sechsjähriger Waisen dort aufzunehmen, für deren jede die Regierung 16 Jahre lang 45 Gulden zahlte. Durch Subscriptionen und Anleihen vermochte man in den folgenden Jahren 1000 Familien in den Colonien aufzunehmen, 1821 entstanden die sogenannten freien Colonien, 1822 die Colonie der Bettler und asyllosen Menschen[86]) und später die Aufnahme von 400 Waisenkindern und 4000 Dürftigen aller Art. Indessen stand der Aufwand für diese Colonien und die Anzahl der darin aufgenommenen Individuen nicht im Verhältniß zu den der Unterstützung bedürftigen 454,304 Menschen, zumal diese Colonien als Ackerbaucolonien um so weniger ein günstiges Resultat geben konnten, als ihre Elemente aus einem Haufen unwissender, ungeschickter, träger, gebrechlicher, fauler und schlechter Subjecte bestanden und sie überdies als Speculation von 20,000 Actionairen benutzt wurden. So waren die Armencolonien mehr ein Förderungs- als ein Heilmittel des Pauperismus[87]). Denn offenbar ist nächst

81) Ebend. S. 63 fg. 85. 82) Bran a. a. O. S. 267 fg. 83) Lawätz a. a. O. S. 10.

84) Duchatel und Naville a. a. O. S. 53. 85) Bran a. a. O. S. 279 fg. 86) Man vergl. Fliedner, Beschreibung der Bettleranstalt zu Ommerschanz in Oberyssel; in Julius' angez. Jahrbüchern 1833. 1—3. Heft. S. 138 fg. 87) Man vergl. *Keverberg*, De la Colonie de Frederiks-Oord (Gand

England und vielleicht Bern, Holland dasjenige Land Europa's, das an dieser Krankheit am meisten leidet, gesteigert von Jahr zu Jahre. Von 1800—1825 zählte man jährlich über 218,000, in den sechs folgenden Jahren 265,000 (20 p. C. mehr), im J. 1831 280,000 (30 p. C. mehr) Arme. Die Armen verhielten sich zur ganzen Bevölkerung im J. 1822 wie 1 : 11, im J. 1831 wie 1 : 9 [88]). Der Prinz von Monaco in seiner nachher näher zu charakterisirenden Schrift nimmt ein noch ungünstigeres Verhältniß an. Er meint, daß die Zahl der Armen in Holland 753,000 betrage und daß die Armencolonie in zehn Jahren mit den mühevollsten Anstrengungen es nicht weiter gebracht habe, als mit einem Aufwande von 10 Mill. Gulden, 8500 Individuen davon unterzubringen [89]). Freilich war Amsterdam schon weit früher in einem weit höhern Grade mit Armen beschwert. Denn nach le Jeune's Tabelle vom J. 1805 hatte es unter 217,024 Bewohnern 108,324 Arme, also fast die Hälfte, wovon noch dazu 60,000 für arbeitsfähig erklärt wurden [90]). Man kann auch nicht umhin, die Höhe des Pauperismus neben der unverhältnißmäßigen Vermehrung der Bevölkerung, den allzuzahlreichen Unterstützungsanstalten, die Armencolonien mitgerechnet, zuzuschreiben. Denn die Abgaben dafür betragen allein durchschnittlich 6 Mill. Gulden im Jahre (ungefähr 13 Mill. Fr.), sodaß auf den Kopf ungefähr 5 Fr. 25 Cent. kommen — freilich kaum halb so viel, als nach Obigem (s. S. 244) in England, aber die Bedürfnisse und Preise stehen auch viel geringer als dort, sodaß in Holland der jährliche Lohn eines Landbauers nur zu 320—475 Fr. angeschlagen wird. (Man vergleiche bei England oben S. 244.) Belgien hat in seinen Einrichtungen die Schicksale Frankreichs getheilt, mit dem es vereinigt war. Nach Restitution der durch die Revolution früher confiscirten Besitzungen der Armenanstalten wurden die Einkünfte der in derselben Gemeinde gelegenen Anstalten zusammengeschlagen, und jede Gemeinde hat ihre Almosenbureaux. Die frühern, überharten französischen Decrete wegen Bestrafung des Bettelns und Almosengebens sind außer Gebrauch gekommen, und durch ein kaiserliches Decret vom 5. Juli 1808 wurde für jedes Departement ein Bettlerdepot gegründet, wohin jeder aufgegriffene Bettler transportirt wurde, jedoch bei seiner Entlassung ein Drittheil des Erwerbes seiner Arbeit erhielt. Belgien hatte vier solche Depots für Antwerpen, Brabant, Flandern und Hennegau, eins für Namür und Luxemburg und eins für Lüttich und Limburg. Inwiefern sich die Bestimmungen der Letztern durch die neuern Territorialabtretungen geändert haben, ist noch nicht bekannt. Im J. 1832 betrugen die Einkünfte dieser Depots und Armenhäuser fast zehn Mill. Franken. Die Lage des belgischen Proletariers ist übrigens übler, als die des französischen. Er verdient im Sommer 30—36, im Winter 24—30 Sous, und muß dann, unter Beihilfe des Verdienstes von Frau und Kindern, von Roggenbrod, Erdäpfeln und Milch (nur selten von Fleisch) leben. In den Manufacturstädten steht er sich etwas besser, und auf dem Lande wird er von seinem Arbeitgeber erhalten. Unter diesen Umständen sind auch die belgischen Producte wohlfeiler als die französischen, aber freilich befindet sich der belgische Arbeiter, wie gedacht, viel schlechter, und während die Kinder des französischen noch in die Schule gehen, müssen sie in Belgien schon in den Fabriken arbeiten. In Brüssel zählt man gegenwärtig, auf eine Bevölkerung von 104,713 Seelen, 35,000 Bedürftige. Die mittlere Vermehrung der Armen beträgt jährlich daselbst 426, während die der Bevölkerung sich nur auf 184 Seelen beläuft. Im Jahre 1823 bildete sich, nach Hollands Beispiel, in Belgien ein Wohlthätigkeitsverein zur Stiftung von Ackerbaucolonien. Er übernahm von der Regierung 1000 Arme für jährlich 35 Gulden auf den Kopf. Jede Familie erhielt an Grundstück und Landwirthschafts-Inventarium einen Werth von 3350 Franken. Jeder Colonist mußte eine gewisse Uniform tragen, durfte ohne Erlaubniß das Gebiet der Colonie nicht verlassen und mußte für die vom Vereine festgesetzte Lohntaxe arbeiten. Einen Theil des Lohnes behielt der Verein in Abschlag auf den erwähnten Vorschuß; den Rest erhielt der Arbeiter in einer blos in der Colonie gültigen Münze. Allein die Arbeit ward schlecht gemacht, die Grundstücke wurden schlecht bebaut und vernachlässigt, das Inventarium vergeudet. Der Verein mußte Alles zurücknehmen und die ganze Colonie in eine einzige Besitzung verwandeln, für welche alle Colonisten als Arbeiter verwendet wurden. Nach einem im Jahre 1832 erstatteten officiellen Berichte gleichen diese Colonisten in ihrer bürgerlichen Lage den Leibeigenen des Mittelalters, da sie, aller Unabhängigkeit beraubt, nur den Verpflichtungen gegen den Verein leben, in ihrer pecuniären Lage dem irländischen Bauer, der auch nichts, als schwarzes Brod und Kartoffeln, aber doch wenigstens die Freiheit hat, zu gehen, wohin er will, welche dem belgischen Colonisten fehlt. Diese Colonien sind jetzt wahre Strafanstalten und haben überdies eine so große Schuldenlast auf sich gewälzt, daß von 1822—1831 die Einnahme nur 943,000 Fr., die Ausgabe drei Mal so viel betrug. Auch in moralischer Hinsicht wirkten die Colonien nicht gut. Sorglosigkeit, Unordnung und Demoralisation jeder Art, besonders Mangel an Kraft sich zu heben, ist der Charakter dieser leibeigenen Colonisten; daher selbst die den Bessern ertheilte Erlaubniß zur Communication mit dem freien Lande im Umkreise nicht benutzt wird. Auf solche Art können diese, ihren Bewohnern nach, aus so verschiedenartigen und schlechten Elementen zusammengesetzten, von dem übrigen Staat ausgeschlossenen, Colonien, deren Colonisten ebendeshalb des Beispiels einer gut organisirten Gesellschaft und rechtlicher Mitbürger ermangeln, welche Colonisten mindestens nicht in den Fall kommen, mit diesen zu rivalisiren, und so nach

1821). Grouner, Beschreibung einer Reise durch die Niederlande (Passau 1826). 1. Bd. S. 231 fg. Kirkhoff, über die Wohlthätigkeitscolonien von Frederiks-Oord und Wortel, übers. von Rüder (Leipzig 1828). *Mary*, Voyage aux colonies érigées par la société de bienfaisance (Brux. 1829).

88) Neuere Journalnachrichten stellen sie wie 14 : 100 (Gesellschafter 1835. Bl. 183. S. 906). 89) Vergl. Bran a. a. O. 1840. 2. Heft. S. 215. 90) Lawätz a. a. O. S. 8.

Erhöhung ihres materiellen und geistigen Wohles zu streben, unmöglich zu etwas Gutem führen. So zeigt es der Erfolg [91]).

Dänemark ist eines der wenigen Länder Europa's, wo sich die Armenpflege als nützlich bewährt hat, wo aber auch in deren Ausübung größere Strenge als irgendwo besteht. Im J. 1803 erhielt sie ihre jetzige Gestalt [92]). In der Hauptsache müssen die Communen für ihre Armen sorgen. In Kopenhagen wird eine, je nach dem Bedürfniß einfach, doppelt, dreifach rc. zu erhebende Grundsteuer von den Hofreithen entrichtet; außerhalb der Hauptstadt erfolgt die Bestimmung des Beitrags durch Abschätzung nach dem Bedürfniß und Vermögen. Die Communen erhalten Zuschüsse aus den Amtsbezirken. Jedes Individuum, das nicht selbst Unterstützung erhält, ist beitragspflichtig. Manche Communen haben Häuser zu Unterbringung der Armen, auch Arbeitshäuser; in andern ist die Verpflegung nach der Reihe eingeführt. Die Armen, denen die gehörige Unterstützung nicht gereicht wird, können deshalb beim Amte und weiter bei dem Minister des Innern Beschwerde führen. Es ist ein sehr bestimmter Geschäftsgang zu Unterbringung derer vorgeschrieben, die nicht selbst ausreichende Arbeit bekommen können, und wer sich nicht darnach richtet, wird als Vagabund bestraft. Besonders übernehmen die 65 mit Marktrecht versehenen Städte den Unterhalt der Armen. Denjenigen, welche nicht vom Ertrage ihrer Arbeit leben können, muß der dazu bestimmte Beamte zu dem gewöhnlichen Lohne Arbeit zu verschaffen suchen. Ist diese nicht ausreichend, so werden ihnen Naturalien, z. B. Nahrung, Kleidung, zugelegt. Wer öffentliche Hilfsleistungen empfangen hat, muß diese als Vorschuß restituiren. Seine Effecten werden consignirt und gestempelt, und wer dergleichen gestempelte Sachen annimmt, muß sie restituiren und verfällt in Strafe. Die Gemeinde ist Erbin dieser Effecten, wenn der Unterstützte stirbt, ohne seine Vorschüsse getilgt zu haben. Weigert er sich dieser Verpflichtung, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden ist, so muß er bis zur Abtragung für die Gemeinde arbeiten. Bettler werden mit Gefängniß bestraft. Seit Einführung dieses Systems hat die vorher unverschämte Bettelei in Dänemark aufgehört und der pecuniäre Zustand der Proletarier ist im Ganzen besser als vorher. Es fehlt aber nicht an Männern, die das System für die Moralität aus den Gründen nachtheilig finden, welche überall einer directen Armensteuer entgegenstehen [93]). Wir glauben indessen, daß der Pauperismus ein so großer Nachtheil für die Moralität sei, daß kein aus einer Minderung desselben zufällig mit entspringender Nachtheil jenem gleichkommt. Übrigens kann ein Taglöhner mit seiner Familie ungefähr zwölf Schillinge wöchentlich verdienen, wobei er mit der dortigen gewöhnlichen Nahrung an Roggenbrod, Grütze, Kartoffeln, Kaffee, Butter, Käse und Milch auszukommen vermag. Die Zahl der Armen wird von den Journalen im Verhältniß zu den Einwohnern auf 5 : 100, von Villeneuve auf 1 : 25, von Andern [94]) gar, mit Inbegriff Lauenburgs, nur auf $3_{\frac{1}{3}}$: 100, nämlich 57,000 Arme auf 1,700,000 Einwohner, geschätzt. Die Zahl der Bettler nimmt Villeneuve wie 1 : 250 an. Indessen scheint der Zustand an einzelnen Orten nicht ganz damit übereinzustimmen. So lasen wir im J. 1834 im husumer Wochenblatt aus Tönning, daß dort am 20. Dec. neun Häuser zum gerichtlichen Anschlag gebracht, von denen fünf für 934, eins für 800 Mark verkauft, auf die übrigen aber gar keine Gebote gethan wurden. Ein wüster Platz, auf dem vor wenigen Jahren ein großes Gebäude stand, das wegen unberichtigter Abgaben gleichfalls öffentlich feil geboten, aber nicht erstanden und daher niedergerissen worden war, wurde für zwei Mark verkauft [95]).

Die Angaben über Schwedens Arme sind mehr noch als die von andern Staaten verschieden. Wir erinnern vorerst an das, was wir schon oben (S. 241) darüber bemerkten, und fügen noch hinzu, daß zwar der schwedische Minister der geistlichen Angelegenheiten, v. Hartmannsdorf, die Zahl der unterstützten Armen im J. 1829, bei einer Einwohnerzahl von 2,780,132 nur auf 63,348 geschätzt hat, mithin wie 1 : 42, daß aber der Oberst Forsell sie schon im J. 1825 zu 544,064, oder wie 1 : 5 annahm, und daß für diese letztere Annahme der Umstand spricht, daß nur allein in Stockholm 83 Wohlthätigkeitsanstalten sind. Merkwürdig ist die von Forsell erzählte Erscheinung, daß, als eine in Holland reich gewordene Schwedin eine große Stiftung für die Armen ihrer Vaterstadt gemacht hatte, Niemand sich fand, der auf Unterstützung daraus Anspruch gemacht hätte [96]). Wahr aber ist es, daß gegen gesunde und kräftige Bettler und solche, welche sich die nöthigen Hilfsquellen zu verschaffen versäumen, das Gesetz sehr streng ist, und sie ohne Unterstützung läßt, wodurch sie baldigst der Polizei in die Hände fallen, die sie zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Die Kirchspiele müssen ihre Armen erhalten aus den durch freiwillige Beiträge, Geldbußen und Vermögensauflagen gebildeten Fonds. Die Armensteuer von Grund und Boden wird in Getreide entrichtet. Die nach ihrer Ansicht nicht gehörig beachteten Hilfsbedürftigen können gegen das Kirchspiel bei dem Statthalter der Provinz und von diesem bei dem Könige Beschwerde führen. Jede Person, die sich über ein gehöriges Auskommen nicht ausweisen kann, wird zur Disposition der Polizei gestellt, welche ihr eine gewisse Frist setzt, um sich Arbeit zu verschaffen — unbeschützte Personen (för swär lörs). In Schweden besteht großentheils die Reiheverpflegung. Übrigens zeigen sich auch da die Folgen der bestimmten Armentaxe, auf deren Ertrag die Armen ein Recht zu haben glauben. Der Pauperismus ist dort im raschen Vorschreiten begriffen. Auch ist ganz neuerlich bei den Landtagsverhandlungen im Plenum des Bürgerstandes von einem gewissen Hrn. Petré eine Darstellung der überhandnehmenden Landesnoth in den schwedischen Thälern (Dalarne, Dalekarlien), nebst Vorschlägen

91) Bran a. a. O. S. 286 fg. 92) Duchatel und Naville a. a. O. S. 54. 93) Bran a. a. O. S. 256 fg.

94) Lawätz a. a. O. S. 10. 95) Leipziger Zeitung 1835. Nr. 10. S. 95. 96) Bülau a. a. O. S. 80.

zu deren Abhilfe verlesen und sogleich an den allgemeinen Beschwerde- und Ökonomieausschuß verwiesen worden[97]). Der Lohn des Handwerkers beträgt durchschnittlich 2 Fr. 10 Ct. den Tag, der des Ackerbauers 40 Ct. bis 1 Fr.; die jährlichen Ausgaben des kleinen Landbauers sind zu 265 Fr. berechnet worden, wovon die Familie des Taglöhners kaum zwei Drittheile braucht. Die Familien können in der Regel von diesen Löhnen leben; in den südlichen Provinzen hat der Ackerbauer gesalzene Fische und Kartoffeln; der Handwerker kann sich zuweilen etwas Fleisch verschaffen[98]). In Norwegen werden die Armenunterstützungen von einem Gemeindeausschuß unter Vorsitz des Pfarrers regulirt; denn auch da muß jede Gemeinde ihre Armen, d. h. schwache Greise, Krüppel und alle, die nicht aus eigenen Hilfsquellen leben können, unterstützen. Häufig findet die Reiheverpflegung statt, häufig werden aber auch die Armen bei solchen Grundbesitzern untergebracht, denen man die Mittel dazu zutraut. Es gibt daher Gemeinden, bei denen oft 5—6 Grundbesitzer abwechselnd einen Einzigen, Andere, wo jeder Hof seinen Armen zu ernähren hat. Arbeiter in den Städten, Fabriken 2c. erhalten, außer Kost, Wohnung und Arbeitszeug, wöchentlich 5 Schill. 4 D. bis 7 Sch. 2 D., auf dem Lande, außer blos der Kost, 3—5½ Denar. Die Nahrung ist Häring, Hafergrütze, Haferbrod, Kartoffeln, ein bis zwei Mal wöchentlich Speck oder gesalzenes Fleisch, für die Meer-, See- und Flußanwohner frischer Fisch; zum Getränke Kornbranntwein[99]).

Die unglückliche Lage Spaniens hat in der neuesten Zeit die Armenversorgung nicht zum Gegenstande der öffentlichen Fürsorge machen können, da die Anarchie und der Krieg in den meisten Provinzen den Kampf um die Existenz selbst, nicht um das Wie? derselben erzeugte. So lange da noch einige Ordnung herrschte, hatte man das System der unbeschränkten gesetzlichen Armenpflege mit allen seinen nachtheiligen Folgen. Jede Commun mußte ihre Armen versorgen und keiner derselben durfte sich ohne Erlaubniß auf sechs Meilen von seinem Wohnorte entfernen. In größern Städten, Madrid mit eingeschlossen, sind der Ertrag der vacanten geistlichen Pfründen, ein Theil des Lotterieertrags und der Post- und Tabaksrevenüen, in Granada und Asturien ein Theil der Octrois den Armen- und Krankenhäusern angewiesen, aber in den Zeiten der Noth hat der Staat auch diese Revenüen angreifen müssen[1]). Spanien ist daher mit Bettlern überschüttet, sogar die Studenten betteln, um ihre Studien betreiben zu können, um Brod, Kleidung, Studienhonorar 2c. Invalide Soldaten spielen darunter eine Hauptrolle. Zerlumpte Misgestalten belagern z. B. die Eingänge der Kaffeehäuser in Toledo 2c. Sonst erhielten die Reichen, welche jetzt verschwunden sind, ihre treuen Diener und deren Nachkommenschaft durch alle Generationen hindurch, und die reichen Klöster ernährten eine Menge Menschen. Alle diese fallen jetzt der Bettelei anheim. Villeneuve schlägt das Verhältniß der Armen wie 1:30, das der Bettler wie 1:154 im Vergleich zur Einwohnerzahl an.

In Griechenland ist von Baiern aus das Armentaxsystem eingeführt. Jeder Hilfsbedürftige hat das Recht, Obdach und Verpflegung von seiner Gemeinde zu fodern. Letztere muß den Ausfall, den die frommen Stiftungen übriglassen, decken, wozu Communeinnahmen und Polizeistrafen, directe und indirecte Communalsteuern die Mittel geben[2]).

Die vereinigten Staaten in Nordamerika haben noch keinen eigentlichen Pauperismus; sie sind noch zu jung und haben in ihrem riesenmäßigen Umfange noch zu viele unbevölkerte Räume, denen es an arbeitenden Händen fehlt, als daß davon die Rede sein könnte. So weit man, was die wenigen dortigen Armen anlangt, Nachricht davon hat, werden überall Stadtarme, welche ihre Unterstützung von der Stadt, der sie angehören, zu fodern haben, und Arme der Provinz (poor of County), für welche auf Kosten der ganzen Provinz gesorgt werden muß, unterschieden — ein Unterschied, den man jedoch jetzt großentheils aufzuheben sucht. Die Hospitäler und Armenanstalten erhalten in einigen Staaten Beisteuern von der Regierung. In Pennsylvanien werden aus der, auf dem Grundeigenthume haftenden Armensteuer die Dürftigen durch Geld und Naturalien unterstützt, auch bei Privatpersonen, nur in den bevölkertsten Provinzen in Arbeitshäusern, untergebracht. In Neu-York sind eigene Oberarmenaufseher (supervisors) angestellt, welche die Aufsicht über die Armenhäuser und Verpflegungen führen und der Regierung Rechnung ablegen. Die Fonds dazu werden durch einen Ausschuß (board of supervisors) bestimmt und danach erhoben. In Massachusetts erhält von den Inspectoren der Stadtarme, welcher da Hilfe bedarf, wohin er nicht gehört, auf Kosten seiner Stadt oder seines Staates Unterstützung, oder er wird, wenn es die Umstände erlauben, dahin geschafft. Die Unterstützung des Hilfsbedürftigen geschieht entweder in Armen- und Arbeitshäusern oder in seinem Hause. In den Städten wird jährlich die anscheinend nöthige Summe bestimmt, welche die Inspectoren erheben dürfen. Das Ermangelnde müssen sie vorschießen und in der nächsten Volksversammlung im März (reunion) wird die Wiedererstattung angeordnet. Kein Stadtarmer kann, Krankheit und andere außerordentliche Fälle ausgenommen, mehr als 70 Cent. (ungefähr einen Thaler) wöchentlich erhalten. Die Inspectoren müssen jährlich wegen der Staatsarmen an einen Ausschuß der gesetzgebenden Gewalt Bericht erstatten. Der Staat hat neuerlich 75,000 Dollars verwilligt, welche von dem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erhoben werden[3]).

Die nördlichen und östlichen Staaten Europa's sind die, in welchen die wenigsten Armen zu finden sind, wovon die Ursache großentheils in dem Mangel an Cultur und in der geringern Bevölkerung liegt. Und so nimmt denn auch Villeneuve das Verhältniß der Armen zu den

97) Leipziger Zeitung 1840. Nr. 36. S. 482. 98) Duchatel und Naville a. a. O. S. 53 und Bran a. a. O. S. 254 fg. 99) Ebend. bezüglich S. 54 und 253.

1) Duchatel und Naville a. a. O. S. 84.

2) Duchatel und Naville S. 63. 3) Ebend. S. 69 fg.

Einwohnern der europäischen Türkei wie 1:40, des europäischen Rußlands mit Polen wie 1:100, das Verhältniß der Bettler in dem ersteren Lande wie 1:666, im letzteren wie 1:1000 an. In Rußland werden auf den Krongütern die leibeigenen Armen von ihren Verwandten, auf den Rittergütern von den Gutsherrschaften, arme Geistliche von den andern Geistlichen, aus einem dazu durch inne zu lassende Quoten des Einkommens der Geistlichkeit gebildeten Fonds, unterstützt. Im Fall eigenen Unvermögens der so eben erwähnten Verwandten werden die Armen in Armenhäuser gebracht, auch müssen die Kirchspiele Krankenhäuser errichten [4]). In Livland werden zuerst die Communmittel und, reichen diese nicht zu, eine in Körnern zu entrichtende, nach Verhältniß der Gutsgröße zu repartirende Steuer zur Armenversorgung verwendet. In Mangel eigener Wohnung oder eines Armenhauses erfolgt Verpflegung der Reihe nach oder Unterbringung bei bestimmten Personen, bezüglich gegen ein Alimentationsquantum in Körnern. Arbeitsfähige Hilfsbedürftige müssen binnen sechs Wochen Dienste nehmen, oder sie werden, gezwungen, bei einem Pachter untergebracht. In jeder Commun sind drei Richter, welche über diese Gegenstände entscheiden [5]). Übrigens scheint in manchen Gegenden Rußlands, den allgemeinen obigen Erscheinungen entgegen, der Pauperismus sehr zu herrschen. Nach officiellen Berichten hat sich im Großfürstenthume Finnland nur in dem Jahre 1833 die Volkszahl um 22,246 Menschen gemindert. Dort waren aber auch 48 Gehöfte wegen restirender Kronabgaben, oft nur zum Betrage weniger Thaler, subhastirt [6]).

Kehren wir nach Teutschland zurück, wo Villeneuve das Verhältniß der Dürftigen und der Bettler zur Einwohnerzahl bezüglich wie 1:20 und 1:200 berechnet; so dürfen wir im Allgemeinen annehmen, daß in der Regel die Gemeinden für ihre Armen zu sorgen haben, daß aber verschiedene Arten von Armentaxen ziemlich allgemein eingeführt sind. Allein bei der Zerstückelung Teutschlands in so viele Staaten, die alle ihre besonderen Gesetzgebungen haben, läßt sich von allgemeinen Principien über diesen Gegenstand fast noch weniger reden, als in Nordamerika, Italien und der Schweiz. Nur die allgemeine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß der große preußische Zollverein, so sehr er einerseits Handel und Gewerbe fördert, doch auch den Pauperismus vermehrt. In allen, zum Bereiche desselben gehörigen Ländern, namentlich in Südteutschland, ist eine Vertheuerung der Lebensbedürfnisse unverkennbar. Die arbeitende Classe muß ihre sonst aus dem Auslande wohlfeiler bezogenen Bedürfnisse, Werkzeuge, rohe Stoffe 2c. theurer bezahlen, wodurch sich verhältnißmäßig Arbeitslohn und Producte erhöhen; wo sie dies nicht kann, versinkt sie in Armuth. Ebenso der Landmann, dessen Haushalt, Inventarium 2c. theurer zu stehen kommt, zumal der Kaufmann den Vorwand des Zolles oft zur unmäßigen Vertheuerung seiner Waaren, besonders bei ermangelnder Concurrenz in kleinen Städten, benutzt [7]). Wir können nach Vorstehendem nur beispielsweise einiger Staaten gedenken, und müssen z. B. schon Österreich übergehen, da die Verschiedenheit der Verfassungen in den verschiedenen Staaten des großen Kaiserreiches für die Grenzen dieses Artikels zu weit führen würden. Nur die Angabe Villeneuve's über das Verhältniß der Dürftigen und insonderheit der Bettler zur Einwohnerzahl, Ersteres 1:25, Letzteres 1:200, können wir nicht unbemerkt lassen. In Alt-Preußen werden die Hilfsbedürftigen von den Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt, deren Einnahmen durch Stiftungen, Collecten, Geschenke, Vermächtnisse, Geldbußen, Abgaben von öffentlichen Lustbarkeiten und in subsidium durch Communanlagen gebildet werden. Die Behörde jedes Orts, wo ein Hilfsbedürftiger ist, muß für ihn sorgen, mit Vorbehalt des Regresses bei einem Fremden an den Armenfonds der Provinz, bei einem Inländer an dessen Commun oder Gutsherrschaft. Der arbeitsfähige Arme wird in einem Arbeitshause, das und ein Armenhaus sich in jedem Kirchspiel befindet, zur Arbeit gezwungen. Bei Nothfällen unterstützt die Commun vorschußweise. In Zeiten der Theuerung sorgt die Regierung für öffentliche Arbeit. Arme Kinder gehen auf Kosten der Gemeinde zur Schule. Auch in den zum teutschen Bundesbereich gehörigen preußischen Staaten wird großentheils nach diesem Systeme verfahren [8]). Die Verbindlichkeit der Communen zur Unterstützung ist auf diejenigen Armen beschränkt, die von ihren Familien nicht unterstützt werden können. Von jeder Gemeinde wird eine Armendirection ernannt, welcher in größern Städten für die einzelnen Armenbezirke, zum unmittelbaren Verkehre mit den Armen, Unterbeamten untergeordnet sind, die, aus den Bürgern des Districts gewählt, durch freiwillige Subscriptionen die Geldmittel zu erlangen suchen. Wenn diese nicht ausreichen, verfügen zu dem fraglichen Zwecke die Regierungen über die zu andern Zwecken, z. B. Pflaster, Wegebesserung, Beleuchtung, bestimmten Fonds [9]). Villeneuve rechnet in Preußen auf 30 Einwohner Einen Armen, auf 202 Einwohner Einen Bettler. Um des Pauperismus in einzelnen Städten der preußischen Monarchie zu gedenken, so beträgt der Gesammtaufwand für das Armenwesen, Hospitäler, Waisenhäuser 2c. in Berlin jährlich 180,000 Thlr., wovon ungefähr 26,000 durch Subscription, das Übrige durch Zuschüsse aus Staats- und Kämmereicassen aufgebracht wird. Denn es werden dort, außer 1700 Pflegekindern, 10,500 Arme, und zwar ungefähr 4500 durch monat-

4) Grundsätze, nach welchen in Rußland Krankenhäuser für Arme in dem J. 1803 durch die edle Fürsorge der Kaiserin Mutter eingerichtet worden sind, in: das Armenwesen in Abhandlungen 2c. von einer Gesellschaft teutscher Armenfreunde (Leipzig 1806) Nr. IX. S. 302 fg. 5) Duchatel und Naville a. a. O. S. 56. 6) Leipziger Zeitung, 1835. Nr. 97. S. 1193.

7) Man vergl. Leipz. Allg. Zeitung 1839. Nr. 14. S. 2516. 8) Duchatel und Naville a. a. O. S. 55 fg. u. 57. 9) Bran a. a. O. S. 260. Übrigens sind auch über das Armenwesen in Preußen mehre einzelne Schriften erschienen, z. B. v. Rochow, Versuch über Armenanstalten (Berlin 1789), vorzüglich auf Preußen berechnet. Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg (Magdeburg 1804).

liche, über 20 Thlr. bei Jedem betragende, 6000 durch außerordentliche Unterstützungen erhalten [10]). Aus den in den Jahren 1828, 1829 und 1830 von dem berliner Stadtmagistrat herausgegebenen Übersichten der dortigen Bevölkerung ergibt sich, daß der Wohlstand der Stadt nicht in gleichem Verhältnisse mit jener gestiegen ist. Von den überhaupt in Berlin in eigenen Quartieren wohnenden 50,245 Familien kann der fünfte, und von den 38,595 Familien, welche gesetzlich der Haus- und Miethsteuer unterliegen, kann etwa der vierte Theil wegen Armuth diese Steuer nicht bezahlen [11]). In Breslau verhielt sich vor ungefähr 50 Jahren, bei einer Bevölkerung von 52,000 Menschen, die Zahl der Armen zu der Einwohnerzahl wie 1:33, im J. 1832, wo 2876 Almosenempfänger waren, wie 1:30. Damals war aber der Capitalfonds der dortigen Armendirection nicht viel über 150,000 Thaler, wozu seitdem 250,000 Thlr. Vermächtnisse gekommen sind. Dennoch haben in den letzten Jahren zur Armenversorgung 13—16,000 Thlr. aus der Kämmereicasse zugeschossen werden müssen [12]). Es müssen jährlich Danzig, mit 60,000 Einwohnern, auf 2600 Arme über 60,000 Thlr., Elbing, mit 18,000 Einw., auf 700 Arme 6000 Thlr., Halle, mit 24,000 Einw., auf 700 stehende Almosengenossen 16,000 Thlr. verwenden, zu welchen letztern die Kämmerei 13,000 Thlr. zuschießt [13]). In Cöln lebten unter 39,000 Einwohnern 14,000 Arme [14]).

Obgleich die Lage des ärmern Mannes in Würtemberg recht gut, indem das Tagelohn in der Stadt 1—2½ Fl., auf dem Lande ½—1 Fl. wöchentlich ist; obgleich der Taglöhner, welcher in Kost und Quartier genommen wird, noch vom Bürger jährlich 50—60, auf den Dörfern 20—40 Fl. erhält, während Frau und Kind auch 40—50 Fl. verdienen können, und dabei die Familie in der Woche ein bis zwei Mal Fleisch kaufen kann; so ist doch der Pauperismus, in Folge allzu mildthätiger Unterstützungen, gar sehr im Steigen. Denn von Rechtswegen kann hier jeder, der nicht selbst hinreichende Nahrungsquellen zu finden vermag, die Hilfe seines Kirchspiels in Anspruch nehmen. Ja sollte bei einer Theuerung Jemand aus Noth sterben, so soll gegen die Commissaire mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden. Die meisten Kirchspiele haben ihren Wohlthätigkeitsfonds, pium corpus genannt, aus freiwilligen Beiträgen, zufälligen Einnahmen und besonders aus den zur Zeit der Reformation eingezogenen Einnahmen der katholischen Kirchen bestehend. Es müssen aber auch die reichern Communen eines Oberamtsbezirks die ärmern unterstützen, sowie von den zum Armenwesen bestimmten Commissairen die zu gering scheinenden freiwilligen Beiträge angemessen erhöht werden können. Den Arbeitsfähigen wird Arbeit und Lohn in den Armenhäusern gegeben. Zuweilen findet auch Reiheverpflegung statt. Die Landessteuer gibt den Maßstab zur Armensteuer ab. Durch diese Verfügungen ist es dahin gekommen, daß der dem Staate zur Last fallende Arme ein glücklicheres Loos hat, als der redliche arme Arbeiter, der sich selbst ernährt. Daher melden sich die kräftigsten Leute zur Aufnahme in die Hospitäler. „Der Mann verläßt seine Frau, oder die Frau ihren Mann und ihre Kinder, um ihr beschwerliches Leben gegen das müßige im Hospital zu vertauschen; anstatt einige Ersparnisse zu machen, verschleudern die meisten, was sie verdienen, und kümmern sich wenig um haushälterische Sparsamkeit, da sie ja immer das Hospital als letzte Hilfsquelle in Aussicht haben rc. Der oder jener, welcher wegen Diebstahl oder Bettelei schon im Gefängniß gesessen, bettelt oder stiehlt von Neuem, in der Überzeugung, im Gefangenhause verhältnißmäßig glücklicher zu sein, als der arme, freie, aber elende Handwerker" [15]).

In Baiern ruht gleichfalls auf den Communen die Last der Armenversorgung; von der Regierung wird es sehr begünstigt, wenn mehre Communen zu Begründung einer gemeinschaftlichen Anstalt sich vereinigen. Die Verwaltungsbehörde soll von Zeit zu Zeit ein Maximum der Unterstützung nach Geschlecht und Alter feststellen, und eine Instruction schreibt vor, wie den Misbräuchen bei Vertheilung der Unterstützungen vorzubeugen sei. Den Armencassen sind Zuflüsse aus den Communcassen verwilligt und nur im höchsten Nothfalle tritt eine, nach Verhältniß der gewöhnlichen Steuer zu erhebende, Armensteuer ein; doch kann auch jede Commun unter gehöriger Autorisation einen beliebigen Maßstab annehmen. Daher haben sich sehr verschiedene Grundsätze hierüber gebildet. In München und einigen andern großen Städten Baierns besteht eine, durch Abgabe von sechs Proc. der Hausmiethe für mehre städtische Zwecke, darunter auch für die Armenversorgung, gebildete Casse, bei deren Unzulänglichkeit die Commun zuschießt. In Augsburg bestehen freiwillige Beiträge und, wo diese nicht auslangen, Zuschüsse der Commun — neuerlich eine Ausgabe von 7000 Fl. Übrigens findet in Baiern auch Reiheverpflegung und die Erhebung der Taxe in Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. statt. Durch ein strenges Strafverbot der Ehen ohne Bewilligung der Armenaufseher ist allerdings dem Pauperismus sehr entgegengearbeitet worden [16]).

Die Armenversorgung in Hamburg war lange ein Vorbild für die Armenanstalten eines großen Theiles von Teutschland. Ihre Errichtung vor ungefähr 50 Jahren zeigte sich aber auch als eine Nothwendigkeit. Denn man fand damals gegen 3000 Menschen, die keine Hemden und gegen 1000, die keine Betten hatten. Mit zeitgemäßen Modificationen besteht sie noch und zeichnet sich

10) Breslau's Stadthaushalt; eine historisch-kritische Untersuchung von Friedrich Lewald (Leipzig 1835) S. 151. Über das Armengesetz vom 8. Sept. 1804 verbreiten sich Betrachtungen S. 1—30 in den Jarke'schen bekannten Abhandlungen. 11) M. vergl. die nachstehend in Note 83. S. 262 angezogene Jarke'sche Abhandlung. 12) Lewald a. a. O. S. 149 fg. 13) Ebend. S. 151. 14) Lawätz a. a. O. S. 8.

15) Worte einer officiellen Sachdarstellung vom Jahre 1834 bei Bran a. a. O. S. 261 fg. Man vergl. auch Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 60. 61. 16) Bran a. a. O. S. 266. Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 60. 61.

vortheilhaft aus [17]). Ihr Stifter, der k. dänische Etatsrath Kaspar Freiherr von Voght, ein höchst verdienter Mann, starb erst im Jahre 1839 [18]). Sie war in dem Geiste der Philanthropie eingerichtet, in welchem nach ihr das umständlicher zu erwähnende erste Armenregulativ im Herzogthume Altenburg abgefaßt wurde. Wir haben daher auf dieses Armenwesen, das doch nur für einen kleinern Bezirk berechnet war, hier nicht näher eingehen zu können geglaubt [19]). In Frankfurt a. M., Herzogthum Nassau, Großherzogthum Baden, Herzogthum Gotha [20]) decken Staats- und Communcassen den Ausfall der Armenadministration [21]). In Jena besteht die besondere Einrichtung, daß, wer bei der freiwilligen Unterzeichnung sich zu gering tarirt, mit dem achten Theile seiner andern Steuern angesetzt wird. Außerdem gibt in den Städten des Großherzogthums Weimar gewöhnlich die Einkommensteuer den Maßstab für die Armensteuer ab, und es werden Personen, die ein Haus besitzen, gar nicht, die unter 60 Jahren nur provisorisch unterstützt [22]).

Auch in Mecklenburg hat jeder Arme ein Recht auf Unterstützung, Greise und Schwache auf Nahrung, Wohnung und Heizung; Arbeitsfähige auf Wohnung und Arbeit. Von der Armensteuer, welche durch Subscription, im Fall der Noth durch wiederholte Auffoderung dazu, aufgebracht wird, sind nur das niedere Militair, Studirende, Handlungsdiener, Handwerksgesellen und Dienstboten frei. Alle, die mehr haben, als zum nöthigsten Lebensbedarfe gehört, zahlen dazu, selbst die Dienstboten, männliche ungefähr sechs, weibliche drei Groschen jährlich. Staatsdiener und Bürger sollen ein Procent ihres Einkommens geben. Die zu geringe eigene Abschätzung wird von den Inspectoren erhöht [23]). Ausgezeichnet waren zu ihrer Zeit die Armenversorgungsanstalten der Städte Güstrow (vom 6. Juni 1796) und Rostock (vom Jahre 1803) [24]).

Im Königreiche Sachsen liegt die Pflicht der Armenversorgung den Gemeinden (Obrigkeiten und Kirchspielen) ob [25]). In der Regel entscheidet — temporär nöthig gewordene Unterstützung bei Reisenden ꝛc. ausgenommen — über die Unterstützungsberechtigung und Verpflichtung die Heimathshörigkeit. Es sollen zur Armenversorgung besonders die Hospitäler, Waisenhäuser und andere milde Stiftungen angewendet; auch sollen die Armen aus dem Gotteskasten, Klingelbeutel und von freiwilligem Almosen unterstützt werden, das bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kauf-, Tausch- und andern Contracten, Erbtheilungen, Lösung der Kirchenstühle, Vermächtnissen, Begräbnissen, Communionen ꝛc. gesammelt wird. Über fortlaufende Beiträge aus dem Kirchenvermögen entscheiden die geistlichen Oberbehörden. Eine bestimmte Abgabe zu den Armencassen ist bei Erlangung des Meisterrechts, beim Aufdingen und Lossprechen, und überdies ein Beitrag von den zu den Handwerksladen eingehenden Geldern zu entrichten, auch jährlich, monatlich oder wöchentlich eine Collecte für die Armen einzusammeln. Die, welche nicht freiwillig beitragen wollen, sollen von der Obrigkeit dazu angehalten werden. Sind diese Mittel sammt dem Ertrag ausgestellter Büchsen an Post- und Gasthäusern ꝛc., dann mehre an die Armencassen gewiesene Strafgelder nicht ausreichend, so können, unter Vorwissen der Regierung, Gemeindeanlagen gemacht werden. Commungelder und Gemeindeeinkünfte dürfen außerdem nicht dazu verwendet werden. Nur wahre Arme sind Gegenstand der Versorgung, daher die Obrigkeiten, Geistliche, Schullehrer und andere Gemeindeglieder, welche die beste Wissenschaft davon haben, darüber gefragt werden sollen. Müßiggänger sollen keine Unterstützung erhalten; den Arbeitsfähigen soll Arbeit verschafft und, da nöthig, ein Zuschuß gegeben werden. Versorgung verwaister armer Kinder im Waisenhause oder deren Unterstützung aus den Armencassen, namentlich die Bezahlung des Schulgeldes für sie, ist Vorschrift. Die Effecten der in Versorgungsanstalten Sterbenden gehören den Erstern. Die gegenseitige Versorgungspflicht der Verwandten ist gesetzlich geordnet. Die Armenbehörden sind in höherer Instanz das Ministerium des Innern und die Kreisdirectionen, in den Städten die Stadträthe, auf dem Lande die Ortsobrigkeiten, bei gemischter Jurisdiction die Behörde, welche die Gerichtsbarkeit über die Gemeindesachen hat [26]). Der Pauperismus in Sachsen ist Gegenstand der Landtagsverhandlungen von 1839 geworden [27]). Während übrigens auf dem platten Lande danach das Armenwesen keine beunruhigende Erscheinung gibt, nimmt die Verarmung in mehren kleinen Städten bedrohlich zu. Localarmenordnungen fehlen auf dem Lande fast überall. Es existiren 2002 Armen- und Versorgungshäuser. Als Ursachen der zunehmenden Verarmung werden angegeben: die Scheu vor Anstrengung und daher das Andrängen zu der die körperlichen Kräfte weniger in Anspruch nehmenden Beschäftigung in den Fabrikgewerben, Vergnügungs-, Genuß- und Trunksucht, Hang zum Luxus auch unter den

17) Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 245. 18) Er schrieb unter anderem: Gesammeltes aus der Geschichte der hamburger Armenanstalt (Hamb. 1838). 19) Vollständige Belehrung darüber wird man finden in Julius' angez. Jahrb., 1833. 4—6. Heft. S. 260 fg.: Geschichte des ersten Zeitraums der hamburgschen Armenanstalt vom J. 1788 bis zum J. 1798 von v. Voght. 20) In der Stadt Gotha wurden im J. 1830 1800 Thlr. jährlich auf 10 J. aus der Communcasse an die Armencasse verwilligt. 21) Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 22) Ebend. a. a. O. S. 58. 59. 61. 23) Bran a. a. O. S. 259. Duchatel und Naville a. a. O. S. 58. 24) Man vergl. darüber die unter diesen Überschriften befindlichen Aufsätze in der oben angezogenen Schrift: das Armenwesen ꝛc. S. 158 fg. und 190 fg. 25) D. Ernst Günther, Über die Verbindlichkeit der Gemeinden zur Aufnahme und Versorgung einheimischer Armen nach dem kurf. sächs. Mandat vom 11. April 1772 in Elvers Themis 2. Bd. (Göttingen 1830) S. 293 fg.

26) Eine Zusammenstellung sämmtlicher königl. sächs. Gesetze, das Armenwesen betreffend, findet sich unter diesem Worte in Richter, Alphabetisches Repertorium zur Gesetzgebung des Königreichs Sachsen (Leipzig 1839) 1. Bd. S. 63. Ein gut gemeinter Versuch war die Schrift von Burdach, Über das Armenwesen in Sachsen, nebst einigen Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Einrichtung der daselbst befindlichen Armenanstalten (Penig 1804). 27) Mittheilungen über die Verhandlungen des Landtags, 1. Kammer, Nr. 5. 1839. S. 45 fg., Landtagsacten Decret Nr. 10. an die Stände. 1. Abth. 1. Bd. S. 219 fg.

ärmern Volksclassen, Mangel an gründlicher, gewerblicher und sittlicher Bildung, das frühzeitige Streben nach Selbständigkeit, frühzeitiges Heirathen ohne die nöthigen Mittel, die Richtung der Gewerbsthätigkeit auf Umwandlung des selbständigen Gewerksbetriebes des Einzelnen in den fabrikmäßigen, wodurch das Vermögen Vieler in den Händen Weniger concentrirt wird; dann an einzelnen Orten Nahrungslosigkeit, Übervölkerung, Auslassung einzelner Rittergutsparcellen zu Hausbauplätzen ohne Feld, Übersetzung der Zahl der Handwerker, Vermehrung unehelicher Geburten ꝛc. Geklagt ist vorzüglich über die lässige Bestrafung der Bettler von Seiten der Obrigkeiten, die unwirksame Art der ihnen angedrohten Strafe, Mangel an Kreisarbeitshäusern u. s. w. Erst für den nächsten Landtag ist wirksamen Maßregeln entgegenzusehen.

Merkwürdig ist die Geschichte der Armenversorgung im Herzogthume Sachsen-Altenburg. Nachdem in den frühern Zeiten letztere dort auch nicht vollständig geregelt war, so stellte ein Regulativ vom 5. Sept. 1796[28]), im Geiste der Philanthropie und der höchsten Humanität gegen die Armen, ein so allgemeines Armenversorgungssystem vom Standpunkte der Centralisation aus auf, wie vielleicht in keinem andern Lande je der Fall gewesen ist. Es wurde darin an den zeitherigen Anstalten getadelt, daß sie von den Kräften und der Gutmüthigkeit der einzelnen Orte abhängig gewesen, und daß daher diejenigen Orte, wo keine Anstalten dafür waren, den Nachbarorten zur Last fielen. Es wurde ein eigenes Collegium für das Armenversorgungswesen unter dem Namen „General-Armendirection" bestellt, mit Unterbehörden in jedem Amte und jeder Stadt, als „Special-Armencommissionen." Das Gesetz ging von dem Grundsatze (§. 1) aus: „Alle hilfsbedürftigen Menschen in Unsern altenburgischen Landen werden der Obhut und Aufsicht der Generaldirection des Armenwesens hierdurch auf das Nachdrücklichste empfohlen. Die Unglücklichen aufzusuchen, ihnen Hilfe zu leisten, ihr Elend zu mindern, die Nothleidenden zu unterstützen, den Verdienstlosen Arbeit zu verschaffen, und zwar nach den möglichsten Kräften und im ausgedehntesten Verstande, ist der alleinige Zweck, den diese Direction stets vor Augen haben soll." Es sollten daher (§. 2) sogar die auswärtigen Armen so lange erhalten werden, bis ihre Behörde sich ihrer annimmt. Verwandten, Gemeinden und Armeninstituten sollte (§. 47) die Pflicht der Unterstützung Hilfsbedürftiger obliegen, zu welchen letztern auch „die gesunden, aber verdienstlosen Armen" gerechnet wurden. (§. 48) „Ob zwar oft der Mensch durch Ausschweifung, Thorheit und Unvorsichtigkeit selbst der Schöpfer seines Elends ist, so sollen doch solche Ursachen, wenn sie auch noch so bekannt sind, den Hilfsbedürftigen seiner Fürsorge nicht berauben; denn nicht zu richten, sondern zu helfen ist der Beruf der Direction." Es mußten in jedem Amte Armenhäuser errichtet werden, über deren Erbauung und Einrichtung das 362 Paragraphen haltende Regulativ die speciellsten Details angibt. Ja es ging die Sorge für die Armen, mit Hintansetzung beinahe aller andern Rücksichten, so weit, daß man sogar die Möglichkeit berücksichtigte, „daß den zu Ausfindung der Hilfsbedürftigen bestimmten Personen, sofern sie blos nach Pflichten handeln zu können sich berechtigt glauben, doch noch manche leidende, vorzüglich schamhafte Arme unentdeckt bleiben können und ihrer Fürsorge entgehen, welche dem forschenden Auge des Mitleids nicht so leicht verborgen bleiben." Daher wurde (§. 189) verordnet: „daß vorzüglich in den Städten, und zwar in jedem Viertel ꝛc. eine Person von anerkannt gutem Rufe, aus Menschen- und Nächstenliebe, sich dem rühmlichen Geschäfte unterziehen möge, alle Verlegenheiten der Einwohner ꝛc. in dem Bezirke kennen zu lernen ꝛc., der Special-Inspection ꝛc. alsbald Nachricht davon zu geben." Nach diesen Grundsätzen wurde das Armenwesen bald in jenem Lande zu einer Art von Luxusgegenstand. Es wurde zwar Anfangs zu Bestreitung aller dieser Ausgaben nur ein halber Pfennig (5. Abschn. des Regulativs) von jeder Kanne Bier erhoben; allein die Zahl der Armen, die sich, bei der einträglichsten Arbeit, nie so wohl als in jenen Armenhäusern befinden konnten, wuchs so enorm, daß jene Abgabe bald nicht mehr auslangte und der Aufwand eine drückende Landeslast wurde, die mit jedem Jahre mehr Zuschuß aus der Landescasse foderte. So erzeugte sich endlich die Nothwendigkeit, durch einzelne Verordnungen, besonders aber durch neue Armenregulative vom 11. Juni 1819 und 9. Aug. 1833, jenen Armenluxus zu beschränken. Die überflüssigen Armenhäuser wurden zu Casernen und andern Zwecken verwendet, gegen Bettler und Arbeitsscheue wird die gesetzliche Strenge angewendet, der Verarmte liegt zuerst seinen Verwandten und nur subsidiär seiner Gemeinde, zuletzt dem Staate, zur Unterstützung ob. In jeder Gemeinde ist ein Rechnungsführer, der geringe Einnahmegebühren dafür erhält (1 Gr. pro Thlr.), und ein Armenpfleger (in größern Communen mehre), der die Hilfsbedürftigkeit und deren Quellen und Umfang untersucht, vor allen Dingen Arbeit zu verschaffen sucht und, wenn eine Unterstützung nöthig ist, diese unter Zuziehung der Commun regulirt. Sie besteht in der Regel nicht in Geld, sondern in Brod. Glaubt eine Gemeinde ihre Kräfte für die Armen übermäßig angestrengt, so überreicht sie am Ende des Jahres ihre Rechnungen mit Bitte um Unterstützung, und erhält diese dann, wenn ihr Vorgeben sich gegründet zeigt, aus einem dazu bestimmten Reservefonds der Landescasse, der aber jährlich nur 4000 Thlr. beträgt. Leitende Grundsätze sind jetzt, daß Verarmung in der Regel als „Folge eigener Schuld und als ein Unglück, das der davon Betroffene zu tragen hat, betrachtet werden muß," ferner: „daß jeder Unterstützung im Falle der Hilfsbedürftigkeit, wo möglich eine Gegenleistung an Arbeit entsprechen muß," und endlich „daß der Staat jederzeit mehr das Wohl des Ganzen, der Gesammtheit der Unterthanen, als des Einzelnen zu berücksichtigen hat, und sich daher als solcher auch nicht mit der unmittelbaren Pflege und Unterstützung des Einzelnen befassen

28) In der dritten Beifugensammlung zur altenburgischen Landesordnung (Altenburg 1820) S. 260 fg.

kann." Die frühern besondern Behörden sind aufgehoben, es ist die Sache wieder in die Hände der allgemeinen Administrativbehörden gegeben. Die Erbgerichtsobrigkeit ist die unterste derselben, welche die Rechnungen des Rechnungsführers abnimmt. So hat sich mit der Masse und Allgemeinheit der Unterstützungen auch die Masse der Dürftigen im Lande merkwürdig gemindert. Namentlich ist die Bettelei aus den Städten auf das Dorf bedeutend weniger, während jedoch in den ganz neuesten Zeiten durch die Spinnmaschinen der Spinnverdienst der Armen auf dem Dorfe sich sehr gemindert und dort der Pauperismus in dieser Beziehung wieder zu steigen angefangen hat.

Mögen diese statistischen Notizen wenigstens eine Übersicht darüber gewähren, wie sehr in den verschiedenen Staaten nach Mitteln herumgegriffen worden ist, dem Übel abzuhelfen, wie wenig man aber in der Hauptsache den Zweck erreicht hat. Wir sehen mit unsern Augen, welche unermeßlichen Vorschritte Handel, Industrie, damit Ackerbau und Gewerbe in den neuesten Zeiten gemacht haben, und wie endlich die sonst nur der Theorie angehörigen Grundsätze der Nationalökonomen in das praktische Leben wirklich übergegangen sind [29]). Um so auffallender ist es, daß, während man meinen sollte, es müsse sich dadurch der Wohlstand im Volke nur heben, zu gleicher Zeit der Pauperismus in einer höchst beunruhigenden Art im mächtigsten Steigen begriffen ist, obgleich der Nationalreichthum stündlich steigt und die Wehen des Krieges verwunden sind. Aber darin, daß die Nationalwohlhabenheit nicht in der Nation gleich vertheilt ist und daß kein gemeinschaftliches Interesse Reiche und Arme mehr verbindet, jeder den Andern zu überflügeln sucht, liegt der Grund der jetzigen traurigen Erscheinungen. Die verschiedenen Ansichten der Schriftsteller über die diesfallsigen Ursachen und Abhilfsmittel werden in Folgendem kürzlich aufgezählt werden. An ihrer Spitze steht wieder der mit seinen Schriften und Gegnern oben (Note 8. S. 240) schon erwähnte Malthus, dessen Grundsätze in mehre teutsche Schriften übergegangen sind [30]). Während Adam Smith seit 1776 das schnelle Anwachsen der Bevölkerung für das Zeichen großen Staatsglückes ansah, hielt Jener kurze Zeit darauf die Übervölkerung in der Hauptsache für die Ursache der erwähnten Erscheinung, weil ein Naturgesetz Vermehrung der Bevölkerung erheische, der nur Noth und Elend, Krieg, Seuchen, Hungersnoth 2c. entgegenwirkten. Er berücksichtigte indessen wol zu wenig, daß nicht die Thatsache der raschen Volksvermehrung an sich der Grund des Übels sei, sondern daß sie es höchstens nur durch das Mitwirken anderer Umstände werden kann [31]). Die Erfahrung ergibt, daß unter günstigen Umständen, z. B. in einigen Ländern, wo volle Gewerbsfreiheit eingeführt und die Geschlossenheit der Güter aufgehoben worden ist, mit der Vermehrung der Volkszahl auch der Wohlstand im Allgemeinen sich gemehrt hat. Wol aber hat in andern Ländern die Erfahrung gelehrt, daß schnell gestiegene Bevölkerung eine Concurrenz hervorgerufen hat, durch welche der Pauperismus ungemein gesteigert wurde [32]). Malthus faßte mit Franklin die Ansicht, die Bevölkerung gehe der Production voran [33]). Er fand aber kein anwendbares künstliches Mittel dagegen, da er die jetzige Gestalt der Gewerbsentwickelung, ebenso wie die Übervölkerung selbst und die daraus hervorgehenden Übel, für natürliche Nothwendigkeit hielt. Denn die Erschwerung der Ehen [34]) — Malthus will mit Droz und Duchatel die Ehen nur da zulassen, wo die Ernährung einer Familie keinem Zweifel unterliegt [35]) — kann unmöglich zu diesem Zwecke, wol aber zur Unsittlichkeit und zum Erschweren der höchsten Zwecke der Menschheit führen [36]). Wir übergehen die dem allgemeinen Spotte preisgegebenen physischen Vorbauungsvorschläge Weinhold's in vier zu Halle und Leipzig (1827 u. 1828) erschienenen Schriften gegen die Übervölkerung, und gedenken nur, daß mehre Schriftsteller [37]) durch Auswanderung dem Übel entgegenzuarbeiten anempfahlen. Alle diese müssen natürlicherweise die Mittel gegen Vermehrung der Bevölkerung auch als Mittel gegen den Pauperismus ansehen. Andere haben des Letztern Ursache in ganz abweichenden Gründen und namentlich bei dem unleugbar zunehmenden allgemeinen Nationalwohlstande wol sehr richtig (s. v. Sp.) in der mangelhaften Vertheilung des Erwerbes gesucht. Sie haben daher, grade im Gegensatze mit den vorigen, die neuerlich in die Praxis der Staaten übergegangenen nationalökonomischen Systeme angegriffen, um entweder wo möglich den frühern Stand der Sachen zurückzurufen, oder eine ganze neue Basis des Gewerblebens zu finden. Zu den Erstern gehört Morogues [38]). Ausgehend von der nicht zu bestreitenden Erfahrung, daß mit den Ausbreitung des Fabrikwesens der Pauperismus in den niedern Volksclassen sich vermehrt hat, stimmt er für Verhinderung des Überganges der Handwerke in Fabriken und für Beschäftigung der durch Maschinen brodlos gewordenen Arbeiter. Und da er, nächst der zu weit verbreiteten Aufklärung, gegen die es freilich kein Mittel gibt und geben darf, weiter die ins Große getriebene Landwirthschaft für eine Ursache des Pauperismus ansieht; so verwendet er sich für mehre Beförderungsmittel des Landbau-Interesses, namentlich hohe Zölle, Ackerbaucolonien im Inlande 2c. Nun meint er [39]): „Frankreich hat 2 Mill. Arme, darunter 200,000 Bettler, theilen wir sie in Familien von vier

29) Wir verweisen hier wieder auf die oben Note 22. S. 241 erwähnte vortreffliche Bülau'sche Abhandlung, die uns zu nachstehenden Betrachtungen vorzüglich das Material geliefert hat. 30) Mohl a. a. O. Th. 1. S. 70 fg. Schmidt in den angezogenen Untersuchungen über Bevölkerung 2c. 31) Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 249.

32) Pölitz-Bülau a. a. O. S. 252. 33) Bran a. a. O. 1840. S. 213. 34) *Ortes* riflessioni sulla popolazione (Mil. 1790). 35) Bran a. a. O. 1840. S. 213. 36) M. vergl. den Art. Ehe, 1. Sect. Bd. XXXI. S. 297 fg. 37) Unter ihnen unstreitig mit der meisten Einsicht der wiederholt angeführte Mohl. 38) Recherches des causes de la richesse et de la misère des peuples civilisés etc. (Paris 1823). — Du pauperisme et de la mendicité et des moyens d'en prévenir les funestes effets (Paris 1834). 39) Bran a. a. O. 1840 S. 216 fg.

Mitgliedern, so haben wir 500,000 Familien zu colonisiren; die erste Einrichtung kostet nicht mehr als eine Milliarde. Will man diese nicht sogleich aufwenden, so beginne man vor der Hand mit der Colonisation von 100,000 Familien und einem Aufwande von 400,000 Millionen Franken. Man theile die Masse in 59,000 Familien für Ackerbau, 23,000 Familien für Gärtnerei, 18,000 Familien für Runkelpflanzung und Zuckerbereitung rc." Wir übergehen ganz die Schwierigkeiten, die im Kolossalen eines solchen Unternehmens liegen, und machen nur auf den, im Menschen selbst und in dessen Bildsamkeit und bezüglich Unbildsamkeit begründeten Umstand aufmerksam, daß es unmöglich sein dürfte, aus einer Masse arbeitsscheuer, weichlich und an Zimmerluft gewöhnter, kranker, entnervter Menschen, größtentheils Handwerker, wie Seidenwirker, Schneider, Friseurs rc. kräftige Landarbeiter zu machen, Menschen, deren ganze Richtung von Jugend an eine von Grund aus andere war, Sinn für Landwirthschaft im Kleinen mit allen ihren kleinlichen, zum Theil widerlichen, Bedürfnissen und Rücksichten, zu geben. Und wo sollen im Anfange so manche zum Betriebe der Landwirthschaft unentbehrliche, aber erst durch sie zu gewinnende Bedürfnisse, z. B. Dünger, herkommen? Gegen die jetzige Entwickelung unseres Gewerblebens, namentlich gegen das Fabrik- und Maschinenwesen und die im neuern System erfolgte Stellung des Landbaues ist vorzüglich Sismondi[40]); er leugnet aber die Gefahr der Übervölkerung, glaubt nicht, daß der Pauperismus eine natürliche Nothwendigkeit des jetzigen Zustandes der Dinge sei, warnt gegen übermäßige Production und schlägt eine größere Vertheilung des Bodens vor. Unter denen, welche eine neue Basis des Gewerblebens suchen, nimmt der schon oft genannte Villeneuve[41]) den bedeutendsten Platz ein — oft genannt, nicht etwa weil wir seinen in der That unpraktischen Ideen einen besondern Werth beilegten, sondern weil er fleißig gesammelt und dadurch seine Schrift materialienreich gemacht hat. Er stellt die, der Geschichte und täglichen Erfahrung — wir verweisen auf obige statistische Notizen — zuwiderlaufende Behauptung auf, eine Hauptquelle des Pauperismus sei der Protestantismus, weil allerdings in protestantischen Ländern weniger Almosen, als in katholischen gespendet werden, das Almosenspenden überhaupt da nicht so hoch gestellt wird. Allein wir erinnern daran, daß nach Obigem da, wo die beste Armenpflege[42]) und die reichste Almosenspende[43]) ist, der Pauperismus am meisten zunimmt. Villeneuve spricht sich ebenfalls für Ackerbaucolonien — deren die Erwartungen täuschenden Erfolg haben wir oben bei Holland und Belgien (S. 249 u. 250) gesehen[44]) — und für eine durch religiöse Grundsätze verbesserte Armenpflege aus[45]). Diesen Schriftstellern schließt sich Godeffroy[46]) an, der die Armuth, wie der gleich nachher zu erwähnende Bodz Reymond als Folge der Freiheit betrachtet. Da in der Sklaverei die Armuth die wenigste Kraft habe, weil da der Herr für seine Sklaven sorgen müsse, in der Freiheit hingegen nur Hunger, Seuchen, Krieg die Armuth beschränken könnten, so müsse, um dies nicht abzuwarten, die Freiheit zum eignen Besten der Armen möglichst beschränkt werden. Daher schlägt er vor: 1) Beschränkung des freien Verhältnisses zwischen Lohnherrn und Arbeitern, z. B. durch Zünfte im Interesse der Gesellen, und Hemmung der Concurrenz; 2) Beschränkung der Freiheit der Disposition der Arbeiter über ihren Lohn, z. B. durch Zwangssparcassen; 3) Zwang für die Proletarier zur Benutzung der Staatsbildungsanstalten; 4) Beschränkung der Gelegenheit zum Unsittlichen für die untern Classen, endlich 5) gänzliche Unterordnung der bereits schlechten Poletarier unter die Polizei, daher Aufnahmehäuser für zu pflegende Alte und Kranke, zu erziehende Kinder und zur Arbeit anzuhaltende Müßiggänger, so auch Zwangsackerbau-Colonien. Gründlich ist ihm eine vortreffliche kleine Schrift entgegengetreten[47]), welche die Unhaltbarkeit jener Ideen zeigt und, ausgehend vom Systeme der Freiheit, im Gegentheil Beschränkung der Fabrikherren zum Besten der Fabrikarbeiter, sowie überhaupt Erleichterung des Schicksals der Letztern verlangt. Einen ganz eignen Weg, gebaut auf protestantische Orthodoxie, verfolgt in seinem vier Bände starken Werke[48]) F. H. — BODZ Reymond. Er bekämpft die jetzigen staatswirthschaftlichen Theorien, als die Moral nicht berücksichtigend und die erkünstelte Armuth befördernd. „Denn in der tief- und durchgreifenden Zeiterscheinung der Handels- und Gewerbsfreiheit" — so sagt er in der Vorrede zum dritten Bande S. XII. — „besteht grade die erste große Verderbens- und Armuthsquelle, welche man zuerst unumgänglich verschließen muß, wenn man mit Erfolg dem allgemeinen gesellschaftlichen Nothstande für die Gegenwart abhelfen, und für die Zukunft vorbeugen will." Er glaubt (S. XIV) „die jetzt in der Gesellschaft eigenthümlich vorwaltenden, moralischen und materiellen Übelstände auf ihren letzten, dieselben erzeugenden Urgrund: auf den Misbrauch der Freiheit ausdrücklich zurückgeführt und zugleich: in der Regelung der Freiheit, den höchsten Regulator für die Staatswirthschaft selbst erkannt zu haben." Er sagt sehr

---

40) Tableau de l'agriculture toscane (Genf 1801). De la richesse comerciale (Genf 1803). 41) Siehe oben Note 18. S. 241. 42) Z. B. früher in Sachsen-Altenburg S. 256 fg. 43) Z. B. in Rom S. 248. 44) Man vergl. übrigens doch mehre berücksichtigungswerthe Momente für die Armencolonien in der Abhandlung von Vollbrügge, über Armencolonien, bei Pölitz-Bülau a. a. O. Juni 1839. S. 348 fg. Dagegen beruft sich der Prinz von Monaco auf die mislungenen größern Ackerbaucolonien Englands, Hanovers, Oldenburgs, und glaubt nur drei Arten von Colonien Gelingen prophezeien zu können, denen der Mönchsorden, den Militaircolonien und den von Individuen im Einzelnen gegründeten. Vergl. Bran a. a. O. 1840. 2. Heft. S. 215 und 217.

45) Bülau a. a. O. S. 93 stellt in gewisser Beziehung damit die Schrift Bader's, welcher Vertretung der Armen durch die Geistlichkeit verlangt, zusammen: Über das dermalige Misverhältniß der Vermögenslosen oder Proletarier zu den besitzenden Classen der Societät (München 1835). 46) Godeffroy, Theorie der Armuth, 2. Aufl. (Hamburg 1836). 47) Beiträge zur Theorie des Armenwesens (Hamburg 1834). 48) Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über rc. National- und Privatarmuth (Berlin 1837 — 1839).

richtig (S. XVI): „daß die Völkerwohlfahrt mehr noch auf moralischen Potenzen beruht, als auf materiellen; daß nicht aus diesen, sondern aus jenen, ein gründliches Horoskop für die Zukunft gestellt, und eine genügende Auslegung der Vergangenheit und ihrer Ergebnisse gezogen werden kann." Er führt aus, daß der Einfluß der positiven Religion auf das Staatsleben neuerlich viel zu wenig berücksichtigt werde. Es ist ihm aber wol mit Recht entgegnet worden, daß das Beiseitesetzen der Moral keine nothwendige Folge der neuern staatswirthschaftlichen Theorien sei, sondern daß dieselben deren Berücksichtigung nur andern Zweigen der Wissenschaft überlassen haben, abgesehen davon, daß man in neuerer Zeit sie auch mehr berücksichtigt hat. Er sieht die Corporationen als ein wichtiges Mittel für Wiederherstellung der Festigkeit der Gesellschaft an. So sehr dies wol Beifall verdient, so müßte dies doch durch eine ganz neue Organisation jener Corporationen geschehen, nicht durch, wie der Verf. meint, Wiederherstellung der alten Corporationen, die sich längst überlebt haben. Beschränkung der von ihm für höchst schädlich gehaltenen, den revolutionären Tendenzen, wie er meint, die Hand bietenden Concurrenz, und des Fabrikwesens, das nun einmal ohne die höchsten Nachtheile nicht mehr zu beschränken ist, Auswanderung der Städter auf das Land, Verhinderung zu häufiger Ehen, Verbesserung der Jugendbildung, sowie überhaupt Sorge für die religiöse und geistige Bildung des Volkes, führt er als Mittel für seine Wünsche auf, während er in dem Centralisationssysteme und der Desorganisation der Menschen einen Hauptgrund der jetzigen traurigen Erscheinungen erblickt. Nicht zu übergehen sind hier die sich freilich sofort als verwerflich, mindestens unpraktisch, ankündigenden Vorschläge der St. Simonisten und Anderer, welche in einer gänzlichen Umkehrung alles zeitherigen Staatenlebens und in einer gänzlich andern Einrichtung desselben das Heil suchen und dieses Experiment, ein Jeder in seinem Sinne, ohne alle Berücksichtigung des aus jeder Umwälzung entspringenden Unheils ausgeführt wünschen[49]. Die St. Simonisten, unter denen sich ausgezeichnete Menschen befanden, vereinigten die religiösen Ideen mit der industriellen Theorie und beabsichtigten „eine allgemeine Association der Menschen und Völker, Verbesserung des Zustandes der armen Classen, Abschaffung aller Privilegien, eine durch Capacität gemäßigte Gleichheit, Emancipation der Frauen, Vertheilung alles Vermögens bis auf 700 Fr. ꝛc.[50])." Vorzüglich gewann Fourier[51]) Anhang, welcher von der Idee ausging[52]): „Anfänglich bewegten sich die Arbeiten durch Harmonie, dann durch zwei Haupttriebfedern: stufenweise Zwietracht und Gastronomie; durch Hinzufügung des dritten Hebels, einer Cabale der Nacheiferung, verwandelten sich diese ackerbauenden Gruppen in lustige und eifrige Vereine," und, durch solche Vereine dem jetzigen Nothstande aufzuhelfen, ist die Absicht seiner Anhänger. Nach einer Correspondenznachricht (vom 3—8. Nov. 1839)[53]) gibt es in Paris bereits viele Fourieristen, die Versammlungen halten, und eine Gesellschaft gegenseitiger Unterstützung gegründet haben. Die Gesellschaft gibt sich unter sich Arbeit, nimmt sie an und bezahlt sie mit Bons, die sich auf ein Buch gründen, worin jedes Mitglied ein Conto von 500—1000 Fr. hat. Seine Bedürfnisse erkauft das mit Bons bezahlte Mitglied ebenfalls für Bons von denjenigen Mitgliedern, die mit diesen Bedürfnissen handeln, muß aber auch die von ihm producirten für Bons ablassen. An der Spitze dieser Sekte, welche, von der Regierung ungehindert, häufige Versammlungen hält und sich in zwei Hälften, die speculative und die praktische, theilt, steht ein talentvoller Mann, Victor Considérant[54]). Dagegen erklärt der schon öfter von uns angezogene Schmidt in seinen oben (Not. 8. S. 240 u. Not. 10. ebendas.) genannten Schriften sich unbedingt für das jetzige Gewerbleben. Er empfiehlt daher die Gewerbfreiheit, verwirft deshalb die Schutzzölle und, die Ursachen des Pauperismus eigentlich der Übervölkerung, dem Luxus und dem Umstande, daß wir in einer Übergangsperiode leben, zuschreibend, will er stete, doch allmälige Steigerung der Industrie, ja, wiewol mit Vorsicht, des Maschinenwesens, sowie Förderung der Freiheit des Landbaues, der Sparsamkeit, der sittlichen Bildung. Wenn er den Pauperismus, als etwas in der Natur der Sache Liegendes, nie Aufhörendes ansieht, sucht er die Ursachen seiner Höhe in widernatürlichen Staatseinrichtungen. Unterstützung gebühre nur dem Alter und der Schwachheit, das Correctionshaus dem Bettler und Vagabunden, Arbeit, wo möglich in einem noch nicht getriebenen Geschäfte, dem Unbeschäftigten. Mit Recht sagt er, wie wir, Armuth sei ein relativer Begriff, der in dem Entbehren gewisser, zum Leben unbedingt nothwendiger, oder auch nur für nothwendig erachteter Güter bestehe und in den verschiedenen Ländern nach der verschiedenen Lebensart, nach Sitte und Gewohnheit verschieden bemessen werde. Da nun mit der steigenden Civilisation und dem steigenden Reichthume die Völker mehre und größere Bedürfnisse kennen lernen, so erweitert sich auch hiernach bei ihnen der Begriff der Armuth. Da sich neuerlichst in Teutschland die Civilisation auch bei den untersten Classen sehr verbreitet hat, der Verdienst aber nicht gleichmäßig gestiegen ist, so ist Pauperismus die nothwendige Folge dieses Verhältnisses. Daß man eine Menge Güter als nothwendig zum Leben ansieht und bei deren Entbehrung sich arm fühlt, davon sucht Schmidt die Ursache großentheils in der Art des

49) Réligion Saint-Simonienne; Économie politique et Politique (Paris 1831). *Combe*, metaphorical sketches of the old and new system etc. (Edinburgh 1823). *Gray*, The social system, a treatice on the principle of exchange (Edinb. 1831). 50) Bran a. a. O. 1840. S. 214 und 215. 51) *Fourier*, Traité de l'association domestique agricole (Paris 1822). Nouveau monde industriel (Paris 1829) etc. *Fourier*; Traité de l'association (Paris 1829). Zu übersehen ist nicht eine eigne Zeitschrift für diese Zwecke: La reforme industrielle. Man vergl. das nachstehend Note 57. S. 260 angeführte Rau'sche Archiv S. 203 in dem Aufsatze: Abriß der, von Fourier vorgeschlagenen, Einrichtung der lusterweckenden Gewerbsthätigkeit (industrie attrayante) von Ordinaire.

52) Bran a. a. O. 1840. S. 214. 53) In der Zeitschrift: Der Komet, von Herloßsohn (Leipzig 1839). Nr. 228. S. 1823. 54) Beilage zur leipz. Zeitung 1840. Nr. 90. S. 1317.

Schulunterrichtes. „Wir wollen," sagt er, „unsern Kindern in den Volksschulen zwar nicht zu viel, aber zu vielerlei lehren, ohne zu bedenken, daß weit der allergrößte Theil es nothwendig der künftigen Vergessenheit lernt. Wir bilden aber deshalb eine Menge von Halbwissern, die sich dann unglücklich fühlen, wenn ihnen die Verhältnisse, in welche sie im Leben zu treten berufen sind, nicht erlauben, die Wünsche, die Begierden, die früher in ihnen geweckt wurden, die Ansprüche, die sie an das Leben zu machen gelernt haben, zu befriedigen. Während der ganzen Schulzeit gewöhnen wir die Kinder aller Stände sich als gleich zu betrachten, und dürfen uns dann nicht wundern, wenn sie späterhin diese Gleichheit beibehalten wissen wollen, und sich schließlich entweder zu Ausgaben entschließen, welchen ihre Kräfte nicht entsprechen, um diese Gleichheit wenigstens äußerlich so viel als möglich fortzuführen, oder unzufrieden und mismüthig mit ihrer Lage werden, wenn ihnen dieselbe nicht erlaubt, diese Ausgabe zu machen, oder endlich zu Lastern und Verbrechen schreiten, um sich Mittel dazu zu verschaffen." Er behauptet unstreitig mit Recht, daß die Verarmung sich am stärksten in den Manufacturdistricten, besonders den Manufacturstädten zeigt, daß die Maschinen mehr produciren, als Europa und Asien consumiren können [55]), und daß sich eine Minderung des Pauperismus von der vollen Bevölkerung Amerika's und der Cultivirung Asiens und Australiens erwarten läßt. Ein Hauptergebniß seiner Untersuchungen ist, daß der Arbeitslohn aus dem Capitale der Unternehmer bezahlt werde, also die Lage der arbeitenden Classen, somit die Population, wesentlich von dem auf Production verwendeten Capitale abhängt. Er sucht den Ungrund des besonders von mehren Franzosen behaupteten, von ihm geleugneten Satzes darzuthun, daß der Pauperismus mit der Industrie Hand in Hand gehe. Auf einen weit höhern Standpunkt stellt sich Diesterweg [56]), der unter allen Schriftstellern, welche den Pauperismus berührt haben, dieses Unglück mit den hellesten Farben schildert, den Grund desselben hauptsächlich in dem Mangel alles moralischen Haltes unter den verschiedenen, besonders den niedern Volksclassen sucht, aber leider! als Gegenmittel die unmögliche Organisation der Massen und dazu die keine Bürgschaft für ihre Dauer in sich tragenden höchsten Anstrengungen der christlichen Liebe zur sittlichen Verbesserung der Proletarier verlangt. Eine Idee ist neuerlich rücksichtlich des Landbaues [57]) sowol, als rücksichtlich des Fabrikwesens [58]) verfolgt worden, die jeden Falles, als Idee — wäre nur auch ihre Ausführung möglich — höchst beachtungswerth ist, nämlich, wo möglich das Interesse des Arbeiters an den Erfolg des Geschäfts, durch einen Antheil an dessen Gewinn zu erhöhen. Mohl verlangt nämlich ein freundlicheres Verhältniß zwischen Fabrikherren und Arbeitern durch gänzliches Aufhören aller Mishandlungen und Unterdrückungen von Seiten der Erstern gegen die Letztern, als da sind Verwendung der Kinder zur Arbeit den ganzen Tag hindurch, Vermiethung der Wohnungen an die eigenen Arbeiter, Besitz der Kramladen, Schenken, Bäckereien ꝛc. von Seiten der Fabrikherren, beliebige Verlängerung der Arbeitszeit, Vergütung der Arbeit durch etwas Anderes als Geld. Um aber auch das Interesse des Arbeiters innig mit dem des Fabrikherrn zu verbinden, verlangt er öftere Belehrung der besser zu bildenden Arbeiter durch guten Schulunterricht darüber, daß der Schade der Fabrik auch der ihrige sei; er verlangt eine Art von Repräsentation der Arbeiter, welche am Ende jedes Jahres, gegen Versicherung strengster Verschwiegenheit, bei Berechnung des reinen Gewinnes zugezogen, nach dessen Resultat in Einer Summe den Arbeitern eine Quote zugetheilt, dies Verfahren aber allen, mindestens den neuen, Fabriken gesetzlich vorgeschrieben werden soll. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorschläge Übeln abzuhelfen suchen, durch die der traurige Zustand der Fabrikarbeiter vorzüglich mit erzeugt wird, namentlich dem gänzlichen Mangel an Aussicht auf Verbesserung des Zustandes durch vergrößerte Thätigkeit. Wir glauben indessen nicht besser uns über diese Vorschläge aussprechen zu können, als mit den Worten Bülau's [59]): „Es würden aber seine Vorschläge zunächst nicht gegen den Pauperismus im Allgemeinen gerichtet, sondern nur auf Verbesserung einer Classe der Proletarier und zwar der Classe berechnet sein, die unter Umständen allerdings die gefahrdrohendste, aber in jetzigen Zeiten keineswegs die unglücklichste ist. Indessen auch für diesen engern Standpunkt ist zu bemerken, daß der natürliche Zug der Verhältnisse nicht auf diese Einrichtung hinführt, daß sie sich zum Theil ihm entgegensetzen; daß ihre Ausführung im Geist und in der Wahrheit bei einem Verhältniß zweifelhaft wird, was so große Massen von Arbeitern einem einzelnen Unternehmen (r) entgegensetzt und beide lediglich durch das Band des Interesses verknüpft, während der größte Abstand an Herkunft, Bildung, Vermögen, Beschäftigung und Lebensverhältnisse sie trennt ꝛc. [60])"

Sehen wir von diesen ausführlichern und gelehrtern Schriften und den darin über Beseitigung des Pauperismus aufgestellten Theorien ab, so haben sich die beiweitem meisten Schriftsteller mit einzelnen Details des Pauperismus, der Armenpflege ꝛc. beschäftigt, den jetzi-

---

55) Daß übrigens das Maschinenwesen (freilich nicht im Momente des Überganges von der freien Handarbeit dazu) im Allgemeinen den Pauperismus durch Entziehung der Arbeit nicht fördert, beweist ganz im Großen England, wo die Fabrication der Baumwollenwaaren vor dem hohen Schwunge des jetzigen Maschinenwesens kaum 30,000, jetzt über eine Million beschäftigt. Vgl. Vollbrügge bei Pölitz-Bülau, Sept. 1838. S. 253. 56) Diesterweg, Lebensfragen der Civilisation (Essen 1836). 57) Rebbien, der schuldenfreie Staat (Berlin 1834). 58) Rau, Archiv der politischen Ökonomie und Polizeiwissenschaft, 2. Bd. 2. Hft. (Heidelberg 1835): über die Nachtheile, welche sowol den Arbeitern selbst, als dem Wohlstande und der Sicherheit der gesammten bürgerlichen Gesellschaft von dem fabrikmäßigen Betriebe der Industrie zugehen, und über die Nothwendigkeit gründlicher Vorbeugungsmittel, von Mohl. Babbage, über Maschinen- und Fabrikwesen. Aus dem Engl. übersetzt von Friedenberg (Berlin 1833).

59) a. a. O. S. 106. 60) Bülau macht hierbei im Allgemeinen auf die rücksichtlich der Mohl'schen Ideen in den Noten Rau's zu Mohl's Aufsatz nachgewiesenen Schwierigkeiten aufmerksam und deutet damit unstreitig auf die Noten S. 176 fg. 181 und 193.

gen Standpunkt der Sache festgehalten, die Verbesserung der einen oder andern Maßregel verlangt und besonders neuerer Zeit größere Strenge und das Aufgeben der philanthropistischen Ansichten im Armenwesen beansprucht. Es ist auch in der That keinem Zweifel unterworfen, daß die Philanthropie aufhört eine Tugend zu sein, sobald sie den Umsturz eines Staates und die Zerstörung der socialen Ordnung herbeiführen kann[61]). Zu den erwähnten Schriftstellern gehört Lüttwitz[62]), welcher nach vielen Details endlich auf eigene Anschauung die Armencolonien schildert und sie mit einer zweckmäßigern Einrichtung empfiehlt. Der Hofrath und Professor Hand in Jena empfiehlt ebenso das Arbeitshaus[63]). Eine ungewöhnliche Erscheinung bietet der Pfarrer Jürgen Hansen, welcher, ganz gegen die sonstigen Ansichten seines Standes, in seiner ersten, diesem Gegenstande gewidmeten Schrift[64]) gegen die Ehen der Proletarier so einseitig zu Felde zog, daß er die gegen eine Erschwerung dieser Ehen sprechenden Gründe, wie die Unsittlichkeit dadurch vermehrt werden würde, der redliche Arme in der ehelichen Verbindung eine Auffoderung und Erstarkung zu größerer Thätigkeit findet, die Frau des Proletariers auch mit verdient und oft so viel als der Mann zur Ernährung der Familie beiträgt ꝛc., theils ganz übersieht, theils allzugering anschlägt. Mehrseitig betrachtet er den Pauperismus in seiner spätern Schrift[65]). Da findet er als Gegenmittel gegen denselben: Verbesserung der Moralität besonders auch durch guten Schulunterricht, weise Bevormundung der Armen, Verkleinerung der Communen, Strafrecht der Armenbehörden, Gesindebücher, Abhängigmachung der Ehen nach seinen obenangedeuteten Ansichten von der Einwilligung der Communen, Mitleidenheit der Verwandten bei der Armenversorgung Behufs baldiger Vorbeugung, Abschaffung des Zunftmonopols, Erleichterung der Theilbarkeit des Bodens ꝛc. Er selbst sagt in der Vorrede zu dieser Schrift, daß Lüders[66]), Nagel, Brodersen[67]) und Funk[68]) (welcher allerdings die Ursachen der Verarmung klar in dem sittlichen Zustande der Zeit, den ungesunden Wohnungen der Armen, dem frühzeitigen Heirathen, der Arbeitsscheu, dem übeln Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten und der Einrichtung mancher Armenanstalten findet) sich schon in diesem Sinne ausgesprochen hätten. Wir fügen diesen von Hansen genannten Schriftstellern noch Heiberg[69]) bei, der, ob er gleich in der Hauptsache locale Verhältnisse vor Augen hat, doch den Gegenstand nach allgemeinen Principien beleuchtet und, zur Abhilfe des Pauperismus, Verbesserung des Gemeindewesens, geordnete Gewerbsfreiheit, Aufhebung der innern Mauthen, eine gute, vorzüglich die Pflicht der Treue festhaltende Gesindeordnung, Reform des Schulwesens und die Einrichtung von Arbeits- und Industrieschulen empfiehlt. Eine sehr verständige Schrift in diesem Sinne ist auch die von Adolf Friedrich Lüders[70]). Als allgemeine Ursachen des Pauperismus sieht er an: Misverhältniß des Bodens und der Zunahme der Bevölkerung, Unsittlichkeit ꝛc., Vererbung derselben auf die Kinder der jetzigen Armen — eine gewiß bis jetzt zu wenig beachtete Erscheinung — zu deren Abhilfe er Armencolonien, bessere Aufsicht auf Dienstboten, für diese Dienstbücher, Prämien, Sparcassen, Zwangsarbeitshäuser und Trennung der Kinder von ihren Ältern in Vorschlag bringt.

Diesen verschiedenen Ansichten der Schriftsteller glauben wir einige Bemerkungen beifügen zu müssen. Man hat häufig die Meinung gehabt, daß es gewisse Universalmittel[71]) gegen den Pauperismus gebe, und hat diese auch wirklich angepriesen. Allein so verrufen die Universalmittel in der Medicin sind, so gewiß sind sie auch im politischen Leben ganz untauglich[72]). Und sowie die Ursachen des Pauperismus schon nach dem Ergebnisse der vorbemerkten Erscheinungen sich nicht sämmtlich aufzählen lassen, dies vielmehr außer dem Bereiche menschlichen Vermögens liegt, so ist auch eine erschöpfende Aufzählung sämmtlicher Mittel gegen denselben unmöglich[73]). Vortrefflich schildert diese Universalmittel und die Triebfedern zu deren Aufstellung Bülau[74]) mit folgenden Worten: „Als wäre hier überhaupt mit Vorschlägen Etwas auszurichten! Die Einen — wol mehr durch politische Interessen getrieben — wollen Erhaltung und Herstellung des großen Grundbesitzes; des grundherrlichen Verhältnisses, das sie in einem aus patriarchalischem Wohlwollen und römischer Patronatstreue gemischten Lichte darstellen. Die Andern fassen blos die bäuerlichen Verhältnisse ins Auge, und wollen durch Einführung des Majorats oder Minorats und durch Entfernung des Drucks der Grundsteuern geholfen wissen. Die Dritten hoffen Alles von größter Theilbarkeit und Vertheilung des Bodens. Zünfte schreien die Einen, Gewerbsfreiheit die Andern. Freizügigkeit wollen diese, beschränkende Heimathsgesetze Jene. Viele hof-

61) Bran a. a. O. 1840. S. 208. 62) Über Verarmung, Armengesetze, Armenanstalten und insbesondere über Armencolonien (Breslau 1834). 63) In seiner Schrift: Das Arbeitshaus, als das vorzüglichste Hilfsmittel in der Verwaltung des Armenwesens (Jena 1839). 64) Über das Heirathen der Armen und das dabei betheiligte Recht der Communen (Altona 1832). 65) Kritik des Armenwesens (Altona 1834). 66) Womit wol nicht die von Ludwig Lüders anonym herausgegebene, oben (Note 4. S. 253) angezogene Schrift: Das Armenwesen ꝛc., sondern die Schrift von Adolf Friedrich Lüders, nachstehend in Note 70 gemeint ist. 67) Einer derjenigen Schriftsteller, welche Alles von vermehrter Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung erwarten. In seiner Schrift: Die Armuth, ihr Grund und ihre Heilung (Altona 1838), empfiehlt er Hausandacht, Armenmissionarien und barmherzige Vereine. Schroff steht ihm entgegen der Prediger Holst, Über die Verwilderung der niedern Volksclassen (Leipzig 1836). Man vergl. Bülau a. a. O. S. 97. 68) Funk, Einige wol noch nicht genug beobachtete Ursachen der Verarmung in Altona, wie in den ihm benachbarten Handelsstädten (Altona 1832).

69) Heiberg, Mittheilungen über das Armenwesen mit Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Organisation desselben in der Stadt Schleswig (Altona 1835). 70) Einige Bemerkungen über mehre Ursachen des Elends in der untern Volksclasse und die Mittel, dasselbe zu vermindern (Altona 1829). 71) Z. B. Harl a. a. O. S. 12. 72) Bartholmä, Ideen zur Umwandlung des Gesammtarmenwesens Teutschlands (Berlin 1837) S. XII. 73) Bei Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 235. Nov. 1838. S. 398 hat Vollbrügge, sodann aber hat der nachher in Note 96. S. 263 zu erwähnende Gerando im 2. Buche des 1. Theiles 1. Bd. und im 2. Theile seines Werkes das Mögliche hierunter geleistet. 74) Bülau a. a. O. S. 96.

fen Alles von Gewerbsschulen. Der gewöhnliche Schulmann führt Alles auf den Schulunterricht, der Geistliche Alles auf Religiosität zurück. Beschützung ist das Losungswort des Fabricanten, Handelsfreiheit das des Kaufmanns. Derselbe Mund, der nur in der stärksten Verminderung der Abgaben die Rettung sieht, verlangt doch von dem Staate Anstalten und Leistungen, die viel höhere Kräfte in Anspruch nehmen würden." Wir fügen noch aus Bülau's eigener Darstellung hinzu: Die Einen wollen den Schaden durch bessere Justizverfassung heilen (so die ehrenwerthen Namen eines Beccaria, Filangieri, Sonnenfels), die Andern suchen die Ursache alles Unheils in den, nach ihrer Meinung, unnöthigen Staatsausgaben. Dies Letztere der vielleicht nicht ganz so mit Recht, wie er es zu verdienen schien, berüchtigte Herausgeber der Zeitschrift „die Biene," Namens Richter[75]). Ganz aber stimmen wir dem Collectivurtheil Bülau's über alle diese bei: „Sie haben vergessen, daß das Leben sich aus einer Mannichfaltigkeit von Kräften und Erscheinungen zusammengesetzt, und daß man nie von einem Elemente Alles erwarten kann." Freilich wird es stets eine höchst schwere Aufgabe bleiben, die Ursachen der Armuth zu finden, zumal Armuth und Reichthum, wie wir schon oben (S. 244) zeigten, so höchst relative Begriffe sind, nicht blos nach den verschiedenen Völkern, sondern in der Beziehung, daß der Begriff derselben erst entsteht, wenn der Gegensatz da ist. Der Arme fühlt sich erst arm, wenn er Reichere neben sich sieht[76]). Doch läßt sich der Pauperismus nur bekämpfen durch Bekämpfung seiner Ursachen. Diese aufzuspüren ist daher allerdings Pflicht des Staats, eben weil es auch seine Pflicht ist, die Armuth zu verhindern. Schon in dem allgemeinen Staatszwecke — so verschieden die Ansichten darüber sein mögen — liegt die Verbindlichkeit dazu, weil Armuth stets ein Hinderniß der höhern Lebenszwecke ist. Sicherheit des Eigenthumes, Ruhe und Fortbestand der Staatsgesellschaft werden durch die Armuth gefährdet. Noth hat kein Gebot und der Hunger ist ein Freibrief für Verbrechen[77]). Aus ebendiesem Grunde aber unterstützt der Staat die Armen weit mehr in seinem Interesse, um jenen Übeln vorzubeugen, als in dem der Armen; sie befänden sich unstreitig, wenn ihnen erlaubt wäre sich selbst zu helfen, weit besser als bei der geregelten, den richtigen Ansichten nach nur unvollständigen Unterstützung des Staates[78]). Die meisten neuern Nationalökonomen finden den Grund des Pauperismus in der gestiegenen Bevölkerung, den großen Umwälzungen aller socialen und sonstigen Verhältnisse, in den Kriegen, den Unruhen, der gesunkenen Sittlichkeit und Moralität und allerdings insofern im Luxus, inwiefern der geringe Preis der Waaren zu deren Anschaffung verleitet[79]). Selbst die aber, welche das jetzt herrschende Industriesystem beschränkt wissen wollen, verlangen Freiheit und zwar ohne Beschränkung, nur gegen den Druck der Willkür gesichert[80]). Die Aufgabe, wie bei der Freiheit der Arbeit auch Ordnung im bürgerlichen Verkehr erhalten werden könne, lösen sie gewöhnlich nicht. Denn so schön der Rath klingt, daß der Staat „seine ganze Aufmerksamkeit auf die Sorge für die geistige und sittliche Kraft des Volkes" richten solle[81]), so gewiß wird dies nur spät erst Früchte erzeugen, während die augenblicklichen Folgen der vollen Freiheit nicht ausbleiben werden. Es ist nicht zu leugnen, daß das Ins-Leben-treten der Grundsätze jener neuern Nationalökonomen, ihr Streben nach Freiheit sehr viel mit für die in den Staatsgesellschaften neuerlich erstarkte Macht des Gesetzes an der Stelle der frühern Willkür besonders gegen die niedern Classen gewirkt hat. Allein leider! sehr richtig ist auch die Bemerkung, daß die Willkür, statt dessen jetzt in die Gesellschaft selbst gedrungen ist, daß das Gesetz aber die gute Willkür nicht ersetzen kann und daß mit jenen Vorschritten in der Freiheit man sich immer weiter von dem disciplinarischen Einwirken entfernt hat, das den ungebildeten Volksclassen immer Noth thut[82]). Auch können wir allerdings nicht verschweigen, daß wenigstens die unbedingte Gewerbfreiheit, so weit wir von den Folgen derselben bis jetzt sprechen können, sich nicht überall als heilbringend bewährt hat. So hat dieselbe der Magistrat zu Berlin officiell als eine Ursache des Verfalles des Wohlstandes einer großen Anzahl der berliner Einwohner angeklagt[83]), und wir können, was auch dagegen vorgebracht wird, doch nicht umhin, die klaren Erfahrungen des Magistrates zu Berlin für sehr beachtungswerth zu halten. Mindestens wünschen wir zur Ehre der Humanität nicht, daß mehre praktische Nationalökonomen, den Rath eines Recensenten[84]) im Geiste der neuern Nationalökonomie befolgen mögen, wenn er sagt: „Auch werden die Klagen über Gewerbfreiheit von selbst verstummen, wenn man ihnen nur kein Gehör gibt." Vielmehr sind wir der Überzeugung, daß jedenfalls der Übergang vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit nur mit großer Vorsicht bewirkt werden kann und außerdem von den höchsten Nachtheilen bedroht sein dürfte[85]). Jener relative Begriff des Reichthums und der Armuth äußert aber grade in der neuern Zeit seine Hauptwirkung. Denn da die Vertheilung der in den Nationen gewonnenen Reichthümer, der Natur der Sache nach, immer ungleicher wird[86]), da nach den Ergebnissen dieses Artikels an die Stelle der Wohlhabenheit Vieler immer mehr der Reichthum Weniger tritt; so muß auch der Contrast zwischen Reichthum und Armuth immer greller hervortreten, der Arme sich immer unglücklicher fühlen. Die Quellen der Armuth sind aber, nächst den für die gesammte jetzige Zeit gemeinschaftlich bestehenden, in den verschiedenen Völkern, ja in den verschiedenen Staaten eines und desselben Volkes sehr verschieden[87]), und so müssen auch die

75) Bülau a. a. O. S. 84 und 91. 76) Ebend. S. 79. 77) v. Rotteck u. Welcker a. a. O. S. 6. 7. 10. 78) Bülau a. a. O. S. 86. 79) Vergl. die schon angezogenen Pölitz-Bülau'schen Jahrb. Sept. 1838. S. 193: über den Luxus im Verhältniß zu Wohlstand und Bildung, von Tittmann.

80) Bülau a. a. O. S. 86. 98—100. 81) Ebend. S. 115. 82) Ebend. S. 88. 83) Jarke, Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der preußischen Städte-Ordnung 1. Abhand. 84) Jenaische Allg. Lit.-Zeit. 1834. Nr. 181. S. 12. 85) Michelsen, über Zunftzwang und Gewerbefreiheit (Güstrow 1837) und die Anzeige darüber bei Pölitz a. a. O. Febr. 1838 S. 173 fg. 86) Bülau a. a. O. S. 89 und 91. 87) Bartholmä a. a. O. S. XI und 19.

Gegenmittel gegen den Pauperismus sich nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse modificiren. Da indessen jeden Falles der Staat in der Hauptsache in seinem eigenen Interesse den Pauperismus zu beseitigen suchen muß, so muß auch der oberste Zweck der den Armen zu leistenden Unterstützungen das baldmöglichste Wiederaufhören der Letztern sein, es muß den Armen nur so lange Unterstützung geleistet werden, als sie ohne dieselbe durchaus keinen Unterhalt finden können[88]). Daher sind die Grundsätze der Philanthropie, wie sie z. B. das erste altenburgische Armenregulativ aussprach (s. o. S. 256 fg.) in der That ganz verwerflich[89]), indem darnach der Staat mit dem Vermögen seiner Staatsbürger christlichmilde Wohlthaten erzeigt, wozu er weder berechtigt noch verbunden ist. Aus eben dem Grundsatze, daß der Staat für die Armen nur in seinem eigenen Interesse zu sorgen hat, folgt von selbst, daß der Arme niemals ein strenges selbständiges Recht gegen den Staat auf Versorgung hat und haben kann[90]), sowie aus dem, durch die Erfahrung über Einrichtungen, bei denen dies Recht zugestanden war, nach Obigem hervorgehenden politischen Gründen folgt, daß der Arme dies Recht nie haben darf. Nie darf auch das chinesische Sprüchwort vergessen werden: Wenn ein Mann und eine Frau im Müßiggange leben, so müssen dafür an irgend einem andern Punkte des Reiches ein anderer Mann und eine andere Frau Frost und Hunger leiden. Ist nun einmal von Armenunterstützung die Rede, so müssen die Classen der Armen: **Vorübergehend Nothleidende** und **längere Zeit** oder gar **immerwährend Nothleidende, natürliche** oder **freiwillige** (ital. poveri naturali, volontari, d. h. solche, die durch eigene Schuld und Arbeitsunlust arm sind) und **zufällige Arme** (ital. poveri eventuali)[91]), genau unterschieden werden. Sehr richtig theilt der schon erwähnte Fürst von Monaco in seiner Schrift die Armen in drei Classen: a) der abgenutzte, kraftlose, bettlägerige, zur Arbeit ganz unfähige Mensch, b) der von temporären Unglücksfällen betroffene, c) Greise, Weiber, gesunde Kinder, denen nicht der Muth, sondern die Kraft fehlt[92]). Nicht so praktisch dürfte die Eintheilung der Armuth sein, die Bodz Reymond macht, in **natürliche** oder **Privatarmuth**, d. i. die, welche durch unvorhergesehene Unglücksfälle herbeigeführt wird und also nicht abgewendet werden kann, und in **künstliche** oder **Nationalarmuth**, d. i. die, welche nicht von der Natur, sondern von menschlicher Schuld herrührt[93]). Jedenfalls muß nach den verschiedenen Arten der Armuth und ihren Ursachen die Unterstützung bemessen werden. Dies pflegt aber da in der Regel nicht streng zu geschehen, wo die **unbeschränkte gesetzliche Armenpflege** (**Armentaxe, Taxsystem**) eingeführt ist, d. i. das System, wonach jeder Arme das Recht hat, von dem Staate Sicherung seiner Subsistenz durch, da nöthig, selbst die drückendsten Auflagen auf die Staatsbürger zu fodern. Diesem steht die **beschränkte gesetzliche Armenpflege** entgegen, d. i. die, mittels deren der Arme nur so weit unterstützt wird, als der Abwurf wohlthätiger Stiftungen und der ein für alle Mal diesen Fonds zugewiesene Zuschuß aus den öffentlichen Cassen reicht[94]). Unbestritten schädlich ist das eigentliche Almosenspenden[95]), wie wir schon oben (S. 248. 249. 250. 256. 258 ꝛc.) sahen; Müßiggänger und Trunkenbolde bemächtigen sich der Almosen und in der Aussicht darauf mehrt sich die Zahl solcher Bettler, die lieber vor den Kirchen und Thüren liegen, als arbeiten, während der wahre Arme nur selten zum angemessenen Genusse des Almosens kommt. Dasselbe ist daher nur unter sehr berechneten Beschränkungen da zu gewähren, wo es nicht zu vermeiden ist[96]). Sehr wahr ist, was Garnier zu Adam Smith sagt: „Die Gaben, welche die Regierung hinwirft, die Gaben der legalen Wohlthätigkeit, fallen beinahe immer auf eine falsche Stelle und vergrößern gar oft das Übel, dem sie abhelfen wollen“[97]). Doch muß man das nicht übertreiben und nicht vergessen, wie oft auch der Privatmann bei seinen Wohlthatsspenden getäuscht wird. Jedenfalls geht die Unterstützungspflicht der Verwandten allen andern Verpflichtungen dazu vor. Sie sind daher in mehren Ländern, wie schon oben (S. 249. 256. 261 ꝛc.) bemerkt wurde, allen andern Verpflichteten vorausgestellt. Unstreitig sind die Grundsätze, welche in dem Entwurfe zu einem diesfallsigen Gesetze für Holstein im J. 1838 aufgestellt wurden[98]), höchst beachtenswerth: Die Unterstützungspflicht besteht unbedingt zwischen natürlichen und Adoptiväletern und Kindern, zwischen natürlichen Ascendenten und Descendenten der entferntern Grade, zwischen dem unehelichen Kinde und seiner Mutter, vom 18. Jahre des Erstern oder dem Zeitpunkte an, wo es einen eigenen Stand ergriffen hat; bis dahin findet gleiches Verhältniß zwischen ihm und dem Vater statt, die Verbindlichkeit der Stiefältern besteht nur während der Dauer der Ehe und bis zum 18. Lebensjahre, oder bis zur Ergreifung eines eigenen Standes. Haben die Stiefältern die Stiefkinder so unterstützt und werden hilfsbedürftig, so haben sie wieder von diesen Unterstützung zu fodern. Überhaupt hat man sich in Holstein auf jenem Landtage lebhaft mit der Frage über Abhelfung des Pauperismus beschäftigt. Man hat namentlich auch einen Gesetzentwurf über das Heirathen der von einer Armencommun unterstützten Personen umständlich berathen. In der Hauptsache geht er darauf hin, daß ohne Zustimmung der Hei-

88) Bülau a. a. O. S. 112. Harl a. a. O. S. 27. 89) Bülau a. a. O. S. 101. 90) Rotteck u. Welcker a. a. O. S. 11 und 16. 91) Ebend. S. 8 und 9 und P. Magenta in der oben Note 74 S. 248 angeführten Schrift. 92) Bran a. a. O. 1840. S. 192. 93) Vergl. Pölitz-Bülau a. a. O. S. 474.

94) Duchatel und Naville a. a. O. S. 39. 95) Harl a. a. O. S. 25 fg. 96) *De Gérando*, De la bienfaisance publique. IV Voll. (Paris 1839). Diese höchst interessante Schrift behandelt den Pauperismus und die gesammte Armenpflege sehr geistreich, die Unterstützung der Armen im dritten und die Armenpflege im Allgemeinen im vierten Theile. Vergl. die umständliche Recension darüber von Rau, in dessen Archiv der politischen Ökonomie und Polizeiwissenschaft, 4. Bd. 1. Heft (Heidelberg 1839) S. 101. 97) Bran a. a. O. 1840. S. 191. 98) Mit Bezug auf Nr. 46—49 der holsteinischen Ständezeitung s. Leipz. Allg. Zeitg. 1838. Beil. Nr. 239. S. 2906.

mathscommun Niemand heirathen darf, der nach dem 18. Lebensjahre Unterstützung von der Commun erhalten und solche nicht wieder erstattet hat[99]). Die erwähnte gegenseitige Unterstützungspflicht der Verwandten ist so in der menschlichen Natur und der Natur der menschlichen Gesellschaft gegründet, daß jede nähere Untersuchung darüber überflüssig wird. Politisch aber empfiehlt sich das gesetzliche Aussprechen derselben durch die Erwägung, daß die Verwandten am besten dazu geeignet sind, dem Verarmen ihrer Verwandten durch Sorge für eine gute Erziehung und durch sorgfältige Aufsicht vorzubeugen. Ähnliche auch politische Gründe sprechen für die Versorgungspflicht der Gemeinden, die nächste nach der der Verwandten. Daß gute Erziehung eines der besten Vorbauungsmittel gegen Verarmung, Ernährung des Armen durch Arbeit das beste Abhilfsmittel ist, wenn einmal Verarmung eingetreten, dies zeigen Theorie und Praxis gleich klar[1]). Daher haben auch mehre Gesetzgebungen und Schriftsteller[2]) die Erziehung des Armen, besonders die Armenschulen, zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht. Unter Armenschulen versteht man Unterrichtsanstalten für älternlose arme Kinder, oder Kinder armer Ältern. So lange noch nicht alle Volksschulen aus öffentlichen Mitteln erhalten werden, sodaß der Schüler kein Schulgeld zu zahlen braucht, so lange sind jene Schulen zur möglichsten Bekämpfung des Pauperismus unentbehrlich, da Schulbildung die Grundlage aller sittlichen Bildung, besonders des gemeinen Mannes bleibt, und da ohne diese alle die edlern Eigenschaften dem gemeinen Manne fehlen werden, die das Streben nach einer rechtlichen Existenz erzeugen und erhalten. Die Armenschulen sind theils eigentliche Armenschulen, das sind Schulen für die Kinder der Almosenempfänger, worin gewöhnlich Handarbeiten gefertigt und den Kindern bezahlt werden, theils Freischulen, das sind solche Schulen, worin die Kinder unbemittelter Leute unentgeltlich oder gegen ein geringes Schulgeld Unterricht erhalten. Eine Armenarbeitsschule in Dresden gibt z. B. seit dem Jahre 1772 nicht nur unentgeltlichen Unterricht, sondern auch seit dem Jahre 1790 zum Theil Beköstigung[3]). Ähnlich ist die Einrichtung der Arbeitsschule für Freiwillige (ohne Beköstigung) in Leipzig. In einigen Ländern werden diese Anstalten ganz im Großen betrieben. Wir lesen z. B.[4]), daß die Armenschule in Deventer allein jährlich 20,000 Paar Strümpfe und Socken liefert. Doch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß auch die eigenen, von den gewöhnlichen Elementarschulen abgesonderten Armenschulen dadurch ihren Nachtheil haben, daß sie dem Armenkinde gleich die Idee öffentlicher Versorgungen und des Lebens von den Spenden Anderer von Jugend an geben, und eine Menge vernachlässigter Kinder auf einen Punkt zusammenhäufen, die einander verderben, während, wenn sie einzeln unter andern gutgearteten Kindern mit sind, diese auch auf ihre Bildung vortheilhaft einwirken. Daher wird nicht mit Unrecht die Vermeidung eigener Armenschulen — statt deren Bezahlung des Schulgeldes in den allgemeinen Elementarschulen eintritt — und jedenfalls der Versorgung armer Mädchen in Waisenhäusern — da sie hierdurch gleich von Jugend an dem häuslichen Leben, ihrem eigentlichen Wirkungskreise, entzogen werden — empfohlen[5]). Aber auch die armen Knaben befinden sich für jetziges und künftiges Leben bei der Verdingung derselben in die Pflege braver Privatleute besser. Den Kindern stehen die Greise männlichen und weiblichen Geschlechts gradezu entgegen. Ihnen sind gewöhnlich die Hospitäler offen, so weit diese ausreichen. Neuerlich hat man, wenigstens in Paris, auch die Unterbringung der Greise auf dem Lande in Vorschlag gebracht[6]). Aber die Armen, mögen sie noch so gebildet sein, werden immer arm bleiben, wenn der Lohn für ihre Arbeit unzulänglich, nicht den Bedürfnissen angemessen ist, ohne deren Befriedigung sie nicht existiren können[7]). Und offenbar führt der Umstand, daß die Gewerbthätigkeit immer mehr in die Hände der Fabriken kommt, zu dieser Unzulänglichkeit des Lohnes. Denn der Handwerker, der nur eine kleine Capitalanlage hat, kann, sobald Fabrikarbeit mit der seinigen concurrirt, diese nicht um den wohlfeilen Preis liefern, um den die Fabrik ihre Arbeit ablassen kann. Die Fabrik aber muß, um mit andern Fabriken gleichen Preis zu halten, den Lohn ihrer Arbeiter möglichst gering stellen, kann es auch, da ihre Arbeiter, wenige Aufseher ausgenommen, in der Regel keine Vorkenntnisse bedürfen, sondern irgend ein mechanisches Geschäft einen Tag wie den andern treiben. Auf diese Art sehen wir den so achtungswerthen Mittelstand der Handwerker, die bis jetzt einen oder zwei Gehilfen halten konnten und davon in einem, ihren Verhältnissen angemessenen, Wohlstande lebten, um so mehr verschwinden, als selbst manche, früher zur Ausbildung dieses Standes dienende, Institute, z. B. das Wandern, aus politischen und andern Rücksichten immer mehr verschwinden. An die Stelle jener ehrenwerthen Handwerker treten die unglücklichen Fabrikarbeiter, denen nie eine Hoffnung, sich aus dem Stande des Lohnarbeiters irgend zu erheben, blüht, die daher von früher Jugend an gewöhnt werden, nur von einem Tage zum andern zu leben und die traurigen Gefühle, entspringend aus dem Vergleiche zwischen ihrer Existenz und der des Fabrikherrn, durch sofortiges Verthun ihres geringen Lohnes zu ertränken, sobald sie ihn in der Hand haben. Die Frage über Verbesserung der Lage dieser Unglücklichen hat schon viele Federn in Bewegung gesetzt[8]). Gegenwärti-

99) Die Gründe für und wider sind umständlich nach der holsteinschen Ständezeitung ausgezogen in der Leipz. Allg. Zeitg. 1838. Beil. Nr. 242. S. 2942 fg.

1) Consequent durchgeführt in Harl a. a. O. 2) J. B. Schmitt, Über die Nothwendigkeit, durch Armenerziehungsanstalten für Knaben der steigenden Armuth und den Verbrechen vorzubeugen (Offenbach 1839). 3) Harl a. a. O. S. 67. 4) Stein a. a. O. 1. Bd. S. 396.

5) Pölitz-Bülau a. a. O. Nov. 1838. S. 399. 6) Duplay, über Unterbringung von Greisen auf dem Lande, in Julius angez. Jahrb. 1833. 7—9. Heft. S. 196. 7) Duchatel und Naville a. a. O. S. 2 fg. und 27. 8) Ein kleines gut gemeintes Schriftchen existirt unter andern darüber von Hermann, Vorschläge, der Verarmung und Armuth der Fabrikarbeiter entgegen zu wirken (Mühlheim 1834).

ger Artikel spricht sich darüber wiederholt aus. Doch müssen wir noch des Vorschlages gedenken, nach welchem, ausgehend von der Ansicht, daß die Quelle des Pauperismus im Luxus und der Immoralität, das Gegenmittel in der Industrie liege, in jeder Gemeinde Industriehäuser errichtet werden sollen [9]), eine Art von Zwangsindustriehäusern, wodurch nach und nach die freie Industrie des einzelnen Staatsbürgers ganz vernichtet und die gesammte Industrie in diese Häuser eingeengt werden würde. Wir brauchen wol nichts über die Unausführbarkeit dieser Idee zu sagen. Gleich bedenklich, wie die Lage der Fabrikarbeiter, ist die der Ackerbauer, und zwar um so bedenklicher, als durch ihr Verarmen zugleich den niedern Ständen die gediegenste, thatkräftigste, geistig und körperlich gesündeste Menschenclasse entgeht. Auch hier hat es an theoretisch aufgestellten und praktisch versuchten Experimenten nicht gefehlt, um dieser Erscheinung zu begegnen. Zwar hat bis jetzt die Armenversorgung auf den Dörfern, namentlich auf solchen, deren Einwohner sich blos mit dem Ackerbau beschäftigen, weit weniger Schwierigkeiten dargeboten, als die in den Städten. So einfach das Landleben überhaupt ist, so einfach bildet sich gewöhnlich von selbst auch die Einrichtung für Unterstützung der Dürftigen, und wir halten daher alle tiefer gesuchten diesfallsigen Vorschläge für überflüssig [10]). Allein übler ist allerdings die Erscheinung der Verarmung des Landmannes im Allgemeinen — die Verschuldung des großen und kleinen [11]) Grundbesitzes in Folge der Kriege, des Luxus und schlechter Getreidepreise, in Folge hier und da zu weit getriebener Dismembrationsversuche. Zwar hat Frankreich einen Beweis der Vortheile der Dismembrationsbefugniß durch die Thatsache geliefert, daß auf demselben Areal im J. 1789, vor Einführung der Erstern nur 25 Millionen Menschen und die untern Stände sehr gedrückt lebten, wo jetzt $33\frac{1}{2}$ Mill. Menschen besser leben, sowie daß es damals ein Budget von 540 Mill. Livres nicht ertragen konnte, da es jetzt und leichter mehr als eine Milliarde aufbringt [12]). Allein abgesehen von den oben S. 246 fg. herausgesetzten, vorzüglich wol im Charakter der Franzosen selbst begründeten besondern Verhältnissen des Landmannes dort, möchte sich sehr fragen lassen, ob nicht die Trüglichkeit des Schlusses: post hoc, ergo propter hoc, auch hier sich bewährte, und dann haben wir in Teutschland, besonders in Südteutschland, von der zu weit getriebenen Zerschlagung des Bodens die nachtheiligsten Folgen zu beklagen [13]), daher selbst landständische Versammlungen es noch neuerlich für ihre Pflicht erachteten, auf Vorkehrungen dagegen Bedacht zu nehmen [14]). Wir vernehmen aus Preußen, daß dort in Folge auch der neuerlich aufgehobenen Zerschlagungsbeschränkungen der Mittelstand der Bauern ganz verschwindet, blos Herren und Knechte werden, indem die Rittergutsbesitzer alle größern Bauergutsbesitzungen zusammenkaufen, so Dörfer ganz verschwinden und zu Einem großen Hofe werden, während die von Rittergütern ausgelassen werdenden Grundstücke blos Häuslerfamilien bilden [15]). Daß dagegen die Consolidirung des kleinen Grundeigenthums — Österreich, und vorzüglich England, wirken entschieden für die Beibehaltung großer Grundbesitzungen — gleichfalls die Verarmung des Bauerstandes herbeiführt, geht aus dem eben Gesagten hervor, bewährt sich vorzüglich durch das Beispiel Englands, wo in dem Zeitraume von 1690—1801 in acht Grafschaften 20,000 Bauergüter (cottages) größern Grundbesitzungen incorporirt wurden [16]). Die Verarmung des Bauerstandes zeigt sich ferner in Folge der für den kleinern Grundbesitzer, durch das fabrikenmäßige Erzeugen vieler Gegenstände, die er sonst selbst in freieren Stunden fertigte, aufhörenden lucrativen Nebenbeschäftigungen, und in Folge des Festhaltens an der herkömmlichen Bewirthschaftung. Denn mindestens die größern Güter erheischen durchaus eine industrielle, in mancher Hinsicht fabrikmäßige Bewirthschaftung, was nicht ohne Rückwirkung auf die kleinern Güter bleibt. Vielleicht ist der Fürst von Monaco wenigstens zum Theil auf einem richtigen Wege, wenn er in den Gemeinden um sein Schloß herum Associationen für Ackerbau und Wohlthätigkeit stiftete, durch die er die besten Mittel zur Vervollkommnung der Ökonomie mehr populär zu machen und zugleich die bedrückten Landleute zu unterstützen suchte. Der Erfolg der Bemühungen des diesfallsigen Comité der Stadt Thorigni in 26 Gemeinden veranlaßte den Fürsten, dieses Mittel für ganz Frankreich in Vorschlag zu bringen [17]). Sein Wahlspruch ist: Verbesserung der Landwirthschaft und Wohlthätigkeit in den Gemeinden. Die Erde ist die erste Hervorbringerin aller menschlichen Reichthümer und Subsistenzmittel; Industrie- und Manufacturwesen sind nur unsichere Mittel gegen den Pauperismus. Wächst dieser in gleichem Verhältnisse wie der Preis der Waaren fällt, so wird die Existenz der Grundeigenthümer täglich mehr gefährdet und die der Proletarier ganz zerstört. Darum sind auch offenbar Eisenbahn- und Dampfwagen-Manie in ihrer augenscheinlichen Übertreibung ein Vergrößerungsmittel des Pauperismus, gleich jedem Systeme, welches die Vermögenszustände in unmäßigen Verhältnissen vergrößert oder verringert [18]). Ausgehend von der Idee, daß nur eine Vervielfältigung und Vervollkommnung des Ackerbaues im Stande ist, dem Pauperismus ein Ziel zu setzen, weil Jung und Alt, Mann, Weib und Kind dabei

9) Bartholmä in der angezogenen Schrift. 10) Man vergl. v. Nostitz, Versuch über Armenversorgungsanstalten (1827). Schneider, über Armenversorgung, ein wohlgemeintes Wort an alle Landgemeinden ꝛc. (Coblenz 1837). 11) A. Meyer, historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthum Paderborn nebst Angabe der zur Abhilfe dienlichen und erwünschten Mittel (Paderborn 1836). 12) Schüz, über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben (Stuttgart und Tübingen 1836). S. 163 fg. 13) Vergl. d. Art. Dismembration 1. Sect. XXVI. Bd. S. 34 fg. Funke, Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile ꝛc. (Hamburg 1839). Vollbrügge a. a. O. in Pölitz-Bülau, Nov. 1838. S. 420.

14) Leipz. Zeitung 1836. Nr. 100. S. 1300. 15) Leipz. Allgem. Zeitung 1839. Nr. 26. S. 281. 16) Vollbrügge a. a. O. Note *). 17) In seiner Schrift: Du paupérisme en France et des moyens de le détruire (Paris 1836). 18) Bran a. a. O. 1840. S. 223 fg.

eine zweckmäßige und ernährende Beschäftigung finden und alle Länder Europa's noch bedeutende zu cultivirende Strecken Landes besitzen, stiftete der Fürst eine Association in den erwähnten 26 Gemeinden, welche wiederum in jeder Commun ein Haus unter Aufsicht eines Comité zu Unterstützung der Armen auf so lange haben, bis diese durch den Ertrag des ihnen gewidmeten und von ihnen nach Vorschrift zu bebauenden Landes sich selbst ernähren können. Nach drei Jahren war dies in mehren Orten der Fall. Pfarrer, Schulze und andere beisteuerpflichtigen Mitglieder führen die Aufsicht, verwalten die Casse, belohnen und strafen, theilen zu Anfang Ackerwerkzeuge, Saatfrüchte, Kleidung aus, weisen den Armen beaufsichtigte Wohnungen an, ernähren sie mit einer Suppe, wovon die Portion ungefähr sieben Pfennige kostet; die Musterwirthschaft der Association hat Vierfelderwirthschaft und bei einer Ausgabe von 17,723 Fr. einen Ertrag von 32,000 Fr., also einen Überschuß von 14,277 Fr.[19]). Weit entfernt ist dieser Vorschlag von den in Holland und Belgien, wie wir oben sahen, so verunglückten Armencolonien — wir sagen: verunglückten, weil uns dies das Resultat der Erfahrung nach Obigem (S. 249, 250 und 260 zu sein scheint und, nach unserer Meinung, bei Erwägung aller Umstände, sein muß, so viele Fürsprecher und Auffoderer zur Nachahmung, nach blos theoretischen, durch die Erfahrung nicht bewährten Gründen, die Ackerbaucolonien gefunden haben[20]). Sehr richtig hat ein Schriftsteller über diesen Gegenstand[21]) darauf aufmerksam gemacht, daß der Pauperismus, gegen dessen Zunahme unter den civilisirten Völkern bis jetzt kein Klima, keine Verfassung und Stufe der Cultur schützte, nur in der arbeitenden Classe seinen Sitz habe. Nachdem er den nationalökonomischen Einfluß der Abgaben, Bodenrente, Capitale und unproductiven Capitalverwendungen richtig gewürdigt hat, kommt er zu dem Resultat, daß er Verminderung der Productionskosten, deshalb Minderung der Abgaben, der Naturalleistungen, Herabsetzung des Zinsfußes, vermehrte Sachkenntniß, daher landwirthschaftliche Vereine, Lehranstalten, Zeitschriften, Musterwirthschaften, dann aber vorzüglich Vermehrung der Grundeigenthümer, selbst mit kleinen Besitzungen und Spatencultur, als Mittel zur Erreichung seines Zweckes ansieht. Sehr richtig verlangt er auch Herstellung eines zweckmäßigen Verhältnisses des circulirenden Geldes zu den Tauschbedürfnissen. Wenn er aber dazu „die Ausgabe eines Geldes vorschlägt, das, indem dadurch das Bedürfniß der allgemeinen Vermittlung der inländischen Austausche befriedigt würde, doch so beschaffen wäre, daß es ohne von dem beständigen Streben des großen Geldmarktes nach allgemeiner Ausgleichung des Werthes und der Gewinnste der Geldcapitale berührt zu werden, seinen eignen, innerhalb der Grenzen seines Geburtslandes abgeschlossenen Markt hätte;" so fodert er eine Unmöglichkeit. Überhaupt zeigen auch diese Vorschläge, wie wenig dem Übel durch einzelne Mittel abzuhelfen ist. Sehr richtig bezeichnet, nach unserer Ansicht, auch hier Bülau[22]) die Hauptpunkte, auf die es im Allgemeinen rücksichtlich des Pauperismus ankommt: Der Hauptzweck bei allem, was in dieser Hinsicht geschieht, muß sein, es dem Armen möglich und wünschenswerh zu machen, sich selbst aus dem Zustande der Nahrungslosigkeit emporzuarbeiten. Darum muß man das Recht zur Arbeit gestatten; der Arbeitslustige muß, Beschränkungen aus nothwendigen polizeilichen Rücksichten ausgenommen, arbeiten können, was und wo er will. Der Staat suche die Hinderungen der Kraft, so weit der Einzelne dies nicht kann, zu entfernen und Willen und Reiz zur Arbeit zu vermehren. Da der Staat nur selten Gelegenheit zur Arbeit geben kann, so müssen seine Behörden durch Rath, Empfehlung und Beförderung zu wirken suchen. Befreiung des Ackerbaues von den ihn noch hier und da drückenden Fesseln der Frohnen und Servituten, Verbreitung der Kenntniß nützlicher Werkzeuge, Erfindungsprämien, Sparcassen, Sorge für wohlfeile Lebensmittel, Übergang vom Schutzsystem zur Handelsfreiheit — das sind die Hauptmittel zur Erreichung des Zweckes. Die im Zustande wirklicher Armuth befindlichen Individuen theilt Bülau in 1) solche, die, ihrer Versorger beraubt, sich, wegen noch nicht erlangter, nöthiger Kräfte und Fertigkeiten, noch nicht selbst ernähren können — Waisen, bei denen der leitende Gesichtspunkt sein muß, ihnen die Kräfte und Fähigkeiten zu geben, durch die sie sich selbst versorgen können. Auch für verwahrloste Kinder muß der Staat, in Ermangelung dazu verbundener und qualificirter Verwandten, dahin sorgen, daß sie in den Stand kommen, seiner Vormundschaft zu entbehren. 2) Arme, die der zur Arbeit erfoderlichen Kräfte und Fähigkeiten für immer, oder auf einige Zeit beraubt, oder an deren Ausübung durch in ihnen liegende Ursachen gehindert sind — Blindgeborne, Taubstumme, unheilbare und heilbare Kranke, Altersschwache, für welche alle der Staat dahin sorgen muß, daß nicht andere Arme durch sie entstehen und sie möglichst bald der Staatsunterstützung entbehren können. 3) Arme in Ermangelung der Gelegenheit zu Ausübung ihrer Kräfte — z. B. wegen ermangelnden Zutrauens Anderer in sie, oder durch Leichtsinn und Lüderlichkeit. Der Staat muß sie zu bessern und Andern dann Vertrauen in sie einzuflößen, bis dahin sie zu unterstützen suchen — Industriemagazine, Bürgerrettungsanstalten (ob Leihhäuser?). Bei ihnen aber, sowie 4) bei den Arbeitsscheuen, welche durch mechanischen Zwang zu curiren sind, muß jederzeit

19) Vergl. Bran a. a. O. 1840. S. 190 u. 227 fg. 20) Brockhaus'sches Conversationslexikon, 8. Aufl. (1833) 1. Bd. S. 401 und Conversationslexikon der neuesten Zeit u. Lit. (1832) 1. Bd. S. 102. Beide u. d. W. Armencolonien. Siegfried Justus I. a. a. O. S. III. 61 u. 78 fg. Lawätz a. a. O. u. Bartholmä a. a. O. S. XII. Beide Letztere mit Modificationen. 21) Hummelauer, über die Verarmung der ackerbauenden Classe (Wien 1836).

22) A. a. O. S. 109 fg. Wir können indessen nochmals nicht unbemerkt lassen, daß, wenngleich eine vollständige Aufzählung der Ursachen des Pauperismus, sowie der Mittel dagegen unmöglich erscheint, doch Vollbrügge in den von uns wiederholt angezogenen Aufsätzen in beiden Hinsichten das möglichst Vollständige geliefert hat. s. Pölitz-Bülau Sept. 1838. S. 239 fg. Nov. 1838. S. 398 fg.

die Unterstützung nur gegen Arbeit geleistet werden, wenn auch letztere für das Institut nicht vortheilhaft ist. Nur auswärtige Colonien können als Ableitungsmittel für Unverbesserliche angesehen werden. Alle diese Unterstützung von Seiten des Staats muß sich nach den individuellen Bedürfnissen richten, wird aber doch an allen Seiten gelähmt werden, wenn nicht den moralischen Übeln der Zeit mit aller Macht entgegengearbeitet wird. Daher wende, wie schon gedacht, der Staat alle Sorge auf die geistige und sittliche Kraft des Volkes. So in der Hauptsache Bülau, dessen Ansichten wir zu den unsrigen machen. Wir sind aber der Überzeugung, daß alle versuchten Mittel zur Verhinderung und bezüglich Hebung des Pauperismus nicht ausreichen werden, wenn nicht die von Seiten des Staats ergriffenen Maßregeln auch von Seiten der Staatsgenossen kräftig unterstützt werden. Wir kennen einen großen Staat, der sich um seine Bettler gar nicht bekümmert. Dies ist China [23]). Allein der natürliche Abscheu des Chinesen vor Faulheit macht es erklärlich, daß dort nur Alter- oder Krankheitsschwache (übrigens natürlicher Weise ziemlich zudringlich) betteln. Und wir können schon nach diesem Beispiele nicht überall der Behauptung beistimmen, daß Arbeitsscheu nicht eine Hauptquelle der Bettelhaftigkeit, sondern nur eine Ausnahme von der Regel sei [24]). Vielmehr halten wir sie in vielen Gegenden für eine, mit den übrigen Ursachen zusammenhängende Hauptursache. Lassen sich übrigens nach Obigem die Grundursachen des Pauperismus einzeln nicht sämmtlich aufzählen, so geben wir doch einem Schriftsteller [25]) Recht, der die nächsten Ursachen der Verarmung auf fünf reducirt, wenn die Menschen nämlich „entweder nicht arbeiten können, d. i. nicht zum Arbeiten tauglich sind, oder wenn sie nicht arbeiten dürfen, oder wenn sie nicht im Stande sind Arbeit zu finden, welche lohnt, oder wenn sie nicht arbeiten wollen, oder endlich, wenn sie mehr ausgeben als einnehmen." Irrig ist es jedenfalls, wenn man, wie Gans, beinahe alle Ursachen der Verarmung dem Staate in den Busen schieben will [26]). Aber das ist wol gegründet, daß von Seiten des Staates hier und da zu wenig für Verhütung des Pauperismus geschieht, z. B. für eine Veränderung des Schulunterrichtes, rücksichtlich dessen die oben von Schmidt (S. 260) gerügte falsche Richtung wol einer kräftigern Abhilfe von Seiten der Regierungen bedürfte, als diese bisher gegeben haben. Denn wir theilen zwar im Allgemeinen mit Schmidt die Ursachen des Pauperismus ein in objective, z. B. Nachwehen der Kriege, Unverhältnißmäßigkeit der Zunahme der Bevölkerung in den arbeitenden Classen, verglichen mit den Unterhaltungsfonds vorzüglich da, wo das Maschinenwesen große Fortschritte macht, Steigen des Preises der edlen Metalle und daher Sinken des Preises der Producte, Verschiedenheit des Münzfußes, Steigen der öffentlichen Lasten, die vielen Mauthlinien rc., und in subjective, Mangel an Vorsicht, an Enthaltsamkeit und an Sparsamkeit, Genuß des Branntweins und überhaupt zunehmender Luxus in den niedern Classen. Allein wir haben die Ansicht, daß diese subjectiven Ursachen stärker wirken, als die objectiven, daß namentlich der Mangel an Überzeugung von den Grundsätzen der positiven Religion und die Ursache hiervon, mangelhafter Schulunterricht, eine Hauptquelle der jetzigen traurigen Erscheinungen ist. Sehr richtig sagt Pölitz in einer Anzeige über Bodz-Reymond's oben erwähnte Schrift [27]): „Das leitende Princip unsrer Zeit sind die materiellen Interessen rc. Das Ziel unsrer Zeit ist nicht geistige Anstrengung, sondern möglichster Genuß; nicht Aufopferung für Menschheit und Staat, sondern Erstrebung von Reichthum, Ehre und Einfluß. Fast ebenso ist es mit der Religion rc., davon ist Ref. fest überzeugt, daß eine geläuterte positive Religion die festeste Unterlage des Staatslebens bildet, daß von einer Million Menschen nicht zehn angenommen werden können, welchen die bloße Vernunftreligion ausreicht zur Erhebung zur reinen Sittlichkeit, zur gewissenhaften Rechtlichkeit im öffentlichen Leben rc." Daß der Mangel an positiver Religion in der arbeitenden Classe diejenige falsche Willensrichtung hervorgebracht hat, welche wir als Hauptquelle jener subjectiven Ursachen des Pauperismus ansehen [28]), dies liegt wol klar vor. Wir stimmen daher dem ofterwähnten Schmidt vollkommen bei, wenn er verlangt, daß der religiöse Unterricht nicht sofort mit der Confirmation abgebrochen, sondern noch einige Zeitlang, vielleicht bis zum erreichten 19. oder 20. Lebensjahre, fortgesetzt werde. Aber auch die Abnahme der Religiosität in den obern Classen, denen so gern die untern nachahmen, wirkt auf das Schädlichste ein [29]). Vielleicht nehmen auch die Regierungen zu wenig Rücksicht darauf, daß, wie Bodz-Reymond sehr richtig bemerkt, der Stand der Nichtreichen der beiweitem zahlreichste ist, und daß daher der Staat nicht darauf hinwirken muß, den Reichthum anzuhäufen, sondern der Armuth vorzubeugen [30]). Ebendeshalb wird der Staat unter andern Vorbeugungsmitteln gegen Armuth, vorzüglich das Sparcassensystem zu unterstützen haben. Sein guter Succeß läßt sich nach dem bereits erprobten Erfolge mit Sicherheit voraussagen [31]). England und Irland hat in seinen Sparcassen bereits 75 Millionen Thaler, mehrentheils den ärmern Classen angehörig [32]). Die Verstattung voller Freizügigkeit im Lande ist ein sehr problematisches Mittel für Beförderung des Wohlstandes, mindestens ist sie, wie die Gewerbefreiheit, sehr nach localen Rücksichten zu bemessen [33]). Nur

23) Bran a. a. O. 1840. 1. Heft. S. 25: Eine Reise nach China von M. Adolf Barrot, 2. Thl. (Auszug daraus). 24) Ebend. 1840. 2. Heft. S. 195. 25) Zachariä, Armenpflege in England. 26) In der Schrift: Über die Ursachen und Wirkungen der Verarmung der Städte und des Landmannes im nördlichen Teutschland, und insbesondere im Königreiche Hanover. Am richtigsten ist sich wol darüber ausgesprochen in Bülau, Der Staat und die Industrie, Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei (Leipzig 1834).

27) Pölitz, Jahrb. rc. Mai 1837. S. 471. 28) Vollbrügge bei Pölitz-Bülau a. a. O. Sept. 1838. S. 246. 29) Ebend. S. 238. 30) Pölitz ebend. Mai 1837. S. 476. 31) Bolz, Gewerbskalender für das Jahr 1833 (Karlsruhe 1833). 32) v. Raumer, England im J. 1835. 2. Th. S. 195. 33) Merker, über den Erwerb der Heimath und die solidarische Verpflichtung zur Armenpflege (Berlin 1833).

Eines fügen wir noch hinzu, daß dem Übel nimmermehr blos durch strenge Gesetze gegen die Bettler abgeholfen wird. Der Grund des Pauperismus muß gehoben, die Erscheinung desselben durch Bettelei da allerdings streng verhütet werden, wo der Grund gehoben ist. Wir schließen daher mit einer Stelle aus dem oft angezogenen Werke von Duchatel und Naville[34]), zu welcher in den Noten über jede einzeln darin erwähnte Thatsache die Belege angeführt sind: „Nichts beweist mehr, wie unnütz die Gesetze gegen das Bettelwesen sind, als die Nothwendigkeit, in der man sich befindet, sie immerfort zu erneuern, mit Hinzufügung immer strengerer Maßregeln. So findet man dies in Spanien, Lucern, Schwytz, Appenzell, Freiburg, in Bern, wo man fast jede Woche ein neues Verbot des Bettelns in den öffentlichen Blättern liest, in Dresden und in Mecklenburg-Schwerin. Winterfeld zählte zu seiner Zeit mehr als hundert dergleichen Verordnungen im Brandenburgischen. Napoleon schrieb am 24. Nov. 1807 an seinen Minister Crétet im Übermuthe des Despotismus: „„Ich will, daß Frankreich mit Eintritt des Frühlings ohne Bettler sei;““ aber die Bettler spotteten des großen Mannes, vor dem Könige zitterten, und pflegten sich nach wie vor auf Frankreichs Boden.“ (*Buddeus.*)

PAUPISI, ein großes Dorf in der neapolitanischen Intendanza Principato ultra, hoch über dem linken Ufer des Caloreflusses auf einem Absatze des Monte Pentime, der sich gegen Südwest im Rücken des Dorfes erhebt, in der Nähe hoher Gebirge gelegen, jenseit des Flusses zieht sich unterhalb Paupisi die nach Benevent führende Straße dahin, von welcher Stadt es nur 5¼ ital. Meilen nordostwärts entfernt ist. Es zählt 76 Häuser und 680 Einwohner, die von der Landwirthschaft sich nähren, und besitzt eine katholische Pfarre und eine Kirche. (*Schreiner.*)

PAUQUET (Jean Louis Charles), Kupferstecher, geboren zu Paris 1759, Schüler von Gaucher, stach in jüngern Jahren viele Vignetten und Titelkupfer nach dem bekannten Zeichner Moreau, Le Barbier u. A.; später zeichnete er sich durch einige Blätter für das große von Robillard-Peronville und Laurent herausgegebene Musée françois aus, welche Blätter er kräftig ätzte und von R. U. Massard, Dupreel und Pillement vollendet wurden. Es sind die Kupfer St. Paul guerissant les malades, nach Le Sueur; — ein Bacchanal nach Poussin, und Chasse au heron nach Teniers. Auch fertigte Pauquet für Zani's Materiali della storia del' incisione in rame Parma 1802, das äußerst genaue fac simile des Par oder Kußbildes von Maso Finiguenna's Nielloabdruck der pariser Kupferstichsammlung. (*Frenzel.*)

PAUREWITZ, PAURWITZ, kleine schlesische Stadt im ehemaligen Fürstenthume Jägerndorf, zwischen Ratibor und Leobschütz gelegen. Sie gehörte früher einer Stiftung in Ratibor. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUSA, 1) Stadt im voigtländischen Kreise des Königreichs Sachsen, liegt unweit der weißen Elster und hat ein altes Schloß, 260 Häuser und 1600 Einwohner, welche theils Handwerker, vorzüglich Zeuchweber, sind, theils sich vom Bierbrauen ernähren. Zu dem hiesigen Amte, welches seinen Sitz in einem ehemaligen Kloster hat, gehören fünf Dörfer. In der Nähe der Stadt findet sich ein wenig benutzter Gesundbrunnen. 2) P., Stadt im amerikanischen Niederperu, Provinz Gaumancha. 3) P., soviel wie Pausebach. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUSANIAS. I) Fürsten und Feldherren. Der Spartiate, Sieger bei Platää, war der Sohn des Kleombrotus[1]), der Neffe des Dorieus und Leonidas, der Enkel des Anaxandrides[2]), eines Agiaden. Ungenau heißt er an mehren Stellen der Alten[3]) König (*βασιλεύς*); er war nichts als Vormund (*πρόδικος*) seines Vetters, des minderjährigen Königs Pleistarchos, des Sohnes des Leonidas, in welcher Stellung er seinem Vater Kleombrotus folgte, als dieser Ol. 75, 1, kurz nachdem er das spartanische Heer (im October)[4]) vom Isthmos zurückgeführt, gestorben war. Als solcher aber — und das Verhältniß zu dem jungen Könige dauerte bis an des Pausanias Tod[5]) — war er Regent von Sparta, und verrichtete alle Geschäfte, die dem Könige zukamen. An dessen Stelle ward er, als die Perser unter Mardonius Griechenland von Neuem bedrohten und die Lacedämonier durch die athenischen Gesandten und besonders durch die Vorstellungen des Tegeaten Chileos endlich sich bewegen ließen, Hilfe zu dem Kampfe mit dem Nationalfeinde zu senden, an die Spitze der ausziehenden Macht — 5000 Spartiaten, 35,000 Heloten — gestellt, Ol. 75, 1, im Monat Thargelion oder Skirophorion (Müller a. a. O.)[6]). Ihm stand im Commando zur Seite Euryanax, des Dorieus Sohn, den er sich selbst zum Collegen erwählte (*Herod.* IX, 10 u. 53). Außerdem ward er begleitet von einer Deputation von Ephoren (ibid. 76). Auf dem Isthmus vereinigten sich mit ihm die Peloponnesier, so viele derselben am Zuge Theil nahmen, und bei Eleusis die Athener. Am Fuße des Kithäron, bei der Stadt Eleutherä, lagerte sich das gesammte Heer den Persern gegenüber[7]). Als in dem

34) A. a. O. S. 200.

1) Fälschlich nennen einige, z. B. Chrysermus (beim Stobäus) den Hegesilaos, und Plutarch (in den parallela) den Agesilaos als Vater des Pausanias; Thucydides, Herodot, Plutarch (in den Apophth. Lac.), Suidas (s. v. Paus.) ein Epigramm bei Athenäus (XII, 9) nennen den Kleombrotus. 2) Das Geschlechtsregister bis auf Herakles zurückgeführt s. bei *Herod.* VII, 204. IX, 64. 3) Z. B. von Aristoteles (Pol. V, 1. VII, 13). Bei Herodot (IX, 76, vergl. dazu Wesseling) nennt ihn die im Lager des Mardonius ihn um Schutz anflehende Koerin so. Ebenso *Suidas* l. c. Ferner *Demosth.* Neaer. p. 1378 und Schol. *Aristoph.* Equit. 84: *Μετὰ τὴν Χέρξου φυγὴν Λακεδαιμόνιοι προδοσίας κρίνουσι καὶ φονεύουσι Παυσανίαν τὸν ἴδιον βασιλέα, Κλεομβρότου καὶ Ἀλκαθέας υἱόν.* Nepos nennt ihn ebenfalls rex. Dagegen Pausanias (III, 4, 9) ausdrücklich: *Παυσανίας — βασιλεὺς — οὐκ ἐγένετο.* 4) Vergl. Müller, Dor. II, 497. 5) *Clinton,* Fast. Hell. p. 226. ed. *Krüger* (Leipz. 1830). Über die Vormundschaft vergl. *Thucyd.* I, 94. 132. *Herod.* IX, 10. *Paus.* l. c. 6) Das Heer zog aus in der Nacht, und zwar in derselben Nacht, in welcher die Ephoren die Hilfssendung beschlossen. Man sieht hieraus, wie außerordentlich schnell die Spartiaten sich rüsten konnten. 7) Pausanias hatte über das Heer das Obercommando, denn die Perserkriege gaben den Spartiaten die Hegemonie von Hellas in die Hände, wie Thucydides (I, 18) ausdrücklich berichtet. Vergl. *Herod.* VIII, 3. *Thuc.* I, 130: *ὁ Παυσανίας, ὢν καὶ*

hier erfolgenden Kampfe der persischen Reiterei mit den Griechen die Megarenser bedrängt zu den Feldherren der Hellenen (*ἐπὶ τοὺς στρατηγοὺς τῶν Ἑλλήνων*)[8] um Hilfe sandten, foderte Pausanias Freiwillige auf und die Athener folgten der Auffoderung. Siegreich zogen die Griechen in die Ebene von Platää. Als Alexander den Athenern und durch diese dem Pausanias meldete (ibid. 44), daß Mardonius den Kampf beginnen wolle, änderte Pausanias — der schon bei der ersten Aufstellung des Heeres einen Ehrenstreit zwischen den Tegeaten und Athenern entschieden hatte (ibid. 28), die Schlachtordnung. Er befand sich auf dem rechten Flügel. Dorthin kamen die athenischen Feldherren, ihm die von Mardonius beabsichtigte Schlacht anzuzeigen. Er stellte es als nöthig vor, daß sich die Athener den Persern, die Lacedämonier aber den Böotern und andern persisch gesinnten Griechen entgegenstellten (ibid. 46); denn die Athener hätten die Perser bei Marathon kennen gelernt, die Lacedämonier aber hätten es noch nicht mit denselben versucht. Und die Athenet folgten. Als darauf Mardonius seine Stellung ebenfalls änderte, änderte auch Pausanias ohne Weiteres die seine wieder, was ihm jedoch, da sich Mardonius wieder wie Anfangs aufstellte, nichts half. Das ganze Verfahren legte ihm der Perser als Feigheit aus (ibid. 48). Vorspiel der Schlacht war ein Angriff der persischen Reiterei, die dem Heere vielen Schaden zufügte und die Quelle Gargaphia verstopfte (ibid. 49), von welcher sich das ganze griechische Heer mit Wasser versah: die Lacedämonier hatten an der Quelle ihren Platz; die andern in größerer oder geringerer Entfernung davon, nahe am Asopus, von wo die Perser Wasser zu holen nicht gestatteten. Gleichzeitig schnitt auch ihre Reiterei alle Zufuhr aus dem Peloponnes ab, und die Feldherren (*οἱ τῶν Ἑλλήνων στρατηγοί*) gingen zu Pausanias auf den rechten Flügel, um mit ihm zu berathen. Um vor den Angriffen der Reiterei des Feindes sicher zu sein und dem Wassermangel abzuhelfen, ward beschlossen, auf die Insel zu zu ziehen, welche das Flüßchen Öroe bildete, zehn Stadien vom Asopus und der Quelle Gargaphia. Von da sollte die Hälfte des Heeres an den Kithäron marschiren, um die dort abgeschnittene Zufuhr herbeizuführen. In der nächsten Nacht brach der mittlere Theil des Heeres zuerst auf, wandte sich aber, der persischen Reiterei zu entgehen, nach Platää zu, statt an den bestimmten Ort zu ziehen, und lagerte sich am Heiligthume der Hera bei Platää, 20 Stadien von der Quelle Gargaphia, worauf dann auch die Lacedämonier und — auf des Pausanias Befehl (ibid. 54) die Athener sich nach Platää hinwandten. Pausanias zog mit den Seinigen durch die hügeligen Abhänge des Kithäron, aus Furcht vor der feindlichen Reiterei[9]), an den Fluß Moloeis, während die Athener in der Ebene am Fuße des Berges gingen. Das gesammte Heer der Feinde setzte über den Asopus, um die Griechen, die sie fliehend glaubten, zu verfolgen, und begannen die berühmte platäische Schlacht. Mardonius mit den Persern und den andern Barbaren griff die Lacedämonier und Tegeaten an. Pausanias, als er von der Reiterei gedrängt ward, sandte an die Athener einen Reiter, um sie aufzufodern, ihm zu Hilfe zu kommen. Diese wurden durch den Angriff der mit den Persern verbundenen Griechen daran verhindert. So waren die Lacedämonier — im Ganzen jetzt 50,000 M. stark (vrgl. *Schweigh.* ad *Herod.* IX, 60) — und Tegeaten — 3000 M. stark — auf sich beschränkt. Sie opferten zum Kampf entschlossen. Aber die Opfer waren nicht günstig und der Kampf konnte nicht begonnen werden, während inzwischen die Perser eine Menge von ihnen niederstreckten oder verwundeten. In dieser Noth richtete Pausanias seine Augen nach dem Heiligthume der Hera, die Göttin anflehend, sie in ihrer Hoffnung nicht zu täuschen (*Herod.* IX, 61. *Plut.* Arist. 17. 18). Während er noch flehte, begannen die Tegeaten den Angriff, und, da nun die Opfer günstig wurden, alsbald auch die Lacedämonier. Die von Schilden aufgeführte Brustwehr der Perser ward niedergeworfen; am Tempel der eleusinischen Ceres, 2000 Schritt vom Tempel der Hera, entbrannte heißer Kampf mit Schwert und Lanze im Handgemenge. Die Perser waren an Entschlossenheit und Kraft den Griechen gleich; aber sie waren ohne Schilde und an Kriegserfahrung ihnen nachstehend, sowie an Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen. Einzeln oder zu zehn und mehren brachen sie aus der Schlachtordnung hervor auf die Spartiaten los und wurden niedergemacht. Aber so lange Mardonius sie führte, umgeben von seinen 1000 auserlesenen Persern, wichen sie nicht und viele Lacedämonier wurden getödtet. Erst als er mit seiner tapfern Schar gefallen war, wurden sie, leichtbewaffnet gegen Hopliten stehend, geworfen, und es erfocht Pausanias, nachdem er des Leonidas Tod an Mardonius gerächt, den schönsten Sieg von allen, die bis dahin errungen waren, um die Worte Herodot's (IX, 63) zu brauchen. Darauf stürmten Lacedämonier, Tegeaten und Athenienser gemeinsam das Lager der Feinde, in das diese geflohen waren, und richteten ein furchtbares Blutbad an[10]). Von den Spartiaten (Periöken und Heloten ausgenommen) waren im ganzen Kampfe nur 91 gefallen (*Herod.* IX, 70), obwol sie nach Herodot's ausdrücklichem Zeugniß (IX, 71) am tapfersten gestritten hatten, tapferer noch als Athenäer und Tegeaten. Mehre derselben werden von ihm namentlich

---

πρότερον ἐν μεγάλῳ ἀξιώματι — διὰ τὴν Πλαταιάσιν ἡγεμονίαν. *Paus.* III, 14, 1. *Diod.* XI, 29. 32. *Aristot.* Pol. V, 6: *Παυσανίας ὁ στρατηγήσας κατὰ τὸν Μηδικὸν πόλεμον.* Herrmann, Griech. Staatsalterth. §. 35.

8) Ich verstehe darunter den Pausanias und Euryanax, obgleich derselbe Ausdruck von Herodot in derselben Erzählung auch von den Feldherrn der Griechen zusammen, mit Ausnahme des Pausanias, gebraucht wird.

9) *Herod.* IX, 56: *φοβεόμενοι τὴν ἵππον.* Man sieht aus einzelnen erwähnten Zügen, daß Pausanias nicht ohne Noth sich in Gefahr begab, die er lieber andere für sich übernehmen ließ. Vielleicht hatte er bei manchen dadurch den Eindruck der Feigheit gemacht; vielleicht auch auf Amompharetus, wie dessen Weigerung dem abziehenden Heere der Spartiaten zu folgen, beweisen könnte.
10) Diodor (XI, 32) erzählt, die Perser hätten um Pardon gebeten, aber ihn nicht erhalten, weil Pausanias gesehen, daß sie den Griechen an Zahl überlegen seien, und gefürchtet, es könne die Sache wider Erwarten enden.

genannt, unter denen jedoch Pausanias sich nicht mit befindet[11]). Dagegen gedenkt er von ihm noch folgender in Verbindung mit der Schlacht stehender Züge (IX, 76. 78). Während die Griechen noch im Lager metzelten, kam zu ihm ein Weib aus Kos mit ihren Dienerinnen, angethan mit dem herrlichsten Schmuck. Des Hegetorides, eines Gastfreunds des Pausanias, Tochter war sie bis jetzt des Persers Pharandates Kebsweib gewesen, der sie mit Gewalt in Kos geraubt hatte. Sie flehte den Pausanias an, sie nicht als Kriegsgefangene in Sklaverei fallen zu lassen. Die Rechte der Schutzflehenden ehrend (*γύναι θάρσει, καὶ ὡς ἱκέτις, καὶ εἰ δὴ πρὸς τούτῳ τυγχάνεις ἀληθέα λέγουσα κτλ.*), und weil sie des Gastfreunds Tochter war, schenkte er ihr die Freiheit, über-

11) *Diod.* XI, 32: *χάριτι δουλεύσαντες (οἱ Ἕλληνες) ἔκριναν ἀριστεῦσαι πόλιν μὲν Σπάρτην, ἄνδρα δὲ Παυσανίαν τὸν Λακεδαιμόνιον.* Plutarch (Apophth. Lac. 230) berichtet, des Pausanias Name sei zu Olympia durch den Herold ausgerufen worden. Die Stelle lautet: *τῶν φυγάδων αὐτὸν προτρεπομένων ἐπὶ τοὺς Ἀθηναίους ἄγειν τὴν στρατίαν, λεγόντων τε, ὅτι τοῖς Ὀλυμπίοις ἀνακηρυττομένου αὐτοῦ ἐσύριττον αὐτὸν μόνοι κ. τ. λ.* Corsini (Diss. agon. ol. p. 136) führt ihn auf diese Nachricht gestützt als olympischen Sieger in unbekannter Kampfart und unbekannter Olympiade auf. Krause dagegen (Olympia p. 345 sq.) findet in dem *ἀνακηρύττειν* nur eine öffentliche Verherrlichung des Mannes wegen seines bei Platää erfochtenen Sieges — wozu allerdings der Zusatz von dem Zischen der Athener, die an dem *χάριτι δουλεύειν* des Diodor Theil zu nehmen keine Veranlassung hatten, ganz wohl paßt, indem sich darin die Eifersucht auf den spartanischen Ruhm aussprechen kann. Nur ist es seltsam, daß keiner der Alten sonst weiter etwas davon erwähnt. Unhaltbar zwar ist Krause's Raisonnement über die Unmöglichkeit eines Sieges des Pausanias in Olympia; er hat keineswegs bewiesen, daß Pausanias mit dem *ἵππος κέλης* wenigstens nicht könnte gesiegt haben. Unwahrscheinlich aber ist es, daß sich die Nachricht des Plutarch auf einen solchen Sieg bezieht. Das Benehmen der Athener weist auf eine öffentliche Anerkennung ausgeführter Thaten hin — und war die Veranlassung nicht die Schlacht bei Platää, so konnte es allenfalls die Einnahme von Byzanz sein, deren Einwohner entweder freiwillig oder gezwungen dem Pausanias dadurch danken konnten, daß sie ihm einen Kranz ertheilten und dies in Olympia verkündigen ließen, was bei den Athenern gleichfalls Anstoß erregen mußte, wenn man ihren Antheil an der Unternehmung und das Betragen des Pausanias gegen sie in Erwägung zieht. Etwas als Veranlassung anzunehmen, was vor die Schlacht bei Platää fällt, wäre ganz unangemessen, da ja vor jener Schlacht der Unwille der Athener durchaus nicht begründet war und jedenfalls die Äußerung desselben höchst unpolitisch gewesen wäre. Zu übersehen ist aber auch die Antwort des Pausanias nicht: *τί οὖν οἴεσθε, ἔφη, τοὺς, ὅτε εὖ ἔπασχον, συρίττοντας, παθόντας κακῶς, ποιήσειν;* worin ausdrücklich auf eine den Athenern erwiesene Wohlthat hingedeutet wird. Und woran kann man dabei anders denken, als an die Schlacht bei Platää? wobei dann — zugleich aber auch wegen der noch milden Gesinnung des Pausanias, die in Byzanz eine ganz andere wurde — die obige Annahme einer Huldigung von Byzanz aus als ein unhaltbarer Nothbehelf erscheinen würde. Man verzeihe aber diese Weitläufigkeit des Resultates wegen, das sich gewinnen läßt. Erstens zeigt sich, mag man nun die Schlacht bei Platää oder die Einnahme von Byzanz zu Grunde legen, in dem Zischen der Athener ein Grund zu dem spätern Betragen gegen die Verbündeten von Seiten des Pausanias; zweitens muß Pausanias an der Spitze des Heeres der Verbündeten — denn dies kann bei unserer Annahme von Plutarch nur gemeint sein — nach dem Sommer des Jahres 476 gestanden haben, da man den Vorfall in Olympia frühestens nur auf Ol. 76, 1 setzen kann; und so hätten wir eine Begründung der Müller'schen Zeitangabe.

gab sie zunächst den ihn begleitenden Ephoren, und ließ sie dann, ihrem Wunsche gemäß, nach Ägina gehen. Gleiche Großmuth bewies er, als der Äginet Lampon nach beendigter Schlacht ihn auffoderte, den Leichnam des Mardonius ebenso zu mishandeln, wie die Perser mit dem seines Oheims Leonidas gethan. Dergleichen, antwortete er, ziemt sich mehr den Barbaren zu thun, als den Hellenen. Weder den Ägineten, noch wer sonst dies wünscht, werde ich zu Willen sein. Ich bin zufrieden, wenn ich durch Wort und That, wie sie vor den Göttern recht sind, der Spartiaten Wohlgefallen habe. Durch die unzähligen Seelen der Gefallenen ist Leonidas genugsam gerächt (IX, 76). Als Oberfeldherr erscheint Pausanias wieder bei der Beutevertheilung. Er erließ einen Befehl, daß Niemand die Beute berühre, die er den Heloten zusammenzubringen befahl. Der zehnte Theil davon ward dem delphischen Gotte geweiht, ein anderes Zehntel[12]) dem olympischen Zeus, ein drittes dem isthmischen Gotte, dem Poseidon, und das Übrige ward unter die Sieger vertheilt — Kebsweiber, Gold, Silber und anderes. Pausanias erhielt davon zehn Frauen, zehn Pferde, zehn Talente, zehn Kameele und ebenso zehn von allen andern Sachen[13]). Hierbei gedenkt Herodot folgenden Vorfalls, der den Pausanias ganz als Spartiaten erscheinen läßt. Als Pausanias des Mardonius Zelt erblickte, mit Gold und Silber und bunten Teppichen prächtig geschmückt, befahl er den Bäckern und Köchen des Persers ein Mahl zu bereiten, grade so, wie sie es zuvor für jenen bereitet. Als dies geschehen und er goldene und silberne Sessel mit prächtigen Teppichen belegt, Tische von Silber und Gold und das glänzende Mahl vor sich sah, befahl er, nachdem er vom Staunen sich erholt, lachend seinen Dienern ein lakonisches Mahl zu bereiten. Als dies geschehen und der Unterschied zwischen beiden sehr groß war, ließ er die griechischen Generale kommen, zeigte ihnen die persische Pracht und Fülle und die lacedämonische Ärmlichkeit und sprach: Hellenische Männer, darum habe ich euch zusammenberufen, um des persischen Führers Thorheit euch zu zeigen, der, im Stande, so wie ihr seht, zu leben, gekommen ist, uns, die wir so kläglich leben, zu berauben[14]).

Nachdem die Todten bestattet und Grabmäler errichtet waren, begann Pausanias die Belagerung von Theben; nach zwanzigtägiger Dauer derselben verstanden sich die Thebaner dazu, die Urheber des Bündnisses von Theben mit den Persern, vor allen die am meisten schuldigen, Timagenidas und Attaginos, dem Verlangen der Spartiaten gemäß, auszuliefern; unter dieser Bedingung

12) Cf. *Baehr* ad *Herod.* IX, 81. 13) Cf. *Baehr* l. c. Müller (Dorier. II, 209), der aus der Herodoteischen Stelle beweist, daß die spartanischen Könige Gold und Silber besitzen durften. Dahlmann (Herod. p. 210) irrt, wenn er sagt, Pausanias habe von allem Erbeuteten ein Zehntheil bekommen. In *πάντα δέκα* liegt dies nicht. Vergl. Nitzsch, Anmerk. zur Odyssee. V, 244. 14) Dasselbe erzählt Plutarch in den Apophth. (l. c.), der zugleich ein anderes Dictum des Pausanias bei dieser Gelegenheit anführt. Als einer die prächtigen persischen Gewänder bewunderte, sagte er, es sei besser am Geist zu sein, was die Perser an der Kleidung. Andere witzige Aussprüche siehe in derselben Schrift a. a. O.

ward von Pausanias die Aufhebung der Belagerung und Plünderung der Umgegend zugesagt. Inzwischen entwich Attaginos aus der Stadt. Man brachte nun dem Pausanias dessen Kinder; diese aber entließ er, als unschuldig an dem Bündnisse mit den Persern. Die ausgelieferten Männer dagegen ließ er nach Korinth bringen und hier tödten[15]). So groß war sein Gerechtigkeitssinn, daß er, weil er sah, die Ausgelieferten hegten die Hoffnung sich durch Geld zu befreien, das Heer der Bundesgenossen entließ, damit jene nicht frei gegeben würden — abgesehen davon, daß er selbst nichts nahm[16]).

Zwischen die Schlacht und die Belagerung von Theben setzt Müller (Dorier II, 497) die *παλαιαὶ Παυσανίου μετὰ τὸν Μῆδον σπονδαί*, deren Thucydides (III, 68) gedenkt. Deutlich sprechen sich bei Thucydides (II, 71) die Platäer also darüber aus: „Nachdem Pausanias, des Kleombrotus Sohn, Hellas von den Persern befreit, opferte er vor allen Bundesgenossen, die er zusammenberufen, auf dem Markte (von Platää) dem eleutherischen Zeus, und ertheilte den Platäern die Versicherung der Autonomie in ihrem Lande und in ihrer Stadt, und daß alle anwesenden Bundesgenossen sie schützen würden, wenn Jemand ungerechter Weise gegen sie ziehen würde, sie zu unterjochen.“ Es ist dies offenbar dasselbe, was Plutarch (Arist. XXI, 6) berichtet, mit der Erweiterung, daß zur weitern Fortführung des Krieges ein Contingent der verbündeten Staaten festgesetzt worden sei, und dies auf den Antrag des Aristides, der die Griechen zu einer Versammlung zusammenberufen, ganz abweichend von der Erzählung Herodot's, wo Pausanias immer als Oberfeldherr erscheint. Stellt man aber die Erzählung des Thucydides und Plutarch zusammen, so sieht man, daß unmittelbar nach der Schlacht von Platää ein förmlicher Bund zwischen den durch die gemeinschaftliche Gefahr damals vereinigten Griechen mit festen Bestimmungen in Beziehung auf die politische Stellung der einzelnen Staaten und die gemeinsame Führung des Krieges abgeschlossen und vor den Göttern beschworen worden sei. Und wahrscheinlich ist es, daß die Belagerung von Theben der erste Bundesact war[17]).

Es war aber jene Belagerung zugleich auch der letzte Act in dem Abschnitte des öffentlichen Lebens des Pausanias[18]), in welchem er sich den Ruhm eines tüchtigen Feldherrn, — wenn auch nicht grade den eines Leonidas —, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Großmuth, strenge Spartiatentugend, erworben hatte. In dem zweiten Abschnitte sehen wir den Mann, der die Thebaner so streng wegen des Verbrechens des Medismos bestraft, dabei solche Uneigennützigkeit und Verachtung persischer Üppigkeit an den Tag gelegt hatte, wegen *πλεονεξία* und *προδοσία* umkommen, wie Diodor sagt (XI, 23), nachdem er mit den persischen Satrapen in Lebensweise und äußerer Erscheinung sich völlig gleich gestellt. Nepos sagt von ihm, die bloße Äußerlichkeit der Thatsachen festhaltend: magnus homo, sed varius in omni genere vitae fuit. Nam ut virtutibus eluxit, sic vitiis est obrutus. Das Urtheil ist wahr — aber nur bedingt wahr, wenn man nämlich die Erscheinung des Pausanias nicht als eine vereinzelte, unvermittelte stehen läßt. Der griechische Geist schloß in sich die möglichst ausgedehnteste Berechtigung und Geltendmachung des Individuums, und trieb nach zwei Seiten hin die Demokratie und die Tyrannis hervor. Männer wie Themistokles und Pausanias waren ihrer Tendenz nach völlig gleich den Tyrannen, wie sie in einer frühern Periode auftraten, und nur dadurch unterschieden sie sich von denselben, daß sie zur Erreichung ihrer Absichten, der Veränderung aller politischen Verhältnisse zufolge, Mittel wählten, welche keiner Classe des Volkes, wie es bei jenen doch der Fall war, als volksthümlich erschienen, sondern als verrätherisch allgemein verabscheut waren. Daß sie aber dieser Tendenz sich hingaben, war wiederum nicht allein begründet in der Eigenthümlichkeit ihrer Naturen, sondern mehr noch in den Verhältnissen, in welchen sie thätig waren[19]), und wenn man Pausanias tadelt, so muß man nicht vergessen, zugleich die Spartiaten insgesammt zu tadeln, welche, ganz gegen den Geist lykurgischer Verfassung, die Hegemonie in Griechenland zu Wasser und zu Lande in Anspruch nahmen, und, indem sie dieselbe Einzelnen in die Hand gaben, in diesen, wenn sie Männer von Geist und Muth waren, nothwendig monarchische Bestrebungen hervorrufen mußten, in einer Zeit zumal, wo die strengen sittlichen Schranken schon mannichfach geschwächt zu werden anfingen. Dies muß man durchaus festhalten, wenn man die Thatsachen, die wir nun, namentlich der Autorität des Thucydides folgend, aufführen, im rechten Lichte sehen will.

Die Inseln und Europa vollends von den Persern zu säubern[20]), ließen — nach der gewöhnlichen Bestimmung[21]) im J. 477 — die verbündeten Griechen eine Flotte auslaufen, bestehend aus 30 athenischen, 20 peloponnesischen und anderen Schiffen. An ihrer Spitze stand als Oberanführer Pausanias. Er schiffte zunächst nach Cypern, das er zum großen Theile unterwarf, und darauf nach Byzanz. Er eroberte die Stadt[22]), versah sie mit bessern Befestigungen und gab ihr spartanische Ver-

15) *Herod.* IX, 88. *Diod.* XI, 33. 16) *Herod.* l. c. 17) Von Müller (Dor. I, 185) weicht ab *Goeller*, Spec. nov. edit. Thuc. (Col. 1834. 4.) p. 19. Hermann (a. a. O. §. 35) läßt die Beziehung der *παλαιαὶ σπονδαὶ* fraglich. 18) In welcher Absicht er sich (wie Müller vermuthet, Ol. 75, 3) im nördlichen Griechenland befand, von wo er Ol. 75, 4 zurückkehrend (nach *Paus.* III, 14, 1) die Gebeine des Leonidas von den Thermopylen mit nach Sparta zurückbrachte, ist nicht bekannt.

19) Vgl. Leo, Universalgesch. I. S. — 20) Leo a. a. O. S. 244. 21) Sie stützt sich auf Diodor. Herrmann (Griech. Staatsalterth. §. 36), Leo und Krüger (in seiner Ausgabe von Clinton's Fasti), um nur einige zu nennen, folgen ihr. In dasselbe Jahr setzen dieselben die Eroberung von Cypern und Byzanz, während Müller (Dorier II, 497 fg.) die Eroberung von Cypern in Ol. 76, 1, die von Byzanz in Ol. 76, 3 (letzteres nach ungefährer Angabe) setzt. Ganz abweichend sind die Bestimmungen Dodwell's (in den Annal. Thucyd.), welcher das Jahr 470 als das Jahr festsetzt, wo Pausanias seinen Zug unternahm, gestützt auf eine Stelle des Isokrates (Panathen. c. 19. p. 244. b). Corsini, Wesseling, Mitford folgten ihm, während andere das Irrige seiner Ansichten nachgewiesen haben, besonders *Clinton* l. c. Append. c. VI. Vergl. *Dindorf* ad *Diod.* XI, 45. (T. IV. p. 521 sq.) Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. I. S. 45. 22) Herodot gedenkt eines Mischkrugs, den Pausanias am thracischen

fassung[23]), machte sich aber bald durch gewaltthätiges, grausames, aller griechischen Sitte hohnsprechendes Benehmen bei den Einwohnern und den verbündeten Hellenen so verhaßt, daß ihm die Hegemonie entrissen und an die Athener übertragen ward[24]). Man hatte von seiner Seite auf Widerstand gerechnet; allein grade zu der Zeit, als die Oberanführung an Aristides überging, ward er nach Sparta zurückberufen, um über die Ungerechtigkeiten, deren man ihn anklagte, über sein Auftreten als *τύραννος* (*Thuc.* I, 95 *καὶ τυραννίδος μᾶλλον ἐφαίνετο μίμησις ἢ στρατηγία*) und über das Verbrechen des Medismos (*Thuc.: κατηγορεῖτο δὲ αὐτοῦ οὐχ ἥκιστα μηδισμός*) zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Folge der Untersuchung war, daß er wegen einiger Privatsachen verurtheilt, in den Hauptpunkten aber freigesprochen ward, obwol die Anklage sicher genug zu sein schien (*καὶ ἐδόκει σαφέστατον εἶναι. Thuc.*). An seiner Stelle ward Dorkis als Oberfeldherr zu der Flotte gesandt. Er selbst aber reiste privatim nach dem Hellespont zurück[25]) auf einem hermionischen Dreiruderer, den er auf seine Kosten ausrüstete, ohne Geheiß der Lacedämonier (*οὐ κελευσάντων αὐτῶν*), angeblich um am Kriege Theil zu nehmen, in der That aber um für seine beim ersten Aufenthalte mit dem Könige der Perser angeknüpften Verbindungen thätig zu sein (*Thuc.* I, 128), getrieben von dem Streben, sich zum Herrn von Griechenland zu machen (*Thuc.: ἐφιέμενος τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχῆς. Herod.* V, 32: *ἔρωτα σχὼν τῆς Ἑλλάδος τύραννος γενέσθαι*)[26]). Dieser Plan war schon von ihm gefaßt, als er bei der ersten Anwesenheit Byzanz eroberte. Es befanden sich nämlich unter denen, die daselbst gefangen genommen wurden, auch einige Angehörige und Verwandte des Perserkönigs. Diese schickte er heimlich, ohne daß die Verbündeten etwas davon wußten, an den König zurück, unter dem Vorgeben, sie seien entflohen. Hilfe leistete ihm dabei Gongylus aus Eretria, dem er Byzanz und die Gefangenen übergeben hatte. Dieser überbrachte sie dem Könige mit einem Briefe folgenden Inhalts: „Pausanias, der spartanische Feldherr, sendet diese, die als Kriegsgefangene in seine Hände gerathen sind, dir zurück, dir gefällig zu sein. Er denkt daran, wenn dir's gefällt, deine Tochter zu heirathen[27]) und Sparta mit dem übrigen Hellas dir unterwürfig zu machen. Er glaubt im Stande zu sein, dies auszuführen, wenn er in Gemeinschaft mit dir verfährt. Hat dies deinen Beifall, so schicke einen zuverlässigen Mann in eine der Küstenstädte, damit er unsere weiteren Verabredungen vermittele." Xerxes, sehr erfreut über das Schreiben, sandte den Artabazes, des Pharnakes Sohn, mit dem Befehl die Satrapie von Daskylium an des Megabates Stelle zu übernehmen. Dieser hatte den Befehl, alles was Pausanias in seiner Angelegenheit zu bestellen habe, auf das Sorgfältigste und Treueste zu besorgen. Zunächst bekam er an Pausanias einen Brief folgenden Inhalts von Xerxes mit. „Also schreibt Xerxes dem Pausanias. Die Gefälligkeit, die du durch Übersendung der gefangenen Männer mir erwiesen, wird in meinem Hause mit unvergänglichen Buchstaben aufgeschrieben bleiben. Deine Anträge aber haben meinen Beifall. Arbeite Tag und Nacht daran, deine Versprechungen zu erfüllen. Gold und Silber und Heeresmacht steht dir in vollem Maße zu Gebote[28]). Dem Artabazes kannst du alles vertrauen; er wird aufs Treueste und Beste alles besorgen." Wenn nun Pausanias schon vorher durch das Ansehen, das er wegen seiner Anführung bei Platää sich erworben, zu einem stolzen Bewußtsein gelangt war[29]), so hob ihn dieses königliche Schreiben vollends zu schrankenlosem Übermuthe; denn es ließ ihn sich im Geiste schon als das sehen, was er zu werden strebte, als Tyrann von Griechenland[30]); und wie einer, der an seinem religiösen Glauben zum Verräther geworden ist, der Glaubensgemeinde, die er verlassen hat, bitterster Feind und Verfolger zu werden pflegt, so ward er Feind alles dessen, was Grieche

---

Bosporus dem Poseidon weihte, als er, wie Nymphis (bei *Athen.* XII, 9. p. 536. A. B) erzählt, in den Gegenden von Byzanz sich aufhielt. Vielleicht war er als Denkmal der Einnahme von Byzanz aufgestellt. Die Inschrift nennt ihn *μνᾶμα ἀρετῆς*. Vergl. *Baehr* ad *Herod.* IV, 81.

23) Daher nennt ihn Justin (IX, 1) den Gründer der Stadt, die er sieben Jahre besessen habe — eine nicht unwichtige chronologische Notiz. Vergl. Mannert, Geogr. 7. Bd. S. 158. 24) Nach Müller Ol. 77, 2. Nach *Clinton* (ed. *Krueger*) l. c. Append. c. VIII. i. J. 477. Über Factum und Ursach vgl. *Herod.* VIII, 3. 25) Nach Müller Ol. 77, 4. 26) Aristoteles (Pol. V, 1) sagt, Pausanias habe in Sparta die Ephorie abschaffen wollen; d. h. also, er wollte die königl. Herrschaft von den Schranken befreien, welche die Ephoren ihr setzten, und dann die unumschränkte Macht selbst in die Hände nehmen. Dies ist angedeutet von Aristoteles (l. c. V, 7): *ἔτι (sc. ἐν ταῖς ἀριστοκρατίαις γίγνονται αἱ στάσεις) ἐάν τις μέγας ᾖ καὶ δυνάμενος ἔτι μείζων εἶναι, ἵνα μοναρχῇ, ὥσπερ ἐν Λακεδαίμονι δοκεῖ Παυσανίας κ. τ. λ.* Da er zur Ausführung seiner Plane keinen unterdrückten *δῆμος* zu Hilfe nehmen konnte, mußte er sein Augenmerk auf die Heloten richten, die er zu einer Empörung zu treiben suchte, und auf die Macht des Königs von Persien. Er wollte Tyrann werden unter persischem Schutz, also in ein Verhältniß treten, wie die Tyrannen Joniens. Nach Thucydides und Herodot sollte die Tyrannis ganz Griechenland umfassen, welches er nebst Sparta dem Perserkönige als Provinz übergeben wollte. Das Letztere, die beabsichtigte Unterwerfung von ganz Hellas, ist a priori als sicher anzunehmen, denn an dem bloßen Sparta konnte dem Könige nichts liegen. Wenn aber, wie aus Plutarch (Themist. 23) geschlossen werden könnte und wie sich aus der Untersuchung gegen Pausanias ergab, Themistokles mit in den Plan gezogen war, so ist es nicht denkbar, daß Pausanias ganz Griechenland als alleiniger Tyrann übernehmen wollte. Vielleicht wollte er die Hegemonie zu Lande sich aneignen, und jenem die zur See überlassen. Vergl. noch *Perizon.* ad *Aelian.* V. H. III, 47.

27) Herodot (V, 32) berichtet, Pausanias habe die Tochter des Megabates heirathen (*ἁρμόζεσθαι*) wollen, und Bähr setzt dies in Ol. 76, 1 (477). Mit Thucydides stimmt überein *Diod.* XI, 44. *Nepos*, Paus. 2. 28) Plutarch (parall. 10) gibt an, daß Pausanias wirklich 500 Talente Gold erhalten habe. 29) *Nepos* Paus. 1. *Plut.* consol. ad Apoll. 105, 1. 30) Pausanias tritt auf ganz in der Weise früherer Tyrannen. Eine Notiz des Älian (V. H. IX, 41) — daß Pausanias mit dem Simonides von Ceos bei einem Gastmahle zusammen gewesen und diesem geboten habe, etwas Geistreiches zu sagen (*σοφόν τι*), worauf Simonides lachend den Ausspruch gethan: Gedenke, daß du ein Mensch bist — welches geschehen sei, als Pausanias erschien: *ὑποτυφόμενος ἤδη εἰς τὸν τοῦ μηδίζειν ἔρωτα καὶ μεγαλοφρονῶν ἐπὶ τῇ πρὸς βασιλέα ξενίᾳ*, also jedenfalls während des ersten Aufenthaltes in Byzanz — zeigt, daß er wie die frühern Tyrannen und abweichend auch hierin von der Sitte seines Volkes mit den Pflegern musischer Künste in Verbindung stand.

und griechische, wenigstens spartanische Sitte hieß, und ergab sich ganz den Persern und ihrer Lebensweise [31]), bis er es durch seine Grausamkeit gegen die Einwohner von Byzanz, durch beleidigendes, herausfoderndes Betragen, den griechischen Generalen gegenüber, durch rücksichtslose Strenge gegen die gemeinen Soldaten, durch den Genuß persischer Mahlzeiten und das Tragen persischer Kleidung, durch seine Erscheinung in Begleitung persischer und ägyptischer Leibwachen, von welchen umgeben er unter andern eine Reise von Byzanz durch Thracien machte, es dahin brachte, daß er nach Sparta zurückberufen ward [32]). Als er nun das zweite Mal nach Byzanz gekommen, sein früheres Betragen wiederholte, und, deshalb von den Athenienfern genöthigt, die Stadt zu verlassen, statt nach Sparta zu gehen, nach Kolonä in Troas ging, von wo aus er seine Absichten mit den Persern weiter betrieb, sandten ihm endlich die Ephoren, nachdem sie von allem benachrichtigt waren, einen Herold mit der Skytala zu, worin ihm befohlen ward, mit dem Herold zurückzukommen, wenn er nicht Sparta nöthigen wolle, gegen ihn als Feind zu verfahren. Um allen Verdacht zu beseitigen, im Vertrauen zugleich durch Geld die Anklage niederschlagen zu können, ging er zum zweiten Male nach Sparta zurück. Zunächst thaten ihn die Ephoren ins Gefängniß [33]); bald aber brachte er es dahin, daß er wieder befreit ward, worauf er sich bereit erklärte, sich gegen jeden, der etwas gegen ihn habe, vor Gericht rechtfertigen zu wollen. So viel nun auch gegen ihn vorlag, woraus man auf seine Plane einen Schluß machen konnte, so fehlte es doch an einem offenbaren Beweise, um einen Mann von königlichem Geschlecht und Stellvertreter des Königs zu bestrafen. Außer der in seiner Lebensweise sich zeigenden Verachtung spartanischer Sitten und Gesetze brachte man jetzt auch in Anschlag, daß er auf den Dreifuß, den die Griechen in Delphi als Weihgeschenk von der Kriegsbeute dargebracht, hatte die Aufschrift setzen lassen:

Ἑλλήνων ἀρχηγὸς, ἐπεὶ στρατὸν ὤλεσε Μήδων
Παυσανίας Φοίβῳ μνῆμ' ἀνέθηκε τόδε.

welche die Lacedämonier indessen noch vor der Aufstellung vernichtet und dafür die Namen der Städte, welche am Siege Theil genommen, gesetzt hatten. Man erfuhr ferner, daß er mit den Heloten in Einverständniß gewesen war, daß er ihnen Freiheit und Bürgerrecht versprochen, wenn sie durch einen Aufstand ihn bei der Ausführung seiner Plane unterstützen wollten. Aber man glaubte auf die Angaben der Heloten hin noch nicht handeln zu dürfen; denn, fügt Thucydides (c. 132) hinzu, man war gewohnt, sich gegen einen Spartiaten nicht zu übereilen, und nichts, was nicht wieder gut gemacht werden könnte, zu beschließen, ohne unwiderlegliche Beweise. Da trat endlich ein Mann aus der Stadt Argilos in Thessalien, einst sein Geliebter und vertrautester Freund, als Angeber gegen ihn auf. Er sollte dem Artabazos den letzten Brief an den König überbringen. Indem er aber erwog, daß noch keiner von den Boten, die er dorthin gesandt, zurückgekehrt sei, gerieth er in Besorgniß. Er öffnete deshalb den Brief, nachdem er zuvor das Siegel sich nachgebildet, damit, wenn seine Furcht ungegründet sein sollte, oder Pausanias noch etwas ändern wolle, er es nicht bemerke. Er fand den Befehl darin, den Überbringer zu tödten. Er übergab nun das Schreiben den Ephoren; und obwol sie jetzt schon mehr Gewißheit zu haben glaubten, wollten sie sich doch erst völlige Überzeugung verschaffen dadurch, daß sie aus des Pausanias eigenem Munde sein Vorhaben erführen. Sie veranlaßten daher diesen Menschen, als Schutzflehender nach dem Tänarum zu gehen und daselbst sich eine Hütte zu bauen, die durch eine Scheidewand in zwei Theile getheilt war, in deren einem er selbst war, in dem andern aber einige Ephoren verbarg [34]). Als nun Pausanias hinkam und nach der Ursache seines Beginnens fragte, hörten die Ephoren alles, indem der Mensch dem Pausanias vorwarf, was er in Beziehung auf ihn geschrieben, wie er ihn niemals in seinen Botschaften an den König in Gefahr gebracht und nun zum Lohne dafür den Tod empfangen sollte. Pausanias leugnete nichts von alle dem und bat nur, er möge gegen das heilige Versprechen der Sicherheit so schnell als möglich abreisen und seine Plane nicht hindern. Die Ephoren entfernten sich, nachdem sie alles vernommen, und machten Anstalten, sich seiner zu bemächtigen. Als er nun nach Sparta zurückgekehrt, auf der Straße ergriffen werden sollte, merkte er es an dem Gesicht eines der ihm nahenden Ephoren, womit er umging, und da ein anderer ihm außerdem aus Wohlwollen einen heimlichen Wink

31) Natürlich mußte er sich dadurch auch die Gunst und das Vertrauen der Perser zu erwerben suchen. Analoges hat zusammengestellt Staveren (zu *Nep.* Paus. 3). Zur Verachtung des griechischen Wesens aber mochte er wirklich auch durch die mannichfachen Beweise von Feigheit, Selbstsucht, Verrath, Uneinigkeit, sowie durch die Art und Weise, wie ausgezeichnete Männer behandelt zu werden anfingen, gegründete Berechtigung zu haben glauben. 32) Einen Beleg von dem gewaltthätigen Verfahren des Pausanias gegen die Einwohner von Byzanz liefert die Erzählung Plutarch's im Leben des Cimon (c. 6). Ein Mädchen von vornehmem Stande mußte ihm von den Ältern überliefert werden zur Unzucht. Als sie in der Dunkelheit seinem Lager nahte, und durch das Geräusch, welches sie durch eine umgestoßene Leuchte verursachte, ihn aus dem Schlafe erweckte, glaubte er, es nahe ihm ein Mörder und tödtete sie. Sie verfolgte ihn nun als Gespenst, und ihre Seele zu sühnen ging er nach Heraklea zu dem dortigen νεκυομαντεῖον, wo ihm sein bevorstehender Untergang geweissagt ward. Plutarch gibt den Vorfall als einen Grund an, weshalb die Bundesgenossen so auf ihn aufgebracht wurden, daß sie ihn nöthigten aus Byzanz zu entweichen. Natürlich mußte es ihrer Sache schaden, wenn die Befreiung vom persischen Joche nur desto größern Druck verursachte. Über die Behandlung der Generale der Bundesgenossen, denen gegenüber er sich ganz als orientalischen Satrapen durch die Härte, mit der er sie jederzeit anließ, durch die Schwierigkeiten, mit denen er seine Audienzen umgab, zeigte, sowie über die der gemeinen Soldaten, die mit Ruthen gepeitscht oder ganze Tage lang mit eisernem Anker im Arme stehen mußten, in allem aber den Spartanern nachgesetzt wurden, vergl. *Plut.* Aristid. 23. 33) Der Zusatz des Thucydides (I, 131) ἔξεστι δὲ τοῖς Ἐφόροις τὸν βασιλέα δρᾶσαι τοῦτο beweist nicht, daß er König war.

34) Nach Nepos floh er in das Heiligthum des Poseidon auf dem Vorgebirge Tänarum, und setzte sich daselbst nieder am Altare des Gottes. Die Erzählung des Nepos weicht auch in Folgendem ab. Neben dem Altare, sagt er, machten die Ephoren eine Stätte unter der Erde zurecht, von wo aus man jedes Gespräch mit dem Argilier hören konnte. Einer der Ephoren verbarg sich in diesem unterirdischen Orte. Wesseling (zu *Diod. Sic.* XI, 45) ist der Meinung, daß Nepos hier andern Autoritäten gefolgt ist.

gab, floh er in schnellem Lauf in das nahe, schutzflehende, sichernde Heiligthum der Athene Chalkiökos, das er, ehe die Verfolger ihn ereilten, erreichte. Um nicht unter freiem Himmel zu sein, ging er in ein kleines zu dem Heiligthume gehörendes Haus[35]) und verhielt sich ruhig. Aber das Verderben ereilte ihn gleichwol. Man deckte das Dach des Hauses ab[36]), vermauerte die Thüren und umlagerte ihn so lange, bis er dem Hungertode nah war. Als man bemerkte, daß er den Geist aufgeben wolle[37]), ward er herausgeführt, worauf er sogleich verschied. Man wollte ihn nun gleich andern Verbrechern in den Schlund Kaiadas werfen, beschloß jedoch noch, ihn an einer Stelle in der Nähe des Schlundes einzugraben[38]). Der delphische Gott aber gebot später sein Grab an den Ort zu versetzen, wo er gestorben war, und daselbst lag er noch zu Thucydides' Zeit (*καὶ νῦν κεῖται ἐν τῷ προτεμενίσματι, ὃ γραφῇ στῆλαι δηλοῦσι*). Der Ort war bezeichnet durch eine Säule mit einer Inschrift. Für die am Heiligthume verübte Frevelthat foderte Apollo, daß statt eines Leibes zwei der Athene Chalkiökos übergeben würden, worauf die Lacedämonier zwei eherne Bildsäulen fertigten und sie der Göttin weihten[39]). Wie aber öfter die Spartiaten gegen die Athener von dem an den Kyloniden verübten Frevel zu politischen Zwecken Gebrauch machten, so thaten nun auch die Athener gegen die Spartiaten ein Gleiches mit dem Frevel, der am Heiligthume der Athene Chalkiökos verübt war (*Thuc.* I, 135. 128). Des Pausanias Verrath ward Veranlassung, daß man auch den Themistokles verfolgte; er mußte Argos verlassen und floh, nachdem er im nördlichen Griechenland bei dem König der Molosser sich aufgehalten, nach Kleinasien, im J. 466 (vergl. *Clinton*, Fast. zu dem Jahre 471. *Nepos*, Themistocles. c. 8). Zwischen 471 und 466 fällt also der Tod des Pausanias. (*Voigt.*)

PAUSANIAS, des älteren Pausanias Enkel, des Pleistoanax Sohn. Noch unmündig erhielt er gleichwol an der Stelle seines von 444—426 (cf. *Clinton.* F. H. Append. III) in der Verbannung lebenden Vaters die königl. Würde. Thucydides (III, 26) gedenkt seiner als noch unmündigen Königs im Sommer 427, wo sein Oheim Cleomenes als sein Stellvertreter einen Einfall nach Attica leitete. Nach des Vaters Tode, im J. 408, regierte er noch 14 Jahre[1]), bis ihn gleiches Schicksal, als Verbannter leben zu müssen, traf, weil er, nach der Meinung seiner Ankläger, dem Interesse des Vaterlandes entgegen gehandelt, und das der Feinde Sparta's gefördert habe. Bei zwei Gelegenheiten hatte er zu dieser Meinung von sich Veranlassung gegeben. Zuerst in dem Kampfe des Thrasybul gegen die 30 Tyrannen, wo er, an der Spitze eines lacedämonischen Heeres den letzteren zu Hilfe geschickt, die Anhänger des Thrasybul im Piräeus zwar besiegte, dann aber seinen Sieg nicht verfolgte, sondern im Gegentheil wesentlich dazu beitrug, daß die Tyrannen gestürzt und die Demokratie neu begründet ward. Die Quelle dieses Verfahrens sucht Xenophon[2]), der diese Begebenheit ausführlich erzählt, in dem Neide des Pausanias gegen Lysander, den auch, wenn nicht alle, doch mehre der Ephoren theilten; und das ganze Unternehmen erscheint nach seiner, wie auch des Plutarch, Darstellung, als ein nur zum Schein gegen Thrasybul unternommenes, das im Grunde, im Einverständniß mit einem Theile der Ephoren, darauf berechnet war, dem Lysander und seinem Bruder Libys es unmöglich zu machen, den Thrasybul im Piräeus zu vernichten und die Macht der Tyrannen noch mehr zu befestigen; wobei zugleich die Befürchtung mitwirkte, es möge Lysander zu mächtig und durch seine Macht gefährlich werden[3]). Pausanias[4]) dagegen leitet seine Handlungsweise von einer gewissen liberalen Gesinnung her; er habe den spartanischen Staat nicht mit dem schimpflichsten aller Makel beflecken wollen, daß man von demselben sage, er habe die Tyrannis gottloser Männer befestigt. Die Folge davon war, daß er, nach Sparta zurückgekehrt, verklagt ward (*Paus.* l. c.) vor dem Gerichtshofe, der aus den Geronten, den Ephoren und dem zweiten Könige, damals Agis, bestand. Vierzehn Geronten und König Agis verurtheilten ihn, die übrigen sprachen ihn frei[5]). Später beschuldigte man

35) Was Thucydides von dem Hause erzählt, erzählen andere (Nepos, Chrysermus, Diodor) von dem Tempel selbst. 36) *Nep.* c. 5: quo facilius sub divo interiret. Chrysermus (und nach ihm Plutarch) erzählt beim Stobäus (XXXVIII. p. 228), daß des Pausanias eigne Ältern mit dabei thätig gewesen. Nepos sagt es nur von der Mutter. 37) Als er sterben wollte, soll er dreimal gerufen haben: *ὦ ξένε Κεῖε, μέγα τι ἄρα χρῆμα ἦν ὁ λόγος σου, ἐγὼ δὲ ὑπ' ἀνοίας οὐδὲν αὐτὸν ᾤμην εἶναι.* *Aelian* l. c. 38) Plutarch (Parall. 10. ed. *Huttg.*) erzählt, daß seine Mutter (sie hieß nach Polyänus [l. VIII. c. 51] Theano, nach dem Scholiasten zu Aristophanes' Rittern Alcathea, nach Suidas Anchithea, nach dem Scholiasten des Thucydides Alcithea) den Leichnam hinausgeworfen, um unbeerdigt liegen zu bleiben. Ebenso Chrysermus. — Diodor (XI, 45) und Tzetzes (Chil. XII, 477) berichten blos: „Als die Lacedämonier, die den Pausanias bis ans Heiligthum verfolgt, nicht wußten, was sie thun sollten, legte die eigene Mutter Steine in den Eingang und entfernte sich, worauf man der Weisung der Mutter folgend, die Thür vermauerte." Nach Chrysermus that dies der Vater, der dann mit der Mutter den Eingang bewachte, bis der Sohn todt war, worauf die Mutter that, was aus Plutarch berichtet ist. Mit Diodor und Tzetzes stimmt überein Polyänus (VIII, 51). Auch Suidas (l. c.). So einfach wie Thucydides erzählt den Hergang der Sache Lykurg (in Leocr. p. 166), Älian (V. H. IV, 7) dem Timäus folgend, läßt den Leichnam unbestattet über die Grenze geworfen werden, schreibt es aber nicht der Mutter zu. Es wäre dem Pausanias also geschehen, was in Beziehung auf Polynices Kreon verordnet, bei *Eurip.* Phoen. 1623. ed. *Valck.*:

τόνδε δ', ὃς Πέρσων πόλιν
Πατρίδα σὺν ἄλλοις ἦλθε, Πολυνείκους νέκυν,
Ἐκβάλετ' ἄθαπτον τῆσδ' ὅρων ἔξω χθονός.

Seinen Tod setzt Müller in Ol. 78, 1. An einer bestimmten Angabe der Alten fehlt es. Nur so viel ist gewiß, daß er nach 471 starb. Denn in diesem Jahre ward Themistokles verbannt, und als er in der Verbannung in Argos lebte, theilte Pausanias ihm seine Plane mit (*Plut.* Them. l. c.). Er war noch in Argos, als des Letztern Verrath bekannt und bestraft ward (*Plut.* l. c.). 39) Plutarch (de sera numinis vindicta, 560. 59 sq.) erzählt, die Spartiaten hätten vom Orakel den Befehl erhalten, die Seele des Pausanias zu versöhnen, was dieselben bewerkstelligt hätten durch Geisterbeschwörer, die sie aus Italien hätten kommen lassen.

1) *Diod.* XIII, 75. XIV, 89. 2) Hist. graeca. II, 4, 29—39. cf. *Lysias*, contra Poliuchum. p. 604. *Plut.* Lysander. c. 21. 3) *Xenoph.* l. c. §. 29. 4) De situ Graec. III, 5. 5) *Paus.*: *τὸ δὲ ἄλλο ἀπέγνω δικαστήριον* — worunter also auch die Ephoren waren, die nach der Xenophontischen Erzählung sowol in dem Beschluß des Kriegszuges, als auch während desselben (denn

ihn wiederum, daß er durch zu spätes Eintreffen mit dem peloponnesischen Heere den Verlust der Schlacht bei Haliartos, wo Lysander seinen Tod fand, verursacht[6]), und als er nach der Schlacht angekommen, statt einen neuen Kampf zu versuchen, die Gebliebenen im Schutz eines Waffenstillstandes, der die Feinde als Sieger anerkannte, bestattet habe und nach Hause gezogen sei. Allein, daß Pausanias an der Schlacht nicht Theil nahm, davon lag die Schuld in dem Ungestüm des Lysander, der die Ankunft des Königs nicht abwartete[7]); und daß er keine neue lieferte, ward durch die wichtigsten Umstände verhindert, die er mit einem Kriegsrathe reiflich erwogen hatte[8]), dessen Beschluß von Pausanias[9]) durchaus gebilligt wird. Gleichwol ward er, als er nach Hause zurückkam, auf Tod und Leben angeklagt und weil er nicht vor Gericht sich stellte, zum Tode verurtheilt. Unter den drei Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, war die dritte die schon früher gemachte: „daß er, nachdem er des athenienſischen Demos im Piräeus Meister geworden, ihn wieder freigelassen habe[10])." Er floh nach Tegea, wo er sicher in dem Heiligthume der Athene lebte, bis er (*Xenoph.* l. c. 25) an einer Krankheit starb (cf. *Plutarch.* Lysand. c. 31. *Paus.* l. c.), nach 385 (*Clinton* l. c. cf. *Xenoph.*, H. Gr. V, 2. 3 und 6), denn in diesem Jahre belagerte sein Sohn Agesipolis, der ihm in der königlichen Würde gefolgt war, Mantinea, nach dessen Einnahme Pausanias den Vorstehern der Stadt, mit denen er in freundlichem Verhältniß stand, bei seinem Sohne Gnade auswirkte. (*Voigt.*)

PAUSANIAS. Dieser Name kommt in der macedonischen Königsfamilie nicht selten vor; bei Thucydides (I, 61) wird uns ein Pausanias genannt, der zu den Feinden des Königs Perdikkas II. gehörte und, wie der Scholiast bemerkt, von einigen für einen Sohn, von andern für einen Bruder des Derdas gehalten wird. Einen macedonischen König dieses Namens, Nachfolger und Sohn des Äropos, Vorgänger von Amyntas II., erwähnt Diodor (XIV, 82 u. 84), nach welchem er ein Jahr, 393—394 v. Chr., regiert hat. Dexippus übergeht ihn und läßt unmittelbar auf Äropos den Amyntas folgen. — Zur königlichen Familie gehörte auch (nach dem Schol. *Aeschin.* p. 754 *R.*) der Pausanias, welcher, nachdem Amyntas II. Ol. 102, 3 (— 370) gestorben, von seinen drei Söhnen aber der älteste und sein unmittelbarer Nachfolger Alexander von Ptolemäus Alorites ermordet worden war, Ol. 103, 1 (— 368), indem die beiden andern Prinzen, Perdikkas und Philipp, noch Kinder waren, und deren Mutter, die Eurydice, von denen verrathen wurde, welche sich als ihre Freunde gestellt hatten, sich nachdem er wie es scheint, von Amyntas verbannt worden war und als Flüchtling gelebt hatte, im Vertrauen auf die günstige Gelegenheit, auf die ihm zu Gebote stehende hellenische Macht, auf seine Verbindungen unter den Macedoniern, sich des Reiches zu bemächtigen gesucht hat; er hatte bereits große Fortschritte gemacht, als der attische Feldherr Iphikrates der Witwe zu Hilfe kam und mit einem attischen Heere den Pausanias verjagte, wodurch dem nachher so berühmt gewordenen Philipp das Reich erhalten wurde (*Aeschin.*, De leg. p. 212 sq. *Nep.* Iphicr. 3). (*H.*)

PAUSANIAS, der Mörder Philipp's, Königs von Macedonien, war ein Macedonier aus der Landschaft Orestis (*Diod.* 16, 93) — nobilis ex Macedonibus, nemini suspectus adolescens nennt ihn Justin (IX, 6), wo er von seinem Morde spricht — und als er seine That ausführte, königlicher Leibwächter. Nach Diodor, Justin, Aristoteles (Pol. V, 10) ging die That hervor aus einer Privatbeleidigung, welche Aristoteles mit den Worten „*διὰ τὸ ἐᾶσαι ὑβρισθῆναι αὐτὸν ὑπὸ τῶν περὶ Ἄτταλον*" angibt, Diodor und Justin ausführlicher, doch etwas von einander abweichend, mittheilen. Diodor berichtet: Pausanias, des Königs Leibwächter, sei dessen Freund geworden wegen seiner Schönheit. Als er gesehen, daß ein anderer Pausanias vom Könige geliebt werde, habe er (Pausanias) demselben sein Verhältniß zum Könige in entehrenden Ausdrücken vorgeworfen, wodurch dieser so empfindlich berührt worden, daß er, nachdem er Alles seinem Freunde Attalos, einem Verwandten des Königs durch Kleopatra, mitgetheilt, in einer Schlacht gegen die Illyrier den Tod gesucht und in aufopfernder Vertheidigung der Person seines Königs gefunden habe. Attalos, als er dies erfahren, habe den Pausanias zu einem Gastmahle eingeladen, trunken gemacht und dann Mauleseltreibern zu körperlicher Beschimpfung (*εἰς ὕβριν καὶ παροινίαν ἑταιρικήν*) übergeben. Darüber habe dann Pausanias sich bei dem Könige beklagt und des Attalos Bestrafung verlangt. Philipp sei erbittert gewesen, habe aber, theils wegen der Verwandtschaft, theils weil er seiner zu dem Zuge gegen Persien bedurft, fürs erste nicht gegen Attalos verfahren wollen, und einstweilen des Pausanias Zorn zu versöhnen gesucht durch ansehnliche Geschenke und durch Beförderung desselben zu einer höhern Stellung in der Leibwache. Aber nun habe sein Rachedurst auch auf den König sich erstreckt, und als der Philosoph Hermokrates, dessen Schüler er gewesen, ihm auf die Frage, wie man am besten berühmt werden könnte, geantwortet, daß durch den Mord eines bedeutenden Mannes dies geschehen könne, habe er den Entschluß zu Philipp's Ermordung gefaßt und diesen ausgeführt beim Herausgehen des Königs aus dem Theater mit einem keltischen Dolche. Entfliehend nach der That und fast entronnen, weil er zur Flucht bereitgestellte Pferde beinahe erreicht gehabt, sei er gefallen und von den nachsetzenden Leibwächtern eingeholt und niedergehauen wor-

die beiden Ephoren, die Pausanias begleiteten, wußten um alle Schritte zu Gunsten der Demokraten) mit ihm einverstanden waren.

6) *Paus.* l. c. *Xenoph.* l. c. III, 5, 21—25. cf. §. 6 u. 7. 7) *Xenoph.* l. c. §. 18. 8) *Xenoph.* l. c. §. 23. 9) l. c. §. 5. *ἐγὼ δὲ ἐπαινῶ τῶνδε εἵνεκα τὸ βούλευμα κ. τ. λ.* 10) Schneider (zu *Xenoph.* Hellen. III, 5, 25) bezieht die Notiz des Aristoteles (Pol. V, 1), König Pausanias habe die Ephorie aufheben wollen, auf diesen Pausanias, des älteren Enkel. Es kann ihn nichts weiter als der Zusatz *βασιλεύς* zu dieser Annahme bestimmt haben, welcher nicht nur der Umstand widerspricht, daß Pausanias mit den Ephoren vereint dem Lysander entgegenarbeitete und durch sie Freisprechung erlangte, sondern auch die Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung seiner Vaterstadt, die man aus einer Äußerung bei Plutarch (Apophth. Lac. 230) schließen kann.

den. Justin sagt von dem Vorfall mit dem andern Pausanias nichts, und gibt nur den mit Attalos an, doch so, daß er den Pausanias vom Attalos und seinen Gästen selbst entehrt werden läßt. Zugleich deutet er an, daß Olympias — die dem ans Kreuz geschlagenen Mörder eine goldne Krone aufsetzte — und Alexander um die That gewußt. Und jedenfalls hing sie zusammen mit einer Verschwörung. Vergl. *Arrian.* I, 25. *Plutarch.* Alex. 9. 10. Flathe, Gesch. Macedoniens I, 242 sq. (*Voigt.*)

PAUSANIAS, der Athener, aus dem Gau Kerameis ist durch seine Vorneigung für Männerliebe und namentlich durch seine Liebe zum tragischen Dichter Agathon (*Plat.* Protagor. 315 d.) berühmt worden; dies hat ihm eine Stelle in dem Gastmahle Xenophon's (VIII, 32), wie Plato's (p. 176 a. 180 c.) verschafft; bei dem Letzteren behauptet er, daß es einen doppelten Eros, wie eine doppelte Aphrodite gäbe, einen himmlischen und einen gemeinen; die Männerliebe gehöre zu den Dingen, die an sich weder lobens- noch tadelnswerth wären, sondern das eine von beiden erst durch die Art und Weise würden, wie man sie betriebe; dieses hätten einige Völker verkannt, welche sie entweder, wie die Perser, für schlechthin schimpflich, oder, wie die Böoter und Eleer, für schlechthin löblich erklärt hätten; während die verständigeren, wie die Lacedämonier und Athener, sie, wenn sie auf den Leib gerichtet wäre, gesetzlich ahndeten, wenn aber auf die Seele, dann hohen Lobes werth erachteten. Bei Xenophon empfiehlt er die Bildung des Heeres aus Liebenden und Geliebten. Manche Gelehrte haben die Vermuthung aufgestellt, als ob dieser Pausanias ein besonderes erotisches Schriftchen verfaßt und beide genannte Philosophen dies vor Augen gehabt hätten; aber mit Unrecht, da theils Athenäus (V, 216 f.) ausdrücklich erklärt, daß von Pausanias keine Schrift der Art existire, theils, wenn eine solche existirt und beide, Plato wie Xenophon, sie gelesen hätten, unmöglich jeder von ihnen dem Pausanias so ganz verschiedenartige Äußerungen hätte in den Mund legen können. Einen andern Pausanias, aus Athen, der den schimpflichen Beinamen πόρνος hatte, erwähnt der Verfasser des vierten Demosthenischen Briefes (p. 1489. 5) als Freund des Theramenes, des leidenschaftlichen Gegners von Demosthenes. Genannt mag auch Pausanias aus Thessalien werden, in den sich die berühmte Lais verliebte, weshalb sie von eifersüchtigen thessalischen Frauen, nach Polemo und Timäus, ermordet worden sein soll (*Athen.* XIII, 589 a.).

Einen Pausanias mit dem Beinamen λάκκος (Cisterne), der beim Tanze in ein Faß fiel, erwähnt Athenäus (XIII, 584 b.).

Einen Macedonier Pausanias, von welchem der berüchtigte Harpalos ermordet worden sein soll, nennt Pausanias (II, 33, 4); einen andern, den Alexander zum Gouverneur von Sardes ernannte, Arrian (I, 17, 7). (*H.*)

PAUSANIAS. II. Schriftsteller. a) Verfasser der Beschreibung von Griechenland. Einige loben, Andere, vorzüglich Neuere, tadeln ihn. Dieses ist leichter als jenes: schwerer aber als Beides ist, ihn gerecht zu beurtheilen. Da der Todte sich nicht selbst vertheidigen oder entschuldigen kann, so ist es wenigstens unbillig, ohne Rücksicht auf seine Orts- und Zeitverhältnisse über ihn abzusprechen, noch tadelnswerther aber denen, welche sich dergleichen erlauben, ohne Prüfung und eignes Urtheil nachzusprechen. Um nun, so weit es Ref. möglich ist, ein billiges Urtheil über den Pausanias zu vermitteln, wird er die wenigen, in seinem Werke zerstreuten Andeutungen über sein Vaterland und Zeitalter zusammenstellen, da diese auf seine, uns unbekannten, Lebensverhältnisse doch einiges Licht zu werfen scheinen.

Früher glaubte man, und glaubt zum Theil noch jetzt, daß Pausanias, der Verfasser der Beschreibung von Griechenland, nicht verschieden sei von jenem Pausanias, von welchem Philostratus in den Lebensbeschreibungen der Sophisten (2. Buch, Cap. 13) sagt, daß er zu Cäsarea in Kappadocien am Berge Argäus geboren, ein Sophist, Lehrer der Beredsamkeit, und einer von den vertrautern Schülern des Herodes Attikus gewesen sei: er habe aber, wie alle Kappadocier, eine dicke Zunge gehabt, und habe das Lange kurz und das Kurze lang ausgesprochen. Seine Sprache sei zwar etwas nachlässig, aber kräftig und der alten Redeform ähnlich. Zu Rom habe er oft declamirt, und sei daselbst nach einem langen Aufenthalte in hohem Alter gestorben. Ref. hat schon im ersten Theile seiner Ausgabe des Pausanias erinnert, daß nicht alles dieses auch von unserm Pausanias, dem Verf. der Beschreibung von Griechenland, gesagt werden könne. Denn erstlich ist er zwar in Rom gewesen, aber, wie er (VIII, 17, 3) andeutet, nicht für immer daselbst geblieben, und also auch wol nicht daselbst gestorben. Dann sagt er nirgends, daß er ein Schüler des Herodes Attikus sei, was um so mehr auffällt, da er dessen öfter gedenkt, und bei andern gern ihre Lehrer miterwähnt. Daß Aristoteles den Plato, und Plato den Sokrates auch nicht als ihre Lehrer nennen, sollte nicht dagegen angeführt werden. Prof. D. Böckh setzt zur Bestätigung unsrer Meinung noch hinzu: quod Cappadocis Pausaniae oratio Herodeae similis aliquatenus Philostrato testante fuerit, cui Periegetae dictio nulla ex parte congrua sit. Ferner findet man den kappadocischen Berg Argäus in dem Reisewerke unsers Pausanias nirgends genannt, da im Gegentheil der Sipylus so oft erwähnt wird. Endlich fragt man, warum Philostratus nicht die Beschreibung von Griechenland als ein Werk seines Pausanias anführt, die doch unstreitig einen größern Werth als seine Declamationen hatte, wenn sein Kappadocier der Verfasser dieser Beschreibung war? Auch Suidas übergeht, wo er von dem Philostratischen Pausanias redet, dieses Werk, das ihm sonst wohl bekannt war, mit Stillschweigen. Ob wir nun diesem Kappadocier die Beschreibung von Griechenland zu verdanken haben, daran wird derjenige zweifeln, welcher aufmerksam erwägt, was der Verfasser dieses Werkes hin und wieder von seinem Vaterlande anzudeuten scheint, und was auf Lydien hinzeigt; V, 13, 4 sagt er: „daß Pelops und Tantalus bei uns gewohnt haben, dafür sind noch bis jetzt als Zeugen übrig des Tantalus See und sein berühmtes Grabmal. Vom Pelops aber ist auf dem Berge Sipylus noch ein

Thron vorhanden. Jenseit des Hermus ist eine Bildsäule der Aphrodite zu Temnus, welche nach der Überlieferung der Sage Pelops geweiht hat." Daß hier durch die Namen Pelops, Tantalus, Sipylus, Hermus, Temnus Lydien bezeichnet werde, wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß Pausanias (V, 1, 5) übereinstimmend mit Tacitus (Ann. IV, 55) und mit Andern den Pelops ausdrücklich einen Lydier nennt. Die beistimmenden Schriftsteller sind in unsern Anmerkungen zu dieser Stelle nachgewiesen; der eine von ihnen sagt sogar: *οἱ πλείους Λυδὸν λέγουσιν*. Da nun Pausanias von diesem Lydier sagt, er wohnte bei uns, und davon noch zu seiner Zeit vorhandene Denkmäler anführt, so darf man hieraus schließen, daß bei uns von Lydien zu verstehen; und also Pausanias ein Lydier gewesen sei. Die Ursache, warum einige Andere den Pelops für einen Phrygier ausgeben, ist vermuthlich keine andere, als weil die Alten das Land um den Sipylus auch Phrygien nennen, wie uns Strabo (XII, 571) belehrt.[1] Darum haben auch wol die griechischen Künstler den Pelops in lydo-phrygischer Tracht dargestellt (s. O. Müller's Archäol. S. 571). Über das Grabmal des Tantalus, das Pausanias (II, 22, 4) selbst zu Sipylus gesehen zu haben versichert, wird im Auslande 1836. Nr. 63 Folgendes berichtet: „In der Nähe von Smyrna, am Abhange des Berges Sipylus, finden sich ausgedehnte Ruinen, das Grab des Tantalus besteht hier noch ganz. — Der See, der sich da bildete, besteht noch. Die Citadelle ist noch fast ganz erhalten. — Das Grab des Tantalus ist von der Art, welche die Alten tumulus nannten, und mit einer runden pelasgischen Grundmauer versehen. In der Mitte ist ein großes Gemach, in welchem der Körper des Königs lag. Die Todtenkammer kann man jetzt in allen Theilen genau untersuchen, nachdem der französische Admiral Massieu de Clerval den Schutt hat wegschaffen lassen. Es ist ein aus behauenen Steinen ausgeführter, in Kreuzbogen gewölbter Saal." Wenn ferner Pausanias (I, 21, 5) bezeugt, daß er selbst auf dem Berge Sipylus die nach der Fabel in Stein verwandelte Niobe gesehen habe, und (I, 24, 8) als Augenzeuge erzählt, wie zu drei verschiedenen Malen die Heuschrecken um Sipylus herum vertilgt worden seien, so deutet dieses, verbunden mit V, 27, 3, wo er von den lydischen Städten Hierocäsarea und Hypäpa etwas Besonderes anführt, wenigstens einen längern Aufenthalt des Pausanias in Lydien an. Dieser unsrer Meinung über das Vaterland des Pausanias sind König in seiner weiter unten anzuführenden Preisschrift (S. 3) und Pastor Schinke in seinem sehr fleißig gearbeiteten Commentar zu Schaaff's Encykl. des class. Alterthums (1. Th. 1. Abth. S. 486), beigetreten, obgleich Kruse in seiner Hellas (1. Th. S. 45) geschrieben hatte: „Siebelis macht ohne hinreichenden Grund Lydien zum Vaterlande des Pausanias." Aber warum deckte er das Unzureichende unsrer Gründe nicht auf? In der neuesten Ausgabe des Pausanias hat auch D. Schubart (2. Th. S. 4—8) einige Bemerkungen über das Vaterland des Pausanias vorgetragen, die er den unsrigen entgegenstellt, setzt aber hinzu: His observationibus difficilem de Pausaniae persona atque patria quaestionem ad dilucidum perduxisse neutiquam mihi videor. Darum wird in dieser Ausgabe (3. Th. S. XI) wiederum vom Pausanias gesagt: sive ille Cappadox sive Lydus fuit. Da nun auch schon unser Goldhagen zweifelte, ob der Pausanias des Philostratus mit unserm Pausanias, dem Verfasser der Beschreibung von Griechenland, eine und dieselbe Person gewesen sei, und es vielmehr wahrscheinlich ist, daß sie von einander unterschieden werden müssen, so haben wir gerathen, jenen den Kappadocier von seinem Vaterlande, diesen den Periegeten von seinem Werke zu nennen, das Stephanus aus Byzanz an mehren Orten unter dem Titel *Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος* anführt. Periegeten nannte man in Griechenland die Männer, welche die Fremden in den griechischen Städten herumführten und ihnen die Merkwürdigkeiten in denselben zeigten, auch die Sagen oder Geschichten von diesen Gegenständen erzählten. Der Name wurde aber auch auf die Schriftsteller übergetragen, welche dergleichen in ihren Werken, die daher *Περιηγήσεις* hießen, mittheilten (s. Historicor. graec. antiquiss. fragm. von Creuzer. S. 19 fg.)

Die Bestimmung des Zeitalters, in welchem der Periegет Pausanias gelebt hat, macht keine Schwierigkeit, da wir es in seinem Werke hin und wieder deutlich angegeben finden. Aus den Zeugnissen, die Referent in seiner Ausgabe (1. Th. S. 7 fg.) angeführt hat, geht hervor, daß er unter der Regierung des Hadrianus und der beiden Antonine geschrieben habe. Man füge noch II, 7, 1 hinzu, wo ein Erdbeben erwähnt wird, welches, wie man annimmt, unter Antoninus Pius Sicyon und einen Theil von Kleinasien verheerte.

Was stellt aber dieses Zeitalter für ein Gemälde von den Zuständen Griechenlands und des griechischen Volks auf! Den Wohlstand Griechenlands zu untergraben hatten, seit dem Kampfe zwischen Athen und Sparta die Griechen selbst sich alle Mühe gegeben. Die Kriege der Römer in Griechenland unter Q. Flamininus, Ämilius Paulus, Sylla, Cäsar und Pompejus, den Triumvirn und den Häuptern der Republikaner verwüsteten und verödeten einen großen Theil des unglücklichen Landes. Nachdem Korinth gefallen, und der achäische Bund vernichtet war, nahmen die Römer den sämmtlichen Griechen die Waffen und ihren Städten die Mauern (*Paus.* II, 1, 2 und VII, 17). Kunstwerke und Götterbilder wurden nach Italien und Rom abgeführt. Von dem, was die Kriege verschont hatten, eigneten sich die Statthalter und Kaiser zu, was ihnen gefiel. Pausanias zählt (V, 23, 2) die Städte in Griechenland auf, welche zu seiner Zeit wüste lagen. Strabo versichert, daß er von Böotiens Städten, Thespiä und Tanagra ausgenommen, nichts mehr übrig gefunden habe, als Ruinen und Namen. Von Arkadien weiß derselbe fast gar nichts anzuführen, weil die Städte während der Kriege größtentheils vernichtet und verschwunden waren (vgl. *Cic.*, Ep. ad famil. IV, 5).

Die Griechen selbst sanken bei dem unglücklichen Zustande ihres Landes immer tiefer unter ihre ehemalige

Würde herab. Viele gingen in fremde Kriegsdienste. Schon zur Zeit des Polybius (VI, 54) war die graeca fides in üblem Rufe. Cicero nennt oft die Griechen, die sich damals in Rom und Italien aufhielten, Graeculos, leichtes Griechenvolk (vgl. pro Flacco 45). Von den vielen Verräthern in den griechischen Städten spricht Pausanias (VII, 10. 11 und VIII, 2, 2) und setzt hinzu: „die Schlechtigkeit der Menschen ist aufs Höchste gestiegen, und verbreitet sich über jedes Land und jede Stadt." Zinkeisen führt in seiner Geschichte Griechenlands über das Zeitalter den Antonine aus des *Vulcatius Gallicanus* vita Avidii Cassii (c. 14) Folgendes an: Misera respublica, quae istos divitiarum cupidos et divites patitur. Marcus homo sane optimus, dum clemens esse cupit, eos patitur vivere, quorum ipse non probat vitam. Ubi L. Cassius, cujus nos frustra tenet nomen? ubi M. ille Cato Censorinus? ubi omnis disciplina majorum? quae olim quidem intercidit, nunc vero nec quaeritur. M. Antoninus philosophatur, et quaerit de clementia et de animis et de honesto et justo, nec sentit pro republica. Vides opus esse multis gladiis, ut in antiquum statum publica forma redigatur. An ego proconsules, an ego praesides putem, qui ad hoc sibi a senatu et ab Antonino provincias datas credunt, ut luxurientur, ut divites fiant? Audisti praefectum praetorii nostri philosophi ante triduum, quam fieret, mendicum et pauperem, sed subito divitem factum. Unde quaeso nisi de visceribus reipublicae provincialiumque fortunis? Vergl. Zinkeisen 551 u. 553.

Kleinasien hat sich wahrscheinlich zu dieser Zeit in keinem bessern Zustande befunden als Griechenland, so viel auch Hadrianus für beide Länder gethan haben mag. Schon im Zeitalter des Cicero (pro Flac. 27) sagte man sprüchwörtlich: *Phrygem* plagis fieri meliorem; — si quid cum periculo experiri velis, in *Care* id potissimum esse faciendum; — si quis despicatui ducitur, *Mysorum* ultimus esse dicitur; — quis unquam Graecus comoediam scripsit, in qua servus primarum partium non *Lydus* esset? Namentlich war Lydien seit der persischen Oberherrschaft in Weichlichkeit und Sklaverei versunken; daher der Ausdruck von den Lydiern: sie sind thätig, aber Sklaven (s. *Aelian*, V. H. X, 14). Hier könnte vielleicht die Frage aufgeworfen werden: waren die Lydier Griechen oder Barbaren, oder wohnten, wie an mehren Orten auch in Lydien Griechen und Barbaren gemischt unter einander? Zu den Barbaren rechnet sie gradezu Xenophon (de reditib. c. 2. §. 3). Hingegen unterscheidet der Caryandiner Skylax in *Huds*. Geogr. min. (t. 1. p. 36 sq.) in Lydien griechische Städte von den übrigen. Ebenso berichtet Strabo (XIV, 647 [567]), daß im Binnenlande Joniens Lydier und Karier vermischt mit den Griechen wohnen, und der Chier Scymnus (in *Huds*. Geogr. min. T. II. p. 45 sq.) sondert in der Halbinsel Kleinasien die drei griechischen Volksstämme ab von den Barbaren, zu welchen er die Lydier, Mysier und Phrygier zählt. Ja selbst Ephesus war nach O. Müller's Archäologie (S. 49) immer halb lydisch, und nennt (S. 42) die Artemisbilder zu Ephesus lydisch-griechische. Wenn nun auch des Pausanias Vater und Mutter griechischen Stammes waren (wiewol gemischte Ehen in Lydien gewiß häufig gewesen sind), so scheint er doch, wie schon in der halle'schen Recension von Schubart's und Walz's Pausanias (1839. S. 227) bemerkt worden ist, von Jugend auf viel unter Halb- und Nichtgriechen, die sich auch wol ein ἐγενήθησαν (VIII, 13, 2 vgl. *Lob.* ad *Phryn.* 108 sq.) erlaubten, gelebt zu haben. Ja Pausanias scheint sich gewissermaßen selbst von den Griechen zu unterscheiden, da er öfter die Ausdrücke gebraucht: die Griechen sagen, erzählen u. dgl. (vgl. I, 23, 1. IX, 30, 2. 3. 36, 3. X, 1, 3. 5, 3. 10, 2). Dieses so erniedrigte und halbhellenisirte Vaterland, dieses der Kunst und Wissenschaft ungünstige, der Erwerbsucht, Sinnlichkeit und Unsittlichkeit hingegebene Zeitalter, die Art und Weise, wie Pausanias unter solchen Verhältnissen wahrscheinlich seine Jugend verlebte, und wie er gebildet wurde, muß man bei Beurtheilung seines Werkes stets vor Augen haben, wenn man der Gefahr entgehen will, unbillige Foderungen an dasselbe zu machen. Dieses ist vorausgeschickt worden, um die Frage, wie müssen wir diesen Pausanias als Schriftsteller, und dieses sein Werk charakterisiren, so unparteiisch als möglich zu beantworten.

Es besteht dieses Werk aus zehn Büchern. Der Verfasser geht aus von Attika, als dem Mittelpunkte Griechenlands, und dem benachbarten Megaris. Daran schließt er den Peloponnes durchwandernd in folgender Ordnung: Korinthia, Sicyonia, Argos, Lakonien, Messenien, Elis, Achaja, Arkadien. Von hier geht er hinauf nach Böotien und Phocis, und schließt mit Lokris seine Beschreibung von Griechenland. Daß diese noch ein eilftes Buch, ja außerdem noch drei Bücher enthalten habe, ist eine durch nichts begründete, und schon vom Referenten in seiner Ausgabe (T. I. p. XLVI sq. u. T. V. p. 2) bestrittene Meinung; womit zu vergleichen der 3. Theil der Ausgabe von Schubart und Walz. (S. 4 fg.)

Das Werk des Pausanias ist, was seine Aufschrift sagt, eine περιήγησις τῆς Ἑλλάδος, und der Verfasser ist blos als Perieget, also weder als Geograph und Topograph, noch als Geschichtschreiber im eigentlichen Sinne zu betrachten. Der Inhalt seines Werkes ist, da er alle Merkwürdigkeiten Griechenlands umfassen wollte, sehr mannichfaltig. Er führt den Leser von Ort zu Ort, zeigt die Wege, gibt Nachrichten von den Denkmälern, Tempeln, Kunstwerken jedes Ortes, von Künstlern und dem Göttercultus. Damit verbindet er Mythologisches, Antiquarisches, Historisches, Biographisches, auch Mancherlei aus der Naturgeschichte und Naturlehre. Die Absicht, welche Pausanias bei Abfassung dieses Werkes hatte, war, wie er (I, 26, 5) selbst sagt: durchaus alle hellenischen Merkwürdigkeiten durchzugehen; doch beschränkt er diese auf die wichtigsten (III, 11, 1. Vgl. I, 39, 3) und will daher auch weniger ausgezeichnete Bilder nicht beschreiben (I, 23, 5). Also wollte Pausanias nicht eine anschauliche Darstellung des Landes und seiner Monumente seinen Zeitgenossen, sondern vielmehr andern Rei-

senden einen Wegweiser in die Hände geben, der sie mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten jedes Ortes bekannt machte. Was die Städte betrifft, von denen Pausanias fast nie ein deutliches Bild entwirft, so macht Js. Casaubonus die von Mehren übersehene Bemerkung zum *Spartian* p. 80: Pausanias non tam urbes, quam urbium monumenta describit. Ein Recensent in den götting. Anz. (1824. St. 191) bemerkt mit Recht, „daß Pausanias den Zusammenhang der Theile eines größern Kunstwerkes selten nachweise, und daß er, von einem Theile zum andern übergehend, darauf mit nicht mehr Bestimmtheit aufmerksam mache, als man es zu thun pflege, wenn das zu erklärende Kunstwerk eben vor Augen stehe." Der Grund, wie uns dünkt, davon ist, daß es dem Pausanias genug zu sein schien, den Reisenden die Kunstwerke zu zeigen, die nun ihre eignen Augen gebrauchen, und sich von dem Cicerone nicht das Schöne vordemonstriren lassen sollten. Wenn aber derselbe Recensent von dem Herausgeber des Pausanias verlangt, „daß er sich die, freilich oft sehr verfängliche, aber doch allein zum vollständigen Verständniß führende Frage stellen soll, warum der Autor seine Erzählung und Beschreibung grade so eingerichtet, dies vorangestellt, Anderes eingeschoben, hier eine scheinbare Lücke gelassen habe u. s. w.," so kann dieses wol eher in Vorlesungen oder zusammenhängenden Commentaren, als in einzelnen Adnotationen geschehen. Über den Grund der scheinbaren Lücken weiter unten.

Pausanias scheint nicht das ganze Werk auf einmal, sondern einen Theil nach dem andern bekannt gemacht zu haben. Daher kommt es, daß, wenn er bemerkt, er habe früher über etwas weniger genau oder richtig gesprochen, er dieses in andern Theilen seines Werkes verbessert (vgl. I, 41, 3 mit VIII, 5, 1, oder I, 3, 5 sq. mit X, 19, 4 sq.). Auch scheint er bisweilen später etwas hinzugesetzt zu haben (wie I, 33, 6. II, 5, 4. IV, 3, 3). Daß er längere Zeit auf die Ausführung seines Werkes verwendet habe, läßt sich auch aus VIII, 8, 2 schließen, wo er von sich selbst folgendes Geständniß ablegt: „Solche Sagen der Hellenen, z. B. daß Kronos statt des Zeus einen Stein verschluckt habe, hielt ich im Anfange meines Werkes für einfältig; nachdem ich aber bis zur Beschreibung von Arkadien vorgerückt war, fing ich an vorsichtiger über solche Gegenstände zu urtheilen." Der Fleiß, den Pausanias auf die Ausarbeitung seines Werkes verwendet hat, und die darin fast überall sich kund gebende Genauigkeit ist von Mehren mit gebührendem Lobe anerkannt worden (s. unsre Ausg. 1. Th. S. 9). Der Engländer Hobhous sagte in Journey through Albania (I, 214): Pausanias alone will enable you to fed at home in Greece, and it is true, that the exact conformity of present appearances with the minute descriptions of the itinerary is no less surprising than satisfactory. Auch Nibby rühmt seine scrupolosa esattezza unita alla critica. Diese Sorgfalt, mit welcher Pausanias seine Schrift abgefaßt und überarbeitet hat, muß um so mehr hervorgehoben werden, weil davon die wichtige Frage abhängt, ob er in dem, was er von den griechischen Zuständen und Ländern berichtet, Glauben verdiene oder nicht. Um diese, so weit es uns möglich ist, zu beantworten, müssen wir die Quellen aufsuchen, aus welchen er geschöpft hat, und sehen, welchen Werth er denselben beigelegt habe.

Hier ist zuerst zu erwähnen die eigne Anschauung; er ist also Augenzeuge von dem, was damals noch vorhanden war. Nach dieser sind seine erste Quelle die alten schriftlichen Denkmäler, z. B. die Verzeichnisse, welche die Olympiaden, die Namen der Sieger und die Siege enthielten; die Kataloge der Bundesgenossen in dem persischen, macedonischen und gallischen Kriege; die Weihgeschenke und Inschriften der Denkmäler; Verzeichnisse der Sieger in den nemeischen Spielen. Gegen einige Inschriften aber war er mistrauisch (s. den ersten Theil unsrer Ausg. S. 11).

Seine zweite Quelle sind die Dichter, Mythographen und Geschichtschreiber. Daß er unter diesen am meisten und mehr als Andere dem Homer folge, sagt er selbst (II, 21 a. E.), worin er Winckelmann zum Nachfolger hatte. Er wiederholte aber nicht ohne Prüfung das von Andern Erzählte (s. I, 9, 10. 13, 8. VI, 7, 2); forschte auch in Ansehung einiger Werke, ob sie wirklich von den Männern geschrieben wären, deren Namen sie trugen, z. B. von Orpheus, Musäus, Homer, Hesiod (I, 14. IX, 9, 27); was schon Ruhnkenius zum Hymnus auf die Ceres mit Lobe anerkannt hat. Man füge hinzu sein Urtheil über Eumelus, Myron, Rhianus (II, 1. IV, 6, 15). Wenn er das Bezweifelte wiederum als unbezweifelt anführt, so folgt er hier der Meinung des Volks (vgl. IX, 27 mit I, 24, 7). Er vergleicht gegen einander verschieden Erzähltes, und gibt an, warum er dieses jenem vorziehe, wie X, 38, 6.

Eine dritte Quelle sind ihm die mündlich fortgepflanzten Sagen, die ihm von Priestern und Exegeten mitgetheilt wurden, und die er unter dem griechischen Volke verbreitet und geglaubt fand; wozu noch zu rechnen, was er sonst noch von Andern erzählen gehört hatte. Aber er bemerkt darüber (IX, 30, 3): Vieles Nichtige glauben die Griechen. Daß er Mehres der Art einer Prüfung unterwarf, davon zeugen folgende Stellen: X, 17, 3. 38, 3. VIII, 10, 4. 15, 3. I, 3, 2 (diese letzte Stelle ist merkwürdig wegen der Erinnerung, daß man mit Vorsicht den Volkserzählungen Glauben schenken müsse) I, 27, 1. II, 14, 2. 23, 8; in welcher letzten Stelle er die Exegeten (die Männer, welche die Fremden an einem Orte herumführten und ihnen die Merkwürdigkeiten desselben erklärten) beschuldigt, daß sie zwar wohl wüßten, es sei nicht alles wahr, was sie erzählten, aber es sei schwer, den großen Haufen vom Gegentheil dessen, was er glaube, zu überzeugen. Über die Erzählung IX, 31, 6 spricht er sich unumwunden also aus: „Dies ist nun gewiß ganz einfältig."

Und hier kann ich nicht anders als mit Unwillen von dem großen Unrecht sprechen, womit man so häufig den Pausanias verunglimpft hat, indem man auf seine oft wiederholte Äußerung, „er erzähle, was er von Andern, oder durch den Ruf erfahren habe," so wenig achtete, daß man ihn bald der Leichtgläubigkeit, bald des

Irrthums, bald der Dummheit beschuldigte, weil man ohne alles Bedenken annahm, Pausanias trage überall seine eignen Gedanken vor, spreche in seiner Person, und glaube, was er erzähle. Wer so die Ehre des Pausanias kränkt, dem rufen wir die ernste Erinnerung beim Athenäus (V, 178 d.) ins Gedächtniß zurück: οὐκ, εἴ τι λέγεται παρ᾽ Ὁμήρῳ, τοῦθ᾽ Ὅμηρος λέγει, und bitten ihn, dieses auch auf den Pausanias anzuwenden, und die oft von ihm gebrauchten Ausdrücke φασίν, λέγουσιν, καλοῦσιν, φήμη ἔχει, λόγος ἐστίν, ᾄδεται nicht mehr zu übersehen. Fabeln mischt er öfter ein, läßt aber die Leser, ohne ihrem Urtheile vorzugreifen, darüber urtheilen, wie sie wollen; nur bisweilen erklärt er sich dagegen (wie I, 30, 3. III, 25, 4. VI, 8, 2). Vorzüglich aber machen wir auf diese Selbstgeständnisse aufmerksam: „Ich muß zwar sagen, was die Griechen sagen, aber ich muß nicht alles glauben (VI, 3, 4 [ganz wie *Herod.* VII, 152]). Dieses und was dem Ähnliches von den Göttern verbreitet ist, glaubte ich nicht übergehen zu dürfen, wiewol ich es keineswegs für wahr halte (II, 17, 4). Ich glaube nicht, daß ein Mensch in einen Vogel verwandelt worden sei" (I, 30, 3. VI, 8, 2). Ja er hielt selbst lange Zeit viele Erzählungen der Griechen von den Göttern für abgeschmackt, bis er auf die Vorstellung kam, daß sie nicht wörtlich zu verstehen seien, und darum wolle er nun von den göttlichen Dingen reden, wie die Vorfahren sich darüber ausgesprochen hätten (VIII, 8, 2). Das ist aber nach unsrer Ansicht ein noch nicht genug anerkanntes Hauptverdienst des Pausanias, daß er uns so viele Belehrungen über die rohen Vorstellungen, welche das Volk damals von seinen Göttern hatte, und über die ganz sinnliche und vernunftlose Verehrung ertheilt hat, welche das Volk ihnen erwies; was für den Historiker, welcher den Religions- und Culturzustand unter dem gemeinen griechischen Volke der damaligen Zeit erforschen will, von großer Wichtigkeit ist. Denn Schiller sagt wol mit Recht: „in seinen Göttern malet der Mensch sich." Wie weit wenigstens in niedern Kreisen der Geschmack an Fabeleien verbreitet gewesen sei, geht auch daraus hervor, daß Paulus den Timotheus ermahnt, „sich der altvetterischen Fabeln zu entschlagen." Endlich erklärt er sich ehrlich über das, was er weder selbst gesehen noch gehört habe (wie III, 24, 5. IV, 31, 5).

Dennoch haben ihm Einige Leichtgläubigkeit vorgeworfen, wie Goldhagen zu X, 4, 4; gleichwol kann man es dem Pausanias nicht anmerken, daß er selbst glaubt, was er hier erzählt, sondern er führt nur an, was ihm ein gewisser Cleon mitgetheilt habe, und setzt am Ende hinzu: „das sagte dieser." Man vergl. noch zu II, 29, 7 und Dodwell's Reise durch Griechenland, I, 1, 218. Andere nennen ihn einen abergläubischen Menschen, z. B. wegen IX, 23, 2, und doch geht auch hier ein λέγεται voran. Daß man nicht zu vorschnell urtheile, erinnern wir an die beiden Stellen aus Dionysius von Halikarn. und Lucianus, die wir in den Fragm. *Phanodemi* etc. p. XXXV, 59 angeführt haben. Von diesem Tadel, der sich aber doch großentheils darauf gründet, daß man nicht unterscheidet, was von Pausanias selbst, und was bei ihm von Andern gesagt wird, wollen wir nicht freisprechen (VIII, 2. IX, 6. 2. 37, 3. 40 und 41), müssen aber doch daran Jeden sich zu erinnern bitten, wie abergläubisch selbst die Athener in der Apostelgeschichte erscheinen. Wir sagen zur Entschuldigung des Pausanias weiter nichts, als daß er mit seinem Herodot den frommen Glauben gemein hatte, daß die menschliche Kraft nichts sei, und Alles von der Gottheit geleitet werde und abhänge. Von diesem Glauben zeigen sich schon beim Homer deutliche Spuren (vgl unf. Disput. quinque p. 55).

Ferner ist die Genauigkeit zu rühmen, mit welcher Pausanias die Grenzen jedes einzelnen Gebietes, und die Wege von Ort zu Ort, ihre Länge und Richtung, die von ihnen auslaufenden Nebenwege, und das Merkwürdige in der Nähe derselben angibt. Hin und wieder vorkommende Irrthümer, namentlich in der Chronologie, entschuldigen wir nicht. Unbillig hat man den Pausanias getadelt, daß er über Manches entweder ganz schweigt, oder zu karglaut ist. Freilich wenn man das, was Ref. in seiner Ausgabe (1. Th. S. 15 fg.) gesagt und aus den Schriften Anderer angeführt hat, nicht beachtet, wird man fortfahren dieses zu tadeln. Wir setzen Folgendes hinzu: III, 18, 7 sagt er: „die Gebilde (am amykläischen Throne) einzeln genau durchzugehen, würde die Leser ermüden; daher kurz nur Einiges, da ja das Meiste nicht unbekannt ist." Das gilt noch mehr vom Zeus zu Olympia. Darüber lesen wir die merkwürdigen Worte bei Arrian (Dissert. I, 6, 23): „ihr reiset nach Olympia, um das Werk des Phidias zu sehen, und Jeder von euch hält es für ein Unglück, zu sterben, ohne es gesehen zu haben." Daß er über die Mysterien schweigt, wird hoffentlich Niemand bespötteln, der sich an Horatius (c. III, 2, 26) erinnert.

Zur Geschichte der griechischen Kunst und Künstler hat Pausanias reichen Stoff geliefert, möchte man ihn ohne hochfahrende Tadelsucht benutzt, möchte man seine Beschreibungen und Deutungen der Kunstwerke ruhiger beurtheilt haben! Aber was soll man sagen, wenn selbst ein berühmter Archäolog, der über die Victoria schrieb, die von Pausanias gegebene Deutung der athenischen Νίκη ἄπτερος (*Paus.* I, 22, 4 u. III, 15, 5) verspottet? Freilich denjenigen, welche an die gefühl- und geschmackvolle Sprache derer, die in unsern periodischen Blättern über Kunst und Künstler berichten, gewöhnt sind, werden des Pausanias schlichte und affectlose Beschreibungen von Kunstwerken sehr kalt und geistlos erscheinen, da es ihnen an dem, was die Franzosen esprit nennen, fehle. Wir gestatten Jedem über die Art und Weise, wie Pausanias die Kunstwerke beschreibt, zu urtheilen, wie er will, nur bitten wir, daß er Nichtverstandenes nicht sogleich tadle, und die Ursachen, warum er dies und jenes nicht verstand, nicht sowol in dem Pausanias suche, als in sich selbst. Quatremère de Quincy dachte, vielleicht von Heyne ermuthiget (s. dess. antiq. Auff. S. 11, wogegen sich J. H. Voß [in den mythol. Br. II. S. 51] erhob) freilich anders; er sagt im Jupiter Olympien (S. 348): „wenn er in seiner Beschrei-

bung der vom Pausanias erwähnten Kunstwerke sich irgendwo von der Wahrheit entfernt habe, so falle die Schuld nicht auf ihn, sondern lediglich auf den Pausanias, der gewöhnlich nicht auf schulgerechte Weise von alterthümlichen Werken spreche, und in dem, was er von ihnen anführe, finde man nicht le coup d'oeil d'un artiste, ni le langage d'un homme exercé à rassembler par le discours les parties d'un tout. Il n'y a chez lui ni liaison, ni transition, ni point d'arrêt. On passe d'un peribole d'un temple au sanctuaire sans être instruit du changement de lieu."

Durch das, was bisher über den Fleiß, die Sorgfalt und Genauigkeit in den Berichten des Pausanias, wie über die Prüfung und den vorsichtigen Gebrauch seiner Quellen gesagt werden konnte, wünschen wir den Leser in den Stand gesetzt zu haben, über seine Glaubwürdigkeit ein unparteiisches Urtheil zu fällen; man erlaube nur noch Folgendes hinzuzufügen. Bayle schrieb in seiner Diss. sur l'Hippomanes: Pausanias, qui s'étoit fait une étude principale d'examiner les monumens de la Grèce, est un auteur incomparablement plus exact que Pline; im Dictionnaire unter d. Art. Amphilochus zieht er ihn dem Livius weit vor; und Mitford in seiner Geschichte von Griechenland (I, 78) behauptete, daß Pausanias mehr Glauben verdiene, als Diodorus Siculus und Plutarch, denn er sei kritischer als jener, und sorgfältiger als dieser. Wir erwähnen noch die Preisschrift des Ferd. Chr. König: De Pausaniae fide et auctoritate in historia, mythologia, artibusque Graecorum tradendis praestita (1832). Er sagt S. 8: In his, quae ipse visu percepit enarrandis maximum esse Pausaniae fidem, curam, diligentiam omnes, qui aliquid judicare possunt, uno ore consentiunt, und nennt Dodwell, Gell, Leake. Auch Strabo erscheint in mehren weniger glaubwürdig, als Pausanias (s. Leake, bei König S. 9. Coraïs u. Groskurd zu *Strab.* VIII, 347 (96). Casaubonus in seinem Comm. zum *Strab.* p. 163. 177). Über manches aber, was König tadelte, denkt er vielleicht jetzt schon anders. Was Carl Fr. Merleker in seinen drei Büchern Achaicorum 1837 über den Pausanias und seine Glaubwürdigkeit sagt, das hat seine Würdigung in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. N. 126—128 gefunden.

Wir gehen zu einer kurzen Darstellung der stylistischen und grammatischen Eigenthümlichkeiten des Pausanias über, welche sehr scharfen Tadel, doch nicht immer mit Recht, erfahren haben (s. Vorr. z. 1. Th. unsers Paus. S. XVIII fg.). Wer aber, wie billig, annimmt, daß auch hierauf sein Vaterland und die Menschen, unter welchen er aufgewachsen ist, Einfluß gehabt haben, der wird Bedenken tragen, in den harten Tadel einzustimmen, womit der Verfasser eines Programmes von 1822 (s. die Vorr. des 2. Th. meiner Ausg.) den Pausanias überhäuft. Ebenderselbe meint, daß Pausanias dem Hegesias aus Magnesia am Sipylus nachgeahmt habe, was mit einer andern Äußerung desselben Verfassers, daß er, wie Herodot, in Räthseln spreche, nicht wol übereinstimmt. Ungünstig haben sich auch Heyne, Manso (s. 1. Th. mein. Ausg. S. XVIII) und Bernhardy (in der Synt. der griech. Spr. S. 36) über die Schreibart des Pausanias ausgesprochen, von welcher wir selbst vor Kurzem eingeräumt haben, daß sie nicht elegant sei. Im. Bekker nennt den Pausanias scriptorem saepissime praeposterum et dedita opera obscurum. Aber wie konnte er sich da mit einem solchen Schriftsteller so abgeben, daß er sogar eine Ausgabe desselben lieferte? Aber man ist im Eifer gegen den Pausanias noch weiter gegangen, und hat sein Streben nach Simplicität, das ihm zum Lobe gereichte, ihm als großen Fehler angerechnet, und eine unerträgliche Affectation genannt. Wenn aber die Bemerkung des Ruhnkenius in der Vorrede zu des Timäus Lexikon richtig ist: Vix quisquam post heroica illa tempora (die Zeiten der besten griechischen Schriftsteller) ad scribendum accessit, quin se totum ad aliquem antiquiorum, qui omnium consensu ingenii ac doctrinae principatum obtinerent, exprimendum imitandumque daret. Quemcunque vero sibi elegisset, ejus non solum orationis habitum formulasque loquendi, sed sententias etiam et bene dicta acerrimo consectabatur studio, in succumque, quod ajunt, et sanguinem vertebat, so müßte man allen diesen ohne Ausnahme den Vorwurf der Affectation machen. Strabo sagt (XIII, 628) von dem Lydier Diodorus, „daß seine Schriften ziemlich gut die alterthümliche Schreibart darstellen;" er nennt das aber nicht Affectation. Was den Gebrauch des *καί—τε* anlangt, so ist schon erinnert worden, daß Pausanias hierin gar nicht etwa alte Sprache affectirt, sondern redet wie auch andre Griechen, namentlich, welchem er gern nachahmt, Thucydides, geredet habe. Der Ansicht, daß Pausanias dem Thucydides nachgeahmt habe, war auch Villoison (s. Wolf's lit. Annal. II. S. 416), denn Pausanias habe eine gewisse Härte und Abgerissenheit der Rede mit dem Thucydides gemein. Vorzüglich aber scheint Pausanias sich den Herodot zum Muster gewählt zu haben, worin Xylander, Sylburg, Wesseling, Valkenaer, Fr. A. Wolf, Schäfer und Creuzer übereinstimmen; und es ist deswegen ein index locorum Pausaniae cum Herodoteis collatorum unsrer Ausgabe angehängt worden. Das wird nun so gewendet, daß die Sprache des Pausanias Herodotische Räthselsprache genannt wird. Wenn nun Pausanias die Simplicität des Herodot nachahmt, kann man da wol von ihm sagen: intolerabili simplicitatis affectatione nauseam facit?

Zu den stylistischen Eigenthümlichkeiten des Pausanias gehören eine abgerissene Art des Vortrags; eine bisweilen lockere Verbindung der Gedanken (I, 15, 4. VII, 23, 2); Brachylogien; Parallelismen; häufige Parenthesen; gewisse Lieblingsausdrücke, wie *μεγέθει, μέγας, γενέσθαι* od. *ἀπολαύειν κακῶν, τὸ χρεὼν ἀπήγαγεν αὐτόν*, gesuchte Redensarten, wie *ἐς ἔρωτα ἥκειν ἁρπαγῆς καὶ κέρδους*; Einmischung poetischer Floskeln, wie VIII, 7, 5; Digressionen, von denen er doch auch die Ursache angibt, und eine besondere Wortstellung, die bisweilen auffallend ist (s. V, 17, 4. 14, 5. VII, 2, 2) und die vielleicht ihren Grund in einem gesuchten Rhythmus hat,

z. B. in Antispasten, Dispondeen, Ditrochäen am Ende der Sätze. Im. Bekker hat öfter nach einem Codex die Ordnung verändert, was wol nur die Übereinstimmung der meisten Handschriften erlaubt. Auch ist nicht zu vergessen, was Schäfer im Appar. crit. ad Dem. (I, 347) erinnert: Fallacissimum mihi videtur de vocum collocatione judicium in liberrima linguae graecae latinaeque syntaxi. So ungünstig aber auch Heyne über die Schreibart des Pausanias urtheilte, so lobt er doch in der Vorrede zu seiner Vorlesung über den Kasten des Cypselus das Gemessene und Einfache derselben, und gesteht, daß er selbst in dieser Abhandlung nach diesen Eigenschaften des Styls gestrebt habe, da sie für solche Schriften die geeignetsten seien.

In grammatischer Hinsicht hat die Sprache des Pausanias auch manches Eigenthümliche. Er liebt die Abwechselung in der Construction; setzt gern den Dativ statt des Genitivs; was auch sein Schüler Älianus nachahmte; verräth Unsicherheit im Gebrauche des Artikels (vgl. VII, 23, 5); daher Bekker oft ohne Noth corrigiren wollte; läßt nach der Weise des Herodot den Hiatus zu, wie *ὑπὸ ἀνθρώπων*, *ἐπὶ ἡμῶν*, *ἐπὶ ἵππων*, *μετὰ ἑσπεραν*, *μετὰ ὑμῶν*, *ἃ οἱ*, *ἢ ὅ*; gebraucht nicht selten die ionische Anastrophe, wie *τῶν τινα ἑταίρων*; hat hin und wieder das Imperfectum, wo Bekker den Aorist setzen wollte; macht hier und da von den genitivis absolutis einen ungewöhnlichen Gebrauch; mischt nominativos absolutos mit ein; vertauscht die Formen, z. B. *κλεῖν* und *κλεῖδα*, *ὁ* und *ἡ κίων*, und schreibt gewöhnlich *οἱ* und *σφίσι* für *αὐτῷ* und *αὐτοῖς*. Hier könnte vielleicht Jemand, durch *Facric.* Bibl. gr. V, 310 veranlaßt, die Frage aufwerfen, ob unser Pausanias derselbe Grammatiker sei, den Eustathius zum Homer so oft erwähnt. Von den Grammatikern verlangte man unter den römischen Kaisern vom Tiberius an, daß sie die mannichfaltigsten Kenntnisse, besonders in der Mythologie besäßen, wie man aus Suetonius und Juvenalis sehen kann, und allerdings bemerkt man etwas der Art in dem Reise- und archäologischen Werke des Pausanias. Indessen findet sich doch von dem, was Eustathius aus dem Pausanias beibringt, nichts in des Pausanias Beschreibung von Griechenland, und es muß wol diese Frage noch unentschieden gelassen werden.

Es ist noch übrig, daß wir eine Übersicht der vorzüglichsten Leistungen geben, welche sich auf Kritik und Erklärung des Pausanias beziehen. Gute Handschriften sind freilich eine Hauptquelle für die Textesreinigung der alten Classiker; wie viel aber auch ohne dieses Hilfsmittel Aufmerksamkeit, Sprachkenntniß und Scharfsinn zu leisten im Stande sind, hat Sylburg in der Textverbesserung des Pausanias 1583 auf das Glänzendste bewiesen. Über ein Jahrhundert später (1696) erschien die Kuhn'sche Ausgabe. Kuhn, zu wenig zur Besorgung einer verbesserten Ausgabe des Pausanias vorbereitet, fügte zwar Sylburg's Anmerkungen, aber nicht alle, auch nicht genau genug, zu den seinigen hinzu, und theilte einige Bemerkungen, die Casaubonus an den Rand eines Exemplares der Aldina geschrieben hatte, unter dem Zeichen C. C. mit. Nun verflossen beinahe wieder 100 Jahre, ehe Facius mit seiner Handausgabe in vier Bänden (1794) hervortrat. Dieser verbesserte Manches theils mit Hilfe der Lesarten, die ihm aus einem moscauer Codex, und theilweise aus zwei wiener Handschriften mitgetheilt worden waren, theils durch bessere Interpunction, beging aber den Fehler, daß er sich lediglich an die Kuhn'sche Ausgabe hielt, weßwegen er manche Sylburg'sche Verbesserung nicht kennen lernte. Mehr wollte Clavier für den Pausanias durch seine Ausgabe desselben thun, die von 1814 bis 1821 in sechs Bänden erschien; Clavier konnte aber, da er im Sept. 1817 starb, nur die beiden ersten Bände selbst besorgen. Im 4. und 6. Bande stehen Observations de M. Coray sur le texte de Pausanias. Zu dieser Ausgabe kam 1823 noch ein Supplement, welches kritische und einige sachliche Anmerkungen enthält, aber über die beiden letzten Bücher ganz schweigt. Clavier legte den Text von Facius bei seiner Ausgabe zum Grunde, benutzte aber dabei die pariser Handschriften, doch nicht mit der Sorgfalt, daß eine Wiedervergleichung derselben unnöthig gewesen wäre. Daher sagte wol Im. Bekker nicht mit Unrecht: Clavigerum quam in foro sanctissime coluit fidem et religionem circa literas dolemus minus necessariam duxisse, wiewol nicht zu leugnen ist, daß seine Ausgabe des Pausanias in vielen Stellen correcter ist, als die seiner Vorgänger. Indessen versprach sie mehr, als sie gab, so viel auch Coraes beisteuerte. Eine Recension davon steht in Jahn's Jahrb. für Philol. u. Pädag. Bd. 1. Über seine beiden Ausgaben des Pausanias von 1819 u. 1822 fg. verweist Referent auf das Urtheil in dem ersten Theile der neuesten Ausgabe von Schubart und Walz. In den J. 1826 u. 1827 erschien die Ausgabe von Im. Bekker, die sich als eine Recognition des Textes ankündigte, und den einen pariser Codex P. oder 1410 so wiederholen sollte, ut nullum ab eo vestigium nisi monito lectore recederet. Ein freimüthiges Urtheil über diese Ausgabe und ihr Verhältniß zu denen des Ref. findet man erst in der Vorrede zu der neuesten Ausgabe des Pausanias von Schubart und Walz. Diese haben gemeinschaftlich eine Ausgabe (1838 u. 1839) in drei Bänden ans Licht treten lassen, welche nicht nur Alles, was die Bekker'sche Ausgabe Gutes enthält, umfassen, sondern auch einen, nach 18 Handschriften, die ganz oder zum Theil verglichen worden sind, kritisch berichtigten Text geben, kurz, was sie beabsichtigten, sein sollte, eine editio critica ad codicum auctoritatem reficta, et apparatu critico copiosiori instructa, dergleichen jetzt noch fehle. Der Erreichung dieses Zweckes haben sie auch bei der dürftigen Hilfe der Handschriften mit solchem Eifer nachgestrebt, daß man ihren Bemühungen Beifall schenken mußte. Im dritten Bande machen sie (S. IV und XV) Hoffnung, daß, wenn es dem Interesse des Verlegers angemessen ist, sie zu dieser Ausgabe einen größern Commentar ausarbeiten, und darin auch die Sachen erklären werden, von welchen Pausanias spricht; und von der gemeinschaftlichen Arbeit zweier solcher Männer läßt

sich allerdings auch für die Erklärung des Pausanias viel Gutes erwarten.

Für die Erklärung des Pausanias ist bis jetzt von den Herausgebern und Übersetzern noch wenig geschehen. In sprachlicher Hinsicht sollte jeder Ausleger, und also auch der des Pausanias, vorzüglich das, was der Schriftsteller gesagt habe, oder doch wenigstens gesagt zu haben scheine, klar, deutlich und ohne Schwanken aus einander zu setzen als erste und wichtigste Pflicht ansehen. Übung in der Kritik, Kenntniß des Sprachgebrauches, und namentlich des dem Schriftsteller eigenthümlichen, der Geschichte, Geographie, Alterthumswissenschaft und Hermeneutik werden ihn in den Stand setzen, seinen grammatischen Erklärungen eine beinahe mathematische Gewißheit zu geben. Das aber, was Pausanias dem Volke nacherzählt, fodert eine Erklärung, welche der Denk- und Redeweise des damaligen Volkes entspricht. Die sachliche Erklärung des Pausanias ist durch mehre Monographien, z. B. von Meursius, gefördert worden; sie hat der fleißige Schinke in seinem Commentar zu Schaaff's Encyklopädie sorgfältig aufgezählt.

Ebendaselbst findet man die Übersetzungen des Pausanias genannt, unter welchen die von Rom. Amasäus jetzt noch kritischen Werth hat, weil sie nach einem Codex gemacht zu sein scheint. Unter den neuern sind zu nennen die von Clavier an der Seite des griechischen Textes, und die von Wiedasch; jene heißt: Traduction nouvelle, im Gegensatz der unbrauchbaren von Gedoyn, der kein Griechisch verstand. Clavier erlaubte sich die Lücken des Textes in seiner Übersetzung nach Vermuthungen auszufüllen, da er glaubte, die Lücken wären im Allgemeinen nicht von Bedeutung. Die Übersetzung von Prof. Wiedasch mit Anmerkungen (1826 fg.), die an die Stelle der Goldhagen'schen treten sollte, ist in Jahn's Jahrb. f. Phil. und Pädag. (2. Bd. Heft 1) recensirt. Wiedasch sagt selbst in der Vorrede zum ersten Bande, „daß seine Übersetzung möglichst treu sein, und den ganz eigen gestalteten, allerdings nicht selten dunkelsinnigen, aber auch nur durch seine Eigenthümlichkeit wieder erfaßbaren Schriftsteller, bei dem also die Wörtlichkeit allein das Richtige geben kann, mit der größten Gewissenhaftigkeit rein und ungeschminkt wieder erscheinen lassen sollte," und setzt dann hinzu: „Streng dieser Ansicht folgend konnte ich nicht umhin, oft die leichtere Fügung unserer Sprache einer schwerfälligen, aber textesgetreuern aufzuopfern." Wiedasch wollte also nicht allein den Stoff, sondern auch die Form des griechischen Werkes wiedergeben, und der Fleiß, mit dem er diese Aufgabe zu lösen gesucht hat, ist nicht zu verkennen. Indessen muß nothwendig zwischen einem echt classischen Dichter, Redner und Geschichtschreiber des Alterthums und zwischen dem Pausanias ein Unterschied gemacht werden; denn die Nachbildung der Form erscheint hier keineswegs so nothwendig als dort. Über seine Anmerkungen sagt Wiedasch selbst (S. XVII): „sie sind größtentheils aus Siebelis' Commentar geschöpft — aber natürlich für Ungelehrte eingerichtet, und daher auch mit allerlei Zugaben versehen, die nur dieser Zweck entschuldigen kann. Im J. 1827 fg. erschien die Übersetzung des Ref., die aber nur die vier ersten Bücher umfaßt, und blos als Versuch gelten will, einen solchen Spätling der griechischen Literatur treu zu übersetzen. Pastor Schinke hat die italienische Übersetzung Descrizione della Grecia di Pausania nuovamente dal testo greco tradotta da *A. Nibby* (Rom 1817), in vier Bd., übersehen. Es steht von dieser Übersetzung in Jahn's Jahrb. f. Philol. und Pädag. eine Anzeige, wo ihr im Allgemeinen das Lob des Fleißes, der Treue und Deutlichkeit ertheilt wird. Was die Treue anlangt, so sagt der Verfasser (T. I. p. XXII): io mi prèfissi di osservare una esattezza scrupolosa, e sagrificare a questa una maggiore eleganza, a cui avrei potuto aspirare. Freilich fehlt es auch nicht an Stellen, die nicht befriedigen, z. B. I, 1, 4: Il simulacro però, che oggi vi essiste, è, come dicono, opera di Alcumene, e percio il Medo nol potè guastare; oder I, 26 am E.: Il Callimaco — a tutti però fu così superiore in acutezza di spirito, che egli fu il primo a traforare marmi, ed il nome si pose di critico dell' arte, o posto a lui da altri appropriosselo. Von Taylor's englischer Übersetzung (London 1779) sagt Nibby, er habe gehört, daß sie in England in keinem großen Credit stehe, und daß sie wenig treu sei *).

(*C. G. Siebelis.*)

b) Von Gelehrten und Schriftstellern dieses Namens erwähnen wir nur noch 1) Ärzte, und zwar einen älteren aus Gela, der ein Sohn des Anchites, Liebhaber des Empedokles, war, welcher letztere theils ihm sein physikalisches Gedicht dedicirt, theils ihn durch ein besonderes Epi-

*) Als Anhang fügen wir aus *Caylus*, Recueil d'antiquités T. 2 folgenden Auszug über die von Pausanias erwähnten Kunstwerke hinzu. Pausanias a vû dans différentes parties de la Grèce 2827 statues. On y compte 33 colosses, dont trois sont de bois, et les autres de bronze, ainsi que les trente deux statues équestres. Parmi tant d'ouvrages il ne se rencontre qu'une seule copie, le Cupidon à Thespie p. 105—107. Si l'on joint à tous ces grands morceaux 713 temples cités par Pausanias, sans compter les autels, les chapelles, les trésors des provinces, les portiques, les trophées, les tombeaux, les rotondes, on aura peine à croire, que le temps, auquel il a fait ses voyages, ait été précedé de trois cents ans, employés par les Romains à dépouiller ce pays de ses principaux ornemens. Il nous apprend, que Neron avoit emporté 500 statues de la seule ville de Delphes (p. 108). Il me paroit prouvé, que les Grecs ont moins cultivé la peinture que les autres arts. Car outre la rareté des morceaux de ce genre, que Paus. rapporte, il ne fait mention que de 15 peintres, tandis qu'il distingue 169 sculpteurs (p. 109). Les Grecs me paroissent avoir assez fréquemment employé le bois pour leurs statues, même dans le temps, où les arts fleurissoient parmi eux. J'ai compté 74 figures de cette matière. Mes recherches ne m'en ont présenté qu'une de plâtre, deux ou trois de pierre (?) et deux de fer, dont une étoit formée par des plaques liées avec des clous; toutes les autres sont de marbre, à la reserve de quelques unes d'argent, d'une d'or, et de quelques autres en partie de ce metal allié avec de l'yvoire, ou mêlé avec le bronze, le marbre, ou le bois. Pausanias fait la description de 24 chars de bronze à deux, plus souvent à quatre chevaux. Il cite plus de quarante animaux de bronze, tigres, lions, chevaux, boeufs, chèvres, et fait mention d'un paon d'or (p. 106 sq.).

gramm verherrlicht hat (*Diog. Laert.* VIII, 60 sq. 67), welches letztere auch in der Anthologie steht (I, 163), deren vaticanische Handschrift es mit Unrecht dem Simonides als Verfasser zuschreibt; ihn erwähnt Galen (Therapeut. Method. I, 1. ed. Bas. IV, 35); dann einen jüngeren, an den Alexander der Gr. wegen der mit Kraterus vorzunehmenden Cur schrieb (*Plut.* Alex. 41). 2) Einen Taktiker, der von Arrian und Älian (Tact. c. l.) genannt wird. 3) Einen Historiker und Antiquar aus Lakonica, der über den Hellespont, über Lakonica, über die lacedämonischen Feste, über Amphiktyonen und eine Chronik geschrieben hat und von Suidas citirt wird. 4) Einen Rhetor aus Cäsarea in Kappadocien, der ein Zeitgenosse des Aristides, Schüler des Herodes, Lehrer der Rhetoren Älian (*Philostrat.* de vit. Sophist. II, 31, 3. p. 625) und Aspasius (ib. II, 33, 4. p. 628) gewesen, einige Zeit in Athen, später in Rom gelehrt hat und hier in höherem Alter gestorben ist; nach Philostratus, der ihm in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten einen Artikel gewidmet hat (II, 13), besaß er manche Vorzüge seines Lehrers, als die Kunst des Extemporisirens, aber sein Vortrag war kappadocisch und unterschied z. B. nicht Länge und Kürze der Sylben. Nach Suidas hat er unter andern eine Schrift über Syntax und eine andere unter dem Titel „Problema" verfaßt. 5) Pausanias, mit dem Beinamen *Ἡρακλειτίστης*, der uns von Diogenes Laërtius (IX, 15) als einer der Ausleger des Herakleitos des Dunkeln genannt wird. 6) Pausanias, der Verfasser eines alphabetisch geordneten attischen Lexikons, was der Schol. Thuc. (VI, 28) unter dem Titel *Ἀττικῶν ὀνομάτων συναγωγή* citirt; nach Photius, der ihm in seiner Bibliothek (Cod. 153) einen eignen Artikel widmet, übertraf es beide Ausgaben des attischen Lexikons des Älius Dionysius an Reichhaltigkeit der Ausdrücke, stand ihm aber an Anzahl der Beispiele nach. Eustathius führt es in seinem Commentar zum Homer häufig an, am häufigsten mit dem bloßen Namen des Pausanias, zuweilen mit ausdrücklicher Benennung des Lexikons oder des rhetorischen Lexikons, nicht selten in Verbindung oder im Gegensatz zu dem des Älius Dionysius, z. B. p. 84: *Παυσανίας καὶ Αἴλιος Διονύσιος ἐν τοῖς οἰκείοις λεξικοῖς.* 219: *τὰ παρὰ Αἰλίῳ Διονυσίῳ καὶ Παυσανίᾳ.* p. 258 werden einander entgegengestellt *Παυσανίας, Αἴλιος δὲ Διονύσιος* und *ἐν δὲ ἑτέρῳ ῥητορικῷ λεξικῷ.* p. 298: *Παυσανίας ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον ῥητορικῷ αὐτοῦ λεξικῷ.* 801 a. E.: *Π. ἐν τῷ κατ' αὐτὸν ῥητορικῷ λεξικῷ.* Auffallend bleibt es, daß andere Grammatiker als Eustathius (der, beiläufig gesagt, seiner auch im Commentar zu Dionysius Perieg. v. 520 gedenkt, *Παυσανίας δὲ οὗ τὸ Ἀττικὸν λεξικόν*), ihn nur selten anführen, z. B. die Schol. zu Odyss. II, 300. Stephanus von Byzanz citirt öfter zum Beleg für die Form eines nach einem Lande oder Orte gebildeten Gentilnamens einen Pausanias, und zwar sein fünftes Buch in *Λάεια*, sein sechstes in *Μαριαμμία*, überdies einen Pausanias, Verfasser einer Schrift über Antiochien (*περὶ Ἀντιοχείας*, i. W. *Σελευκόβηλος*) und einer Gründungsgeschichte seiner Vaterstadt (i. W. *Δῶρος. Π. ἐν τῇ τῆς πατρίδος αὐτοῦ κτίσει*). Ob hier immer derselbe und zwar der Verf. des rhetorischen Lexikons, gemeint sei, wage ich nicht zu entscheiden.

Von Künstlern erwähnen wir einen Maler Pausanias, den Athenäus (XIII, 567, b) zu den *Πορνογράφοις* oder zu denen, die Hetären gemahlt haben, und einen Bildhauer Pausanias aus Apollonia, der den Tegeaten drei Statuen des Apoll und der Kalliste verfertigte, welche sie mit andern vom sikyonischen Dädalus (blühte Ol. 95) verfertigten als Erstlinge der den Lacedämoniern abgenommenen Beute in der Form von Weihgeschenken in Delphi aufstellten (*Paus.* X, 9, 5). (*H.*)

PAUSCH (Eugenius), geb. den 19. Mai 1758 zu Neumarkt in der Oberpfalz, von katholischen Ältern. Die Vermögensumstände seines Vaters, eines armen Perückenmachers, waren beschränkt; doch sorgte er nach seinen Kräften für die Erziehung des wißbegierigen und talentvollen Knaben. Pausch besuchte die Lehranstalten zu Neuburg an der Donau, zu Eichstädt, Ingolstadt und Amberg. Die raschen Fortschritte in seinen Studien, verbunden mit seinem echt religiösen Sinn und entschiedenen Anlagen zur Musik, verschafften ihm im J. 1777 die Aufnahme in die Cistercienser-Abtei Walderbach in der Oberpfalz. Im J. 1783 erhielt er die Priesterweihe und eine Anstellung als Lehrer an der lateinischen Klosterschule. Die allgemeine Achtung und Liebe seiner Schüler erwarb er sich seit dem Jahre 1784 als Professor an dem Gymnasium zu Burghausen. Durch Neid und Verfolgung verlor er diesen Wirkungskreis wieder und kehrte zurück in sein Kloster, mit rastlosem Eifer dem Unterricht der Jugend sich widmend. Nach der Aufhebung der Klöster in Baiern im J. 1803 übernahm er die Inspectorstelle im Studienseminar zu Amberg, wo er besonders für die musikalische Bildung der seiner Aufsicht anvertrauten Jünglinge günstig wirkte. Seine sehr geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, dies beschwerliche Amt nach einigen Jahren niederzulegen. Er ging wieder zurück nach seinem Geburtsorte Neumarkt, als Lehrer an der dortigen lateinischen Schule. Mit der Vorbereitung zu den höhern wissenschaftlichen Studien verband er auch den Unterricht in der Musik. Auch war er mit echt religiösem Sinn fortwährend thätig als Seelsorger. Seine Mußestunden vergingen ihm unter mannichfachen literärischen Beschäftigungen. Ein besonderes Interesse blieb ihm jedoch immer für Musik. Sein erster Versuch in der Composition fällt in das Jahr 1776. Es war das mit vielem Beifall aufgenommene Singspiel Jephta. Als Professor zu Burghausen componirte er späterhin noch mehre Operetten, versuchte sich aber auch im Kirchenstyl durch mehre Messen, Oratorien und Motetten[1]). Er starb, nachdem er 1834 sein Priesterjubiläum gefeiert, den 22. Febr. 1838[2]). (*Heinr. Döring.*)

1) Sechs kurze, doch solenne Messen, mit vier gewöhnlichen Singstimmen (Augsburg 1790). Te Deum solenne a 4 Voc. ordinar., 2 Viol., 2 Hob. obl., 2 Cornib. non obl., 2 Clar. et Timp. obl. Organo et Violone (Ibid. 1791). Das vollständige Vesperwerk von 28 Psalmen, sammt Antiphonien (Ebd. 1792). Ein Werk, das er selbst für sein bestes hielt. Sechs Messen, die erste eine Pastoral-, die letzte eine Seelenmesse (Ebd. 1797). Sechs solenne Messen, nebst einem Requiem (Ebd. 1807) ꝛc. 2) Vgl.

PAUSCHEN (Auspauschen), 1) der Erze, heißt die geförderte Ganzmasse so behandeln, daß das Erz von den Bergen, d. h. Unhaltigem, abgesondert, das Erz rein ausgeschlagen werde; 2) der Metalle, heißt sie durch Umschmelzen reinigen; 3) der Schlacken, heißt dieselben durch wiederholtes Durchsetzen oder Umschmelzen so rein als möglich ausschmelzen. Körner leitet dieses Wort, in seiner Abhandlung vom Alterthume des böhmischen Bergwerks, von dem böhmischen paustjeti, auslassen, ausdrücken, her.

Das Wort pauschen wird weniger von den Läuterungsarbeiten des Eisens, Bleies und Arsenikglases, sowie anderer Metalle, als vielmehr von der Läuterung des Zinnes gebraucht. Bei den unreinern Zinnsorten, die man unmittelbar durch das Verschmelzen der Zinnerze darstellt, steigt nämlich die Menge der fremdartigen Beimischungen von Kupfer, Eisen, Zink, Wismuth, Arsenik, Wolfram und Molybdän zuweilen bis auf sechs Procent. Die strengflüssigsten dieser Metalle lassen sich größtentheils durch Umschmelzen des Zinnes in einer sehr niedrigen Temperatur, also durch eine Art Aussaigerung, absondern, während Zink, Arsenik und Antimon nur durch eine sehr vollkommene Röstung, sowie das Wismuth durch ein vollständiges Aussaigern der Erze, wenn die Zinnerze mit den Erzen dieser Metalle verunreinigt sind, entfernt werden können. Die Reinigung des aus unreinen Schlichen und aus Schlacken geschmolzenen Zinnes durch Aussaigerung desselben, welche zur Herstellung von verkäuflicher Handelswaare nöthig ist, hat man Pauschen genannt.

Pauschgrube nennt man die beim Pauschherde (s. d. W.) befindliche Vertiefung, in welcher das auf dem Pauschherde gereinigte Zinn gesammelt und von den Schlacken abgesondert wird.

Pauschherd, eine Art von Garherd zum Reinigen des Zinnes, ist eine aus Ziegelsteinen gemauerte, mit schwerem Gestübbe (aus gleichen Theilen Thon und Kohlenlösche) bedeckte, gegen den Horizont geneigte Fläche, welche sich in einen Stichherd oder Tiegel endigt. Diese Fläche ist etwa drei Fuß lang und neigt sich mit einem Fallen von drei bis vier Zoll zu dem Tiegel.

Das Pauschen des Zinnes, an manchen Orten auch das Durchlassen genannt, geschieht auf mancherlei Art. Entweder 1) auf dem Pauschherde. Man bedeckt den Herd, welcher der Länge nach, von beiden Seiten nach der Mitte zu rinnenförmig vertieft und in der Nähe des Schmelzofens angelegt ist, acht bis 12 Zoll hoch mit glühenden Kohlen, und gießt das im Stichherde des Schmelzofens befindliche Zinn, vermittels eiserner Kellen, auf die Kohlen, damit es sich langsam durch dieselben hindurchziehen und in einem mehr gereinigten Zustand im Tiegel ansammeln kann. Die weniger leichtflüssigen Metalle bleiben im halb erstarrten Zustande, mit noch etwas anhängendem Zinn, zwischen den Kohlen und dem Herde zurück. Diese zurückbleibenden metallischen Massen (Dörner, Härtlinge), werden nach beendigter Saigerung zusammengebracht und auf der Herdfläche mit einem Hammer beklopft, um das darin noch enthaltene Zinn auszupressen. Die ausgepreßten (ausgepauschten) Dörner werden beim Schlackentreiben (bei dem Verschmelzen der Schlacken von den Schlacken in dem niedrigen Schlackenofen) mit zugesetzt. Das geläuterte Zinn wird erfoderlichen Falls, bis es die verlangten Eigenschaften hat, wiederholt gepauscht, und zuletzt, nachdem es den richtigen Grad der Temperatur zum Ausgießen angenommen hat, auf eine Kupferplatte (Schicht) gegossen, wodurch Bleche entstehen, die nach dem Erstarren so zusammengerollt werden, daß die glatte an dem Kupferbleche gelegene Seite nach Außen gekehrt ist. Die so gebildeten Ballen schlägt man mit hölzernen Schlägeln zusammen und gibt ihnen den Stempel. — Oder 2) in den Zinnschmelzöfen. Das unreine Zinn wird in kleine Tröge gegossen und nachdem der Ofen zuletzt so weit niedergegangen ist, daß weder Schlacke noch Zinn mehr aus dem Auge fließt, gibt man noch eine Partie Kohlen auf, hängt das Gebläse an und setzt das Zinn im Mittel des Ofenschachtes auf die Kohlen; es kommt hier ins Schmelzen und fließt durch das Auge in den zuvor gereinigten Stichherd. Auch hier wird, wenn es nöthig ist, das Pauschen mehrmals wiederholt. — Oder: 3) in Reverberiröfen auf einigen englischen Zinnhütten. Der Hauptsache nach besteht dieser Reinigungsproceß darin, das Zinn in einer sehr gelinden Wärme zu schmelzen, damit die strengflüssigen Beimischungen auf dem Herde des Flammenofens zurückbleiben. Man stellt die Zinnmulden ganz nahe an der Feuerbrücke des zuvor wohlgereinigten Ofens auf und läßt das in gelinder Hitze absaigernde Zinn durch die nicht geschlossene Stichöffnung unmittelbar in den Läuterkessel fließen, nur an einigen Orten wird das Stichloch zu Anfang dieser Raffinirung verstopft, sodaß sich das abfließende Zinn in der hintersten Vertiefung des Schmelzherdes sammeln und in gewissen Zeiträumen abgestochen werden muß. Wenn kein Zinn mehr ablaufen will, trägt man, ohne die Rückstände vom Herde zu nehmen, neue Zinnmulden auf, und fährt mit dem Aussaigern so lange fort, bis der Läuterkessel angefüllt ist. Man hat Kessel, die so groß sind, daß sie 100 Centner Zinn fassen können. Das im Läuterkessel befindliche flüssige Zinn hält man mit Kohlenstaub bedeckt und verhütet dadurch ein schnelles Erkalten. Durch diese Arbeit wird der größte Theil der dem Zinne beigemischten Metalle, obgleich nicht ohne Zinnverlust, abgesondert, indem die Rückstände von den Zinnmulden aus Zinn, Kupfer, Wolfram und Eisen bestehen. Nach beendigtem Aussaigern erhöht man die Temperatur im Ofen, um diese Rückstände in Fluß zu bringen. Die flüssige Metalllegirung wird in einen besondern kleinen Herd abgelassen, in welchem sie einige Zeit ruhig stehen bleibt, worauf man die obere Hälfte in Mulden gießt, welche für sich geläutert werden und unreines Schlackenzinn geben. Der untere Inhalt des Herdes gibt ein strengflüssiges Metallgemisch, von welchem bis jetzt noch kein Gebrauch gemacht worden ist.

Das Aussaigern des Zinnes ist der erste Theil des

E. L. Gerber's neues biogr. Lexikon der Tonkünstler. 3. Th. S. 667. 4. Th. S. 812 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 16. Jahrg. 2. Th. S. 1033 fg.

Läuterungsprocesses, welchem nun der zweite folgt. Man wendet dabei zweierlei Methoden an. Entweder wird das Zinn in dem Läuterkessel durch grünes Reißig und durch nasse Kohlen zum Aufschäumen gebracht, oder man bringt die Masse durch ein einfacheres Verfahren in Bewegung. Dieses Verfahren besteht darin, daß man eine Kelle voll flüssigen Zinnes von einer gewissen Höhe in den Läuterkessel zurückgießt, womit man ununterbrochen längere Zeit fortfährt, und dann das Metallbad ebenso abschäumt, wie bei dem Aufkochen durch grünes Reißig. Das Abschäumen mag auf die eine oder die andere Art geschehen sein, so läßt man das Zinn doch immer noch einige Zeit in dem Läuterkessel ruhig stehen, damit sich das weniger reine Zinn von dem reinern absondern kann. Die oberste Schicht ist die reinste, die mittlere ist weniger rein und die unterste ist die unreinste, sodaß die Reinheit der Zinnmulden von der Reihenfolge abhängt, in welcher sie gegossen werden. Zeigt sich das Zinn in den untersten Schichten sehr unrein, so wird es einer abermaligen Reinigungsarbeit unterworfen, nämlich noch einmal abgesaigert, abgeschäumt &c. Man rechnet fünf bis sechs Stunden Zeit zum Raffiniren, nämlich eine Stunde zum Aussaigern, drei Stunden um das Zinnbad aufkochen zu lassen und abzuschäumen, und eine oder zwei Stunden, damit sich die Zinnschichten in Ruhe bilden und ausgekellt werden. Die Formen, in welche das gereinigte Zinn gegossen wird, bestehen größtentheils aus Granit. Eine Mulde (Block, daher Blockzinn) wiegt etwa drei Centner. Das reinste Blockzinn führt den Namen raffinirtes Zinn. Den Schaum, welcher durchs Abziehen der Oberfläche des im Läuterkessel erkaltenden Zinnes erhalten wird, schmelzt man und erhält ein sehr sprödes Zinn, das gewöhnlich zu Gewichten verarbeitet wird. (*Heine.*)

PAUSCHI nennt sich einer der mächtigsten Stämme der freien Indianer in Brasilien. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUSCHT wird in der Papierfabrikation eine Anzahl der abwechselnd mit den sogenannten Filzen geschichteten Papierbogen genannt, welche man mit einander auf ein Mal in die Presse bringt. An der Schöpfbütte steht neben dem Schöpfer ein zweiter Arbeiter, der Gautscher oder Kautscher, welcher die frisch geschöpften Papierbogen von den Formen ab- und auf die Filze legt. Er breitet zuerst auf einem Brete einen Filz aus, legt darauf einen Bogen, darüber einen Filz, auf diesen wieder einen Bogen u. s. w. Wenn so der Pauscht vollzählig geworden ist, kommt auf den obersten Filz ein zweites Bret, und das Ganze wird nun in die Presse gebracht, um das Wasser aus den nassen Papierbogen auszupressen. (*Karmarsch.*)

PAUSE, ein Wort, was zwar der classischen, nicht aber der vor- und nachclassischen Zeit Roms fremd war, indem vielmehr pausa, besonders pausam facere, und, wenn auch seltener, einige andere daraus gebildete Sprechweisen sich bei Ennius, Plautus, Lucretius, Apulejus finden; es ist dann ins Latein des Mittelalters *), auch in mehre neuere Sprachen übergegangen, und übrigens aus dem griechischen παῦσις, was „Aufhören" bedeutet, gebildet; es bezeichnet jeden Stillstand, namentlich aber spricht man von einer rhetorischen und metrischen Pause, d. h. einer eine gewisse Zeit dauernden Unterbrechung im prosaischen und rhythmischen Vortrage. (*H.*)

PAUSE heißt Ruhe, Schweigen. Ob das Schweigen länger oder kürzer sein soll, muß mindestens im Allgemeinen angedeutet werden, damit man einander verstehe. Man braucht also Zeichen dafür, so gut als für Angabe dessen, was man reden oder tönen lassen soll &c. In der Musik ist also Pause so viel als Schweigezeichen. So lange die Musik ein freieres, nach Maßgabe des Gefühlszustandes bald mäßigeres, bald schnelleres Austönen irgend eines Zusammenhanges war, der stets seine Einschnitte und Absätze fodert, oder ein gesungenes und auf Instrumenten gespieltes Declamiren, wie im Recitativ und Ähnlichem; so lange es demnach vorzüglich auf Absondern der rhythmischen Gliederung ankam, konnte auf gleichgemessene Zeitlängen weder der Töne noch der Pausen so gesehen werden, daß sie einmal wie das andere Mal in einem Tonstücke eine und dieselbe genau gemessene Zeitwährung hätten einnehmen müssen. Dennoch mußte auch in dieser declamatorisch-rhythmischen Musik das Längere und Kürzere, das mehr oder minder Einschnittliche durch verschiedene Zeichen angedeutet werden, wenn nicht die Undeutlichkeit zu groß werden sollte. Die Pausen in der Musik sind nichts Anderes, als was in der Wortsprache die Interpunktionen sind, als Komma, Kolon, Punkt, Gedankenstrich &c. Wo sie in der Wort- und Tonsprache noch fehlen, liefert dies nur den Beweis, daß man über ihren Werth und ihre Nothwendigkeit noch nicht gehörig nachgedacht hatte und aus Mangel an Bestimmtheit etwas unbestimmt ließ, was eine höhere Bildung hinzuzufügen für nothwendig erklären mußte, um Vieldeutigkeiten, ohne andern Grund als aus Armuth des Begriffs geduldet, zu vermeiden. Sowie man aber weder die Buchstaben noch die Töne in logische und ästhetische eintheilen kann, ohne sich damit lächerlich zu machen, so kann man auch die Pausen nicht so eintheilen. Alle, wie viel ihrer sind, sind logisch und ästhetisch zugleich. Jede Ästhetik wäre erbärmlich, die keine Logik zuließe, d. h. die jedem verständigen Grunde ihrer Gestaltungen widerstrebte. Selbst der abgebrochene, den Zusammenhang, z. B. der Worte durch Einschnitte, zerreißende Ausdruck muß seinen vom Verstande aufgefundenen oder aufzufindenden, zugleich aber natürlich mit dem Zustande des Gefühls übereinstimmenden Grund haben.

So lange man mit der Notenschrift noch nicht völlig im Klaren war, so lange war man es auch nicht mit den Pausen. Eine Unbestimmtheit zieht die andere nach sich. Die Verschiedenheit der Neumen (s. d. Art.) für Töne mußte auch Verschiedenheit der Zeichen für Pausen mit sich bringen. Dasselbe gilt von den Tonzeichen und Schweigezeichen der mancherlei Tabulaturen (s. d. Art.). Als aber unsere geordnete Notenschrift gefunden worden war, hatte man auch zugleich die Schweigezeichen festgestellt. Vollendet wurde das Werk mit der Regelung der Mensuralmusik (s. d. Art.). Von jetzt an war der

*) Hier ist pausare, repausare (reposer) auch für ruhen, schlafen, pausa, pausatio Schlaf, Tod, pausatorium Grab; vergl. Du Cange.

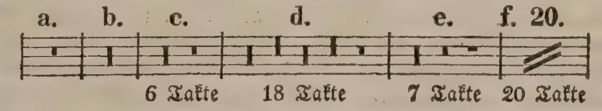
Begriff einer gemessenen Zeitlänge in größere und immer kleinere Zeittheile, mit 2 und mit 3 eingetheilt, sowol in Noten als in Pausen bestimmt, sodaß sie einander entsprachen. Eine ganze Taktnote tönt also grade so lange, als eine ganze Taktpause schweigt ꝛc. (s. Noten und Noteneintheilung). Bei diesen allgemeinen Zeiteintheilungen hätte man nun eine sehr große Menge Noten- und Schweigezeichengestalten erhalten, wenn man für jede besondere Taktart, als $\frac{2}{4}$, $\frac{4}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{4}$, $\frac{9}{4}$ ꝛc. ein eigenes, nur dieser Taktart angehöriges, Zeichen für die Währung eines ganzen, einen halben Taktes ꝛc. eingeführt hätte. Man wäre dabei in den alten Fehler der Griechen verfallen, die mit zu vielen Zeichen das Lesen und die Übersicht der musikalischen Verhältnisse aller Art außerordentlich erschwerten und natürlich dadurch den glücklichen Fortschritt hemmten. Das Vereinfachen der Zeichen, so weit es ohne Zweideutigkeit und Undeutlichkeit nur möglich gemacht werden kann, ist eine Hauptaufgabe, die dadurch auf das Beste gelöst wurde, daß man bei den Eintheilungen der Noten- und Pausengestalten im Allgemeinen nur auf die gerade Eintheilung eines angenommenen Zeitganzen, es mag langsamer oder schneller sein, nicht aber zugleich auf die ungerade, noch weniger aber auf die verschiedenen Taktarten Rücksicht nahm. Man theilte also ein Ganzes in Hälften, Viertel, Achtel, Sechszehntheile, Zweiunddreißigtheile ꝛc. und gab den Pausen dafür folgende Gestalten:

Ganze Taktpause.	Halbe Taktpause.	Viertelpause.	Achtelpause.	16. Pause.	32. Pause.
▬	▬	𝄽 (𝄾)	𝄾	𝄿	𝅀

Alle diese Zeichen werden nun für jede Taktart, soweit es das Wesen dieser verschiedenen Taktarten verständiger Weise nur zuläßt, beibehalten, und zwar nicht allein der Gestalt, sondern auch dem Namen nach. Auch im $\frac{3}{4}$ Takt z. B. heißt 𝄽 eine Viertelpause, ob sie gleich $\frac{1}{3}$ des Ganzen einnimmt. Die ganze Taktpause wird dagegen in allen Taktarten aber immer für einen ganzen Takt genommen, von welcher Beschaffenheit er auch sei. Die halbe Taktpause kann also im $\frac{3}{4}$ Takte verständiger Weise nicht gesetzt werden, weil schon ein ganzer Takt weniger ist, als die Währung des halben nach der Grundeintheilung der Zeichen und weil die andern vorhandenen Zeichen das Zeichen der Pause des halben oder vielmehr getripelten Taktes unnütz machen; der übrigen Gründe nicht zu gedenken. Für die übrigen Taktarten gilt dasselbe Verfahren.

Man hat darin Ungenauigkeit und Inconsequenz zu finden sich erlaubt, hat auch freilich für solche Meinung die Gründe alsbald und ohne großen Scharfsinn sogleich zur Hand und hat dann frisch weg getadelt, was man unsern Vorfahren als eine umsichtige und nicht genug zu preisende Rücksicht auf gesunde und leichte Praktik hätte verdanken sollen. Das Wesen der Tripeleintheilung der Taktarten und für andere Verhältnisse des Taktmaßes war ja im Gebrauche der kleinern Pausen, nämlich von der Viertelspause an herunter, durch die einzige Regel, die auch für Notenwährungen gilt, genau berichtigt: Ein Punkt hinter einer Pause (man pflegt ihn am gewöhnlichsten von der Achtelpause an zu gebrauchen) gilt die Hälfte der Pause, und der zweite Punkt die Hälfte des ersten Punktes. Damit und mit der Setzung: Eine ganze Taktpause gilt stets einen Takt, sei er von welcher Beschaffenheit er immer wolle — ist in der That die ganze Übersicht für alle möglichen Verhältnisse ebenso leicht als genau gegeben, sodaß jede Veränderung der Sache eine Verschlechterung, aber durchaus keine Verbesserung wäre; der Nachtheil wäre nicht zu berechnen, während der Vortheil nur ein scheinbarer wäre. Die Bezeichnungsart ist daher auch immer dieselbe geblieben und wird es bleiben, eben ihres außerordentlichen Nutzens wegen für die Ausübung der Musik. Dabei merke man noch: Die Pause des halben Taktes gilt, wo sie der Taktbestimmung nach angebracht werden kann, immer zwei Viertel. Wenn also z. B. im $\frac{6}{4}$ Takt (s. d. Art. Takt und Mensuralmusik), dessen zwei Hälften sich natürlich mit drei Vierteln erfüllen, d. i. jede Hälfte für sich, eine eigentliche Takthälfte pausirt werden soll: muß folglich ▬𝄽 stehen ꝛc. Ferner: Für alle Arten der Pausen hat man ein einziges Zeichen, nur für die Viertelpause noch jetzt zwei von einander abweichende. Das erste Zeichen der Viertelpause wird zwar etwas verändert bald 𝄽, bald 𝄽 geschrieben und gedruckt, es ist aber, wie man leicht sieht, nur eine kleine Abänderung, die durch Schnellschreiben entstanden ist. Anders verhält es sich mit dem andern Zeichen 𝄾, welches am meisten noch in Frankreich angewendet wird. Da es jedoch im Schnelllesen leicht mit einer Achtelpause verwechselt werden kann, so ist das erste Zeichen, was auch immer gewöhnlicher wird, besser.

Sollen zwei Takte pausirt werden, so schreibt man einen senkrechten, starken Strich von einer Linie des Notensystems zur andern, wie bei a; deshalb werden vier Takte Pausen so verlängert, daß man den senkrecht starken Strich noch weiter bis zur nächsten Linie des Notensystems fortsetzt, wie bei b. Daraus werden nun alle mögliche Zusammenstellungen gemacht, wie bei c, d, e, f.



Wird die Anzahl der Taktpausen groß, so würden die vielen senkrecht starken Striche nicht bequem zu übersehen sein; man pflegt dann diese Striche gar nicht mehr zu setzen, sondern schreibt wie bei f. zwei Querstriche und setzt die Anzahl der Takte, die pausirt werden sollen, mit Zahlen darüber, es mögen **16, 18, 20, 24, 30** oder **50** und welche größere Anzahl sonst sein.

Eine Pause, die von allen Stimmen die zu einem Tonstücke gehören, zugleich gehalten wird und nicht eine kurze Abschnittspause eines Taktrhythmus ist, heißt eine Generalpause. Zählt sie weniger als einen ganzen Takt oder einige, so hat sie über kürzeren Taktpausen eine Fermate (s. d. Art.), wobei auf unbestimmte Zeit pausirt wird. Der Solospieler fährt nach beliebiger, dem Charakter des Tonstückes angemessener Ruhe im Verfolge des Tonsatzes fort, oder der Director gibt es mehren

Spielern durch ein Zeichen an (meist mit dem Taktirstocke) beim Orchesterspiel z. B., wenn es fortgehen soll. Bei einer figurirten Cadenz (s. d. Art.), wo ein Ruhezeichen über der auszuhaltenden Note oder über den nächsten Pausen steht, warten alle Begleitungsinstrumente und Nebengesangstimmen so lange, bis der Solospieler oder Solosänger mit seiner Ausschmückung fertig ist, was durch einen Triller oder irgend ein Zeichen angedeutet wird.

Daß das Pausiren, oder die Zählung und Haltung der Pausen genau genommen und also der erste wieder anzugebende Ton im rechten Augenblicke völlig präcis angegeben werden muß, versteht sich von selbst, wie alles Übrige, was noch darüber ästhetisirt werden könnte und was, beim Lichte besehen, gar nicht hierher gehört. (*G. W. Fink.*)

PAUSE, POSE, BUSSE, ist die Benennung für eine leichte Arbeit, welche nur noch in manchen Bergwerksgegenden (auf dem hanöverischen Harze des Sonnabends Morgens) zum allgemeinen Nutzen des Werkes den Bergarbeitern aufgegeben, ihnen aber nicht besonders gelohnt wird. Man nimmt an, es sei ihnen das Lohn für diese Arbeitszeit in dem Lohne für die übrigen Wochentage schon vergütet. Da es am Tage liegt, daß nur die Einrichtung angemessen genannt werden kann, wo der Arbeiter für jeden Arbeitstag ein angemessenes Lohn erhält, so ist mit Recht eine solche veraltete, nicht mehr zeitgemäße Einrichtung schon fast ganz außer Gebrauch gekommen, und wird nur da beibehalten, wo man absichtlich an dem alten Sauerteig kleben will.

In frühern Zeiten, wo man es scheuete für Arbeiten, welche zur Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit auf den Werken dienten, einen angemessenen Geldbetrag rechnungsmäßig, unter die Ausgaben aufzunehmen, war die Einrichtung der Pausen oder Posen dem Werke förderlich: es gab der Gewerkes oder Werksbesitzer, ohne es zu bemerken, in den ersten Tagen ein etwas reichlicheres Lohn, und der Arbeiter war gehalten dafür des Sonnabends, gleichsam als Übergang aus der angestrengten Arbeit in die Ruhe, eine leichte Arbeit zum Besten des Werkes und Erhaltung der Reinlichkeit der Fahrwege ꝛc. unentgeltlich zu verrichten. Daß aber ein solches stillschweigendes gegenseitiges Abkommen nur dazu führt, Dunkelheit zu erhalten, Misbräuchen Vorschub zu thun, ist wol hinlänglich begründet; und daher für die jetzige Zeit unangemessen. (*Bäntsch.*)

PAUSE nennen Stickerinnen eine Schnur, deren sie sich beim Einfassen ihrer Stickereien bedienen. (*Fischer.*)

PAUSE (Jean de Plantavit de la), geb. 1576 im Schlosse von Macassargue (in Gevaudan, einem Bezirke von Languedoc), gest. im Schloß Margon in der Nähe von Béziers den 21. Mai 1651. Seine Mutter, Tochter eines d'Assas, wurde mitten in der Schloßkapelle von den Wehen überrascht, sodaß er fast auf den Stufen des Altars zur Welt kam, worin man später eine Art Vorbedeutung für seine Zukunft fand. Sein protestantischer Vater ließ ihn als Protestant erziehen; er studirte in Nimes und legte sich namentlich mit Fleiß aufs Hebräische; er wurde protestantischer Geistlicher und fungirte als solcher in Béziers nicht ohne Auszeichnung, bis er den Protestantismus abschwor und zur römischen Kirche sich wandte. Er blieb aber im geistlichen Stande und nahm die katholische Priesterweihe, reiste darauf nach Rom, wo er seine orientalischen Studien fortsetzte und das Chaldäische unter dem convertirten Rabbinen Dominicus von Jerusalem, das Arabische und Syrische unter dem gelehrten Maroniten Gabriel Sionita studirte. Dann machte er gelehrte Reisen in Italien und Teutschland. Bei seiner Rückkehr nach Rom wurde er von Papst Paul V. in den diplomatischen Verhandlungen des heiligen Stuhls mit Venedig gebraucht und wußte dabei dem französischen Ambassadeur eine so gute Meinung von seinen Talenten beizubringen, daß er ihn an Marie von Medicis empfahl, die ihn zu ihrem Almosenier ernannte; später folgte er der Königin von Spanien Elisabeth, Prinzessin von Frankreich, als erster Almosenier nach Madrid und wurde auf deren Empfehlung 1625 Bischof von Lodeve. Seiner bischöflichen Geschäfte und literarischen Arbeiten ungeachtet, wußte er doch noch Zeit für eine nur zu große Theilnahme an politischen Intriguen zu gewinnen, und namentlich hatte er an der Empörung Gaston's d'Orleans und des Marschall de Montmorenci gegen Richelieu solchen thätigen Antheil, daß er zu den von der Amnestie ausgeschlossenen Prälaten Languedocs gehörte und nur durch völlige Unterwerfung und durch Dedicirung seines Werks **Chronologia praesulum Lodovensium in Gallia Narbonensi (Aramon. 1634. 4.)** an den Cardinal Richelieu erlangte er seine Begnadigung und die Erlaubniß, in sein Bisthum zurückzukehren. Jenes Werk enthält eine Geschichte von seinen hundert Amtsvorgängern und seiner eigenen bischöflichen Thätigkeit. Das Werk aber, welches seine eigentliche Lebensaufgabe geworden, woran er an 20 Jahre gearbeitet hat, war sein großes hebräisches Lexikon, was 1644 und 1645 in drei Bänden Folio erschien, der erste unter dem Titel: **Thesaurus synonymicus hebraico-chaldaico-rabbinicus**, der zweite **Florilegium Biblicum**, der dritte **Florilegium rabbinicum**. Im J. 1648 sah er sich durch Kränklichkeit genöthigt, sein Bisthum zu verlassen und sich zu seiner Familie nach dem Schlosse Margon zurückzuziehen, wo er drei Jahre später starb. (Biogr. univ.) (*H.*)

PAUSEBACH, kleiner Fluß, welcher bei Silberberg in Schlesien entspringt, bei Frankenstein vorbeigeht und nach einem Laufe von ungefähr drei Meilen 1¼ Meile von Camenz sich mit der Neiße vereinigt. (*Fischer.*)

PAUSEN nennt man im russischen Archangel eine besondere Art von Schiffen, welche breit und lang, zum Waarentransport dienen. (*Fischer.*)

PAUSENSEE, See im preußischen Regierungsbezirke Königsberg und Kreise Osterrode, welcher in Verbindung mit dem Schillings- und Drewenzsee das Abflößen des Holzes nach der Weichsel sehr erleichtert. (*Fischer.*)

PAUSIAS (*Παυσίας*), war ein griechischer Maler aus Sikyon. Sein Vater Brietes war selbst Künstler und ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht, ist aber sonst ganz unbekannt. Größern Einfluß auf die künstlerische Bildung desselben hatte Pamphilus, der bekanntlich

für ein Talent zehn Jahre lang unterrichtete und auch den Apelles, Melanthius und andere berühmte Künstler als Schüler gehabt hatte. Daraus ergibt sich die Bestimmung der Zeit, in welcher Pausias gelebt hat; denn wenn Plinius (N. H. XXI, 2. s. 3) ihn post centesimam Olympiadem setzt, so läßt sich diese ganz allgemein gehaltene Angabe dahin beschränken, daß man die **103.** Olympiade, also etwa die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chr. Geb., als die Zeit der Blüthe dieses Malers festsetzt. Er blieb in seiner Vaterstadt [1]) und trug nicht wenig zu dem fröhlichen Gedeihen der dortigen Malerschule bei, die durch Pamphilus begründet mit charakteristischen Verschiedenheiten neben der attischen und ionischen hervortrat. In der enkaustischen Malerei ward er von Pamphilus unterrichtet und erlangte zuerst in dieser Gattung einen großen Ruf [2]), obschon diese Kunst farbiges Wachs mit Hilfe glühender Stifte auf hölzerne Tafeln oder auch auf gebrannten Thon aufzutragen nicht damals erst erfunden, sondern nur wesentlich verbessert worden ist. Daß Pausias darin besonders ausgezeichnet gewesen ist, sagt nicht nur Plinius (a. a. O.) ausdrücklich, sondern läßt sich auch aus einer Stelle Varro's (de re rust. III, 17, 4), wo **Pausias et ceteri pictores ejusdem generis** genannt werden, und aus Horaz (**Satir. II, 7, 95**) schließen, wo die **Pausiaca tabella** als Gegenstand enthusiastischer Bewunderung den rohen, mit Kohle oder Röthel gezeichneten Bildern der Gladiatoren entgegengestellt wird, welche man vor der Veranstaltung eines **munus gladiatorium** auszuhängen pflegte. Er malte besonders kleine Bilder und soll mit Vorliebe Kinderfiguren dargestellt haben [3]), in denen er das Gefällige, Weichliche, Rundliche suchte. Den Geist seiner Erfindungen läßt ein Eros erkennen, welcher im Tempel des Äskulap zu Epidauros war; er hatte Pfeile und Bogen abgelegt und hielt eine Leier in den Händen (***Paus.* II, 27, 3.** Winckelmann's Werke. 2. Bd. S. 747). Als aber Nebenbuhler ihm aus jener Vorliebe einen Vorwurf machten und einen Beweis seiner Langsamkeit in solchen Bilderchen fanden, vollendete er das Bild eines Knaben in einem Tage und widerlegte damit jenen Vorwurf. Dies Gemälde selbst aber gelangte zu Ansehen und erhielt den Namen Hemeresios (*ἡμηρήσιος*) [4]). Großen Einfluß auf ihn übte Glycera aus, seine Landsmännin und Geliebte, die durch Armuth gezwungen ihren Erwerb in dem Verkaufe von Blumenkränzen suchte. Wie nun diese durch geschickte Auswahl der Farben und mit kluger Berücksichtigung des Geruchs der verschiedenen Blumen ihren Kränzen größere Mannichfaltigkeit verlieh, so wetteiferte Pausias mit ihrem Geschmack in den nach ihren Kränzen gemalten Bildern, deren mehre gewesen und noch in Plinius' Zeit vorhanden sein mußten (*Plin.* N. H. XXI, 2, 3); am gefeiertsten aber war sein Bild der Glycera selbst, die er sitzend mit einem Blumenkranze darstellte [5]). Dies ist die sogenannte Kranzverkäuferin (Stephanopolis) oder richtiger Kranzflechterin (*στεφανηπλόκος*) [6]). Von dem Orte, wo sich das Original befunden, erzählt keiner der alten Schriftsteller, wol aber gedenkt Plinius einer Copie, welche Lucius Lucullus in Athen für zwei Talente kaufte (*Plin.* l. c. Winckelmann's Werke. 6. Bd. 1. Th. S. 86). Nicht minder bewundert ward ein anderes im Äskulaptempel zu Epidauros befindliches Bild, welches die Trunkenheit (*Μέϑη*) darstellte, trinkend aus einer gläsernen Schale, die das weibliche Gesicht der Figur durchschimmern ließ (*Paus.* II, 27, 3). Unter den größeren Gemälden des Pausias war besonders ein Stieropfer berühmt, welches sich zu Rom in dem Pompejanischen Porticus befand. Die einzige Nachricht hierüber befindet sich bei Plinius (l. c. §. 126 u. 127), hat aber wegen der Unsicherheit der Lesarten große Schwierigkeit; doch ist so viel zu erkennen, daß es ein Meisterstück in kühnen Verkürzungen und Schattirungen war, das von Pausias zuerst mit großem Glücke versucht, von späteren nachgeahmt, aber von keinem erreicht ist [7]). Er hatte nämlich die Größe des Opferstieres nicht dadurch dem Beschauer anschaulich gemacht, daß er ihn in der Quere malte (traversum), sondern von Vorn (adversum) und durch große Kunstfertigkeit in der Verkürzung Bewunderung erregt. Nicht minder hatte er denselben durch die Abstufung der Farbentöne zu heben gewußt und ihn, ganz abweichend von dem bisher üblichen Verfahren, dunkel dargestellt und ihn so von dem helleren Grunde und den Nebengruppen abstechend gemacht. Denn das sagen die Worte des Plinius: dein cum omnes, quae volunt eminentia videri, candicanti faciant colore, quae condita nigro [8]), hic totum bovem nigri coloris fecit umbraeque corpus ex ipsa dedit, magna prorsus arte in aequo exstantia ostendens et in confracto solida omnia. Ob der Stier in der Mitte des Gemäldes gestanden oder nicht, ob der Künstler absichtlich diese Anordnung gewählt, absichtlich dem guten Geschmacke zuwider die opfernden Figuren als bloße Begleiter des Thieres und als Nebenwerk dargestellt habe, möchte ich nicht mit der Zuversichtlichkeit behaupten, als dies von H. Meyer geschehen ist. Endlich berichtet Plinius auch, Pausias habe Gemälde des Polygnotus, die sich zu Thespiä befanden und Beschädigungen erlitten hatten, wiederhergestellt, ohne daß dies ihm, weil er sein eigenthümliches Genre verlassen hatte, besonders gelungen wäre [9]). Meyer (II, 189) denkt dabei an die Wachsma-

1) *Plin.* N. H. XXXV, 11. s. 40. §. 127: Sicyone et hic vitam egit, diuque fuit illa patria picturae. 2) Ibid. §. 123: Pamphilus non pinxisse solum encausta, sed etiam docuisse traditur Pausian, primum in hoc genere nobilem. 3) Ibid. §. 124: Parvas pingebat tabulas maximeque pueros. 4) Ibid.: Hoc aemuli interpretabantur eum facere, quoniam tarda picturae ratio esset illa. Quamobrem daturus celeritatis famam, absolvit uno die tabellam, quae vocata est Hemeresios, puero picto.

5) *Plin.* l. c. §. 125: Postremo pinxit ipsam sedentem corona, quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephaneplocos, ab aliis Stephanopolis, quoniam Glycera venditando coronas sustentaverat paupertatem. 6) Daß diese Form richtiger ist als *στεφανοπλόκος* hat für diese und alle ähnliche Zusammensetzungen Lobeck (ad *Phrynich.* p. 650) nachgewiesen. 7) *Plin.* l. c.: Eam picturam primus invenit; postea imitati sunt multi, aequavit nemo. 8) So lese ich nach von Jan's Vorschlage für candicantia faciant coloremque condant nigro. 9) *Plin.* l. c.

lereien des großen Meisters, aber da Plinius den Gegenstand gar nicht kennt, Pausanias nichts davon erwähnt, auch kein anderer Schriftsteller von Gemälden des Polygnotus in Thespiä spricht und viele Handschriften und alten Ausgaben Thepis oder Thebis haben, so hat schon Harduin in Vergleichung mit XXXV. s. 35. Delphis eadem pinxit vorgeschlagen Delphis zu lesen. Diese Muthmaßung hat J. M. Schultz [10]) durch Vergleichung anderweitiger Berichte zu verstärken gesucht, die aber auf bloßer Vermuthung beruhen. Mit Pausias beginnt auch die Malerei der Felderdecken (lacunaria), denn obgleich schon früher besonders die Decken der Tempel mit Ornamenten, namentlich Sternen, versehen waren, so ist er doch der Erste gewesen, welcher sie mit Figuren geschmückt hat [11]). Unter seinen Schülern war sein Sohn Aristolaus, den Plinius (XXXV, 11, 40. §. 137) wahrscheinlich in Bezug auf die ernsten Gegenstände, welche er malte (Epaminondas, Perikles, Medea, Theseus ꝛc.), einen der strengsten Maler nennt; ferner Mechopanes und vielleicht auch Sokrates. Die Hauptquelle der Nachrichten über Pausias ist die Naturgeschichte des Plinius (XXXV, 11, 40. §. 123—127); von Neueren ist zu vergleichen H. Meyer, Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. S. 189 und besonders *Sillig*, Catalogus artificum. p. 326. (*F. A. Eckstein.*)

PAUSIDAE oder **PAUSSIDAE** *), eine von Latreille unter dem Namen Paussili zuerst aufgestellte Familie der Käfer, welche der Linné'schen Gattung Pausus entspricht, und gegenwärtig schon sechs verschiedene Gattungen enthält. Linné beschrieb in seiner letzten akademischen Dissertation (bigae Insectorum, quas praeside D. D. *C. a Linné* proposuit *Andr. Dahl*, Westrogothus. Ups. 1775) nur eine Art dieser merkwürdigen Gruppe, den P. microcephalus, neben der ebenso paradox gebildeten Dipterengattung Diopsis. Zuerst machte darauf Thunberg zwei neue Arten bekannt (Abhand. der schwed. Akad. der Wiss. v. J. 1781), die er selbst im südlichen Afrika gefangen hatte; und ihm folgte ein dritter schwedischer Naturforscher: Swederus, mit einer neuen Gattung dieser Familie: Cerapterus (ebend. v. J. 1788 S. 203). Ja selbst die zunächst entdeckte Art war noch von einem Schweden gefunden worden, nämlich von Afzelius, der dieselbe aus Guinea mitbrachte (Linnean Transact. T. IV. 1798). An diese Mittheilungen schließen sich der Zeitfolge nach Donovan (Insects of India und Ins. of New Holland), Schönherr (synonymia Insectorum. T. III. app. t. 6. f. 2), Dalmann (Abhandl. d. schwed. Akad. v. J. 1825) und endlich J. O. Westwood (Linnean Transact. Vol. XVI und Transact. of the entom. Soc. of London Vol. II), welcher die ganze Gruppe genau monographisch bearbeitete und nahe an 40 Arten in den sechs Gattungen beschrieb. Auch Mac Leay hat (Illustr. of the Zool. of South-Africa etc. P. III. 4.) einige Beiträge zu dieser Familie geliefert, sowie Guérin im Magaz. de Zool. Ins. pl. 49 und revue zool. I, 2, 21.

Es zeichnen sich die Mitglieder dieser, im Grunde immer noch sehr kleinen, aber desto eigenthümlicher gestalteten Familie durch einen ziemlich gedrungenen, die Länge von 4—5 Linien nicht übertreffenden Körper aus, dessen Kopf hinten halsförmig zusammengeschnürt ist und frei aus dem Prothorax hervorragt. Vorn an seinem Ende stehen über dem Munde zwei große, aber kurze, mehr breite, allermeist scheiben- oder kolbenförmige Fühler, welche in den meisten Fällen nur aus zwei Gliedern bestehen, mitunter aber sechs- oder eilfgliedrig sind. Auf der Unterseite des Kopfes bemerkt man eine weite Mundhöhle, welche aber von den sehr großen überragenden Tastern ganz verdeckt wird. Bei genauer Untersuchung erkennt man in ihr eine kurze, kreisabschnittförmige Oberlippe, feine hakenförmige Oberkiefer, ein horniges, hakiges, gezähntes Kaustück an den Unterkiefern und eine große fast kreisförmige Zunge, welche aus dem kurzen, tief ausgeschnittenen Kinn weit hervorragt. Die Kiefertaster haben vier Glieder, die Lippentaster drei, und letztere sitzen unten am Grunde der Zunge, dicht über dem Rande des Kinnes. Der Prothorax ist mehr oder weniger herzförmig, und bei vielen Arten durch eine Quereinschnürung in eine vordere kleinere und hintere größere Hälfte gesondert. Die Flügeldecken sind ohne Ausnahme eben, oft fein zerstreut anliegend behaart, und am Ende leicht abgerundet, sodaß der Hinterleib etwas über sie hervorragt. Die hintere äußere Ecke jeder Flügeldecke pflegt mit einer warzenförmigen Erhabenheit besetzt zu sein, und der äußere Rand ist ziemlich breit nach Unten um den Leib geschlagen. Die häutigen Flügel sind vorhanden, aber gefaltet unter den hornigen Deckschilden versteckt. Die kurzen, allermeist sehr gedrungenen Beine sind, wenn sie die gedrungene Form haben, immer stark zusammengedrückt, besonders die Schienen, welche man oft scheibenförmig nennen kann. Sie enden in diesem Fall wol immer mit ein oder zwei Sporen; sind sie dagegen fein, rund und zierlich, so pflegen die Sporen zu fehlen oder doch sehr klein zu sein. Die eigentlichen Füße haben drei mäßig große Grundglieder, welche bei Denen mit gedrungenem Bau der Beine kurz, herzförmig und unten behaart sind, bei den Schlankbeinigen dagegen länger und cylindrisch. Ein viertes Glied, welches immer vorhanden zu sein scheint, ist um so undeutlicher und im dritten versteckter, je mehr die Füße kurz, breit und flach sind; dagegen tritt das lange fünfte, immer rundliche Endglied sehr bestimmt bei Allen hervor und trägt zwei feine leicht gebogene Krallen. Auf der Bauchseite des Hinterleibes konnte ich nur vier Glieder, von denen die beiden mittleren viel kürzer sind, unterscheiden.

Alle bekannten Arten bewohnen die östliche Halbkugel und scheinen Nachtthiere zu sein, indem man sie ge-

---

§. 123: Pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis, cum reficerentur quondam a Polygnoto picti, multumque comparatione superatus putabatur, quoniam non suo genere certasset.

10) Jahn's Jahrbücher. 11. Bd. 1. Heft. S. 85. 11) *Plin.* l. c. §. 124: Idem et lacunaria primus pingere instituit nec cameras ante eum taliter adornari mos fuit.

*) Die Schreibart Pausidae und Pausus ist insofern vorzuziehen, als sie die ursprüngliche, von Linné eingeführte ist und auch die richtigere, da der Name von pausa abgeleitet wurde.

wöhnlich in neuerbauten Häusern des Abends nach dem Lichte fliegend beobachtet hat und daraus schließt, daß ihre Larven vielleicht im Holz leben. Neuere Reisende haben mehre Arten, sowol Pausi, als auch Cerapteri, bei Tage in Ameisenhaufen gefunden und bemerkt, daß sie gestört mit hörbarem Geräusch einen Dunst aus dem After ausstoßen, ganz wie unsre Brachynen. Von ihrer Lebensweise ist also so gut wie gar nichts bekannt. Afrika, dieser an paradoxen Formen so reiche Welttheil, scheint dasjenige Land zu sein, welches die meisten Pausiden besitzt, denn von den bis jetzt entdeckten Arten beherbergt es mit Sicherheit 15, wahrscheinlich aber von den sechs, deren Vaterland zur Zeit noch unbekannt ist, die meisten, wenn nicht alle; Asien bewohnen 14 bekannte Pausiden, welche aber mehr den andern Gattungen der Familie angehören, und nur zwei, nämlich Cerapteri, entdeckte man in Neu-Holland.

Was nun die Unterschiede derselben und ihre Eintheilung in natürliche Gattungen betrifft, so scheiden sich die Cerapteri, bei großer Ähnlichkeit im Habitus, doch sehr bestimmt durch die eilfgliedrigen, flachen, elliptisch-scheibenförmigen Fühler von den übrigen Pausiden ab. Diese letzteren zeigen bei zwei Gattungen eine Neigung, das gewöhnlich ungetheilte zweite Hauptglied in mehre Glieder zu spalten. Bei Pentaplatarthus *Westw.* ist diese Spaltung wirklich erfolgt, und der zweite Haupttheil des Fühlers, ich werde ihn Kolben nennen, besteht aus fünf Gliedern; — bei Lebioderus dagegen, einer im Habitus den ostindischen Cerapteris höchst ähnlichen javanischen Form, hängen die fünf Ringe noch zusammen. Dabei hat jene Gattung die Taster von Cerapterus, diese die von Platyrhopalus. Letztere Gattung besitzt, wie Pausus, einen ungetheilten Fühlerkolben, dessen gewöhnliche Form linsenartig ist, und die zwei letzten Lippentasterglieder sind gleich lang; Pausus dagegen hat einen gewöhnlich dreiseitigen, nach Hinten ausgehöhlten Fühlerkolben, und das letzte Lippentasterglied ist viel länger als die vorherigen. Dabei neigen die Platyrhopali, mit den Cerapteris, zu einer stark zusammengedrückten, oft scheibenförmigen hohen Gestalt der Schienbeine und kurzen, breiten, unten stark haarigen Füßen; aber bei den übrigen Gattungen ist die Form der Schienen mehr cylindrisch und die Bildung der Füße schlanker, gestreckter, rundlicher. Hiernach scheint es am natürlichsten zu sein, Cerapterus neben Platyrhopalus zu stellen, an diese Gattung Lebioderus anzureihen, dann Pausus folgen zu lassen und so mit Pentaplatarthus den Schluß zu machen; diese Gattung würde durch die Bildung der keulenförmigen Lippentaster sich an Cerapterus wieder anschließen und dadurch alle fünf Gattungen zu einem in sich geschlossenen Kreise vereinen. Merkwürdig ist es dabei, daß die Gattungsform von Lebioderus ganz auffallend mit einer abweichenden Platyrhopalus-Art, dem Pl. Mellii, harmonirt; die ziemlich schmale, gestreckte Form von Pentaplatarthus aber an die gleiche Bildung der neuholländischen Cerapteri erinnert. In der Darstellung der Gattungen folge ich übrigens der schon von Westwood gewählten, umgekehrten Anordnung, und bemerke, daß ich die noch nicht charakterisirte, unzulänglich bekannte Gattung Hylotorus ans Ende anhangsweise hinter Cerapterus stellen werde, weil sie mit keiner Gattung recht übereinzustimmen scheint. Der Besitz zweier Nebenaugen auf dem Scheitel würde sie am sichersten von allen andern fünf unterscheiden.

1) Pentaplatarthus *Westw.* Leib ziemlich flach; Kopf kleiner als der Prothorax, mit kurzem Halse. Oberlippe ragt stärker hervor als gewöhnlich, und bedeckt die Oberkiefer nicht völlig. Unterkiefertaster fadenförmig, das zweite Glied sehr wenig größer als die anderen, das letzte zugespitzt. Lippentaster keulenförmig, fast so lang wie die Kiefertaster, hängen herab, während diese über den Mund neben den Oberkiefern fortreichen. Fühler sechsgliedrig, das erste Glied freier abgesetzt, wie gewöhnlich kolbenförmig, die fünf folgenden zu einer flachen, keilförmigen Scheibe dicht an einander gerückt, allmälig größer, das erste von ihnen sehr kurz, das letzte kreisförmig. Prothorax in zwei ungleiche Hälften abgeschnürt, von denen die vordere kürzer und quer kammartig erhoben ist. Flügeldecken am Ende abgestutzt. Beine kurz, stark zusammengedrückt breit, die Schienen am Ende mit einem Sporn; Füße deutlich fünfgliedrig, das erste Glied im vertieften Ende des Schienbeins versteckt, die folgenden drei gleich groß, nicht sehr breit, unten haarig. Hüften groß, zumal die der hinteren, mit seitlich erweitertem, stützendem Schenkelhalse, der nach Westwood's Angabe am hintersten Paar doppelt sein soll, was aber nicht der Fall ist, indem der in die Hüfte hineinreichende Gelenkkopf des Trochanters für ein zweites Glied von ihm angesehen wurde. Bei Platyrhopalus zeigt sich diese Bildung unverkennbar, und kommt überhaupt allen Pausiden zu.

Die einzige bekannte Art: **P. pausoides** *Westw.*, ist 3½ Linien lang und überall röthlichbraun; die vorderen Ecken des Prothorax sind in eine stumpfe Spitze erweitert, während die Mitte der vorderen Abschnürung gewölbt ist, und die Fläche der hinteren Hälfte grubenartig vertieft. Sie bewohnt wahrscheinlich Afrika. (*Westw.* Linnean Transact. T. XVI. p. 619. tab. 33. fig. 1—14.)

2) Pausus *Linn.* Paussus *Fabr. Latr. Westw.* Körper noch ziemlich flach, doch etwas gewölbter; Kopf auch mit einem kurzen Halse begabt. Mundtheile bis auf die Taster versteckt, diese über den Mund geschlagen und dicht an ihn angedrückt. Das zweite Glied der Kiefertaster auffallend groß, nach Vorn und gegen das Ende breiter, am vorderen Innenwinkel in eine vorspringende Ecke ausgedehnt, gegen welche sich die beiden kurzen Endglieder biegen. Lippentaster auch vorgestreckt, dicht angedrückt, das Endglied ein langer, leicht gebogener, mäßig spitzer Kegel, Prothorax in zwei ungleiche Hälften abgeschnürt durch einen tiefen Quereindruck, welcher gewöhnlich nach Hinten ausgedehnt ist, und grubenartig die ganze Mitte einnimmt. Auch der Scheitel pflegt wol eine von einem oft scharfen Rande umgebene Vertiefung zu besitzen, aus der ein oder zwei Höcker sich erheben, welche man nicht für Nebenaugen halten darf. Die Flügeldecken werden nach Hinten etwas breiter und enden hier

abgestutzt. Die Beine sind bald auffallend dünn, cylindrisch, wie bei P. microcephalus, bald kürzer und mehr zusammengedrückt, wie bei P. Klugii; an den Füßen erkennt man bei allen fünf deutliche Glieder, von denen das erste zum Theil im Schienbein steckt, das vierte aber nicht kleiner ist als die vorhergehenden. — Die zahlreichen Arten dieser Gattung lassen sich nach der Form des Prothorax und des Fühlerkolbens folgendermaßen gruppiren.

I. Der Prothorax ist durch eine scharf abfallende Quereinschnürung in zwei ungleiche Hälften getheilt.

A. Der Fühlerkolben ist dreiseitig, hat eine nach Vorn gewendete scharfe Kante, und ist an der ihr entgegengesetzten hintern Fläche tief ausgehöhlt. An den Rändern der Aushöhlung bemerkt man mehre kerbartige Einschnitte und zwischen diesen mitunter kleine Gruben in Reihen, welche die Anzahl der verwachsenen Fühlerringe anzudeuten scheinen.

Bei den meisten Mitgliedern dieser Gruppe ist die kleinere Vorderhälfte des Prothorax in einen scharfkantigen queren Kamm erhoben, der in der Mitte einen Einschnitt hat, und jederseits in eine scharfe Spitze ausläuft.

1) P. Klugii: schwarz, Fühlerkolben länglich, am vorderen und dem oberen Rande der hinteren Aushöhlung einfach, aber am unteren derselben mit sechs stumpfen Höckern; die hintere Hälfte des Prothorax mit einer queren, in vier spitze Ecken ausgezogenen Grube, an deren hinterem Rande zwei kleine Knötchen stehen, während vorn vor ihr zwei große goldgelbe glänzende Flecke sich zeigen. Beine ziemlich plump und zusammengedrückt, Länge 3¼ Linie, Vaterland: das Vorgebirge der guten Hoffnung, auch Senegambien. Westwood in den Transact. of the entomol. society of London (II, 85. pl. 9. fig. 2).

Verwandt mit dieser Art sind die ihr ähnlichen, ebenfalls in Afrika einheimischen: 2) P. ruber *Thunb.* (*Westw.* l. c. 88. pl. 9. f. 5. und Linnean Trans. XVI, 635). — 3) P. excavatus *Westw.* (Linn. Trans. XVI, 637. pl. 33. fig. 60. 61). — 4) P. cochlearius *Westw.* (entom. Trans. II, 88. pl. 9. fig. 6).

Durch einen etwas gestreckteren Bau, viel zartere, schlankere Beine, und anliegende, an den Seiten der Flügeldecken als steife Borsten abstehende Haare entfernen sich, bei gleicher Fühlerbildung, von ihnen zwei Ostindier, nämlich:

5) P. thoracicus: rothbraun, die ganze Mitte beider Flügeldecken und die Füße schwarzbraun; Fühlerkolben mit sechs kleinen Gruben an jeder Seite der hinteren Vertiefung; Vorderhälfte des Prothorax scharfkantig, auf dem Scheitel eine scharfkantige Vertiefung, in welcher zwei kleine Knötchen liegen; Länge: 3½ Linien. (*Donov.* Ins. of India pl. 4. f. ⁎⁎. *Westw.* Linn. Transact. XVI, 640. 6. pl. 33. f. 28—30. — P. trigonicornis *Latr.* Gen. Cr. et Ins. III, 3. t. 11. fig. 8. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3, 19). Diese Art scheint in ihrem Vaterlande nicht selten zu sein, und findet sich noch am häufigsten in Sammlungen; ich sah ein Stück in der Germar'schen zu Halle. — Sehr ähnlich ist ihr: 6) P. Fichtelii (*Donov.* ibid. f. ⁂. *Westw.* l. c. 641. pl. 33. f. 31—33, und entom. Trans. of Lond. II. 83. pl. IX. f. 1); allein sie hat einen noch schlankeren Körperbau, einen längeren Fühlerkolben, an dessen hinteren Rändern nur vier Grübchen stehen, und die vordere Hälfte des Prothorax ist nicht mehr scharfkantig.

B. Der Fühlerkolben ist blasenförmig, vorn und hinten abgerundet, aber auf seiner Oberfläche häufig in einen Höcker erhoben, der vor und hinter sich eine grubenförmige Vertiefung bildet. Am Hinterrande des Kolbens sieht man in der Regel 3—5 Kerben oder Knötchen.

α) Bei einigen dieser Arten ist die vordere Hälfte des Prothorax scharfkantig und leistenförmig erhaben, z. B.:

7) P. microcephalus: dunkel schwarzbraun, die Flügeldecken etwas heller; Fühlerkolben länglich blasenförmig, ohne Höcker auf der Fläche, am Grunde gestielt und dahinter in einen unregelmäßigen Fortsatz nach Hinten ausgedehnt, am Hinterrande selbst vier starke Knötchen. Hintere Hälfte des Prothorax bildet eine halbkreisförmige Wulst, die einen Höcker umfaßt. Beine schlank, dünn, die hinteren Schienen in der Mitte etwas erweitert. Länge 3¼ Linien. Diese Art ist am häufigsten beschrieben worden; sie bewohnt Westafrika in der Tropenzone, und wurde von Afzelius auf der Bananasinsel gefunden. (Vgl. *Linné*, Dissert. bigae Ins. etc. p. 6. adj. tab. fig. 6—10. *Afzel.* Linn. Trans. IV, 263. pl. 22. f. 1—5. *Fabr.* S. El. II, 75. 1. *Latr.* gen. Cr. et Ins. III, 2. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3, 18. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 631. 1. pl. 33. f. 21). Am nächsten scheint ihr zu stehen der von Guérin (revue zool. nr. 2. 21 und *Westw.* entom. Trans. II, 90) beschriebene 8) P. Jousselinii aus Pegu, welcher sich am meisten durch den länglichen, fast cylindrischen, in der Mitte verengten Fühlerkolben, der hinten nahe der Spitze nur drei Höckerchen hat, unterscheidet. Dann der Ostindische (Bengalen) 9) P. pilicornis (*Donov.* Ins. of Ind. f. ⁂. *Westw.* l. c. 643. pl. 33. fig. 34), welcher sich durch einen gegen das Ende spitzeren, borstig behaarten Fühlerkolben, dem die Knötchen fehlen, geringere Größe (zwei Linien) und hellgelbe Grundfarbe von beiden entfernt. Desgleichen 10) P. rufitarsis (*Westw.* l. c. 638, 5. pl. 33. f. 25—27), dessen ganzer Körper gedrungener ist, dessen kurzer, dicker Fühlerkolben auch noch keinen Höcker, wol aber die vier Knötchen, wenngleich nur schwach angedeutet, besitzt, und dessen Flügeldecken am Außenrande mit Borstenbüscheln besetzt sind. Länge drei Linien, Vaterland unbekannt, wahrscheinlich wol Indien. — 11) P. Linnei (*Westw.* l. c. 634, 2. pl. 33. f. 22—24), hat einen dicken Höcker auf der Fläche des Fühlhorns und eine zurückgebogene Spitze desselben; der Prothorax gleicht sehr dem von P. microcephalus, aber in der Mitte der Wulst stehen zwei kleine Höcker; Farbe röthlichbraun, Länge zwei Linien; Vaterland unbekannt.

β) Bei anderen Arten ist die vordere Hälfte des Prothorax abgerundet, und gleicht einer queren Wulst. 12) P. Burmeisteri (*Westw.* Trans. of the entom. society II. 86. pl. 9. fig. 3), hat ebenfalls einen Höcker auf dem Fühlerkolben und eine schwach zurückgebogene Spitze, aber die vordere Hälfte des Prothorax ist abgerundet, und die hintere enthält eine große Grube, welche von einem siebenzackigen, scharfen Rande eingefaßt ist. Beine plump, die Schienen zusammengedrückt. Farbe gelbbraun, Länge drei Linien, Vaterland Südafrika. In die Gruppe B. gehören noch: 13) P. curvicornis (*Chevrolat* in *Guérin*, Iconogr. du règn. anim. Ins. pl. 40. f. 8. und dessen revue zool. nr. 2. p. 21), mit abgerundeter Vorderhälfte und grubig vertiefter Hinterhälfte des Prothorax; vom Senegal, fünf Linien; und 14) P. turcicus (Frivaldsky in der ungarischen Abhandl. 1835. 2. Bd. Taf. 6. Fig. 5), mit vorderer, scharfkantiger Abschnürung des Prothorax und spindelförmigem Fühlerkolben; vom Balkan (?), 2½ Linien Länge; beide copirt von Westwood (a. a. O. pl. 1. f. 1 u. 2).

C. Der Fühlerkolben ist ein einfacher, gleich dicker, am Ende abgerundeter Cylinder.

15) P. Schuckardi (*Westw.* l. c. 87. pl. 9. f. 4). Kopf sehr länglich-eiförmig; Fühlerkolben am Grunde nach Oben und Hinten mit einem kleinen Höcker. Prothorax zusammengeschnürt in der Mitte, die Vorderhälfte dicker, beide abgerundet. Beine zierlich, cylindrisch. Farbe hell rothbraun, Länge 3½ Linien, Vaterland Südafrika.

II. Der Prothorax hat keine scharfabfallende Einschnürung, sondern ist blos vorn dicker als in der Mitte und hinten, wo er am Ende einen etwas vorspringenden feinen Rand hat.

16) P. sphaeroceros, hell rothbraun, Fühlerkolben eine kugelige Blase, aus welcher nach Hinten am Grunde ein Zahn entspringt, und die am äußersten Ende ein mit Haaren besetztes Höckerchen hat. Prothorax mit linienförmiger Quervertiefung und flacher Grube auf der Mitte. Länge 3⅓ Linien, Vaterland die Sierra leona. (*Afzelius* in den Linn. Trans. IV, 270. pl. 22. f. 1—6. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. 18. J. Sturm, (drittes) Verz. mein. Ins.-Samml. Taf. 4. Fig. 31. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 644. pl. 33. f. 35.) 17) P. armatus, dunkel rothbraun, auf dem Scheitel ein aufgerichteter Stachel; Fühlerkolben länglich blasig, flach, am Grunde nach Hinten in einen Vorsprung ausgedehnt. Prothorax mit einer Längsvertiefung, von der nach Vorn zwei gebogene vertiefte Linien ausgehen. Länge fünf Linien, Vaterland Senegambien. (*Westw.* l. c. 645, 10. pl. 33. f. 62—64. P. cornutus *Chevrolat* in *Guérin*, Magaz. de Zoologie. Ins. pl. 49. f. 1). 18) P. affinis (*Westw.* l. c. 646. 11. pl. 33. f. 36—37): rothbraun, Mitte der Flügeldecken schwarz; Prothorax vorn gewölbt, Fühlerkolben länglich elliptisch, die hintere untere Ecke in einen großen Vorsprung erweitert; Beine lang, dünn, cylindrisch. Länge 3½ Linien; Vaterland unbekannt. 19) P. Hardwickii *Westw.*, kastanienbraun, Flügeldecken mit länglichem schwarzem Fleck auf der Mitte; Fühlerkolben länglich, mäßig gewölbt, am Grunde in einen spitzen Vorsprung nach Hinten erweitert; Prothorax vorn gewölbt, mit schwacher Längsgrube in der Mitte. Beine ziemlich lang und dünn, etwas zusammengedrückt. Länge 3⅔ Linien, Vaterland Nepal in Ober-Indien. (Linn. Trans. XVI, 649. 13. pl. 33. f. 49. 40.) 20) P. lineatus *Thunb.*: röthlich, Mitte der Flügeldecken schwarz; Prothorax vorn erhaben, jederseits in eine Spitze ausgehend, auf der Mitte mit drei Grübchen. Fühlerkolben länglich kolbig, am Grunde mit einem vorspringenden Zahn nach Hinten. Länge 3¼ Linien, Vaterland Südafrika. Die Art steht nur vorläufig hier, da Thunberg's Beschreibung und Abbildung (Abhandl. d. schwed. Akad. v. J. 1781. S. 171. Taf. 3. Fig. 4. 5. *Fabr.* S. El. II, 75. 2. Herbst, Käfer IV, 102. Taf. 39. Fig. 7. *Afzel.* Linn. Trans. IV, 272. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. 19. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 647. 12) ungenügend sind, und neuere Beobachter die Art nicht gesehen haben; sie scheint mir nach dem Bau des Prothorax eher in die Section B. α) neben P. microcephalus zu gehören. Eine zweite, ungenügend bekannte Art ist: 21) P. ruficollis (*Fabr.* S. El. II, 75. *Afzel.* Linn. Trans. IV, 273. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 650. 14). Sie befindet sich in der Lund'schen Sammlung, welche nunmehr einen Theil des naturhistorischen Museums zu Kopenhagen ausmacht. Dies sind die bis jetzt aufgefundenen Arten der Gattung.

3) Lebioderus *Westw.* Diese Gattung gleicht im Äußeren mehr der folgenden, hat namentlich ganz die Kopfbildung derselben und ein gleiches Verhältniß ihrer Tasterglieder, aber die Fühler weichen ab, insofern ihr zweites Hauptglied durch vier tiefe Querfurchen in fünf allmälig größere Abschnitte getheilt ist, die aber noch nicht zu freien Gliedern getrennt sind. Dabei bemerkt man eine flache, scheibenförmige Rumpfbildung, einen sehr breiten, kurzen, hinten verengten Prothorax, und am Schulterwinkel auffallend hervorragende Ecken der Flügeldecken. Auffallend weichen noch die Beine durch eine sehr schlanke, gestielte, rundliche Form ab, und vor allem durch die viergliedrigen Füße, deren erstes Glied die beiden folgenden an Länge beträchtlich übertrifft, doch, wie diese, unten behaart ist. Das bei Platyrhopalus vorhandene sehr kleine Glied zwischen dem letzten und dritten soll hier (nach Westwood) ganz fehlen.

L. Gorii, hell rothgelb, die fünf Abtheilungen des Fühlerkolbens nach Hinten mit einem spitzen Zahn besetzt; Prothorax durch eine Längsfurche getheilt, mit zwei erhabenen Buckeln auf der Mitte und lappenförmig erweiterten Vorderecken; Flügeldecken am Ende buchtig, lassen die Spitze des letzten (vierten) Bauchgliedes frei. Länge 3½ Linien, Vaterland Java. (*Westw.*, Transact. of the entom. soc. of London II, 94. 1. pl. 9. fig. 8.) Ich vermuthe, daß der von Kollar (Annalen des wien. Mus. der Naturgesch. I, 2. 336. Taf. 31. Fig. 7. a. b. 1836) beschriebene Pauss. bifasciatus ebenfalls in diese Gattung gehöre, insofern derselbe einen gleichen Fühlerbau besitzt, aber viel schlanker gebildet ist, und nur zwei Linien Länge hat. Er ist rothbraun; der Kopf, die zwei

letzten Abschnitte des Fühlerkolbens, die Beine und die Flügeldecken sind schwarz, letztere mit zwei rothen Binden, die eine am Grunde, die zweite an der Spitze. Vaterland Ostindien. Eine dritte, wahrscheinlich dieser Gattung angehörige, Art ist, nach Westwood's neuerer Vermuthung, sein Platyrhopalus aplustifer (Linn. Trans. XVI, 664. pl. 33. f. 51), welcher in der schlanken Statur sich an P. bifasc. *Koll.* anschließt, aber ganz die Bildung des Prothorax von Leb. Gorii hat. Von beiden unterscheiden ihn die Fühler, deren Kolben blos aus drei Abtheilungen besteht, wovon die dritte sehr große nach Hinten in zwei starke Zähne ausläuft. Das Vaterland der $3\frac{2}{3}$ Linien langen, ganz rothbraunen Art ist unbekannt.

4) Platyrhopalus *Westw.* Diese Gattung war früher mit Pausus verbunden, unterscheidet sich jedoch von ihr sowol im ganzen Habitus, als auch im Bau des Mundes. Ersterem nach stimmt sie am meisten mit den Pausis der Section II., namentlich dadurch, daß der Prothorax niemals durch eine scharf abfallende Quereinschnürung in zwei Hälften getheilt ist, vielmehr blos nach Vorn erweitert und höher gewölbt, erst hinter der Mitte sich verschmächtigt und dann gerade fortgeht, an beiden Enden abgestutzt begrenzt. Dabei ist der hintere Kopfrand stärker angeschwollen und bildet hinter jedem Auge eine dicke Wulst. Auch die Flügeldecken sind breiter, ragen an den Schulterecken stärker hervor und enden stumpf abgerundet. Die viel breiteren, kräftigeren Beine haben hohe, stark zusammengedrückte Schienen mit zwei Endsporen und vertiefter Endfläche, in welcher der kurze, dicke, fünfgliedrige Fuß steckt. Die drei ersten Glieder sind herzförmig, unten flach und behaart; das vierte Glied ist ein kleiner, kaum sichtbarer Ring, der tief im Ausschnitt des dritten steckt, und von dem unmittelbar das fünfte lange, flachrunde, Krallen tragende Glied ausgeht. Daher sieht man beim ersten Anblick nur vier Glieder, und lassen sich in der Seitenansicht des Fußes selbst bei mäßiger Vergrößerung nie mehr darstellen. Zu diesen allgemeinen Verhältnissen des Baues gesellen sich noch bestimmte Charaktere der Fühler und des Mundes. Es ist nämlich das zweite Hauptglied der ersteren eine flache, allermeist scharfkantige Scheibe, deren Mitte linsenförmig aufsteigt, und deren hintere, untere Ecke meistens in einen Zahn erweitert ist, der aber dicht an das Hauptglied angedrückt zu sein pflegt. Im Munde zeigen sich zwar Oberkiefer, Unterkiefer und Unterlippe ganz wie bei Pausus, aber die Lippentaster weichen ab, insofern sie weder über den Mund nach Vorn gerichtet sind, noch das dritte Glied größer ist als das zweite, vielmehr eher etwas kleiner. An den Unterkiefern selbst, die ich genauer bei Pl. denticornis untersucht habe, fand ich eine sehr eigenthümliche, von dem Typus aller übrigen Käfer abweichende Bildung, worüber ich mich an einem andern Orte (in meinen generib. Insector.) ausführlicher verbreiten werde, als es hier möglich ist. In der Hauptsache scheinen sie ganz mit der Bildung bei Pausus übereinzustimmen.

Die bekannten, und zumal die typischen Arten der Gattung bewohnen das südliche Asien; man kann sie folgendermaßen gruppiren.

I. Fühler mit einem starken zahnartigen, vom übrigen Kolben deutlich abgesetzten Vorsprunge am Grunde nach Hinten und Außen.

A) Hinterrand des Kolbens gekerbt, mit eingedrückten Grübchen daneben; Prothorax mit linienförmiger Querrille in der Mitte.

1) Pl. laevifrons. Breiter und flacher als die andern Arten; dunkel kastanienbraun, glänzend, feinbehaart; Fühlerkolben mit vier Kerben und Grübchen am Hinterrande, oben flach, unten kegelförmig aufsteigend; der Zahn am Grunde klein und schwach abgesetzt. Länge fünf Linien. Vaterland die Westküste Afrika's. (*Westw.* Linn. Trans. XVI, 661. 3. pl. 33. fig. 65—67.)

B) Hinterrand des Kolbens ohne Kerben und Grübchen; Prothorax ohne eingedrückte Querlinien.

a) Mit einem senkrechten Stachel mitten auf dem Scheitel. 2) Pl. dentifrons; ziemlich gewölbt und cylindrisch, rothgelb; Fühlerkolben kurz und schmal, die Ränder fast parallel, daher der zahnartige Vorsprung mehr als der Hinterrand hervorragt. Prothorax mit flachem Quergrübchen hinter der Mitte. Länge $3\frac{3}{4}$ Linien. Vaterland Senegambien. (*Westw.* l. c. 662. 4. pl. 33. fig. 68—70.)

b) Ohne Stachel auf dem Scheitel, vielmehr daselbst eine leichte vertiefte Längsrinne.

Die Arten dieser Gruppe haben sehr kurze breite scharfkantige Fühlerkolben, deren Zahn am Grunde nicht über den äußersten Punkt des Kolbens nach Hinten hervorragt. Sie bewohnen Ostindien. — 3) Pl. denticornis, hellrothbraun, Flügeldecken schwärzlich, ein großer dreieckiger Fleck auf beiden oben an der Naht und ein elliptischer hinter der Mitte auf jeder einzelnen roth. Der Zahn am Fühlerkolben stumpf und dicht an den Kolben gerückt. Länge $3\frac{2}{3}$ Linien. (*Donov.* Ins. of Ind. nr. 1. pl. 5. fig. 1. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 657. pl. 33. fig. 43—48). — 4) Pl. *Westwoodii*, hellrothbraun, Flügeldecken mit schwarzem Grunde, schwarzer Spitze und einem buchtigen schwarzen Fleck in der Mitte, welcher vom Außenrande ausgeht. Der Zahn am Fühlerkolben freier abgesetzt. Länge $4\frac{1}{4}$ Linien. (*Saunders* in den trans. of the entom. soc. of Lond. II, 83. pl. 10. fig. 5.) — 5) Pl. angustus, hell rothbraun, schlanker als beide vorige Arten, die Flügeldecken mit einer in der Mitte verengten schwarzen Querbinde; Fühlerkolben fast kreisrund, mit einem sehr abstehenden, spitzen, gebogenen Zahn am Grunde. Länge drei Linien. (*Westw.* in den trans. of the entom. soc. of Lond. II, 92. pl. 10. fig. 6). Ich halte diese Art für identisch mit dem von Westwood nach einem verstümmelten Exemplar beschriebenen Pl. acutidens (Linn. Trans. XVI, 661. pl. 33. fig. 50). — 6) Pl. unicolor, einfarbig rothbraun, Fühlerkolben sehr länglich elliptisch, mit sehr stumpfem, kaum abgesetztem Zahn. Prothorax kurz und breit. Länge $4\frac{1}{2}$ Linien. (*Westw.* Linn. Trans. XVI, 659. 2. pl. 33. fig. 49. — Pausus denticornis Megerl. in Illig. Mag. 3. 113.

Schönh. Syn. Ins. I, 3, 14. tab. 16. fig. 1. Dalm. anal. entom. 103).

II. Fühlerkolben ohne zahnartigen Vorsprung am Grunde nach Hinten; Körper sehr flach und breit, die Schienen hoch, scheibenförmig.

7) Pl. *Mellii*, pechfarben, die Flügeldecken kastanienbraun, beinahe quadratisch; Fühlerkolben am Grunde nach Vorn etwas vorspringend, am Rande nach Hinten mit drei Kerben; Füße schlanker, das erste Glied sehr groß und dick, die drei folgenden successiv kleiner, das letzte lang und dünn. Prothorax sehr kurz und breit, doch schmäler als die Flügeldecken, hinten zusammengeschnürt. Länge 4½ Linien. Vaterland Malabar. (*Westw.* Linn. Trans. XVI, 683. Entom. Trans. II. pl. 10. fig. 4.) Diese Art weicht in ihrem ganzen Habitus auffallend von den übrigen Gattungsverwandten ab, und nähert sich darin den Cerapteris der ersten Section.

5. Cerapterus *Sweder.* Die schon früher angegebene Bildung der Fühler entfernt diese Gattung sehr bestimmt von allen andern der Familie. Zwar zeigt der Kolben in der flach scheibenförmigen elliptischen Gestalt eine gewisse Analogie mit Platyrhopalus, allein er besteht bei Cerapterus aus zehn bestimmt unterscheidbaren kurzen Gliedern, von denen nur das letzte sich durch eine beträchtlichere Größe auszeichnet. Das erste Glied ist übrigens ein kurzer, dicker, nach Oben erhabener Körper, wie bei Platyrhopalus. Hierzu kommt eine wesentliche Differenz in den Mundtheilen, besonders bemerkbar in den kurzen, fadenförmigen Kiefertastern, deren zweites Glied nicht so auffallend vergrößert ist, und in den langen kolbigen Lippentastern, welche, wie bei Platyrhopalus, senkrecht herabhängen. Schon früher habe ich erwähnt, daß dieselbe Bildung der Taster noch der Gattung Pentaplatarthrus eigen ist. Im Übrigen haben die Cerapteri einen flachen Leib, einen kleinen Kopf, verhältnißmäßig sehr große Augen, kurze, sehr breit gedrückte Beine mit scharfkantigen, am Ende wol vertieften Schienen und fünfgliedrigen kurzen Füßen, deren Sohle behaart ist.

Die erste Art dieser Gattung beschrieb Swederus (Abhandl. der königl. schwed. Akad. der Wissensch., oder Kongl. Vetenskaps Akademien Handling v. J. 1788), die zweite Donovan (Ins. of New Holl.). Beide führte J. O. Westwood (a. a. O.) früher allein auf, unterscheidet indessen kürzlich (the Magaz. of nat. hist. by Loudon) fünf Arten, welche er in vier Gattungen bringt, nachdem ihm Mac Leay (Illustr. of the Zool. of South-Africa. P. III) mit einer solchen Spaltung in zwei Gattungen vorangegangen war. Derselbe beschrieb die hinzugekommenen drei neuen Arten zuerst. Diese Eintheilung in Gattungen scheint indessen bei einer so kleinen Gruppe um so weniger zulässig, als die Charaktere, nach denen beide Autoren ihre Gattungen begründen, von sehr untergeordnetem Range sind, und mit denen, nach welchen die andern Gattungen der Familie sich von einander unterscheiden, in keinem gleichwerthigen Verhältnisse stehen. Ich benutze sie daher blos zur Gruppirung der Arten, wie folgt:

I. Ohne Sporen am Ende der Schienen (Cerapterus *Westw.*). Die Mitglieder dieser Section gleichen im Habitus am meisten dem Pl. Mellii, sind ebenso kurz und breit, wie dieser, und haben denselben kurzen, breiten, den Kopf zweimal an Breite übertreffenden Prothorax. Ihre Schienbeine sind am Ende schief abgestutzt und zwar so, daß die ausgehöhlte Abstutzungsfläche mehr nach Außen gewendet ist. Sie bewohnen Südasien.

1) C. latipes, pechbraun, die Flügeldecken mit einem gelben Fleck am Ende, der vorn in vier Spitzen ausgeht, hinten zweimal ausgebuchtet ist; Fühler röthlich. Länge sechs Linien (*Sweder.* l. l. T. IX, 203. tab. 6. fig. 1. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3. 19. 1. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 669. 1. pl. 33. fig. 52). 2) C. Horsfieldii *Mac Leay*, pechbraun, Prothorax vorn ausgebuchtet; Flügeldecken am Ende mit einem gelben Fleck von der Form des Buchstabens Y. Länge sechs Linien. Von Java. (*Mac Leay*, Illustr. of the Zool. of South-Africa. P. III. p. 73. pl. 4.)

II) Mit Sporen am Ende der Schienen, und zwar: A) Mit einem einzigen Sporn. (Orthopterus *Westw.*) Die Arten dieser Section sind etwas länglicher und ihr Prothorax ist nicht mehr doppelt so breit wie der Kopf, auch die Fühler sind schmäler und das Endglied nicht so auffallend groß. Sie bewohnen Südafrika.

3) C. Smithii, schwarzbraun, ziemlich glänzend; Flügeldecken breiter als der Prothorax und wol fünf Mal so lang, mit einem gelben Fleck. Länge 7½ Linien. Südafrika, innerhalb des Wendekreises. (*Mac Leay*, l. c. 74. pl. 4. *Westw.* in Loud. Magaz. 3.)

B. Mit zwei Sporen am Ende der Schienen. Diese Gruppe bewohnt Neuholland und hat einen noch viel gestrecktern Körperbau, einen schmälern Prothorax, schmale parallelseitige Flügeldecken und sehr kurze breite Beine, deren Schienen am Ende nicht ausgehöhlt sind. Dabei sind die Fühler nicht schmäler als bei der Section I. und das Endglied ist ebenfalls viel größer als die andern. Nach diesen Charakteren bildet Mac Leay seine Gattung Arthropterus, welche Westwood aufs Neue spaltet und zwar darnach, ob die Schienbeine eine zugespitzte (Arthropterus) oder abgerundete (Phymatopterus) untere Außenecke besitzen. Solche Charaktere können aber nur als Artunterschiede gelten.

4) C. Mac Leaii, rothbraun, Prothorax ziemlich convex, hinten verengt, mehr vierseitig, Vorderecken abgerundet, die Fläche kaum mit einer Längsvertiefung. Schienbeine am Ende nach Unten und Außen zugespitzt. Länge fünf Linien. (*Donov.* Ins. of the New Holl. pl. 3. *Latr.* Gen. Cr. et Ins. III, 4. *Schönh.* Syn. Ins. I, 3, 19. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 672, 2. pl. 33. fig. 57. *Mac Leay* l. c. 75. *Westw.* l. c. 3. 4.)

5) C. piceus, schwarzbraun, Beine und Fühler röthlich; Prothorax herzförmig, mit einer Längsfurche; Oberfläche fein unregelmäßig punktirt. Schienbeine innen und außen abgerundet. Länge fünf Linien. (*Westw.* l. c. 4. 5. C. Mac Leay (*Westw.* trans. of the ent. soc. II, 95. pl. 10. fig. 7.)

6. Hylotorus *Dalm.* Diese Gattung stelle ich ans Ende der Gruppe, weil sie den Zusammenhang der fünf

andern Gattungen stören würde, wollte man sie dazwischen schieben, und gebe ihre Hauptmerkmale nach den Beschreibungen der Schriftsteller. Vorzugsweise ist es der große breite Kopf, der keine halsförmige Zusammenschnürung hat, sondern tief in dem vorn breiten herzförmigen Prothorax steckt, welcher die Gattung auszeichnet. Hierzu kommen kleine Augen, die mehr oben auf dem Kopf zu liegen scheinen, und zwei Nebenaugen auf der Mitte des gewölbten Scheitels. Die Fühler bestehen nur aus zwei Gliedern, von denen das zweite flach ist und die Form eines einfach gekrümmten, unten abgerundeten Ochsenhornes hat. Diese Fühler können in einer großen Grube zwischen den Augen und ihrer Anheftung am Kopf versteckt werden. Der Prothorax ist kurz, oberhalb uneben, hinten stark verengt. Die Flügeldecken sind vorn nur wenig breiter als der Vorderrand des Prothorax, nehmen aber nach Hinten an Breite etwas zu und enden abgestutzt. Die Beine haben den Bau wie bei Platyrhopalus, und wahrscheinlich auch die Füße, welche als viergliedrig angegeben werden. Die einzige Art: H. bucephalus, ist hell röthlichgelb, mit schwarzen Augen und einer Querfurche am Ende des Prothorax; sie erreicht $2\frac{1}{2}$ Linien Länge und findet sich in der Sierra Leona. (*Schönh.* Syn. Ins. I, 3. app. 15. tab. 6. fig. 2. *Dalm.* anal. entom. 103. *Westw.* Linn. Trans. XVI, 654. pl. 33. fig. 41. 42.

Hiermit beschließe ich die Schilderung der bis jetzt bekannten Pausiden, denn mehre nicht erwähnte von andern Schriftstellern zu Pausus gezogene Arten gehören nicht in diese Gattung oder Familie. Zunächst gilt dies vom P. flavicornis (*Fabr.* S. El. II, 75, 4), den zuerst Dalman (anal. ent. 103) als eine den Pausis fremde Form bezeichnete und ihm seine Stelle neben Malachius anwies. Westwood hat aus ihm die Gattung Megadeuterus gebildet (Linn. Trans. XVI, 678) und dazu später (Entom. trans. II, 98. pl. X. fig. 9) eine zweite Art beschrieben. Nicht anders verhält es sich mit dem P. cruciatus *Dalm.* (Kongl. Vetensk. Akad. Handl. 1825. 400. 3. tab. 5. fig. 9—11), insofern derselbe zu einer ganz andern Familie gestellt, und im System, nach Klug's richtiger Bemerkung (Jahrb. der Insektenkunde. I, 284), zu Endomychus als naher Verwandter gezogen werden muß. Westwood erhob auch dies Insekt zu einer eigenen Gattung: Trochoideus (Linn. Trans. XVI, 673) und beschrieb kürzlich zwei neue Arten (Trans. of the ent. soc. II, 96 u. *Guérin.* rev. zool. nr. 2. 22), welche auf Madagaskar und Mauritius entdeckt wurden, woraus sich auf das Vaterland der ersten im Gummi Anime eingeschlossen gewesenen Art schließen läßt. (*Burmeister.*)

PAUSILIPPO oder POSILIPPO, heißt der durch seinen Tunnel berühmte Berg bei Neapel, welcher sich westlich dieser Stadt bis an das Meer erstreckt, wo er in dem Vorgebirge gleiches Namens ausläuft. Der Name ist aus *Παυσυλιπον* (Kummerstiller, gleichsam Sanssouci) entstanden. So hieß nach Dio Cassius (LIV, 23) die auf demselben gelegene Villa des durch seinen Luxus und seine grausame Sklavenbehandlung berüchtigten Vedius Pollio, welche dieser an Augustus vermachte. Der durch üppige Vegetation und andere Naturschönheiten ausgezeichnete Berg war nämlich zu den Zeiten der Römer mit vielen Landhäusern besetzt, namentlich des Virgil's, des Cicero, des Marius, des Pompejus und des Lucullus, von welchem letztern man noch Ruinen findet. Ebenso ziehen sich noch heute viele Landhäuser der Neapolitaner von Mergellina, einem Dorfe an seinem Fuße, das man auch als Vorstadt Neapels betrachtet, an dem Berge hinauf. Der Tunnel durch denselben, gewöhnlich die Grotte genannt (la grotta di Posilipo, auch la grotta Puteolana), bildet die Landstraße zwischen Neapel und Pozzuoli (Puteoli), und nimmt, wenn man von Neapel kommt, am Ende von Chiaja, dem westlichsten Quartiere der Stadt, seinen Anfang, noch ehe man Mergellina erreicht hat. Jetzt ist dies aber nicht mehr die einzige Verbindungsstraße zwischen den beiden Städten, indem die österreichischen Truppen 1822 die sogenannte neue Straße durch Mergellina theils um, theils über den Berg angelegt haben. Jene Grotte nun hat eine Länge von 1800 Fuß, eine Breite von 24—30 Fuß und eine Höhe von 40—50, an einigen Stellen von 80—90 Fuß. Sie ist ganz und gar das Werk von Menschenhand; es läßt sich aber nicht ausmitteln, aus welcher Zeit. Seneca (Epist. 57) und Plinius (IX, 53. s. 78), die von ihr sprechen und sie crypta Neapolitana nennen, erwähnen ihrer Entstehung nicht. Nur Strabo (V, 245. 246) hat die unverbürgte Nachricht, daß sie von Coccejus, der aber sonst ganz unbekannt ist, angelegt sei. Wegen des Stillschweigens der übrigen Schriftsteller nimmt man daher an, daß das Werk sich schon aus der Vorrömerzeit herschreibe und Anfangs nur ein Steinbruch gewesen, den nachher von der einen Seite die Kumaner, von der andern die Neapolitaner durchgehauen. Ihre jetzige Gestalt erhielt die Grotte erst in späterer Zeit. Der Eingang auf der neapolitanischen Seite lag nämlich früher 40 Fuß höher als der auf der entgegengesetzten, und der Weg war daher sehr abschüssig. König Alfons I. (1435—1458) ließ sie daher auf jener tiefer aushauen und ebnen, und später bewerkstelligte der Vicekönig Peter von Toledo, zu Karl's V. Zeit, noch einige Erweiterungen und Erhöhungen, ließ das noch existirende Lavapflaster anlegen und die Öffnungen, durch welche Licht und Luft hineinfällt, und von welchen schon Strabo spricht, größer machen. Doch wäre trotz dieser die Dunkelheit so groß, daß bei der lebhaften Passage, welche sich durch die Anlage der neuen Straße nur wenig vermindert hat, Gefahr entstände, wenn nicht Tag und Nacht einige Laternen brennten. Zweimal im Jahre, zur Zeit des Frühlings- und des Herbstäquinoctiums, fällt die Sonne in die Grotte in ihrer ganzen Ausdehnung. Der Stein ist ein sehr harter vulkanischer Tuffstein, der bei keinem Erdbeben erschüttert worden ist. In der Mitte steht eine Kapelle der Jungfrau Maria. Nicht weit vom Eingange der Grotte, auf der Seite von Mergellina, liegt auf dem Anberge das sogenannte Grabmal Virgil's. Oben auf dem Berge finden sich die Überreste einer alten Wasserleitung, welche das Wasser aus dem Serino nach Miseno führte. Auf der Südseite des Berges, nahe an der äußersten Spitze, wurde bei der Anlage der neuen Straße eine Grotte mit mehren alten

Ruinen entdeckt, welche man die Schule des Virgil zu nennen pflegt. Man vermuthet, daß dies die von Plinius erwähnte crypta Pausilypona sei. (s. Volkmann, Historisch-kritische Nachrichten von Italien. (Leipzig 1778.) 3. Bd. S. 234 fg. und *Galanti*, Napoli e contorni. [Napoli 1829.] p. 51 sq.) (*A. Keber.*)

PAUSON ist der Name eines griechischen Malers, der nur selten erwähnt und selbst dann in den meisten Fällen durch Corruptelen der alten Handschriften unsicher gemacht ist. Denn bei Aristoteles sowol als bei Lucian geben mehre Handschriften statt *Παύσων* entweder *Πάσων* oder *Πάσσων*, welches letztere die richtige Form des Namens mehr bestätigt. Das Vaterland und nähere Lebensverhältnisse dieses Künstlers sind unbekannt; nur so viel ist gewiß, daß er vor oder wenigstens gleichzeitig mit Aristoteles, der seiner mehrmals gedenkt, wahrscheinlich auch, daß er als Zeitgenosse des Polygnot und Dionysius gelebt hat. Über seinen Charakter als Künstler und die Richtung, welche er in seinen Werken nahm, belehrt uns eine Stelle des Aristoteles in der Poetik (c. 2. §. 2): *ὥσπερ οἱ γραφεῖς, Πολύγνωτος μὲν κρείττους, Παύσων δὲ χείρους, Διονύσιος δὲ ὁμοίους εἴκαζε*, die in ihrer Parallelisirung zu verschiedenartigen Deutungen Veranlassung gegeben hat. Denn während z. B. Kühn (ad *Aelian.* V. H. IV, 3) den Unterschied darin fand, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen und Pauson Thiere gemalt habe und sonach Pauson lange Zeit als Thiermaler galt, war es doch andern nicht entgangen, daß alle drei menschliche Figuren darstellten und die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, ihren Rang bestimmten. Während nämlich Polygnot idealisirte, Dionysius porträtirte, hat Pauson hauptsächlich das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung ausgedrückt, war also ein Caricaturmaler. So faßte den Sinn der Stelle schon Winckelmann (Werke. 5. Bd. S. 202 der dresdener Ausg.) und Lessing [1]), und ihnen sind mit einigen Modificationen G. Hermann, H. Meyer [2]), Böttiger [3]) u. A. gefolgt. Ob dies grade obscöne Bilder, sogenannte *σχήματα*, gewesen sind, wie Twining (notes to Aristot. p. 169) meint, läßt sich nicht erweisen, am wenigsten aus einer andern Stelle des Stagiriten (Politic. VIII, 5, 7), wo er lehrt, man müsse der Jugend nicht Bilder von Pauson zeigen, sondern die des Polygnotus und anderer Maler, welche das Sittliche auch in ihren Kunstwerken ausgedrückt haben. Denn daß man die Jugend von unzüchtigen Bildern fern halten müsse, brauchte man nicht erst von dem Philosophen zu lernen. Daß aber Pauson ein sonderbarer und baroker Mensch gewesen, zeigt nicht blos jene Neigung zu caricirten Bildern, sondern auch eine übereinstimmend von Plutarch (de Pythiae orac. c. 5. p. 396 D.), Älian (V. H. XIV, 15) und Lucian (Demosth. encom. c. 24) überlieferte Anekdote. Es ward ihm aufgetragen, ein sich wälzendes Pferd zu malen; er aber malte es im Lauf begriffen und umgab es mit dichtem Staube; da nun der Besteller über diese Verdrehung sich unwillig zeigte, ließ ihn der Künstler das Bild umdrehen, hinzufügend, daß er nun ein sich im Staube wälzendes Pferd habe. Diese Caprice macht es wahrscheinlich, daß auch eine andere Anekdote, welche zu der sprüchwörtlichen Redensart *ὁ Παύσωνος Ἑρμῆς* für dunkele und zweideutige Dinge Veranlassung gegeben hat. Jenes Sprüchwortes gedenkt Aristoteles (Metaphys. VIII, 8. p. 1050. a. 19. ed. *Bekk.*); die Scholien des Pseudo-Alexander (p. 783. ed. *Brandis*) geben umständliche Erklärung über den Ursprung desselben. Pason (denn so steht in den Texten), ein Bildhauer (*ἑρμογλύφος*), hatte ein Bild des Hermes in einem Steine verfertigt, ob es aber innerhalb oder außerhalb des Steines war, konnte Niemand erkennen. Außerhalb des Steines konnte es nicht sein, weil derselbe weder Erhöhungen noch Vertiefungen hatte, sondern ganz glatt war wie ein Spiegel; innerhalb aber auch nicht, weil sich nirgends Verbindungen oder Zusammenfügungen erkennen ließen, also eine durchsichtige Decke unmöglich angenommen werden konnte. Einem Künstler wie Pauson darf man eine solche neckende Spielerei wol zutrauen. Gewöhnlich aber bezieht man auf ihn auch zwei Aristophanische Stellen, in denen ein armer Schlucker dieses Namens verspottet wird; und Lessing benutzte rasch diese Nachrichten, um jene verächtliche Armuth als Beweis aufzustellen, daß die Griechen von solchen Bildern nichts hätten wissen wollen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Eine Stelle ist in den Acharnern v. 854: *οὐκ αὖθις αὖ σε σκώψεται Παύσων ὁ παμπόνηρος*, wo er mit Lysistratos, Prepis, Kleonymos und anderm gemeinen und verleumderischen Gesindel zusammengestellt ist; die andere im Plutos v. 602. *Παύσωνα καλεῖ τὸν ξύσσιτον*, wo er ein Tischgenosse der Armuth heißt und der Scholiast bemerkt: *ὁ Παύσων ἐπὶ πενίᾳ κωμῳδεῖται ζώγραφος ὤν* [4]). Dies ist der einzige Gewährsmann für die Armuth des Malers Pauson, denn Suidas v. *Παύσωνος πτωχότερος· οὗτος ζώγραφος ἦν καὶ ἐπὶ πενίᾳ διετεθρύλητο* schöpfte aus jenem Scholiasten und beider Zeugniß reicht noch nicht hin, die Wahrheit der Sache zu bekräftigen. Es mag ein Anderer zu Aristophanes' Zeit in Athen gelebt haben, dessen Armuth sprüchwörtlich und dessen Name neben dem des Iros [5]) beinahe Appellativum für einen Bettler geworden war. Schon die Zeitverhältnisse sprechen für eine solche Trennung.

Vergl. *Perizonius* ad *Aelian.* Var. Hist. XIV, 15. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Malerei. S. 266. H. Meyer's Gesch. der bildenden Künste bei den Griechen. II. S. 193. *Sillig*, Catal. artif. p. 328 [6]). Welcker's Bemerkungen im Kunstblatt. 1827. Nr. 82 waren mir leider nicht zugänglich. (*F. A. Eckstein.*)

PAUSPAPIER oder Bauspapier, zum Abpausen, Durchzeichnen (Kalkiren) von Zeichnungen, ist auf der einen Seite mit einer rothen oder schwarzen fettigen Farbe

1) Laokoon, 6. Bd. S. 331 der Schriften in Lachmann's Ausg. 2) Geschichte der bildenden Künste. II, 193. 3) Archäologie der Malerei. S. 266.

4) Vergl. Schol. *Aristoph.* Thesmoph. 949. 5) Vergl. *Suidas* v. *Ἀσκληπίειον φάρμακον.* 6) Daß Hemsterhuys das ad *Aristoph.* Plut. p. 199 gegebene Versprechen de eo alibi dicemus accuratius erfüllt hat, ist mir nicht erinnerlich.

dünn überstrichen. Legt man es mit der bestrichenen Seite auf ein Blatt reines Papier, bedeckt es dann mit der Originalzeichnung, und fährt Letztere mit einem Stifte unter gelindem Aufdrücken nach, so zieht sich in den Linien die Farbe des Pauspapiers auf die Unterlage ab, und man erhält so eine getreue Copie. (*Karmarsch.*)

PAUSRAM, PAUZDRAM, Marktflecken im mährischen Kreise Brünn, liegt an der Schwarza und hat ein verfallenes Schloß, 150 Häuser und 820 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Paussidae, Paussili, Paussus, s. Pausidae.

PAUSULA, Stadt in Picenum, 14 Mill. von Asculum, 15 Mill. von Firmum. Plinius (III, 18) nennt blos die Bewohner Pausulani, nicht die Stadt, welche von der Tab. Peut. angegeben wird. Nach Mannert (9. Th. 1. S. 493) ist sie das heutige Städtchen Monte Elpare, aber nach Reich. Grotta Azzolino. (*Krause.*)

Pausulae, Pausus, s. Pausidae.

PAUTEREN (van), bekannter unter dem Namen Despautère, 1460 zu Ninowe, einer kleinen Stadt in Ostflandern, geboren, studirte darauf zu Löwen, wo er vorzüglich die Vorlesungen Johann's von Brecht, eines damals berühmten Grammatikers, besuchte, und erhielt nach Vollendung seiner Studien einen Lehrstuhl am Lyecollegium. Späterhin finden wir ihn zu Bois-le-duc, Berq-Saint-Vinoc und zu Comines, in welcher letzteren Stadt er, 60 Jahre alt, starb. Pauteren wurde wegen seines großen Lehrtalents außerordentlich geschätzt und Vossius nennt ihn den hellsehendsten der Grammatiker, obgleich er einäugig gewesen sein soll, wie man wenigstens aus folgender auf ihn von dem Karmeliter Adrian von Hecquel verfertigten Grabschrift hat schließen wollen, welche also lautet:

Hic jacet unoculus, visu praestantior Argo,
Nomen Joannes cui. Ninivita fuit.

Er schrieb Rudimenta, eine Grammatik, eine Syntax und eine Prosodie, sowie eine Abhandlung von den Tropen und Figuren. Robert Stephanus vereinigte diese Werke und gab sie 1537 unter dem Titel: Commentarii grammatici heraus; eine andere Ausgabe erschien 1563 bis 1564 zu Lyon. Lange Zeit war dieses Buch in Frankreich das einzige Lehrbuch, obgleich man gehörige Ordnung der Materien und oft die Deutlichkeit vermißt. Adolf Mutkekke, Franz Nansius, Sebastian Novimola und Gabriel Dupréau suchten diesen Mängeln abzuhelfen. In Beziehung auf Pauterens grammatische Studien finden sich bei Guy Patin folgende Verse:

Grammaticam scivit multos docuitque per annos,
Declinare tamen non potuit tumulum.

Außerdem haben wir von Pauteren eine Orthographie, eine ars epistolica, ein Werk de accentibus et punctis, sowie ein anderes de carminum generibus. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUTKAS, ostindische Kattune, welche theils weiß, theils ungebleicht, theils blau gefärbt sind. (*Karmarsch.*)

PAUTRE (Antoine le), Bruder oder vielleicht Vetter des Jean le Pautre, geb. zu Paris 1614, gest. ebendaselbst als Mitglied der königl. Akademie 1671, war einer der vorzüglichsten Baumeister in Frankreich, der im 17. Jahrh. besonders unter der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. zu großem Ruhme gelangte, dessen Geschmack längere Zeit den Künstlern und Kunstfreunden zum Vorbilde diente. Sowie bei Jean le Pautre bestand sein großes Verdienst in den großartigen und majestätischen Verzierungen seiner Gebäude, die nur zuweilen etwas schwerfällig erscheinen. Er vereinigte übrigens in seinen Bauten mit Eleganz auch viel Solidität, wovon die Kirche des Port Royal, das Hotel de Gesures, Chamillard, Beauvais (ein Bau, der ihm die Stelle eines ersten Baumeisters des Königs eintrug), das Schloß zu St. Ouen, zwei Flügel des Schlosses St. Cloud, sowie die großen Fontainen im Garten daselbst hinlängliche Beweise geben. Auch ist das Portal mit korinthischen Säulen an der Jacobskirche zu Lyon ein Werk seiner Kunst.

Ein verunglückter Bau am Schloß zu Clugny für Madame Montespan schadete seinem Ruhm und bewirkte, daß der bekannte Architekt Mansard ihm vorgezogen wurde. Aus Gram hierüber zog er sich in höherem Alter aus der Welt zurück.

Er war auch Verfasser eines Werkes: „Cours d'Architecture,“ mit Kupfern, wozu er selbst einige Blätter nach Michel Angelo Buonarotti ätzte. (*Frenzel.*)

PAUTRE (Jean le), Architekt, Zeichner und Radirer, geb. zu Paris 1617, ebendaselbst als Mitglied der königl. Akademie gestorben 1682, lernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk; indem er aber durch seinen Lehrherrn sehr auf die Zeichnenkunst gewiesen wurde, bildete sich dadurch bei ihm der Keim zu einem tüchtigen Zeichner. Bei einem außerordentlich fruchtbaren Geiste, seltenem Reichthum an Ideen und wunderbarer Phantasie, war er ganz dazu geschaffen, die unter der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. veranstalteten Bauten im Innern und Äußern mit reichen Verzierungen zu schmücken. Sein Vetter oder Bruder Antoine le Pautre, welcher als Baumeister Louis' XIV. für diesen König sehr beschäftigt war, wußte sein Talent zu würdigen und zu benutzen, und beide wirkten vereint bei mehren der wichtigsten und großartigsten Schöpfungen der französischen Architektur.

Die Architektur jener Periode zeigt einen nicht ganz reinen Geschmack in manchen Verhältnissen der Formen, besonders in den Verzierungen; dabei ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß sich grade in diesen Verzierungen neben den einzelnen classischen Formen eine Lebendigkeit zeigt, wie sie nur einem nicht gewöhnlichen Talent eigen zu sein pflegt. Le Pautre's Erfindungen sind, wie sein Styl bei aller Überladung, durchaus üppig und großartig zu nennen. Sein Styl fand sehr vielen Beifall, und verbreitete sich immer mehr, sodaß ihn die besten Künstler des In- und Auslandes als Vorbild betrachteten. Der Meister war aber nicht blos architektonischer Künstler, seine Kunst schuf die größten Entwürfe zu historischen Compositionen zu Malereien, Stuck oder Musiv, Holzarbeiten und zu Vergoldungen, sowie selbst zu Gartenanlagen. Fast kein einzelner Zweig alles dessen, was zur Ornamentkunst gehört, blieb von ihm unbearbeitet. Selbst für die Gobelins oder Tapetenarbeit schuf er mehres sehr Nutz-

bare und für die damalige Zeit Schöne. Es erscheint fast räthselhaft, wie vielseitig sich die Erfindungen dieses Künstlers gestalteten und zu wie vielen Zweigen der Industrie und des Luxus seine Ideen in technischer Hinsicht benutzt werden konnten; meistens gab er sie in Kupfer in verschiedenen Büchern und Folgen heraus, davon ist die Mehrzahl von ihm selbst radirt, folglich hatte auch die Radirkunst an ihm einen tüchtigen Künstler. Mariette's Katalog nennt von seinen radirten Blättern über 1400 Stück, die nach den in dem dresdener Kupferstichcabinet in zwei dicken Bänden aufbewahrten Kupfern (Recueil des principaux ouvrages d'architecture etc.) ungefähr in folgenden bestehen: 35 Blatt bibl. Geschichte, Quart u. Fol. 48 Bl. Vignetten mit Figuren, mehre in della Bella's Manier, Octav. 28 Bl. große mythologische Compositionen, qu. Fol. 54 Bl. Geschichtsscenen der Griechen und Römer, auch mythologische Gegenstände, qu. kl. Fol. 14 Bl. dergl. nach ihm radirt, qu. u. oval Octav. 27 Bl. Bauernscenen, nach ihm, wovon vier von ihm selbst sehr schön in Peter Quast's Manier radirt sind. 64 Landschaften, wovon 18 in della Bella's Manier, einige andere wieder in Claude le Lorrain's Styl radirt sind. 8 Bl. verschiedene Figurenstudien. 3 Bl. die Krönung Louis' XIV. in Notre-Dame, höchst selten, s. gr. Fol. 30 Bl. Trophées métalliques, reiche Verzierungen mit berühmten Medaillen. 19 Bl. Verzierungen zu Annoncen, Adressen und ähnliche Dinge. 20 Bl. Ein Zeichenbuch, Fol. 1 Bl. Triumpheinzug des Königs und der Königin in Paris, ein sehr großes langes Blatt. 147 Bl. Façaden und Entrées von Kirchen, innern Perspectiven davon, Kanzeln rc., viele mit malerischen Gruppen der Zuhörer der Predigt, kl. Fol. 58 Bl. Ornamente von Kanzeln, Betstühlen, Kreuzen, merkwürdigen Monumenten rc. 76 Bl. Ansichten und Durchschnitte reich verzierter Zimmer, Tapeten mit großen historischen Compositionen, gr. Octav. 18 Bl. Alkoven und Schlafzimmer mit mehren großen historischen Compositionen. 72 Bl. Kamine und andere Dinge für Zimmer. 60 Bl. reiche Zimmerdecorationen aller Art. 163 Bl. Wandverzierungen oder Panneaux mit Arabesken in italienischem Styl, mehre sehr schön, gr. Octav u. kl. Fol. 109 Bl. Cornichen, Simse, reiche Plafonds rc. 90 Bl. Cartouchen mit Arabesken, Jagd- und mythol. Scenen. 30 Bl. Ebensolche mit Kriegstrophäen. 12 Bl. Verzierungen für Wagen. 72 Bl. zu großen Gartenanlagen im grotesken Geschmack. 24 Bl. große Fontainen. 24 Bl. Gartenthore, Lambris rc. 104 Bl. Vasen verschiedener Form mit außerordentlichen Verzierungen. 24 Bl. Ansichten und Durchschnitte des Gartens von Versailles und des Schlosses. 30 Bl. Thüren und Portale. 1 Bl. mit großen reich verzierten Kanonen. Ebenso gibt es von ihm ein Werk: Vues plans et élevations du chateau de Versailles, 1672, 82 Bl. Ferner: Édifices antiques de Rome. Ferner: Divertissemens de Versailles à l'occasion de la conquête de la Franche-Comté, 6 Bl.

Jean le Pautre hatte einen Sohn Namens Pierre, welcher sich auch als Architekt und Radirer bekannt machte. Als sehr seltene seiner Radirungen ist die Statue Louis' XIV. nach Coyzevour, s. gr. Fol. Zu dem Werk: Conquêtes de Louis XIV. radirte er mit le Clerc, Chatillon und Marot mehre Blätter. (*Frenzel.*)

PAUTRE (Pierre le), Sohn von Antoine, geb. zu Paris 1659, gest. 1744, widmete sich schon früh, nachdem er im älterlichen Hause eine treffliche Erziehung genossen, der Bildhauerkunst, wo Magnier als sein erster Lehrer genannt wird, studirte mit wahrem Eifer die Natur und die Vorbilder großer Meister, sowol die antiken als auch die Meisterwerke späterer Zeit, wozu ihm der 14jährige Aufenthalt in Rom als Pensionair bei der dortigen französischen Akademie die schönste Gelegenheit darbot. Man bewundert an seinen Arbeiten einen für jene maniervolle Zeit reinen Styl; eine Gruppe Pätus und Arria, die von Jesdon angefangen war, sowie eine andere Gruppe, Äneas und Anchises, erregten damals in Rom allgemeine Bewunderung. Mehre Statuen in Notre Dame und andern Kirchen zu Paris, so auch die trefflichen Schnitzwerke in Holz an den Kirchstühlen zu St. Eustache daselbst, werden als höchst ausgezeichnet geschildert. Ebenso waren in dem Garten zu Marly die Statuen der Atalanta, Clytia, ein Flötenspieler, sowie zu Versailles und Meudon andere geachtete Werke von ihm.

Pierre le Pautre war königl. Professor und Director der Akademie in Paris. (*Frenzel.*)

Pautsauria *Juss.*, s. Marlea.

Pautukel, s. Patucket.

Pautzkerwick, Pautzkerwinkel, s. Pauzke.

PAUW (Cornelius de). Dieser, durch seine Untersuchungen über mehre Völker so bekannte, Schriftsteller war von Geburt ein Holländer, nach seinem Aufenthaltsorte gehört er uns Teutschen an; aber sowol wegen der Sprache, in welcher er schrieb, als wegen des zufälligen Umstandes, daß das clevische Gebiet einige Jahre in dem Besitze der Franzosen war, eignet ihn Frankreich sich an. Er wurde 1739 zu Amsterdam geboren und gehörte zu einer Familie, die bei der Revolution im 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt hatte; von mütterlicher Seite war er mit dem Großpensionär de Witt verwandt. Frühzeitig verwaist erhielt er seine Erziehung in Lüttich, wo ein Kanonikus sich seiner annahm und mit großer Freude die raschen Fortschritte des heranreifenden Jünglings bemerkte. Jener begünstigte auch seine Absicht, sich in Göttingen weiter auszubilden, und erleichterte ihm die Ausführung dieses Planes durch Empfehlungen an die ausgezeichnetsten Mitglieder jener Hochschule. Als er von dort nach Beendigung seiner akademischen Studien zurückkehrte, veranlaßte ihn sein väterlicher Freund in den geistlichen Stand zu treten, um ihm dadurch den Weg zur Übernahme eines Kanonikats zu bahnen. Er gab diesen Wünschen nach und wurde Diakonus; auch verschaffte ihm der Vater des bekannten Revolutionairs Cloots eine Präbende zu Xanten, die er bis an das Ende seines Lebens behielt. Zu Verhandlungen mit dem Könige Friedrich II. von Preußen suchte der Fürstbischof von Lüttich einen geschickten Unterhändler und man bezeichnete ihm als einen solchen unsern Pauw. An dem Hofe des Königs fand er seinen alten

Freund, den unter dem Namen Quintus Icilius bekannten Obersten Guischard, der ihn näher mit dem Könige bekannt machte. Im J. 1767 war er nach Berlin gekommen und sein ausgebreitetes Wissen, die Lebendigkeit seines Geistes gefiel dem großen Könige so sehr, daß er ihn enger mit sich zu verbinden und ihn an seinen Hof zu fesseln beabsichtigte. Daß er ihn zu seinem Vorleser gemacht habe, wie allgemein erzählt wird, ist nicht sehr wahrscheinlich; wenigstens erwähnt der fleißige Preuß in seiner Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, wo er von den lecteurs redet (I. S. 368) seine Anstellung nicht; wol aber bot ihm der König eine Pension von 3000 Franken, eine Stelle in der Akademie und selbst eine Aussicht auf den erzbischöflichen Stuhl von Breslau an. Aber das Geräusch der Waffen behagte ihm nicht; er fühlte sich unheimlich unter den militairischen Umgebungen und kehrte 1769 in seine einsame Celle nach Xanten zurück. Obschon er noch einmal 1770 einige Zeit in Potsdam sich aufhielt, so konnte er sich doch an den Hofzwang und die Spöttereien des König über die Religion nicht gewöhnen und ging bereits im folgenden Jahre wieder zurück *). In den letzteren Jahren seines Lebens war er sehr kränklich und entzog sich deshalb allen Geschäften, welche die französische Regierung ihm antrug. Er starb den 7. Juli 1799 im 60. Lebensjahre. Sein Leben war einfach wie sein Charakter; seine philosophische Denkart hatte ihn seinen katholischen Mitbrüdern etwas verdächtig gemacht, aber die Reinheit seiner Sitten sicherte ihm ihre Achtung und Verehrung. Obschon aus einer liberalen Familie abstammend, billigte er doch die Greuelscenen der französischen Revolution nicht; sie erfüllte ihn mit um so größerem Schmerze, als sie ihn nöthigte, seinen Studien zu entsagen und ihn mitten in die Parteikämpfe hineinwarf. Die Unterwerfung eines Landes, das ihm lieb und werth war, beunruhigte ihn, und als er seine Neutralität zwischen den streitenden Parteien, die sich beide von seinen hohen Talenten die glänzendsten Hoffnungen gemacht hatten, behaupten wollte, wurde er bei beiden verdächtig und verlor selbst das Vertrauen seiner ehemaligen Freunde, die in ihm nur einen Anhänger der verhaßten Gegner sahen und dies um so mehr glaubten thun zu können, weil sein Neffe, der Baron von Cloots, so thätigen Antheil an der Revolution nahm. Den Antrag des Directoriums, Commissarius des von den republikanischen Truppen besetzten clevischen Gebietes zu werden, wies er zurück und zog sich dadurch neue Unannehmlichkeiten zu, die ihm die letzten Lebensjahre verkümmerten und eine tiefe Melancholie hervorriefen.

Die Muße, welche ihm seine äußere unabhängige Stellung schenkte, verwendete er auf schriftstellerische Arbeiten von größerem Umfange. Noch nicht 30 Jahre alt gab er heraus: 1) **Recherches philosophiques sur les Américains, ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'Espèce humaine** (Berlin 1768 und 1769), zwei Bände in 8.; schon 1770 erschien eine zweite Ausgabe in drei Bänden in 12., und eine **édition corrigée et augmentée** in drei Octavbänden zu Cleve 1772. Die Schrift wurde eifrig gelesen, aber die darin niedergelegten Bemerkungen fanden viel Widerspruch. Unter den Gegnern ist besonders der berliner Akademiker Dom Ant. Jos. Pernety zu nennen, welcher eine **dissertation sur l'Amérique et les Américains** der Akademie vorlegte und darin zu erweisen suchte, daß Amerika keineswegs stiefmütterlicher von der Natur behandelt sei als andere Länder, und daß die Eingeborenen mit gleichem Glücke in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte machen könnten als die Europäer. Pauw antwortete in **Defense des Recherches sur les Américains par Mr. de P***** (Berlin 1770) und wußte seinem Gegner mit größerer Schärfe und Gelehrsamkeit zu antworten, sodaß dem Benedictiner in seiner neuen Streitschrift **Examen des recherches sur l'Amérique et les Américains et de la Defense de cet ouvrage** (Berlin 1771. II, 12) wenig zu sagen blieb. Pauw's Werk wurde durch C. Gotth. Lessing ins Teutsche (Berlin 1769. II.), zu Deventer 1769 ins Holländische, und unter dem Titel: **Selections from the Recherch. phil. sur les Américains** von Daniel Webb ins Englische übersetzt (London 1789) und davon 1794 eine zweite Ausgabe mit Zusätzen veranstaltet. Eine schwedische Übersetzung erschien im Jahre 1800 zu Linköping. Der Ruf der Schrift machte Diderot und d'Alembert auf den jungen Schriftsteller aufmerksam und sie foderten ihn zur Theilnahme an der Bearbeitung der Supplemente zur Encyklopädie auf. 2) Im J. 1774 erschienen: **Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par Mr. de P.** (Berlin 1774. zwei Bde.), von denen J. G. Krünitz in demselben Jahre eine teutsche Übersetzung besorgte, eine holländische erschien zu Deventer 1773—1775 und eine englische **by Captain J. Thomson** zu London 1795 in zwei Bänden. Sie waren hauptsächlich gegen de Guignes gerichtet, der 1758 in einer der pariser Akademie der Inschriften vorgelesenen Abhandlung die, bereits von Kircher und Huet behauptete, Meinung aufstellte, die Chinesen wären eine 1122 Jahre vor Christi Geburt aus Ägypten geschickte Colonie. 3) Mehre Jahre verwendete er auf die Ausarbeitung seines dritten Werkes. Denn nachdem er Bemerkungen über rohe und wilde Völker und über zwei zu einer ewigen Mittelmäßigkeit gleichsam verdammte Nationen angestellt hatte, wollte er die lange Reihe seiner Untersuchungen über die natürliche Geschichte der Menschen durch Betrachtungen über eine Nation beschließen, welche die Künste und Wissenschaften bis zu einem solchen Grade ausgebildet habe, daß sich unsere Blicke ohne Unterlaß auf ihr Land, als die Quelle des Lichtes und der Aufklärung, zu richten pflegen. Er gab in den **Recherches philosophiques sur les Grecs** (Berlin 1787. zwei Bände) die Resultate seiner Forschungen über die Athenienser und Lacedämonier, und würdigte die andern griechischen Völkerschaften nur in einer allgemeinen Musterung in dem **discours préliminaire** und bei einigen andern Veranlassungen im Vorbeigehen eines Blickes. Der Rector Maas in Cleve hatte ihm

*) s. Büsching's Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. V, 76.

zur Abfassung dieses Werkes verschiedene Excerpte aus den griechischen Schriftstellern mitgetheilt. Durch neue und überraschende Ansichten, treffende Bemerkungen, interessante Züge des Herzens und Ergießungen des Enthusiasmus wußte er seinen Vortrag unterhaltend zu machen und erwarb sich einen großen Kreis von Lesern. Aber teutsche Gelehrte unterwarfen das Werk einer genauen Beurtheilung, und die Recensionen in den Göttinger gel. Anzeig. 1788. Bd. II. S. 865. 909. 985 (von Heyne), in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (37. Bd. Stück 1), in der Biblioth. crit. III, 2. p. 137—140 (von Wyttenbach) und in der Allgem. Literaturzeitung (1795. Bd. IV. S. 465—492) müssen uns hier als Führer dienen. Alle stimmen darin überein, daß das Verdienst des Werkes mehr bestehe in der Kunst, über manchen für ausgemacht angenommenen Punkt Zweifel in das Gemüth des Lesers zu werfen, als dieselben auf eine gründliche und befriedigende Weise zu lösen. Es fehlt Pauw an jener ruhigen Besonnenheit, welche dem Witze und der Einbildungskraft bei historischen Untersuchungen das Gleichgewicht halten muß; eine Menge seiner Behauptungen gründen sich auf nichts, oder auf falsch verstandene und unrichtig angewendete Stellen. Dazu spricht er in einem zu schneidenden und absprechenden Tone, als daß man nicht mit Mistrauen erfüllt werden sollte. Den mit besonderer Wärme geschriebenen Abschnitt über die Lacedämonier hat Heyne in zwei Commentationen de Spartanorum republica in Comment. Societ. Reg. Gotting. T. IX. einer genauen kritischen Prüfung unterworfen und die übertriebenen, zu weit ausgedehnten und offenbar unrichtigen Behauptungen widerlegt; den Abschnitt über Athen hat Fr. Jacobs (denn dieser ist der Recensent in der allgem. Lit.-Zeit.) in gleicher Weise gründlich besprochen. Eine teutsche Übersetzung mit Anmerkungen von Prof. Pet. Villaume erschien zu Berlin 1789 (zwei Bde.), ist aber nicht mit der gehörigen Genauigkeit verfertigt, geschweige daß sie den Geist des Originals darstellen sollte. Die Anmerkungen beschäftigen sich meistentheils mit Bestreitung des Räsonnements und mit gelegentlichen Betrachtungen; eine Berichtigung der Thatsachen und der Quellen, die hier so sehr Noth that, geben sie nicht. Eine holländische Übersetzung erschien zu Deventer 1788—1789, eine englische zu London, 1793. Die 1795 zu Paris in sieben Bänden erschienenen Oeuvres philosophiques bilden blos eine Sammlung der vorstehenden Werke, noch dazu mit dem Fehler, daß das erste Werk nach der ersten, nicht nach der vielfach verbesserten zweiten Ausgabe abgedruckt ist. Die Mémoires de la Société de Cassel enthalten in ihrem ersten, 1780 erschienenen, Bande drei Abhandlungen Pauw's: Über den Tempel der Juno Lacinia; sur le Portrait d'Helène par Zeuxis, und sur l'usage des flèches empoisonnées. Nach Vollendung der Untersuchungen über die Griechen beabsichtigte er Recherches sur les anciens Germains; zehn Jahre hatte er bereits auf dieselben verwendet, als die Kunde von einer ähnlichen Arbeit eines teutschen Gelehrten ihn veranlaßte, dessen Vollendung abzuwarten. Später hat er sie selbst verbrannt, welches Schicksal auch ein didaktisches Gedicht über die französische Sprache in drei Gesängen theilte. — Da er bei seinen Arbeiten mehr auf die Sache als die Form sah, so hat sein Styl, obschon kräftig und bisweilen beredt, nicht die Reinheit der mustergültigen französischen Schriftsteller; das Fremdartige desselben macht den Leser stutzig, die Fülle im Ausdruck stört im Anfange, obschon im Verlaufe die Aufmerksamkeit auf den Gedanken weniger das Auffällige in der Form beachten läßt.

Bald nach seinem Tode setzte ihm der französische Philolog Chardon de la Rochette ein Denkmal im Magas. encyclop. V. (1799) nr. 8. p. 522—525. Das Intelligenzbl. der A. Lit.-Z. (1800. Nr. 116. S. 999) gab einige Mittheilungen. Außerdem sind zu benutzen: *Saxe*, Onomast. liter. VIII. p. 364. *Denina*, La Prusse littéraire III. p. 143—145. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 10. Bd. S. 306. Rotermund zu Jöcher V. S. 1752 und hauptsächlich der genaue Artikel von Decroix in der Biogr. univ. (T. XXXIII. p. 227—230).

(*F. A. Eckstein.*)

PAUW (Johann Cornelius de), ein holländischer Philolog, der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts zu Utrecht geboren wurde, seine Studien in dieser Stadt machte und, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, als Kanonikus in derselben lebte und im Jahre 1749 starb. Das sind die spärlichen Nachrichten, welche über die äußeren Verhältnisse dieses Gelehrten bekannt sind; mehr läßt sich über die ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit sagen, zu welcher ein unabhängiges Leben ihm die unbeschränkteste Muße schenkte. Als seine erste [1]) literarische Arbeit läßt sich anführen 1) Philargyrii Cantabrigiensis emendationes in Menandri et Philemonis reliquias, ex nupera editione Joannis Clerici. ubi quaedam Grotii et aliorum, plurima vero Phileleutheri Lipsiensis errata castigantur. Cum praefatione *Joann. Clerici* (Amstelodami 1711). Es ist schon der Titel eine Parodie auf die im vorhergegangenen Jahre von Bentley unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis geschriebene und von Peter Burmann mit einer in ziemlich ungezogenem Tone geschriebenen Vorrede vermehrte und zu Utrecht 1710 herausgegebene ausführliche Beurtheilung der von le Clerc besorgten Sammlung der Fragmente Menander's und Philemon's. Das Gerücht, daß man jenen Arminianer zu einer guten Pfründe nach England berufen wollte, hatte den großen Kritiker veranlaßt, schonungslos die Schwächen des letzten Machwerks von Clericus aufzudecken, und alsbald seine Rügen und Verbesserungen an Franz Hare zu schicken [2]). Die Schärfe und Bitterkeit, mit welcher dies geschehen war, veranlaßte einen heftigen Streit und es erhob sich für den Angegrif-

1) Zwar erwähnt Dorville (Vann. crit. p. 219) eine epistola Vibio praemissa und rügt eine Menge dort begangener Irrthümer, aber eine genauere Angabe über das Erscheinen derselben fehlt. Vielleicht steht dieselbe in Fr. Hessel's neuer Recension des Vibius Sequester, deren Erscheinen im J. 1711 allerdings dafür sprechen könnte. Leider war mir das Buch nicht zugänglich. 2) Vgl. F. A. Wolf, literarische Analekten. I. S. 24 fg.

fenen zuerst Jacob Gronov in der Infamia[3]), dann der junge Pauw unter dem angenommenen Namen Philargyrius Cantabrigiensis. Daß er der Verfasser sei, ergibt sich nicht blos aus seiner spätern Anmerkung im Philes (p. 217), sondern ward von d'Orville (Vannus p. 223 sq.), sowol aus der Schreibart, als aus dem ganzen Charakter des Büchelchens auf das Überzeugendste dargethan. Es hätte nicht solcher Demonstrationen bedurft; denn da die Schwäche der Arbeit des Clericus, der nie ein gründlicheres Studium auf die griechischen Dichter verwendet hatte, und der Scharfsinn, welchen die Bentley'sche Kritik zeigte, allen Kennern einleuchtete, so trugen die leidenschaftlichen Angriffe des jugendlichen Vertreters noch mehr dazu bei, le Clerc in üblen Ruf zu bringen, zumal Pauw selbst in seiner Entgegnung zahlreiche Blößen sich gegeben hatte. Bentley hielt es auch bei der zu Cambridge 1713 erschienenen zweiten Ausgabe nicht für der Mühe werth, einem solchen Gegner zu antworten. Es folgte nun eine längere Pause in der schriftstellerischen Thätigkeit, mit der Pauw im Jahre 1726 von Neuem begann und dann in rascher Folge eine Reihe von Schriftstellern erscheinen ließ, die gewöhnlich weniger beachtet und seltener herausgegeben werden. In dem angegebenen Jahre gab er heraus: 2) Disp. de alea veterum (Ultraj. 1726), wozu ihm ein Epigramm des Agathias Veranlassung gab. 3) *Ἡφαιστιωνος*[4]) *Ἀλεξανδρεως ἐγχειριδιον περι μετρων και ποιηματος. Εἰς το αὐτο σχολια.* Hephaestionis Alexandrini Enchiridion de metris et poemate, cum scholiis antiquis et animadversionibus edidit *J. C. de P.* (Trai. ad Rh. 1726. 4.). Er besorgte diese Ausgabe, ohne sich viel um die zahlreichen kritischen Hilfsmittel zu bekümmern; nicht einmal die Juntina, obgleich sie sich an seinem Wohnorte befand, sah er ein, sondern lieferte blos einen, selbst den Seiten, jedoch nicht den Zeilen nach, entsprechenden Abdruck der pariser Ausgabe apud Adrianum Turnebum von 1553 und vermehrte deren ohnehin zahlreiche Fehler durch leichtsinnige Conjecturen und Nachlässigkeit der Correctur. Seine Anmerkungen zeigten auffallende Unkenntniß antiker Metrik und fanden daher heftigen Widerspruch; die zahlreichen Dichterfragmente ließ er unbeachtet[5]). 4) Horapollinis Hieroglyphica graece et latine, cum integris observationibus et notis Joann. Merceri et Dav. Hoeschelii, et selectis Nicolai Caussini curante J. C. de P., qui suas etiam Observationes addidit (Trai. ad Rh. 1727. 4.). Auch hier verabsäumte er das Aufsuchen neuer kritischer Hilfsmittel und zeigte denselben Übermuth in der Beurtheilung der Meinungen Anderer, sodaß ein Recensent (Acta Eruditorum 1727 p. 505) mit Recht sagen konnte: Saepe etiam notatis Criticorum ex. gr. Salmasii, Bocharti, Hoeschelii erroribus idque asperius, tam crebro iis obiiciente Editore ineptias, ut qui dixerit sexcentis id factum esse locis, ei non sit metuendum ut reus agatur hyperboles[6]). 5) Phile de animalium proprietate, ex prima editione Arsenii et libro Oxoniensi restitutus a *J. C. de P.*, cum ejusdem animadversionibus et versione latina Gregorii Bersmanni. Accedunt ex eodem libro Oxoniensi non pauca hactenus inedita. (Trai. ad Rh. 1730. in 4.) Durch Abraham Gronov's, dem auch die Ausgabe gewidmet ist, Gefälligkeit hatte er die Lesarten einer oxforder Handschrift, von andern Freunden andere Hilfsmittel erhalten, sodaß er in der Vorrede mit lächerlicher Ruhmredigkeit zu behaupten wagte, Philen non spurium et adulterinum, sed genuinum et verum herausgegeben zu haben. Will man auch den falschen Namen des Dichters nicht hervorheben, so ergibt doch selbst eine flüchtige Vergleichung der Wernsdorf'schen Ausgabe, wie viel er seinem Nachfolger zu verbessern übriggelassen hat; wovon auch bald nach dem Erscheinen der Pseudonymus Philetas in den Miscellan. Observatt. (VI, 1. p. 157—167) zahlreiche Proben gegeben hatte. 6) *Anacreontis Teii* odae et fragmenta gr. et lat. cum notis *J. C. de Pauw* (Trai. ad Rhen. 1732. in 4.), mit einer Dedication an Clericus. Nachlässigkeit in der kritischen Behandlung, Abgeschmacktheit in der Erklärung, Grobheit in der Polemik: das etwa sind die Vorwürfe, welche dieser Ausgabe, in welcher die Schätze von Barnes geplündert waren, gemacht worden sind: alle Kritiker[7]) stimmen darin überein. Die spätere Zeit hat günstiger geurtheilt, obgleich die Gewährsmänner für solche Lobsprüche nicht eben große Auctorität genießen, es sind der leipziger Rector Joh. Friedr. Fischer[8]), der reichhaltige Anmerkungen, zahlreiche Spuren von Scharfsinn und feinem Urtheil, ausgezeichnete Kenntniß der griechischen Sprache rühmend hervorhebt und d'Orville's Schmähreden für unbegründet erklärt, und Möbius[9]), der die kühne Verwegenheit zwar tadelt, aber doch das acutissimum, quo gaudebat, ingenium hochstellt — Beide ohne Urtheil. 7) *Quinti Calabri* Praetermissorum ab Homero libri XIV. graece, cum versione latina et integris emendationibus Laurentii Rhodomanni et adnotamentis selectis Claudii Dausqueji, curante *J. C. de P.*, qui suas etiam emendationes addidit (Lugd. Bat. 1734). Die Ausgabe ist schöner und bequemer als alle früheren, da die Emendationen gleich unter dem Texte stehen; dieser ist nach Rhodomann gegeben, jedoch einzelne Fehler aus der Aldina verbessert. Die nöthige Sorgfalt in der Vergleichung der vorliegenden Hilfsmittel, die Vernachlässigung zahlreicher anderer mußte auch hier gerügt werden. In seinen eignen Anmerkungen ist viel Übereiltes,

3) Der Titel der kleinen Schrift, welche Wolf unerwähnt gelassen hat, lautet: Infamia emendationum in *Menandri* reliquias nuper editarum Traiecti ad Rhenum auctore *Phileleuthero* Lipsiensi, accedit responsio *M. Lucilii Profuturi* ad epistolam C. *Verutii Philellenis* (L. B. 1710. 12.). 4) So steht wirklich auf dem Titel; ein Fehler, der aus Turnebus' Ausgabe beibehalten ist. 5) Vgl. Vannus crit. p. 405—543.

6) Damit stimmt überein, was andere Beurtheilungen, z. B. in der Bibliothèque ancienne et moderne XXVII. p. 115 und d'Orville in der Vannus (p. 543—546) anführen. 7) Vergl. Acta Eruditorum 1732. p. 202. Bibliothèque raisonnée 1732. p. 102. Journal des Sçavans, Octobre 1735. *D'Orville*, Vannus p. 557—577. Miscellan. Observatt. II, 1. p. 7. 364. 8) Praefat. Anacr. edit. sec. p. XXII. 9) Praef. p. XVIII.

Flüchtiges und Unüberlegtes[10]), metrische Nachlässigkeiten[11]), harte und unbillige Urtheile über den Schriftsteller und seine Herausgeber, was besonders von dem Beurtheiler in den Acta Eruditor. 1736 (p. 112) erwähnt wird. Darum sind auch die vielen Angriffe nicht auffallend und während durch die geschickte Hand des Laurentius Rhodomannus Vieles verbessert worden ist, haben Dausquejus und Pauw durch ihre Conjecturen meistens das Gegentheil bewirkt[12]). 8) *Aristaeneti* epistolae graece cum versione latina et notis Josiae Merceri, curante *J. C. de P.*, cuius notae accedunt (Trai. ad Rh. 1736)[13]). Der Abdruck ist nach Mercier's vierter Ausgabe gemacht, gegen den er sich sehr unbillig zeigt; das Beste in den Noten ist von Andern, deren Namen er klüglich verschweigt, entlehnt und von seinen eigenen kaum zehn oder zwölf zu gebrauchen; seine Änderungen sind willkürlich. Das bezeugt das Urtheil des competentesten Richters in dieser Sache, F. Jac. Bast's, welcher sagt: id profiteri cogor, inter cunctas viri huius in Aristaenetum adnotationes, lectoribus summo supercilio obtrusas, vix decem vel duodecim esse, quae probandae sint editori novo; dummodo illas excipias, in quibus Jac. Tollium aliosque viros doctos clandestina fraude exscripsit[14]). Der Text ist noch sehr verderbt. 9) *Theophrasti* characteres ethici graece, cum versione latina Isaaci Casauboni et notis *J. C. de P.* (Traiecti ad Rh. 1737)[15]). Es ist meist ein Abdruck von Needham's Ausgabe, in der er wenig oder nichts änderte. Seine Unbescheidenheit, sein unbegrenztes Selbstvertrauen trat auch in diesem Werke auf widerliche Weise hervor, namentlich in dem bei den Haaren herbeigezogenen Angriffe auf Burmann (p. 77—83). 10) *Phrynichi* eclogae nominum et verborum atticor. cum versione latina P. I. Nunnesii et ejusdem ac D. Hoeschelii notis, ut et notis I. Scaligeri in Phrynichum et Nunnesii notis. Curante *J. C. de P.*, qui notas quoque suas addidit. (Trai. ad Rh. 1739. 4.). Hier wird es hinreichen, auf Lobeck's gewichtiges Urtheil (praef. Phryn. p. LXXVI) zu verweisen: Non maiore emolumento Pauwius tumultuatur, promissor vanissimus, qui quum omnibus rebus imparatus ad hanc accessisset provinciam, ea protulit, quae ab hominibus leviter doctis, quum ex tempore fabulantur, proferri solent. Die völlige Werthlosigkeit konnte nicht entschiedener ausgesprochen werden. 11) *Aeschyli* tragoediae superstites, graeca in eas scholia et deperditarum fragmenta cum versione latina et notis *F. Robortelli, A. Turnebi, H. Stephani* et *G. Canteri*. Curante *J. C. de P.*, cuius notae accedunt (Hagae Comit. 1745. zwei Bde. gr. 4.). Diese Ausgabe ist wegen der saubern Ausstattung gesucht; ihr innerer Werth ist gering, da die Fehler früherer Ausgaben noch vermehrt, Pauw's eigne, noch dazu griechisch geschriebene, Anmerkungen ohne Werth sind. 12) Notae in *Pindari* Olympia, Pythia, Nemea, Isthmia (Trai. ad Rh. 1747). Das ist das Verzeichniß von Ausgaben, welche Pauw innerhalb 20 Jahren vollendete; die Menge derselben könnte auffallend erscheinen, wenn nicht bei allen die größte Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit hervorträte, die ihn ohne große Vorbereitung und gründliche Studien an die Arbeit gehen ließ. Rechnet man dazu die Mangelhaftigkeit seines Wissens und den grenzenlosen Hochmuth, den er in seinen Urtheilen über andere Gelehrte hervortreten ließ und selbst die Treulosigkeit in der Benutzung des Eigenthums Anderer, so darf es nicht auffallen, daß er viele harte und rücksichtslose Angriffe erfahren hat. Bei wem in der Widerlegung fremder Meinungen putide et inepte, inficete, stolide, ineptissima puerilia, inanias conscribillare, misere caecutire, nugari, blaterari stehende Ausdrücke sind, wer andere Gelehrte mit den Namen vir nasutus, sycophantarum primipilus, blaterans canis, canis latrans beehrt, und ihnen bei leichten Versehen mit allen Steigerungen, deren die Sprache fähig ist und zahlreichen Exclamationen entgegentritt, und dies selbst bei Männern, wie Scaliger, Salmasius, Casaubonus, Heinsius, Bentley, Bynkershoek und unzähligen andern[16]), deren wissenschaftliche Verdienste anerkannt sind, ohne Scheu thut, von dessen Charakter läßt sich nichts Gutes erwarten. Pauw's Schriften ersetzen hier zum Theil die genaueren Nachrichten, welche in Betreff seines Lebens uns abgehen. Jener Zug, der sich durch alle seine Schriften verbreitet, jener Flecken in seinem Charakter ist auch von denen nicht verkannt worden, welche über seine Gelehrsamkeit ein günstigeres Urtheil gefällt haben, als wir im Vorhergehenden aussprechen konnten. Der milde Wesseling nennt ihn virum graece doctissimum, sed sui semper arbitrii, und Chardon de la Rochette[17]) misbilligt zwar das Verfahren derjenigen, die ihn als einen homme médiocrement savant behandeln, wirft ihm doch auch peu de modestie et ses formes dures et tranchantes vor[18]). Weniger schonend haben sich natürlich die von Pauw besonders angegriffenen holländischen Gelehrten, wie Burmann, benommen, und am heftigsten ist d'Orville aufgetreten, in dessen Charakter sonst jene gehässige Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht lag, von dessen bereitwilliger Gefälligkeit und Freundlichkeit vielmehr die aus jenen Zeiten stammenden Briefsammlungen zahlreiche Belege enthalten. Je mehr jener gelehrte Streit

10) Vannus critic. p. 354. 11) Ibid. p. 396. 12) G. Hermann in der Zeitschr. f. A. W. 1840. Nr. 31. 13) Acta Eruditorum 1738. p. 24. Vannus crit. p. 595. 14) Epistol. crit. p. 9. 15) Acta Eruditorum 1738. p. 296.

16) Es wäre leicht gewesen viel mehr Beispiele anzuführen; doch gibt hier das fünfte Capitel der Vannus critica: De contumelioso Pavonis scribendi genere, in quo index ater von p. 75 bis 121 die sorgfältig gesammelten Belege. 17) Mélanges de critiq. et de philolog. III. p. 345. 18) Wenn Marron in der Biograph. univ. (XXXIII. p. 226) sagt: Le célèbre Toup n'a point partagé le mépris que certains écrivains ont témoigné pour notre auteur und als Beleg dessen Emendationes ad Suidam v. νυμφεῖος οἶκος anführt, so hat der gelehrte englische Kritiker wenigstens an jener Stelle nichts für Pauw gesprochen, sondern nur eine richtigere Behandlung des vielbesprochenen Epigrammes des Agathias gegeben, bei welchem weder Pauw noch d'Orville das Richtige gesehen haben.

wegen der ungemessenen Heftigkeit, mit welcher er geführt wurde, als ein charakteristisches Zeichen der Rücksichtslosigkeit betrachtet werden kann, mit welcher die Humanisten dem Namen der Wissenschaft, welche sie treiben, Hohn sprechen, um so nothwendiger ist es, einige Worte darüber hinzuzufügen. D'Orville hatte zuerst in den Miscellan. Observatt. (1733. M. Mai und Juni) das kritische Verfahren Pauw's getadelt; dafür erhob sich Pauw 1734 in der Ausgabe des Quintus und noch mehr im Aristänetus, ohne jedoch die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen oder gar die gerügten Fehler einzugestehen und zu verbessern. Auf neue Angriffe schwieg d'Orville nicht und schrieb 1737 den Epilog zu der exercitatio de inscriptionibus Deliacis, auf welche Pauw in der Vorrede zum Theophrast antwortete, seinem Gegner blinden Haß vorwarf und diesem Hasse niedrige und gemeine Motive, z. B. die Dedication des Anakreon an Clericus, unterschob. Darauf entschloß sich d'Orville zu einer gründlichen Abfertigung und gab 1737 zu Amsterdam heraus: Vannus critica in inanes Joannis Cornelii Pavonis paleas, in qua plurimi scriptores cum veteres tum recentiores explicantur, emendantur, vindicantur. Cum epilogo et indicibus necessariis (661 Seit.)[19]), in welcher nach bestimmten Capiteln Pauw's Unwissenheit, Anmaßung und Frechheit bewiesen und die bis dahin von ihm herausgegebenen Schriften einer scharfen, ins Einzelne gehenden Prüfung unterworfen wurden. Darin liegt auch des Buches einziger Werth für uns, daß es zahlreiche Stellen griechischer Schriftsteller, namentlich Dichter, einer gründlichen Behandlung unterwirft und einige glückliche Vorschläge zu Verbesserungen mittheilt. Pauw schwieg natürlich nicht und antwortete in der Vorrede zum Phrynichus, die um ihrer Heftigkeit willen auch Lobeck in seiner Ausgabe wieder hat abdrucken lassen. Da wird der Gegner paedagogus, praeceptorculus, Orbiliolus, vir scholasticus, perspicacissimus magistellus, improbus et delirus grammaticus, grammaticaster vesanus oder misellus oder delirus, infelicissimus paedagogulus, delirans oder lepidissimus magistellulus, stipes, sycophanta anilis, morio, deliramentum egregium, homullus genannt, seine Behauptungen sind nugae Orbilianae; nugas effutit barbatulus, garrit, deliravit, non erat apud se, nihil ineptius et puerilius umquam legi sind gewöhnliche Bezeichnungen und stolide et inepte oder stulte et ridicule noch sehr milde Bezeichnungen. Über 100 Jahre sind seitdem verflossen; uns kommt es wol zu zu erklären, daß Unrecht auf beiden Seiten war, das größere auf Pauw's, der jene Heftigkeit erst hervorgerufen und durch seine Frechheit die Gemüther erbittert hatte, der auch d'Orville's Angriffe nicht mit den Waffen des Wissens bekämpfte, sondern sich mit Schimpfen begnügte und so zu dem traurigen Ruhme des gröbsten Philologen des vorigen Jahrhunderts, das doch an ähnlichen Charakteren nicht grade arm war, gelangte. Sein lateinischer Styl zeigt geringe Sorgfalt; er mischt die Phraseologie der verschiedensten Zeitalter und gibt dem Ganzen durch häufige Exclamationen und Interjectionen einen burlesken Anstrich. — Mehre seiner Plane, wie die Anmerkungen zu den Gudianischen Inschriften (s. Acta Erudit. 1733. p. 149), eine Bearbeitung des Aristophanes u. a. auszuführen, verhinderte ihn der im J. 1749 erfolgte Tod.

Nachrichten über Pauw finden sich spärlich, selbst Saxe im Onomasticon führt wenig an; die Nachträge zu Jöcher geben ein ungenaues Verzeichniß seiner Schriften; der Artikel der Biogr. univ. ist unvollständig. Bedauern müssen wir, daß er in eine etwas spätere Zeit fällt, als daß Burmann ihn in sein Traiectum literarium hätte aufnehmen können. (*F. A. Eckstein.*)

19) Eine sehr lobende Anzeige davon gaben die Acta Erudit. 1739. p. 65 sq.

Pauw (Peter), s. Paaw u. Pavia.

PAUW (Régnier), geb. 1564 zu Amsterdam, zeichnete sich als Diplomat und obrigkeitliche Person rühmlichst aus und Vaterstadt wie Vaterland mußten seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Reformation verschaffte er den Sieg in der erwähnten Stadt, sowie bei der ostindischen Compagnie; er war darauf in England (1613), Dänemark (1621) und Frankreich (1622) bei wichtigen Unterhandlungen beschäftigt. Ludwig XIII. schlug ihn zum Ritter, nachdem er schon früher in England auf ähnliche Weise geehrt worden war. Allein alles dies konnte nicht verhindern, daß er nach dem Tode des Statthalters Moritz, dem er ganz ergeben war, um allen Einfluß kam, da ihm die Freunde der Freiheit die Rolle nicht vergeben konnten, welche er bei den Processen Olden Barneveldt's und des Grotius gespielt hatte. Verfolgt in Satyren und Epigrammen des Erzdichters Voudel und seiner Parteigänger lebte er noch zehn Jahre als Privatmann und starb 1636 im 72. Jahre seines Alters. Gleich dem Vater zeichneten sich auch dessen Söhne Hadrian und Cornelius mannichfach aus. Der erstere, welcher 1631 Großpensionär von Holland war, bekleidete wie sein Vater nach und nach die Gesandtschaftsposten in England, Frankreich, Dänemark und bei den Hansestädten. Bei dem Friedenscongresse zu Münster wußte er sich einen Einfluß zu verschaffen, welcher den Neid der französischen Unterhändler erregte. Weniger glücklich war er 1649 in England, da es ihm nicht gelang, das Leben Karl's I. zu retten. Das Jahr 1653 endigte sein thätiges Leben. — Cornelius P., geb. 1593, war zwei Mal Generalconsul in Aleppo und sein Vaterland verdankte ihm manche Handelsvortheile in der Levante. Als Gesandter in Schweden (1631) wußte er sich die Gunst Gustav Adolf's in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser zum Ritter machte, auch die beiden Statthalter und Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich und Wilhelm, schenkten ihm ihr Vertrauen*). (*G. M. S. Fischer.*)

PAUW (Wilhelm), wurde im Haag geboren und widmete sich in Utrecht der Rechtswissenschaft im J. 1733. Bereits im folgenden Jahre vertheidigte er seine disputatio ad varia juris capita (1734. 4.), welche theils im J. 1737 (in 8.) zu Halle wieder abgedruckt wurde, theils

*) Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII.

in einer vollständigern Ausgabe erschien (Hagae Comitum 1740.). Drei Jahre später gab er, ohne seinen Namen zu nennen, heraus, Observationum juris civilis liber singularis (Hag. Comit. 1743.), und erlangte durch dieselben einen großen Ruf. Er verheirathete sich mit einer Tochter des berühmten Juristen Bynkershoek und wurde Rath bei dem hohen Gerichtshofe im Haag. Diese praktische Thätigkeit scheint die Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten, von denen z. B. Ruhnken in einem Briefe an Ritter*) schreibt: Inter JCtos nostros egregia etiam molitur Guilielmus Pauwius, Curiae Senator et Bynkershoekii gener, Observationibus Juris ἀνωνύμως editis clarus, verhindert zu haben. Dieses Buches gedenkt auch Burmann (in Anthol. lat. T. II. p. 371) mit großem Lobe. (*Eckstein.*)

PAUXI, mexikanischer Name eines hühnerartigen Vogels, welcher zu der Amerika eigenthümlichen Gattung Crax *Linn.* (Alector *Cuv. Merr.*) gehört, und sich mit den andern Arten derselben durch höhere Läufe, an denen die Sporen fehlen, eine längere, ganz auftretende Hinterzehe und den kurzen, hohen, am Ende stark hakigen Schnabel auszeichnet. Bei dem Pauxi ist dieser Schnabel besonders kurz und auf seinem Grunde mit einem eiförmigen, bläulichen, großen Höcker versehen, der allen andern Arten fehlt und eine sehr charakteristische Eigenheit dieses Vogels ist. Er erreicht ziemlich die Größe des Puters und läßt sich leicht zähmen. Vieillot (Galér. des Ois. pl. 200) und Büffon (pl. enlum. 78) haben ihn abgebildet. Cuvier bildet aus ihm und einigen Verwandten eine Untergattung Urax, welche man vergleiche. (*Burmeister.*)

PAUXIS, Benennung (in der Lengua geral) der berühmten Stromenge des Amazonas gegenüber dem Flecken Obydos. Der Amazonas trennt sich während seines Laufes von dem Pongo von Manseriche bis an seine Mündung so oftmals in Arme, daß ein wahrhaftes Labyrinth von breiten, mit ungleicher Schnelligkeit strömenden Flüssen entsteht, durch welche zahlreiche Inseln umfangen werden, die nicht selten mehre Meilen lang und stundenbreit sind. Nur der Hauptstrom, der aber mehr durch Tiefe als durch Breite von den abgehenden und wiederkehrenden Seitenarmen sich unterscheidet, besitzt einen wenig veränderlichen Lauf; seine Zweige bilden ein Netz, welches bisweilen gegen anderthalbe Meile breit, die eigentlichen Ufer des Festlandes sondert. Dieser großartige Charakter ist schon den ältesten Reisenden aufgefallen, indessen bisweilen übertrieben worden. Lopez Aguirre gibt in dem berüchtigten Briefe an den König Philipp die Zahl der Inseln mit Recht auf mehr denn Tausend an, allein ältere Landkarten, auf spanische und portugiesische Berichte gegründet, stellen manche Orte des Flusses wie große Erweiterungen zu Landseen dar, die mit unzähligen Inseln überstreuet sind. Nur an einer Stelle unterhalb des peruanischen Pongo verschwindet diese Eigenthümlichkeit so vollkommen, daß die gesammte Wassermasse in ein einziges, verhältnißmäßig schmales, Bett zusammengedrängt ist. Oberhalb Obydos, einer kleinen, aber freundlichen, auf einer Anhöhe gelegenen Ortschaft der Provinz Pará, vereinen sich die Arme des von SW. kommenden Flusses, der in plötzlicher Biegung nach NO. sich wendet und an dem Hügel von Obydos angekommen, sich wieder nach SO. kehrt. An dem Wendepunkte ist das Bett am schmalsten; seine Breite beträgt da, nach den trigonometrischen Messungen der portugiesischen Grenzcommission 869 Braças (Klaftern), nach Condamine 905 Toisen, gewiß eine außerordentliche Zusammendrängung, da der Hauptarm des Flusses schon in Maynas an vielen Stellen gegen 1000 Klaftern mißt. Was an der Breite abgeht, ersetzt hier jedenfalls die Tiefe des Flußbettes, die aber noch nie gemessen worden, weil die Heftigkeit der Strömung das senkrechte Hinabfallen eines Bleilothes verhindert. Fahrzeuge haben mit mancher Schwierigkeit bei dem Aufwärtsgehen durch diese Enge zu kämpfen, denn da die Ufer (aus Alluvialsandstein und Lettenschichten gebildet) an der Nordseite weit über den höchsten Standpunkt der Anschwellungen hinausragen, und auch im Süden hoch genug sind, um bei gewöhnlichen Wasserständen nicht überfluthet zu werden, so findet sich in dieser, bisweilen gefährlichen, Enge fast nie ein flacheres und langsam abfließendes Fahrwasser. Während der blutigen Aufstände der Provinz Pará (1832—1836) hat daher die Regierung immer versucht sich im Besitze dieses Punktes zu erhalten, um die Fahrzeuge der vom Rio negro kommenden Aufrührer zurückzutreiben. Es würde diese Enge, die ungefähr eine Stunde lang ist, aber nur bei Obydos die angegebene geringste Breite erreicht, sich besonders eignen, um die Menge des vom Strome in gegebener Zeit vorübergeführten Wassers zu messen. Die Berechnung von Martius (Reise. III, 1355) ist folgende: angenommen, daß das Flußbett bei Obydos bei 869 Klaftern Breite in der Mitte 60, an den Ufern 20 Klaftern Tiefe habe, so ergibt sich für einen Querdurchschnitt des Flusses von einem Fuß Länge ein Wassergehalt von 208,160 Cubikfuß. Wenn die mittlere Geschwindigkeit des Stromes zu 2,4 in der Secunde angenommen wird, so führt er demnach durch die Enge von Pauxis in jeder Secunde 499,584 Cubikfuß Wasser. (*E. Pöppig.*)

PAUZFELD, Dorf in Baiern, welches zum Obermainkreise gehörig, im Landgerichte Vorchheim liegt, eine Pfarrkirche und 250 Einwohner hat, die wegen ihres Obstbaues berühmt sind. (*G. M. S. Fischer.*)

PAUZKE, PUTZIG, PUTZKO, PUTZKY, lat. Putiscum oder Bugustia, Stadt im Regierungsbezirke Danzig, Kreis Neustadt, liegt zehn Meilen nordwestlich von Danzig unter 35° 56′ Länge und 54° 35′ Breite, am sogenannten Pauzkerwick oder Winkel, wie man einen Theil der Ostsee nennt, welcher zwischen Danzig und Pauzke durch die Halbinsel Hela von dem danziger Wick abgeschnitten wird und sich durch seinen Reichthum an Fischen auszeichnet, hat ein Schloß, ein Rathhaus, drei Kirchen, 130 Häuser und 1350 Einwohner, welche See- und Flußschiffahrt, Holzhandel, Fischerei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, auch Tuchfabriken unterhalten, einen Stahl- und Eisenhammer besitzen. Im J. 1626 nahmen die Schweden Pauzke in Besitz, verloren

*) *Ruhnkenii* opusc. T. II. p. 777.

es aber schon das nächste Jahr wieder an die Polen, von denen es an Preußen kam. (*G. M. S. Fischer.*)

PAVA, Ort im Stuhle Haromszek im siebenbürgischen Lande der Szekler, verdient nur wegen eines bei ihm befindlichen Sauerbrunnens erwähnt zu werden. (*G. M. S. Fischer.*)

PAVACE (St.), Flecken im franz. Sarthedepartement (Maine), Canton und Bezirk Mans, ist eine Lieue von dieser Stadt entfernt, hat eine Succursalkirche und 300 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAVAGE, woraus im Latein des Mittelalters pavagium gebildet wurde (nicht zu verwechseln mit pariagium), heißt in den altenglischen Gesetzbüchern eine Geldabgabe, welche zur Pflasterung der Straßen und Hochwege diente. In Frankreich bezeichnet man mit diesem Worte in manchen Städten eine Abgabe, welche für ein- oder durchgehende Waaren entrichtet werden muß, gleichsam eine Art von Pflastergeleit (droit de chaucée). (*G. M. S. Fischer.*)

PAVANA, PAVANE, PADOANA, PADUANE, Ausdrücke, welche im Französischen, Spanischen und Italienischen einen gravitätischen spanischen Tanz bezeichnen, der zu Padua erfunden, und von dieser Stadt seinen Namen empfangen haben soll [1]). Andere leiten seinen Namen davon ab, daß die Tanzenden, welche dabei in den größten Gallakleidern erschienen, durch die vorschriftsmäßigen Schritte und Wendungen gleichsam ein Rad machten, wie die sich brüstenden Pfauen. Er hieß daher auch der große Tanz, dem man eine Gaillarde folgen ließ, wie Furetier in seinem Wörterbuche bemerkt. Er bestand größtentheils aus drei Wiederholungen, deren jede 8, 12, oder 16 Takte, jedoch wegen der zu beobachtenden Pas nicht weniger haben durfte [2]). Die Melodie dieses imposanten Tanzes wird in gleichem Takte gesetzt [3]). (*K. Pässler.*)

Pavate *Raj.*, s. Pavetta.

PAVENTIA, nach Augustin (de Civ. D. IV, 11) die Göttin, welche bei den Römern dem Erschrecken der Kinder vorstand. (*H.*)

PAVESADE, franz. Bezeichnung für Schanzkleid auf Kriegsschiffen (s. d. Art. u. Linienschiffe). (*H.*)

PAVESAN, PAVESANO, PAVESE, lat. territorium Pavense oder Papiense, nannte man früher einen sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnenden Landstrich, der deshalb oft der Garten von Mailand genannt wurde. Seine Grenzen waren im Norden das Mailändische, im Süden das Gebiet von Bobbio, im Osten das Lodesanische, im Westen Laumelina. Pavia, nach welchem der District genannt ist, Certosa und Voghera waren die bedeutendsten Städte im Pavesano, dessen größerer südlicher Theil, Pavese d'oltre Po 1743 dem Könige von Sardinien abgetreten wurde, dem er auch 1748 bei dem Friedensschlusse zu Aachen verblieb. Jetzt gehört das Pavesano der geschichtlichen Geographie an, lebt jedoch noch im Munde des Volkes. (*G. M. S. Fischer.*)

Pavesano, s. Pavesan.

PAVETTA. Mit diesem Namen, welcher aus dem malabarischen Worte pavate (so heißt eine Art dieser Gattung bei Acosta und Ray) gebildet worden, bezeichnete Linné (Gen. n. 132) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Coffeaceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch sehr klein, glockenförmig, kaum merklich vierzähnig; die Corolle trichterförmig mit langer, schlanker Röhre und viertheiligem Saume, dessen Fetzen lanzettförmig sind; die Antheren pfeil-linienförmig, oberhalb des Corollenrachens fast ohne Staubfäden aufsitzend; der Griffel fadenförmig, weit aus der Corolle hervorstehend, mit einfacher, keulenförmiger Narbe; die Beere mit dem Kelche gekrönt, zweifächerig, aber das eine Fach fehlschlagend, einsamig. Die 31 bekannten Arten, von denen aber vier noch zweifelhaft sind, wachsen, als zuweilen baumartige Sträucher mit gegenüberstehenden, ganzrandigen Blättern, After- und Stützblättchen und traubendolden-, rispen- oder doldenförmigen weißen Blüthen in Ostindien, Cochinchina, Australien, Madagaskar und Afrika. Linné kannte davon nur eine einzige, P. indica (*Gärtner*, De fruct. I. t. 25. Bot. reg. t. 198. Ixora Pavetta *Roxburgh* fl. ind. I. p. 395. Pavetta *Rheede* malab. V. t. 10), einen in Ostindien in Zäunen und Büschen einheimischen Strauch mit wohlriechenden Blüthen. — Pavetta *Cyrill.*, s. Putoria. (*A. Sprengel.*)

PAVEZIN, Flecken im franz. Loiredepartement (Forez), Canton Rive de Gier, Bezirk St. Etienne, ist 6½ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Ufer des Rhone, hat eine Succursalkirche und 1224 Einwohner, welche Nagelschmieden unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PAVIA. A) Delegation Pavia, ist eine Provinz des lombardisch-venetianischen Königreichs, zum Gubernium Mailand gehörig. Sie macht den südwestlichsten Theil des Guberniums aus, wird südlich durch den Po vom Herzogthume Parma und vom sardinischen Gebiete, westlich durch den Ticino von demselben Gebiete getrennt, nördlich von der Delegation Mailand und östlich von der Delegation Lodi begrenzt. Außer den genannten Grenzflüssen enthält sie nur unbedeutende Bäche, aber eine sehr wichtige Wasserstraße in dem Kanal von Pavia. Dieser dient zur Verbindung von Mailand mit Pavia, ist außerhalb des Thores Porta Ticinese des Erstern aus dem Naviglio grande (einem Kanal, der Mailand mit dem obern Laufe des Ticino verbindet) abgeleitet, und ergießt sich in Letzterem in den Ticino. Sein Bau wurde schon im vorigen Jahrhunderte begonnen, blieb aber unvollendet. Durch ein Decret vom 20. Juni 1805 wieder aufgenommen, wurde er darauf in 14 Jahren zu Stande gebracht, sodaß die Eröffnung des Kanals am 16. Aug. 1819 erfolgen konnte. Seine Richtung ist von Mailand bis Binasco, das fast in der Mitte dieser Wasserstraße liegt, südsüdwestlich, von Binasco bis Pavia südsüdöstlich.

---

1) s. Taubert's Tanzmeister. lib. II. c. 6. p. 369. 2) s. Prätor's Bericht. T. III. c. 11. p. 24. 3) Brossard, Wörterbuch. S. 303.

Seine Länge beträgt nach Bruschetti 33,370 Meter oder 100,000 Fuß, d. i. $4\frac{1}{6}$ Meilen, seine Breite meistentheils $10\frac{1}{2}$ Meter. Der Fall von Mailand nach Pavia beträgt $56\frac{7}{10}$ Meter, von denen $52\frac{1}{5}$ auf zwölf Schleusen vertheilt sind, sodaß also auf das Wasser selbst in seiner ganzen Länge nur $4\frac{1}{2}$ Meter kommen. Er trägt Schiffe mit 30,000 Kilogramm (535 Ctnr.) Ladung. In die Delegation Pavia fällt auch ein Theil des schon erwähnten Kanals Naviglio grande, welcher das nordöstlichste Stück derselben abschneidet, und ganz gehört dahin der Canal von Bereguardo, welcher ebenfalls aus dem Naviglio grande, und zwar bei Castelletto di Abbiate grasso, sich abzweigt, südsüdöstlich dem Ticino parallel läuft und sich in diesen, nachdem er Bereguardo passirt hat, oberhalb Pavia ausmündet. Seine Länge beträgt drei Meilen. Beide Kanäle tragen Schiffe von gleicher Größe, wie der Kanal von Pavia. Das Land ist ein Theil der großen lombardischen Ebene und ist völlig flach. Mit derselben theilt es auch die große Fruchtbarkeit des meistens schweren Bodens, den gartenähnlichen Anbau und den völligen Mangel an Waldungen. Das fehlende Holz wird durch den Abgang von den vielen Alleen und den Torf nur nothdürftig ersetzt. Die Stein- und Braunkohlenlager, welche man aufgefunden hat, sind bis jetzt noch nicht benutzt. Die wichtigsten Producte des gesegneten Landes sind alle Getreidegattungen, worunter Reis und Mais besonders zu erwähnen sind. Ersterer, zugleich ein bedeutender Handelsgegenstand, wird vorzüglich in den Niederungen am Ticino und am Po gebaut. Von den übrigen Getreidearten ist Weizen am häufigsten, Hafer am seltensten. Auch baut man Flachs und Hanf, doch steht der Flachs dem von Crema, Cremona und Lodi nach, ferner verschiedene Ölsamen, Farbekräuter (nur unbedeutend) und Küchengewächse. Der hier und in Bergamo versuchte Anbau der Baumwollenstaude ist mislungen. Die Oliven gehören auch nicht zu den besten Sorten, vorzüglich aber ist der Maulbeerbaum, wie denn die Seidencultur einen Hauptreichthum der Lombardei ausmacht, ebenso das Obst, namentlich die feinern, nur dem Süden angehörigen Sorten, und sehr wichtig der Weinbau. Die Viehzucht, für welche eine sehr sorgfältige Wiesencultur mit künstlicher Bewässerung stattfindet, ist besonders Rindviehzucht, nächstdem Pferdezucht. An Schafen gibt es nur unedle Sorten, auch die Schweine sind hier weit weniger gut als in den näher den Alpen gelegenen Theilen der Lombardei, wo es Wälder und darin Kastanienbäume gibt. Die Jagd beschränkt sich auf Hasen und wildes Geflügel. An zahmem Geflügel findet sich hier häufig die sonst in der Lombardei seltene Gans. Die Rindviehzucht, besonders die Haltung der Kühe, liefert zugleich den Einwohnern einen wichtigen Erwerbszweig in der Käsebereitung. Die Delegation Pavia und die benachbarten Delegationen sind es nämlich, in denen am meisten der sogenannte Parmesankäse bereitet wird. Andere Erwerbszweige sind noch die Seidencultur, welche sich indessen fast nur auf Gewinnung und Abspinnung der Cocons beschränkt, letzteres besonders in Buffalora, Verarbeitung des Flachses, als Spinnerei und Weberei, letztere theils von eignen Webern, theils in jeder Haushaltung betrieben, Verfertigung grober Zwirnspitzen, Bereitung des Öles, besonders aus Leinsamen, und Handel.

Die Delegation Pavia ist nächst Cremona die kleinste der neun Delegationen, in welche das Gubernium Mailand zerfällt, und umfaßt $24\frac{2}{5}$ □Meilen. Die Zahl der Einwohner belief sich 1817 auf 142,600 und ist jetzt 165,000 stark. Diese sind sämmtlich Italiener und Katholiken. Die Delegation Pavia bildet zugleich eine bischöfliche Diöcese, welche aus 80 Pfarren besteht. Administrativ ist sie in acht Distrikte eingetheilt, nämlich Pavia, Beregvardo, Belgiojoso, Corte Olona, Rosate, Binasco, Landriano und Abbiate grasso. Alle diese Ortschaften sind außer Pavia nur Marktflecken. Außer diesen sind noch zu erwähnen Buffalora, dessen wegen der Seidenspinnereien schon gedacht ist, am Naviglio grande, Casorate, Magenta und Villanterio, letzteres ein großes Dorf, nordöstlich von Belgiojoso mit starker Käsebereitung.

B. Stadt Pavia, königliche Stadt und Hauptstadt der gleichnamigen Delegation. 1) Topographie und Statistik. Pavia liegt auf dem Abhange einer Anhöhe am linken Ufer des Ticino, $\frac{3}{4}$ Meile von dem Einflusse desselben in den Po. Nur eine Vorstadt ist auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen und nimmt einen kleinen Theil einer Insel ein, die ein kurz oberhalb der Stadt sich aus dem Ticino abzweigender und ihn weiter unterhalb wieder erreichender schmaler Arm desselben, der Gravellone, bildet. Die Vorstadt ist mit der Stadt durch eine Brücke verbunden, die zu den schönsten im ganzen österreichischen Staate gezählt wird und am Ende des 14. Jahrh. von dem Herzoge von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, gebaut ist. Sie ist 260 Schritte lang, bedeckt und aus weißem Marmor, und ruht auf sieben aus Ziegelsteinen aufgemauerten Bogen von 60 Fuß Bogenweite. Die Stadt ist mit alten, halb verfallenen Festungswerken umgeben, die sie jetzt nicht mehr zu einer Festung machen. In gleichem Zustande ist eine auf dem höchsten Punkte im Norden liegende alte Citadelle, die, wie die Brücke, ein Werk des Herzogs Johann Galeazzo Visconti ist. Auch sind viele ihrer Thürme, die ihr früher den Namen der hundertthürmigen (Citta delle cento torri) verschafft, jetzt abgetragen. Doch hat sie noch immer ein ehrwürdiges Ansehen. Auch ist sie im Innern, wenn auch alterthümlich, doch regelmäßig gebaut, und hat breite und gerade Straßen, welche mit Geschieben gepflastert und mit Trottoirs versehen sind, und zur Reinigung überschwemmt werden können. Die neue Straße (Strada nuova), welche als Corso benutzt wird, führt von Norden nach Süden mitten durch die Stadt von der Porta Milano bis zum prachtvollen Thore St. Vito und zur Ticinobrücke. Die merkwürdigsten Gebäude sind: die im vorigen Jahrhunderte angefangene und in diesem vollendete Domkirche. In diese sind auch die früher in der Augustinerkirche aufbewahrten Merkwürdigkeiten versetzt worden, nämlich das Grabmal des heiligen Augustin und das des Boetius. Mit dem Grabmale Augustin's hat es folgende Bewandtniß: Nach einer alten Sage soll der Körper des Heiligen im 6. Jahrh. nach Sardinien

und von da im 8. Jahrh. hierher gebracht worden sein, und König Luitprand soll ihm die nachmalige Augustinerkirche erbaut haben. Das Begräbniß des Heiligen wurde aber so geheim gehalten, daß es ganz in Vergessenheit gerieth, bis die Augustinermönche im J. 1695 an einer Stelle der Mauer das Wort Augustino und daneben einen alten Sarg fanden, in dem man nun seine Gebeine entdeckt zu haben glaubte. Es wurde damals viel über die Echtheit des Fundes gestritten, auch in mehren Schriften, bis der Papst Benedikt XIII. durch eine Bulle, worin er an dieselbe zu glauben befahl, dem Streite ein Ende machte. Das darauf errichtete Grabmal ist eine sehenswerthe Arbeit, die nahe an 300 Figuren enthält. Unbezweifelt ist das Grab des Boetius, der in Pavia hingerichtet wurde. Der Thurm aber, in dem er gefangen saß und sein berühmtes Buch de consolatione philosophiae schrieb, und in dem er auch sein Leben endete, existirt nicht mehr. In dieser Kirche hängt auch an einer Wand die sogenannte Lanze Roland's, welches ein mit Eisen beschlagener Mastbaum einer Barke ist. Auf dem Platze vor der Kirche steht eine alte bronzene Reiterstatue auf einer Säule von mittelmäßiger Arbeit, die den Kaiser Antonin den Frommen vorstellen und von den Langobarden aus Ravenna hierher gebracht sein soll. Andere sehenswerthe Kirchen sind die alte Basilika St. Michael von gothischer Bauart, die Kirche del Carmine aus dem Ende des 14. Jahrh., groß und majestätisch und mit einigen herrlichen Gemälden, und die in einfachem und edlem Styl erbaute Kirche Sta Maria coronata, genannt Canepanova, die ebenfalls reich an Gemälden ist. Der Kirchen sind im Ganzen 19. Von andern Gebäuden ist zunächst das Borromeische Collegium auszuzeichnen, ein schön gebauter Palast mit imposanter Façade, großen Säulenhallen und schönen Frescogemälden von den Brüdern Zuccheri; ferner das Universitätsgebäude, das ebenso schön als großartig ist und an der neuen Stiege mit ihrer hohen Wölbung eine Hauptzierde hat. Das Theater ist groß und prächtig, aber im Innern, trotz der reichen Verzierungen durch die Bekleidung mit schwarzem Marmor von düsterm Ansehen. Ein zweites Theater, das Omodeo, ist schon seit vielen Jahren geschlossen. Zum Paradeplatze und zur Promenade führt ein schönes Thor, auf dessen mittelsten Pfeilern zwei Flußgötter die Vereinigung der Adda und des Ticino (durch den Kanal von Pavia und den Kanal Martesana) andeuten und dessen mittelster Durchgang nur bei feierlicher Gelegenheit geöffnet wird. Die meisten Häuser sind nur von einfacher Bauart, doch zeichnen sich unter den Privatgebäuden aus: die Paläste Botta, Malaspina, vor welchem die Büsten des Boetius und Petrarka stehen, Maina, Olevano, Mezzabarba, Brambilla und Scarpa. Auf einigen Häusern sieht man kleine prismatische Thürme, welche, einer frühern Sitte zufolge, jedem Hause angefügt wurden, aus welchem ein Sohn auf der Universität zum Doctor promovirt war.

Pavia ist der Sitz der Delegationsverwaltung, eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichtes und eines Bischofs. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten sind zu merken: die Universität, die einen alten Ruhm behauptet. Sie soll als gelehrte Schule schon durch Karl d. Gr. 794 gestiftet sein. Doch ist 1361, wo sie von Karl IV. ihre eigentliche Begründung erhielt, als ihr Stiftungsjahr zu betrachten. Erneuert wurde sie darauf 1770 von Maria Theresia und abermals reorganisirt 1817 von Franz I. Sie theilt sich in drei Facultäten, die politisch-juridische mit 9 Professoren, die medicinisch-chirurgisch-pharmaceutische mit 17 Professoren und 9 Assistenten, und die philosophische in drei Abtheilungen mit 17 Professoren und mehren Adjuncten. Die Zahl der Studirenden, in neuerer Zeit wieder sehr gestiegen, beträgt 1400. Die mit der Universität verbundenen Anstalten sind eine Bibliothek, welche aber nicht die vom Herzoge Galeazzo gegründete ist, denn diese wurde theils 1499 von Ludwig XII., theils 1526 vom Marschall Lautrec nach Frankreich geführt, wo sie namentlich mit ihren schönen Ausgaben des 15. Jahrh. einen werthvollen Theil der französischen Bibliothek ausmacht; die jetzige ist eine Schöpfung des Grafen Firmian, welcher 1770 kaiserlicher Staatsminister in Mailand und Director dieser Universität war, und enthält in ihren 50,000 Bänden namentlich eine Sammlung der Memoiren aller Gesellschaften und Akademien der Wissenschaften, welche die vollständigste in ganz Italien ist. Ferner der botanische Garten, dessen Eintheilung Jussieu's System zu Grunde liegt, ein Mustergarten für die Ackerbaukunde, fünf Kliniken für Medicin, Chirurgie, Geburtshilfe und Augenheilkunde, eine Schule für Hydrometrie und Geodäsie, eine Architekturschule, eine Schule der Chemie und Pharmacie, ein chirurgisches Armamentarium und sehr reich ausgestattete Cabinette für Physik, Naturgeschichte, vergleichende, menschliche und pathologische Anatomie. Zur Vorbereitung für die Universität bestehen hier das wegen seines herrlichen Gebäudes oben schon erwähnte Collegio Borromeo, vom Cardinal Borromeo gestiftet, mit 32 unentgeltlichen Plätzen, und das vom Papste Paul V. gestiftete Collegio Ghislieri, das 60 freie Plätze und mehre Plätze für Zahlende enthält. Außerdem gibt es noch ein königliches Gymnasium, eine Hauptschule, eine Mädchenschule und eine Privat-Knabenerziehungsanstalt in St. Salvator bei der Stadt. Das große Krankenhospital St. Matteo, eine Stiftung vom J. 1449, ist ein großes Gebäude, in welchem gewöhnlich über 300 Kranke behandelt werden; es befinden sich in demselben die bereits erwähnten fünf Kliniken der Universität, von welchen zwei im J. 1782 von Joseph II., und die letzten drei im J. 1818 von Franz I. errichtet worden sind. Das Wohlthätigkeitsinstitut Santa Corona, seit 1570 bestehend, hat den Zweck, arme Kranke der Stadt mit ärztlicher Hilfe und Arzneien zu unterstützen; das damit verbundene Findelhaus, schon im 13. Jahrh. errichtet, ernährt an 50 Kinder im Hause und 700 auf dem Lande. Andere wohlthätige Stiftungen sind das Versorgungshaus Pertusati, die Knaben- und Mädchenwaisenhäuser, das Versorgungshaus Santa Margherita, das Almoseninstitut, das 1817 errichtete Arbeitshaus, das Pfandleihhaus u. a.

Die Zahl der Einwohner ist für den Umfang der Stadt gering, sodaß dadurch die Straßen wenig belebt

sind. Sie beträgt jetzt mit Einschluß der auf dem rechten Ticinoufer gelegenen Vorstadt 23,000 Seelen, soll aber früher 40,000 gewesen sein, und belief sich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auf 30,000. Jetzt scheint sie wieder im geringen Steigen begriffen. Der Haupterwerbszweig derselben ist der Handel, für welchen Pavia durch den Wasserweg den Ticino und Po abwärts und die Kanalverbindung mit Mailand eine recht günstige Lage hat. Die wichtigsten Artikel desselben sind Seide, Reis, Wein und Käse. Die Fabrikthätigkeit ist nur unbedeutend. Sie beschränkt sich auf einige Seiden- und Baumwollenwebereien und die Verfertigung sehr vieler Seilerarbeiten in den Vorstädten. Pavia ist der Sitz des Haupt-Grenz- und Zollamtes gegen Sardinien, indem hier der erwähnte schmale Arm des Ticino, Gravellone (sonst der Ticino selbst), das mailändische Gebiet von dem sardinischen trennt.

Zwei Stunden nördlich von Pavia, nicht weit von der Straße nach Mailand, liegt die berühmte Certosa (d. i. Karthause), ehemals ein Karthäuserkloster, dessen 50 Mönche ein Einkommen von 100,000 Thalern hatten, das aber von Joseph II. aufgehoben wurde. Jetzt leben in den schon verfallenden Klostergebäuden einige Cistercienser, um in der Kirche Messe zu lesen. Diese Kirche, zu deren Erhaltung jährlich 5000 Lire ausgesetzt sind, ist eine der schönsten in Italien. Sie ist im 15. Jahrh. durch den schon mehrfach erwähnten Herzog Johann Galeazzo Visconti ganz nach dem Plane von Bramante gebaut. Das Ganze ist majestätisch, das Einzelne trägt das Gepräge eines ängstlichen, fast übertriebenen Kunstfleißes. Der Styl ist die verkünstelte gothische Bauart. Die Hauptzierde des Äußern ist die ganz aus weißem Marmor erbaute und mit vieler Bildhauerarbeit geschmückte Façade, welche sich über die bleierne Bedachung erhebt und oben in einer Horizontallinie endet, beides wie bei dem strasburger Münster. Zu ihren beiden Seiten stehen niedrigere Eckthürme mit runden Kuppeln. Das Innere, ein schönes, auf zwei Säulenreihen ruhendes Gewölbe, erinnert an das des Doms von Mailand, das ebenfalls von Bramante herrührt. Der Grund desselben ist himmelblau mit goldenen Sternen und verschiedenen vergoldeten Zierathen. Sonst zeichnet sich das Innere durch Kostbarkeit des Materials und kunstreiche Behandlung desselben aus, worin wenige Kirchen mit dieser wetteifern können. Es ist ein wahres Kunstmagazin des 15. Jahrh.; jeder einzelne Gegenstand zeugt von der sorgfältigsten Bearbeitung, mancher hat das ganze Lebensalter des Künstlers verschlungen. Neben wahrhaft Schönem findet sich natürlich auch Mittelmäßiges und Geschmackloses. Die verschwenderische Pracht zeigt sich am meisten in den Seitenkapellen, deren im Ganzen 14 sind, die von dem Schiffe der Kirche durch Eisengitter geschieden werden. Die Altartische sind mit den mühsamsten Musivarbeiten aus Steinen aller Art geschmückt, die Wände mit Frescogemälden bedeckt, die Fußböden, wie der der ganzen Kirche, aus farbigem geschliffenem Marmor. Auch sind einige Altargemälde vorzüglich. Den Chor mit seinem prachtvollen Hochaltar trennt ebenfalls ein ehernes Gitter von der Kirche. Vor demselben stehen zwei wunderschöne kolossale, aus Erz gegossene Candelaber. An dem Altare ist die eingelegte Arbeit von Achat, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen besonders sehenswerth. Hinter demselben zeigt man als eine kostbare und seltene Kunstmerkwürdigkeit ein aus Wallroßzähnen verfertigtes Basrelief, dessen 50 Felder, jedes zu einem Quadratschuh, biblische Darstellungen enthalten. Nächst dem Chore steht das prächtige Mausoleum des Erbauers der Kirche, jenes Herzogs Johann Galeazzo. Doch sollen seine Gebeine nicht in demselben ruhen, indem, als das Mausoleum 160 Jahre nach seinem Tode fertig war, man sie nicht mehr aufzufinden wußte. Um die Certosa lag ehemals der große Thiergarten, in welchem Franz I. die bekannte Schlacht bei Pavia (s. d. Art.) verlor und gefangen genommen wurde. Jetzt wird der Raum desselben von sieben ansehnlichen Dörfern eingenommen.

2) Geschichte. Pavia ist das Ticinum der Römer. Zur Zeit der Langobardenherrschaft trat an dessen Stelle der Name Papia (die Einwohner Papienses), woraus allmälig Pavia entstanden ist. Aus Paulus Diaconus (II, 15: quae alio nomine Papia appellatur) kann man nicht entscheiden, ob nicht letzterer Name schon früher neben Ticinum gebräuchlich gewesen. Zur Zeit der Römer war die Stadt nicht bedeutend; desto schneller wurde sie es unter dem Ostgothenkönig Theoderich. Dieser baute darin einen Palast, in dem er gewöhnlich residirte, und machte die Stadt zu einem der festesten Plätze in Italien (*Procop.* Goth. II, 12). Die Festungswerke wurden von den Griechen noch verstärkt, sodaß sich Pavia drei Jahre gegen den Langobardenkönig Alboin halten konnte, in dessen Hände sie erst 572 fiel. Von seinem Gelöbnisse, alle Paveser niederhauen zu lassen, stand der König ab, indem bei seinem Einzuge sein Pferd unter dem Thore stürzte. Er wählte diese Stadt darauf ebenfalls zu seiner Residenz, was sie auch unter allen seinen Nachfolgern blieb, bis Karl d. Gr. mit ihrer Eroberung 774 dem langobardischen Königreiche ein Ende machte. Er legte Anfangs nur eine Besatzung von fränkischen Rittern in Pavia und ließ die langobardische Verfassung bestehen, bis er sich durch die Aufstände der Langobarden veranlaßt sah, ihre Herzogthümer zu zerstückeln, die fränkische Gauverfassung einzuführen und seinen Sohn Pipin zu seinem Stellvertreter in Italien zu ernennen, der nun ebenfalls in Pavia, öfters auch in Ravenna residirte. Pavia blieb der Hauptort des fränkischen Italiens, wo Karl bei seinen verschiedenen Zügen nach diesem Lande verweilte und mehrmals Reichstage hielt. Es war auch unter den spätern Karolingern, als ihre Herrschaft fast nur noch dem Namen nach bestand und sich ihr Gebiet in mehre fast ganz unabhängige Herrschaften aufgelöst hatte, der Mittelpunkt der Verwaltung, und wird in den Geschichten der damaligen Zeit sehr oft erwähnt, an Größe selbst eine Nebenbuhlerin Mailands, das sich seit der Zerstörung durch die Gothen noch nicht zu seiner frühern Bedeutsamkeit erhoben hatte. Auch der fernere Kampf um den Besitz Italiens, namentlich zwischen Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, dreht sich besonders um Pavia,

das 922 von dem Erstern, nachdem es kurz vorher von Rudolf von Burgund erobert war, mit Hilfe magyarischer Scharen zerstört und fast ganz dem Erdboden gleich gemacht wurde, wobei 43 Kirchen in Asche sanken [1]). Der Palast Theoderich's, in dem auch die fränkischen Könige oder Statthalter residirt hatten, blieb dabei verschont. Pavia erstand aber schnell von Neuem und sah auch ferner in seinen Mauern die Fürsten, welche sich in den Besitz des Königreichs Italien setzten, krönen, was bekanntlich mit der sogenannten eisernen Krone geschah, namentlich Otto den Großen, der Italien wieder an Teutschland brachte, und hier auch seine Vermählung mit Adelheid feierte. Die Stadt war auch noch immer sehr fest, und als sie sich 1024 nach Heinrich's II. Tode gegen die teutsche Herrschaft empört und den alten Palast Theoderich's niedergerissen hatte, widerstand sie einer mehrmaligen Belagerung Konrad's II. und ergab sich erst, als dieser sich in Mailand krönen lassen und seine Herrschaft in Italien befestigt hatte. Bei den großen Veränderungen, die darauf in Italien eintraten, als die Hohenstaufen den langen Kampf um den Besitz des Landes führten, und sich dieser in einen Jahrhunderte langen Kampf der Welfischen und Ghibellinischen Partei verwandelte, war Pavia entschieden, fast am entschiedensten und treusten von allen Städten, Ghibellinisch, stand also auf Seiten der Kaiser und war Gegnerin Mailands. Diese beiden Städtefactionen, zunächst erwachsen aus der Nebenbuhlerschaft zwischen Mailand und Pavia, standen sich indessen schon unter den fränkischen Kaisern und selbst in noch früherer Zeit gegenüber. Die Feindseligkeiten brachen häufig in offenen Krieg aus, in dem die Paveser meist den Kürzern gezogen zu haben scheinen. So erlitten sie namentlich 1061 eine blutige Niederlage. Im J. 1106 traten beide Städte gegen Lodi zusammen, doch begann die frühere Feindschaft 1127 und vielleicht schon früher. Die Stellung Pavia's wurde eigentlich dadurch bedingt, nicht daß es Ghibellinisch, sondern daß es königlich war. So war es, als sich Konrad von Hohenstaufen als Gegenkönig gegen Lothar aufwarf, für Letztern. Ghibellinisch wurde es daher erst, als die Hohenstaufen auf den Thron gelangt waren. Friedrich I. empfing 1154 in Pavia die lombardische Krone, und konnte bei seinen wechselvollen Schicksalen in Italien immer auf die Anhänglichkeit dieser Stadt rechnen, in die er nach seinen Siegen im Triumphe einzog und nach seinen Niederlagen Hilfe suchend flüchtete. Im J. 1160 hielt er hier das Concilium, auf dem er Victor IV. gegen Alexander III. als Papst anerkannte. Als der Lombardenbund seine größte Ausdehnung erlangt hatte, standen von den Städten Oberitaliens nur Pavia und Genua auf Seiten des Kaisers, und Pavia war es, wo nach der Schlacht von Legnano der flüchtige und todtgeglaubte Kaiser sich wieder zeigte. Ebenso war es unter Friedrich II.; und auch den letzten Hohenstaufen, Konradin, als er seinem Tode entgegenzog, hat Pavia noch in seinen Mauern gesehen. Dieses Verhalten Pavia's hatte für die Stadt wichtige Folgen, indem sie von den Kaisern mit Freiheiten bevorzugt wurde. Schon 1162, als Friedrich I. in der ganzen Lombardei die roncalischen Beschlüsse, welche die eben beginnende Entwickelung der städtischen Verfassung gänzlich lähmen mußten, in Ausführung brachte, verschonte er damit Pavia, Lodi, Cremona und wenige andere Städte, und begab sich fast ganz seiner kaiserlichen Hoheitsrechte [2]). Noch wichtiger war der Freibrief, den ihr Heinrich VI. 1191 ertheilte [3]): „die vom Volke erwählten, vom Kaiser nur bestätigten Consuln durften Zweikämpfe anordnen, alle rechtlichen Handlungen bei Kauf, Verkauf, Schenkungen, Verbrechen und Strafen vornehmen, den Minderjährigen Vormünder bestellen und in der Abwesenheit des Kaisers und unter dem Vorbehalte seiner Genehmigung selbst Notare ernennen. Sie entschieden in zweiter Stelle alle Streitigkeiten, deren Gegenstand nicht mehr als 25 Pfund betrug, und erhielten über die Stadt und deren Gebiet alle die Gerichtsbarkeit, welche ein Graf oder Markgraf hatte oder haben konnte. Nicht blos alle ältern Rechte und Gewohnheiten wurden bestätigt, sondern auch die, welche die Consuln mit Zuziehung des geheimen Raths oder der Credenza (jedoch nicht im Widerspruche mit allgemeinen Gesetzen) noch beschließen und einführen würden. Sie erhielten Handelsbegünstigungen mancherlei Art, durften Steuern ausschreiben und Zölle auflegen, wogegen ihnen kein Dritter Steuern oder Zoll nach erhöhten Sätzen abnehmen sollte. Außer den im constanzer Frieden bewilligten Regalien überließ ihnen Kaiser Heinrich VI. seine Ansprüche an die Brücken und Ufer des Ticino, und verbot, daß irgend Jemand in ihrem Gebiete ohne Erlaubniß Brücken, Burgen oder Thürme anlege oder ihnen die Gewässer ableite u. s. w." Als an der Spitze der Verwaltung stehend werden in verschiedenen Zeiträumen außer den Consuln auch erwähnt: ein Podesta (wol zu unterscheiden von einem kaiserlichen Podesta), ein Volkshauptmann, ein Rath weniger Weisen, ein Rath von 100 und von 1000 Männern, und endlich die Volksversammlung [4]). Die Zeit der Hohenstaufen ist für Italien diejenige, wo nach den schon früher (unter den sächsischen und fränkischen Kaisern) geschehenen Exemtionen der Städte und nach der Zerschlagung der Gaue in kleine adlige Besitzungen und Kirchendistricte, besonders die Verfassungen der Städte zu immer größerer Freiheit sich entwickelten. Anfangs war die Verwaltung derselben meist in den Händen der Bischöfe, ging dann in die der Commune über, worauf sie in der Regel von einzelnen mächtigen Familien usurpirt wurde. An die größern Städte schlossen sich kleinere, mit größerer oder geringerer Aufgebung ihrer Unabhängigkeit und selbst adlige Herrschaften an, und bildeten zusammen ein Stadtgebiet. Das damalige Stadtgebiet von Pavia entsprach aber nicht der heutigen Delegation Pavia, sondern dehnte sich weniger nach Norden und Osten, dagegen westlich über den Ticino und südlich über den Po aus [5]). Solcher Ortschaf-

1) Leo, Geschichte von Italien. 1. Bd. S. 296; vergl. S. 299. Anm.

2) Leo a. a. O. 2. Bd. S. 75. 3) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 5. Bd. S. 91. 4) Ebend. S. 195. 5) s. v. Spruner's histor. Atlas. 6. Bl.

ten waren nördlich vom Po: Olona (Corte Olonà), Mortaria (Mortara), Rodobium (Robbio), Bremedium (Breme), südlich vom Po: Vicus Iriá (Voghera), Valenca (Valenza), die Grafschaften Viglevanum (Vigevano), Languscum, Lumellum (Lumello), Gambarana, Rouscala.

Das feindliche Verhältniß zu Mailand, welches unter den Hohenstaufen immer tiefer einwurzelte, führte endlich zur Unterwerfung unter diese Stadt. Wir können aus diesem wechselvollen Kampfe nur die wichtigsten Ereignisse anführen [6]). Die feindliche Stimmung brach besonders in Folge des 1191 von Heinrich VI. an Pavia ertheilten Freibriefes aus. Letzteres schloß mit Cremona, Lodi, Como und Bergamo ein Bündniß gegen Mailand, welches 1197 in ähnlicher Ausdehnung erneuert wurde. Im J. 1201 erlitten aber die Paveser eine gänzliche Niederlage, worauf sie sich unter großer Aufopferung an Gebiet, an Rechten und Ansprüchen zum Frieden mit Mailand verstehen mußten. In einem 1213 ausgebrochenen Kriege erfuhren die Mailänder ein gleiches Schicksal, worauf 1217 ein dauernder Friede zu Stande kam. Neue Feindseligkeiten brachen unter Friedrich II. aus, die erst 1251 nach dessen Tode, wo überhaupt in Oberitalien ein friedlicherer Zustand eintrat, beendigt wurden. Nach dem Untergange der Hohenstaufen finden wir Pavia oft mit Mailand in freundlichem Vernehmen. So schlossen 1288, als der Markgraf von Montferrat alle Mittel versuchte, sich in dem obern Italien eine ausgebreitete Herrschaft zu erwerben, beide Städte mit Piacenza, Cremona, Brescia und Asti ein Bündniß. Aber Parteikämpfe im Innern der Stadt führten Pavia in die Hände des Markgrafen, der daselbst die Signorie eine Zeit lang behauptete. Die sich gegenüberstehenden Parteien waren nämlich die Langoschi, an der Spitze des Adels, und die Beccaria, an der Spitze des Volkes. Erstere waren schon früher vertrieben worden, und als jetzt die Beccaria ein gleiches Schicksal traf, gelang es jenen, die auf Seiten des Markgrafen standen, während das Heer desselben dem liguistischen der Mailänder und Paveser gegenüber lag, in Pavia einzudringen und dem Markgrafen die Signorie zu verschaffen. Auch ein späterer Versuch der Mailänder, in Pavia wieder ihrer Faction die Oberhand zu geben, schlug gänzlich fehl. Im J. 1300 wäre es indessen beinahe zu einer Vereinbarung zwischen beiden Städten gekommen, indem, als in Pavia die Streitigkeiten zwischen den beiden Häusern Beccaria und Langosco wieder heftiger ausgebrochen waren als je, und Erstere von Letzteren nach einem blutigen Treffen in den Straßen der Stadt selbst vertrieben worden waren, die Langosco, um sich zu verstärken, eine Verschwägerung mit den Viscontis von Mailand suchten, und auch Filippo von Langosco von Matteo von Visconti das Versprechen einer Tochter desselben für seinen Sohn erhielt. Matteo erfüllte aber sein Versprechen nicht und Pavia blieb auf der Seite des Markgrafen von Montferrat und der Mailand feindlich gesinnten Städte. Bald darauf begann ein mehrjähriger Krieg, in dem Pavia 1315 von Stefano, dem Sohne Matteo Visconti's, erobert wurde. Die Regierung der Stadt wurde darauf einem andern Sohne Matteo's, Lucchino, übertragen. Doch kam es bald dahin, daß die Familie della Beccaria unter Visconti'scher Oberhoheit die Signorie behauptete. Als diese aber die Stadt wieder ganz unabhängig zu machen suchten, rüsteten sich die Viscontis, und die Paveser erschreckt, übergaben ihre Stadt und nahmen die Bedingung an, daß die Viscontis den Podesta und die ersten städtischen Beamten ernennen, ihre Soldaten jederzeit in Pavia aufgenommen, und ihre Truppen überall, wo sie es bedurften, von den Pavesern verstärkt werden sollten (1343). Doch riß sich Pavia noch einmal ganz von Mailand los, und vergeblich waren 1356 die Bemühungen Galeazzo Visconti's, es wieder zu gewinnen. Ein junger Augustinermönch, Jacopo Bussolari, predigte in der Stadt Freiheit und Gleichheit, und wußte solchen Enthusiasmus zu erregen, daß sich die Paveser nicht nur durch das Herannahen eines Heeres von 40,000 Mann nicht erschrecken ließen, sondern auch eine längere Belagerung aushielten, welche die Visconti'schen Truppen aus drei großen Schanzwerken, die sie in der Nähe von Pavia angelegt hatten, ununterbrochen fortsetzten, um die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Endlich machten die Belagerten sogar unter Anführung ihres jungen geistlichen Helden einen Ausfall mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß die Schanzwerke genommen und das mailändische Heer in die Flucht getrieben wurde. Die Beccarias wußten jetzt wieder die Signorie dem Markgrafen von Montferrat zu Theil werden zu lassen, doch fast nur dem Namen nach, sodaß dieser für Pavia gegen Mailand kämpfte, während sie selbst in der Stadt den höchsten Einfluß hatten. Doch hatte der Markgraf den geistlichen Demagogen Bussolari gegen sie zu benutzen gewußt, welcher seine überhaupt gegen alle fürstliche Herrschaft gerichteten Reden vorzugsweise gegen das Verhältniß der Beccarias in Pavia wendete. Diese bewog er dadurch zu Mordversuchen gegen ihn, das Volk schützte aber seinen Helden, er ernannte von der Kanzel herab 22 Centurionen, erhielt selbst eine Leibwache von 60 Mann und erlangte die Vertreibung der Beccarias. Diese wandten sich darauf an Galeazzo Visconti, welcher 1359 mit einem Heere vor der Stadt erschien. Anfangs wurde er zurückgeschlagen, indem Bussolari wieder den alten Enthusiasmus zu erregen wußte, daß selbst die Frauen ihren Schmuck zum Opfer brachten. Als aber Seuchen in der Stadt ausbrachen, ergab sie sich den Mailändern, welche von nun an in ihrem dauernden Besitze blieben und denselben auch 1364 in dem Frieden mit dem Markgrafen von Montferrat zugesprochen erhielten. Die Geschichte Pavia's fällt jetzt mit der von Mailand zusammen. Als Letzteres 1395 zu einem Herzogthume gemacht wurde, bildete man aus Pavia und einem Theile des mailändischen Gebietes, welches dem pavesischen benachbart lag, eine eigens verwaltete Grafschaft, welche zuweilen in den Besitz jüngerer Söhne der mailändischen Herzoge gegeben wurde. — Eine Geschichte Pavia's haben Gatti, Zanetti und Marroni geschrieben;

6) f. Leo a. a. O. 2. Bd. S. 148. 168. 196. 200. 206. 3. Bd. S. 200. 233. 240. 257. 291. 335 u. a. a. O.

es sind dies aber unbedeutende Werke, welche hinter ähnlichen Stadtgeschichten, die wir für Italien besitzen, weit zurückstehen. (*A. Keber.*)

PAVIA, ein großes Gemeindedorf im Districte I. der venetianischen Provinz Friaul, mit einem Gemeindevorstande, einer katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer dem heil. Ulderico geweihten katholischen Kirche und einer Schule. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar, ja theilweise schlecht, dürr und mit Gerölle erfüllt. Die weite Ebene ist hier nur mit wenigen Maulbeerbäumen bedeckt. Zu dieser Gemeinde gehören mehre kleinere Dörfer. (*G. F. Schreiner.*)

PAVIA. So nannte Boerhaave (Ind. pl. hort. Lugd. Bat. II. p. et t. 260) zu Ehren von Peter Paaw (de Pauw, Paauw, Pavius, s. d. Art. Peter Paaw, Allg. Enc. Sect. 3. Th. 8. Abth. 2. S. 13, wo die Bemerkung, daß Peter Paaw den botanischen Garten in Leyden angelegt habe, dahin zu berichtigen ist, daß er als Vorsteher des botanischen Gartens zu Leyden des berühmten Clusius Nachfolger war) eine Pflanzengattung, welche Linné mit Aesculus vereinigte, welche aber von neueren Schriftstellern wiederhergestellt worden ist. Die Unterschiede zwischen beiden Gattungen sind folgende: Pavia hat einen röhrenförmigen, Aesculus einen glockenförmigen Kelch; Pavia vier aufrechte, schmale Corollenblättchen, Aesculus vier oder fünf ausgebreitete, mit eiförmiger Platte; Pavia gerade, Aesculus gekrümmte Staubfäden; Pavia glatte, Aesculus stachelige Kapseln. Zu Pavia gehören folgende vier Arten, welche in Nordamerika als Bäume und Sträucher einheimisch sind und in den europäischen Gärten cultivirt werden: 1) P. macrostachya *Dumont Courset* (Aesculus macrostachya *Michaux*, *Jacquin* eclog. I. t. 9.); 2) P. rubra *Lamarck* (Aesculus Pavia *L.*, *Duhamel*, arbr. II. t. 19); 3) P. hybrida *Candolle* (Aesculus hybrida *Candolle*, Aesc. discolor *Pursh*, Bot. reg. t. 310) und 4) P. flava *Cand.* (Aesc. flava *Aiton*, Aesc. lutea *Wangenheim*, Berl. Mag. Naturf. Fr. VIII. t. 6). (*A. Sprengel.*)

PAVIA (Donatus Bardus, Graf), ein alter genuesischer Historienmaler gegen 1487, aus der ersten Epoche der genueser Schule, fertigte mit Lorenzo Pavia zu Savona in S. Jacopo 1487 mehre Altargemälde; Beide zeichneten sich: „Laurentius Papiensis und Donatus Comes Bardus Papiensis." (*Frenzel.*)

PAVIA (Giacomo), ein Maler aus der vierten Epoche der bolognesischen Schule und Schüler des Crespi, geboren 1655, gestorben gegen 1700 (nach Lanzi 1750), ist im Allgemeinen weniger durch seine Arbeiten bekannt, da er sich zeitig nach Spanien wendete, wo er Vieles für Kirchen und Klöster arbeitete. Nach ihm ist ein heil. Nicolas auf dem Todbette, von Maria Fabri in Claude Mellan's Manier in Kupfer herausgegeben. (*Frenzel.*)

PAVIA (Giovanni), ein Historienmaler gegen 1500, wird von Malvasia als ein Schüler des Lorenzo Costa, auch als ein Schüler des Francia aufgeführt. (*Frenzel.*)

Pavia, Karthause von Pavia, s. Pavia.

PAVIA **Belagerung von Pavia, 1524 und 1525; Schlacht bei Pavia, am 24. Febr. 1525.** Franz I., König von Frankreich, hatte gleich bei seinem Regierungsantritte (am 1. Jan. 1515) durch Annahme des Titels eines Herzogs von Mailand offen dargelegt, daß er nicht Willens sei, die von seinem Vorgänger, Ludwig XII., in Oberitalien verlorene Oberherrschaft aufzugeben. Dahin, wo nur Venedig noch auf seiner Seite stand, führte er auch, hingerissen von Eroberungssucht und dem Drange sich durch ritterliche Thaten auszuzeichnen, in demselben Jahre ein bedeutendes Heer gegen die Schweizer, die mit dem Könige von Spanien, Ferdinand dem Katholischen, dem teutschen Kaiser Maximilian I. und dem Papste Leo X. im Bunde den Herzog Maximilian Sforza (Sohn des 1510 in französischer Gefangenschaft gestorbenen Ludwig's Moro) in Mailand wieder eingesetzt hatten, und in Folge des Sieges, den der König in der zweitägigen Schlacht bei Marignano (am 13. und 14. Sept.) über sie erfocht, kam nicht nur das Mailändische wieder unter seinen Scepter, sondern auch Genua und die bis dahin von dem Kirchenstaate besessenen Herzogthümer Parma und Piacenza fielen ihm zu. Hierauf suchte er sich durch Friedensschlüsse und Verträge mit dem Papste (am 13. Oct. 1515) und mit der Schweiz (am 29. Nov. 1516) den Besitz dieser Eroberungen zu sichern, und auch die damals noch friedliche Gesinnung des nach Ableben Ferdinand's (am 23. Jan. 1516) auf den spanischen Thron gelangten Karl's I. (nachmaligen Kaisers Karl's V.) kam ihm dabei zu Statten, von welcher dieser den sprechendsten Beweis dadurch ablegte, daß er zwischen Franz und Maximilian im December 1516 den Frieden vermittelte und sich am 11. März 1517 einem gegenseitigen Vertheidigungsbündnisse Beider anschloß. Immer noch aber meinte Franz in dem neuen Beherrscher des weit ausgedehnten spanischen Ländergebiets einen Nachbar zu erkennen, der ihm besonders von Neapel her in Italien gefährlich werden könnte, und seine Eifersucht auf dessen Macht steigerte sich bis zur persönlichen Feindschaft, als nach Maximilian's Tode (am 12. Jan. 1519) Karl die teutsche Kaiserkrone erlangte, mit der auch er, als eifriger Mitbewerber, sein Haupt zu schmücken gehofft hatte. Die dadurch zwischen beiden eingetretene Spannung führte nun im Jahre 1521 zum offenbaren Kampfe an Spaniens Grenze, in den Niederlanden und in Italien, welches der Hauptschauplatz des Krieges wurde und, wo, ebenso wie dort, Franz der Angreifende war. Vergeblich hatte Letzterer Leo X. und Heinrich VIII., König von England, in sein Interesse zu ziehen gesucht; dagegen war es dem ihm an Staatsklugheit überlegenen und auch von bessern Rathgebern unterstützten Karl V. gelungen mit dem Papste, der das Project Julius' II., Italien ganz von ausländischer Herrschaft zu befreien, wieder aufgenommen hatte, am 8. Mai ein geheimes Bündniß zu schließen, welches vor Allem auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Mailändischen hinzielte, und ein anderes solches mit dem Könige von England (im Aug. 1521) unter der Bedingung, daß dieser die Franzosen in der Picardie und Karl selbige an der spanischen Grenze beschäftigen sollte. Nirgends begünstigte sie aber in dem Feldzuge von 1521 dauerndes Glück, und in Italien, wo

der Statthalter von Mailand, Odet de Foix, Marschall von Lautrec, sich verhaßt gemacht hatte, und von seinem Könige durch Geld und Truppen nicht hinlänglich unterstützt wurde, endigte derselbe damit, daß Prosper Colonna, Anführer der vereinigten kaiserlichen und päpstlichen Truppen, sich der Stadt Mailand bemächtigte, Parma und Piacenza wieder mit dem Kirchenstaate vereinigte und den Franzosen dort nichts übrig blieb als Cremona, Alessandria, Genua und die Citadelle von Mailand. Im folgenden Jahre war Lautrec, durch ein ansehnliches Corps geworbener Schweizer und venetianische Truppen verstärkt, zwar wieder im Stande ins Feld zu rücken, aber auch dem Prosper Colonna waren, nachdem ihn die schweizerischen Söldlinge verlassen, noch im Frühjahre Scharen von teutschen Landsknechten unter dem berühmten Georg von Frundsberg aus Schwaben und unter Franz Sforza, Bruder des nach Frankreich abgeführten Maximilian, aus Tyrol zugezogen, mit denen er im April bei Bicocca (½ teutsche Meile nördl. von Mailand) eine feste Stellung genommen hatte. Lautrec, der ihm bei Monza (am Lambro, zwei teut. M. nörd. von Mailand) gegenüberstand, wollte hier noch Truppen und Geld abwarten, als Letzteres aber ausblieb, verlangten die Schweizer entweder Sold oder eine Schlacht und zwangen ihn am 22. April zum Angriff des kaiserlichen Lagers, bei welchem ihre ungestüme Tapferkeit an dem zähen Widerstande der Landsknechte scheiterte und jene, hierauf entmuthigt nach ihrem Vaterlande heimkehrten. Lautrec eilte nun, um Unterstützung zu vermitteln, nach Frankreich zurück, seinem Bruder Thomas, Sieur de l'Escûn (gewöhnlich Marschall de Foix genannt), das Commando in Italien überlassend; dieser war aber bald genöthigt alle Plätze in der Lombardei, bis auf die Schlösser zu Mailand, Cremona und Novara zu räumen, und auch Genua's bemeisterten sich die Kaiserlichen (am 30. Mai). Die nächste Folge davon war, daß Franz Sforza zum Regenten von Mailand unter dem Jubel der Einwohner ausgerufen wurde, und Franz I. sah sich zuletzt von allen Seiten bedrängt, als Heinrich VIII. zur Erfüllung des geheimen Tractats vom vergangenen Jahre nun mit einer offenen Kriegserklärung gegen ihn hervortrat und auch Venedig sich von ihm trennte, um mit dem Papste Hadrian VI., welcher in den italienischen Angelegenheiten dem Systeme des am 1. Dec. 1521 verstorbenen Leo's X. treu blieb, ein förmliches Bündniß einzugehen. So drohende Gefahr schreckte aber den ritterlichen König nicht, sie weckte ihn vielmehr aus dem Schlummer, in den sein Hang zu sinnlichen Freuden ihn bisher eingewiegt hatte. Nicht darauf sann er, wie er sich gegen seine Feinde nur vertheidigen, sondern wie er sie angreifen könnte, und eine Thatkraft, wie er sie früher noch nie entwickelt, ließ ihn die Mittel finden, um schon in der ersten Hälfte des Jahres 1523 ein bedeutendes aus Franzosen und geworbenen Schweizern bestehendes Heer aufzubringen, welches er in Person nach Italien führen wollte, um Mailand wieder zu erobern und so selbst den Ruhm zu ernten, den verlorenen Glanz der französischen Waffen wiederhergestellt zu haben. Schon war er im Begriff, an der Spitze des bei Lyon versammelten Hauptheeres der im August bis zu dem Alpenpasse bei Susa gelangten Vorhut zu folgen; doch ein entdeckter Verrath des Connetable Herzogs Karl von Bourbon legte ihm den Zwang auf, in Frankreich zurückzubleiben. Dieser, erster Prinz vom Geblüte, Sohn des unglücklichen Herzogs von Montpensier, der nach Karl's VIII. Abzuge von Neapel dort das Leben eingebüßt, ebenso ausgezeichnet durch bewiesene Tapferkeit, als in ritterlichen Fertigkeiten und abenteuerlichen Unternehmungen sich gefallend, aber auch voll übermüthigen Stolzes auf Geburt, Reichthum und Rang, hatte durch dies Alles schon länger die Eifersucht des Königs gereizt, und es war so zwischen Beiden eine Verstimmung eingetreten, die nur eines Anstoßes bedurfte, um in offenbare Feindschaft auszubrechen. Solcher fand sich durch die Königin Mutter, Luise von Savoyen, die ihr Auge auf ihn geworfen und deren Liebe er verschmäht hatte. Dadurch gekränkt und entrüstet bot sie alle Ränke zur Rache auf und brachte es dahin, daß dem Herzoge die Erbfolge des Hauses Bourbon bestritten und ein Proceß gegen ihn anhängig gemacht wurde, bei dem er Gefahr lief, fast alle seine bedeutenden Güter zu verlieren, deren vorläufige Verwaltung vom Könige das parteiische Parlament auch schon entschieden hatte. So verfolgt und bedrängt hielt sich nun Bourbon aller Familienbande und der Pflichten gegen sein Vaterland für ledig, und gab sich, den Verlockungen der Minister Karl's V. und Heinrich's VIII. folgend, dafür hin, in einen Plan einzugehen, der auf nichts Geringeres hinging, als mit Franz I. das Haus Valois vom Throne zu stoßen. Die Engländer sollten, wenn jener nach Italien gezogen, mit den Kaiserlichen vereint in das Innere von Frankreich eindringen und Bourbon, der in den Gegenden, wo seine großen Güter lagen, auf einen nicht unbedeutenden Anhang des Adels und Landvolks rechnete, sie dabei unterstützen; Letzterem wurde der Besitz der Dauphiné und der Provence mit dem königlichen Titel zugesagt und auch die Hand der Schwester des Kaisers, Eleonore, verwitweten Königin von Portugal, mit einer ansehnlichen Aussteuer geboten; das übrige Frankreich sollte zerstückelt als Beute den auswärtigen Mächten anheimfallen. Franz, dem nicht eher als auf dem Wege nach Lyon die erste Kunde von Bourbons verdächtiger Gesinnung zugekommen, war Anfangs zur Versöhnung geneigt; als ihm aber in den ersten Tagen des Septembers durch seine Mutter und ihren Anhänger, den Kanzler Düprat, die unzweideutigsten Beweise von der gegen ihn angesponnenen Verschwörung in die Hände kamen, gab er, aufs Heftigste erbittert, Befehl zur Verhaftung des Verräthers, der dieser jedoch durch die schleunigste Flucht noch entging. Über Oberteutschland in Italien angekommen, trat er dort in Karl's V. Dienste und focht hierauf bis an seinen Tod in den Reihen der Feinde Frankreichs. Nach jenem Vorgange war nun Franzen's Gegenwart in seinem Reiche zur Erhaltung der innern Ruhe unerläßlich geworden, weshalb er bei dem nach Italien bestimmten Heere zu seinem Stellvertreter den Admiral Bonnivet ernannte, der zwar persönlich brav, aber ohne Feldherrntalent war und nur als sein und der

Königin Mutter Günstling vor viel Tüchtigern den Vorzug erhielt. Schon beim ersten Auftreten jenseit der Alpen beging er den Fehler, daß er, nach Überschreitung des Ticino, drei teutsche Meilen von der Stadt Mailand mit 30,000 Mann angelangt, wahrscheinlich in der Meinung, daß ihre Eroberung ihm nicht fehlen könne, dem im 80. Jahre noch unermüdlich thätigen Colonna Zeit ließ, sie in Vertheidigungsstand zu setzen. Hierauf belagerte er sie den größten Theil des Winters hindurch vergeblich und war zuletzt genöthigt, mit seinem durch Mangel und Krankheiten geschwächten Heere, bei dem er Zucht und Ordnung hatte verderben lassen, über den Ticino wieder zurückzugehen und dort Winterquartiere zu beziehen. Der Kaiser machte aber nun zu Anfange des Jahres 1524 mit seinen italienischen Bundesgenossen, nachdem die Bemühungen des Papstes Clemens VII., der dem am 28. Nov. 1523 verstorbenen Hadrian VI. gefolgt war, den Frieden wiederherzustellen, fruchtlos gewesen, um so kräftigere Anstrengungen zur Fortsetzung des Kriegs in Italien. Dem Geldmangel halfen die Mailänder, Florentiner und der Papst ab, und so war zu Anfang des März 1524 ein verbündetes Heer bei Mailand zusammengekommen, stark genug, um sich getrauen zu dürfen, die Franzosen über die Alpen zurückzuwerfen. Den Oberbefehl darüber erhielt nach Colonna's Tode (am 30. Dec. 1524) Karl de Lannoy, ein Niederländer, seit Raimond's de Cordova Ableben Vicekönig von Neapel; doch waren ihm der Herzog von Bourbon und der Spanier Ferdinand Davalos, Marchese von Pescara, noch zur Seite gestellt, von welchen auch im weitern Laufe des Feldzugs vornehmlich die Leitung der kriegerischen Unternehmungen ausging. Bald war Bonnivet gezwungen, aus dem verschanzten Lager bei Abbiato-grasso am Ticino den Rückzug anzutreten, um durch das Thal von Aosta nach Frankreich zu gelangen. Als er aber am 14. April an der Sesia bei Romagnano angekommen war, wurde während des Überganges seine Nachhut von den Vortruppen der Verbündeten unter dem kühnen Pescara und Bourbon mit Ungestüm angegriffen und er selbst bei dem ersten Kanonenfeuer gefährlich verwundet. Der Ritter Bayard, welcher für Bonnivet das Commando übernommen, leistete zwar noch mit seinen Gendarmen den tapfersten Widerstand und sah, bevor er dabei den Heldentod starb, wenigstens einen Theil seiner Landsleute vom Untergange gerettet, aber von den ganz zersprengten Schweizern waren mehr als zwei Drittheile umgekommen; die Übriggebliebenen eilten im kläglichsten Zustande nach Hause und Italien war, nachdem sich auch die Besatzungen von Alessandria und Lodi ohne Schwertstreich ergeben hatten, für die Franzosen völlig verloren. Diese Erfolge ermuthigten den Kaiser zu dem Entschlusse in Frankreich einzudringen, um nun, wo möglich, die im verwichenen Jahre entworfenen Plane, zu welchen Bourbon's Abfall von seinem Könige ihm die Hand geboten, in Ausführung zu bringen. Er selbst wollte von Spanien aus in Guienne einbrechen, während er erwartete, daß Heinrich VIII. sein Versprechen erfüllen würde: die Picardie anzugreifen, und von Italien her traten auch vorerst im Juli 18,000 Mann Kaiserliche, unter welchen 7000 teutsche Landsknechte, 4000 Spanier, die übrigen meist Italiener, den Marsch über die Alpen nach der Provence an. Eines stärkeren Corps auch von dieser Seite hätte es allerdings bedurft, wenn es darauf abgesehen war, dem Könige Franz die Krone zu rauben und sein Reich zu theilen, und um so weniger konnte dies erreicht werden, da zwischen Bourbon und Pescara, dem der erstere während des Feldzugs in Frankreich als besonderer Rathgeber vom Kaiser selbst beigegeben war, bald Uneinigkeit eintrat. Bourbon rieth gerade auf Lyon loszugehen, in dem Vertrauen, daß seine Anhänger in dortiger Gegend ihm und den Kaiserlichen zufallen würden; Pescara dagegen bestand nach den ihm inzwischen unmittelbar vom Kaiser zugekommenen Instructionen vor Marseille zu rücken, wohin auch der Marsch fortgesetzt wurde. Durch Eroberung dieses Platzes sollte ein Hafen für die aus Spanien zu sendenden Unterstützungen gewonnen werden und dann von da die weiteren Operationen ausgehen. Unterdessen war aber Franz nicht unthätig gewesen. Während der Versammlung eines zahlreichen Heeres bei Avignon hatte er die Gegend um Marseille verwüsten lassen, um dem Feinde die Subsistenz zu erschweren; die Festungswerke der Stadt waren verstärkt worden und Renzo da Ceri, der aus dem Stamme der Orsini, den Erbfeinden des kaiserlichen Hauses, entsprossen, schon länger unter Frankreichs Fahnen gefochten, hatte sich mit 7000 fremden Landsknechten hineingeworfen, denen sich von den die spanische Herrschaft fürchtenden Einwohnern alle Waffenfähige zur Vertheidigung anschlossen. Der Herzog von Bourbon betrieb nun zwar die Belagerung, deren besondere Leitung ihm übertragen war, mit dem größten Eifer, aber alle Angriffe scheiterten an der hartnäckigsten Gegenwehr. Dabei rissen, in Folge des Mangels an Lebensmitteln, bald Krankheiten im kaiserlichen Heere ein, und als Andreas Doria, Frankreichs Admiral, der Flotte des Hugo di Moncada, welche Marseille von der Seeseite eingeschlossen, einen Verlust beigebracht hatte und zuletzt auch der König von Avignon her eine Bewegung machte, welche den Kaiserlichen alle Zufuhr und die Verbindung mit Italien abzuschneiden drohte, da drang Pescara nach vierzigtägigen vergeblichen Anstrengungen, den Platz zu gewinnen, auf schleunigen Abzug, und Bourbon war gezwungen, sich seinem Willen zu fügen. Dies war um so nothwendiger, da Franzen's Absicht, in das Mailändische einzufallen, nun zu Tage lag, wofür ihm jetzt, wo solches nur von wenig Truppen besetzt war, der Zeitpunkt besonders günstig erschien. Auch war das spanische Corps, welches in Guienne eingefallen, zu schwach, um Befürchtungen einzuflößen und Heinrich VIII., nachdem sein einflußreicher Minister, Cardinal Wolsey, vom Könige dafür gewonnen worden, sich wiederum mehr Frankreich zuzuneigen, bisher noch keiner seiner Versprechungen nachgekommen. Dessenungeachtet konnte der Beginn eines Feldzugs zu selbiger Zeit für die Franzosen auch bedenklich erscheinen, nicht nur weil der Winter schon nahte, während dessen mit Erfolg kaum noch etwas zu unternehmen war, sondern auch weil das Heer

größtentheils aus Fremden bestand, unter welchen auch eine Mehrzahl von Schweizern, die nur mit Mühe hatten bewogen werden können wieder in französischen Sold zu treten und von denen kaum anders zu erwarten stand, als daß sie bei anhaltenden Beschwerden in rauher Jahreszeit oder irgend einer ungünstigen Wendung des Krieges die französischen Fahnen, wie sie es oft schon früher gethan, mismuthig wieder verlassen würden. Dies stellten die älteren und kriegserfahrenern Marschälle, Chavannes, Lautrec, Tremouille und Aubigni, dem Könige auch vor und riethen, das Frühjahr abzuwarten, um bis dahin in das erst neuorganisirte Heer noch mehr Zucht und Ordnung bringen zu können, aber sie wurden nicht nur von des ritterlichen Herrschers Jugendgenossen unter dem kampflustigen Adel, die, eingedenk der Tage von Marignano, des Sieges gewiß zu sein glaubten, wenn er ungesäumt an ihre Spitze sich stellte, überstimmt, sondern auch besonders von dem Admiral Bonnivet, auf dessen Rathschläge jener das größte Gewicht legte. Umsonst eilte die Mutter des Königs nach der Provence, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten; er enthob sich einer Unterredung mit ihr durch plötzlichen Aufbruch, die Vernachlässigung, welche er so gegen sie verschuldet, mit ihrer Ernennung zur Regentin während seiner Abwesenheit begütigend, und zog, obschon in Trauer wegen des in diesen Tagen erfolgten Todes seiner Gemahlin, mit dem ganzen Heere um die Mitte des Octobers über Gap und Briançon nach Italien. Dasselbe bestand aus einem Corps Gendarmen von 1500 vollen Lanzen [1]) (9000 Mann franz. Reiterei), 14,000 Schweizern, 10,000 M. italienischen und französischen Fußvolks, die sich, auf Abenteuer ausgehend, größtentheils freiwillig hatten anwerben lassen, und aus 6000 Mann der berüchtigten schwarzen Knechte, teutsche Krieger, welche jetzt den Herzogen von Suffolk und von Lothringen unter selbständigen Fahnen folgten und die schon länger reicher Sold, wie die Furcht vor der Reichsacht ebenso an Frankreichs Fahnen gefesselt, als ihrem Vaterlande entfremdet hatte. Die vor Marseille gestandenen Kaiserlichen hatten auf dem Wege, den sie füglich nur einschlagen konnten, längs der Küste über Mondovi und Finale und von da über die Meeresalpen einen viel weitern und beschwerlichern Marsch zurückzulegen, als die Franzosen; Pescara beschleunigte ihn aber so, daß er am nämlichen Tage Alba am Tanaro erreichte, an welchem jene bei Vercelli an der Sesia eintrafen. Der vorsichtige Lannoy war den Seinigen von Asti her zur Aufnahme entgegengerückt und dem Könige war es sonach nicht geglückt, die Kaiserlichen in Italien zu überraschen. Doch waren die letztern nicht nur ungleich schwächer als ihre Gegner, sondern auch in Folge der vor Marseille überstandenen Mühseligkeiten größtentheils abgemattet und im freien Felde weniger kampffähig. Dennoch boten die kaiserlichen Feldherren mit bewundernswerther Besonnenheit und Thätigkeit Alles auf, um sich in Oberitalien zu behaupten. Vor Allem mußte ein Theil der Truppen, 300 Geharnischte, 500 spanische Hakenschützen (Arkebuseros) und zwölf Fähnlein Landsknechte, letztere unter dem Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern, überhaupt etwas mehr als 5000 Mann, eiligst den Marsch nach Pavia fortsetzen, um dort als Besatzung zu bleiben, und wurde diese unter den Spanier Antonio de Leyva, einen erprobten Krieger, gestellt. Als sie dort angekommen, waren die Franzosen erst bis Vigevano am Ticino gerückt, also dem von beiden Orten gegen vier teutsche Meilen entfernten Mailand nicht näher als jene. Dahin sendete nun der König von Vigevano aus sofort Herolde, um die Stadt zur Übergabe aufzufodern. Ihre Werke waren verfallen und die Zahl der streitbaren Einwohner durch eine pestartige Krankheit während der letzten Belagerung sehr geschmolzen. Franz Sforza, an der Möglichkeit einer Vertheidigung verzweifelnd, hatte sich daher nach der Festung Pizzighetone geflüchtet und der seinem Hause von jeher ganz ergebene vielgewandte Kanzler Morone, das Haupt der Mailänder, die im Jahre 1521 seine Wahl zum Herzoge begünstigt, hatte auch schon sogar die Bürger ihres Treueides gegen ihn entbunden und sie ermahnt, den Zorn der Franzosen durch Zögerung nicht zu reizen; als eine den Kaiserlichen zugeneigte Partei unter jenen, nach altem Herkommen Ghibellinen genannt, die Gegenwehr stürmisch verlangte. Da begaben sich am 22. Oct. aus Pavia Lannoy, Pescara und Bourbon mit einer Abtheilung spanischer Truppen in die Stadt und wiesen die Herolde in die Vorstädte zurück, mußten aber am 24. den mit Übermacht anrückenden Franzosen weichen und zogen sich nach Lodi (an der Adda, 4 teutsche Meilen südöstlich von Mailand, 4½ teutsche Meile nordöstlich von Pavia) zurück, welches vorläufig mit 2000 Mann besetzt und möglichst befestigt wurde. Die Besatzungen von Como (am Comosee, 5½ teutsche Meilen nördlich von Mailand) und dem nahe gelegenen Orezzo wurden verstärkt; mit den noch übrigen Truppen bezog Lannoy ein Lager bei Soncino (am Oglio, 4½ teutsche Meilen östlich von Lodi), um dort die Bewegungen des Feindes zu erwarten und danach seine Maßregeln zu nehmen. Der König schwankte zwischen den Entschlüssen, Como, Lodi oder Pavia zu belagern. Der Besitz von Como würde nur den Vortheil geboten haben, mit mehr Sicherheit Hilfstruppen aus der Schweiz heranziehen zu können; der von Lodi unterbrach die Verbindung zwischen dem kaiserlichen Heere am Oglio und Pavia; die Eroberung des letzteren Platzes gewährte den Franzosen einen Hauptstützpunkt in Oberitalien und eröffnete zugleich einen reichen Landstrich für den Unterhalt. In einem versammelten Kriegsrathe stimmte der größte Theil der älteren Generale für den Angriff auf Lodi, und schon wurden Truppen dahin in Marsch gesetzt, aber der König entschied sich zuletzt auf Bonnivet's Betrieb für den auf Pavia. Dies Unternehmen war das schwierigste von allen, sodaß Pescara, als er erfuhr, daß es beschlossen, ahnenden Geistes ausrief: „Wir haben gesiegt, wie wir besiegt waren, da der Feind uns in Ruhe läßt und sich an die Teutschen macht. Die Franzosen werden den

1) Eine volle Lanze (lance garnie) zählte damals sechs Reiter, nämlich 1 homme d'armes, der wie sein Pferd völlig bepanzert war, 3 archers oder Reisige, 1 coutillier, d. i. Knappen mit einem Dolche, und 1 valet oder Diener.

Winter über an dem Widerstande jenes beherzten und hartnäckigen Volkes umsonst ihre Kräfte abstumpfen und unterdessen uns aus Teutschland Hilfe zukommen, und siegreich werden wir dann den Krieg beenden!“ Immer aber befanden sich die Kaiserlichen für die Gegenwart in einer mislichen Lage, denn das Heer betrug mit Einschluß der Besatzungen nur ungefähr 16,000 Mann und hatte Mangel an Geld und den nothwendigsten Bedürfnissen. Um diesem Zustande abzuhelfen, boten nun dessen Führer alle Mittel auf, und nur ihrem Eifer hatte der Kaiser die Erhaltung von Oberitalien zu verdanken. Lannoy versetzte die Einkünfte von Neapel und schickte einen Theil des Geldes dafür nach Teutschland an den Erzherzog Ferdinand zu Inspruck und an George von Frundsberg zu Mindelheim in Oberschwaben, mit der Auffoderung, dort für ihn so viele Landsknechte zu werben, als sie nur aufbringen könnten. Bourbon erhielt vom Herzoge von Savoyen, den die Vermählung mit Isabella von Portugal von dem Interesse, welches er bisher an seinem Neffen auf Frankreichs Throne genommen, abgewendet hatte, unter der Hand Geld und Kleinodien und eilte damit zu gleichem Zwecke über die Alpen; Pescara endlich beschwor seine Spanier, über die er Alles vermochte, in der Zeit der Gefahr dem Kaiser auch ohne Sold, nur mit ihrer Treue und für die Ehre ihrer Waffen zu dienen. Nicht weniger thätig war aber auch König Franz. Sobald er nur die Belagerung des von den Kaiserlichen noch besetzten Schlosses von Mailand veranstaltet hatte, brach er auf und stand mit dem Hauptheere am 28. October vor Pavia.

Pavia am linken Ufer des Ticino südlich von ihm umspült, war in einem fast regelmäßigen Vierecke erbaut und damals auf der Nord-, Ost- und Westseite von ebenso hohen als starken Mauern und Wällen, mit vorliegenden tiefen Gräben umgeben. Nahe oberhalb trennte sich, wie noch jetzt, vom Ticino ein rechter, nahe unterhalb mit ihm wieder zusammenfließender Arm, der Gravelone, eine Wieseninsel mit der Vorstadt San Antonio einschließend. Über beide Arme führten steinerne Brücken, vor der über den linken befand sich am rechten Ufer ein Thurm. Auf der durch den Ticino geschützten Südseite der Stadt war die Mauer nur schwach und lückenhaft, und gegenüber trieb der Strom mehre mit Ketten befestigte Schiffmühlen. Südwestlich von der Stadt, nahe unterhalb der Trennung des Gravelone, lag auf einem Hügel die Abtei St. Salvator, nördlich von ihr und ferner von der Stadtmauer an der Straße nach Mailand die Abtei St. Sepulcri, auch zum heiligen Lanfrancus genannt. An der nördlichen Seite der Stadt, von wo sich das Terrain zur Ebene abflacht, erhob sich eine aus der Mauer hervorragende Citadelle mit vier Eckthürmen, welche nicht nur den dortigen Eingang zur Stadt, sondern auch zum anliegenden Park beherrschte. Dieser umgab die Stadt nördlich zum Theil und nordöstlich in einem großen Umfange und war mit einer starken Ziegelmauer umschlossen; in der Mitte befand sich das ¼ Stunde von Pavia entfernte Jagdschloß Mirabello. An der Ostseite der Stadt endlich, längs jener Mauer und dem Ticino, zog sich eine Reihe von Rebenhügeln hin von dem aus dem Park kommenden Bache Vernacula in einem tiefen Thale durchflossen. Fünf stattliche Klöster mit Kirchen: St. Piero, St. Apollonia, St. Girolamo, San Paolo und San Jacopo, befanden sich in dieser Gegend. Tief ausgefahren führte die Landstraße von Lodi quer durch den hier sehr durchschnittenen Boden auf das Stadtthor St. Justina, von welchem südlich am Strome ein Hafen, mit Ketten gesperrt, durch einen jetzt verfallenen Thurm im Ticino selbst gedeckt wurde. Das französische Heer nahm im Umkreise der Festung folgende Stellung: Das Hauptlager, unter dem unmittelbaren Befehle des Königs, wurde theils eine halbe Stunde von den Mauern der Stadt mit dem rechten Flügel am Ticino mit dem linken am Park, theils zwischen St. Salvator und St. Lanfranco, wo das Hauptquartier, theils weiter nördlich, der Citadelle gegenüber, zu beiden Seiten der mailänder Straße aufgeschlagen; der Marschall Anne de Montmorency ging hierauf, nachdem er den Ticino oberhalb der Stadt überbrückt, mit einem zweiten aus 200 vollen Lanzen, 3000 Italienern und 1000 Corsen bestehenden Corps auf die durch den Gravelone gebildete Insel über; ein drittes unter la Palice, Marschall von Chavannes, bei welchem die Schweizer, verbreitete sich über den Park und das Hügelland östlich und südöstlich, den linken Flügel an den Strom lehnend. Als feste Punkte wurden von ihm das Schloß Mirabello, die drei Kirchen St. Piero, Santa Apollonia und San Girolamo, wie auch der Thurm vor dem Hafen, besetzt. Der erste Angriff geschah am 3. Nov. von Montmorency auf die offene Vorstadt St. Antonio und nach deren Einnahme gegen den festen Thurm vor der Brücke. Leyva hatte den vordersten Bogen derselben sprengen und eine neue Befestigung an der Stadtseite aufwerfen lassen; in dem Thurme waren Hakenschützen zurückgeblieben, welche sich hartnäckig wehrten, aber nach einem gelungenen Sturme gefangen wurden. Der französische Marschall ließ sie in unedler Erbitterung darüber, daß sie sich erdreistet, noch Widerstand zu leisten, sämmtlich aufknüpfen. Darauf wurden die Schiffmühlen in den Grund gebohrt und eine Brücke unfern des Hafenthurmes zur Verbindung mit dem dritten Corps geschlagen. Während dessen hatte der König gegen die Westseite der Stadt zwischen St. Salvator und St. Lanfranco am 6. Nov. Breschbatterien errichten lassen, und als diese nach 48stündigem Feuern einen Theil der Hauptmauer niedergelegt hatten, befahl er Sturm zu laufen. Ohne großen Verlust gelangten die Stürmenden auf den Hauptwall und hielten sich schon des Sieges gewiß, als sie dahinter eine neue Verschanzung und einen vorliegenden tiefen Graben erblickten und aus den naheliegenden, mit spanischen Hakenschützen (Arkebuseros) und teutschen Landsknechten besetzten Häusern, von einem mörderischen Feuer empfangen wurden. Dadurch überrascht, wichen sie zurück und lösten sich bald in übereilter Flucht auf, viele Todte auf dem Abhange des Walles und in den Gräben zurücklassend. Der König, nicht gewohnt, einen einmal gefaßten Vorsatz sogleich aufzugeben, ordnete nun einen zweiten Sturm an, zu dessen Ausführung Gendarmen

und der Marschall de Foix, als Führer, freiwillig sich anboten. Als jedoch eine vorher noch angestellte Recognoscirung die Überzeugung gegeben, daß es kaum möglich sein werde an dortiger Stelle einzudringen, zumal nicht mit einer des Fußdienstes ungewohnten Truppe, stand der König von dem Angriffe ab, durch den er wahrscheinlich nur vergebens die Blüthe des französischen Adels geopfert haben würde. In der Festung steigerte sich nun der Muth der Besatzung, den zu wecken und zu erhalten der heldenmüthige Antonio de Leyva auch ganz geeignet war. Obschon vom Podagra geplagt, und unfähig ein Pferd zu besteigen oder zu gehen, ließ er sich im Sessel von Ort zu Ort tragen, um überall, wo es Noth that, gegenwärtig zu sein und Befehle zu ertheilen. Aber sowol bei den Spaniern, welche nur ungefähr den zehnten Theil der Besatzung ausmachten, als besonders bei den Landsknechten standen unter ihm auch tüchtige Hauptleute, als Eitel von Reischach, Sebastian Schärtlin und Graf von Lodron, Schwager Georg's von Frundsberg. Vor Allen war es beider Letzteren, wie des 23jährigen Kaspar von Frundsberg, der sich auf dem Zuge nach Frankreich schon ein Fähnlein erworben, Georg's Sohnes, ehrenvolles Werk, den erwähnten Sturm abgeschlagen zu haben. Der Eifer der Besatzung wurde ferner durch den guten Willen und die Ausdauer der ghibellinisch gesinnten, französische Herrschaft hassenden Bürgerschaft kräftig unterstützt. Der reiche, aus einer uralten Ghibellinenfamilie stammende Matteo Beccaria war die Seele ihrer Anstrengungen. Er hatte auf eigne Kosten aus seinem Anhange ein Fähnlein gebildet, feuerte die Bürger an, bei der Schanzarbeit zu helfen, welche sogar die vornehmsten Frauen mit verrichteten, und sorgte, so lange nur die Mittel reichten, für die Verpflegung der Truppen. Unter diesen Verhältnissen überzeugte sich der König, daß er nur durch eine regelmäßige Belagerung den Platz gewinnen könne, und ließ dazu ringsum Schanzenlinien und Laufgräben anlegen. Während dieser Arbeiten waren jedoch schon Viele das Opfer wohlgezielter Schüsse aus der Festung geworden, u. a. der aus königlichem Geblüte stammende Herzog von Longueville, und erst nach Monaten konnte man sich davon einen Erfolg versprechen. Daher kam in einem Kriegsrathe zur Sprache, welche andere Mittel schneller zum Ziele führen könnten, und Jacques de Silly, Lieutenant bei der Ordonnanzcompagnie des Herzogs von Alençon, schlug vor, den Ticino oberhalb St. Salvator, da wo der Gravelone sich von ihm trennt, in diesen abzuleiten und von der Insel aus über das entwässerte Flußbett die nur einfache und schwache Mauer auf der Südseite der Stadt zu erstürmen. Der König ergriff diese Idee mit dem ihm eigenthümlichen Feuer und schritt sogleich zur Ausführung, so gewagt auch das Unternehmen in der damaligen Jahreszeit war. Ein Damm im Ticino mußte aufgeworfen und das Bett des Gravelone erweitert werden, wozu Tausende von Landleuten aufgeboten wurden. Nachdem aber mehre Wochen lang nicht Mühe und Geld dafür gespart worden, schwellte im December plötzlich eingetretenes Thauwetter den Ticino in kurzer Zeit dermaßen an, daß die beinahe fertigen Anlagen fast ganz weggeschwemmt wurden. Dessenungeachtet konnte die Eroberung Pavia's, welche nun durch Sappen und Minen auf der Seite, wo der Sturm mislungen, erzwungen werden sollte, zuletzt nicht fehlen, wenn ihr nicht Hilfe von Außen zukam. Diese war aber vor dem nächsten Frühjahre kaum zu erwarten und ganz Italien, namentlich der vorsichtige und furchtsame Papst Clemens VII., zweifelte an der Möglichkeit, daß die Festung bis dahin sich werde halten können. Schon vor dem Beginne des Feldzugs hatte dieser, dem Waffenglücke der Kaiserlichen mistrauend, im Einverständnisse mit Venedig, sich Frankreich insgeheim wieder zu nähern gesucht, und als endlich gegen Ende des November Pavia von den Franzosen enger umschlossen worden, meinte er nicht länger säumen zu dürfen, dafür noch entschiedenere Schritte zu thun. Deshalb schickte er um jene Zeit den Datarius Ghiberti nach der Lombardei, scheinbar um den Frieden zu vermitteln, eigentlich aber nur in der Absicht, sich zuvörderst mit dem Könige zu versöhnen, um sich später unter günstiger scheinenden Umständen desto leichter von dem Kaiser ganz losreißen zu können. Zuerst wandte sich Ghiberti an den Vicekönig Lannoy, der, damals noch auf den Widerstand Pavia's fest vertrauend, erklärte, daß er sein Ohr keiner Unterhandlung leihen werde, so lange er nur noch eine Fußbreite Landes in Italien inne habe. Dann an den König mit dem verstellten Antrage, daß dessen dritter Sohn den westlich der Adda gelegenen Theil des Herzogthums Mailand als Lehen des römischen Reiches erhalten solle. Franz erwiederte darauf trotzig: „er sei nicht mit so mächtigem Heere und mit so großen Kosten nach Italien gekommen, um nur Mailand und Genua für seine Krone zu gewinnen," und gab dabei deutlich zu verstehen, daß der Besitz des Königreichs Neapel das Endziel seiner hochfahrenden Plane sei. Hierauf trat erst der Gesandte mit seinem eigentlichen Auftrage, eine gänzliche Aussöhnung des Papstes mit Frankreich herbeizuführen, hervor, auf die der König, voll Zuversicht, daß der Sieg ihm nicht ausbleiben könne, auch einging und dem Papste nur die Neutralität zur Bedingung stellte. So verpflichtete sich denn Clemens in seinem und auch der Florentiner Namen: dem Kaiser weder geheim noch öffentlich irgend eine Beihilfe zukommen zu lassen, dagegen aber dem französischen Heere aus dem Kirchenstaate Zufuhr an Lebensmitteln zu gestatten. Letzterem und der Gewalt der Medici in Florenz sagte der König seinen Schutz zu; der so geschlossene Vertrag sollte übrigens so lange geheim gehalten werden, bis Clemens es gemäß finden würde, seine Gesinnung für Frankreich offen zu erkennen zu geben. Auch die Republik Venedig wurde in das geheime Bündniß mit gezogen und die betreffende Acte von ihr zu Anfange des Januars 1525 bestätigt. Den beabsichtigten Zug nach Neapel unterstützte der Papst sogar, so wenig es auch in seiner wie der übrigen italienischen Staaten Politik liegen konnte, den Franzosen zu dem Besitze dieses Königreichs mit der Lombardei zugleich zu verhelfen. Er folgte dabei der Ansicht, daß jene Neapel, wenn sie es auch eroberten, auf die Dauer doch nicht würden behaupten können und durch dessen Bedro-

hung der Kaiser sich um so eher zum Frieden würde geneigt finden lassen. Franz ferner hoffte bei dem Angriffsplane auf Neapel auch auf eine baldigere Einnahme Pavia's für den wahrscheinlichen Fall, daß der Vicekönig mit dem kaiserlichen Heere zur Deckung des seinem besonderen Schutze anvertrauten Landes aufbrechen und die umlagerte Festung ihrem Schicksal überlassen würde. Endlich wollte der König einen Theil seiner Truppen, von denen er vor Pavia allein keinen Gebrauch machen konnte, beschäftigen, denn im December waren ihm noch viele Schweizer unter Dietegen von Salis zugezogen, sowie auch der gefürchtete Condottieri Giovanni de Medici, welcher seit den für die Franzosen unglücklichen Feldzügen in Italien von ihm abgefallen war und nun seine schwarzen Banden ohne Zweifel auf Mahnung des Papstes, seines Vetters, ihm wieder zugeführt hatte. Sonach wurde in den ersten Tagen des Jan. 1525 unter John Stuart, Herzog von Albany[2]), den Franz aus Schottland zum italienischen Feldzuge entboten hatte, ein aus mehr als 300 vollen Lanzen, 600 Archers oder Schützen und 10,000 Mann Fußvolk bestehendes Corps in Bewegung gesetzt. Lannoy schickte, auf die erste Kunde von dem Abmarsche des Herzogs, welcher bereits Stradella gegenüber (2½ t. Meilen von Pavia) den Po überschritten hatte, eine Truppenabtheilung unter Pescara nach und war, nachdem er Gewißheit über die Bestimmung des Corps erhalten, Anfangs entschlossen, mit seiner ganzen Macht ihm zu folgen; aber Pescara machte bei Monticello (2½ t. M. jenseit Stradella) Halt und ließ den Herzog ruhig nach Mittelitalien ziehen, denn er ging von der höhern Ansicht aus, daß nur in der Lombardei der Kampf um ganz Italien entschieden werden könne, und drang mit dieser auch bei dem Vicekönige durch.

Der Muth und die Ausdauer der Belagerten war unterdessen auf harte Proben gestellt worden, ohne sich zu erschöpfen. Dreizehn Stürme hatten sie während des Novembers und Decembers glücklich abgeschlagen (der heftigste war am 9. Nov. an vier Stellen zugleich und dauerte sieben Stunden), und hinter den Breschen immer neue Vertheidigungslinien wieder angelegt, sowie auch an der Stromseite Wall und Graben aufgeworfen, da es bekannt war, daß die Belagerer bei günstigerer Jahreszeit nochmals versuchen würden, den Strom abzuleiten. So hartnäckige Vertheidigung hatte zur Folge gehabt, daß letztere in der zweiten Hälfte des Decembers das Feuer ganz einstellten, und sich nur auf die engste Einschließung beschränkten, doch aber steigerte sich auch von da ab in der Festung der Mangel an Holz und Bekleidung während eines strengen Winters, wie an Geld und Lebensmitteln von Tage zu Tage. Dem Antonio de Leyva waren, als er das Commando in Pavia übernommen, nicht mehr als 50,000 Dukaten vom Kaiser zugekommen, und er hatte später dem Geldmangel nur einigermaßen dadurch abhelfen können, daß er Kirchen und Heiligenbilder ihres Schmuckes und alles Goldes und Silbers beraubte, woraus er eine Münze mit der Inschrift: Caesariani Papiae obsessi MDXXIV. prägen ließ[3]). Diese Geldmittel reichten aber nur für die ersten nothwendigsten Bedürfnisse zu; die Truppen waren seit der Rückkehr aus Frankreich ganz ohne Sold geblieben und im December war es dahin gekommen, daß sie ihren Hunger nur mit Kleienbrod und Knoblauch, oder mit wenigem Fleische von Pferden, Eseln und Hunden befriedigen konnten. Daher nahm die Unzufriedenheit unter den Spaniern, wie unter den Teutschen immer mehr zu und einzelne ließen sich durch die Franzosen sogar zu Meutereien verleiten. Doch wurden diese von dem wachsamen Leyva noch entdeckt oder durch strenge Strafgerichte unterdrückt. Mit eisernem Willen und schlauer Gewandtheit verstand er alle Widerwärtigkeiten zu beherrschen und zu bekämpfen, blieb aber von dem Verdachte nicht frei, den Grafen von Hohenzollern durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben, aus Verdacht, daß dieser sich in Unterhandlungen mit dem Könige wegen Übergabe der Festung eingelassen habe, oder aus Neid über das hohe Ansehen, in welchem derselbe bei seinen teutschen Landsleuten stand. Gewiß ist, daß der Graf nach einem bei Leyva eingenommenen Gastmahl plötzlich starb und daß die Spanier die Erzählung zu verbreiten suchten, es sei dies die Folge übermäßigen Trinkens gewesen. Nicht aber würden die teutschen Landsknechte noch so lange treu ausgehalten haben, wäre es nicht dem Kaspar von Frundsberg, den sie seines berühmten Namens und seiner Tüchtigkeit wegen besonders hoch ehrten, gelungen, sie zu beruhigen und ihnen Muth einzusprechen. Ihn von Außen her zu unterstützen, war der Vicekönig bisher ganz außer Stande gewesen, doch glückte dem nimmer ruhenden Pescara in den letzten Novembertagen noch eine kühne That. Als damals tiefer Schnee die Landschaft bedeckte, zog er mit seinen Arkebuseros von Lodi aus und überfiel während der Nacht den Marktflecken Melzo am Molgaro, wo zwei Grafen Trivulzi, französische Parteigänger, mit 200 Lanzen und gleichviel Fußvolk auf Beobachtungsposten standen und in sicherer Ruhe sich wähnten. Der Streich gelang so vollkommen, daß Pescara viele Gefangene machte und allerlei Beute wegführte. Dies war aber auch das einzige von den Kaiserlichen vor Ablauf des Jahres im freien Felde gewagte Unternehmen. Als endlich um den Jahreswechsel Jacob von Wernau mit der ersten Abtheilung der in Teutschland neugeworbenen Landsknechte an der Adda angekommen war, sahen die dem Mangel preisgegebenen und nur auf das Stillliegen in der Festung verwiesenen Söldner mit steigender Unruhe der Möglichkeit eines Entsatzes entgegen, und konnten, da das kaiserliche Heer dazu immer noch zu schwach war, nun nicht mehr

2) John Stuart, Sohn Alexander's Stuart und Enkel König Jacob's II. von Schottland, starb 1536 ohne Nachkommen in Frankreich.

3) Bei jeder Wegnahme von Kostbarkeiten von geheiligter Stätte that Leyva die feierlichsten Gelübde, solche, wenn er Sieger bliebe, in viel höherem Werthe wiedererstatten zu wollen; aber weder er noch der Kaiser dachten später daran, dies zu erfüllen; daher das darauf von den Soldaten angewandte Sprüchwort: passato il pericolo vien gabbato il santo (ist die Noth vorüber, wird der Heilige ausgelacht).

anders, als durch Geld beschwichtigt werden. Dies zu erhalten schrieb nun Leyva die beweglichsten Briefe an den Vicekönig, und auch da ersann Pescara wieder guten Rath. Kurz vorher hatte ein spanischer Reiter, Diego des Cisneros, einen andern, Alferez, wegen alten Grolls in der Domkirche zu Lodi erstochen. Der Hauptmann des Mörders bat für ihn bei Pescara um Gnade, und dieser, der seine Gewandtheit und Verwegenheit kannte, versprach ihm Verzeihung, wenn er eine Summe Geldes nach Pavia brächte. Cisneros, dazu erbötig, vertraute sich seinem Freunde Romero, der gleich fertig französisch und italienisch sprach, und sich dazu verstand, ins Lager vor Pavia zu gehen und durch Vermittlung eines früher zu den Franzosen übergetretenen Spaniers Guevara dem Könige seine und des Cisneros Dienste ohne Sold anzubieten. Romero fand gnädiges Gehör und eilte auf der Stelle nach Lodi zurück. Dort ließ Pescara 3000 Escudo, welche Sforza vorgeschossen, in zwei Wämser einnähen, und zwei zuverlässige Bauern wurden durch eine Belohnung dazu vermocht, diese unter ihren Kitteln anzuziehen, sich so in das französische Lager zu begeben, dort an genau bestimmter Stelle einen Krämerladen aufzuschlagen und Cisneros mit Romero zu erwarten. Beide letztere waren bei ihrer Ankunft im Lager mit Wämsern, welche denen der Bauern täuschend ähnlich, bekleidet, und tauschten unbemerkt die goldgefüllten gegen die ihrigen aus. Hierauf wußten sie durch kluges Benehmen unter den Franzosen sich so großes Vertrauen zu erwerben, daß der Aufseher der Minen kein Bedenken trug, ihnen einen Gang zu zeigen, welcher nahe bei dem Hauptwalle zu Tage führte und bei dem nächsten Sturme benutzt werden sollte. Auf diesem unterirdischen Wege in die Stadt einzudringen, war nun ihr kühner Plan. Guevara hatte sie eines Tags zum Nachtessen geladen. Nachdem sie es eingenommen, schliefen sie in dessen Zelte. In aller Frühe, bevor noch jener erwacht, eilten sie nun bewaffnet nach dem Eingange der Mine, stachen die Wache nieder und gelangten glücklich dicht bei der Stadtmauer ans Tageslicht. Teutsche Knechte wollten sie hier niederschießen, wurden aber durch den spanischen Hauptmann Pedro Arias, mit dem sie sich in ihrer Sprache verständigten, noch davon zurückgehalten. So kam das ihnen anvertraute Geld in die Hände Leyva's, und verabredete Signalschüsse benachrichtigten die beiden Bauern im französischen Lager, daß es Zeit sei, sich wieder davon zu machen [4]. Jedem der teutschen Landsknechte, welche die unruhigsten unter der Besatzung waren, wurde hierauf eine Krone eingehändigt und ihnen zugleich angekündigt, daß George Frundsberg mit zahlreichem Volke auf dem Marsche sei und bald ankommen werde. Da hoben sie, wieder frohen Muthes, die Hände auf und gelobten bis zum Entsatze dem Kaiser treu zu bleiben und sich mannhaft zu wehren. Sie hielten auch Wort; denn bei dem nächsten Ausfalle auf der Abendseite der Stadt überfielen sie unter Sebastian Schärtlin den Hauptmann der Walliser, Paul Wald, in den Häusern der Vorstadt, von denen sie viele niedermachten, und den im December mit 13 Fähnlein Graubündnern eingetroffenen Dietegen von Salis ließ Leyva mit 200 leichten Reitern und sechs Fähnlein Landsknechten ebenso überraschen, wobei sein Volk ganz aus einander gesprengt wurde und die Sieger zwei Falkonets, mehre Fahnen und vieles Andere erbeuteten. Die verheißenen Hilfstruppen langten hierauf nach und nach an, und vereinigten sich sämmtlich noch vor der Mitte des Januar bei Lodi mit den von Soncino unter dem Vicekönig ebendahin vorgerückten kaiserlichen Truppen. Jene bestanden überhaupt aus 18 Fähnlein Landsknechten unter Jacob von Wernau und Marx Sittich von Ems, welche Bourbon in Tyrol und Oberschwaben geworben, wobei ihn der Erzherzog Ferdinand, dem Alles daran gelegen sein mußte, die Macht seines Stammes in Italien aufrecht zu erhalten, kräftig unterstützt hatte; ferner aus 200 Pferden vom Hofgesinde aus Vorderösterreich und einigen Compagnien Gendarmen aus dem kaiserlichen Burgund, die sich ihm noch angeschlossen; und aus eilf Fähnlein Landsknechten, die George von Frundsberg, ebenso aus Neigung für die Sache des Kaisers, als aus Haß gegen die Ränke des Papstes und zur Rettung seines in Pavia eingeschlossenen Sohnes mit dem vom Vicekönige übersendeten Gelde in Oberschwaben zusammengebracht hatte. Durch das Eintreffen so bedeutender Verstärkungen wurde nun zwar der Muth der Besatzung von Pavia und im kaiserlichen Heere aufs Neue belebt, doch aber drohte immer noch Gefahr ihn wieder niederzuschlagen. Denn nicht nur der Papst hatte sein bis dahin geheimgehaltenes Bündniß mit Frankreich nun offen erklärt, nachdem er von dem mit seinem Corps im Kirchenstaate angekommenen Herzog von Albany dazu genöthigt worden, sondern auch Lannoy, durch die dringendsten Auffoderungen von Neapel her, dem bedrohten Königreiche zu Hilfe zu eilen, angeregt, hatte im Sinne seine Macht zu theilen und mit der Mehrzahl der Truppen Oberitalien zu verlassen. Dabei trieb sich noch im Auftrage des Papstes Nicolaus von Schomberg, Erzbischof von Capua, zwischen den kriegenden Parteien umher, um einen Waffenstillstand zu vermitteln, und wandte bei Lannoy, wohlunterrichtet von dem Geldmangel, der ihn drückte, Alles an, um ihn dafür zu bearbeiten. Auch Frundsbergen, als seinen Landsmann, suchte er zu gewinnen; doch dieser trieb ihn nach kurzer Abfertigung mit dem bloßen Schwerte aus dem Lager, und ermuthigte auch noch zuletzt, mit Pescara und Bourbon vereint, den Vicekönig zur Fortsetzung des Krieges auf dem bisherigen Schauplatze. Der Nothstand im kaiserlichen Heere war aber allerdings sehr bedenklich; denn das neuangekommene teutsche Fußvolk hatte sich nur mit einem Solde auf den Weg gemacht; neue Löhnung war für dasselbe ebenso wenig wie für die Spanier und die Reiterei aufzubringen und nur dem Ansehen Pescara's und Frunds-

4) Die Geschichte des Cisneros und Romero wird sehr verschieden berichtet. Die meisten Schriftsteller damaliger Zeit stimmen mit der hier aufgenommenen Erzählung überein. Nach andern sollen die 3000 Escudo von zwei Bauern zu Pferde in Weinschläuchen oder Fässern bis vor die Festung gebracht und ein Ausfall verabredet worden sein, bei welchem die Kaiserlichen sich des Geldes bemächtigt hätten.

berg's konnte es noch gelingen, die schwierigen Gemüther zu beruhigen und sie zum treuen Ausharren zu vermögen. Das spanische Fußvolk ging, von Pescara an seinen alten Ruhm erinnert, mit dem Beispiele voran; ihm folgten die teutschen Landsknechte von Frundsberg darauf vertröstet, daß ihnen nach vier Wochen mit dem Siege auch der Lohn nicht fehlen werde, und auch die Geschwader der stolzen und anmaßenden Ritterschaft aus Spanien und Neapel, die Auffässigsten von Allen, fügten sich am Ende, durch Geld beschwichtigt, welches Pescara von reichen Hauptleuten entlehnte. Hierauf musterten Letzterer und Frundsberg noch einmal die gesammte kaiserliche Heeresmacht um Lodi, und diese setzte sich am 24. Jan. 1525 über die Adda nach Marignano (am Lambro 2 teutsche Meilen von Mailand, 3¼ teutsche Meilen von Pavia) in Bewegung. Der Vicekönig, welcher den Oberbefehl führte, war dieser Stellung bei seinem unentschlossenen Charakter zwar nicht gewachsen, doch wurde dies dadurch ausgeglichen, daß er, sowie auch der Herzog von Bourbon, in Allem nur nach dem Rathe Pescara's und Frundsberg's handelte. Beide Letztere waren im engsten Einverständnisse und diese Zusammenstellung konnte nicht glücklicher sein, da Frundsberg Pescara's oft zu rasch aufloderndes Feuer und seine Kühnheit durch die ihm eigene Ruhe und Besonnenheit zu mäßigen verstand. Der Kern des kaiserlichen Heeres, von dem mehre Besatzungen in den rückwärts gelegenen festen Plätzen waren zurückgelassen worden, bestand im spanischen Fußvolke und in den teutschen Landsknechten, welche Frundsberg in zwei Regimenter, jedes zu mehr als 6000 Mann, abgetheilt hatte, deren eines er selbst, das andere Marx Sittich von Ems führte. An Artillerie fehlte es aber fast ganz, denn diese zählte bei dem Zuge nach Marignano nicht mehr als vier größere metallene Feldstücke und zwei eiserne Falkonets mit wenigem Kugel- und Pulvervorrathe. Der Marsch dahin hatte zur Absicht gehabt, die Franzosen in Mailand, welche unter la Tremouille's und Trivulzio's Befehlen vor der dortigen Citadelle noch lagen, oder das Belagerungsheer vor Pavia zu irgend einer zum Vortheile zu benutzenden Bewegung zu verleiten. Als aber die Franzosen überall in ihren Stellungen ruhig verblieben, wendete sich das kaiserliche Heer nach einigen Tagen nach der Straße zwischen Lodi und Pavia und zum Angriffe gegen das auf selbiger gelegene Castell St. Angelo. Pescara hatte dazu gerathen und sich erboten, den Platz mit seinen Arkebuseros zu nehmen. Dies gelang ihm auch am 29. Januar mit stürmender Hand. Stadt und Burg wurden nach kurzem Widerstande genommen und die nur aus Italienern unter Pirro di Gonzaga bestehende Besatzung, 200 Lanzen und 800 Mann Fußvolk, gefangen und mit dem Versprechen, im gegenwärtigen Kriege nicht mehr dem Könige von Frankreich zu dienen, waffenlos entlassen. Nachdem nun die Kaiserlichen durch Eroberung dieses Platzes eine ungehinderte Verbindung mit Lodi gewonnen, bezogen sie am 1. Februar ein Lager bei Ladirago und Vistarino diesseit der Olona, 1½ Stunde von dem französischen. Dem Könige wurde es hierauf klar, daß es ihnen mit dem Entsatze Pavia's Ernst sei, und er versammelte daher einen Kriegsrath, um einen Entschluß für die fernern Operationen zu fassen. Alle ältere Generale, la Tremouille, Galeaz de St. Severin, Chavannes, Louis d'Ars, Galliot und selbst der noch jugendliche Thomas de l'Escun, Marschall de Foix, schlugen vor, die Belagerung von Pavia aufzuheben, und bei Certosa oder Binasco (ersteres 1¼, letzteres 3 Stunden nördlich von Pavia), wo die Gegend mit Feldgräben und Kanälen durchschnitten war, ein festes Lager zu beziehen. Sie stellten vor, daß durch kluges Zaudern ohne blutige Opfer der Sieg erlangt werden könne, indem die Kaiserlichen durch Geldmangel zuletzt doch genöthigt sein würden, ihr Heer aus einander gehen zu lassen, und dann auch bei den Truppen in Pavia der Ausbruch einer Meuterei nur vorauszusehen sei. Zugleich wiesen sie hin auf das Gefahrvolle der gegenwärtigen Stellung in der Mitte zwischen einer von 5000 Mann besetzten Stadt und einem zum Entsatze herangerückten, von erfahrenen und unternehmenden Feldherren geführten Heere und selbst der päpstliche Gesandte, Albert Graf von Carpi, beschwor den König, Nichts auf ungewissen Erfolg zu wagen. Doch alle diese weisen Rathschläge waren umsonst; der König betrachtete es als eine Ehrensache, dem Feinde vor Pavia die Stirne zu bieten, indem er sich schon oft vermessen, daß er sich eher unter dessen Mauern begraben lassen wolle, als ohne Sieg sich entfernen. Diesen hielt er aber schon für gewiß, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Gendarmen, und die überlegene Zahl seiner Truppen, die jedoch durch Krankheiten in Folge des Winterfeldzuges schon geschmolzen waren und über deren Stärke er durch falsche Angaben der für eine Mehrzahl den Sold entnehmenden Hauptleute getäuscht wurde. Überdies hatte ihn kurz vorher ein Waffenglück an der ligurischen Küste in dem Vorsatze, das, was er nur zu laut schon ausgesprochen, auch durchzuführen, noch bestärkt. Die Hafenstadt Varaggio (zwischen Genua und Savona) war nämlich zu Anfange des Januar vom Marchese di Saluzzo mit italienischen Truppen im Dienste des Königs nicht nur durch kühnen Überfall genommen, sondern auch hierauf Hugo di Moncada, der mit 4000 Mann von Genua ausgezogen, um den Platz wieder zu erobern, von Jenem geschlagen und mit seinem ganzen Corps gefangen worden. Daher hoffte der König auch noch auf den nahen Fall von Genua neben dem von Pavia, und hörte nur auf die seinen Einbildungen und Neigungen schmeichelnden Einflüsterungen unerfahrener Altersgenossen, als Montmorency's, St. Marsault's, Brion's, und vor Allen seines Günstlings, des Admirals Bonnivet, der im Kriegsrathe die ältern Generale öffentlich feiger Zaghaftigkeit beschuldigte und damit den Ausschlag für die Annahme einer Schlacht vor Pavia gab. Alle fernern Anordnungen wurden nun vornehmlich in die Hand Bonnivet's gelegt, der auch mit Eifer und nicht ohne Umsicht das Möglichste aufbot, um das Heer zu verstärken und dessen Stellung zu sichern. Sofort flogen Eilboten nach Ligurien, um den Marchese di Saluzzo und 17 Fähnlein Italiener, welche in Marseille eingeschifft waren, zum Heere zu entbieten; von Mailand ferner wurde der größte Theil der Besatzung unter la Tremouille her-

angezogen und nur Trivulzio verblieb noch daselbst mit den zur Einschließung der Citadelle nöthigen Truppen. Vor Pavia war die Stellung schon zu der Zeit, als die Kaiserlichen bei Marignano lagen, verändert worden. Das Hauptcorps war von der West- und Nordwestseite der Stadt mehr nördlich und östlich gerückt und der König hatte sein Hauptquartier von St. Lanfranco nach St. Paolo und St. Jacopo in die Mitte des Corps von la Palice, Marschall von Chavannes, verlegt. Auf der Westseite bei St. Lanfranco war nur Dietegen von Salis mit den Wallisern und Graubündnern verblieben; Giovanni de' Medici ferner war mit seinen schwarzen Banden in und vor dem Park als Vorhut, der Herzog von Alençon mit einer Reserve hinter ihm bei dem Schlosse Mirabello aufgestellt und die Mauer des Parks an der Ostseite an drei Stellen so weit durchbrochen worden, daß ganze Reitergeschwader und Fähnlein durchziehen konnten. Die Straße nach Lodi deckten zu beiden Seiten die teutschen schwarzen Knechte unter dem Herzoge von Suffolk, und im Centrum des Lagers befand sich sämmtliche französische Gendarmerie unter dem unmittelbaren Befehle des Königs. Im Rücken gegen die Porta St. Justina wurde das Hauptlager durch eine Reihe von Schanzen und den Hafenthurm gegen Ausfälle aus der Festung geschützt; die Südseite, durch eine Brücke mit der Insel verbunden, sicherte der Strom; an der Ostseite längs dem Bache Vernacula und an der Nordseite war eine zusammenhängende hohe Walllinie mit Gräben bis zur Mauer des Parks angelegt und mit 55 Geschützen besetzt, durch welche auch ein Theil des Terrains vor letzterer bestrichen werden konnte; auf der Südseite endlich waren außer der bemerkten Brücke noch zwei andere zur Verbindung mit dem päpstlichen Gebiete geschlagen, aus welchem alle Lebensbedürfnisse reichlich zuflossen. So glaubte Bonnivet Alles gesichert zu haben und jedem Angriff der Kaiserlichen Trotz bieten zu können. Diese rückten nun am 3. Februar noch näher heran, steckten bei St. Croce und St. Giustina ein Lager, dessen linker Flügel an den Ticino sich lehnte, in einer Entfernung von nur einer halben Stunde vom französischen ab und begannen sogleich an seiner Verschanzung zu arbeiten. Am 5. Februar gingen die leichten Truppen noch weiter vor und setzten sich nahe am linken Ufer des Baches Vernacula nur auf eine Kanonenschußweite vom Feinde fest. Die kaiserlichen Feldherren überzeugten sich jedoch bald von der Schwierigkeit das französische Lager zu erstürmen und beschränkten sich nur auf Allarmirungen und einzelne Überfälle, wobei Pescara und Frundsberg besonders thätig waren. Zu einem solchen Unternehmen wählte Letzterer am 8. Februar seinen Locotenenten Jacob von Wernau mit sieben Fähnlein aus, ließ sie am selbigen Abende alle weiße Hemden anlegen, damit sie sich in der Dunkelheit gegenseitig erkennen möchten, und sie so, nachdem die Aufmerksamkeit des Feindes durch lärmende Kriegsmusik nach einer andern Seite hin abgelenkt worden, über eine vorher ausgespähete Stelle des Grabens und Walles in das Standlager der Schweizer einbrechen. Diese wurden auch überrascht und deren viele erlegt. Ein ähnlicher Überfall gelang am 19. dem Alfonso de Vasto mit den von ihm befehligten Arkebuseros unter Pescara's Leitung gegen italienische Knechte, die sich in den Klostergehöften von St. Lazzaro, da wo der Lagerwall an den Ticino sich lehnte, verschanzt hatten, von woher sie mit zwei Feldschlangen die nächsten kaiserlichen Posten hart belästigten, und so wiederholten sich mehre andere. Bei den häufigen Allarmirungen, die nur den Zweck hatten, theils die Stellung und Stärke der Franzosen näher kennen zu lernen, theils sie zu ermüden, rückten die letztern öfter mit größern Massen in Schlachtordnung aus. Eines Tages entspann sich selbst ein bedeutendes Gefecht, bei welchem von beiden Seiten viel Blut floß und zuletzt auch der König mit seinen Gendarmen herbeikam. Doch wichen die Kaiserlichen hier, wie auch immer bei andern Gefechten, einer förmlichen Feldschlacht aus. Während dessen war aber auch die Besatzung in Pavia nicht unthätig und führte im Wetteifer mit den nahestehenden Kampfgenossen mehre meist glückliche Ausfälle aus. Einer der wichtigsten, besonders auch in seinen Folgen für die Franzosen, war der am 17. Februar. Bei diesem hatte Sebastian Schärtlin drei an der Straße nach Mailand detaschirte Fähnlein von der schwarzen Bande Giovanni's de' Medici überrumpelt und zerstreut, war aber auf der Rückkehr in einen Hinterhalt gerathen, den ihm der in Person mit Reitern und Schützen zur Hilfe herbeigeeilte Giovanni gelegt, und hatte sich hierauf mit Verlust in die Festung wieder zurückziehen müssen. Nach dem Gefechte kam Bonnivet, der sich nach jeder bedrohten Stelle hin zu begeben pflegte, auf der Wahlstätte an, und indem er dem Sieger Glück wünschte, wurde diesem von einem in einem nahegelegenen Hause versteckt gebliebenen Hakenschützen das rechte Schienbein so zerschmettert, daß er unfähig zum fernern Dienste war und auch sogleich in die päpstlichen Staaten zurückging. Seine Bande, die ohne ihn nicht weiter fechten wollte, lief darauf größtentheils aus einander und das französische Heer sah sich einer tapfern Truppe mit einem tüchtigen Führer zugleich beraubt. Bald nachher gelang es Frundsbergen um so leichter, 50 Centner Pulver von einem inzwischen angelangten Munitionstransporte in die Festung zu schaffen, die Franzosen dagegen wurden von nun an von mehren Unfällen getroffen. Vorerst wurde eine Schar von 400 Lanzen und 2000 Mann Fußvolk, mit welcher der Condottiere Palavicini schon Casal-maggiore am Po eingenommen hatte und auch Cremona, von woher das kaiserliche Heer allein noch Lebensmittel beziehen konnte, zu erobern gedachte, durch den von Franz Sforza mit seiner Leibwache, dem Hofgesinde und 1400 Knechten ausgeschickten Bologneser Bentivoglio gänzlich aufgerieben oder zersprengt und Palavicini selbst gefangen. Dann wurden die 17 von Marseille zum französischen Heere entbotenen Fähnlein Italiener, nachdem sie unfern Castellacio über die Bormida gesetzt, von Alessandria aus durch Gaspar Maino auf dem Marsche überfallen und ebenfalls ganz zerstreut oder gefangen. Der empfindlichste Verlust unter allen war aber für den König der plötzliche Abmarsch des Dietegen von Salis mit 6000 Graubündnern. Dieser wurde ganz unerwartet dadurch herbeigeführt, daß Gian

Jacopo de' Medici, ein Emporkömmling von dunkler Geburt aus Mailand, der schon länger mit dem Hause Sforza verflochten gewesen und von diesem zu allerhand Zwecken gebraucht worden war, mit einem Haufen zusammengebrachter Abenteurer durch List das für unüberwindlich geltende Schloß Chiavenna eingenommen und hierauf die Graubündner zur Heimrufung ihrer Landsleute genöthigt hatte. Weder diese Misgeschicke noch abermalige Vorstellungen von Seiten des Papstes und der ältern französischen Generale konnten aber den König, der fortdauernd nur Bonnivet's Rathschlägen folgte, dazu vermögen, sein festes Lager zu verlassen. Die so oft wiederholten Scheinangriffe der Kaiserlichen und ihr Ausweichen vor einer Schlacht hatten ihn vielmehr nur um so gewisser hoffen lassen, daß diese nie den Muth haben würden, etwas Ernstlicheres gegen ihn zu unternehmen. Auch rechnete er immer noch darauf, daß Mangel an Geld und Lebensmitteln sie zuletzt zum Rückzuge zwingen und dann Pavia ohne Schwertschlag sich ergeben werde. Um jedoch auf alle Fälle gefaßt zu sein, concentrirte er seine Streitkräfte noch enger im verschanzten Lager und zog deshalb den Marschall Montmorency mit dem tüchtigsten Volke von der Insel heran, wo nur Clermont mit einem kleinern Haufen zur Bewachung zurückblieb. Aus Mailand ferner wurde noch eine Abtheilung von Gendarmen herbeigerufen und bei den Eidgenossen eine neue Werbung eingeleitet. Auf der andern Seite konnten die Kaiserlichen sobald keiner Verstärkung entgegensehen und, nachdem sie 20 unruhvolle Tage lang im Lager gestanden, waren nicht nur die Quellen für ihre Verpflegung bis auf das Letzte erschöpft, sondern auch die vier Wochen, welche die Truppen ohne Sold zu kämpfen sich anheischig gemacht, ihrem Ablaufe nahe. Dringend nothwendig war es daher, ohne Verzug, einen kräftigen Entschluß zu fassen. Pescara und Frundsberg, welche nun die Haltbarkeit oder Schwäche jedes Punktes im ganzen Umfange der feindlichen Stellung erkundet hatten, waren für einen solchen schon entschieden und Beide einverstanden, daß eine günstige Wendung der peinlichen Lage des Heeres nur durch eine Schlacht herbeigeführt werden könne. Darauf drang auch Pescara in einem gegen den 23. Februar versammelten Kriegsrathe und trug dem Vicekönige mit eindringender Beredsamkeit den schon gereiften Plan vor: „in den Park einzubrechen und über Mirabello entweder nach Pavia zu dringen und das französische Heer von Mailand abzuschneiden, oder den König, falls er sich dem Zuge nach dieser Richtung hin widersetze, aus seinem unangreifbaren Lager zu einer Feldschlacht zu verlocken." Die Bedenklichkeiten, die Lannoy und Bourbon Anfangs dagegen erhoben, wurden bald durch die Erklärung Frundsberg's verscheucht, daß Pescara's Entschluß sich zu schlagen auch der seinige und der Wunsch des teutschen Fußvolkes sei, hierauf sofort die Nacht vom 23. zum 24. Februar, in welcher Kaiser Karl geboren, zur Ausführung der dargelegten einfachen Disposition bestimmt, und dem Pescara von den Mitfeldherrn einstimmig die Leitung des Heeres übertragen. Pescara hatte vorher noch den Arrio, einen Reitercapitain, durch das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung vermocht, sich mitten durch die Feinde zu schleichen und dem Antonio Leyva mitzutheilen, daß er nach drei in der genannten Nacht aus schwerem Geschütze vernommenen Schüssen mit dem größten Theile der Besatzung ausfallen und sich zu den gegen Mirabello vordringenden Truppen durchschlagen sollte. Glücklich führte der gewandte Italiener auch das Wagstück aus und eine Abends darauf vom höchsten Thurme Pavia's geschwungene Fackel gewährte dem Entsatzheere die Gewißheit des Einverständnisses. Um etwanige Kundschafter irre zu führen, erging am 23. an den großen Haufen ein widersprechender Tagesbefehl; doch aber machte Pescara die am nämlichen Abende von ihm versammelten Spanier, welche zuerst angreifen sollten, ohne Umschweife mit dem Stande der Dinge und dem, was ihrer wartete, bekannt. Mit feuriger und bewegter Rede stellte er ihnen vor, daß er ihnen am andern Morgen kein Brod reichen könne, um ihren Hunger zu stillen, und schloß sie mit den Worten: „Aber dort im feindlichen Lager ist, wie einige jüngst in der Nacht gesehen, Überfluß an Brod, Wein, Fleisch, Salmen und Karpfen aus dem See von Peschiera für den morgenden Fasttag (der 24. war ein Freitag). Deshalb, meine Brüder, wenn wir morgen essen wollen, müssen wir dort suchen gehen. Wenn euch dies nicht ansteht, so sagt mir es, damit ich euern Willen kenne." Bereitwillig und mit freudiger Kampfbegier fügten sich die Spanier in Alles, was ihnen Pescara befehlen würde. Er untersagte ihnen streng sich auf Raub und Plünderung zu zerstreuen; um die neunte Stunde sollten nicht mit Trommeln sondern nur mit Schlägeln Signale gegegeben werden, und sie sich hierauf mit Hemden über dem Harnische oder mit Papier auf der Brust nach den Alarmplätzen begeben. Um den Feind zu täuschen, wurde das Gepäck nach Lodi abgeführt, als schicke man sich zum Abzuge an. Der Hauptmann der spanischen Schanzknechte (Guastadori) Salzedo, wurde insgeheim beordert, in der Nacht zum 24. an eine unbewachte Stelle der Parkmauer in größter Stille sich zu schleichen und sie nur mit Sturmblöcken und andern Werkzeugen alten Kriegsgebrauchs, nicht mit Geschützen, niederzustrecken; an drei angewiesenen Punkten vor dem französischen Lager ferner sollte die ganze Nacht hindurch Lärmen mit Trompeten und Heerpauken unterhalten werden, um den Feind vom Park abzuziehen; um endlich die schwarzen Landsknechte, die von den Spaniern und Teutschen gefürchtetsten Truppen abzuhalten, den in den Park eindringenden Kaiserlichen in den Rücken zu fallen, wurde ihrem Quartiere gegenüber von einem spanischen Fähnlein eine so getümmelvolle Bewegung gemacht, daß jene nur glauben konnten, es sei auf eine neue Camisade[5]) abgesehen. So nahte der Tag der Schlacht, von Pescara und Frundsberg gewagt nur im Vertrauen auf eigenen ebenso kühnen als besonnenen Muth und auf die Tapferkeit der Truppen, denen die Franzosen an Zahl weit überlegen waren. Den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge befanden sich bei dem kaiserlichen zur Schlacht aus-

---

5) Camisade, die damals übliche Benennung von Überfällen, bei welchen, wenn es Nacht, die Truppen gewöhnlich weiße Hemden über die Rüstung anzogen.

rückenden Heere nur ungefähr 19,000 Mann unter den Waffen, die aus 12,000 teutschen Landsknechten, 4000 Mann spanischen Fußvolks unter Alfonso del Vasto, Pescara's Locotenenten, 1000 Italienern unter Papapoda und Cesaro, gegen 2000 teutschen, burgundischen, neapolitanischen und spanischen Reisigen und 400 albanesischen leichten Reitern unter Castriota Marchese von St. Angelo, einem Nachkommen Scanderbeg's, bestanden. Das französische Heer, über dessen Stärke die Angaben mehr schwanken, zählte dagegen etwa 5000 Gendarmen, 5000 teutsche schwarze Knechte (von den Franzosen la bande noire genannt), 14,000 Schweizer, 7000 Italiener und 8000 Mann, theils französische Abenteurer unter Lorges, theils die Reste der schwarzen Bande des Giovanni de' Medici, also überhaupt 39,000 und mindestens 36,000 Mann.

In der zwar sternenklaren, aber mondlosen Nacht vom 23. zum 24. Februar war es dem Salzedo mit seinen Schanzknechten und einigen Fähnlein rüstigen Fußvolkes geglückt, unbemerkt an die Nordseite des Parks zu gelangen; doch bot das dortige feste Gemäuer so harten Widerstand, daß nicht eher als kurz vor Tage eine etwa 60 Schritte breite Öffnung zu Stande gebracht werden konnte. Die vor Mirabello lagernden Franzosen gewahrten davon nichts, was sich nur dadurch erklären läßt, daß sie wahrscheinlich von dem gleichzeitigen Kanonendonner theils aus der Festung, theils auf der Ostseite des französischen Lagers, gegen welche die Kaiserlichen wiederholte Scheinangriffe machten, übertäubt wurden und ihre Aufmerksamkeit nach jenen Richtungen hinlenkten. Während dessen hatten die Kaiserlichen sämmtliche Baraken in ihrem Lager angezündet, was die Gegner nur in der Meinung bestärken konnte, daß sie sich bereits auf den Rückzug begeben. Viele von ihnen legten noch in der Nacht den Feldkaplanen und sonstigen Priestern Beichte ab und nahmen brüderlich sich umarmend von einander Abschied, als gelte es einer Trennung für immer, und als der Morgen graute, befanden sich die geordneten Heerhaufen gegen die Mauerlücke schon in voller Bewegung. Pescara hatte sich an die Spitze von fünf Fähnlein auserlesener Landsknechte und ebenso viel Spaniern, zusammen 4000 Mann, gestellt, mit denen er zuerst in den Park einrückte. Dort bestieg er eine kleine Anhöhe, von wo er, allgemeine Bewegung im französischen Lager gewahrend, die drei zur Benachrichtigung Leyva's verabredeten Signalschüsse lösen und zugleich an das ganze Heer den Befehl ergehen ließ, ihm zu folgen. Castriota mit 400 albanesischen Reitern eilte nun voran, seine Richtung gegen Mirabello nehmend, die erwähnten zehn Fähnlein schlugen ihm auf dem Fuße denselben Weg ein, und nach diesen in mäßigem Zwischenraume sämmtliche noch übrige spanische Infanterie mit 2000 teutschen Landsknechten, einer Abtheilung von Reisigen und einigen leichten Geschützen. Die Teutschen führte Ulrich von Horkheim von Sittich's Regimente und Egloff Scheller von dem Frundsberg's; die unmittelbare Leitung des Vordertreffens hatte Pescara übernommen [6]). Diesem rückte im Mitteltreffen nach: voran die schwere Reiterei in drei Abtheilungen; die erste, teutsche Reisige und Leibcompagnien, sowie 50 riesige Hellebardirer, welche sich zu Anfange der Schlacht mit in die Reihen des Fußvolkes begaben, führte der Vicekönig; die zweite, burgundische Gendarmen und das Hofgesinde von Vorderösterreich der Graf Niklas von Salm, bei dieser befand sich der Herzog von Burgund; die dritte, spanische Gendarmen, befehligte der Herzog von Alarcon; zunächst der schweren Reiterei folgte das Gros der teutschen Landsknechte, ein stattlicher Haufe von gegen 9000 Mann unter Frundsberg und Sittich von Ems. Das Mitteltreffen war angewiesen sich links von dem Wege, den die Vorhut und das Vordertreffen gegen Mirabello genommen, dabei aber immer noch rechtsab vom französischen Lager zu halten. Das Hintertreffen bestand aus sieben Fähnlein italienischen Fußvolks unter Papapoda und Cesaro mit drei Fähnlein Spaniern, welche noch zuletzt vor dem französischen Lager sich getummelt. Sie waren den wenigen schweren Geschützen (fünf sogenannten Mauerbrechern), welche Ochsen und Pferde, und dem geringen Munitionsvorrathe, welchen Saumthiere in dem damals aufgeweichten Boden mühsam fortschleppten, als Deckung beigegeben. Außerhalb blieb noch ein Theil der Bagage und des Trosses und von Truppen allein die adelige Leibcompagnie des Vicekönigs, geführt von dem Niederländer Marquis von Veeren, dem streng geboten war, sich nicht eher auf das Schlachtfeld zu begeben, als bis er herbeigerufen werden würde.

Castriota war mit seinen Albanesen im Parke zuerst auf eine Reitermacht unter dem Genueser Giustiniani gestoßen, hatte ihn geworfen, und hierauf ungehindert den Weg durch den Bach Vernacula nach Mirabello verfolgt. Das Schloß, nur durch eine schwache Abtheilung von Gendarmen bewacht, war größtentheils von wehrlosen Leuten, als den Pfennigmeistern und Aufsehern über Lebensmittel, eingenommen; auch der päpstliche Nuncius, Hieronymus Aleander, Bischof von Brindisi, befand sich daselbst, und in den Umgebungen hatte sich eine Menge von Krämern und anderem Trosse angesiedelt. Alle, kaum erwacht, wurden überrascht, und außer Wenigen, die durch die Flucht sich noch retten konnten, ohne Gegenwehr gefangen genommen. Doch wehrte Pescara's strenges Gebot der Plünderung, so lockend auch die Beute war, und die Fähnlein des Fußvolks, welche mit Castriota vorangegangen, hielten sich am Graben des Schlosses beisammen, der Nachrückenden, sowie des Ausfalles der Besatzung von

6) Nach Jovius, Reisner, Guicciardini und Andern führte Pescara's Brudersohn, Alfonso del Vasto, Befehlshaber des sämmtlichen spanischen Fußvolks, die gegen Mirabello vorgegangenen Truppen; nach Sandoval aber, der seinen Schlachtbericht aus dem Munde eines Augenzeugen, des Pagen Juan de Carajaval, geschöpft, hatte Pescara, da er kinderlos war, seinen Neffen, auf dem allein noch die Hoffnung für eine Nachkommenschaft des Stammhauses Davalos beruhte, abgehalten, sich der Gefahr bei dem Vordertreffen auszusetzen, und ihm seine Stelle im Mitteltreffen bei der schweren Reiterei angewiesen, wo er an der Spitze seiner Gendarmeriecompagnie gefochten haben soll. Nach allen Berichten steht aber so viel fest, daß Pescara bei dem ersteren Treffen vorzüglich thätig und die Seele seiner Bewegungen war.

Pavia harrend. Es mochte jetzt etwa die achte Morgenstunde herangekommen sein.

Im französischen Lager nun hatten noch während der Nacht die Scheinangriffe der Kaiserlichen alles zu den Waffen gerufen und schon freute sich der König Jenen, die er im Rückzuge begriffen glaubte, auf dem Fuße folgen zu können, als er durch Erwiederung der drei schon gehörten Signalschüsse von Pavia's Mauern her und den mit seinen Reitern herangesprengten Giustiniani die Gewißheit von dem Eindringen des Feindes in den Park erhielt. Bald sah er, nachdem der Morgennebel gefallen, von der Höhe seines Hoflagers die Kaiserlichen mit Heeresmacht gegen Mirabello sich bewegen, und auf der Stelle faßte er den Entschluß, sich ihnen entgegenzuwerfen. Sein wohlüberlegter Plan war, nicht, die Richtung nach Mirabello nehmend, das Vordringen ihrer Spitze zu hemmen, sondern die vorüberziehende weit gedehnte Colonne des Mitteltreffens der Länge nach mit Geschütz zu bestreichen, und sie wo möglich, bevor noch das ganze feindliche Heer in den Park gelangt, durch ein geschicktes Manöver zu durchbrechen und von dem Vordertreffen zu trennen. Hiernach führte der König seine Truppen durch die schon früher auf der Ostseite des Parks gebrochenen Pforten; zur Vertheidigung des Lagers wurde nur französisches Fußvolk unter Bussy von Amboise zurückgelassen; zur Beobachtung der Besatzung von Pavia blieben zunächst dem Thore St. Justina und der Citadelle einige Haufen italienischer Knechte aufgestellt. Sobald das französische Heer im Park angekommen war, ging Jaques von Galliot, Seneschall von Genouillac, Befehlshaber der Artillerie (grand albaletrier) mit 30 schweren Geschützen und mehren Falkoneten vor und stellte sich so auf, daß sein Feuer mehr gegen die Abtheilungen des kaiserlichen Mittel= und Hintertreffens und die Mauerlücke als nach Mirabello hin zielte. Hinter der Geschützreihe ordnete sich das französische Heer in folgender Art: das Mitteltreffen bildeten unter persönlicher Führung des Königs die erlesensten Compagnien der Gendarmen; ihnen zur Rechten standen die Schweizer, zur Linken die schwarzen Knechte; die Flanken beider waren durch leichte Reiter gedeckt. Während nun die Artillerie durch wohlunterhaltenes Feuer die Reihen der vorüberziehenden Kaiserlichen lichtete, breiteten sich die Massen des französischen Heeres in entgegengesetzter Richtung rechts aus, und ihr rechter Flügel kam so in die Nähe der eben in den Park einrückenden zehn Fähnlein, Italiener und Spanier, die hinter den teutschen Landsknechten, aufgehalten durch das schwierige Fortkommen der ihrem Schutze anvertrauten schweren Stücke, weiter zurückgeblieben waren. In diesem Momente ließ sie der König von dem Prinzen Bozzolo und von Philipp von Brion mit Gendarmen und einigem Fußvolke angreifen. Sie wurden, noch dicht an der Mauer übereilt, im ersten Anlaufe zurückgeworfen und flüchteten sich in ein naheliegendes Holz, worauf die Franzosen von den im Stiche gelassenen Geschützen die Bespannung wegnahmen oder durch Verstümmelung unbrauchbar machten. Frundsberg mit seinen Landsknechten ging jetzt nicht weiter vorwärts und wandte sich gegen die Geschütze, um sie nicht in die Hände der Franzosen gerathen zu lassen. Es gelang ihm auch die Bespannung wieder herzustellen; bei dieser rückgängigen Bewegung gerieth er aber in ein so mörderisches Artilleriefeuer, daß er nun, um ihm zu entgehen, in einer Niederung am Ufer der Vernacula sich aufstellte, wo seine Leute sich niederducken mußten, damit die Kugeln über sie weggingen, was damals bei dem Fußvolke in ähnlichen Fällen Gebrauch war und nicht für unlöblich gehalten wurde. Pescara mit der Reserve des Vordertreffens jetzt schon nahe an Mirabello gelangt, sandte, sobald er von dem Angriff auf das Hintertreffen Kenntniß erhielt, einen Ritter seines Gefolgs zum Vicekönige, Bourbon und dem Grafen von Salm mit der Auffoderung, nicht weiter gegen Mirabello ihm zu folgen, sondern links schwenkend den linken Flügel der Franzosen unverzüglich anzufallen, und auch er schlug nun mit seinen Spaniern und Landsknechten die Richtung gegen den aus dem Lager gerückten Feind ein. Unaufgefodert eilte bald darauf Castriota mit der Vorhut herbei, als Pescara eben im Begriffe war ihn zurückzurufen. Das Mitteltreffen hatte inzwischen durch das französische Geschütz sehr gelitten, sodaß der Vicekönig schon Willens gewesen, sich mehr rechts in die Gegend hinter Mirabello zu ziehen, wo er eine Defensivstellung zu nehmen gedachte. Dem stellte sich aber Pescara entschieden entgegen und bestand darauf, sofort dem feindlichen Angriff zu begegnen. Während des Ausmarsches dazu hatten sich die leichten kaiserlichen Reiter auf die schwarzen Knechte auf dem linken französischen Flügel bereits geworfen, waren aber von ihnen zurückgeschlagen und in das Thal der Vernacula hinabgetrieben worden, und bald darauf mußte auch Pescara vom Angriffe gegen einen Schweizerhaufen abstehen, denn ehe er noch an ihn gelangen konnte, hatten Galliot's wohlbespannte Stücke sich rasch gegen ihn gewendet, und seine Leute waren vor den niederschmetternden Kugeln in solche Furcht gerathen, daß sie eiligst im gebückten Laufe eine schützende Niederung suchten. Nicht weniger bargen sich jetzt der Vicekönig und selbst der sonst unerschrockene Hauptmann der spanischen Gendarmen, Herzog von Alarcon, hinter naheliegenden Bauernhäusern.

Nach diesen Erfolgen bald nach der zehnten Stunde schien nun dem Könige der rechte Moment gekommen zu sein, die Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Auch ertrug es sein ritterliches Gemüth nicht länger ohne persönliche Theilnahme an dem Kampfe zu bleiben, und kaum vermochte er mehr die gleiche Ungeduld seiner Edelleute zu zügeln. So befahl er ihnen denn unter Trompeten= und Paukenschall in den Feind einzubrechen, seinen nächsten Umgebungen zurufend: „Heute nenne ich mich Herr von Mailand!“ Der greise la Palice, Marschall von Chavannes, noch jugendlich im Gefechte, stürzte sich mit Gendarmen vom rechten Flügel zuerst gegen die Reiterei des Vicekönigs. Ihm folgten in getheilten Geschwadern die übrigen und unter ihnen der König. Er ritt einen muthigen gepanzerten Streithengst, einen Fuchs, über seine glänzende Rüstung trug er einen Waffenrock von Silberstoff, seinen Helm zierten lange weiße auf die Schultern

herabflatternde Federbüsche und das Bild eines goldenen Salamanders im Feuer mit der Devise: ista vice et non plus. An seiner Seite ritt nicht von ihm weichend der alte Galeaz de St. Severin, Großstallmeister (grand-écuyer) von Frankreich, mit einem vergoldeten Schwerte. So war der König kenntlich dem Freunde und Feinde, und er wollte es auch, daß aller Blicke auf ihn gerichtet wären. Im gestreckten Laufe stürmte nun der französische Adel auf den Feind ein, die Schweizer, die schwarzen Knechte und das Geschütz weit hinter sich lassend. Doch die wiedergesammelte kaiserliche Reiterei leistete mannhaften Widerstand; auch der Vicekönig, von Pescara zum Angriffe gemahnt, ging mit dem Beispiele voran, indem er ausrief: „Es ist keine Hilfe als bei Gott; ihr Herren macht es wie ich!" worauf er sich mit dem Kreuze bezeichnete und sich mit seiner Leibcompagnie muthig den Franzosen entgegenwarf. In dem hitzigen Einzelkampfe, der sich jetzt entspann, suchte der König vor Allen sich mit den vornehmsten Führern der feindlichen Reiterei zu messen und trachtete auch an den Verräther seiner Krone, den Herzog von Bourbon, zu kommen; aber er fand ihn nicht, denn dieser hatte aus Scheu, von den gegen ihn erbitterten Landsleuten erkannt zu werden, vor der Schlacht Waffenrock und Feldzeichen seinem Schicksalsgenossen, dem Ritter von Pomperant, übergeben und focht nur im Panzerrocke eines gemeinen Reisigen. Zuerst gerieth Franz an den Albaneser Castriota und streckte ihn nieder; auch Hugo de Cordona, Bannerherr der Compagnie Pescara's, sank vor seiner Lanze und Jean d'Andelot, ein burgundischer Edelmann, erkannte Frankreichs Herrscher nach langem Zweikampfe für seinen Sieger. Schon waren die Reisigen des Grafen Salm zersprengt und auch die des Vicekönigs geworfen, als unerwartet die nach alter ritterlicher Weise kämpfenden Gendarmen im siegreichen Laufe durch Waffen, deren geschickten Gebrauch neuere Kriegskunst geschaffen, gehemmt wurden. Pescara hatte nämlich, nicht mehr beunruhigt durch die feindliche Artillerie, welche ihr Feuer ganz hatte einstellen müssen, nachdem die Gendarmen und andere französische Truppen vor ihre Schußlinie gerückt waren, mit dem spanischen Fußvolke und der unter ihm fechtenden Abtheilung von Landsknechten die Niederung, in die er sich vor jener geborgen, wieder verlassen und war hierauf den Bewegungen der kaiserlichen Reisigen gefolgt. Als er nun bemerkt, daß diese nicht mehr Stand halten konnten, befahl er dem Hauptmann Pero Fernandes de Quesada, die geübtesten Hakenschützen aus der Masse zu rufen, und auf dessen Wink sprangen sogleich mehre Hunderte solcher mit brennenden Lunten hervor, wandten sich raschen Laufs gegen die Gendarmen und umstellten sie truppweise in der linken Flanke wie im Rücken, aus ihren langen weittreffenden Feuerröhren Tod und Verderben auf sie schleudernd. Jene dadurch stutzig gemacht, ließen von der Verfolgung der kaiserlichen Reisigen ab, die an der Seite der Schützen sich wieder sammelten und zu einem neuen Angriffe übergingen. Bald sahen sich die Gendarmen durch Büchsenkugeln, gegen die ihre Harnische sie nicht schützen konnten, vieler ausgezeichneter Ritter beraubt; sie theilten sich in kleinere Haufen und stürmten Rache schnaubend auf die in dichte Knäuel gedrängten Schützen ein; aber zu diesen scharten sich immer mehre von ihren Waffengenossen und an ihrem hartnäckigen Widerstande prallte der vereinzelte Anlauf ab. Gleichzeitig rückten in die Zwischenräume die nachdrängenden kaiserlichen Geschwader Schützen ein, welche, sobald sie ihre Röhre abgefeuert hatten, immer raschen Laufes hinter die Reiter wieder zurückeilten, um von Neuem zu laden und so das Feuer, ohne daß ihnen beizukommen war, unterhielten [7]). Mehr und mehr kamen nun die französischen Eisenmänner durch diese ihnen ungewohnte Fechtart in Verwirrung, sodaß sie zuletzt ihr Heil in der Flucht suchten und selbst der König in ihr mit fortgerissen wurde. Ebenso mußte der Marschall Montmorency, der kurz vorher mit einer Verstärkung von 100 Gendarmen und 2000 Mann Fußvolk auf dem rechten Flügel angekommen war, dem ungestümen Andrange der Kaiserlichen weichen. Unmittelbar darauf sah sich nun Pescara mit seinen spanischen und teutschen Fähnlein nach andern Feinden um, eroberte das Geschütz, welches des Königs übereiltes Vorrücken verstummen gemacht, und traf auf einen kleinern Haufen Schweizer, die des Schutzes der überwältigten Gendarmen beraubt, schon allen Muth verloren hatten und nur auf den Rückzug dachten. Fleuranges, Sohn Robert's de la Mark [8]), den Haß gegen den Kaiser unter Frankreichs Fahnen getrieben, warf sich den Weichenden entgegen; er wollte mit seinen Reisigen absitzen und in ihrem ersten Gliede zu Fuße fechten; doch sein Erbieten war umsonst und sie flohen nach der untern Ticinobrücke zu. Jetzt näherte sich Pescara dem größern Haufen der Schweizer, der vom Anfange der Schlacht an auf dem rechten Flügel des französischen Heeres gestanden. Johann von Dießbach, ihr Führer, sonst ausgezeichnet durch kühnen Muth, hatte sich hier kurz vorher den günstigen Moment schon entschlüpfen lassen, einem Angriff der Landsknechte Frundsberg's, die ihm bis dahin allein zunächst gegenüber gestanden, zuvorzukommen. Jetzt von zwei Seiten bedroht, blieb er, unentschlossen, ob er sich gegen die Teutschen oder Pescara's Truppen wenden sollte, mit seinen Schweizern unbeweglich stehen und wurde nun durch letztere mit einem Hagel von Büchsenkugeln überschüttet. Während dessen sah aber Pescara eine große Masse Fußvolks quer über das Feld gegen sich ziehen, die er Anfangs für Kaiserliche hielt, die sich ihm aber bald durch vorspringende Hakenschützen, vorgestreckte Spieße und das aufjauchzende Geschrei: „Her! Her!" als feindlich ankündigte. Es waren die teutschen Knechte unter den Herzogen von Suffolk und Lothringen mit schwarzen Fahnen

7) Bourbon und Pescara hatten das Fußvolk schon vor der Schlacht auf den hier angewendeten Gebrauch der Schützen eingeübt. Bei den Teutschen hießen diese Schützen Läufer. Nach ihnen bildeten bald darauf die Franzosen eben solche aus, die sie enfans perdus nannten.

8) Robert de la Mark, Herr von Sedan und Bouillon, hatte, als die Franzosen 1521 über die Pyrenäen gegangen und in Spanien eingefallen waren, von Franz I. angeregt, der Karl V. auch in den Niederlanden beschäftigen wollte, diesem den Krieg erklärt und das Luxemburgische erobert, wurde aber bald gezwungen die Waffen niederzulegen und den Kaiser um Gnade zu bitten.

und vom Kopfe bis zum Fuße schwarz geharnischt, welche sich von dem linken Flügel nach dem rechten zogen und im Begriffe waren sich an die Schweizer anzuschließen, mit denen sie zusammen einen furchtbaren Haufen von wol 15,000 Mann gebildet haben würden. Pescara schwebte jetzt in großer Gefahr; kaum hatte er Zeit seine Leute zur Abwehr der Schwarzen zu ordnen und, indem er sie noch ein Nothgebet halten ließ, krachte ihnen schon die erste Salve von jenen entgegen, die aber die Knieenden nicht traf. Wieder aufgestanden, erwiederten sie selbige, ohne daß die Gegner dadurch wären erschüttert worden, und sie würden ihnen wahrscheinlich unterlegen haben, hätten die Schwarzen nicht nun die teutschen Landsknechte im Anzuge erblickt, worauf sie von Pescara abstanden, die Schweizer ihrer eignen Vertheidigung überließen und in geschlossener Ordnung ihren Landsleuten entgegengingen. Frundsberg hatte sich bisher nur darauf beschränkt, die Schweizer ihm gegenüber im Auge zu behalten und die Versprengten an sich zu ziehen; jetzt den ungleichen Kampf gewahrend, den Pescara's Fußvolk gefährdete, und von diesem auch zur Hilfe gerufen, eilte er rechts über das Schlachtfeld, um ihm beizustehen. Den Schwarzen näher gekommen, fielen Frundsberg und auch Marx Sittich von Ems nach ihrem frommen Brauche mit den Landsknechten auf die Kniee und riefen Gott um Beistand an. Hierauf gingen sie getrost an das blutige Werk von Zorn entbrannt gegen die vom Kaiser und Reiche als Verräther an Teutschlands Sache Geächteten; aber auch die Schwarzen erfüllte glühender Haß und sie hatten den festen Willen zu siegen oder zu sterben. Beide Haufen waren schweigend schon auf die Nähe eines Büchsenschusses an einander gekommen, als Georg Langenmantel [9]) aus den Reihen der Schwarzen hervortrat und mit lauter Stimme Frundsbergen oder Sittichen zum Zweikampfe auffoderte. Aber tobende Stimmen erschollen nun aus dem Munde der Landsknechte, ihn einen Verräther scheltend, der nicht werth sei, daß sich Einer ihm stelle. Drauf streckten ihn viele Kugeln zu Boden und ein Knecht hieb ihm die mit goldenen Ringen geschmückte Hand ab, die er wie ein Siegeszeichen hoch emporhob. Dies war die Losung zum allgemeinen Angriffe. Frundsberg mit seinem Regimente fiel die Schwarzen von Vorn an, während Sittich mit mehren Fähnlein sich auf die eine Seite schwenkte und mit andern sie auf dem Flügel packte, der nicht durch die nahen Schweizer oder feindliche Reiterei unterstützt werden konnte. Auch Pescara stürzte sich, nachdem er zuvor aufmunternde Worte an die Landsknechte gerichtet, an der Spitze seiner Spanier mitten in die Schwarzen. Der Kampf war so hitzig und verworren, daß eine halbe Stunde lang Niemand von ihm wußte und die Wuth seiner ihn suchenden Landsleute den äußersten Grad erreichte, sodaß sie selbst wehrlose Gefangene niedermachten. Als Pescara gefunden war, lag er aus mehren Wunden blutend und ermattet unter seinem ebenfalls verwundeten Pferde, und würde den Geist aufgegeben haben, hätte ihm nicht sein Edelknabe, Antonio de Vega, noch zu rechter Zeit eine durch den Panzer in die Brust eingedrungene Kugel herausgezogen. Nachdem er verbunden war, ließ sich der Unermüdliche sogleich wieder die Waffen anlegen und wich nicht von seinen Truppen. So verzweifelt nun auch die Gegenwehr der Schwarzen war, so mußten sie, da ihnen von keiner Seite her Hilfe kam und sie nach und nach von übermächtigen und tapfern Truppen überall umstellt wurden, doch zuletzt unterliegen und fast alle wurden erschlagen. Unter den Todten befanden sich Richard, Herzog von Suffolk, Franz, Herzog von Lothringen, ein Herzog von Würtemberg, ein Graf von Nassau, Dietrich von Schomberg, ein Sachse, des Erzbischofs von Capua Bruder, zwei sächsische Edle von Bünau und wol an funfzig andere Edelleute, welche sämmtlich Hang nach Abenteuern, oder im Vaterlande erlittene Unbilden, oder auch Haß gegen das kaiserliche Haus unter Frankreichs Panier geführt hatten. Nachdem die Schwarzen so hartes Loos getroffen, waren im Gewühle der Fliehenden nur noch Johann Diesbach's Schweizer beisammen geblieben und hatten so, allen Widerstand aufgebend, den Rückzug nach dem französischen Lager angetreten. Ehe sie es aber noch erreichten, sahen sie sich schon von spanischen Arkebuseros umschwärmt, und zu ihrem Unglücke warf sich auch noch der Herzog von Alençon, der mit einer Nachhut hinter Mirabello gestanden, und sobald er die Niederlage des Heeres wahrgenommen, sich auf die Flucht begeben hatte, an der Spitze von 400 Gendarmen mit wildem Ungestüm auf sie und durchbrach ihre schon wankenden Reihen. Als nun hierauf die Landsknechte, die wieder zu ordnen Frundsberg's und Sittich's erste Sorge gewesen, herankamen und in sie eindrangen, lösten sie sich gänzlich auf und eilten taub gegen die Mahnungen ihrer Führer dem Ticino zu. Diesbach suchte und fand den Tod, indem er sich in die Spieße der Landsknechte stürzte, und auch noch viele andere tapfere Hauptleute, die nicht weichen wollten, blieben hier auf dem Platze [10]).

9) Georg Langenmantel war ein Patricier aus Augsburg und Lieutenant des Herzogs von Lothringen. Sein Vater, vierzehnmal zum Bürgermeister in seiner Vaterstadt ernannt, stand bei dem Kaiser Maximilian in hohen Ehren. Der Sohn war, die Bahn seiner Ahnen verlassend, aus kecker Lust zu Abenteuern nach Frankreich gegangen.

10) Über den Gang der Schlacht im Einzelnen bis zur Flucht der Schweizer unter Diesbach weichen in mehren Punkten die verschiedenen Berichte sehr von einander ab und stimmen nur darin überein, daß von dem Moment an, wo die Gendarmen zurückgeschlagen wurden, die anfängliche Schlachtordnung der Truppen von der einen wie von der andern Seite immer mehr aus einander kam und sich in einzelne Haufen spaltete, die nach verschiedenen Richtungen hin sich bewegten und so an einander geriethen. Besonders widersprechen sich jene über den Antheil, welchen der Herzog von Alençon an der Schlacht genommen. Nach Einigen Berichten schlug er die Reserve, welche Pescara der kaiserlichen Vorhut nachführte, zurück, nach Andern bestand er nur mit letzterer ein kurzes Gefecht und blieb hierauf bis zu dem Zeitpunkte, wo er mit seinen Gendarmen durch die Schweizer brach, ganz unthätig. Ferner sind nach Sandoval und Sepulveda, allen andern Autoritäten entgegen, die schwarzen Knechte von den Spaniern und nicht von den teutschen Landsknechten geschlagen worden, ein Widerspruch, der sich nur dadurch lösen läßt, daß beide die gleichbewaffneten Schweizer unter

So war denn um die Mittagsstunde das Geschütz der Franzosen erobert und ihr Fußvolk geschlagen oder zerstreut, aber um dieselbe Zeit rang noch ein größerer Haufe der zurückgewichenen Gendarmen weit von der Stelle ab, wo Anfangs die Schweizer gestanden, am Rande eines Wäldchens nahe der Vernacula, dicht geschart um den König. Diesen Braven galt es jetzt nur seine Person zu schützen und sich, wo möglich, noch mit ihm durchzuschlagen. Noch erwehrten sie sich der kaiserlichen Reisigen, deren Hauptpanier mit Österreichs Wappen schon zweimal ihren Händen entrissen worden war; aber die Hakenschützen, die letztern gefolgt, schossen mit ihren Büchsen immer noch viele der weißbekreuzten Hommes d'armes aus dem Gewühle des Handgemenges heraus und die Zahl der sie Umstellenden nahm mit jedem Augenblicke zu, da ein großer Theil der auf andern Punkten siegreich gewesenen Truppen sich nun auf den letzten kämpfenden Feind warf. Doch auch viele treue Franzosen, welche die Schmach der Fliehenden nicht hatten theilen wollen, eilten zur Rettung ihres heldenmüthigen Herrschers herbei. So der hochbetagte la Palice, Marschall von Chabannes, der bis dahin in allen Schlachten Frankreichs gefochten; Louis d'Ars, gleich berühmt durch Waffenthaten, wie durch seine Klugheit im Rathe der Feldherren, und der 75jährige la Tremouille, Bayard's Streitgenosse. Alle drei blieben auf dem Platze, ebenso an der Seite des Königs sein Großstallmeister, Galeaz de St. Severin. Als dieser tödtlich verwundet vom Pferde gefallen, sprang Guillaume du Bellay, des Geschichtschreibers Martin Bruder, vom Sattel, um ihm beizustehen, aber Galeaz, zum Tode bereit, rief ihm zu: „Laß mich sterben, mein Sohn, gedenke meiner im Gebete und mache dich auf, den König zu schützen!" Auch noch andere durch Namen und Thaten ausgezeichnete Führer kamen in dem hartnäckigen Kampfe um, als: der Bastard von Savoyen, der Graf von St. Paul, der Graf von Tonnère, Thomas de l'Escûn, Marschall von Foix, und der Admiral Bonnivet. Letzterer hatte vergeblich versucht mit einer Masse gesammelter Schweizer die den König umringenden Massen zu durchbrechen, und jagte darauf, von Entsetzen ergriffen über das Verderben, welches sein Rath über das Heer und seinen Gebieter gebracht, mit offenem Visir und dem Verzweiflungsrufe: „Nein ich mag diesen Unstern um aller Welt Schätze nicht überleben!" mitten in die Landsknechte, die ihn mit ihren Spießen durchbohrten. Bourbon, der ihn aufgesucht, entdeckte ihn unter einem Haufen Erschlagener und rief seufzend die Worte aus: „Unglücklicher, du bist Schuld an meinem und an Frankreichs Misgeschicke!" Noch hielt sich der König fechtend zu Pferde, obschon am Backen und Schenkel verwundet und nur von wenigen Getreuen umgeben. Nachdem diese aber fast alle gefallen, wurde er an die Vernacula bis vor ein Brücklein gedrängt und da kam Graf Niklas von Salm hart an ihn, versetzte ihm einen Stich in die Rechte und streckte mit einem zweiten seinen Hengst, der schon eine Kugel im Leibe trug, unter ihm nieder, doch nicht ungerächt, denn der Graf empfing gleichfalls einen Lanzenstoß in den Schenkel. Bald umringten ihn nun Spanier zu Roß und zu Fuß, und einer ergriff ihn beim Helmbusche und am Arme, um ihn vollends vom Pferde zu ziehen. Doch führte Franz noch einen so kräftigen Stoß mit dem Schwerte, daß jener zurücktaumelnd den Busch und einen Ärmel in der Hand behielt. Darauf setzte ein spanischer Gendarme, Urbieta, dem noch nicht auf den Füßen Stehenden die Lanzenspitze in die Fuge des Brust- und Rückenharnisches mit der Auffoderung, sich zu ergeben. Da merkte der nun ganz Verlassene wol, daß er sich in ein unvermeidliches Geschick fügen müsse und rief auf französisch: „Das Leben, ich bin der König, ich ergebe mich dem Kaiser!" Urbieta wollte ihn in Sicherheit bringen, sprang aber wieder von ihm ab, weil er seinen Fähnrich Alferez in Gefahr sah und eilte diesem zu Hilfe. Da machte sich ein Reisiger aus Granada, Diego de Avila, an ihn, um ihn gefangen zu nehmen und auch diesem rief er, indem er sich als König zu erkennen gab, zu: „Ich bin des Kaisers!" Diego verlangte ein Pfand und erhielt als solches von ihm sein blutiges Schwert und einen Eisenhandschuh. Noch ein Reisiger aus Galizien, Pita, gesellte sich zu, um, mit jenem vereint, ihm unter dem Pferde vorzuhelfen, nahm ihm die Kette des St. Michaelsordens vom Halse und verschmähte 6000 Dukaten, die der König ihm dafür bot. Darauf gerieth derselbe noch einmal in Gefahr, durch eine über ihn herfallende Rotte von spanischen und teutschen Hakenschützen getödtet zu werden; aber jetzt führte sein guter Stern Bourbon's Hofmeister, la Motte[11]), herbei, der, seinen ehemaligen Gebieter erkennend, die Mordlustigen abwehrte, sich ihm zu Füßen warf und seine Hand küssend ihn flehentlich bat, sich unter den Schutz des Herzogs von Bourbon zu begeben. Mit edlem Unwillen wies aber Franz dieses Ansinnen ab und den Worten: „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon und nur mich!" Zugleich verlangte er mit befehlender Stimme die Herbeiholung des Vicekönigs von Neapel. Während dieser aufgesucht wurde, umstellte ihn eine Menge von Spaniern, von denen ein Jeder Etwas von ihm begehrte, oder sich selbst nahm, sodaß er in wenigen Minuten aller seiner Kleinodien und ritterlichen Zierden beraubt war. Endlich kam der Vicekönig an, mit Ehrerbietung und Thränen im Auge sich ihm nähernd. Er reichte ihm seinen eignen Degen, wofür er das von Diego erbeutete Schwert an sich nahm, und leistete ihm das Gelöbniß ritterlichen Gefängnisses. Selbst in gefangener Hand verließ den König nicht der hohe und edle Anstand, der ihm eigen war, und keine andere Bitte kam aus seinem Munde als die,

---

Diesbach mit den Schwarzen verwechselt haben mögen, indem alles, was sie von dem Gefechte der Spanier mit letztern erzählen, nach andern Relationen genau auf die ersteren paßt. In der hier gegebenen Schlachtbeschreibung ist bei dem Vorbemerkten wie bei andern Gefechtseinzelheiten das aufgenommen, was sich aus den vorhandenen Nachrichten als das Glaubwürdigste oder Wahrscheinlichste herausgestellt hat.

11) Brantome, Jovius, Sandoval und Reißner nennen la Motte; du Bellay dagegen und nach ihm die meisten spätern Geschichtschreiber den Ritter Pomperant.

seiner treuen Streitgenossen zu schonen, deren auch Viele, als sie erfuhren, ihr Herr sei der Freiheit beraubt, wieder umkehrten und freiwillig sich ergaben, um sein Loos zu theilen. Schlimmeres Geschick traf aber die Meisten der Fliehenden. Drei Wege boten sich ihnen zur Rettung dar, entweder quer über das Schlachtfeld durch den Park nach Mailand zu, oder auf gleichem Wege hart an der Stadt über die obere Ticinobrücke bei St. Salvator, oder südlich ins Lager und die untere Brücke, die Insel und den Gravelone. Durch den Park und über die obere Ticinobrücke entkam der Herzog von Alençon mit seinen 400 Gendarmen, noch ehe sein königlicher Schwager unterlag. Nur auf sein eignes Heil bedacht, ließ er zum Verderben der nachfolgenden Flüchtigen die Brücke hinter sich abbrechen und gelangte unangefochten nach Vigevano. Auf der Straße nach Mailand retteten sich nur wenig Versprengte, und meldeten den schrecklichen Ausgang der Schlacht dem Trivulzio, der mit der Besatzung von 2000 Mann eiligst aufbrach und auch Frankreich glücklich erreichte. Die allermeisten, namentlich Schweizer, Gascogner und Italiener, wandten sich südlich nach dem Lager und fielen da der ausgefallenen Besatzung von Pavia in die Hände. Denn Leyva, der sich in seinem Sessel getragen an das der Schlacht zugekehrte Thor begeben hatte, war aufmerksam ihrem Gange gefolgt, und ließ, als ihm die Niederlage des französischen Heeres nicht mehr zweifelhaft sein konnte, ohne Verzug alle seine Truppen ausrücken. Ein Theil wandte sich gegen Lanfranco, wo eine Abtheilung italienischer Truppen gänzlich niedergemacht wurde, die Mehrzahl gegen das Lager und drang in dasselbe ein, nachdem das italienische und französische Fußvolk, welches bisher den Weg dahin versperrt hatte, im ersten Anlaufe über den Haufen geworfen worden war. Büssy d'Amboise hatte sich, die Vertheidigung des Lagers aufgebend, mit einem Haufen nach dem Schlachtfelde aufgemacht, um dort noch Hilfe zu bringen, erreichte es jedoch erst in dem Momente, als eben die Schwarzen von den teutschen Landsknechten waren erschlagen worden. Letztere fielen nun auch in das Lager ein und enthielten sich, an Zucht und Ordnung gewöhnt, nach dem strengen Gebote ihrer Obern, der Plünderung; nicht aber so die Besatzungstruppen, die schon längst der Stunde geharrt hatten, um für schwer erduldetes Ungemach sich zu rächen. Ein Theil davon drang hierauf über die untere Ticinobrücke nach der Insel vor, wo Clermont nur schwachen Widerstand leistete. Er zog sich mit seinen noch geordneten Truppen über die Gravelonebrücke zurück, ließ sie abbrechen und gelangte unverfolgt nach Mortara. Gleichzeitig hatten aber auch Leyva's Scharen die untere Schiffbrücke über den Ticino, noch ehe sie von den Schweizern überschritten werden konnte, zerstört und eine große Zahl von diesen stürzte sich nun in den hochangeschwollenen Fluß. Die Meisten kamen darin um und nur Wenige wurden durch das Erbarmen der gutmüthigen teutschen Landsknechte noch aus den Fluthen gerettet. Übrigens dauerte noch bis gegen ein Uhr das Gemetzel unter den Flüchtlingen auf dem Schlachtfelde wie im Lager, und als endlich aller Kampf vorüber war, versammelten sich die kaiserlichen Feldherren insgesammt um den König, bezeigten ihm Ehrfurcht und suchten ihn zu trösten. Zuletzt kam auch Bourbon heran, eben zurückgekehrt von Bonnivet's Leiche, das Schwert in der Hand und das Hemd über dem Wappenrock voll blutiger Flecken. Franz, den Vetter erkennend, trat einige Schritte zurück und stellte sich mit merklicher Verwirrung hart an den ihm zunächst stehenden Marchese Pescara. Dieser, seiner Verlegenheit inne geworden, bat nun den Herzog, die Wehr abzulegen und mit schuldiger Ehrerbietung den König zu begrüßen. Darauf näherte sich der Geächtete, sichtlich tief bewegt, dem vormaligen, von ihm verrathenen, Gebieter, beugte ein Knie und wollte ihm die Hand küssen. Als Franz sie ihm verweigerte, sprach er mit thränenerfülltem Auge: „Wenn Ew. Majestät in einigen Dingen meinen Rath befolgt hätte, würdet Ihr Euch nicht in gegenwärtiger Ungelegenheit befinden und das Blut des französischen Adels würde nicht die Gefilde Italiens benetzen!" Den Blick zum Himmel gerichtet erwiederte der König: „Geduld fehlt dem Glücke!" Pescara unterbrach jetzt das Zwiegespräch, vermochte den Herzog mit bittendem Blicke sich zu entfernen und gedachte nun gegen den König nur der Großmuth des Kaisers und nothwendiger Fügung in Gottes Willen, ihn zugleich mit Schonung erinnernd, standhaft zu bleiben, damit seine Feinde ihn nicht der Schwachheit beschuldigen möchten. Sein Auge erheiterte sich nun wieder, und als er um sich schaute, harrend, was nun weiter mit ihm geschehen sollte, reichte ihm der Vicekönig statt des verlorenen Helms einen Hut und ließ einen Klepper vorführen, ihm andeutend, daß er auf diesem mit ihm nach Pavia ziehen solle. Dem widerstrebte aber Franz, denn in seinem Unglücke konnte er von den dortigen Einwohnern, die ihn wegen der Drangsale, die er über sie gebracht, hassen mußten, nur Spott und Hohn erwarten, und auf seinen Wunsch wurde er nach dem nördlich von Pavia unweit der mailänder Straße gelegenen Karthäuserkloster Certosa gebracht. Von da soll er noch vor Nacht an seine Mutter nur die wenigen Worte geschrieben haben: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht [12])!" und sein Brief von dem Commendator Pennalosa befördert worden sein, den der Vicekönig mit der Siegesmeldung zu Lande durch Frankreich nach Madrid zum Kaiser sendete, wozu der König selbst einen Paß ausgefertigt hatte. Hierauf wurde derselbe gleich am folgenden Tage nach dem festen Schlosse Pizzighetone gebracht und dort dessen Bewachung dem Herzog von Alarcon, einem Manne von großer Rechtlichkeit, aber eiserner Strenge, übertragen. Mit dem Könige geriethen auch noch viele andere von ausgezeichneter Abstammung oder hohem Range in Gefangenschaft. So Heinrich d'Albret, König von Navarra; er verließ das Schlachtfeld, als er die Gendarmen unter dem Könige wanken sah und kam Spaniern in die Hände, die ihn nach dem Schlosse von Pavia brachten, von wo es ihm durch die List eines Pa=

12) Diese Worte sind, als aus der Feder des Königs geflossen, zwar allgemein angenommen und bekannt geworden, doch finden sie sich nach glaubwürdigen Forschungen neuerer französischer Geschichtschreiber in keinem seiner noch vorhandenen Briefe.

gen und Bestechung der Wache gelang zu entfliehen. Dann Edward Stuart, Aubigny genannt, vom schottischen Königsgeschlechte; derselbe war schon bis auf den Weg nach Vigevano entkommen und hatte sich einem italienischen Soldaten anvertraut, der ihm gegen den Lohn einer schweren goldenen Kette sicheres Geleit versprochen, ihn aber absichtlich auf sumpfigen Boden führte, wo sein Pferd versank und ihn da erschlug; der Mörder büßte seine tückische That, als sie dem Vicekönige bekannt worden, mit dem Strange, und Stuart's Leiche wurde in einer Kirche beigesetzt. Außer diesen wurden noch gefangen: Thomas de l'Escún, Marschall von Foix, und der Bastard von Savoyen, mütterlicher Oheim des Königs, welche beide an ihren Wunden starben; Fleuranges, der nach Sluys abgeführt wurde und dort längere Zeit in Gefangenschaft blieb; ferner: der Marschall Anne de Montmorency, die Truppenführer Ludwig von Nevers, Chabot de Brion, de Lorges, Bonneval, St. Marsault, der Prinz von Bozzolo, Bruder des Marchese von Saluzzo, der Prinz Talmond, sowie zwei Prinzen Visconti und der päpstliche Nuncius, Bischof von Brindisi. Letzteren befreite Pescara um eine geringe Summe aus den Händen der Spanier; die übrigen und noch eine Menge anderer gefangener Edelleute mußten mit schweren Opfern ihre Freiheit erkaufen, die geringern Kriegsleute wurden aber sämmtlich ohne Lösegeld entlassen und über die Grenze gebracht. Auch gegen 5000 Schweizer zogen gleich nach der Schlacht ohne Waffen und in dem elendesten Zustande nach Hause, sodaß man nach drei Tagen auf mailändischem Gebiete von dem französischen Heere, außer den Verwundeten und Kranken, keinen Mann mehr sah. Die Zahl der von letzterem Gebliebenen wird sehr verschieden angegeben; die von 10,000 ist die wahrscheinlichste, unter welchen über 4000 Schweizer, die theils auf dem Schlachtfelde und im Lager gefallen, theils im Ticino ertrunken waren. Von den Kaiserlichen blieben nicht viel über 1000 auf dem Platze und unter ihnen außer dem Albanesen Castriota keiner der ersten Anführer.

Um Pavia schwelgte das siegreiche Heer noch sieben Tage lang nach der Schlacht von den reichlichen im französischen Lager gefundenen Vorräthen und während dessen theilten die kaiserlichen Feldherren auch Belohnungen aus. An Kaisers Statt versammelte der Vicekönig die verdientesten Hauptleute vor dem Schlosse zu Pavia und schlug sie zu Rittern; Sebastian Schärtlin erhielt die ersten goldenen Sporen und dem George von Frundsberg war schon vorher gleich nach der Schlacht des Großstallmeisters Galeaz von St. Severin goldenes Schwert zu eigen gegeben worden. Noch glänzendere Ehren und Geschenke wurden aber dem Pescara, Alarcon, sowie andern Ausländern zu Theil und besonders Frundsberg, so große Verdienste er sich auch schon früher bei Bicocca und jetzt bei Pavia erworben hatte, jenen offenbar nachgestellt. Nur Franz Sforza bemühte sich vor Allen ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er stellte ihm ein Ehrenzeugniß aus und wies ihm jährlich 1600 rhein. Gulden Einkünfte von confiscirten adligen Gütern an, deren Besitzer es mit den Franzosen gehalten hatten; später war ihm statt dessen eine Herrschaft im Mailändischen zugesagt. Sämmtliche kaiserliche Truppen erhielten den rückständigen und fernern Sold von einer Summe von 600,000 Dukaten, welche der Vicekönig dem Papste, den Staaten Venedig und Florenz und dem Herzoge von Mantua auferlegt hatte. Schon vor Anfange des April ging der gekränkte Frundsberg, vom Erzherzoge Ferdinand entboten, die Bauernunruhen in Schwaben zu dämpfen, nach Teutschland zurück. Ihm folgten im nämlichen Monate 19 Fähnlein Landsknechte; zehn Fähnlein blieben unter seinem Sohne Kaspar von Frundsberg noch diesseit der Alpen, und das kaiserliche Heer wurde darauf aus dem Mailändischen auf das Gebiet von Parma und Piacenza zur Bedrohung des Papstes verlegt.

Als der Kaiser zu Madrid aus dem Munde des an ihn abgesendeten Couriers die Meldung von dem Siege bei Pavia vernahm, schien das Blut in seinen Adern zu starren und ein Paar Augenblicke blieb er stumm. Dann wiederholte er nur die eben gehörten Worte: „Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt, die Schlacht ist für mich gewonnen!" Hierauf entfernte er sich in sein Schlafgemach, kniete vor einem Marienbilde nieder und betete. Er ließ Processionen veranstalten, in den Kirchen Gott bitten, ihm dereinst noch andere höhere Gnaden zu verleihen im Kampfe gegen die Ungläubigen und verbot alle öffentliche Freudensbezeigungen über den erfochtenen Sieg. Auch die Eroberungsplane Heinrich's VIII., nach welchen dieser mit ihm vereint nach Paris marschiren wollte, Franz unter keiner Bedingung wieder auf den Thron gelangen, seine Krone ihm, der als König von England zunächst ein Recht dazu habe, zufallen, dem Kaiser aber Alles, was von den Franzosen dem Hause Burgund oder dem teutschen Reiche entzogen worden, zu Theil werden sollte, verwarf er mit Unwillen. Dennoch aber machte er dem gefangenen Könige harte Bedingungen, mit welchen der Graf von Roeux nach Pizzighetone abgesendet wurde. Er verlangte für sich Burgund, für den Connétable von Bourbon die Provence und das Dauphiné als ein unabhängiges Königreich; ferner die Befriedigung der dem Könige von England mit Recht zustehenden Foderungen und die Verzichtung auf alle Ansprüche wegen des Königreichs Neapel, des Herzogthums Mailand, oder irgend eines andern Theiles von Italien. Franz war so bestürzt und entrüstet über diese Zumuthungen, daß er in der ersten Aufwallung den Degen mit den Worten zog: „Besser ich endige so!" als wolle er sich ein Leid anthun. Der Herzog von Alarcon fiel ihm aber noch in den Arm, und nachdem er sich wieder beruhigt, verlangte er nach Madrid zu gehen, um mit dem Kaiser selbst zu verhandeln. Dies wurde ihm auch zugestanden und er in Begleitung Lanoy's und Alarcon's im Juni 1525 dahin abgeführt. Dort angekommen blieb er aber immer noch in strenger Haft und nicht eher als am 14. Jan. 1526 kam es daselbst zu einem Frieden, in welchem er für die Erlangung der Freiheit das Herzogthum Burgund nebst Charleroi, Noyers, Chatel-Chinon, Auxonne und St. Laurent an den Kaiser und seine Nachkommen abzutreten, allen An-

sprüchen auf Italien und die Niederlande zu entsagen, den Herzog von Bourbon in seine Güter und Rechte wiedereinzusetzen, die Feinde des Kaisers nicht zu unterstützen und diesem zur Sicherstellung seine beiden Söhne, den Dauphin und Herzog von Orleans, als Geiseln zu übergeben versprach, wobei ihm jedoch noch zugestanden wurde, sich mit Eleonoren, verwitweten Königin von Portugal und Schwester des Kaisers, die früher dem Herzoge von Bourbon zugesagt war, auf welche derselbe aber verzichtet hatte, zu vermählen. Er beschwor den Frieden auf das Evangelium, legte aber zuvor eine geheime Protestation dagegen mit der Erklärung nieder, daß nur Gewalt ihn dazu gezwungen habe. Und so erntete auch der Kaiser nicht die Früchte, die er von dem glänzenden Siege bei Pavia wol hoffen konnte. Nachdem nämlich Franz am 26. März seine Söhne ausgeliefert, und den französischen Boden wieder betreten hatte, war es seine erste Sorge mit dem Papste, Venedig, Genua und Florenz gegen den Kaiser, dessen Übermacht in Italien jene nun fürchteten, ein Bündniß zu schließen, welches schon am 22. Mai 1526 unter dem Namen der heiligen Liga zu Cognac zu Stande kam. Später traten ihm auch England und Mailand bei und ein neuer Krieg brach aus, der erst mit dem Frieden zu Cambray (am 5. Aug. 1529) auf Bedingungen endigte, die dem Könige, obschon seine Waffen abermals nicht glücklich gewesen, immer noch Vortheil brachten. Denn er verblieb hierauf im ruhigen Besitze Burgunds und anderer im Frieden von Madrid von ihm verlangter Gebietstheile, wofür er nur der Lehnsherrlichkeit auf Flandern und Artois zu entsagen und zwei Millionen Thaler Lösegeld für seine Söhne zu bezahlen hatte; der Kaiser verpflichtete sich dagegen mit ihm zugleich Genua's Freiheit und den Herzog Franz Sforza als Regenten von Mailand anzuerkennen. (*Heymann.*)

PAVIA (Vergleich von), wurde im Jahre 1329 zwischen den Häusern Pfalz und Baiern abgeschlossen. Der Herzog Ludwig von Baiern nämlich, welcher zugleich Pfalzgraf am Rhein war, vererbte diese beiden Würden auf seinen Sohn Otto und seinen Enkel Ludwig den Strengen, welcher Letztere jedoch nur Oberbaiern für sich behielt und Niederbaiern seinem jüngern Bruder Heinrich überließ. Ludwig's des Strengen Söhne, Rudolf I. und Ludwig (nachheriger teutscher Kaiser Ludwig IV., der Baier), theilten sich hierauf in die väterlichen Länder und Würden, sodaß der Älteste, Rudolf, die bereits bei Lebzeiten seines Vaters erhaltene Pfalzgrafschaft am Rhein, der Jüngere, Ludwig, Oberbaiern empfing, wobei aber immer eine Art von Gemeinschaft zwischen ihnen verblieb. Als sich nun neben Herzog Friedrich von Österreich auch Herzog Ludwig von Baiern, um die teutsche Kaiserwürde bewarb, und dem Letztern sein eigner Bruder dabei entgegen war, vertrieb Ludwig hierüber erzürnt denselben aus seinem Lande und setzte sich in dessen Besitz, schloß indessen nach dem Absterben seines Bruders im Jahre 1329 mit dessen Söhnen, Rudolf II. und Ruprecht I., und Enkel Ruprecht II. den merkwürdigen Vergleich zu Pavia ab, vermöge dessen

1) sie sämmtliche zur rheinischen Pfalz damals gehörige Landestheile, namentlich Pfalzgrafenstein, Stahlberg, Staleck, Brunshorn, Bacharach, Diebach, Steege, Mannenbach, Heimbach, Drechtershausen, Fürstenberg, Reichenstein, Rheinbellen, Stromberg, Alzei, Weinheim, Wachenheim, Winzingen, Wolfsberg, Elbstein, Erbach, Lindenfels, Rheinhausen, Heidelberg, Wißloch, Harpfenberg, Obrigheim, Landsere, Turon und die Pfalenz, Steinsberg, Wellersau, Neustadt, Hillersbach und Oggersheim mit allen ihren Zubehörungen zurückerhielten, außerdem aber von den bairischen Ländern verschiedene Ämter, Schlösser, Städte und Marktflecken erhielten, welche in der Folge den besondern Namen der Oberpfalz bekamen, sowie jene ursprünglich pfalzischen Lande die Unterpfalz genannt wurden;

2) wegen der Kurstimme wurde festgesetzt, daß diese künftig von Pfalz und von Baiern abwechselnd geführt werden und so beiden Häusern verbleiben solle. Die genannten drei Pfalzgrafen regierten nun Anfangs über die ihnen gegebenen Länder gemeinschaftlich, während Rudolf, als der Älteste an Jahren, die Kurstimme führte. Nach dessen Absterben folgte ihm sein Bruder Ruprecht, sowol in der Regierung als auch in der Kurwürde, wobei ihn Kaiser Karl IV. gegen die vom Herzog Stephan im J. 1354 formirten Ansprüche nicht nur zu schützen, sondern es auch dahin zu bringen wußte, daß in der von ihm im Jahre 1356 erlassenen goldenen Bulle der zu Pavia abgeschlossene Vergleich insofern außer Kraft gesetzt wurde, als darin festgesetzt wurde, daß für den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz und dessen Nachfolger in der Regierung, weil dieser ihm seine Wahlstimme gegeben hatte, das Erztruchsessenamt und die zweite weltliche Kurwürde, unter gänzlichem Ausschluß des Hauses Baiern, verbleiben solle. (*K. Pässler.*)

PAVIAN, nennt man mehre Arten großer, kurz- oder ungeschwänzter Affen, welche die neuere Zoologie in eine besondere Gattung, Cynocephalus (s. d. Art.), zu bringen pflegt. Der Name Pavian scheint von der eigenthümlichen Benennung solcher Affen in ihrer Heimath, namentlich wol des Cynocephalus Maimon, herzustammen und zunächst aus dem Holländischen Baviaan ins Teutsche übergegangen zu sein; die Engländer nennen diese Affen babouns, die Franzosen babouins, die Italiener babbuino, die Spanier babino. (*Burmeister.*)

PAVIAN, ein seemännischer Ausdruck, mit welchem die Matrosen scherzhafter Weise den Bootswächter zu bezeichnen pflegen. (*G. M. S. Fischer.*)

PAVIE, feiner leinener Drell (gemusterte Leinwand) zu Tafelzeug, aus Flandern und der Normandie, besonders der Umgegend von Caen. (*Karmarsch.*)

Pavies, s. Pfirschen.

PAVIGLIONE, auch PAVILLON, ein Dorf in der piemontesischen General-Intendanza Turin, hoch im Gebirge in einem Seitenthale des linken Ufers der Dora Ripera gelegen, von den hohen Felsenwänden der östlichen Fortsetzung des Rochemelon überragt. Die ganze Gegend ist überaus großartig. (*G. F. Schreiner.*)

PAVILLAC, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Girondedepartement (Guien-

ne), Bezirk Lesparre, liegt, fünf Lieues von dieser Stadt entfernt, am linken Ufer der Gironde, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungs- und Briefpostamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 2640 Einw., welche vier Jahrmärkte unterhalten. Dieser Ort, welcher die Handelsniederlage von Bordeaux ist, hat einen kleinen, aber wichtigen Hafen, in welchem die Medocweine eingeschifft werden, die in seiner Umgegend wachsen. Auch legen hier die größern nach Bordeaux bestimmten Schiffe an. — Der Canton Pavillac enthält in sechs Gemeinden 8125 Einw. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAVILLON *). 1) Baukunst. Diese Benennung braucht man oft zur Bezeichnung der kleinern, die niedrigern Flügel eines größern Gebäudes schließenden oder unterbrechenden Gebäude, die sich dann gewöhnlich durch Erhöhung, durch einen Vorsprung, durch ein höheres oder eigenthümlich geformtes Dach, und überhaupt durch ihre Architektur vor dem daran stoßenden Bau auszeichnen. Sie kommen häufig bei den Palästen im französischen und italienischen Styl vor und tragen hier viel zum Charakter des Ganzen bei, dem sie auch Mannichfaltigkeit und Reichthum verleihen.

Auch einzeln stehende kleine Gebäude, meist von runder oder vieleckiger Grundform, die als sogenannte Lusthäuser in Gärten, Weinbergen ꝛc. dienen, nennt man Pavillons. (*Stapel.*)

PAVILLON. 2) Numismatik. Eine Goldmünze, welche in Frankreich unter Philipp VI. (von Valois) im Jahre 1339 geprägt wurde. Sie verdankt dem Umstande ihren Namen, daß auf derselben der König unter einem Pavillon oder Zelte sitzend abgebildet ist. Sie ist von feinem Golde, 48 Karat auf die Mark ausgeprägt, hält im Korn 24 Karat und galt damals 30 Sols, oder nach neuerm Münzfuße 18 Livres **). (*K. Pässler.*)

Pavillon, s. Paviglione.

PAVILLON (Ritterorden, du). Im Jahre 1716 hatte der König Ludwig XV. von Frankreich den Orden de la Terrasse gestiftet, welcher aus einer Medaille bestand, auf welcher die Terrasse vor dem Palaste der Tuilerien geprägt war. Anstatt dieses Ordens wurde von demselben Monarchen der Orden du Pavillon errichtet, dessen Ordenszeichen ebenfalls aus einer Medaille bestand, welcher auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern ein Pavillon aufgeprägt war. Besonders an die den König zunächst umgebenden Personen wurde er vertheilt, und volle Hingebung für den König und dessen Familie war ein Haupterfoderniß des in diesen Orden aufzunehmenden Ritters. (*K. Pässler.*)

PAVILLON (Jean François du Cheyron du), Chevalier, war am 29. September 1730 zu Perigueux (Hauptstadt im jetzigen Departement Dordogne an der Isle) geboren und trat im 15. Jahre als Unterlieutenant in das Infanterieregiment der Normandie. Schon da zeigte er eine entschiedene Neigung zu strengwissenschaftlichen Studien, in denen er fast ohne Anleitung überraschende Fortschritte machte und dies veranlaßte seinen Vater, ihn eine andere Laufbahn betreten zu lassen, die seiner Befähigung ein weiteres Feld öffnen konnte. Er trat sonach 1748 zu Rochefort in den Dienst der Marine und befand sich seitdem und auch während des Krieges von 1755—1762 fast ununterbrochen zur See. In mehren Gefechten zeichnete er sich ebenso durch kalten und besonnenen Muth als durch Entschlossenheit und Gewandtheit aus und so gelang es ihm auch in den gefährlichsten Lagen sich immer glücklich herauszuziehen. Nach dem Frieden wurde er bei den Gardes de la marine, der Pflanzschule der Seeofficiere, angestellt und leitete ihren Unterricht. In diesem neuen Berufe leistete er durch die auf seinen Seezügen gesammelten Erfahrungen durch umfassende Kenntnisse und eine ihm eigenthümliche Gabe, den Eifer für Wissenschaft in seinen Schülern anzuregen und sie an seine Vorträge zu fesseln, die nützlichsten Dienste. Auch verfaßte er mehre Aufsätze über die Seetaktik, aus denen ein Reglement (livre tactique) für die Flotte zusammengestellt wurde, die der Admiral d'Orvilliers in dem 1778 ausgebrochenen Kriege gegen die Engländer commandirte. Das größte Verdienst um die französische Marine und einen bleibenden Ruf erwarb er sich aber durch ein von ihm neuerfundenes Signalsystem. Das frühere war sehr unvollkommen; die Signale wurden nur mit einem Zeichen, als einer Flagge, Fahne oder einem Wimpel gegeben und ihre Zahl konnte für die Verschiedenartigkeit der zu ertheilenden Befehle nicht hinreichen. Dem hatte man zwar dadurch abzuhelfen gesucht, daß man einem und demselben Zeichen, je nachdem man es an einem der drei Masten oder an der Flaggenstange aufrichtete, eine verschiedene Bedeutung beilegte; wenn aber ein Mast oder die Flaggenstange zerstört wurde, so beschränkte sich auch sogleich die Zahl der zu gebenden Signale, und wenn sie alle verloren gingen, so sah man sich zuletzt der Möglichkeit, irgend Etwas durch sehbare Signale auszudrücken, ganz beraubt. Eine Vervielfältigung derselben erschien daher dem Chevalier Pavillon unerläßlich, und dies suchte er schon 1773 auf eine ganz einfache Weise dadurch zu erreichen, daß er für ein Signal zwei Flaggen anwendete, von denen die eine in geringer Entfernung über die andere gestellt, und einer jeden der Werth einer Ziffer beigelegt war. Die höher stehende Flagge stellte die Zehner, die niedere die Einer vor; ferner war angenommen, zehn Flaggenpaare an ebenso vielen Stellen aufzustecken — auf diese Zahl von Stellen beschränkte sich Pavillon Anfangs nur — und so konnten schon 99 verschiedene Artikel signalisirt werden. Damit aber noch nicht zufrieden, fügte er auch viele andere Zeichen hinzu, um die auf erstere Weise geschaffenen 99 Signale noch bis auf einige Hunderte zu vermehren. Durch diesen Zusatz gewann nun sein neues System zwar an Mannich-

*) Im Latein des Mittelalters finden sich die Formen Pavilio, Pavillio, Papilio, im Griechischen παπυλεών, für Zelt und ist das Wort in die meisten neu-europäischen Sprachen übergegangen. Die Franzosen nennen so ein meist von Zwillich gemachtes bewegliches Kriegszelt, was eine Quadratform hat und oben spitz zugeht, dann ein Zeltbett, ferner eine Art Fahne oder Standarte auf der Flotte, welche am Hauptmast des Admiralschiffs befestigt wird. (*H.*)

**) s. *le Blanc*, Traité, VI. p. 206. 316.

faltigkeit, verlor aber wiederum an seiner ursprünglichen Einfachheit und erhielt eine fast ungemessene Ausdehnung. In ihm lagen jedoch die Grundprincipien von den beiden einzigen jetzt vorhandenen Signalsystemen. Wenn man nämlich die Hunderter durch eine dritte über die Zehner aufgesteckte Flagge darstellte, so kam man zu dem Systeme, nach welchem die Engländer ihre Signale bezeichnen und zählen; vermehrte man aber die Zahl der Flaggen auf verschiedenen Punkten, auf welche Weise man im Stande war noch viel mehr Zeichen zu geben, so gelangte man zu dem Systeme, für welches sich Pavillon zuletzt entschied und welches durch ihn bei den Franzosen eingeführt worden ist. Neben einer ganz veränderten Gestaltung der Tagessignale verdankte ihm aber die Marine auch noch die Verbesserung der Nachtsignale. Es handelte sich dabei darum, an die Stelle der Flaggen, die man nur bei Tage, nicht aber bei Nacht anwenden konnte, etwas Anderes und zugleich Analoges zu setzen, und dies erreichte der gewandte Erfinder durch die Combination einer gewissen Anzahl von Kanonenschüssen, welche in Pausen hinter einander gelöst wurden. Ließ man z. B. zwei solche in so getrennten Zeitabschnitten, daß man beide genau unterscheiden konnte, auf einander folgen (dafür bei der französischen Marine der Ausdruck temps), so hatte dies die Bedeutung von zwei Flaggen, die man bei Tage auf einmal zeigte, und so nahm er noch verschiedene andere Combinationen von Kanonenschüssen für mehre Nachtsignale an. Bis zum Jahre 1778 war nun Pavillon fortdauernd bemüht, sein zweites System in den Details immer mehr zu vervollkommnen. Er wurde dabei von einem der intelligentesten Marineofficiere damaliger Zeit, dem Herrn von Buor, mit dem er einverstanden und nahe befreundet war, und von welchem nach ihm auch noch viele Verbesserungen in dem französischen Signalsysteme herrühren, zwar unterstützt, immer gebührt ihm aber die Ehre, dessen Schöpfer gewesen zu sein. Dasselbe, sowie andere von ihm ausgegangene taktische Bestimmungen bewährten sich auch von 1778 an in dem Kriege gegen die Engländer und kamen auf der obenerwähnten Flotte, bei welcher Pavillon als major général des Admirals d'Orvilliers angestellt wurde, unter seiner unmittelbaren Leitung zuerst in Anwendung. Vorzüglich bestätigte sich ihre Zweckmäßigkeit gleich im ersten Seetreffen bei der Insel Ouessant (27. Juni 1778), wo die Franzosen im Vortheile blieben, obschon sie nicht einen vollständigen Sieg erfochten; und, wenn sie auch im weitern Laufe des Seekriegs weniger glücklich waren, so hat dies nicht an der angenommenen neuen Seetaktik, sondern in ganz andern Ursachen gelegen. Während desselben that sich Pavillon als Führer mehrer Kriegsschiffe hervor, war zuletzt Befehlshaber des Schiffes le Triomphant bei der Flottenabtheilung des Marquis de Vaudreuil in der von den Franzosen verlorenen Schlacht bei Guadeloupe am 12. April 1782 und starb da den Heldentod. So sehr er auch durch einen starken und umfassenden Geist vor Andern immer hervorgeragt hatte, so war er dabei doch ein Muster der Mäßigung und Bescheidenheit, und so wurde ihm das seltene, aber verdiente Glück zu Theil, daß sein hoher Werth überall Anerkennung fand, und diese ihm im Frieden wie im Kriege und auch nach seinem Tode dauernd verblieb. Das einzige von ihm hinterlassene schriftliche Werk ist seine Tactique navale, in welcher das von ihm erfundene Signalsystem mit enthalten ist. Selbiges konnte seiner Natur nach nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangen und befindet sich nur in den Büchersammlungen der französischen Marine.

(*Heymann.*)

PAVILLON. 1) Nicolas, wurde am 17. Nov. 1597 zu Paris geboren, wo sein Vater bei der Rechnungskammer als Auditeur angestellt war, besuchte Anfangs das Collegium Navarra, dann die Sorbonne, bei der er sich für die theologische Laufbahn ausbildete, und machte sich durch Fleiß, Sittlichkeit und Frömmigkeit dem heil. Vincentius a Paula bemerklich, der ihm Zutritt bei seinen Dinstagsversammlungen zu Saint-Lazare verstattete, ihn auch bei seinen Missionen gebrauchte. Entschlossen, die Weihen erst im 30. Jahre anzunehmen, war er doch für die Sache der Religion und Sittlichkeit sehr früh schon äußerst thätig, welche letztere er vorzüglich bei der Geistlichkeit wieder herzustellen suchte. Dabei predigte er häufig, besuchte die Hospitäler und führte die Gewissensleitung vieler frommen Personen. Sein Gönner, Vincentius, empfahl ihn dem Cardinal Richelieu, der ihn zum Bischof von Alet in Languedoc ernennen ließ. Pavillon nahm die Stelle nicht ohne Widerstreben an, ließ sich 1639 die Weihen geben und ging sogleich nach seinem Sprengel ab, entschlossen, Paris nie wieder zu sehen. Dort fand sein Eifer ein weites, aber vernachlässigtes Feld vor, an dessen Anbau er sogleich mit voller Kraft ging. Er errichtete in seinem eignen Hause ein Seminar, legte Schulen für beide Geschlechter in der ganzen Diöces an, welche letztere er häufig und genau zu visitiren pflegte, und veranstaltete für die Geistlichen Versammlungen und Synoden. Sein Feuereifer verwickelte ihn darüber in manche Unannehmlichkeit; denn da er, ein Feind jeder feigen Nachsicht, grobe Sünder einer öffentlichen Buße unterwarf, so entstanden daraus Klagen, selbst Processe, durch die er sich jedoch um so weniger schrecken ließ, als sie bei der Gunst, in der er bei Hofe stand, immer zu seinem Vortheil entschieden wurden. Auch mit den Mönchen und Nonnen, denen er durch Missionarien aus Paula's Schule, sowie durch Jesuiten aufhelfen wollte, hatte er manchen Streit, und er sah sich genöthigt, die herbeigerufenen Helfer zu entlassen. Zwei andere Streitigkeiten wurden für ihn bedenklicher. Er stand mit dem bekannten D. Anton Arnauld (s. d. Art.) und vielen Gliedern der Partei desselben in Verbindung, und diese verleitete ihn zu einigen nicht allgemein gebilligten Schritten. Vincenz selbst fühlte sich bewogen, deshalb einige Ermahnungen an Pavillon ergehen zu lassen, die diesen jedoch nicht überzeugten. Er trat daher am 1. Juni 1665 nach Paula's Tode mit einer Schrift hervor [1]), welche zu Rom und Paris verurtheilt wurde und lange

---

1) Diese Schrift war ein Mandement, dans lequel il distinguait le fait du droit dans la signature du formulaire, wie es

Unterhandlungen zur Folge hatte, die 1668 durch den sogenannten Frieden Clemens' IX. beendigt wurden. Während dieser Streitigkeiten hatte Pavillon ein neues Rituale für seinen Sprengel erscheinen lassen, dessen Vorschriften von Arnauld durchgesehen worden waren. Eine Verdammung dieses Buches war die natürliche Folge, allein diese vermochte es nicht Pavillon zu schrecken; er veranstaltete vielmehr eine neue Auflage, fügte dieser mehre beifällige Urtheile ihm befreundeter Bischöfe bei, und vertheidigte dieses Ritual in einer eigenen Ordonnanz. Späterhin erließ er jedoch ein Schreiben an die römische Curie, in welchem er sich theils unterwerfen, theils sein Werk vertheidigen zu wollen scheint. Diese Zweideutigkeit mag allerdings als ein Vorwurf gelten, dennoch hatte sich Pavillon zu fromm, eifrig, sittenrein und wohlthätig — das Letztere vorzüglich 1651 während der Pest und während des spanischen Krieges — bewiesen, als daß sein am 8. Dec. 1677 erfolgter Tod nicht große Trauer hätte erregen sollen [2]).

2) Stephan, Neffe des Vorigen und aus einer guten und alten pariser Familie stammend, wurde, nachdem er sich bei Nicolas einige theologische Kenntnisse erworben hatte, zum Juristen bestimmt und schon sehr jung erhielt er in Metz die Stelle eines Generaladvocaten, welcher er zehn Jahre lang mit Auszeichnung vorstand. Jetzt bewogen ihn jedoch seine schwächliche Gesundheit, sowie Familienverluste, welche ihm die Hoffnung auf Weiterbeförderung zerstörten, seine Stelle niederzulegen und sich nach Paris zurückzuziehen, wo er den Wissenschaften lebte, da er noch hinlängliches Vermögen besaß, um ein sorgenloses und bequemes Leben führen zu können. Er besaß ein angenehmes Äußere und eine äußerst wohlklingende Stimme, durch welche letztere namentlich seine Unterhaltung einen solchen Reiz gewann, daß man, während er an der Gicht litt, Männer von großen Würden und hohem Range seinen Großvaterstuhl umgeben sah, um an seinen mehr lieblichen [3]) als geistvollen Gesprächen Theil zu nehmen. Bossuet und Andere wollten ihm die Stelle eines Erziehers des Herzogs von Maine verschaffen, allein Pavillon, welcher bei seiner Kränklichkeit Ruhe und Bequemlichkeit großen Einkünften vorzog, bat sie, sich nicht weiter für ihn zu bemühen. Nichtsdestoweniger gab ihm Ludwig XIV. eine Pension von 2000 Livres, und er starb 1705 in einem Alter von 73 Jahren. Ohne sein Gesuch hatte ihn die französische Akademie, in welcher ihm der Bischof von Soissons, Brûlart-Sillerie, die Lobrede hielt, 1691 zu ihrem Mitgliede erwählt. Das Letztere war auch von der Akademie der Inschriften geschehen. Seine Geistesproducte, welche, an sich der Kraft und des kühnern Geistesfluges entbehrend, in Briefen mit Versen vermischt, in Stanzen und Madrigaux bestehen, sind in den Jahren 1715, 1720 und 1747 zu Paris in zwei Bänden erschienen, haben aber jetzt viel von ihrem Werthe verloren, da sie zu viele specielle Anspielungen enthalten, die uns jetzt dunkel bleiben [4]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PAVILLON-ETAMIN (Flaggentuch), ein Wollenzeuch von verschiedenen Farben (besonders Scharlachroth, Weiß, Blau und Gelb), zu Schiffsflaggen. (*Karmarsch.*)

PAVILLON-LEINWAND, eine starke, weiße oder blau, roth, gelb gefärbte Leinwand, woraus Schiffsflaggen gemacht werden. (*Karmarsch.*)

PAVILLY, Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement der Niederseine (Bretagne), Bezirk Rouen, liegt 4½ Lieues von dieser Stadt entfernt, in einem Thale, ist der Sitz eines Friedensgerichts, sowie eines Einregistrirungsamtes und hat eine Pfarrkirche, ein Hospital, 221 Häuser und 1690 Einwohner, welche vier Jahrmärkte, Leinwand- und Indigofabriken, auch vier Papiermühlen unterhalten und Handel mit Getreide, Leinwand und Federvieh treiben. Im J. 668 gründete hier der Herr des Ortes, Amalbert, ein in der Klostergeschichte berühmtes Kloster, und der heilige Philibert, dem Amalbert, dessen Tochter, Aure, Nonne geworden war, das Kloster übergeben hatte, machte die heilige Austreberte, welche 704 starb, zur Äbtissin desselben. Dieses Kloster wurde im 9. Jahrh. von den Normännern zerstört und die Nonnen flüchteten sich in das von der heil. Austreberte gestiftete Kloster zu Marconne, wohin sie auch den Körper der genannten Heiligen mitnahmen. — Der Canton Pavilly enthält in 25 Gemeinden 14,406 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PAVLOVECZ, ein zum St. Georger Grenz-Regiments-Gebiete gehöriges Dorf des varasdiner Generalats der kroatischen Militairgrenze, mit 96 Häusern, 702 slawischen Einwohnern (300 nicht unirte Griechen und 402 Katholiken), einer eignen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. (*G. F. Schreiner.*)

PAVO. Die Gattung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae, s. d. Art.), welche diesen Namen führt, soll denselben ursprünglich von den gleichlautenden Tönen, die sie hervorbringt, erhalten haben. Das teutsche Wort Pfau, wol aus Pavo entstanden, muß indessen dem wie Frau lautenden Geschrei des Vogels viel ähnlicher klingen. Im Körperumfange dem Truthahn nachstehend, übertrifft ihn der Pfau doch in der äußern Erscheinung durch den langen Hals, die höhern Beine und vor allem durch den schönen prachtvollen Schweif, der freilich nur dem männlichen Geschlechte eigen ist. Der Kopf, welcher bei den meisten Hühnern charakteristische Merkmale darzubieten pflegt, ist beim Pfau verhältnißmäßig klein, zumal niedrig, und der Schnabel daher, wenngleich ziemlich lang, doch schwächer als bei den echten Hühnern, Fasanen und Truthähnen. Seine stumpfe Spitze ist minder gewölbt, etwas übergebogen und gerundet, sein Grund, mehr erhaben, umschließt in einer leicht gewölbten Wachshaut eine spaltenförmige verengte Nasenöffnung, welche dem Typus der

in der Biogr. univers. heißt. Man vergleiche übrigens über diese ganze Angelegenheit die Art. Jansenisten und Arnauld.

2) Biogr. univ. Tom. XXXIII. 3) Voltaire nennt ihn in seinem Temple du gout: Le doux mais faible Pavillon.

4) Vgl. Biogr. univ. T. XXXIII. Le grand diction. par *Moreri.*

Tauben dadurch ähnlich wird. Von dieser Wachshaut geht ein nackter Streif über den Zügel bis zum obern Augenrande, und verliert sich bald hinter diesem; dagegen breitet sich unmittelbar unter dem Auge eine zweite nackte Stelle vom Mundwinkel bis fast zur Ohröffnung hin aus, und umfaßt einen länglich elliptischen Raum. So wenigstens verhält sich die Nacktheit des Kopfes bei der gewöhnlichen indischen Art, aber bei der japanischen sind beide Stellen breiter und fließen hinter dem Auge in einen nackten Ring zusammen. Den Hinterkopf des Pfaus ziert ein Federbusch, welcher bei den zwei schon genannten Arten sehr verschieden gebildet ist, und außerdem in ähnlicher Form nur noch der verwandten Gattung Lophophorus zukommt. Beide Merkmale sind, verbunden mit der den Pfauen ausschließlich eigenen Geschlechtsdifferenz in der Befiederung des Bürzels, die Hauptunterschiede der Gattung Pavo von den übrigen Gallinaceen. In Bezug auf diese Geschlechtsdifferenz muß bemerkt werden, daß die Spinalflur (vergl. d. Art. Pterylosis) als einfacher schmaler Streif vom Nacken ausgeht, sich als solcher über den ganzen Hals fortsetzt und selbst auf dem Rumpfe bis hinter die Schulterblätter sich nicht ändert. Von hier wird sie zusehends breiter, und geht so bis zum Schwanz hin, auf dem sie endet, die Bürzeldrüse mit in sich aufnehmend. Während nun beim Weibchen dieser hintere breitere Bürzeltheil keine anders gebildete, wenngleich ziemlich große Federn enthält, besteht derselbe beim Männchen aus den prachtvollen Federn, welche den herrlichen Schmuck dieses Geschlechtes ausmachen. Prof. Nitzsch hat diese Zierde einer genauern Untersuchung unterworfen; er fand sie aus 15 Reihen solcher Federn gebildet, und in jeder der 7 letzten Reihen 16, in den 8 früheren entweder 10 (die 4 ersten) oder 12 (die vier folgenden Reihen) Federn, sodaß die Gesammtzahl der Federn eines Pfauenschweifes sich grade auf 200 belaufen würde. Diese Federn unterscheiden sich von den übrigen besonders dadurch, daß die Äste nicht unmittelbar auf einander am Schaft folgen, sondern durch breite Lücken getrennt bleiben, welche Lücken gegen die Spitze hin kleiner werden, endlich ganz schwinden, und nun eine zusammenhängende elliptische Endfahne entstehen lassen, auf welcher die prachtvolle Augenzeichnung sich findet. Bis zum Auge ist die Färbung der Lichtseite jedes Fahnenstrahles metallisch grün, allein auf der beschriebenen Endfahne geht sie in einen Goldschimmer über, welcher einen Saum um eine kupferbraune, schwachglänzende Mitte bildet, auf welcher ein prachtvoller grüner, metallischer, herzförmiger Fleck liegt, dessen Mitte wieder dunkel Indigoblau gefärbt ist. Anfangs sind diese schönen Bürzelfedern kurz, ja kaum drei Zoll lang, aber mit jeder folgenden Reihe werden sie länger und endlich so lang, daß die der letzten Reihe wenigstens ebenso viele Fuße messen. Merkwürdiger Weise fehlt den Federn der letzten Reihe die runde Endfahne mit dem Auge, und statt ihrer ist die Feder hier bogenförmig ausgeschnitten; auch an der äußersten Feder jeder Reihe wird die Augenzeichnung vermißt, aber dafür ist eines Theils die ganze äußere Fahnenhälfte zusammenhängend und goldglänzend, andern Theils der Schaft leicht nach Innen gebogen oder sichelförmig gekrümmt. Durch eine eigene Muskulatur, welche von den Kreuz- und Schwanzwirbeln ausgeht, kann nun diese ganze Federnmasse nicht blos gehoben, sondern auch radförmig ausgebreitet werden, und so im Strahl der Sonne einen Farbenglanz hervorbringen, der durch die Pracht an sich, wie durch die Menge der zwischen Gold-, Erz- und Stahlfarbe wechselnden Nüancen alles an Colorit übertrifft, was uns noch sonst im Reiche der Vögel seiner Schönheit wegen auffällt. Im höchsten Misverhältnisse zu diesem Glanze des Schweifes stehen übrigens die dicken, plumpen, blaugrauen Füße, deren Lauf beim Männchen mit einem dicken, spitzen Sporn bewehrt ist. Schon die Alten sahen hierin eine Art von Vergeltung, welche die Natur ihren übrigen Geschöpfen zum Trost, an diesem scheinbar so bevorzugten Vogel wieder ausübt. Übrigens ist, wie aus der gegebenen Schilderung erhellt, jener prächtige Schweif keinesweges der eigentliche Schwanz des Vogels, sondern blos die Befiederung des Bürzels; der wahre Schwanz steckt unter dem Bürzelkleide und ist beim Männchen ebenso häßlich, wie beim Weibchen. Bei beiden besteht er aus nicht sehr breiten braunen, leicht nach Innen gekrümmten, stufigen Federn, deren Anzahl beim Weibchen 18, beim Männchen eigentlich 20 ist, bisweilen aber nur 19 beträgt, eine Anomalie, die bei mehren Gallinaceen gefunden wird. Beim Radschlagen richtet sich dieser Schwanz mit auf und bildet eine Stütze für die hintersten Reihen der hier sehr langen Bürzelfedern, kann aber von Vorn natürlich nicht gesehen werden. Was endlich die Flügel des Pfaus betrifft, so haben sie den kurzen, abgerundeten, gewölbten Typus der meisten Hühner, und stimmen auch in der Zahl und Form der einzelnen Federn mit ihnen überein. Erstere beläuft sich auf 30, wovon 10 am Handtheil sitzen. Unter diesen ist die sechste die längste, alle frühern und folgenden nehmen stufig an Länge ab; ganz auffallend klein ist die eilfte, die erste des Unterarms, aber die über doppelt so lange zwölfte stimmt mit den nachfolgenden überein. Der Daumenflügel hat 5—6 Federn, und dem Oberarm fehlen eigentliche Schwingen ganz. — Anatomisch stimmt der Pfau in dem sackförmig abgesetzten Kropf, dem schwach erweiterten Vormagen, dem großen starken Muskelmagen, der mäßig großen kolbigen Gallenblase, den ziemlich einen Fuß langen, auffallend weiten Blinddärmen und dem langen Mastdarm mit den typischen Gallinaceen überein. Auch im Skelettbau zeigen sich wenige bemerkenswerthe Eigenheiten; ich erwähne daher nur folgende Verhältnisse. Der Schädel ist in allen Theilen pneumatisch und zeichnet sich vor dem der übrigen Gallinaceen durch eine sehr niedrige, vertiefte Schnabelwurzel, und eine auffallend schmale geneigte Stirn aus, neben welcher die sehr länglichen Thränenbeine liegen, an denen der untere, an der Wand der Nasenhöhle herabsteigende gewundene Griffelfortsatz viel kürzer und schwächer ist. Der eigentliche Schädel ist höher gewölbt, und der das kleine Gehirn umschließende Theil minder deutlich abgesondert. Der Hals enthält 13 nicht Rippen tragende Wirbel, von denen sich die vorderen, und ganz besonders der 4—11., durch eine sehr langgestreckte Form auszeich-

nen. Hinter dem 13. Wirbel folgt noch ein freier, der das erste sehr kurze, am Ende freie Rippenpaar trägt; von den übrigen sechs (zusammen also sieben) Rückenwirbeln sind die vier nächsten durch ihre hohen kammförmigen Dornfortsätze verwachsen, nur der vorletzte (sechste) ist wieder ganz frei, der letzte (siebente) aber mit den Kreuzwirbeln innig verbunden. Die Anzahl der letztern ist, wie gewöhnlich, sehr bedeutend, ich zählte 15 nach den von ihnen ausgehenden Querfortsätzen, indem die Körper dieser Wirbel völlig mit einander verwachsen sind. Das an ihnen haftende Becken ist im Verhältnisse kürzer, breiter und höher als bei den übrigen Hühnern, und dadurch besonders ausgezeichnet, daß über den Körpern der hintern sieben Kreuzwirbel eine tiefe Längsgrube verläuft, welche mit den Löchern zwischen den Querfortsätzen der einzelnen Wirbel communicirt und so mit der innern Höhle des Beckens in Verbindung steht. Diese Bildung, welche ich an drei männlichen und einem weiblichen Skelet des zoologischen Museums zu Halle constant wahrnehme, sehe ich bei keiner andern Hühnergattung, sie fehlt namentlich bei **Crax**, **Meleagris**, **Numida**, **Gallus**, **Phasianus** und **Perdix**, von denen ich Skelete vor mir habe; dagegen fand sie Prof. Nitzsch ebenso an dem Skelet des **Pavo spiciferus**, welches er in Leyden untersuchte, wie ich aus seinen Collectaneen ersehe. Offenbar hat diese eigenthümliche Bildung eine Beziehung zur Muskulatur des Bürzels, vermöge deren die schönen Bürzelfedern aufgerichtet werden, und es ist nur merkwürdig, daß auch die Pfauhenne dieselbe ebenfalls besitzt. Leider ist das mir vorliegende Skelet von einem jungen Vogel, an dem, wie überall, auch die neben der Längsgrube liegenden Theile der Kreuzwirbel zwischen ihren Querfortsätzen bemerkbare, blos von Haut geschlossene Lücken haben, und eine Fortsetzung dieser Haut überspannt auch die bemerkte Grube. Der Schwanz besteht aus fünf (bei den übrigen Gallinaceen gewöhnlich aus sechs) Wirbeln, die sich beim Hahn durch eine auffallende Breite auszeichnen und deren letzter auf der Firste des Kammes eine große scheibenförmige Erweiterung zeigt [1]. Bei der Henne fehlt sie völlig und der ganze Schwanz mit sammt dem Becken ist viel schmäler, ja im Verhältniß kaum breiter als bei andern Gallinaceen. Am übrigen Skelet fehlen zwar Eigenheiten von solcher Bedeutung, wie die angegebene des Beckens, allein ganz übereinstimmend finde ich nur die Knochen der Gliedmaßen und die Rippen, deren Anzahl sieben ist. Die erste und die beiden letzten jeder Seite haben den bekannten Hakenfortsatz nicht; den beiden ersten fehlt der Verbindungsknochen mit dem Brustbein, und an der letzten stößt dieser Knochen mit dem der vorletzten Rippe zusammen. Das Gabelbein ist kräftig, ähnlich dem von **Gallus**, hat aber einen längern, schmälern Stiel. Auch das Brustbein gleicht dem von **Gallus**, namentlich in der Erweiterung des Endtheiles beider Abdominalfortsätze; dagegen ist der Kamm, zumal vorn, viel höher und die verdickte Stelle desselben, auf welcher der Vogel beim Sitzen ruht, mehr nach Hinten gerückt. Besonders merkwürdig ist noch die Absetzung der hintern Knochenleiste des Laufes oben in der Nähe des Hackens vom Hauptknochen durch eine wahre Lücke zwischen beiden, welche Lücke ich sonst nur noch beim Truthahn finde; bei der Pfauhenne ist die Leiste kaum angedeutet, und die Lücke fehlt; bei der Truthenne bemerke ich sie, wenngleich die Leiste kürzer und schwächer ist als beim Hahn. Übrigens sind am Pfau alle Rumpfknochen pneumatisch, nur nicht das Gabelbein und die beiden ersten Halswirbel; an den Extremitäten führen nur Oberarm und Oberschenkel Luft. Die markige Beschaffenheit des ersten und zweiten Rippenverbindungsbeines (der dritten und vierten Rippe), welche Professor Nitzsch von **Pavo spiciferus** erwähnt, scheint keine constante Gattungseigenheit zu sein; sie fehlt beim Skelet der Henne ganz, und an den drei Skeleten von Hähnen finde ich sie nur bei dem einen auf der linken Seite, auf der rechten und bei den beiden andern ist sie auf das erste Verbindungsbein beschränkt. Übrigens weicht **Pavo spiciferus** von **Pavo cristatus** noch durch die Zahl der Halswirbel ab, welche nach Nitzsch bestimmter Angabe 14 sind; alle andern Verhältnisse sind genau dieselben.

Die beiden schon mehrmals erwähnten Arten der Gattung sind die einzigen bis jetzt bekannten. Bei großer Ähnlichkeit des Colorits und der Zeichnung unterscheiden sie sich leicht durch den Federnbusch des Kopfes, welcher bei der indischen Art (**P. cristatus** *Linn.*) aus etwa 20 gleichgroßen, zerstreutfahnigen, anderthalb Zoll langen Federn besteht, bei der japanischen (**P. spiciferus**) dagegen aus zehn paarig gleich langen, stufigen, schmalen Federn von gewöhnlicher Bildung, von denen die zwei längsten gegen drei Zoll messen.

1) Der indische Pfau (**Pavo cristatus** *Linn.*), bewohnt ursprünglich den Norden Indiens, vom Indus bis nach China, und kommt noch in Medien häufig vor. Er scheint hier seit den ältesten Zeiten gezähmt gewesen zu sein, und sich durch den Verkehr der Völker bis weit nach Osten hin ausgebreitet zu haben. Nach Westen gelangte er zuerst, so weit die Nachrichten reichen, durch Salomo's Handelsverkehr, und wurde am Hofe dieses prachtliebenden Fürsten längere Zeit als große Merkwürdigkeit gehegt (1. Buch der Könige 11. Cap. 22. Vers. 2. Buch der Chronika 9. Cap. 21. Vers). Dennoch lernten die Griechen ihn erst durch Alexander's Siegeszüge kennen [2]; später kam er zu den Römern, und durch diese wieder über die cultivirten Theile Europa's, bis er sich nach und nach über das ganze, selbst bis zum hohen Norden hin, ausbreitete, hier aber nur bei sorgsamster Pflege und Wartung noch gedeiht. Europäische Ansiedler haben ihn schon früh nach Afrika und Amerika übergeführt. Beim Männchen ist Stirn und Scheitel mit einem grün metallischen, sammetartigen Gefieder bedeckt,

1) Dieselbe findet sich, nach Prof. Nitzsch, auch bei **Phasianus** und **Argus**, Gattungen, deren Schwanzfedern sehr lang und groß sind.

2) Über die antiquarische Geschichte des Pfaues handelt umständlich Büffon in der Naturgesch. der Vögel. Übers. Quart Ausg. IV. S. 5 fg.

welches nach Hinten an den Federnbusch stößt, zur Seite aber von den nackten, weißbepuderten Stellen begrenzt wird. Hinter und unter diesen nimmt die Befiederung eine dunkle, schwarzgrüne Farbe an, die weiter nach Unten am Halse lichter wird und zusehends in ein schönes metallisches Blaugrün übergeht, welches den ganzen Hals und die Vorderbrust ziert. Während die übrige Brust und der Bauch aufs Neue eine dunkel schwarzgrüne, erzschillernde Farbe erhält, verändert sich das größere und kräftigere Gefieder des Rückens in ein golden erzfarbenes, dessen kreisförmig abgerundete Federn einen feinen, sammetschwarzen Rand haben. Die letzten größern dieser Rückenfedern haben schon länglich elliptische, schwach kupferfarbene Augenflecken. Aus ihnen entspringt die früher beschriebene Bürzelbefiederung, die den Schweif bildet. Die Achsel- und oberen Flügeldeckfedern sind hell rothgelb, mit schwarzgrünen metallischen Querwellenlinien. Diese letztere Farbe haben auch alle Armschwingen und die größern Flügeldeckfedern des Armes, allein das gesammte Handgefieder ist einfarbig rothgelb. Ähnlich, aber unreiner, zeigt sich auch die Befiederung der Beine bis zum Hacken. Beim jungen Hahn, welcher Anfangs der Henne gleicht, tritt zuerst die metallischgrüne Befiederung des Kopfes und Halses hervor, aber der ganze Rücken und Steiß ist dicht weißlich und braungrau gewellt, selbst die den Schwanz an Länge bereits übertreffenden Bürzelfedern, an deren Rändern und Spitzen jedoch ein metallischer Schimmer schon bemerkt wird. Erst mit dem dritten Jahre ist dieser Metallglanz und die Erzfarbe allgemein.

Das **Weibchen** ist in allen Dimensionen kleiner als das Männchen, und wie gewöhnlich nicht gespornt; doch zeigt sich an der Stelle des Sporns eine elliptische Hornwarze. Seine Hauptfarbe ist ein schmutziges Graubraun, an dem man bei genauerer Besichtigung hellere und dunkelere Wellenlinien unterscheidet; die Kehle und die unteren Kopfseiten bis zum Ohr sind rein weiß; der Hals dagegen, der dunkelste Körpertheil, hat einen kupferfarbenen Metallschimmer, und die Brust wird ganz hell graugelb. Übrigens haben auch bei der Henne die letzten Bürzelfedern die Länge des Schwanzes, den sie von Oben bedecken, und der braune, schwach metallisch schimmernde Federnbusch des Nackens ist ebenso groß wie beim Hahne. Die Schwingen sind einfarbig graubraun, und die kürzeren Schwanzfedern fast schwarz. Die Beine haben bei beiden Geschlechtern vorn am Lauf, wie oben auf den Zehen, hornige, gleichgroße Halbgürtel; hinten an jenem zwei Reihen schiefer Schilder und Schuppen daneben, unten an diesen eine warzige Sohle. Die Krallen sind kurz, stumpf, undeutlich, dreikantig, unten ausgehöhlt; die des Daumens berührt mit der schwieligen Zehenspitze den Boden. Der weiße Pfau, den man in beiden Geschlechtern kennt, ist eine zufällig entstandene Spielart, wie schon daraus hervorgeht, daß in derselben Brut und von gefärbten Ältern weiße, gefleckte und farbige Individuen vorkommen.

Was nun die Lebensweise dieses Vogels betrifft, so glaubte man lange Zeit, daß derselbe auch in seiner Heimath nur gezähmt vorkomme und sich, gleich dem Haushuhn, schon ganz an den Menschen angeschlossen habe, allein Temminck weist sowol diesen Irrthum nach (hist. génér. des Gallinacées. T. II. p. 31), als auch den zweiten, daß der wirklich noch wild existirende Pfau viel größer sei als der domesticirte. Wilde Pfauen ähneln den zahmen völlig, nur das Gefieder des Halses soll ein noch bestimmteres Blau besitzen; sie finden sich nicht überall, aber doch an mehren Stellen, in Indien, namentlich in den Districten von Guzerate, Camboga, Broudra, Calicut, an der Küste Malabar, auf Ceylon, im Königreiche Siam, auf den Calamianen, Sunda-Inseln und der Halbinsel Malacca. Hier sowol, als auch in Bengalen und Medien, sind sie ein Gegenstand der Jagd; sie halten sich am liebsten in freien trockenen Gegenden in der Nähe von Waldungen auf, und verweilen namentlich in letzteren die Nächte, auf den Spitzen der Bäume schlafend. Selbst die jungen Küchlein, welche in Nestern am Boden ausgebrütet werden, trägt die in der Gefangenschaft oft sehr wenig sorgsame Henne schon nach wenigen Tagen, einzeln sie auf den Rücken nehmend, auf erhabene Punkte, zumal Baumzweige, wo sie übernachten, und von wo sie am Morgen wieder herabspringen können. Das Nest liegt meistens sehr versteckt im dichten Gesträuch und enthält in den ersten Jahren 6—8, später gegen ein Dutzend weiße, wie beim Puter gelbgesprengte Eier. Diese legt das Weibchen einzeln, und beginnt die Bebrütung erst, wenn das letzte gelegt ist. Nach 27—30 Tagen schlüpfen die Küchlein aus und verweilen die ersten 24 Stunden unter dem Leibe der Mutter nahrungslos. Nach dieser Zeit verlassen sie das Nest und suchen sich Insekten und weiche saftige Kräuter zur Nahrung. Nesseln und Hollunderblumen sollen für sie Gifte sein. Sie haben nur ein einfarbig aschgraues Dunenkleid. Jeden Abend sammeln sie sich unter Anführung der Mütter an einem andern Orte und übernachten nie an derselben Stelle. Nach Verlauf eines Monats zeigt sich die erste Spur des Federnbusches und Sporns, als Zeichen des Männchens, allmälig wachsen auch die andern Federn hervor. Die Jungen sind um diese Zeit äußerst empfindlich, und bei gezähmten gehen daher grade jetzt die meisten zu Grunde. Überhaupt verlangt der junge Pfau eine sehr sorgfältige Behandlung nicht blos, wenn er bei uns gedeihen soll, sondern auch besonders günstige Localitäten, an denen er sich ausbreiten und seinem Naturell so viel wie möglich folgen kann. Enge Stallräume verträgt er gar nicht, und weite, zum Theil buschige Höfe, deren nahe gelegene große Dunghaufen ihm nicht blos von Unten Wärme geben, sondern auch Stoff zum beständigen Nahrungssuchen darbieten, gefallen ihm am meisten. Nasse feuchte Niederung meidet er, und die Jungen sterben schon bald, wenn sie genöthigt sind, auf solchem Boden, oder in kalten gepflasterten Ställen ihre ersten Lebensmomente zu vollenden. Man muß sie Anfangs mit gehackten Eiern, weichem Käsematten und eingeweichten Semmeln ernähren, und erst nach einem Vierteljahr an zerschrotene Gerste und Getreide gewöhnen; auch vor den alten Pfauen hüten, indem letztere nicht blos gegen alles andere Hofgeflügel, sondern auch gegen ihre eigenen Nachkommen

hämisch gesinnt sind, und über dieselben herfallen, wie es ihnen grade einfällt. Der Pfau steht nämlich an Herrschsucht den Hähnen nicht nach und duldet kein Männchen neben sich, selbst nicht den erwachsenen Sohn, dessen jüngeren Kräften nicht selten der Vater im Kampfe unterliegt, wenn zur Brunstzeit beide auf die Hennen Ansprüche machen. Man pflegt daher zu fünf Weibchen nur einen Hahn zu halten und erst bei größerer Menge der ersteren können zwei Hähne neben einander bestehen. Da indessen der Pfau jetzt nirgends mehr als Leckerbissen betrachtet wird, und auch im Wohlgeschmack dem Truthahn nachstehen soll, so ist seine mit manchen Mühen verbundene Erziehung Grund genug, ihn nicht leicht jene für die Belustigung am Vogel hinreichende Anzahl überschreiten zu lassen. Er erreicht selbst in der Gefangenschaft ein Alter von 25 Jahren, wie schon Aristoteles (Hist. anim. 162. 30. ex rec. *E. Bekkeri*) richtig angibt, ohne dadurch den Erzählungen der Alten, daß er über 100 Jahre alt werden könne, vorgebeugt zu haben. Im dritten Jahre wird er mannbar, und seine Brunstzeit tritt alljährlich nur einmal im Frühjahre ein; die Mauser fällt in den Herbst, mit welcher auch die Bürzelfedern ausfallen und sich von da bis zum Frühjahr wieder bilden, langsam an Größe zunehmend, sodaß zur Zeit der Brunst das Männchen seinen Schmuck wieder vollständig besitzt. Man behauptet, daß die Federn des Nackenbusches nicht mit gemausert würden. Zur Brunstzeit verrathen beide Geschlechter einen sehr starken Trieb, der so weit geht, daß Hennen sich die Genitalien gegenseitig reizen, wenn ihnen die Hähne fehlen, und dadurch dotterlose Eier (Zephyreier) hervorbringen. Die Hähne dagegen sind dann so geil, daß sie auch solche Hennen befruchten, welche das im Oviduct befindliche Ei noch nicht gelegt haben, und dieses dadurch abtreiben, falls ihnen nicht die erfoderliche Anzahl von 5—7 Hennen zu Gebote steht. Übrigens scheint mit dem Übergange in die mehr nördlichen Klimate der Geschlechtstrieb abzunehmen, insofern sich Hähne in diesen auch wol mit 3—4 Hennen begnügen, und die Hennen hier meistens nur 5—6 Eier legen. Es ist dies um so merkwürdiger, als der erwachsene Pfau Temperaturunterschiede sehr gut erträgt, und selbst im Spätherbste noch viel lieber auf den Dächern zwischen Schnee und Reif, als im Stalle, übernachtet.

2) Der japanische Pfau (P. spiciferus *Buff.* P. muticus *Linn.*) ist dem indischen in allen Theilen ähnlich, nur nicht im Federnbusch, welcher blos aus zehn schmalen stufigen Federn von gewöhnlicher Bildung besteht; zugleich sind die nackten Stellen am Kopfe größer und röther, die Federn des Rückens kleiner, die des Bürzels bei gleicher Bildung minder zahlreich und die Augen auf ihnen größer; die Halsfedern sind bestimmter grün mit Goldglanze, aber die Flügeldeckfedern scheinen ganz schwarzgrün zu sein, bis auf die, welche an der Hand sitzen, und ebenfalls eine rothgelbe Farbe mit sammt den Schwingen haben. Füße und Schnabel zeigen keinen Unterschied, denn der Sporn, den man früher als fehlend annahm (daher Linné's Name muticus), ist in der That vorhanden.

Von diesem das Innere Japans bewohnenden Vogel hatte man lange Zeit keine andere Kunde als durch ein japanesisches Gemälde, mit welchem der damalige Beherrscher Japans dem Papste ein Geschenk gemacht hatte. Ulysses Aldrovandi ließ diese Zeichnung in seiner Historia avium copiren und beschrieb (II. p. 17. lib. 13. c. 3) danach den Vogel, welche Beschreibung alle spätern Schriftsteller benutzten. Endlich sah Le Vaillant ein Individuum am Cap in der Sammlung von Bones, zeichnete den Kopf und sandte ihn an Temminck, der ihn in seiner Hist. génér. des Gallin. Vol. II. p. 57. pl. stechen ließ, und eine verbesserte Beschreibung nach Le Vaillant's Berichten gab. Neuerdings hat man ihn mehrmals nach Europa gebracht, und von einem solchen Exemplar, das sich im Museum zu Paris befindet, gab Vieillot (Galer. des Ois. III, 14. pl. 202) eine ziemlich gelungene Abbildung. (*Burmeister.*)

PAVONA (Francesco, da Udine), ein Maler der bolognesischen, oder, was wol richtiger ist, aus der venetianisch-lombardischen Schule, geb. 1695, gest. 1773, wird von Lanzi, welcher ihn unter die bolognesischen Maler der vierten Epoche zählt, als ein guter Ölmaler geschildert, der sich auch besonders in Bildnissen auszeichnete, deren er viele in Pastell trefflich vollendete; die meisten davon malte er in Genua, nachdem er früher längere Zeit in Mailand studirt hatte; seine Lehrer waren Antonio Carnio und J. Jos. da Sole.

Pavona arbeitete später in Spanien, Portugal und Teutschland, theils für die Höfe jener Reiche, theils für die Kirche, wie er denn in Lissabon mehre Kirchen mit seinen Arbeiten schmückte. In Dresden verweilte er längere Zeit, machte sich hier auch am Hofe durch seine Kunst bekannt, verheirathete sich auch hier und kehrte dann nach Bologna zurück, wo er die freundlichste Aufnahme in dem Hause der Familie Carrara fand, die ihn und seine Kunst hoch ehrte. Später ließ sich Pavona in Venedig nieder, wurde da Mitglied der Malerakademie und starb in dieser Künstlerstadt im höhern Greisenalter. (*Frenzel.*)

PAVONARIA, nannte Cuvier (le règne animal T. 5. p. 319) eine Polypengattung, welche von ihm schon richtig zur Familie der Meerfedern (Pennatulina, s. d. Art.) gezogen wurde und mit ihnen im Bau der einzelnen Thiere vollkommen übereinstimmt. Wegen der auf acht beschränkten, gefiederten, nicht zurückziehbaren Arme nannte Ehrenberg die so gebildete Gruppe der Polypen Octactinia (Die Korallenthiere des roth. Meeres ꝛc. S. 53). Ich sehe diese Gruppe als eine Ordnung an (vgl. mein Handb. der Naturgesch. II, 447), und theile sie nach der Bildung des gemeinschaftlichen Polypenstammes in die Octact. zoocoralline, denen ein hartes Gerüst im durchaus weichen fleischigen Stamm fehlt; in die Oct. amphibola, die zwar eine knochenharte Axe im Stamm haben, aber nicht mittels dieser festsitzen; und in die Oct. phytocorallina, bei denen diese kalkige Axe überwiegt und das Hauptbefestigungsmittel der baumförmigen Thierfamilie bildet. Die Gattung Pavonaria gehört zu den Oct. amphibolis, wohin ich außer den Pen-

natulinen noch die Halcyoninen ziehe, und letztere von erstern durch die unregelmäßig ästige Form der schwammigen Axe unterscheide. Pavonaria ist unter den Pennatulinen durch die langgestreckte, unverästelte, dünne, einer Weidenruthe ganz ähnliche Axe, welche in der fleischigen Rinde einen kalkigen, dünnen, vierkantigen Stiel enthält, dessen unteres dickes Ende einige Zoll lang keine Polypen trägt und im Schlamm steckt, während das ganze obere, zwei bis drei Fuß lange Ende auf der einen Seite dicht mit den Polypen im Quincunx besetzt ist, sehr charakteristisch vor den anderen Gattungen ausgezeichnet. Die Polypen selbst sind klein, und haben weder äußere Schutzmittel in Form von Lappen oder Zacken, noch können sie sich in die fleischige Axe zurückziehen. Die einzige genau bekannte Art dieser Gattung: P. antennina (Funicularia tetragona *Lam.* hist. nat. des anim. sans vertèbr. T. 2. p. 421, 2), findet sich im Mittelmeer. Sie ist abgebildet von Bohadsch, Beschreibung einiger ꝛc. Seethiere Taf. IX. Fig. 4. 5 und im Dictionn. d'hist. natur. pl. 61. Vgl. Ehrenberg a. a. O. 64. und *Blainville*, Dictionn. des scienc. nat. T. 60. p. 480. — Als zweite Art soll Pennatula scirpea *Pall.*, Elench. zoophyt. 372. n. 48, hierher gehören.

(*Burmeister.*)

Pavonata, s. Marmormeer.

PAVONE. 1) Ein Fluß des Großherzogthums Toscana, welcher im Compartimento Senese in den Gebirgen von Montieri entspringt, einsame waldbestandene Thäler durchfließt, durch mehre Bäche verstärkt wird, an den Dörfern Silano und Rocca vorüberströmt und unterhalb des letzteren im Compart. di Grossetto sich mit dem Cecina vereinigt. In seinem oberen Theile bildet er auf einer ansehnlichen Strecke die Grenze beider Compartimenti.

2) Ein großes Gemeindedorf im Distrikt XIII. der lombardischen Delegation Brescia, mit einem Vorstande, einer eignen katholischen Pfarre, einer Pfarr-, zwei Aushilfskirchen und einer Kapelle. (*G. F. Schreiner.*)

PAVONIA. Diese Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Malvaceen hat Cavanilles (Diss. III. p. 132. t. 45—49) so genannt nach dem bekannten spanischen Reisenden Don Jose Pavon (s. d. Art. Dombey und Ruiz), dem Mitherausgeber des Prodromus (Matr. 1794. Fol.) und der Flora peruviana et chilensis (Vol. I—III. Matr. 1798 sq. Fol.). Char. Die Blüthenhülle fünf- oder mehrspaltig; der Kelch fünfspaltig; die fünf Corollenblätter umgekehrt-eiförmig; die Staubfäden zu einer Röhre verwachsen, oberhalb frei und nierenförmige Antheren tragend; der Griffel mit acht oder zehn Narben; fünf einsamige, kreisförmig um ein Mittelsäulchen stehende Samenkapseln. Mit Einschluß der Gattung Lebretonia *Schrank* (Pl. rar. hort. Monach. t. 90), welche nicht wesentlich verschieden ist, sind ungefähr 30 Arten von Pavonia bekannt. Sie wachsen als Bäume und Sträucher mit einfachen Blättern, schönen, großen, gelben, rothen oder violetten Blumen und zuweilen stacheligen Samenkapseln; vorzüglich im tropischen Amerika, aber auch auf den Südsee- und mascarenischen Inseln, in Ostindien und Südafrika. Eine einzige Art, P. veneta *Spreng.* (Syst. veg. III. p. 98. Hibiscus pentacarpos *L. Jacquin*, Icon. rar. t. 143. Ketmia etc. *Zannichelli* istor. t. 91), ein perennirendes Kraut, kommt in Europa, an sumpfigen Orten in Oberitalien vor. P. urens *Cav.* (l. c. t. 49. f. 1 und 5. *Jacqu.* l. c. t. 522), auf den Inseln Bourbon und Moritz, ist, wie mehre Arten von Hibiscus, mit steifen Haaren bedeckt, welche bei der Berührung ein brennendes Jucken verursachen. P. odorata *Willdenow* (Sp. pl. III. p. 837) in Ostindien ist aromatisch, wie einige andere Gewächse dieser Familie, und P. diuretica *Aug. de St. Hilaire* (Pl. us. du Brésil p. 53), in Brasilien, gilt für harntreibend. Pavonia *R.* et *P.* s. Laurelia. (*A. Sprengel.*)

PAVONIA, eine von Lamarck (hist. natur. des anim. sans vertèbr. T. 2. p. 238) aufgestellte Gattung der Polypen, welche sich durch ein kalkiges, unbeweglich festsitzendes, in senkrechte Lappen aufsteigendes Gerüst auszeichnet, an dessen beiden Seiten übereinandergereihete, wagerechte Furchen die unvollkommen begrenzten Polypenzellen enthalten. Jede dieser Zellen ist ein ziemlich flaches Grübchen, das sich nach Innen an die Wand des aufsteigenden Lappens anlehnt, nach Außen aber von dem aufgeworfenen Rande der Furche begrenzt wird; dagegen von den neben ihr liegenden Grübchen nur durch eine sehr leichte Erhebung des Grundes in der Furche getrennt ist. Zugleich ist das Grübchen von seiner stark vertieften Mitte aus radial liniirt und fein gerillt, welche feinen Linien und Rillen sich über die ganze Fläche des Corallenstockes ausdehnen, in vielfachen Richtungen sich begegnen und mit einander verfließen. Das ganze so gebildete Gerüst wird von einer weichen fleischigen Polypenhaut überzogen, aus welcher sich die einzelnen Polypen da, wo die Grübchen liegen, erheben. Jeder Polyp ist eine kleine, im Gipfel vertiefte Fleischwarze; die Vertiefung ist sein Mund, welcher in den sackförmigen Magen führt, und bis in das Grübchen des Kalkgerüstes hinabreicht. Im Umfange des Mundes stehen zahlreiche, sehr kleine, kurze, etwas zurückziehbare, mitunter ganz fehlende Arme. Ehrenberg, welcher die Anzahl der Arme und die Beschaffenheit des Kalkgerüstes der Polypen so sinnreich zu einer Gruppirung dieser vor ihm ziemlich chaotisch unter einander geworfenen Thiere benutzt hat, nennt alle Polypen, deren kalkiges Gerüst unbeweglich und unorganisch festsitzt, Phytocorallina, und theilt diese nach der Anzahl der Arme oder Tentakeln, welche den Mund des Thieres umgeben, weiter ein. Pavonia, deren Tentakelnzahl sehr groß ist, gehört danach den Polyactiniis an. Indessen scheint mir eine Anordnung, welche von der Beschaffenheit des Kalkgerüstes ausgeht, in dem Fall den Vorzug zu verdienen, wenn die gleiche Form und Bildung desselben Resultat einer übereinstimmenden Organisation des ganzen Geschöpfes ist; und da nun eine solche bei allen Polypen mit blos kalkigem Niederschlag in und unter die weiche Substanz des thierischen Mantels stattfindet, so schien mir eine Vereinigung derselben zu einer Hauptgruppe oder Ordnung, für welche ich Schweigger's Namen Lithophyta wieder in Anwen-

dung bringe, nothwendig. Nach der Anzahl der Arme des Polypen theile ich die Lithophyta in Dodecactinia, mit zwölf Armen, und Polyactinia, mit zahlreichen Armen. Diese blos von den Thieren hergeleiteten Charaktere sind doch an dem der thierischen Hülle entkleideten Korallenstocke noch gut zu erkennen, indem immer die radienförmigen Linien und Leisten, welche vom Centro der grubigen Polypenzellen ausgehen, dem Zahlengesetze der Arme entsprechen, eine Dodecactinia also sechs oder zwölf, eine Polyactinia sehr viele gleich große besitzt. Die Lithophyta Polyactinia, zu denen Pavonia nach der gegebenen Schilderung ihres Kalkgerüstes zu zählen ist, vergrößern ihren Polypenstock auf zwei Weisen, und zwar entweder durch Knospenbildung an den peripherischen Enden, oder durch Theilung der einzelnen Polypen. Hiernach hat man zwei Familien, die Ocellina und die Daedalina. Die letzteren, denen Pavonia angehört, theilen sich entweder vollständig, sodaß jede Polypenzelle eine gleichförmig umschriebene und begrenzte Grube darstellt, oder unvollständig, sodaß die einzelnen Gruben gewundene Reihen bilden, in denen sie nur schwach oder gar nicht von einander abgesondert sind. Da letztere Bildung bei Pavonia vorkommt, so ist damit die unvollständige Theilung der Polypen als theilweiser Gattungscharakter gegeben. Lamarck führt (a. a. O.) acht Arten seiner Gattung auf, die sich alle in tropischen südlichen Meeren aufhalten; Ehrenberg erwähnt nur vier Arten (Corallenthiere des rothen Meeres S. 105), von denen eine im rothen Meere gefunden wird. In nördlichen Meeren kommen sie nicht vor. Die gewöhnlichste ist: P. cristata, mit länglichen, oben kreisförmig abgerundeten, von der flachen Seite gesehen dem Umriß einer Mandel ähnlichen, aber gegen einen Fuß hohen dünnen Lappen, deren beiderseitige Furchen verschiedene Wellenlinien beschreiben, und in den Furchen zahlreiche kleine sternförmige Grübchen enthalten. Sie findet sich an den Küsten Südamerika's und ist von Knorr (Delic. p. 25. t. A. X. f. 1) abgebildet. (*Burmeister.*)

PAVONIA (Paläozoologie). Ein Zoophyten- oder Pflanzenthiergenus des Lamarck. Der Polypenstamm ist festgewachsen und kalkig, seine blattförmigen Ausbreitungen sind auf beiden Seiten mit Furchen und Rippen versehen, welche durch Verwachsung der sternförmigen Zellen entstehen. Die lebenden Arten gehören den tropischen Meeren an, fossil glaubt man drei Arten in Oolithgebilden Würtembergs und der Normandie gefunden. Eine derselben, welche Graf Mandelsloh im Coralray der würtemberger Alp anführt, beschreibt Goldfuß (Petrefacten 1. Lief. S. 42. Taf. 12. Fig. 9) als Pavonia tuberosa; sie ist durch Verwachsung in knolligen Massen ausgebreitet, die durch eingesenkte Sterne gebildeten Furchen laufen von Unten nach Oben, verästeln sich und vereinigen sich wieder; die Sternlamellen scheinen im Verhältniß dick. (*Herm. v. Meyer.*)

Pavor, s. Pallor.

PAWANGHUR (Br. 16° 52′, L. 74° 29′), feste Stadt im Gebiete der Maharatten, mit einem auf einem hohen Berge liegenden Fort, mehren zum Theil berühmten Hindutempeln und zahlreichen Einwohnern, welche einen lebhaften Handel treiben. (*G. M. S. Fischer.*)

Pawcatuck, s. Paucatuck.

PAWDINSKOI KAMEN, oder PAWDINSKOE KAMMEN, heißt eine der höchsten Spitzen des Urals, welche sich fast 6400 Fuß über das Meer erhebt. (*G. M. S. Fischer.*)

PAWEN, westlichstes und größtes, aber immer doch nur kleines Eiland, welches zu den Schildpattinseln gehört und wie diese von Celebes abhängig ist. Es liegt unter 0° 18′ südl. Br. und 122° 2′ östl. L. in der Bai Gunong Tellu, an der Ostküste der letzteren Insel und wird nur zuweilen des Fischfanges wegen besucht. (*G. M. S. Fischer.*)

Pawla-Krepost, s. Pauls-Festung.

PAWLET, Stadt in der Grafschaft Rutland des nordamerikanischen Freistaates Vermont, liegt am gleichnamigen Flusse, welcher sich nach seiner Vereinigung mit dem Woodcrick bei Fiddlers Ellbogen in die Südbai ergießt, und hat 2000 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Pawlocz, s. Paulocz.

PAWLOGRAD (n. Br. 48° 30′), Kreis- und ziemliche Handelsstadt, vorzüglich was den Verkehr mit Pferden betrifft, im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, liegt, 406 Werste von Perekop entfernt, am Waltschaflusse, welcher, mit der Samara vereinigt, dem Dnepr zueilt, und hat über 700 Einwohner. Der gleichnamige Kreis, von den genannten Flüssen bewässert, hat gutes Acker- und Weideland und die Bewohner desselben treiben daher Ackerbau und Viehzucht auf eine gleich einträgliche Weise. (*G. M. S. Fischer.*)

PAWLOWITZ (Gross-), slaw. Hrubé Pawlowice. 1) Eine der k. k. Familie gehörige Allodialherrschaft im südlichsten Theile des brünner Kreises Mährens gelegen, mit einem eignen Wirthschafts- und Justizamte, einem Flächenraume von 17,927 Joch und 715 □ Klaftern. Die Bevölkerung beläuft sich auf 7836 Seelen, welche bis auf vier jüdische Familien und 38 Reformirte sämmtlich Katholiken sind, slawisch sprechen und bis auf 146 Landmeister sämmtlich Wein- und Ackerbau treiben. Die Gegend bildet eine schöne, von dem fischreichen Tajaflusse bewässerte Ebene, die nur im Westen und Norden von sanften, mit Weinreben oder Waldungen bepflanzten Hügeln begrenzt wird. Der Boden bringt außer den gewöhnlichen vier Getreidearten Hirse, Mais, Melonen, Hülsenfrüchte und Gemüse in Menge hervor. Der hiesige Wein gehört zu dem besten des Landes, besonders aber der trkmanitzer. Die Obstbaumzucht ist nicht unerheblich und die Jagd sehr ergiebig. Zu dieser Herrschaft gehören acht Dörfer mit 1573 Häusern, drei katholische Pfarreien, vier Localien, acht Schulen, fünf Meierhöfe und vier Reviere. 2) Ein zur Herrschaft gehöriges großes Dorf und Sitz des herrschaftlichen Verwaltungsamtes, mit 266 Häusern, 1296 Einwohnern, welche, mit Ausnahme der auf dem herrschaftlichen Bestandhause befindlichen jüdischen Familie, sämmtlich Katholiken sind und slawisch sprechen, einer eignen katholischen Pfarre. (*G. F. Schreiner.*)

PAWLOWO-SELO, Stadt im russischen Gouvernement und Kreise Nishegorod, liegt an der Oka, gehört der gräflichen Familie Scheremetew, welche hier ein Schloß besitzt, hat sieben Kirchen und zählt 6200 Einwohner, welche sich größtentheils mit Klein- und Feinschmiedearbeit beschäftigen und für ihre zum Theil vortrefflichen Waaren immer auf einen leichten und starken Absatz rechnen können. (*G. M. S. Fischer.*)

Ein anderes Dorf gleiches Namens liegt in demselben Gouvernement an der Pjana. Es hat eine gute Tuchfabrik und Leinwandweberei. (*I. C. Petri.*)

PAWLOWSK, auch PAULOWSKY, ein im J. 1780 vom damaligen Großfürsten Paul Petrowitsch, nachherigen Kaiser Paul I., erbautes prächtiges kaiserl. Lustschloß, vier Meilen von St. Petersburg und ½ Meile von Sarskoje-Selo, dem prachtvollsten Schlosse in der Umgegend der Residenz, in einer wellenartigen und waldigen, überaus reizenden Gegend. Die kleine dabei liegende gleichnamige, regelmäßig gebaute Stadt hat 250, meistens sehr geschmackvoll aufgerichtete, obgleich hölzerne Häuser, eine schöne russische Kirche und gegen 1200 Einwohner, die sich theils von städtischen Gewerben, theils von ländlichen Beschäftigungen nähren. Das Schloß war des Großfürsten und nachherigen Kaisers gewöhnlicher Sommeraufenthalt und nach seinem Tode der Wohnsitz seiner Witwe. Das drei Stock hohe Schloß zeichnet sich nicht sowol durch eine imponirende Größe, als vielmehr durch eine vorzügliche Schönheit der Verhältnisse, durch seinen edlen Styl, in welchem es erbaut ist, durch seine Einfachheit und geschmackvolle Bauart aus. Da es jedoch für die ganze zahlreiche kaiserliche Familie nicht geräumig genug war, so ließ der Kaiser Paul zu beiden Seiten bogenförmige Flügel anbauen, wodurch ein großer Hofplatz entstand, welcher, so lange der Kaiser lebte, zur Wachparade diente. Das Innere des Schlosses (welches nach einem Brande im J. 1803 wiederhergestellt ward) ist mit mehr Geschmack als Pracht verziert. Im ersten Stockwerk waren die Zimmer der verwitweten Kaiserin; sie enthalten einen Reichthum auserlesener Kunstschätze. Aus ihnen kommt man in die sogenannte Laterne, eine Galerie, die auf der einen Seite mit Gemälden von Paul Veronese, Murillo, Bassano und andern Künstlern dieses Ranges geschmückt ist, und auf der andern offenen Seite ein reich blühendes Blumenparterre enthält, durch welches eine Allee (in der man des Abends oft die Hornmusik hört) zu einem schönen, von 16 ionischen Säulen getragenen Porticus führt, von welchem aus man die Straße und einen Theil der romantischen Umgegend überblickt. In dem Speisesaale hängen vier kostbare Ansichten von Rom, von Robert gemalt, welche von Kennern bewundert werden. Im Ganzen herrscht jedoch hier weniger Pracht, als Geschmack und Kunstsinn. Dagegen glänzt jene dem Beschauer mehr in den Zimmern und Sälen des zweiten Stockwerks entgegen, wo die eigentlichen Prunkgemächer prangen. Die geräumigen Thronsäle in dem einen Flügel sind wegen ihrer prächtigen und geschmackvollen Verzierungen und der vortrefflich gemalten Decken besonders merkwürdig und sehenswerth. In dem andern Flügel, den sonst die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen bewohnten, bewundert man in jedem Gemache Vasen von Jaspis, Urnen, Toiletten und Nachttische von Krystall, Tische von Lugamallo, Kamine von Malachit, Gobelins, Tapeten und eine Menge anderer herrlicher Kunstsachen, Gemälde, Nachbildungen von Antiken und andern Sehenswürdigkeiten. Durch einen von Gonzaga gemalten Säulengang, in welchem Statuen und Büsten aufgestellt sind, kommt man in die Gärten, welche von sehr großem Umfange und in englischem Geschmacke höchst reizend angelegt sind, ein wahres Elysium bilden und alle Jahre noch mehr verschönert werden. Man sieht hier in der mannichfaltigsten Abwechselung waldbekränzte Hügel und anmuthige Thäler, sanftmurmelnde Bäche und rauschende Wasserfälle, Tempel und Obelisken, Urnen und Statuen, Teiche und Bosketts, Bauerhütten und alte gothische Thürme, chinesische Brücken, Einsiedeleien u. s. w. Auch ist hier ein kleines Gartentheater, ein kleiner Irrgarten, ein großes Vogelhaus, ein türkisches Zelt von Holz, mit Leinwand überzogen, ein niedliches Badehaus bei einem Wasserfalle u. a. m. Eine Abtheilung des Gartens ist blos für Blumen bestimmt, und es gehören mehr als 15,000 Blumentöpfe dazu, sie auszufüllen. Hier gewinnt die Kunst der Natur den Vorrang ab, uns hoch im Norden die Blumen heißer Zonen in allem Glanz ihrer Prachtblüthen zu zeigen.

Am Abhange des Hügels vor dem Schlosse liegt das kaiserliche Familienwäldchen, welches aus lauter solchen Bäumen besteht, die bei der Geburt eines Großfürsten oder einer Großfürstin gepflanzt worden sind, und von denen jeder den Namen dessen, dem zu Ehren er gepflanzt ist, auf einer kleinen blechernen oder marmornen Tafel trägt. Ein nicht minder reizender Platz ist die Zauberinsel, welche in dem hellen sie umgebenden Wasser sich spiegelnd, aus einem Gehölze besteht, dessen grüne Wipfel, von Blumenketten durchzogen, sich wie zu einer Tempelhalle in einander schlingen, und in deren Mittelpunkte die Statue Amor's steht, der mit aufgehobenem Finger halb zu winken, halb zu drohen scheint ꝛc. Nicht weit vom Schlosse liegt die kleine, zu Paulowsk gehörige Festung Pips, auf einer Anhöhe am Wasser, auf welchem kleine Schiffe zu Lustfahrten gehalten werden. In der Nähe liegt auch die niedliche Einsiedelei Marienthal, umgeben von einer Meierei und romantischen Anlagen. Etwas weiter stehen um das Schloß herum die steinernen und hölzernen Häuser der Hofleute, die Kirche und andere Gebäude. Seit 1790 ist auch ein evangelischer Prediger für die protestantischen Bedienten hier, in Zarskoje-Selo, Sophia, Gatschina ꝛc. angestellt.

(*J. C. Petri.*)

PAWLOWSK, eine in den Jahren 1708—1711 von Peter I. erbaute, sehr gewerbsame Kreisstadt und Festung in dem russ. Gouvernement Woronesch, am Einflusse der Userda in den Don. Sie ist schlecht gebaut, hat drei Kirchen, 500 Häuser und gegen 3000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit den donschen Kosaken treiben. Die Stadt ist mit vielen Gärten umgeben, worin vortreffliche Melonen und Arbusen gezogen

werden, die man häufig nach Moskau bringt, ungeachtet es bis dahin beinahe 100 Meilen sind. (*I. C. Petri.*)

PAWNEES, indianische Völkerschaft, welche, drei Dörfer besitzend und 2000 Krieger, 2170 Weiber und 2060 Kinder zählend, einen Theil von dem nordamerikanischen Louisiana bewohnt. (*Fischer.*)

PAWOLOCZ, PAWLOCZ, Stadt in der russischen Statthalterschaft Kiew, Kreis Makhnowka, liegt 60 engl. Meilen von Kiew entfernt an der Raslavica, hat ein Postamt, 396 Häuser und 2450 Einw. (*Fischer.*)

PAWTUXET. 1) Dorf im nordamerikanischen Township Cranston, Grafschaft Providence, Freistaat Rhodeisland mit 8000 Einw. 2) Fluß in demselben Staate, welcher im Westen des Landes sich aus zwei Quellflüssen bildet und sich bei dem Dorfe Patuket mit dem Flusse dieses Namens vereinigt. (*Fischer.*)

PAX. Unter dem Namen der Eirene (s. d. Art.) oder der Friedensgöttin haben die Griechen schon früh ein besonderes göttliches Wesen verehrt, obgleich dieser Cult auf einem andern Boden gewurzelt haben mag als der der Kriegsgottheiten Ares und Athene; denn darf man sich aus dem Stillschweigen des Homer einen Schluß erlauben, so scheint sie diesem Dichter fremd zu sein, während Hesiod sie zu einer Tochter des Zeus und der Themis, zu einer Schwester der Eunomia, der Dike und der Horen oder selbst zu einer Hore macht (Theog. 902). Sie ist hier mehr Vorsteherin bürgerlicher Eintracht im Innern der Staaten als Beschützerin eines ruhigen Verhältnisses verschiedener Staaten zu einander. Mit Hesiod stimmen Pindar, der O. XIII, 7 die Dike und die ihr sittengleiche (*ὁμότροπος*) Eirana die Schaffnerinnen des Reichthums nennt, und Apollodor (I, 3, 1). In Athen stand theils am Prytaneum eine Statue der Eirene neben der der Hestia (*Paus.* I, 18, 3); theils auf dem Markte in der Nähe der Statuen der Stammheroen die der Friedensgöttin, welche ihren Sohn, den Plutos, hält (ib. I, 8, 2); das letztere war ein Werk des Kephisodotus (ib. IX, 16, 2), d. h. vermuthlich des ältern attischen Künstlers dieses Namens, welcher der 102. Olympiade angehört (*Sillig*, Catal. Artif. p. 145). Nach Nepos (Timoth. 2) wären in Athen der Göttin zuerst nach dem von Timotheus über die Lacedämonier errungenen Sieg bei Leucas und dem dann mit ihnen geschlossenen Frieden Altäre und ein Pulvinar errichtet; dies ist ein Misverständniß, da nicht nur nach Plutarch (Cim. 13) mehre gemeldet haben, daß in Folge des sogenannten Friedens des Cimon oder Callias die Athener der Eirene einen Altar errichtet haben, sondern schon der Komiker Aristophanes unblutige Opfer der Friedensgöttin erwähnt (Pac. 1019), was nach den Schol. zu dieser Stelle am Feste der Synoikesia oder Synoikia den 16. Hekatombäon, veranstaltet wurde; in einer Inschrift aus Ol. 95, 3 (Corp. Inscr. Nr. 150. §. 47) wird unter den Weihgeschenken des Opisthodomos des Parthenon eine vergoldete elfenbeinerne Statue der Eirene erwähnt. Die Erklärung jenes Misverständnisses gibt Isokrates (de Antidos. p. 69 Or.), wornach dem Andenken jenes von Timotheus durch seinen Sieg erzwungenen Friedens ein jährliches Opfer gebracht wurde; nicht also daß vorher die Göttin in Athen kein Opfer gehabt hatte, die im Gegentheil sogar alle Jahre ihr regelmäßiges Opfer erhalten haben mag; aber das hatte jener Friede des Timotheus vor allen andern voraus, daß an seinem Jahrestage beständig ein Opfer gebracht wurde. In einer von Böckh theils in den Beilagen zum Staatshaush. (T. VIII), theils im Corp. Inscr. (Nr. 157) herausgegebenen und erläuterten Inschrift, welche Abrechnungen aus den Jahren Ol. 111, 3 u. 4 enthält, wird auch eine Summe von 924 Drachmen oder 231 Thalern angeführt, welche die abrechnende Behörde aus dem Ertrage des Hautgeldes von den Strategen aus einem der Eirene gebrachten Opfer erhalten habe; die Feldherren scheinen daher dieses dargebracht und veranstaltet zu haben. Wo nun aber in Athen der Altar der Eirene gestanden habe, wird, meines Wissens, nirgends berichtet.

In Rom hatte die Pax vor August keine besondere Verehrung; sie war gewissermaßen schon in dem des Janus enthalten; aber unter August wurde 741 d. St., 18 v. Chr., und zwar vielleicht jetzt zum ersten Mal, auf Beschluß des Senats eine ara pacis Augustae auf dem Marsfelde errichtet, in Folge dessen im Calendarium Amiterninum beim 4. Juli angemerkt ist Fer. ex S. C. Q. E. D. (d. h. Feriae ex Senat. Consulto, quod eo die) ara pacis Aug. in camp. Mar. constituta est Nerone et Varo cos. Veranlassung zu dieser Ehre scheint die in diesem Jahre erfolgte glückliche Rückkehr des August nach Rom nach Beendigung der galatischen, germanischen und iberischen Angelegenheiten gegeben zu haben, und wenn Dio Cassius (LIV, 25) berichtet, daß der Senat damals unter andern Ehrenbezeigungen auch die Errichtung eines Altars in der Curie wegen seiner glücklichen Rückkehr decretirt, August aber diese Ehre abgelehnt habe, so ist es entweder blos der Platz, wo, oder der Name, unter welchem der Altar errichtet werden sollte, was er von sich gewiesen; denn bei Dio scheint doch ein Altar Fortunae reducis gemeint zu sein, während der wirklich, aber nicht in der Curie, sondern auf dem Marsfeld errichtete Altar eine weniger persönliche, mehr allgemein staatliche Beziehung hatte. Nachdem einmal dieses Beispiel gegeben war, wurde, wie es scheint, dem August zu Liebe diese Ehrenbezeigung öfters erneuert; in den pränestinischen Fasten ist beim 29. Januar angemerkt: Feriae ex S. C. quo[d eo] die ara pacis augusta[e in campo] Martio dedicata [e]st Druso et Crispino c[os]. Hiernach ist also 745 der St., 22 v. Chr., und zwar wieder auf dem Marsfeld ein Altar des von August hergestellten Friedens errichtet worden. Veranlassung dazu lag vielleicht in der am Schluß des J. 744 aus Gallien erfolgten Rückkehr des August, des Tiberius und Drusus, nachdem durch Tiberius in Pannonien, durch Drusus in Germanien Siege errungen worden waren. Nicht zu entscheiden wage ich, ob hiermit im Zusammenhang stehe, wenn Dio Cassius (LIV, 35) am Schluß des Jahres 744 bemerkt, August habe die von Senat und Volk zur Errichtung von ihm geweihten Statuen gesammelten Beiträge nicht zu diesem Zweck verwenden lassen, sondern dafür Statuen der öffentlichen Gesundheit, Eintracht und des Friedens errich-

tet. Dagegen erwähnt Ovid (Fast. I, 709 sq.) diese letzte Festlichkeit deutlich: Ipsum nos carmen deducit Pacis ad aram. Haec erit a mensis fine secunda dies. Frondibus Actiacis comptos redimita capillos Pax ades, et toto mitis in orbe mane. Derselbe Dichter gedenkt auch am Ende des dritten Buchs eines am 27. März begangenen gemeinsamen Festes des Janus, der Concordia, Salus und Pax: Janus adorandus, cumque hoc Concordia mitis, Et Romana Salus araque Pacis erit.

Einen eigentlichen Tempel des Friedens hat Rom nicht vor Vespasian gehabt; über den von diesem Kaiser errichteten Friedenstempel wird in der Topographie von Rom gehandelt werden; hier genüge Folgendes. Vespasian hat ihn nach seinem Siege über die Juden ganz in der Nähe des Forum errichtet und im J. 75 n. Chr., 828 d. St., geweiht (*Sueton.* Vesp. 9. *Dio Cass.* LXVI, 19). Obgleich der Bau sehr beeilt wurde, ist es doch einer der schönsten Tempel, wie ihn denn Plinius (XXXVI, 24) „zu den schönsten Werken der Welt" zählt, Herodian (I, 14) den größten und schönsten aller Werke der Stadt nennt, der auch wegen seiner Sicherheit, (d. h. wol wegen der ihm verliehenen Asylie) der reichste aller Tempel wäre, geschmückt mit Weihgeschenken von Silber und Gold, wo auch viele Privaten eben der Sicherheit wegen ihre Schätze aufbewahrten. Die Mauern waren inwendig mit Tafeln von vergoldetem Erze bedeckt. Hier waren die von Titus aus dem von ihm zerstörten Tempel von Jerusalem entführten heiligen Gefäße (*Joseph.* bell. Jud. VII, 5, 7), hier manche der schönen Kunstwerke, welche Nero aus Griechenland geraubt, mit denen er sein „goldenes Haus" geschmückt hatte, aufgestellt, z. B. das berühmte Gemälde des Jalyssus von Protogenes (vergl. *Paus.* VI, 9, 3). Es ist auffallend, daß auf den Münzen Vespasian's von allen Gottheiten am allerhäufigsten die Friedensgöttin und zwar ohne Unterschied des Jahrs und des Metalls, mit der Aufschrift Paci Augusti, oder Paci orb. terr. Aug. oder Pacis event., aber auf keiner derselben der Friedenstempel dargestellt ist (*Eckhel*, D. N. VI, 334), obgleich schon der Umstand, daß die vierte von den Regionen der Stadt später templum Pacis benannt wurde, allein schon für die Bedeutung des letztern spricht. Unter Commodus brannte der Tempel plötzlich, ob in Folge eines Blitzes, oder woher sonst, bleibe dahin gestellt, ab, im J. 944 d. St., 191 n. Chr. Doch mag er später wieder hergestellt sein, da einige schöne große Säulen von ihm erhalten sind; vergl. die Monographie von *Nibby*, Del templo della Pace (Rom 1819).

Auf den römischen Münzen aus der Kaiserzeit findet sich die Pax häufig dargestellt mit den Inschriften Paci, Paci Augustae, Paci Augusti, Paci perp[etuae], Pax, Pax Aug., Pax Augg., Pax Augusti, Pax aeterna, Pax perpetua, Pax orbis terrarum, AR. PAC. oder ausgeschrieben Ara Pacis, Pacis Event. oder Eventum, und ebenso auf griechischen Münzen aus der Kaiserzeit *ΕΙΡΗΝΗ*, oder *ΕΙΡΗΝΗ ΣΕΒΑΣΤΗ*. Als Insigne und Sinnbild der Göttin auf Münzen ist am häufigsten ein Olivenzweig, Olivenkranz, ein Lorbeerzweig, zwei in einander verschlungene Hände, der Caduceus, ein oder mehre Ähren, ein Füllhorn; am häufigsten ist es also eine sitzende oder stehende, meist ganz bekleidete weibliche Figur, die in der einen Hand eine hasta pura oder den Caduceus, in der andern den Ölzweig oder ein Füllhorn hält, oder Waffen und Spolien verbrennt. Vergl. *Rasche*, Lexic. univ. rer. num. s. v. (*H.*)

PAX, Pacem dare, etc. Nachdem in der Messe das VaterUnser beendigt ist, ergreift der Priester mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Patene, wischt sie mit dem Purificatorium in der Linken leicht (aliquantulum) ab, legt dann das Tuch in genau bestimmter Distanz bei Seite und die linke Hand auf das Corporale: mit der Rechten hält er die Patene zwischen Mittel- und Zeigefinger über den Altar und zwar so, daß ihre innere und vergoldete Seite der Hostie zugekehrt ist. So beginnt er das Gebet: Libera nos, quaesumus, Domine, ab omnibus malis praeteritis, praesentibus et futuris: et intercedente b. et gloriosa semper virgine Dei genitrice Maria cum b. apostolis tuis Petro et Paulo atque Andrea et omnibus sanctis — Ist er bis zu dieser Stelle gekommen, so erhebt er die Patene etwas in die Höhe, küßt sie (doch nicht auf der Stelle, wo die Hostie zu liegen pflegt) und bekreuzet sich dann mit ihr von der Stirn zur Brust, indem die linke Hand auf die Brust gelegt ist. Während dieser Ceremonie hat er das angefangene Gebet mit den Worten fortgesetzt: da propitius pacem in diebus nostris. Bei den folgenden: ut ope misericordiae tuae adjuti et a peccato simus semper liberi et ab omni perturbatione securi hat er mit dem linken Zeigefinger die Hostie wieder auf die Patene gebracht und sie mitten auf das Corporale gestellt. Weiter legt er die Linke an den Fuß des Kelches, nimmt mit der Rechten die Palla von demselben und adorirt ihn. Sich erhebend ergreift er die Hostie zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände, hält sie über den Kelch und bricht sie mit den Worten: per eundem dominum nostrum, Jesum Christum, filium tuum — wo möglich grade in der Mitte durch. (Wie das zu bewirken, darüber sprechen sich die Rubricisten auf das Genaueste aus.) Die Hälfte in der rechten Hand legt er wieder auf die Patene, von der in der Linken bricht er erst wieder eine Partikel ab und legt sie dann zu der andern mit den Worten: qui tecum vivit et regnat in unitate spiritus sancti Deus. Während er den Kelch am Fuße mit der Linken ergreift, hebt er die kleine Hostienpartikel mit der Rechten über den Kelch und singt: per omnia saecula saeculorum, worauf Amen respondirt wird. Er beschreibt dann mit der Partikel über dem Kelche dreimal das Kreuzeszeichen und sagt: Pax † Domini sit † semper vobis † cum, worauf et cum spiritu tuo respondirt wird. Sodann läßt der Priester die Partikel in den Kelch fallen und spricht das Gebet Haec commixtio. Nach diesem Gebete folgt das Agnus Dei (s. d. Art.) und eine neue Bitte um die Gabe des Friedens: Domine Jesu Christe qui dixisti apostolis tuis: pacem relinquo vobis, pacem meam do vobis, ne respicias peccata mea sed fidem ecclesiae tuae, eamque secundum voluntatem tuam pa-

cificare et coadunare digneris. Qui vivis et regnas etc. — In einer missa solemnis [nur darf es keine Todtenmesse sein, in der auch das Gebet: Domine Jesu Christe wegfällt [1])] schließt sich die Ceremonie an, welche man pacem dare nennt (vergl. *Du Cange* s. v. Pax). Der celebrirende Priester küßt den Altar: während dessen ist einer der Assistenten zu seiner Rechten niedergekniet und hat ihm die tabella pacis, instrumentum p., osculatorium zum Küssen übergeben, ein Täfelchen, worauf Christus selbst oder ein Kreuz u. dgl. abgebildet ist. Hernach wird diese Tafel von dem Assistenten den anwesenden Prälaten ꝛc. zum Kusse dargereicht, und jedesmal mit einem velum, das die Zeitfarbe trägt, abgewischt. Der gegenseitige Gruß ist Pax tecum. Laien wird nur bei besonders feierlichen Anlässen, z. B. bei Krönungen dem Gekrönten das Osculatorium überbracht. In sehr vielen Gegenden ist übrigens der Gebrauch dieser Tafeln gar nicht üblich, sondern der Celebrant umfaßt zuerst den Diakonus mit den Worten: Pax tecum und beide berühren sich leicht mit ihren linken Wangen. Auf ähnliche Weise wird dann der Friede vom Diakonus dem Subdiakonus mitgetheilt, der dann von einem Akolythen begleitet den im Chore anwesenden, nach strenger Rangordnung, den Frieden ertheilt; die Akolythen empfangen ihn von seinem Begleiter. Bei einem sehr feierlichen Hochamte, wo z. B. ein ganzes Domcapitel zugegen ist, geht über dieser Ceremonie eine geraume Zeit hin.

Natürlich hat auch dieser Theil der Messe erst allmälig die jetzige Gestalt angenommen. Das Gebet Libera nos quaesumus wird Gregor d. Gr. zugeschrieben, das Pax Domini von einigen dem Ambrosius. Bestimmtes läßt sich darüber nichts feststellen (vergl. übrigens *Gavanti* Thes. S. R. I. p. 577 sq.). Nach Stellen des N. T. z. B. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Petr. 5, 14 u. a. war von alten Zeiten her bei den Agapen und der Eucharistie der Friedenskuß gebräuchlich. So heißt es schon bei Justin (Apol. I. c. 65): *ἀλλήλους φιλήματι ἀσπαζόμεθα πανσάμενοι τῶν εὐχῶν.* Später ertheilte der Bischof diesen Kuß dem Diakon und dieser foderte mit den Worten: *ἀσπάσασθε ἀλλήλους ἐν φιλήματι ἁγίῳ* die Gemeinde dazu auf. Männer und Männer, Frauen und Frauen umarmten sich. Übrigens hatte in verschiedenen Liturgien dieser Friedenskuß eine verschiedene Stelle (vergl. Augusti Denkw. 8. Bd. S. 366 fg. Rheinwald, Arch. S. 361. *Müller*, De osculo sancto [Jen. 1675]. *M. Kempius*, De osculo etc. [Lips. 1565.] J. G. Lange, Vom Friedenskusse der alten Christen [Leipz. 1747]. Gräser, Kath. Lit. I. S. 167 fg.). Schon die spätern Kirchenväter klagen über eingeschlichenes Formelwesen bei diesem Küssen, doch fand es noch unter Innocenz III. statt. Hernach wurde die Kußtafel eingeführt, nach Gavanti „tanquam cautela contra fraudes, quae diaboli arte inter se invicem osculantes irrepserant.“ — Kleiner Abweichungen von der heutigen römischen Liturgie wird bei Gavanti u. A. gedacht. Gräser erwähnt Missalien von Bamberg und Würzburg, nach welchen vor der Ertheilung des Friedens nicht der Altar, sondern das im Buche zum agnus dei gezeichnete Lamm oder Kreuz geküßt wurde. In einem Missal der Diöcese Metz findet sich als Formel bei der Ertheilung des Friedens abweichend vorgeschrieben: Pax tibi frater et ecclesiae sanctae Dei; in einem alten Miss. Itinerantium v. 1507 findet sich vor dem pax tecum die Formel: Habete vinculum pacis et cantatis ut apti sitis sacrosanctis mysteriis Christi, und so möchten sich noch andere Abweichungen auffinden lassen.

Die katholischen Liturgiker sind auch bei diesem Theile der Messe bemüht gewesen, für alles Einzelne einen passenden Sinn nachzuweisen. Wird die Messe nur auf das Leiden Christi gedeutet, so soll man bei dem Brechen der Hostie betrachten, wie Christus gestorben ist. Die in den Kelch fallende Hostienpartikel zeigt die Höllenfahrt an: wenn der Priester bei dem Agnus Dei an die Brust schlägt, soll man sich des Volkes erinnern, das unter dem Kreuze an die Brust schlug u. s. w. Von dieser speciellen Deutung auf die Passion abgesehen, ist offenbar der besprochene Theil der Messe derjenige, wo man von dem im Sacrament gegenwärtigen Christus seine schönste Gabe erwartet, den Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Dahin zielt der Sinn der Gebete, dahin die Ceremonie des Friedenskusses, der auf das Anschaulichste zum Verständnisse bringen soll, wie der von dem Auferstandenen verkündete Friede wirklich in seine Gemeinde eingekehrt ist [2]). Aus den bezüglichen Schriften Luther's kann nachgewiesen werden, daß er (das Agnus Dei ausgenommen) diesem ganzen Abschnitt der Messe sehr feind war. Seine Äußerungen liefern davon manchen derben Beweis. Von dem Gebet: Libera nos heißt es „Da müssen abermal die Heiligen her, daß sie Christum selbst auch und uns gegen Gott versöhnen, will auch gute Tage ohne Bekümmerniß haben. Das Gebet hat auch Gott erhöret und den Pfaffen gute Tage gegeben.“ Weiter: „Der unnütze Wäscher redet abermal von Vielen und nimmt es doch allein.“ Daher heißt es natürlich in der Ordnung der teutschen Messe: „Das Gebet, wir bitten, erlöse uns, wird mit allen Schirmschlägen über die Hostie ausgelassen.“ Überhaupt behält Luther blos das pax domini bei, welches der Priester gegen das Volk gewendet sprechen soll. Die Ertheilung des Friedens hat nie in der protestantischen Kirche stattgefunden: der Friedenskuß ist dagegen bei einigen kleinern Religionsparteien wieder üblich geworden. (*Daniel.*)

PAXAE, PAXI, zwei kleine, nahe an der Küste von Epirus, in der Nähe des heutigen Parga unter 39° 16′ n. Br. und 38° 16′ östl. L. gelegene Inseln, jetzt unter den Namen Paxo und Antipaxo bekannt, bilden vereint den zur Republik der sieben ionischen Inseln ge-

1) Eben so in der missa praesanctificatorum am Karfreitage. Der Friedenskuß wird nicht ertheilt, denn der Fürst des Friedens ist verschieden.

2) Das sehnsüchtige Bitten um den Frieden geht durch die ganze Liturgie der katholischen Kirche. Deshalb im Brevier das fast das ganze Jahr hindurch gesprochene Suffragium pro pace und eine eigene Missa pro pace (Ep. 2 Macc. 1. v. 1—5. Ev. Joh. 20, 19—23). Collecte: Deus, a quo sancta desideria, recta consilia et justa sunt opera: da servis tuis illam, quam mundus dare non potest pacem: ut et corda nostra mandatis tuis dedita et hostium sublata formidine tempora sint tua protectione tranquilla.

hörigen, etwa zwei □ Meilen großen, Staat Paro, weshalb wir, was diesen betrifft, auf jene verweisen. Hinsichtlich der Inseln selbst bemerken wir, daß Antiparo nichts als ein unbewohnter, obgleich nicht ganz unfruchtbarer Felsen ist, welcher sich vorzüglich zu manchen Branchen der Viehzucht geeignet haben würde, wenn die Corsaren nicht zu sehr zu fürchten gewesen wären. Aus diesem letzteren Grunde soll auch die zwar bergige und wasserarme, aber doch weit fruchtbarere Insel Paro nach Martini's Bericht noch vor etwa 100 Jahren unbewohnt gewesen sein, während jetzt auf ihr ein fröhliches, aus 6500 Seelen bestehendes Völkchen, theils griechischer, theils italienischer Abkunft, sehr zerstreut wohnt. Denn nur um den auf der Nordseite der Insel befindlichen, zwar sichern und sehr besuchten, aber etwas seichten Hafen S. Nicolo, welcher der mit einer Leuchte versehenen Kirche S. Nicola seinen Namen verdankt, welche in seiner Nähe steht, haben sich die Häuser mit 1700 Einwohnern so zusammengedrängt, daß man ihre Vereinigung unter dem Namen Porto Gai als Hauptstadt der Insel betrachtet, in welcher die Regierung, das Tribunal und die übrigen Behörden ihren Sitz haben. Andere kleinere Ortschaften sind Luca und Longon. Man baut etwas Getreide, welches jedoch nur für einen Monat ausreicht, Wein, Mandeln und einiges andere Obst ebenfalls in geringer Quantität, dagegen liefert die Erzeugung der vortrefflichsten Oliven ein solches Resultat, daß jährlich 35,000 Krüge Öl gewonnen werden und größtentheils in den Handel kommen. Schädliche Reptilien und Insekten finden sich nicht. Dagegen sind Zugvögel häufig. Die nicht unerhebliche Viehzucht beschränkt sich auf Schafe, Ziegen, Schweine und Maulesel. Der Fischfang in den äußerst fischreichen Umgebungen der Insel ernährt viele Menschen, ebenso der Handel und die Schiffahrt. Cisternen sind durchgängig im Gebrauch. (*Fischer.*)

Paxaret, s. Pacaret.

PAXAROS (Vogelinsel, Bird-Island). Diesen Namen führen drei kleine Inseln, deren erste unter 19° 56′ n. Br. und 78° 24′ w. L. an der Ostküste von Cuba liegt, die zweite sich unter 29° 40′ s. Br. an der Küste von Chili findet, die dritte, 1542 von Juan Gaetano entdeckt, unter 30° 18′ n. Br. und 120° 45′ w. L. nördlich von der Insel Uloa an der Westküste von Californien gesucht werden muß. (*Fischer.*)

PAXILLUS. Unter diesem Namen hat Mac-Leay zwei kleine Arten der Gattung Passalus, welche außer der geringen Größe noch durch den fünfgliedrigen Fühlerkamm vom Haupttypus der Gattung abweichen, zu einer besondern Gattung erhoben (Horae entomol. Lond. 8. I. 106). Sonach würde diese Gattung der Section II. in unserer obigen Schilderung (3. Sect. XIII. Bd. S. 103) der Gattung Passalus entsprechen, wenngleich Mac-Leay außer dem dort erwähnten P. crenatus nur noch den P. Leachii *Sibi* (P. brasiliensis Enc. méth. X, 21) zu Paxillus zog. Von der Lebensweise und dem Bau der Paxillen gilt Alles bei Passalus darüber Bemerkte, weshalb ich den Leser auf diesen Artikel verweise. (*Burmeister.*)

PAXIMADES, kleine Insel, welche unter 34° 54′ n. Br. und 14° 45′ östl. L. n. d. Mer. von Gr. an der Südküste der Insel Kreta (s. d. Art.) liegt. (*Fischer.*)

PAX JULIA, wahrscheinlich auch mit dem Beinamen Augusta, von Plinius (H. N. III, 5) als Forum Julii Octavanorum colonia, quae Pacensis appellatur, angegeben, eine Stadt und römische Colonie in Lusitania (vergl. *Strab.* III, 3, 151. *Cas.* Sickler 1. Th. S. 21). (*Krause.*)

Paxo, s. Paxae.

PAXTON. 1) Ober-, Mittel- und Unterpaxton heißen drei Townships in der Grafschaft Dauphin des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien, von denen das erstere 2274, das zweite mit Swatara 3208, das dritte 800 Einwohner zählt. 2) P. Township in der Grafschaft Worcester, Staat Massachusetts, wurde 1765 incorporirt, liegt acht engl. Meilen von Worchester entfernt und zählte 600 Einwohner. (*Fischer.*)

PAXYLOMMA, s. PAXYLOMA. Name einer von Brébisson (nouv. dictionn. d'hist. natur., 2. édit.) aufgestellten Hymenopterengattung, welcher wahrscheinlich Pachylomma (wegen der großen Augen, die das Insekt besitzt) lauten soll. Von Latreille (*Cuv.* règn. anim. V. 281) wird diese Gattung in die Familie der Hungerwespen (Evanialia) gestellt, und von den Verwandten durch einen sichelförmigen Hinterleib, wie bei Ophion, unterschieden. J. O. Westwood, der die Gattung in seiner Übersicht der englischen Insektengattungen (Introduct. to the modern classific. of Insects. Gener. synops. 63. Vol. II. 134. Fig. 74. 17) aufgenommen hat, gibt folgende Merkmale derselben an: Eine lange Marginal-Zelle und zwei Submarginal-Zellen, wovon die zweite gestielt und am Grunde zugespitzt ist. Hinterleib mit einem langen zweigliedrigen Stiel. Erstes Glied der Hinterfüße sehr lang und dick. Er zieht dahin, als einzige Art: P. buccata, welche mit Hybrizon latebricola *Fall.* (*Nees ab Esenbeck*, Monogr. Hymenopt. Ichneum. affinium. I, 27) einerlei ist und von Curtis unter dem neuen Gattungsnamen Plancus aufgeführt wurde (vergl. the entom. Magaz. I, 343 und III, 22). Westwood bringt übrigens diese Gattung in die Familie der Braconidae, welche Stellung allerdings die richtigere zu sein scheint. (*Burmeister.*)

PAXYODONTA s. PAXYODON, wahrscheinlich falsche Schreibart für Pachyodonta oder Pachyodon, eine von Schuhmacher (Essai d'un nouveau système des habitans des Testacés, Kopenh. 1817. 4. av. fig.) unter diesem Namen aufgestellte Muschelgattung, welche mit der Lamarck'schen Gattung Hyria entweder identisch, oder doch nahe verwandt ist, und sich an unsere Süßwassermuscheln Unio und Anodonta, zumal an die erstere, sehr anschließt (vgl. diese Art.). (*Burmeister.*)

PAY, oder PAY-HO. 1) P. großer chinesischer Fluß, welcher in der Scharramongolei entspringend, sich darauf in südöstlicher Richtung und die große Mauer dreimal durchbrechend nach Petscheli wendet, hier die Flüsse Hoen, Teeho und Houta aufnimmt und sich süd-

lich auf Peking wendend, endlich das Meer unter 30° 3′ n. Br. in dem Busen Leao-tong erreicht. Da er durch den Yamleamhokanal mit Peking in Verbindung steht, so ist er stets von einer großen Menge von Booten bedeckt. 2) Pay-hou, großer See in der chinesischen Provinz Petscheli, welcher die Flüsse Heuto und Fouyan aufnehmend durch den Hou-to mit dem Pay in Verbindung steht und sich durch den Reichthum an Fischen auszeichnet. (*Fischer.*)

PAY nennt man bei der Wallonenschmiedearbeit das Gestübbe (die Kläre), welches von den Kohlen abfällt. (*Heine.*)

PAYAGUAS, Indiervolk am Paraguayflusse, welches den spanischen und portugiesischen Eroberern nicht nur entschieden entgegentrat, sondern durch häufige und wohlgeleitete Überfälle bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr vielen Schaden zufügte. Sie lebten ehedem oberhalb der Fälle jenes Flusses, verstanden die Beschiffung desselben besser als irgend ein anderes Volk Paraguay's und besaßen so viele wohlbemannte und zum Kriege ausgerüstete Kähne, daß sie den Weißen die Herrschaft der Gewässer mit vielem Erfolge streitig machten. Mit ihren ehemaligen Stammfeinden, den Guaycurus, vereinten sie sich gegen die Colonisten von San Paulo, welche Anfangs die Eroberung von Paraguay betrieben, lösten aber 1778 dieses Bündniß auf, als der Besitz der Portugiesen unangreifbar geworden war. Seit jener Zeit leben sie am unteren Paraguay in der Nähe von Assuncion, haben sich aber häufig gegen die spanischen Colonisten Räubereien erlaubt, obgleich sie sich der Regierung unterworfen hatten. Sie sind daher sehr rücksichtslos verfolgt worden, haben aber ihr unstätes Piratenleben deshalb nicht aufgegeben. Die Zahl der wehrhaften Männer beträgt jetzt nur noch einige Hunderte (s. d. Art. Paraguay, S. 241). (*Pöppig.*)

PAYANNE, rohe unzugerichtete Seide aus dem Neapolitanischen. (*Karmarsch.*)

PAYAS. 1) Grobes baumwollenes Garn aus der Levante (von Aleppo). 2) Weiße rohe Seide ebendaher. (*Karmarsch.*)

PAYE. 1) Eine Rechnungsmünze des Königreichs Siam in Ostindien, wo sie zwei Clam, ungefähr sechs Pfennige, Werth hat. 2) Ein Gewicht daselbst von der Schwere von zwei Clam oder 24 Reiskörnern, indem ein Clam zwölf Reiskörner aufwiegt. 3) Eine zu Ormus am persischen Meerbusen gangbare Münze, welche zehn Besorchs gilt, ungefähr zehn Pfennige. (*K. Pässler.*)

PAYE (R. M.), englischer Maler und Kupferstecher in Punktirmanier, geb. gegen 1750. Sein Styl, sein Charakter ist der moderne des vorigen Jahrhunderts, nur daß er sich mehr der Genremalerei zuneigte, seine Arbeiten aber mit Geist und Leben behandelte. In der englischen oder Punktirmanier arbeitete er: Puss in durance, zwei Mädchen halten eine Katze. No dance, no supper, zwei Mädchen lassen eine Katze tanzen; beide Blätter in 4. Nach ihm haben viele gute Kupferstecher gestochen; als: Valentin Green, zwei Blatt Allegorien; C. H. Hodges, spielende Kinder; W. Ward, Gruppe von Kindern; Derselbe, ein Engel, Halbfigur. Praise, 4. bunt gedruckt; Pollard and Jukes, a timidy boy, ein Knabe mit dem Lichte in der Hand, durch einen Hof gehend. Fol., gutes Effectblatt. (*Frenzel.*)

PAYERNE, PAETERLINGEN, PETERLINGEN, kleine Stadt von 346 Häusern und 2031 Einwohnern, Hauptort des darnach benannten Bezirkes und Kreises im eidgenössischen Canton Waadt, an der Broye und auf der großen Straße von Bern nach Lausanne, in einer fruchtbaren Gegend, wo indessen kein Wein gepflanzt wird, hingegen Getreide und auch Tabak. Die Sage läßt die Stadt schon unter römischer Herrschaft vorhanden sein: allein man hat durchaus keinen Beweis dafür. Der Name Paterniacum, unter welchem sie im Mittelalter vorkommt, erscheint auf keinem römischen Denkmal, und eine Inschrift, welche hier gefunden wurde (und die in *Orelli*, Collectio Inscriptionum latinarum 1. p. 117 aufgenommen ist), sowie einige andere Antiquitäten, beweisen keineswegs die Existenz eines bedeutenden Ortes. Glaubwürdiger ist die Nachricht, daß Marius, welcher 581 zum Bischof von Aventicum (Avenches) gewählt wurde, und dann den Sitz des Bisthums aus dieser verwüsteten Stadt nach Lausanne verlegte, eine Kirche für die Leute auf seinem Hofe in dieser Gegend erbaut und mit Einkünften ausgestattet habe. Dies scheint der Ursprung des Ortes zu sein, der dann allmälig in dieser fruchtbaren Gegend in Aufnahme kam. Die berühmte Königin Bertha von Burgund (s. d. Art.) stiftete hier 960 ein Benedictinerkloster, das durch ihre und folgende Vergabungen zu großem Reichthum gelangte. Um dieses Kloster blühte der Ort auf, der nach und nach zu einer Stadt wurde und zu wichtigen Freiheiten gelangte. Im J. 1225 machte Payerne ein Bündniß mit der Stadt Freiburg, unterwarf sich dann aber während der Zerrüttungen im Reiche nach der Mitte des 13. Jahrhunderts nebst dem Kloster der savoyischen Hoheit. Das Burgrecht mit Freiburg und ein andres mit Bern dauerte aber fort und wurde von Zeit zu Zeit erneuert. Durch den Einfluß von Bern wurde dann zur Zeit der Reformation bewirkt, daß den beiden eifrigen Reformatoren Viret und Farell der Zutritt mußte gestattet werden. Als hierauf die Berner 1536 dem Herzoge von Savoyen die Waadt entrissen, traten sie auch in die savoyischen Rechte über die Stadt und das Kloster Payerne ein. Ansprüche, die Freiburg erhob, wurden durch einen gütlichen Vergleich beseitigt. Das Kloster wurde dann aufgehoben und die Reformation, wie überall im bernerischen Gebiete, eingeführt. Der bernerische Landvoigt erhielt seinen Sitz in dem Kloster; allein seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich nur über einige benachbarte Dörfer; in der Stadt hatte er nichts zu gebieten, sie wurde von ihrem Rathe regiert, dessen Schultheiß die Regierung von Bern aus den Bürgern von Payerne wählte. Das Hauptgeschäft des Landvoigts war die Verwaltung der ehemaligen Klostereinkünfte. Bei der Aufhebung des Klosters wurde die Klosterkirche, da die Stadt eine eigne Pfarrkirche hatte, in ein Magazin verwandelt. In diesem Magazine wurde im J. 1817 das Grab entdeckt,

welches man für das der Königin Bertha hält (s. d. Art.). In dem Klostergebäude ist jetzt eine Erziehungsanstalt für Mädchen. Der Kreis Payerne enthält 2518 Einwohner. Neben demselben gehören noch zu dem Bezirke Payerne die Kreise Grandcour und Granges. Die Bevölkerung des ganzen Bezirks beträgt 7207 Seelen. Die Broye verursacht durch Überschwemmungen zuweilen bedeutenden Schaden. Im ganzen Bezirke wird kein Wein gebaut, desto reicher ist er an Getreide. (*Escher.*)

PAYKÜLL, ehstländische Familie, deren Stammhaus Turpsal in dem Kirchspiel Jewe des wesenbergschen Kreises gelegen, erwies am 10. Juni 1746 ihren Adelstand aus heermeisterlichen Zeiten, und ist nach Stiernmann schon im 15. Jahrhundert in Ehstland besitzlich gewesen: doch erscheint sie nirgends in des Ordens Urkunden, soweit dieselben bis jetzt veröffentlicht. Den Namen mag die Familie wol von dem Dorfe tho Peikull, im Fellinschen, das in einer Urkunde vom 5. Febr. 1533 vorkommt, entlehnen. Des Jürgen Claësson Payküll auf Innis und Turpsal Sohn, Georg Payküll, geb. zu Reval, den 2. Mai 1605, diente mit Ruhm in dem teutschen Kriege von 1631 an, wohnte 1648 in des Generalissimus Namen den zu Prag gepflogenen Tractaten bei, und wurde als Generallieutenant von der Infanterie am 20. Sept. 1651 in den schwedischen Freiherrenstand erhoben, auch mit 82¼ Mantal Land im Wöro-Kirchspiel, oder mit der Freiherrschaft Wöroborg beschenkt. Seine Introduction erfolgte im J. 1652, und 1654 wurde er in den Reichsrath aufgenommen. Er starb zu Stockholm, den 1. Febr. 1657. Vermählt seit dem 27. Juli 1652 mit Sigried Horn (starb 1663), des Reichsrathes und Freiherrn Claës Christensson Horn auf Åmine Tochter, hinterließ er den einzigen Sohn Georg Payküll, Freiherr auf Wöroborg, Herr auf Innis, Ferna, Willajake, Skellnörö und Thalbo, Rittmeister bei dem upländischen Leibregiment, Cavalerie, und Kammerherr der Königin Hedwig Eleonora, der unvermählt in dem Treffen bei Lund, 4. Dec. 1676, den Tod fand. Otto Arnold Payküll, verließ als ein Knabe von 15 Jahren die Heimath, 1677, und kam als Page an den Hof des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, bei dessen Nachfolgern Johann Georg III. und IV. und bei Friedrich August, er ebenfalls, überhaupt an die 20 Jahre, in Diensten gestanden hat. Er brachte auch einige Jahre in französischen und brandenburgischen Diensten zu; dem Kurfürsten von Brandenburg war er schon durch seinen Vater empfohlen, welcher brandenburgscher Oberst gewesen. Dieses Vater starb 1684, und sofort ließ der Sohn dessen Erbgut in Ehstland verkaufen, und dafür der Krone den gesetzlichen Zehnten entrichten. Niemals hat Otto Arnold dem König von Schweden gehuldigt, wol aber in der Mark Brandenburg sich ansässig gemacht und daselbst in dem oberbarnimschen Kreise die Güter Haselberg und Rädikow, vormals derer von Uchtenhagen Eigenthum, erworben. Bis zum Obersten hatte er es gebracht, als der König August von Polen ihn aufs Neue in seine Dienste berief, bewogen hierzu vornehmlich durch Patkul's Memorial vom 2. Jan. 1698, worin es heißt: „Der Oberste Paykul würde auch gar große Dienste bei diesem Werke (die Gemüther der Livländer für die beabsichtigte Invasion zu gewinnen) thun können, dannenher zu wünschen, daß Ihro Königl. Maj. denselben in Dero Diensten zu engagiren, allergnädigst resolviren mögten." Diesem Antrage wurde willfahret, und Payküll erscheint 1700 in der zu einem Angriffe auf Livland gerüsteten sächsischen Armee als bestallter Generalmajor von der Infanterie und Oberster über ein Regiment Dragoner. Von Janiska aus schrieb er am 13. (3.) Febr. 1700 an den Generalgouverneur von Livland, den Grafen Dahlberg, jenen Brief, der später den Hauptvorwand geben mußte zu dem über ihn verhängten harten Schicksal. „Es kämen ihm," schreibt er, „die eine Zeither geführte schwedische Actiones sehr fremde und nachdenklich für, indem man zu Riga und anderwerts, nicht anders, als wann ein feindlicher Überfall zu besorgen stünde, so gar große Zurüstungen machte. Man bringe nicht anders, als wann man stündlich einen Feind vermuthete, Piquen, Sensen und Morgensterne auf die Wälle und Außenwercke, man führe auff der Seiten von Churland mehr Stücke zu Walle, man verstärcke die Wachten, bringe die Bürgerschafft ins Gewehr, habe auff den Gräntzen eine Reuter-Wache angeleget, und examinire alles was nach Riga komme, insonderheit Militair-Personen, von denen man wohl wüste, daß sie aus dem sächsischen Lager wären, viel schärffer als gewöhnlich, und gebe auff sie gar genaue Achtung, ja man hätte Leute ausgeschickt, und ihre Winter-Quartiere spioniren lassen. Man hätte auch endlich durch Thätlichkeit die gegen die Königl. Polnische daselbst stehende Völcker hegende übele Intention zu verstehen zu geben sich bemühet, indem als vor vier Tagen sechs Dragoner von dem Weissenfelsischen Regiment auff einmal desertiret, das in Oley stehende Schwedische Detachement sie unauffgehalten nach Riga passiren lassen, und gegen den nachfolgenden Lieutenant geschützet, welchem sie nicht verstattet, daß er denen Deserteurs nachreiten dörffen, sondern ihn gezwungen, seinen Weg zurückzunehmen. Er liesse dahin gestellt seyn, wie solches von Sr. Kön. Maj. in Polen auffgenommen würde werden, indessen erfodere seine Schuldigkeit, daß er wenigstens vor die Conservation Sr. Maj. unter seinem Commando vor jetzo stehender Truppen Sorge trage, und zu Verhütung ferneren Desertirens auch Ihre Churländische Frontieren mit einigen Dragonern besetzen lasse, welches der Herr Graf von Dahlberg umb so viel weniger würde übelnehmen können, als er Ihm hierin schon vorlängst vorgegangen wäre, verlangete aber eine deutliche Resolution wegen zurücke-Lieferung der Deserteurs." Unmittelbar nach diesem Schreiben wurden die ersten Feindseligkeiten begangen, die Koberschanze und Dünamünde von den Sachsen eingenommen: es ging aber im Laufe dieser Erfolge der commandirende General, der Generallieutenant Flemming, nach Warschau zurück, Payküll allein sollte die Blokade von Riga fortsetzen, und zugleich den heranziehenden Schweden den Entsatz verwehren. Alle seine Entwürfe wurden vereitelt durch ein kleines Corps von 3200 Mann, welche der Generalmajor Maidel als Vortrab der schwe-

dischen Armee führte. Die in Livland bis Lemsal und Salis vertheilten sächsischen Commandos wurden leicht zerstreut oder aufgehoben, und Payküll selbst fühlte sich durch die Annäherung der Schweden gefährdet. Er verließ sein befestigtes Lager bei Neuermühlen, vermeinte Stand halten zu können bei Jungfernhof, wo, von Verschanzungen umgeben, er auch noch die befestigte Dünabrücke im Rücken hatte, und entwich abermals, und in großer Übereilung auf das linke Ufer der Düna, sobald Welling mit 10,000 Schweden sichtbar geworden. Der Herzog Ferdinand von Kurland, als General-Feldzeugmeister, dann der König selbst, übernahmen den Oberbefehl, und Payküll foderte, sofort nach Aufhebung der Belagerung von Riga, den Abschied, und ging auf seine Güter in der Mark Brandenburg. Da lebte er ruhig, bis er auf Patkul's Zureden neuerdings in sächsische Dienste trat. Als Generallieutenant befehligte er die sächsische Armee, die im Juli 1705 gegen Warschau anzog, während zu gleicher Zeit des Zaren Feldherr, Scheremetew, gegen Riga vordrang und bei Gemauerthof mit Lejonhufwud schlug. Es waren diese Operationen zwischen dem Zar und Payküll verabredet worden. Aber Scheremetew unterlag dem Glücke der schwedischen Waffen, und auch Payküll fand in Nieroth einen Gegner, dem er keineswegs gewachsen. Schon hatte Payküll nach einem glücklichen Vorpostengefecht, verstärkt durch 80—90 Fahnen von der Kronarmee, die Weichsel überschritten. „Nieroth, sobald er von der Feinde Ankunft Nachricht erhalten (21. Juli [1. Aug.] 1705), rückte aus seinem Lager ihnen entgegen in einer Linie, damit er eine desto größere Front gegen den mächtigen Feind machen könnte. Denn Nieroth wurde kaum 2000 Pferde stark gewesen zu sein und nur 60 Fuß-Knechte bey sich gehabt zu haben berichtet, da hergegen des gegentheils Corpo beynahe 4000 Sachsen und 6000 Pohlen ausgemachet. Die Sachsen hatten sich in drei Linien gestellet, die Pohlen aber hielten unter Kommentofski, Dönhof, Polaniecz, Wiesnowiecki und anderer Anführung auff denen Flügeln. Es war des Morgens um acht Uhr, als die Sachsen muthig von vornen den Angriff thaten, und zugleich die Pohlen denen Schweden im Rücken einhieben, sodaß es anfänglich schlimm genug aussahe. Denn sowohl Nieroth selbst, als die Obersten Kruße und Burenschild hatten jeder für sich so viel zu thun, daß sie sich unter einander zu secundiren nicht Zeit hatten, wodurch es denn geschahe, daß einige Schwedische Esquadronen in Unordnung geriethen, die sich aber bald hinwiederum setzten. Endlich wurden die auffm linken Flügel stehende Polacken gleichsam müde, und nahmen die Flucht, welchen Nieroth tapffer nachjagete, und sie ziemlich dünner machte. Der sich mit übriger Reuterey noch eine Zeit lang wehrende Payküll wurde hierüber gefangen. Gleichen Fortgang hatte auch Obrister Kruße, und hiedurch bekam Oberster Burenschild, welchem der gantze feindliche rechte Flügel auf dem Halse lag, mehr Lufft. Denn sobald Oberst-Lieutenant Sack mit einigen Esquadronen und denen 60 Fuß-Knechten ihm zu Hülffe kam, gab der Feind auch hier nach, und ob er sich gleich einmal widersetzete, so wolte er doch fernern Angriff nicht wagen, sondern retirirte sich nach der Weixel zurück, welche er in Unordnung passirte. Man verfolgete sie gar nicht weit; zumahl weil viele Cosaquen und Tartarn unterdessen über die Weixel gegangen und in Nieroth's Lager gefallen waren, so kehrete ein Theil derer Schweden dahin zurück, und jagte diese Raub-Vögel in Strohm, daß viele davon ersauffen musten. Umb Glocke 2 Uhr Nachmittage war alles vorbey, und setzte sich Nieroth wieder in seinem vorigen Lager, den gefangenen General-Lieutenant Payküll mit etlichen andern Officieren und über 100 Gemeine als Gefangene mit sich führende. Auff dem Platze lagen einige 100 Todten. Das Schlimmste vor die Sachsen war des Payküll Gefangenschafft, da dieser viel Schrifften bei sich gehabt, in welchen der Entwurff alles Vorhabens vor dieß Jahr enthalten, und daß dieses geändert werden müssen, nachdem die Schweden solcher Gestalt Bericht davon erhalten." Payküll selbst verhehlte sich keineswegs die Gefahren, welchen er, der geborne Unterthan und der Gefangene Karl's XII., ausgesetzt. Er schrieb alsbald an den König, in „mannhafter, doch eindringlicher Ehrerbietigkeit die Gründe vorzutragen, welche ihn hoffen lassen konnten, daß er nicht ungnädiger, als andere gefangene sächsische Generals zu tractiren seyn würde, es gieng auch seine Gemahlin nach Berlin, damit des Königs von Preußen Vorwort diesem Bitt- und Remonstrations-Schreiben Nachdruck geben möchte, so doch alles nicht geholffen," sondern das Hofgericht zu Stockholm erhielt den Befehl, dem General den Proceß zu machen, und sprach ihm Ehre, Gut und Leben ab, weil er als ein Verräther des Vaterlandes ein ausländisches Kriegsheer nach Livland geführt, dem Feinde gedient, die königlichen Avocatorien nicht geachtet, und an den Generalgouverneur Dahlberg einen unverschämten (oben mitgetheilten) Brief geschrieben habe. Voltaire erzählt: „Payküll, zum Tode verurtheilt, erbot sich gegen den Reichsrath, er wolle dem König die Kunst, Gold zu machen, mittheilen, wenn er damit seine Begnadigung erkaufen könne. Er stellte auch in dem Gefängnisse, in Gegenwart des Obersten Hamilton und des Stadtmagistrats eine Probe an mit seinem Geheimnisse, und es sei nun, daß er irgend eine nützliche Kunst erfunden, oder, wie es wahrscheinlicher, nur die Gewandtheit eines Gauklers besessen habe, es wurde das nach Beendigung des Experiments in dem Schmelztiegel vorgefundene Gold zur Münze gebracht, und über den Hergang ein Bericht abgestattet, der förmlich und wichtig genug erschien, um die Königin, die Großmutter Karl's, zu veranlassen, einen Aufschub der Hinrichtung anzuordnen, damit der König von jener wunderbaren Begebenheit unterrichtet werden und demnächst seine Befehle ertheilen könne. Sie ließen sich nicht lange erwarten, Karl erwiederte, er habe seinen Freunden die Begnadigung des Verbrechers versagt, und niemals werde er der Hoffnung auf Gewinnst das bewilligen, so er der Freundschaft habe versagen können. In dem Munde eines Fürsten, der an die Goldmacherei glaubte," trägt diese Unbeugsamkeit wahrhaftig den Charakter des Heroismus. Ich wundere mich nicht, sagte der König von Polen, daß für Karl so gleichgültig der Stein der Weisen,

er hat in Sachsen ihn gefunden." „Es ist Paykull am 31. Januar 1707, st. novi, auf dem Nordermalm zu Stockholm mit dem Beyle, nach Verwerffung aller vor ihn gethanen vielfältigen Vorbitten, enthauptet worden. Er hatte sich zum Tode gar wohl bereitet, setzte sich, schwartz angethan, mit denen Predigern in des einen seinen Wagen, stieg an dem Richt-Platz getrost aus, legte Mantel und Halstuch ab, zog die auff dem Haupt habende Mütze über die Augen, streckte den Hals über den Block ungesäumt, und empfieng den tödtlichen Streich. Jeder der ihn begleitenden zwey Prediger hatte von ihm 100 Ducaten, ebenso viel die Gefangnen in Schwedicogarden zu Stockholm an Allmosen, und auch der Hencker etliche Ducaten zur Verehrung empfangen." Paykull's Güter, Haselberg und Rädikow, wurden von dem König von Preußen an den Oberhofmeister von Kameke vergeben.

Das Stammgut Turpsal wurde 1789 von dem Major und Kreisrichter Gustav Reinhold von Paykull besessen, sowie nicht minder Saarnakorb, in dem Kirchspiel Kosch des revalschen Kreises; Kaarman, in dem Kirchspiel Klein-Marien des weißensteinschen Kreises, war um die nämliche Zeit eine Besitzung des Assessors Karl Robert von Paykull. Innis hingegen, in dem Kirchspiel Jacobi des wesenbergschen Kreises, war vorlängst in fremde Hände übergegangen. Der Schild ist gespalten, die rechte Hälfte von Schwarz und Silber in drei Reihen geschacht, in der linken goldnen Hälfte erscheinen drei über einander gehende Raben. Auf dem Helme bricht ein goldner, links schauender Löwe zwischen einem silbernen Fluge hervor. Die Helmdecken sind schwarz, und abwechselnd mit Gold und Silber unterschlagen. (*v. Stramberg.*)

PAYNE (John), Zeichner und Kupferstecher, geboren zu London 1606, gestorben 1648, gehört unter die älteren Kupferstecher Englands, deren Arbeiten jetzt im Allgemeinen, selbst in England, sehr selten vorkommen. Er war ein Vorgänger von Faithorne und Schüler des holländischen Kupferstechers Simon de Passe, sowie überhaupt die holländische Schule damals vielen Einfluß auf die englische Kunstschule hatte und jener Simon de Passe viele Künstler in England und Frankreich bildete. Payne's Grabstichel ist sehr dicht und zart, und bleibt es daher zu bedauern, daß er nicht fleißiger gewesen und mehre große Arbeiten, die ihm unter Karl's I. Regierung angeboten worden, ausgeschlagen hat; dagegen arbeitete er viel Büchertitel und Verzierungen, die ihm aber weniger einen Namen geben können, als die großen Bildnisse berühmter englischer Personen, deren einige nach van Dyck's Gemälden gemacht sind. Er stach auch Blumen, Früchte, Vögel und Thiere.

In Rost's Handbuch (Vol. VIII.) sind viele seiner einzelnen Blätter aufgeführt, unter denen besonders ein großes Blatt von drei Fuß Breite, die Abbildung des Schiffes the Royal Souveraigne, gerühmt wird. (*Frenzel.*)

PAYNE (Thomas), minder richtig Paine geschrieben, einer der berühmtesten Publicisten neuerer Zeit, war zu Thetford in der englischen Grafschaft Norfolk am 29. Januar 1737 geboren. Von seinen unbemittelten Ältern, die kaum das Schulgeld für ihn aufbringen konnten, war der Vater Schnürbrustschneider und Quäker, die Mutter eines Advocaten Tochter und der herrschenden Kirche zugethan. Sein Lehrer, William Knowles, ein überspannter abenteuerlicher Kopf, unterrichtete ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen, und gab dem Leichtsinne des Knaben eine unstete abenteuerliche Richtung, sodaß dieser weder für Ordnung noch für anhaltenden Fleiß gewonnen werden konnte. Wie in der Schule, so benahm er sich in der Lehre bei seinem Vater, und als er 1756 zu einem Meister nach London kam, ließ er seiner Flatterhaftigkeit freie Zügel, lief davon und bestieg zweimal ein Kaperschiff. Einmal wurde er von des Vaters ernsten Warnungen abgehalten und endlich 1758 selbst zur Besinnung gekommen, zog er vor, in Dover als Geselle zu arbeiten und sich im April 1759 als Meister seines Handwerks in Sandwich niederzulassen. Fünf Monate nachher heirathete er die hübsche Tochter eines Zollbeamten, Mary Lambert, die er aber zu Margate, wohin er im Frühjahr 1760 seinen Wohnsitz verlegt hatte, im Stiche ließ, und sich mit dem erborgten Hausgeräthe plötzlich nach London begab, wo noch vor Ablauf eines Jahres sein Entschluß zur Reise kam, sein Handwerk auf immer aufzugeben, sei es aus unbezwinglicher Unlust zu Sache, oder aus stetem Misgeschicke, wenn nicht sein lebendiger Geist nach höherer Beschäftigung trachtete. Genug, Payne zog sich im Juli 1761 in das väterliche Haus nach Thetford zurück, und bereitete sich unter Leitung eines gelehrten Registrators zur Laufbahn eines königlichen Zollbeamten vor. Bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten lernte er ohne Zweifel mehr, als ein solches Amt erheischte. Nach Verlaufe von 15 Monaten wurde er für reif gehalten, bei einer Accise vorläufig angestellt zu werden; allein nach drittehalb Jahren brachte ihn Misgeschick oder schlechtes Betragen wieder aus dem Amte und in höchste Dürftigkeit. Erst am 11. Juli 1766 nahm ihn das Acciseamt zu Lemanstreet wieder auf mit der Weisung, in der Ortsschule für 25 Pf. St. jährlichen Einkommens Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen. Für dieselbe Thätigkeit wurde er kurz darauf nach Kensington versetzt, wo er, wie in seinen frühern Wohnsitzen, hin und wieder auch methodistische Predigten in Winkelkirchen gehalten haben soll, bis er im März 1768 ausschließlich für das Acciseamt nach Lewes in der Grafschaft Sussex berufen wurde. Hier heirathete er 1771 die Tochter seines Hauswirthes Ollive, der Tabaksfabrikant war, und übernahm nach dessen Tode dieses Handelsgeschäft, mit welchem er schon im April 1774 in Bankrott gerieth und zugleich auch seines Amtes entsetzt wurde. Schulden hatten ihn arm gemacht, und der Verdacht, Schleichhandel getrieben zu haben, brachte ihn, wie man sagt, um das amtliche Brod, sowie Kümmerniß und ehelicher Zwist am 4. Juni dess. Jahres noch die Trennung von seiner Frau herbeiführten. Payne konnte nun den ungebundenen Neigungen seines Genies folgen, das nur auf einen günstigen Augenblick wartete, wo es sich zeigen konnte. Den öffentlichen Angelegenheiten hatte er bereits Aufmerksamkeit geschenkt, auch den Betrachtungen darüber

Geschmack abgewonnen, und wol mehr durch Umgang mit Gleichgesinnten und Misvergnügten als durch Studium politischer Werke einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung seines Vaterlandes eingesogen. Sein Lobgedicht auf die Parlamentswahl des wegen seiner Erpressungen in Ostindien berüchtigten Rumbold hatte ihm 1771 Beifall und den Preis von drei Guineen eingetragen, und unter seinen Amtsgenossen hatte er bis 1772 einen solchen Ruf erhalten, daß sie ihm die Bearbeitung ihres gemeinschaftlichen Gesuchs bei dem Parlament um Gehaltszulage übertrugen. Dies geschah in einer wenig gekannten Druckschrift von etwa 21 Octavseiten, worin er die nachtheiligen Folgen dürftiger Besoldungen entwickelte und sie in unausbleiblicher Bestechlichkeit der Zollbeamten fand. Die Schrift hatte keinen günstigen Erfolg, vielleicht aber ihrem Verfasser den Weg zur Bekanntschaft mit dem berühmten Franklin gebahnt, der ihn, ohne Weib, Amt und Geschäft, einer annehmlichen Empfehlung nach Philadelphia werth achtete. Noch vor Ablauf des Jahres 1774 segelte Payne dahin ab. Dort diente er anfänglich in einer Buchhandlung um einen spärlichen Lohn, dann warf er sich plötzlich auf das Studium der Chemie und erbot sich im Herbste 1775, als Nordamerika der Zufuhr des Schießpulvers beraubt wurde, dem Congresse auf leichte und wohlfeile Art Salpeter zu verschaffen. Diese Industrie lenkte die Aufmerksamkeit der Patrioten ihm zu, sowie er sich durch die Maßregeln derselben, von Großbritannien unabhängig zu werden, wie es scheint, freiwillig aufgefodert fühlte, den Zustand der Dinge einer Prüfung zu unterwerfen, und die Amerikaner auf Gemeinsinn für ihr Vaterland hinzuweisen, wobei ihm der Haß auf sein eignes Vaterland, dessen Regierung er von jetzt an stets öffentlich anfeindete, gar sehr zu statten kam. Mittelmäßige Kenntnisse in der Geschichte aller Zeiten, grober Witz, Stolz, wenn er auf sich zu reden kam, doch redliche Aufrichtigkeit kamen seiner Kraft im Ausdrucke und seinem Scharfblicke zu Hilfe, um mit Glück als politischer Schriftsteller auftreten zu können, und berauscht durch Beifall über seinen ersten Versuch, fühlte sich Payne bald immer mehr zum Apostel seines politischen Evangeliums berufen, welches bei ehrlichem Gutmeinen mit dem Wohle eines Volkes, wie das in Payne durchweg vorherrschte, allerdings in Staaten, wo arger Druck und große Verschwendung stattfanden, gefährlicher wirken konnte, als das Geschrei hungriger Demagogen. Der vorherrschende Sinn der Nordamerikanischen Colonien, die seit dem April 1775 in vollem Kriege mit dem Mutterlande lebten, für Unabhängigkeit wurde Payne's erstes politisches Thema, welches er in dem berühmt gewordenen Pamphlete: **The Common-Sense addressed to the Inhabitants of America** ausführlich behandelte und dieses eigentlich der ganzen Menschheit widmete. Denn er macht ihr zunächst alle Regierungen verhaßt, zeigt, daß sie, selbst die vollkommensten, ein nothwendiges Übel wären und an den Zustand des verlorenen Paradieses erinnerten; je unumschränkter sie wären, desto schmählicher und unerträglicher, da nur Sicherheit allein der letzte und wahre Zweck der Staaten sein dürfte. Die Monarchien, womit Europa so dicht übersäet wäre, schildert er als eine absurde, verwerfliche, Gottes Willen widerstreitende, vom Teufel erfundene und jeden Falles dem Papstthume ähnliche Erfindung, die erbliche Thronfolge hält er für die tollste Staatsverfassung und in beiden sieht er Nichts als ewigen Anlaß zum Kriege und zur Zerstörung. Die englische Verfassung stellt er zu Gunsten des nordamerikanischen Freiheitssinnes als ein Gemisch aus zweien alten Überbleibseln der Tyrannei (des Königs und Adels) mit einiger neuen republikanischen Zuthat (dem Hause der Gemeinen) hin, welche jedoch Nichts zur Freiheit des Volkes beitrage, weil die Krone, als Hauptkraft, alle andere Kräfte, wenn auch mitunter langsam, nach sich ziehe. Folglich sehe sie auch nur auf ihren Vortheil, und dies müsse die Colonien bestimmen, sich von Großbritannien abzutrennen, zumal da ihr Handel nicht eher gehoben und Europa zu ihrem Marktplatze gemacht werden könnte, als bis sie es in der Gewalt hätten, sich von allen europäischen Zänkereien entfernt zu halten, was nur durch die Trennung vom Mutterlande ausführbar sei. Sodann schlägt er die Mittel zur Trennung vor und empfiehlt die Gegenwart ohne Säumniß als allergünstigsten Zeitpunkt zur Ausführung, wie die republikanische Unabhängigkeit als beste, einfachste und ersprießlichste aller Staatsverfassungen, welche die abgelösten Colonien zu Achtung gebietender politischer Selbständigkeit wählen müßten. Schließlich weist er in einem Anhange den Nutzen nach, den Nordamerika aus solcher Verfassung ziehen werde, ermahnt dringend die beiden Parteien, Whigs und Torys, zu brüderlicher Versöhnung, sowie die Quäker, Religion ja nicht mit Politik zu vermischen. Diese Schrift galt unter mehren ähnlichen als die vorzüglichste, welche allen Unentschlüssigen die Ungereimtheit einleuchtend bewies, ein großes festes Land einer kleinen Insel auf jenseitigem Theile der Erdkugel unterwürfig zu halten, und in vielen Tausenden den Wunsch bis zur Überzeugung erweckte, sich von Großbritannien getrennt zu sehen. Payne selbst gestand, daß die Wirkungen dieser Flugschrift seine Erwartung übertroffen hätten. Sie erschien am 10. Jan. 1776 zu Philadelphia ohne Namen des Verfassers, schon am 14. Febr. desselben Jahres wurde die zweite Auflage datirt und bald eine dritte vermehrte, sodaß in Kurzem über 100,000 Exemplare abgesetzt wurden. Durch londoner Nachdrücke, welche jedoch die anzüglichsten Stellen streichen ließen, verbreitete sich in Übersetzungen das Werkchen über alle europäische Staaten, und begierig griff man darnach, um zu sehen, welchen Weg „der gesunde Menschenverstand" jenseit des Meeres eingeschlagen hätte[1]). Allerdings mag derselbe — so einseitig verfaßt, als einseitig und schwach widerlegt — zu der Entscheidung beigetragen haben, daß sich im Juni 1776 dreizehn Co-

1) Dohm nahm eine teutsche Übersetzung davon (Gesunder Menschenverstand betitelt) im ersten Bande seiner Materialien für Statistik 2c., dann Ebeling in seiner Bibliothek auf, bis 1794 zu Kopenhagen eine besondere teutsche Bearbeitung erschien. Geraume Zeit war man in Ungewißheit über den wahren Namen des Verf. gewesen, die Einen hatten auf Adams, die Andern auf Franklin gerathen.

lonien für unabhängig erklärten und eine selbständige republikanische Regierung einrichteten, während sich der uneigennützige Payne, der des ungeheuern Absatzes seiner Schrift ungeachtet doch Schulden machen mußte, zum Heere Washington's begab, und als der unglückliche Rückzug dieses Generals nach dem Delaware den Congreß in Flucht und Angst versetzte, ergriff er (1777) von Neuem die Feder und schrieb the Crisis, ein periodisches Blatt in 13 Lieferungen bis zum 19. April 1783 zur Bestärkung der repulikanischen Grundsätze mit Hinweisung auf die Mittel, die das Land selbst zur Erreichung des Zieles darbot. In gleichem Sinne schrieb er seinen Letter to the Earl of Shelburne on his speech respecting the acknowledgment of American independence 1783 mit schiefen Ansichten über Englands Ruf, sobald es Nordamerika's Unabhängigkeit anerkennen werde und in den ziemlich gleichzeitig erschienenen Thoughts on the peace and the probable advantages thereof to the United States of America, gab er Winke zur Modification der nordamerikanischen Verfassung, nachdem ihm zuvor die Irrthümer in des Abtes Raynal Betrachtungen über die Revolution Nordamerika's Anlaß gegeben hatten, dieselben in dem Letter to Abbé Raynal on the affairs of North-America 1783, mit schätzbaren Aufschlüssen über den amerikanischen Krieg zu verbessern. Cerisier gab diese Schrift in demselben Jahre noch mit dem Titel Remarques sur les erreurs de l'histoire philosophique et politique de M. *Guil. Th. Raynal* par *Th. Payne* in französischer Übersetzung heraus. Solche Thätigkeit hatte ihm viele Freunde in den vereinigten Staaten erworben und bei dem Congresse ein Zutrauen, das ihm 1777 einstimmig und unerwartet das Secretariat in den auswärtigen Angelegenheiten verschaffte; allein Payne wußte sich, obschon in vertrauter Stellung zu Franklin und an der besten Quelle für einen Schriftsteller seiner Art, die genauesten Kenntnisse über fremde Staaten einzusammeln, nicht in sein Amt zu fügen, sondern nahm am 8. Jan. 1779 im Zwiste mit dem Congresse seinen Abschied und trat als Lehrer an der Universität zu Philadelphia auf, nachdem er die angebotene Geldunterstützung des spanischen und französischen Hofes ausgeschlagen hatte. Hierauf wurde er Mitglied der philosophischen Gesellschaft Amerika's, ohne dadurch an seinen Lehrstuhl fester gebunden werden zu können. Sein einmal begründeter Ruf in der politischen Literatur schmeichelte ihm so, daß er in England dieselben Eindrücke, wie in seinem neuen Vaterlande, machen zu können glaubte, als er dort die Parteien im Parlament ohne siegreichen Erfolg mit einander kämpfen sah. Er wollte ihnen den rechten Weg und dem englischen Volke die Thorheiten seiner Regierung zeigen, darum zu Ende 1780 unvermerkt nach London reisen und daselbst bis zur Bekanntmachung einer neuen Flugschrift im strengsten Geheim verweilen. Man hielt ihn indessen aus Besorgniß für seine Sicherheit ab, und der Congreß sandte ihn mit dem Obersten Lawrens in Geschäften nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr lebte er bald in Philadelphia bald auf seinen Ländereien, die ihm nebst 500 Pf. St. zur Belohnung seiner Dienste geschenkt worden waren, bald im Umgange mit Washington, bis er dem unwiderstehlichen Drange auch in Europa zu reformiren, folgte und im Herbste 1786 dahin absegelte. Er landete in Frankreich, das sich schon in Gährung befand, machte zu Paris Bekanntschaft mit den Gliedern der Akademie der Wissenschaften, mit denen er sich über gemeinnützige Dinge, wie über den Brückenbau, wozu er ein Modell vorzeigte, unterredete. Nach London in Mitte Septembers 1787 gekommen, schrieb er in vorhin genannter Absicht seine Prospects on the Rubicon und seine Thoughts on the Rubicon and censuring the measures of the english administration, ohne daß sie ihm, wie es scheint, weder große Aufmerksamkeit erwarben, noch Gefahr zuzogen, da er zu seiner Mutter, der er wöchentlich neun Schillinge zum Unterhalte bestimmte, nach Thetford reisen und einen guten Theil des Jahres 1788 in Rotherham leben konnte, wo er mit Hilfe eines gewissen Walker eine eiserne Brücke auf gemeinschaftliche Kosten bauen ließ und darüber in Geldverlegenheit gerieth. Bald fügte es sich, daß er überdies noch eine auf ihn lautende amerikanische Anweisung nicht bezahlen konnte, daher verhaftete man ihn am 29. Oct. 1789, die Bürgschaft zweier Handelshäuser aber setzte ihn nach dreimonatlichem Gefängnisse wieder in Freiheit, grade zu einer Zeit, als der Ausbruch der französischen Revolution die größte Aufmerksamkeit erregte, in England verschiedene Urtheile hervorrief und unter seinen Gegnern einen sehr beredten und tiefsinnigen Bekämpfer, E. Burke, fand. Diesen zunächst zu widerlegen, aber auch seinem politischen Glaubensbekenntnisse überall Eingang zu verschaffen, trat Payne mit seiner zweiten ebenso berühmt gewordenen Schrift, wie der Common-Sense war, mit den Rights of Man [2]) auf, die sowol ihrer Natur nach, als später seine Stellung in Frankreich und selbst sein Eifer mehre andere, wenn auch an Umfange geringere, im Grunde aber auf sein erstes Bekenntniß an die Nordamerikaner hinauslaufende Schriften zur Folge hatten. Denn Muster blieben ihm für alle Staatsverfassungen die Freistaaten Nordamerika's, deren Kampf pries er als einen Weltkampf, und

---

2) Der vollständige Titel ist: Rights of Man. Being an Answer to Mr. Burke's Attack on the french Revolution (Lond. 1790 fg.), zwei Theile. Die französische Übersetzung nach der dritten Originalausgabe erschien 1792 zu Paris. Im Teutschen erschien zuerst in Berlin 1792 eine Übertragung des ersten Theiles von den MR. durch D. M. Liebeskind, dann vollständig zu Kopenhagen 1793. Gleichzeitig erschien ebendaselbst ein dritter Theil der Payne'schen MR. in teutscher Übersetzung, die aber Nichts enthält, als Payne's Letter to Mr. Secretary Dundas in answer to his observation in the house of Commons May 25. on the rights of man and the late proclamation 1792, dann seinen Letter addressed to the addressers on late proclamation 1792, two letters to Lord Onslow 1792 u. s. w., meist über seinen Proceß mit der englischen Regierung sich erstreckend. Indem der erste Theil der Menschenrechte auch eine Darstellung der bekannten Veranlassung zur französischen Revolution sammt einer entstellten Erzählung der Begebenheiten am 5. u. 6. Oct. 1789 enthält, so lieferte ein teutscher Politiker daraus: Kurzer Abriß der Entstehung der französischen Revolution von Th. Payne, mit Anmerkungen des Übersetzers (Leipzig 1791). Payne's Name ist hierin eigentlich zur persönlichen Sicherheit des teutschen Verfassers, der J. G. Dyck genannt wird, misbraucht worden.

hoffte, daß deren Principien sich mit der Zeit die Bahn durch die Welt brechen würden, sobald erst Frieden, Civilisation und Handel ein Gemeingut des menschlichen Geschlechts geworden wären. Republikanische Verfassung auf sociale Grundsätze gestützt, war ihm für jeden Staat die beste Regierungsform, und echt bürgerlich, wenn sie mit den Rechten der Menschen vollkommen übereinstimme, was er aber bei den Franzosen, trotz der decretirten Menschenrechte, noch nicht erreicht sah. Er träumte, auf solche Weise ein einiges Band um alle civilisirten Staaten schlingen und durch den Handel ihre innern und äußern Verhältnisse glücklich verbessern zu können. Wählbare und erbliche Monarchien, gemischte Verfassungen, wie die englische, jeglichen Stände- und Rangunterschied (die Aristokraten der ältern Zeit hielt er für Räuber, die der neuern für Betrüger) verdammte Payne fortwährend als den Urgrund schnellen Verderbens, als Sünde der Israeliten und als Folge der Thorheit und Unwissenheit, und die europäischen Staatenverhältnisse pflegte er in allen Beziehungen mit einer politischen Corporation wilder Völker zu vergleichen, welche die Civilisation hemme, und durch immerwährende Kriege und erschöpfende Abgaben gedrangsalten Völkern zu Betrug und Last würde. Als das höchste Ideal von Betrügerei und Bestechung stellte er die britische Regierung auf, und vermengte seine Verleumdungen mit entehrenden Anmerkungen über die Königsfamilie dieses Reiches. Gegen Burke verwarf er alle geschichtliche Basis der Vergangenheit, als tyrannische Anmaßung, schalt die politischen Vermächtnisse der Vorzeit einen politischen Adam, und pries jedes Geschlecht, das sich stark fühle, für alle seine Bedürfnisse und Zwecke ohne Rücksicht auf frühere Einrichtungen selbst zu sorgen. Also sprach er auch Jedem das Recht ab, seine Nachkommen auf irgend eine Art zu binden, und wie jedes Geschlecht, so habe auch jedes Volk das Recht, das, was es wolle, auszuführen, und wolle es frei sein, sei schon der ernste Wille dazu hinlänglich. Das Volk nur dürfe sich eine Verfassung (zur Vertretung mit einer Kammer) geben (auf andere Weise wäre es nur durch Aberglauben und Gewalt möglich) und dieselbe nach Umständen abändern; auch könne es die Ämter nur auf die Dauer einer Generation übertragen, sowie die Friedens- und andere Verträge auf keine längere Zeit schließen. Jedem Bürger gibt er Antheil an der Souverainetät, bindet ihn aber an die Gesetze mit unfehlbarem Gehorsam [3]). Freiheit und Gleichheit ist ihm das Grundelement jeglichen Staates; allein die Gleichheit beschäftigte ihn lange, ehe er ein Mittel fand, sie dem Volksleben ausführbar zu empfehlen. Denn er ging von dem Grundsatze aus, der Zustand der einzelnen im bürgerlichen Zustande geborenen Menschen dürfe nicht schlimmer sein, als er im Naturzustande gewesen sein würde, in welchem man die Erde als gemeinschaftliches Eigenthum der gesammten Menschheit unleugbar anerkannt hätte; um also eine Ausgleichung, ja Versöhnung des natürlichen Eigenthums (Erde, Luft und Wasser) mit dem künstlichen oder erworbenen zu bewerkstelligen, schlug Payne nach langem Sinnen (1797) vor, einen Nationalfonds zu gründen aus gewissen Procenten von allen Erbschaften an jeglichem Eigenthume, und aus diesem an Jeden, der das 21. Jahr 15 Pf. St., und 10 Pf. St. jährlich und lebenslänglich an Jeden, der das 50. Jahr erreicht habe und an jeden Andern nach Maßgabe seiner Annäherung an gedachtes Alter zu zahlen. Er erbot sich in seiner Schrift darüber, selbst 100 Pf. St. dazu zu schenken, wenn in England oder Frankreich sein Plan ausgeführt werden würde [4]). Seine politischen Träumereien führten ihn noch weiter, und ob er schon Großbritanniens Verfassung oft genug angegriffen hatte, so lag es doch ganz in der einseitigen Richtung seiner politischen Bildung, daß er immer Anlaß fand, diese Verfassung vor den Richterstuhl seines gesunden Menschenverstandes oder seiner Menschenrechte zu ziehen. Daher kein Wunder, wenn er die englische Nationalschuld auch aus dem Gesichtspunkte angriff, daß das System, auf welches sie gegründet, ein Vorraub sei, und stachelte die Gemüther mit der Anklage gegen die allgemeine Last auf, daß die gegenwärtigen Generationen die Zinsen der ehedem durch Betrug gemachten Schulden bezahlen müßten. In einer besonders hierüber verfaßten Schrift: The decline and fall of the english system of finance (Paris 1796) [5]) sucht er sehr ausführlich nachzuweisen, wie dieses Staatsschuldensystem noch vor Pitt's Tode, falls dieser das natürlich mögliche Menschenalter erreiche, seinen Untergang gewiß finden werde. Er berechnete die englische Grundschuld damals auf 400 Millionen, und die Schuld in Banknoten auf 60 Millionen und nahm 20 Millionen baar Geld im ganzen Staate an. Die Banknoten wären gemünzt worden, um die zinsentragende Grundschuld zu bezahlen, und durch die Bank in Umlauf gekommen; fiele es aber den Inhabern dieser Banknoten, wie sie die Macht dazu hätten, ein, solche im Metallwerthe einzufodern, so wäre der Bankrott der Bank wie der Regierung, weil die Festigkeit der Einen mit der der Andern parallel laufe, unvermeidlich, und somit auch eine Revolution in England unausbleiblich. Als ein Vorzeichen dieser Umgestaltungen galt ihm außer der fortdauernden Vermehrung des Papiergeldes vorzüglich der Umstand, daß seit 1755 Banknoten unter 20 Pf. St. allmälig her-

3) Außer in den angef. MR. findet man diese Gedanken noch in folgenden Schriften Payne's: Advantages of the republican over the monarchical form of government, in dem Columbian Magaz. 1791. Nov. Dissertation on the first principles of government 1795, wovon zu Paris im dritten Jahre der Republik eine teutsche Übersetzung erschien mit dem Titel: Über die Regierungen und die Urgrundsätze einer jeden derselben von Th. Payne; eine zweite gleichzeitig in Frankfurt a. M. und eine dritte zu Köthen 1804.

4) Siehe Payne's Agrarian justice 1797; französisch *Th. Payne*, A la legislature et au directoire, ou la justice agraire opposée à la loi aux privilèges agraires 1797; teutsch erschien die Schrift zu Neustrelitz 1798 mit dem Nebentitel: Ein Plan zur Verbesserung der gesammten Menschheit. 5) Diese Schrift erlebte wenigstens drei Auflagen. Im Französischen erschienen zwei übersetzungen davon in demselben Jahre, eine von einem Ungenannten und die andere von Lanthenas, mit Anmerkungen, welche auch ins Teutsche (Leipzig u. Hamburg 1796) und gleichzeitig zu Mailand v. G. Rasori übertragen wurde.

ab bis zu Fünfpfundstücken gemünzt worden waren, sodaß auch die kleinen Abgaben im Papier gezahlt werden konnten. Payne machte endlich die Religion auch zum Gegenstande seines Nachdenkens, als er in Frankreich sah, daß sie zum Gespötte geworden war. Er irrte aber sehr, wenn er glaubte, daß die gesammte Menschheit „bei dem allgemeinen Untergange des Aberglaubens und bei dem Umsturze aller falschen Regierungssysteme" die Moralität, Humanität und wahre Theologie aus dem Gesichte verliere, und statt dem Christenthume in seinen Schriften Haltbarkeit zu geben, verwirft er in flüchtiger Gemüthsbewegung alles Positive desselben, sammt jeglichem Kirchenglauben. Finden sich auch in seinen Behauptungen lichte Gedanken über das Historische des Christenthums, so läßt sich dagegen der Vorwurf der Unkenntniß und der Ungereimtheit in seinen Ansichten über Jesu Zwecke nicht abweisen. Daher er englische und teutsche Theologen gegen sich in Bewegung und seinen Verleger Williams in Untersuchung und Verfolgung brachte[6]).

Payne blieb im Ganzen bei den Grundsätzen und dem Wissen stehen, die er aus Nordamerika mit herüber nach Europa gebracht hatte. Hier fand er gewaltigen Widerstand und sein ausgebreiteter Ruf verhallte schon mit Ausgange des vorigen Jahrhunderts; daher auch mit diesem seine schriftstellerische Thätigkeit sich endete, nachdem er in solcher meistens fruchtlos stets zu kämpfen gehabt hatte. Seine Schriften wurden anfänglich sehr gelesen, erwarben ihm großes Lob bei Ähnlichgesinnten (den Abt Sieyes stimmte er[7]) noch vor Ablauf des J. 1791 für sich) und heftigen Tadel bei den Freunden der Ordnung und Mäßigung. Außer den Franzosen von der monarchischen wie von der tollen Partei fand er in England an Burke, dem Bischof Watson und Andern sehr tüchtige Gegner, und in Nordamerika, wo man bei den Schwachen eine schlimme Wirkung seiner MR. befürchtete, an dem Präsidenten John Adams[8]). In Teutschland wurden seine Schriften zwar viel gelesen, man verschrie ihn jedoch hier bald als einen leidenschaftlichen schwärmerischen Pamphletisten, mit dem man Mitleid haben müsse. Nur sein age of Reason soll hin und wieder verboten gewesen sein. Am meisten verdarb es Payne (seinen alten Freund Washington verschmähte er zuletzt auch noch) mit den Engländern, weil er ihnen immer den Krieg ankündigte, sobald sie auf seinen Rath nicht sogleich das Unterste zu Oberst kehren wollten. Es konnte auch nicht fehlen, daß er, wie anderwärts von seinen MR. befürchtet wurde, mit der englischen Regierung in Proceß gerathen würde. Durch dieses Buch fand sich dieselbe allerdings als verabscheuungswürdige Tyrannei gescholten, die ganze Gesetzgebung als Usurpation geschildert, die Verfassung absichtlich herabgewürdigt und das Volk in seinem Enthusiasmus für dieselbe schwer beleidigt; man fürchtete also von Unwissenden, Leichtgläubigen und Verzweifelten das größte Ärgerniß. Hierzu kam, daß Payne mit der größten Emsigkeit durch den englischen Jacobinerclub dieses Werk unter allen Volksclassen ausbreiten ließ, wobei alle listige Mittel, die nur anwendbar, gebraucht worden sein sollen[9]). So z. B. machte man Zuckerdüten für Kinder aus den Druckbogen und vertheilte sie unter das Volk. Bei Verbreitung des ersten Theiles schwieg die Regierung zwar noch, aber bei der des zweiten, dessen Druck schon durch den Buchdrucker Chapman, wie Payne glaubt, auf Pitt's oder eines andern Ministers Anstiften gehemmt worden war, wurde Payne vom Generalfiscal Macdonald des Hochverraths am königlichen Gerichtshofe angeklagt, während jener sich unterfing den Richtern Hohn zu sprechen. Am 18. Dec. 1792 wurden vier Zeugen, darunter der erwähnte Drucker, verhört, Schmähbriefe von Payne an Macdonald und an den Buchhändler Jordan vorgelegt, die Anklage weiter verhandelt, und obschon des Verfassers Anwalt (Erskine) das ganze Verfahren tadelte, über Natur und Ausdehnung der englischen Preßfreiheit wie über Meinungsfreiheit mit Berufung auf die Urtheile großer Männer sprach, ja Burken alle Schuld am Buche aufbürdete, weil es dieser eigentlich und nicht demagogischer Kitzel hervorgerufen hätte, so gab doch die Jury vor dem Gerichtshofe ihren Bescheid dahin ab, daß über Payne die Strafe des Hochverraths verhängt werden müsse. Dieser aber hatte, da der Proceß schon seit Ostern genannten Jahres in Anregung gekommen war, das Ende desselben nicht abgewartet, sondern war zeitig nach Frankreich geflüchtet, wo er sich seit 1790 etliche Male auf längere Dauer aufgehalten und durch persönliche wie schriftliche Bekanntschaften am 6. Sept. 1792 die Wahl zum Volksvertreter für das Departement Calais erworben hatte[10]). Er verließ London am 13. September desselben Jahres, wurde zu Dover vom Zollbeamten roh behandelt, seine Papiere durchsucht, dann griff ihn der Pöbel auf, schleppte ihn unter eine Pumpe, wälzte ihn, als er mit Theer beschmiert worden war, in Federn herum, und endlich, um das Leben zu sichern, mußte er sich in einer verschlossenen Kiste an Bord des Schiffes bringen lassen, das ihn am 14. Sept. nach Calais führte. Hier landete er unter dem Donner des groben Geschützes und dem Jubel der Hosenlosen. Auch in Paris erging es ihm, obschon er der französischen

---

6) Vergl. The age of Reason being an investigation of true and fabulous Theology, by *Th. Payne* in zwei Abtheilungen 1794 fg. Die erste teutsche Übersetzung erschien von einem weit unwissendern und freier denkenden Manne als Payne, Teutschland (Lübeck) 1794, die zweite zu Düsseldorf mit Anmerk. und Zusätzen 1794—96, die dritte zu Altona 1798 von G. F. Rebmann mit Anmerk. Über die theologischen Streitigkeiten wegen dieses Werkes vergl. das allgem. Repertorium der Literatur (Weimar 1800). III, 1035—1049. 7) Die Briefe hierüber von Beiden fallen in den Sommer 1791, sind gedruckt und auch ins Teutsche übersetzt worden. 8) Vergl. die Beantwortung der Payne'schen Schrift von den MR. von J. Adams. Aus dem Engl. übers. (Kopenhagen 1793.)

9) Vergl. hierüber, wie über den Proceß: The whole proceedings on the trial of an information, exhibited ex officio by the Kings attorney-general against Th. Paine for a libell upon the revolution etc. (London 1793.) Teutsch von C. F. Cramer (Kopenhagen 1794.) Im Laufe weniger Jahre sollen von den rights of man etwa 300,000 Exemplare verkauft worden sein. 10) Schon seit dem Juni 1791 hatte er den Verff. des eben angekündigten Journals Le Républicain seine thätige Theilnahme in einem gedruckten und auch ins Teutsche übersetzten Briefe zugesagt.

Sprache nicht vollkommen gewachsen war, Anfangs vortrefflich, nur einmal kam er im Gewühle des wüthenden Pöbels, als er seine Nationalcocarde verloren hatte, in Lebensgefahr; er schwang sich zu den Häuptern der Bergpartei in der Nationalversammlung empor, ja die tollen Jacobiner vergötterten ihn, bis sie merkten, daß noch etliche lichte Blicke von gesunder Vernunft und Rechtschaffenheit, wie erzählt wird, in ihm rege waren und er der Anarchie nicht gradezu das Wort reden wollte. Endlich nahm er sich heraus, bei dem Processe Ludwig's XVI. nicht für dessen Tod, sondern für dessen gefängliche Verwahrung bis zum Frieden, dann Verbannung aus dem Reiche zu stimmen. Da bekam er eine Menge Feinde, erhielt Vorwürfe als Quäker und Ausländer, und wurde von Robespierre geächtet, aus der Liste der Volksvertreter gestrichen. Sicherlich würde seine 14monatliche Haft im Palaste Luxemburg mit dem Tode auf dem Schaffote geendet haben, wenn nicht der 9. Thermidor Robespierre'n und dessen Anhang gestürzt hätte. Doch erst drei Monate nachher, also Ende Octobers 1794, gab man ihm, und wie versichert wird, auf Betrieb der nordamerikanischen Regierung, die Freiheit wieder. Er hatte im Kerker eine schwere Krankheit ausgestanden und kam noch siech am Körper aus demselben heraus, trat in den Nationalconvent, schlug aber 1795, als dieser aus einander ging, alle angebotenen Ämter aus, um ungestört und ohne sich an eine Partei fest anzuschließen, wie er selbst gesteht, durch Wort und Schrift die Gesinnungen seiner Mitbürger einstimmiger zu machen, ihre Vortheile und Grundsätze zu vereinen. Allein das Feld seiner Wirksamkeit verengte sich sehr schnell, in Frankreich nahm der politische Zustand allmälig eine andere und festere Gestalt, als er gehofft und erwartet hatte, in England ließ sich so wenig als in Teutschland, das er 1790 bis 1792 scharf im Auge hatte, eine Umkehrung der Regierungsformen bewirken, und so fand er sich in seinem Privatstande zu Paris nach und nach politisch abgestorben. Auf Verlangen Jefferson's ging er endlich im J. 1802 nach Nordamerika zurück, wo er für Europa ganz verscholl und zu Newyork am 8. Juni 1809 in Armuth starb. Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch folgende minder Aufsehen erregende Schriften dieses merkwürdigen Mannes stehen: Reasons for wishing the life of Louis Capet, as delivered to the national convention, 1793; Prospect on the war and paper currency, zwei Auflagen 1793; The case of officers of excise, 1793; The invention of letters, a poem etc. 1795. 4.; A letter to the Th. Erskine on the prosecution of Th. Williams for publishing the Age of Reason (Paris 1797); A discourse delivered at the Society of the Theophilanthropists at Paris 1798; A short address to the faculty, recommendig the use of a new poultice, with the view of saving wholly the consumption of bread and oatmeal, being also a great saving in expence, 1796. 12. zwei Auflagen; Thoughts on the establishment of a mint in the United-States im amerikanischen Museum. November 1791; The American crisis and a letter to Sir Guy Carleton, 1796; The Letter to George Washington, 1797; An eulogy on the life of George Washington, 1800. Payne's kurze Darstellung der Begebenheiten aller bisherigen Staaten in der Welt, zwei Bände (Leipzig 1797), scheint blos in dieser teutschen Übersetzung bekannt geworden zu sein. Außer den angemerkten Übersetzungen findet man auch mehre von seinen kleinen Schriften ins Teutsche übersetzt in der „Sammlung verschiedener Schriften über Politik und Gesetzgebung von Th. Payne (Kopenhagen 1794)" und bald nach seinem Tode erschien von James Cheetam the life of Thomas Payne zu Newyork 1809. In der teutschen Literatur sind uns nur Bruchstücke aus Payne's Leben in dem göttinger Revolutionsalmanach und in Palm's Galerie merkwürdiger Männer, trotz vielen Nachforschens, aufgestoßen. (*B. Röse.*)

Paypayrola *Aubl.*, s. Wibelia.

Payrola *Juss.*, s. Wibelia.

PAYSAC, Gemeindedorf im franz. Ardèchedepartement (Languedoc), Canton Joyeuse, Bezirk Largentière, liegt $4\frac{1}{2}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1156 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAYSAGES, fragmens de (landschaftliche Bruchstücke). Unter diesem Namen erschienen gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich eine Sammlung Kupferstiche. Es waren gewisse kleinliche Motive darin benutzt, und man fuhr fort, dergleichen als Studien zu behandeln. Aber bald ward es gewöhnlich, kleine Hütten, Mühlen, Pfahlbrücken u. d. m. sehr malerisch zu achten, und sie, etwa rings mit einigen Bäumen, Steinen, Bauerfiguren rc. decorirt, als etwas Ganzes zu behandeln. Die genannten Gegenstände sind auch malerisch, aber nur in gewissem Sinne. Es ist nämlich nicht im Sinne der Kunst, eine Bauernhütte zum Hauptgegenstande eines Gemäldes zu machen. Die Kunst hat nicht das Kleine und Trümmerhafte, sondern das Große und Blühende zu behandeln; oder doch nur das Trümmerhafte, wenn es groß, und das Kleine, wenn es blühend ist. Darum fallen in ihr Gebiet fast ausschließlich Naturgegenstände, oder Gegenstände der Kunst, die wegen ihrer Annäherung zum Schönen sich neben denen der Natur dürfen sehen lassen. Da indessen namentlich nach vielfältiger Bearbeitung in die Landschaften eine gewisse Einförmigkeit kommen muß, und ihre Gegenstände alltäglich erscheinen wollen, so stellten die Maler gern unbedeutende Menschenwerke daneben, um durch den Contrast einen neuen Reiz hervorzubringen. Sie thaten das freilich empirisch (ja sogar blos copirend) und wer hätte nicht selbst erfahren, daß ein Baum, der seine Zweige über ein Hüttendach breitet, oder seinen starken Stamm an eine kleine Mauer drängt, ganz neu und reizend erscheint. So verfehlt denn auch in einer üppigen, lebendigen Landschaft eine verfallene Hütte ihre Wirkung nicht, indem sie antithetisch durch ihre eigene Kleinheit und Hinfälligkeit die Größe und Herrlichkeit der umgebenden Natur bekundet.

Bedeutend ist freilich die Wirkung, wenn wir sehen, wie selbst mächtige Gegenstände der Zeit unterlagen, während zartere, gleichaltrige sich stetig entwickelten. Darum

ist auch die von Goethe in seiner Novelle beschriebene Burg in jeder Beziehung nur als höchst malerisch zu denken.

Von Malern nun, die theils in der Natur, theils in den Werken der Meister eine solche erfreuliche Wirkung verspürten, ohne über die Ursachen derselben klar zu werden, mögen sich die Gemälde der bezeichneten Art herschreiben. (*Piper.*)

PAYS D'EN-HAUT ROMAND, so wird derjenige Theil des Sanenlandes genannt, dessen Einwohner sich der französischen Sprache bedienen. Er bildet jetzt einen Bezirk des Cantons Waadt und enthält die zwei Kreise Chateau d'Ör und Rougemont mit 5000 Einwohnern. Bis 1798 gehörte diese Gegend zum Canton Bern und bildete mit dem teutschen Theile eine Landvoigtei, wurde aber damals davon abgetrennt und mit dem Canton Waadt vereinigt. Das ganze Land ist Alpenland und das Pays d'en haut allein hat ungefähr 3000 Stück Hornvieh. Die hier und im teutschen Sanenlande bereiteten Käse gehören zu den vorzüglichsten der Schweiz und sind unter dem Namen Sanen- und Grüyere-Käse bekannt. Besonders wird hier auch der sogenannte Vacherin, eine Art weicher Käse, bereitet. Die Weiber stricken eine große Menge von Strümpfen, die in den benachbarten Cantonen verkauft werden. In diesem französischen Theile des Sanenlandes liegen die Orte Rougemont, Chateau d'Ör (Ösch), Etivaz und Rossinière. (*Escher.*)

PAYS D'ÉTATS. Vor der Revolution unterschied man in Frankreich die Provinzen nach Beschaffenheit ihrer Staatsabgaben. In der Regel nämlich schickte der Hof an die Intendanten und Schatzmeister der Provinzen einen Plan, welche Geldsumme die Generalité im folgenden Jahre gebrauchen würde, nach deren Höhe die Abgaben, die jeder District beizusteuern hatte, bestimmt wurden. In anderen Provinzen aber wurden durch eine aus Deputirten von Geistlichkeit, Adel und dem sogenannten dritten oder Bürgerstand gebildete und entweder alle drei Jahre, wie in Bourgogne, oder alle zwei Jahre, wie in Brétagne, oder alle Jahre, wie im sonstigen Languedoc, berufene Versammlung, welche man les états (Stände) nannte, die zu bezahlenden Auflagen, in Folge alter Freiheit, angeordnet; einige der hierzu gehörigen Provinzen gaben anstatt der Vermögens- oder Kopfsteuer ein sogenanntes don gratuit, welches so zusammengebracht ward, wie solches die Stände angeordnet hatten. Diese letzteren Provinzen hießen Pays d'états. (*K. Pässler.*)

Pays de Vaud, s. Waadt.

PAYS RECONQUIS, d. i. wieder- (von den Engländern) erobertes Land. Mit diesen Worten bezeichnete man in der älteren französischen Geographie einen Theil der Niederpicardie, Departement Pas de Calais, welcher die Grafschaften Guines und Oye enthielt, zwischen 19° 18′ und 19° 48′ der Länge und 50° 41′ und 51° der Breite lag und nördlich und westlich vom Ocean, südlich von dem Boulonnais und Artois, östlich durch Artois und Flandern und südöstlich von dem Boulonnois begrenzt wurde. Sein Flächenraum betrug ungefähr 25 □ Lieues. Von vielen Kanälen durchschnitten und reich an Sümpfen, enthält das Land doch auch gutes Getreideland und schöne Triften, und die Bewohner, welche vielen Weizen und Flachs bauen, treiben starke Pferde- und Viehzucht, und handeln mit Wein, Branntwein, Salz, Pferden und Butter. Zur Zeit der Römer bewohnten die Moriner und Oromancer diese Gegend, und unter dem Kaiser Honorius gehörte sie zu dem zweiten Belgien. Nach den Römern besaßen die Franken dies Land, und ihre Könige schenkten es den Abteien zu St. Bertin und St. Omer. Im J. 905 entriß es diesen Sifrid oder Sifroid, mit dem Beinamen der Däne, einer der normannischen Anführer, und nahm den Titel eines Grafen von Guines an. Arnulf I., der dritte Graf von Flandern, hatte sich vergeblich bemüht, dies zu hindern und sah sich genöthigt, Sifriden seine Tochter, Elstrude, zur Gemahlin und das Land als Lehen zu übergeben. Im J. 1137 kam die Grafschaft Guines von den Nachfolgern Sifrid's durch Heirath an den Castellan, Heinrich von Bourbourg, und dann durch Vermählung an die Familie Gand, einen jüngern Zweig der Grafen von Flandern. Balduin II. von Gand, welcher 1205 lebte, wurde Vasall der französischen Krone, da der westliche Theil von Flandern 1180 an den König Philipp August abgetreten worden war, und Arnulf III., der 13. Graf von Guines, verkaufte 1282 die Grafschaft an den König Philipp III., den Kühnen. König Philipp IV. gab 1295 die Grafschaft zurück an Johanne von Gand. Sie war die Tochter Rudolf's III. und mit dem Grafen von Eu, Johann II. von Brienne, vermählt, welcher 1302 zu Courtray getödtet wurde. Ihr Sohn, Rudolf I., welcher 1344 starb, war Graf von Guines und von Eu. Sein Sohn, Rudolf II., Connetable von Frankreich, wurde 1351 zu Paris enthauptet und beide Grafschaften wurden eingezogen. Durch den 1360 geschlossenen Vertrag überließ König Johann I., der Gute, die Grafschaft Guines den Engländern. König Karl VI. entriß sie diesen 1413 und Ludwig XI. belieh mit ihr den Premierminister des Herzogs von Bourgogne, den Herrn von Crouy, welcher jedoch durch den Vertrag von Conflans genöthigt wurde, sie an den Grafen von Charolois abzutreten. Nach dessen Tode wurde sie, und als der Herzog von Guise 1558 auch Calais, die Hauptstadt des gedachten Landes, erobert hatte, nun das ganze Land wieder mit der franz. Krone vereinigt (s. d. Art. Guines). (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

PAYS RÉUNIS. So nannte man in Frankreich bis zur ausgebrochenen Revolution eine Anzahl Lehen, welche theils von den Bisthümern Metz, Toul und Verdun abhängig waren, theils im Nieder-Elsaß lagen, theils bewegliche Lehen der Grafen von Chini waren. Die der ersten bestanden aus dem Herzogthume Zweibrücken, den Grafschaften Bitsch, Morhange, Saar-Albe, Saarbrück, Saarburg und Saarwerden, den Baronien Crehange und Oberstein und den Herrschaften Buschweiler, Ochsenheim und Ottweiler, nebst mehren andern in Lothringen belegenen Districten. Die Besitzer dieser Herrschaften mußten solche bei Strafe der Confiscation von den jedesmaligen Bischöfen zu Lehen nehmen. Da jedoch seit mehr als hundert Jahren von den Bischöfen die von ihren Kirchen

dependenten Lehen verabsäumt worden waren, die Vasallen sich diese Nachlässigkeit ihrer Lehnsherren zu Nutze machten und sich weiter nicht belehnen ließen, hierdurch aber die Revenuen jener Bisthümer beträchtlich vermindert wurden, überdies jene Lehen aus unverjährlichen Reichsfürstenthümern bestanden, welche in dem im Jahre 1648 abgeschlossenen westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden waren: so wandten sich die Bischöfe an den König von Frankreich, mit dem Antrage, ihre fraglichen Vasallen zur Anerkennung der Lehnspflichtigkeit und der ihnen schuldigen Ableistung des Lehnseides und der Huldigung anzuhalten. Hierauf ward vom Könige am 23. Oct. 1679 mittels Arrêt's des Staatsraths eine Kammer niedergesetzt, welche über die Usurpationes und Veräußerungen, welche mit den Gütern und Rechten der Bisthümer Metz, Toul und Verdun vorgefallen waren, erkennen sollte (s. d. Art. Reunions-Kammern). (*K. Pässler.*)

Payta, s. Paita.

PAZ (la ciudad de la Paz, oder N. S. de la Paz), Hauptstadt jetzt des Departements gleichen Namens der Republik Bolivien, ehedem eines Corregimiento, welches unter die Audiencia von Charcas gehörte. Der indische Name soll ursprünglich Chuquiyapu gewesen sein, ein Wort der Aymará-Sprache, welches goldnes Gut oder Erbtheil bedeutet, aber verstümmelt oder verändert (z. B. von Alcedo in Choqueyapo) manche Auslegungen verursachte, und jetzt in Chuquiabo übergegangen ist. Das letztere Wort wird von Garcilasso (Comm. real. L. II. c. 7, welchem Herrera gefolgt ist. Dec. VIII. l. 5. c. 3) in „Hauptlanze, anführende Lanze" übersetzt, ist aber ein fremdes, der Incasprache entnommenes, Wort (*Ulloa*, viage III. p. 209. §. 359). Der Präsident Pedro de la Gasca wünschte zwischen den zwei Städten Arequipa und Chuquisaca (ciudad de la Plata), welche 170 Leguas von einander entfernt sind, zur Sicherung des Verkehrs einen Ort anzulegen, und übertrug dieses Geschäft einem seiner Generale, dem Alonso de Mendoza. Die Begründung der neuen Stadt geschah unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten am 20. Oct. 1548 (*Cieza*, chron. del Peru c. 106. p. 183 vers., gibt 1549 an; aus Irrthum haben spätere Schriftsteller sogar 1558 als Zeit der Begründung angeführt). Zum Andenken des ebengeendeten Bürgerkriegs gab man der Stadt den Namen la Paz, und ein auf diese Begebenheit bezügliches, von Alcedo angeführtes Motto ihres Wappens. Die gewählte Lage war nicht unvortheilhaft, und die günstigste in der Mitte rauher Berge, sagte aber den ersten Bewohnern nicht zu, welche verschiedene Male vorschlugen, den Ort an die Ufer des Titicaca zu versetzen. Schon die Incas, die seit dem vierten in ihrer Reihe, Mayta Capac, jene Gegend beherrschten, hatten in dem Thale Pacasas, wo la Paz angelegt wurde, Paläste besessen, und der Volkssage gemäß, auf einem hohen Schneeberge in der Nähe des Dorfes Opune große Schätze vergraben lassen, die aber kein Spanier zu entdecken vermocht hat. Die Stadt liegt in einem sehr tiefen Engthale, welches eine Hochebene durchfurcht, unter 16° 29′ 30″ südl. Br., 48° 32′ westl. L. Greenw. in 12,194 engl. F. absoluter Höhe nach Pentland. Dem Schutze der benachbarten Bergwände hat sie ein verhältnißmäßig mildes Klima zu danken; in ihren nächsten Umgebungen, und überhaupt in dem engen Thale von Pacasas, welches so vielfach gewunden ist, daß sich nirgends ein Fernblick eröffnet, gedeihen die Gewächse der gemäßigten Zone; in kleinen Seitenschluchten erlaubt das wärmere Klima sogar den Anbau von Zuckerrohr, Coca und tropischen Früchten. An Holz ist kein Mangel, und der Überfluß an Weiden hatte zunächst die starke Bevölkerung von Indiern herbeigezogen, welche die Begleiter des Mendoza antrafen. So mild und fruchtbar das Thal ist, so rauh und steril zeigen sich die Berge, die großentheils die Schneegrenze erreichen, und kaum dem abgehärteten Ureingeborenen bewohnbar sind. Ein mittelmäßiger, plötzlichen Anschwellungen sehr unterworfener Fluß, durchströmt das hügelige Thal, und läßt im Sande bisweilen Goldkörner, seltener Geschiebe zurück; eins der größten wurde 1730 zufällig von einem Indier gefunden, vom Marquis Castel fuerte für 12,000 Pesos gekauft und dem damaligen Könige von Spanien zum Geschenk übersendet. — Die Stadt wird durch die Berge sehr beschränkt, und ist daher weder groß, noch regelmäßig, sondern vielmehr in die Seitenschluchten des Thals hineingebauet und uneben. Durch Erdbeben einige Male sehr beschädigt, hat sie nichts Alterthümliches aufzuweisen, besitzt aber einige gut gebaute, der neuen Zeit angehörige Kirchen und ein unter dem Präsidenten Santa Cruz errichtetes Regierungsgebäude. Der Baustyl der Privatgebäude besserer Art ist dem von Lima gleich; jedoch wendet man nicht Holz, sondern behauene Steine zu den Wänden an, indem Erdbeben selten mit großer Heftigkeit auftreten. Der Wohlstand ist nicht unbedeutend, indem la Paz den Mittelpunkt des bolivischen Handels ausmacht. Einige englische an den Küsten etablirte Häuser haben deshalb hier Commanditen errichtet. (*Pöppig.*)

Paz (Don Manuel Godoi, Principe de la Paz), s. Friedensfürst und Godoi.

Pazalae, s. Passalae.

PAZANNE (Ste.), Gemeindedorf im franz. Departement der Niederloire (Bretagne), Canton Pellerin, Bezirk Paimboeuf, liegt $8\frac{1}{2}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1872 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAZARISCHE, auch **PASARISCHE**, und zwar 1) Gorne- oder Ober-P., ein zum ottochaner Grenz-Regimentsbezirke des karlstädter Generalats der kroatischen Militairgrenze gehöriges Dorf, unfern vom rechten Ufer des Ottericzabaches im Gebirge gelegen, mit 281 Häusern, 1489 kroatischen Einwohnern, die sich fast sämmtlich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen, einer eignen Pfarre, Kirche und Schule der unirten Griechen und einem wenig dankbaren Boden. 2) Dolne- oder Unter-Pazarische, ein weiter aufwärts an demselben Bache, aber dicht an dessen rechtem Ufer gelegenes Dorf von 102

Häusern, mit 527 griechisch-katholischen Einwohnern und einer griechischen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PAZCUARO, Stadt und Hauptort einer Alcaldia mayor des mexicanischen Staates Mechoacan, neun Leg. südwestl. von Valladolid, 60 Leg. WbN. von Mexico, wird auch Utzila von den Indiern genannt. Der gewöhnlichere Name soll „einen Ort, wo man färbt" in der mexicanischen Sprache bedeuten. Pazcuaro war zur Zeit der Eroberung der Sitz des Calzontzi, eines tributpflichtigen Bundesfürsten der mexicanischen Monarchie, fiel zeitig in die Gewalt der Spanier, und wurde durch den Bischof Vasco de Quiroga 1540 zum bischöflichen Sitze erwählt an der Stelle der Stadt Valladolid, welche jedoch 1580 durch Juan de Medina Rincon diese Auszeichnung zurückempfing, und seitdem dieselbe behauptet hat. Die Stadt liegt am Fuße des Gebirges in einem flachen, aber sehr fruchtbaren Thale, dessen übrigens angenehmes und gemäßigtes Klima den Anbau von Zuckerrohr, Pfeffer und den gewöhnlichen tropischen Nahrungspflanzen gestattet. Sie ist gut gebaut und besitzt mehre Kirchen, unter welchen die nicht vollendete Kathedrale durch die Großartigkeit ihres Planes Aufmerksamkeit verdient. Die Zahl der Einwohner war Anfangs dieses Jahrhunderts (nach Humboldt) 6000 Seelen. In der Nähe liegt ein See, den schon Herrera als sehr fischreich erwähnt; die in ihm gefangenen Forellen sind Handelsgegenstand nach Mexico. Der Bergbau war ehedem in dieser Gegend nicht unbedeutend, wird aber jetzt vernachlässigt, indem sein Ertrag den Kosten nicht gleichkommt. (*Pöppig.*)

PAZDICS, PASZDICS, slaw. Pozdissowce, ein von Slowaken und Ruszniaken bewohntes, der adeligen Familie Szirmay gehöriges großes Dorf im nagymihályer Gerichtsstuhle der zemplényer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des Dußnabaches, in anmuthigem Thale gelegen, mit schönen Eichenwäldern, 157 Häusern, 1182 Einwohnern (638 Katholiken, 485 Evangelische und 59 Juden), einer Seelsorgestation und Kirche der evangelisch-augsburgischen Confession und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PAZEN (Patzen). Im Allgemeinen versteht man darunter Massen von kaltgeblasener Schlacke, welche bei weiten Schmelzräumen, bei unregelmäßiger Windführung oder unzweckmäßiger Beschickung leicht entstehen und sich im Herde ansammeln; oder auch Gemenge von Schlacke und von reducirtem Metalle, welches letztere der Verschlackung entgangen ist. An manchen Orten nennt man solche Massen auch Ofensauen (obgleich unter diesem Ausdrucke an gewissen Orten auch etwas Anderes verstanden wird), Schwielen oder Geschur. Wenn sie zu sehr anwachsen, so kühlen sie den Schmelzraum ab, verengen ihn unregelmäßig und hindern das Durchdringen des Windstromes, sodaß der Ofen erstickt; man muß sie daher mit Brechstangen und Brecheisen fortschaffen, wozu nicht selten ein Aufreißen der Ofenbrust nothwendig ist. Solche Pazen werden, wie die Pazenschlaken (s. d. Art.), entweder für sich unter passenden Zuschlägen, oder mit Pazenschlacken, oder zugleich mit gewöhnlicher Beschickung rc., um ihren Metallgehalt zu gewinnen, wiederverschmolzen, auch wol gepocht und die Metallkörner ausgewaschen. — Man versteht ferner unter Pazen die Stücke Eisen, welche sich von dem fließenden Eisen im Frischfeuer an die hineingestoßene Stange anlegen. (*Heine.*)

Pazend, s. Zend.

PAZENSCHLACKE heißt die letzte Schlacke, welche man auf den Saigerhütten bei der Reduction der guten Bleischlacke erhält. Man verschmelzt nämlich die gewöhnlich nicht unbedeutenden Mengen Kupfer, Silber, auch wol Eisen, Kobalt, Nickel rc. haltende, an Blei reiche Schlacke der Saigerhütten wiederholt, in der Regel mehre Male, und unter Zuschlag von Eisen so oft über Schachtöfen, bis man einen die Kosten der Schmelzung tragenden Metallgehalt nicht mehr auszuziehen vermag und erhält dadurch kupfriges und etwas Silber, auch wol andere Metalle haltendes Blei, das man weiter verarbeitet und zuletzt die auf die Halde kommende Pazenschlacke. — Übrigens versteht man auch unter Pazenschlacke diejenige unreine Schlacke, welche bei den Arbeiten des Abstechens und Herdreinigens bei den Schmelzprocessen erhalten, und als eine an Metall reiche Schlacke, von der gewöhnlichen reinen Schlacke (Laufschlacke) abgesondert wird. Man verschmelzt sie, entweder als Zuschlag zu der gewöhnlichen Beschickung, von der sie fiel, oder bei einer andern Beschickung, um ihren Metallgehalt auszuziehen. (*Heine.*)

PAZENZO, Stadt im österreichisch-illyrischen Kreise Triest, liegt am Meere, hat einen kleinen Hafen, aus welchem die Einwohner, deren Zahl sich auf 800 belaufen soll, auf Fischfang und etwas Küstenschiffahrt ausgehen. (*G. M. S. Fischer.*)

PÁZMÁND, 1) ein sehr großes, dem Benedictinerstifte auf dem Martinsberge gehöriges Dorf, im pusztaer Gerichtsstuhle der raaber Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am östlichen Fuße des St. Martinsberges gelegen, mit 149 Häusern, 1038 meist magyarischen Einwohnern (649 Katholiken und 389 Calvinisten), die starken Weinbau treiben, einer zum raaber Bisthume gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, einem Bethause der Reformirten und einer Schule. 2) Eine Herrschaft und ein großes Dorf im csákvárer Gerichtsstuhle der stuhlweißenburger Gespanschaft, in demselben Kreise und Lande, an einem Bächlein gelegen, welches sich in den velenczer Sumpf ergießt, von Hügeln umgeben, mit 179 Häusern und 1691 meist katholischen und zwar magyarischen Bewohnern, einem Schlosse in einer erhabenen Lage, einer eignen, zur stuhlweißenburger Diöcese gehörigen katholischen Pfarre, einer Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PÁZMÁNY (Peter)[1]), Erzbischof von Gran, Primas des Königreichs Ungarn, und Presbyter-Cardinal der römischen Kirche, unter den Königen Matthias II. und Ferdinand II.; ein Mann von ausgebreiteter Wissenschaft, seltenem Rednertalente, und lieblichem Wesen im Um-

---

1) Leben Peter Pázmán's, Erzbischofs v. Gran, Primas des Königreichs Ungarn und Cardinals der röm. Kirche von Joseph Podhradczky, Raitofficier bei der ungar. Hofkammer (Ofen 1836. 104 S. gr. 4.), in ungarischer Sprache und mit dem Bildnisse des Cardinals.

gange; der eifrigste und glücklichste Förderer der katholischen Kirche in Ungarn, durch Worte, Schriften, Thaten. Wer den gewaltigen Kanzelredner hörte, wurde hingerissen, wem er sich näherte mit freundlichen Worten, konnte ihm nicht widerstehen. Mehr als 30 der ersten und ansehnlichsten protestantischen Familien des Landes gewann er auf solche Art für seine Kirche, darunter selbst und vielleicht am ersten, den Judex Curiä, Siegmund Forgács[2]), um dessen Rückkehr zu derselben sich der eigne Bruder, Cardinal Franz Forgács (starb 1615), vergeblich drei Jahre lang bemühte. Durch seine zahlreichen Schriften, meist in ungarischer Sprache abgefaßt, worin er der größte Meister seiner Zeit war, wirkte er nicht minder, vorzüglich durch seinen Hodegus (s. d. Art.), welcher 1613 zuerst erschien. Er wußte in denselben die Lehren des Protestantismus und das Wesen seiner Prediger so scheinbar, jene als irrig, dieses als verächtlich darzustellen, daß, wer jene Schriften las und sie nicht streng prüfte, oder prüfen konnte, leicht seiner Meinung ward. Hierzu kam noch seine rastlose Sorgfalt für die Errichtung niederer und höherer Lehranstalten, die er mit einem Aufwande von mehr als 500,000 Gulden in das Dasein rief, und alle der Leitung der Jesuiten übergab, deren Mitglied er selbst lange war, und die er wie seine Seele liebte. So wurde er allerdings ein wahrer Heiland seiner Kirche zu seiner Zeit und in seinem Vaterlande, aber freilich auch der größte Verhinderer des damals dort schon weit verbreiteten Protestantismus, dem er die tiefsten Wunden schlug und die bedeutendsten Mitglieder entführte. Er konnte sich bei aller Kenntniß, Bildung und Menschenfreundlichkeit, die er wirklich besaß, doch nicht so weit erheben, daß er die Versicherung, selbst eines Apostels Petrus: „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm," in seine Überzeugung aufgenommen hätte. Sie aber, — die Bekenner des Protestantismus, hatten früher nicht bedacht, was zu ihrem Frieden dient, und ganz darauf vergessen, ihrer Kirche ein festeres Bestehen zuzusichern[3]); jetzt hingegen warf sich ein Theil von ihnen so blindlings in die Arme des Lockers, ein anderer Theil reizte den bereits Gewaltigen auf das Bitterste. Da konnte es nicht anders kommen, als es wirklich kam.

Das Vorzüglichste einzeln Merkwürdige aus dem Leben dieses Merkwürdigen ist kurz Folgendes. Er wurde zu Großwardein im biharer Comitate, von reformirten, altadeligen, aber in Dürftigkeit gerathenen Ältern, die das Prädicat von Panasz führten, den 4. Oct. 1570 geboren, und genoß den ersten Unterricht in der reformirten Schule seines Orts, wo Peter Alvinczi und Peter Pétsváradi, die nachmaligen Prediger daselbst, seine Mitschüler waren[4]). Bereits in seinem 13. Jahre (1583) trat er zur katholischen Kirche über[5]), wovon man aber die nähern Umstände nicht kennt. Da es jedoch kaum aus eignem Antriebe mochte geschehen sein, darf man vermuthen, daß der Knabe nach Klausenburg in Siebenbürgen kam, und durch die Jesuiten, die daselbst im nämlichen Jahre (1583) ihren Wohnplatz aufgeschlagen hatten, für die katholische Kirche gewonnen wurde. Hier trat er auch in seinem 17. Jahre (1587) in ihren Orden ein, bestand zu Krakau das Probejahr, und kam von da auf die Universität nach Wien, zur Erlernung der Philosophie, und von hier nach Rom, zur Erlernung der Theologie, in das ungarische Collegium, durch Papst Gregor XIII. gestiftet den 1. März 1578, wo er auch den damals vielheißenden Titel eines Doctors der Theologie erhielt. Von da wurde er um das Jahr 1595 nach Gräz in Steiermark geschickt, wo er bis 1607 Philosophie und Theologie lehrte, und sich durch mehrjährigen Vortrag dieser Wissenschaften am meisten selbst in denselben befestigte. In diesem Jahre brachte er auch die vier Gelübde seines Ordens dar, ging dann auf sein eignes Bitten zur Verbreitung der katholischen Religion in sein Vaterland zurück, und betrieb nun da dies Werk mit ebenso großem Eifer, als seltenem Glücke. — Durch seine Schutzrede auf dem Reichstage des folgenden Jahres zu Presburg (1608) für die Väter der Gesellschaft Jesu, welche dieser Reichstag alles Besitzthums in Ungarn für unfähig erklärte, legte er den Grund auch zu seinem öffentlichen Ruhme. Sie blieb wol für den Augenblick ohne Erfolg, aber bewirkte doch in kurzer Zeit, was sie bezweckte, und bahnte ihm den Weg zu einem höhern Wirkungskreise. Es sprach ihn Papst Paul V. von seinem Ordensgelübde los (4. April 1616), es ernannte ihn Matthias II. den 28. Sept. 1616 zum Erzbischofe von Gran, und nun stand er erst auf dem geeignetsten Posten, der ihm so reiche Mittel für seine Zwecke darbot. Auf dem Reichstage des Jahres 1618 verwendete er sich aus allen Kräften für die Erwählung des Herzogs Ferdinand von Steiermark zum Nachfolger Kaiser Matthias' II., und machte sich jenen zum lebenslänglichen Freunde, aber auch den Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, der etwas anderes wollte, zum unversöhnlichen Feinde. Welchen Antheil diese Spannung zwischen den beiden großen Männern auf den Beschluß zu Neusol hatte (1620), durch welchen Pázmány, dem man da nicht Schlimmes genug nachzusagen wußte, für immer

---

2) Siegmund Forgacs wurde 1608 als Katholik unter die Candidaten zur Palatinuswürde aufgenommen, und Pázmány kam 1607 aus Gräz nach Ungarn zurück. 3) Als die oberungarischen Protestanten im J. 1665 an die Errichtung einer hohen Schule zu Eperies dachten, aber keine hinreichenden Mittel dazu finden konnten, und sich deshalb bittend an den König von Schweden, Karl XI., seine Gemahlin und den Kanzler, Grafen Gabriel de la Gardie, wendeten, gestanden sie dem Letztern unverhohlen: fatali caecitate patrum et avorum factum est, ut per universam Hungariam ne unica quidem schola fuerit fundata, quae suffecisset indigenis erudiendis, et tali rerum notitia imbuendo, quibus opus est ad adversarios redarguendos. Podhradczky, S. 84, aus dem Originalprotokoll der eperieser Schule in der Universitätsbibliothek zu Pesth.

4) Ersterer wurde auch Prediger zu Kaschau und Hofprediger des Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen. 5) In dem Bestätigungsbreve Papst Paul's V. über seine erzbischöfliche Würde vom 10. Nov. 1616 heißt es ausdrücklich: Tu vero, qui ex parentibus haereticis natus, et in haeresi, quam tamen, sicut fide digna relatione accepimus, in XIII. aetatis tuae anno convictus abjurasti, educatus fuisti.

aus dem Reiche verbannt wurde, ist nicht bestimmt zu sagen: gewiß hingegen, daß er über alles sich in einer Schutzschrift vertheidigte[6]), auf welche Niemand ihm ein Wort antworten konnte; daß er nach dem mit Bethlen geschlossenen Frieden in das Reich zurückkam, aus welchem er nur nach Wien gegangen war, und nun nach wie vor in der Verfolgung seiner Zwecke unermüdet blieb, wozu ihm bald darauf die Verleihung der Cardinalswürde durch Papst Urban VIII., den 19. Nov. 1629, ein neuer Antrieb ward. Es verging seit jenem Frieden fast kein Jahr, das er nicht durch die Gründung irgend einer Lehranstalt oder durch die Herausgabe einer neuen Schutzschrift für die katholische Kirche bezeichnet hätte. Die zwei berühmtesten der erstern waren das noch bestehende Pazmaneum zu Wien, das er am 20. Sept. 1623, und die Universität zu Tyrnau, die er am 12. Mai 1635 gründete, und welche am 13. Nov. desselben Jahres, in Gegenwart vieler Großen des Reichs, die eben auf dem Landtage zu Presburg versammelt waren, auf das Feierlichste eingeweiht und, später erst nach Ofen, dann aber nach Pesth verpflanzt wurde, und gleichfalls noch besteht. Ähnliche Anstalten, jedoch von minderer Ausdehnung, folgten noch mehre nach, wie zu Presburg (1626) und Szathmár (1636), desgleichen ein doppeltes Seminarium zu Tyrnau. In den Jahren 1630 und 1634 gerieth er mit dem Palatin Niklas Esterhásy in Mishelligkeiten. Von der erstern, die den Titel: Personalis praesentia Regia betraf, welchen sich beide zueignen wollten, zeigte der tiefe ungarische Geschichtsforscher Stephan Horvát, daß keiner von ihnen darüber die richtige Kenntniß besaß[7]). Mit der zweiten machte zuerst der gelehrte Magistratsrath zu Presburg, Georg Gyurikovics, bekannt[8]). Sie entstand wegen eines eigenmächtigen Aufrufs des Palatins zur Insurrection, welchen die Comitate nicht befolgten, und worüber er den Erzbischof beschuldigte, der es aus Haß gegen ihn veranlaßt habe. Den erstern Streit schlichtete der König noch in demselben Jahre, in welchem er entstand; den letztern machten gut die schönen Worte Pázmány's, die er in seiner zweiten Gegenschrift äußerte: **Nos coram Deo ac mundo protestamur, nos nullum hominem odio habere, nedum dominum Palatinum, quem filii loco habemus, et etiam si contra nos saepius peccaret, quam filium deceret, eo animo adspiceremus, quo pater aegrotantis filii tumultuationem.** Im J. 1632 vollbrachte er jene glänzende Gesandtschaftsreise nach Rom, um durch Dazwischenkunft des Papstes Urban VIII. die Vermittelung des Friedens zwischen den schon so lange streitenden Fürsten zu bewirken. Sie kostete 40,000 Gulden, und wurde vom Freiherrn Aloys Mednyánsky besonders beschrieben (**Petri Pázmány Legatio Romana. Pest. 1830**). Diese Summe legte er aus Eigenem aus, erhielt aber die königliche Versicherung der gewissen Rückerstattung, weshalb er sie auch zu einem Theil der 100,000 Gulden machte, die er zur Stiftung der tyrnauer Universität widmete; die übrigen 60,000 Gulden war ihm die Stadt Augsburg schuldig, die er ihr geliehen hatte. Das letzte seiner vielen Werke, denen er sich so rastlos unterzog, und zu welchen auch die sechs Synoden gehörten, die er zu Presburg und Tyrnau hielt, war die Errichtung eines Jesuitencollegiums zu Szathmár im J. 1636. Bald darauf starb er, den 19. März 1637 zu Presburg, nicht volle 66 Jahre alt, und im 21. seiner erzbischöflichen Würde. Seine zahlreichen Schriften, von welchen der zwei vorzüglichsten schon gedacht wurde, finden sich, so viel derselben bis jetzt bekannt geworden sind, bei Podhradczky. Welche Verdienste er sich um Istvanffy's Geschichte des Königreichs Ungarn erwarb, wurde gleichfalls schon unter diesem Artikel der Encyklopädie gemeldet. — Es sind 203 Jahre, daß Pázmány seine Augen schloß; aber seine Werke folgen ihm noch immer nach. (*Gamauf.*)

6) In seinen Vindiciae Ecclesiasticae, quibus edita a Principe Bethlen in Clerum Hungariae decreta, divinis humanisque legibus contraria, ipso jure nulla esse domonstrantur. Viennae 1620. 4. 7) Jud. Gyüjtem. 1836. April. S. 123. 8) Ibid. 1837. Mai. S. 45—56.

PAZNAUN, 1) ein großes bewohntes Thal im oberinnthaler Kreise Tyrols, welches sich bei dem alten Schlosse Wiesberg öffnet, sich da ins Stanzerthal ausmündet, dann in der Richtung nach Südwest in einer Länge von 10½ Stunden, sich allmälig hebend, bis zuhöchst ins Vermoundthal fortstreicht, und vom Trofanabache, welcher im höchsten Theile desselben seinen Ursprung hat, durchflossen wird. In diesem Thale liegen die Pfarrorte Ischyl und Galtür, das Dorf Mathon und viele Weiler, zu welchen auch 2) der gleichnamige Weiler gehört, welcher am linken Ufer des Trofanabaches im Thale gelegen, nach Ischyl eingepfarrt ist, 11 Häuser und 54 Einwohner zählt. In diesem Thale gibt es viele Handelsleute. (*G. F. Schreiner.*)

PAZONY, ein mehren Grundherren gehöriges, sehr großes Dorf im dadaer Gerichtsstuhle der szabolcser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, mit 165 Häusern, 1271 meist magyarischen Einwohnern, (887 helvetischer Confession, 368 Katholiken und 16 Juden), einer griechisch-katholischen und einer Kirche und Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PAZUA, auch **PASUA** und **PAZOVO**. 1) **Stara-Pazua**, Alt-Pazua, ein zum peterwardeiner Grenzregiments-Gebiete der slavonischen Militairgrenze gehöriges, sehr großes Dorf, in durchaus ebener Gegend, an der von Peterwardein nach Semlin führenden Poststraße gelegen, mit 651 Häusern, 3808 größtentheils sloveno-serbischen Einwohnern (2898 Evangelische, 884 nicht unirte Griechen und 26 Katholiken), einer eignen nicht unirt-griechischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer griechischen Kirche, einem Bethause der Reformirten und einer Schule. 2) **Nova-P.**, Neu-Pazua, eine in der Nähe der vorigen gelegene Ortschaft mit 151 Häusern, 827 Einwohnern, die mit Ausnahme von 29 Katholiken sämmtlich Reformirte sind, und einem reformirten Bethause. (*G. F. Schreiner.*)

PAZZANO. Flecken im Königreiche Neapel, im östlichsten Theile der Intendanza Calabria ulteriore II., ungefähr zwei italienische Meilen südwestlich von dem eisen-

reichen Städtchen Stilo entfernt, mit 109 Häusern und 1211 Einwohnern, welche sich vom Feldbau nähren.

(*G. F. Schreiner.*)

PAZZI, eins der vornehmsten und reichsten Geschlechter der Republik Florenz, berühmt durch eine Verschwörung, deren Opfer es ward. Anlaß gab nicht blos die Eifersucht auf die Gewalt und das Ansehen, welche das Mediceische Haus unter dem für Handel, Künste und Wissenschaften rastlos sorgenden Cosmus von Medici erlangt hatte. Auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Francesco Pazzi geheißen, im J. 1478 gegen seinen Nebenbuhler Giuliano de Medici. Beide, eine geraume Zeit vertraute Freunde, liebten eine junge und schöne Florentinerin, Camilla Cafarelli, hielten jedoch diese Leidenschaft vor einander verborgen. Giuliano ward von ihr vorgezogen, wahrscheinlich seines edlen Charakters wegen, und vermählte sich heimlich mit ihr. Diesen Triumph seines Nebenbuhlers vermochte Francesco nicht zu ertragen. Er hatte manche Zurücksetzung seines Geschlechts durch die Mediceer ertragen, und war zu stolz, zu kühn und zu verwegen, um auch diese neue Kränkung zu dulden. Sein rachsüchtiger Charakter beschloß die Vertilgung des Hauses Medicis. Einen Vertrauten fand er an Bernardo Bandini, einem durchaus verderbten Menschen, der schon so manchen ruchlosen Anschlägen bereitwillig die Hand geboten. Bandini theilte seine Gefühle, weil er ebenfalls von den Mediceern vielfach gekränkt worden. Er nährte Francesco's Rachsucht auf eine Weise, die zugleich seinem Stolz schmeichelte, und entwarf den Plan zu einer Verschwörung gegen das Haus Medicis, von der er sich um so größern Erfolg versprach, da er wußte, daß die Stimmung in Florenz im Allgemeinen jenem Hause nicht günstig war. Giuliano und sein Bruder Lorenzo sollten zugleich ermordet, und dadurch eine gänzliche Staatsumwälzung herbeigeführt werden, nach der so mancher, wie er äußerte, schon im Stillen seufze. Die Ausführung dieses Plans, meinte er, sei in jedem Falle der heimlichen Ermordung seines Nebenbuhlers vorzuziehen, welche Francesco Anfangs beabsichtigt hatte. Francesco billigte den Vorschlag. Sein freundschaftliches Verhältniß zu dem Grafen von Furli, Hieronymus Riario, einem Sohn Sixtus IV., benutzte er, auch den Papst für sich zu gewinnen, was ihm um so leichter gelang, da Sixtus längst sein Misfallen geäußert über die steigende Macht des Hauses Medicis. Der Papst war ohnedies durch Lorenzo persönlich gekränkt, und durch ihn sein eigenes Interesse auf mehrfache Weise geschmälert worden. Er versprach daher den ihm vorgelegten Plan möglichst zu unterstützen [1]). Auch der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, trat, mehrfach aufgefodert, zu der Partei der Verschwornen. Sie sahen jedoch ein, daß vor allen Dingen auch Jacopo Pazzi, Francesco's Oheim, für die Sache gewonnen werden müßte. Ihn zum Beitritt zu bewegen, hielt schwer. Er war ein ordnungsliebender, verständiger und sehr bedächtiger Mann. Nicht grundlos war sein Einwurf, daß die Partei der Verschwornen viel zu schwach und bei der herrschenden Volksstimmung in Florenz ein Unternehmen gegen das Haus Medicis höchst mislich sei. Noch mehre andere Schwierigkeiten hob er hervor, und rieth lieber Unrecht und Kränkungen zu dulden, als sich einer so großen Gefahr auszusetzen. Zeit und Umstände, meinte er, könnten der Sache bald eine andere Wendung geben. Francesco und Riario sannen auf andere Mittel, ihn für sich zu gewinnen. Sie wandten sich an den päpstlichen General Montesecco, einen so tapfern Soldaten als klugen Staatsmann, und baten ihn, ihrer Partei beizutreten, und zugleich Jacopo Pazzi zum Beitritte zu bewegen. Montesecco fand das Unternehmen ebenfalls sehr mislich. Seine Bedenklichkeiten waren fast dieselben, die Jacopo Pazzi bereits geäußert. Der Erzbischof Salviati schlug jedoch jene Einwürfe durch die Versicherung nieder, daß ein großer Theil des Volkes in Florenz äußerst unzufrieden sei mit der bisherigen Regierung, und offenbar sogleich Francesco's Partei beitreten werde, die täglich mehr Anhänger gewinne. Auf die Unterstützung des Papstes und des Königs von Neapel, meinte Salviati, könne man jedenfalls rechnen, und die beiden Brüder Lorenzo und Giuliano wären leicht auf die Seite zu schaffen, da sie oft unbegleitet in der Stadt umhergingen, oder sich nach ihren Landhäusern verfügten. Nach ihrem Tode könnte dann die Regierung nach Belieben verändert werden. Montesecco's Bedenklichkeit ward durch diese Äußerungen des Erzbischofs nicht gehoben. Noch immer schien er unentschlossen, und meinte unter andern, es sei höchst nöthig Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und doch sei kein schicklicher Vorwand vorhanden, sie in Bewegung zu setzen, bei der in ganz Italien herrschenden Ruhe.

Unterdessen hatte sich die Nachricht verbreitet von einer gefährlichen Krankheit des Grafen von Faenza, Carlo Manfredi, an dessen Gebiet theils der Graf Riario, theils die Florentiner begründete Ansprüche machten. Francesco und Riario benutzten diesen Zufall, um zur Ausführung ihrer Plane manche Vorkehrungen zu treffen, ohne dadurch bei der Mediceischen Partei Verdacht zu erregen. Sie beschlossen, den päpstlichen General Montesecco nach Romagna, zuvor aber nach Florenz zu senden. Dort sollte er zum Schein sich mit Lorenzo berathschlagen über ihre gemeinschaftlich zu treffenden Maßregeln und seine Gesinnungen erforschen, zugleich aber auch Jacopo Pazzi zur Theilnahme an der Verschwörung zu bereden suchen. Montesecco ward in Florenz von Lorenzo äußerst höflich empfangen. Seine Fragen beantwortete der Letztere als ein Mann von Kopf, und zeigte eine große Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft in seinem ganzen Benehmen. Der alte Krieger betrachtete ihn mit Verwunderung; denn Lorenzo war ihm ganz anders geschildert worden. Seine Äußerungen zeigten nicht die geringste Spur von Haß und Parteilichkeit gegen Riario. Seinem Auftrage gemäß besuchte Montesecco auch Jacopo Pazzi, fand ihn jedoch immer abgeneigt, der Verschwörung beizutreten. Erst der Überredungskraft seines Neffen Francesco gelang es, ihn zu gewinnen, als dieser ihm vor-

1) s. *Muratori*, Script. rer. italic. Tom. III. P. 2. p. 1146. *Eccardi*, Corpus hist. med. aevi. Tom. II. p. 1863.

stellte, daß das Unternehmen, auch ohne seinen Beitritt, in jedem Fall ausgeführt werden solle. Die Zahl der Verschwornen vermehrte sich aber bedeutend durch Jacopo's Ansehen und seinen Einfluß. Montesecco reiste nun ab und zu, traf in Florenz mannichfache Vorkehrungen, beobachtete die Medici und stattete ausführliche Berichte ab nach Rom. Lorenzo hatte geäußert, sich bald in jene Stadt verfügen zu wollen. Einige Verschworene meinten, man könnte ihn dort heimlich aus dem Wege räumen und gleichzeitig seinen Bruder in Florenz. Dieser Vorschlag ward jedoch, als zu unsicher, verworfen. Auch reiste Lorenzo nachher wirklich nicht nach Rom.

Dort war indessen, unter Riario's und Francesco's Leitung, der Plan der Verschwornen immer mehr zur Reife gediehen. Einem Grafen, Karl Braccio mit Namen, der angeblich die päpstlichen Gerechtsame auf mannichfache Weise beeinträchtigt, ward offene Fehde angekündigt und sein festes Schloß Montone belagert, um einen Vorwand zu haben, Truppen in der Gegend von Florenz zu versammeln. Die Anführer jener Truppen erhielten Befehl, jedem Wink des Erzbischofs von Pisa und Francesco's pünktlich zu gehorchen. Auch hatte der König Ferdinand von Neapel, der von der Vertilgung des Hauses Medicis manche Vortheile hoffte, das Versprechen gegeben, seinen ältesten Sohn, den Herzog von Calabrien, ehemaligen General der Florentiner, nach Florenz zu senden, wo er unter dem Vorwande einer Foderung rückständigen Gehaltes, den Gang der Ereignisse in der Stadt beobachten und nöthigenfalls ein hinlängliches Corps an der Grenze marschfertig halten sollte.

Salviati, Francesco Pazzi und Montesecco begaben sich hierauf zu wirklicher Ausführung ihres Entwurfs nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter diesen befand sich, außer dem früher erwähnten Bandini, Jacopo Poggio, ein Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein junger, ehrgeiziger Mann, schwärmerisch begeistert für das kühne Unternehmen, zwei Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbischofs von Pisa, Napoleone Francesi, ein verwegener Abenteurer, Antonio Volterra und Stefano Volterra, letzterer zum Priesterstande gehörend, sämmtlich Creaturen der Pazzi. Renato Pazzi jedoch, ein Vetter Jacopo's und ein äußerst kluger und vorsichtiger Mann, kannte das Misliche eines solchen Unternehmens zu gut, um demselben beizutreten, und bot vielmehr Alles auf, es zu verhindern.

Der Papst Sixtus IV. hatte nach dem frühen Tode seines ausschweifenden ältesten Sohnes Pietro dessen 17jährigen Neffen, Rafael Sanzoni, der in Pisa das kanonische Recht studirt, zum Cardinal ernannt, und ihn den Namen Riario annehmen lassen. Die Verschwornen fanden für rathsam, ihm eine stumme Rolle zu geben in ihrem Trauerspiel. Er mußte nach Florenz kommen, um die Stadt mit ihren mannichfachen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die Feierlichkeiten, die seine Ankunft veranlaßte, zerstreuten die Aufmerksamkeit des Volks und boten manche Gelegenheit, die mit Erfolg benutzt werden konnte. Unter seinem zahlreichen Gefolge konnte sich eine beträchtliche Anzahl von Verschwornen verbergen, und ihr Muth ward nicht wenig gehoben durch den Anblick eines Cardinalnepoten und päpstlichen Günstlings mitten unter den Häuptern ihrer Partei. Noch ehe er in Florenz angelangt, war er von den Pazzis auf ihrer Villa Montughi glänzend empfangen worden. Dort hatte sich der größte Theil der Verschwornen versammelt, um sich über ihr Unternehmen zu berathen. Es ward beschlossen, daß vor allem Lorenzo und Giuliano an einen Ort zusammengebracht werden müßten. Der Erstere kam selbst, um dem Cardinal seine Aufwartung zu machen, und ward von ihm zum Abendessen eingeladen. Bei Tische äußerte der Cardinal den Wunsch, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medicis gehörte, und Lorenzo, ein feiner Weltmann, lud die ganze Gesellschaft dahin ein, zu einem prächtigen Gastmahle. Schon war alles angeordnet zu einem verrätherischen Anschlage auf das Leben Lorenzo's und Giuliano's. Die Zahl der Verschwornen war durch die Dienerschaft des Cardinals und durch verkleidete Soldaten Montesecco's so beträchtlich vermehrt worden, daß jeder Widerstand vergeblich schien. Allein das Unternehmen schlug fehl, als Giuliano, wie es hieß, durch eine Augenentzündung verhindert, sich bei jenem Gastmahle nicht einfand.

Neue Maßregeln mußten ergriffen werden. Man bestimmte den 26. April 1478 zur Vollziehung des Mordes. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz sollte ein festliches Mittagsmahl von den Pazzis veranstaltet und die Medici dazu eingeladen werden. Die Anstalten waren so getroffen, daß Lorenzo an der Tafel seinen Platz einnehmen sollte zwischen Jacopo Pazzi und Montesecco, Giuliano aber zwischen Francesco Pazzi und Bandini. Hinter jedem der beiden Brüder sollte ein Verschworner stehen. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Gesundheit sollte der Mord vollbracht werden, eine Wache alsdann den Eingang des Hauses besetzen, und den Pöbel zurückhalten, bis die Volkspartei und die beorderten Truppen bei der Hand wären. An jenem verhängnißvollen Sonntagsmorgen, den 26. April 1478, erfuhr jedoch Francesco Pazzi durch seine Kundschafter, daß Giuliano nicht bei jenem Gastmahle erscheinen, sondern sogleich nach beendetem Gottesdienst über Land reiten werde[2]).

Keine Zeit war mehr zu verlieren zur Ausführung eines Entwurfs, um den schon so viele wußten und der jeden Augenblick bekannt zu werden drohte. Man wählte daher den einzigen, noch übrigen, gräßlichen Weg, in der Kirche, wo Lorenzo und Giuliano zusammentreffen würden, beide zu ermorden. Montesecco widersetzte sich standhaft diesem Plan. Mochte ihn seine Unterredung mit Lorenzo gegen diesen weicher gestimmt haben, oder eine andere Bedenklichkeit in ihm rege geworden sein: genug, er erklärte, eine solche That an einem solchen Orte ver-

2) Nach einer nicht völlig verbürgten Nachricht soll er Tags zuvor durch einen Brief seiner Gattin gewarnt worden sein, die ihn dringend gebeten, zu ihr zu kommen. Ihr habe nämlich geträumt, er werde am Altar von wilden Thieren zerrissen, und sie sei dadurch besorgt geworden, daß irgend ein Unheil ihm drohe.

übt, könne er mit seiner Denkungsart durchaus nicht vereinigen.

Diese Weigerung hatte auf das ganze Unternehmen einen nachtheiligern Einfluß, als die Verschworenen Anfangs glauben mochten. Der Gottesdienst in der Kirche Santa Reparata hatte schon begonnen, als Montesecco sich der Ermordung Lorenzo's widersetzte. Gedrängt durch die Kürze der Zeit, wählte man zwei Subjecte, die sich entweder aus moralischer Verderbtheit oder aus schwärmerischer Begeisterung für Freiheit zu jener Frevelthat erboten hatten. Beiden fehlte die ruhige Fassung, die den Schurken vom Bösewicht unterscheidet und den letztern dem großen Manne gleichstellt, die ruhige Fassung, Leben und Tod gleichgültig zu verachten. Diese beiden Männer, die vielleicht das Morden nur aus Büchern kannten, waren die bereits erwähnten Antonio Volterra und Stefano Volterra, von denen der letztere Jacopo Pazzi's natürliche Tochter im Lateinischen unterrichtet hatte.

Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen sein zur Ermordung der beiden Brüder. Der Erzbischof von Pisa wollte unterdessen mit seinen Leuten und mit Jacopo Poggio sich des Stadtpalastes bemächtigen, und die Rathsherren, die sich ihm widersetzen möchten, umbringen lassen. Nach dem Tode der beiden Medici sollte der Rath zu Florenz gezwungen werden, den von den Verschworenen gewünschten Regierungswechsel eintreten zu lassen.

Die Kirche Santa Reparata war überfüllt von Leuten aus allen Ständen. Lorenzo, der zugleich das Abendmahl empfangen wollte, kam mit dem Cardinal. Allein Giuliano fehlte noch, und die Verschworenen schwebten in der peinlichsten Erwartung. Vielleicht hatte er von den Absichten seiner Feinde einen Wink erhalten oder ward zufällig verhindert zu erscheinen. Beide Brüder kannten zwar den Neid und die Eifersucht der Pazzi, und hatten selbst durch ihre Kundschafter erfahren, daß der Papst und der König von Neapel den Sturz ihres Hauses längst beabsichtigten. Daß es aber dabei zugleich auf ihr Leben abgesehen sei, konnten sie kaum glauben, und noch weniger, daß man sich dazu so schändlicher Mittel bedienen und einen geheiligten Ort so entweihen würde. Als nun der verabredete Zeitpunkt näher rückte und Giuliano noch immer nicht erschien, entschloß sich Francesco Pazzi, von Bandini begleitet, ihn aus seiner Wohnung herbeizuholen. Mit großer Unbefangenheit trugen sie ihre Bitte vor, daß er dem Gottesdienste beiwohnen möchte, was schon die Anwesenheit des Cardinals fodere. Giuliano's Entschuldigungen suchten sie durch Schmeicheleien zu widerlegen. Sie boten alle Künste der Beredsamkeit auf. Auch die kältesten Geschichtschreiber äußern ihr Erstaunen, wie unter der Maske harmloser Fröhlichkeit und zärtlicher Freundschaft sich solche Rachsucht und Tücke habe verbergen können. Giuliano ließ sich endlich bereden, mit ihnen in den Wagen zu steigen [3]).

Alle Hindernisse schienen nun überwunden, und die nöthigen Vorkehrungen waren getroffen. Die Mörder hatten sich in der Kirche an die beiden Brüder angeschlossen, und eine Stellung gewählt, die sie vor dem Andrang der Volksmenge sicherte. Das Glöckchen tönte zum zweiten Male. In dem Augenblicke, wo der Priester sich bekreuzigend mit den Worten: Domine, non sum dignus etc. die Hostie ergriff, stürzte Francesco auf Giuliano los, ihn mit seinem Dolch durchbohrend. Der Unglückliche sank zu Boden, noch ehe ihm sein Freund Nori, dessen sich Bandini bemächtigt, zu Hilfe kommen konnte. Francesco versetzte dem Gefallenen, an dessen tödtlicher Verwundung er kaum zweifeln konnte, noch mehre Stiche mit seinem Dolch, und verwundete beim Herausziehen desselben sich selbst am Schenkel.

Besser war Lorenzo's Schicksal. Von einer plötzlichen Bangigkeit ergriffen, glitt Antonio Volterra's Dolch dem am Altar Betenden am Gesicht vorüber. Stefano Volterra, der ihm seinen Dolch in den Rücken stoßen wollte, war so unvorsichtig, einen drohenden Laut hören zu lassen. Rasch wandte sich Lorenzo um, ergriff seinen Degen, und vertheidigte sich, leicht am Halse verwundet, bis seine Freunde und Anhänger ihn umringten und in die Sacristei schafften. Dorthin drangen Francesco und Bandini. An der Thürschwelle trat ihnen jedoch ein Geistlicher entgegen, der sie mit dem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß.

Furchtbar war der Tumult in der Kirche. Wer bewaffnet war, zog den Degen oder Dolch, und suchte die Mörder. Alles drängte sich wild durch einander; viele wollten fliehen, stürzten jedoch zu Boden, und mehre Personen wurden erstickt. Der Cardinal hatte sich zum Altar geflüchtet, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der ihn für mitschuldig hielt. Er ward mit Mühe im Stadtpalaste in Sicherheit gebracht. Mit seiner sich stets gleich bleibenden Geistesgegenwart hatte sich Bandini einen Weg gebahnt durch das Volksgedränge, sich vor der Kirche auf ein Pferd geschwungen. Er entkam glücklich über die Grenze. Francesco wollte seinem Beispiel folgen. Während er aber das Volk auffoderte sich zu bewaffnen und das mediceische Joch muthig abzuschütteln, nöthigte ihn der Schmerz seiner Wunde und zunehmende Entkräftung sich in seine Wohnung zu begeben.

Das Toben in der Kirche dauerte noch fort, als der Erzbischof von Pisa mit den beiden Salviati's, Jacopo Poggio und einer Mannschaft von etwa hundert misvergnügten Bürgern aus Perugia, den Versuch machte, sich des Stadtpalastes zu bemächtigen. Die Perugianer mußten sich im untern Sale verbergen, und er befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Palastes zu besetzen. Er selbst ging mit seinen Hauptgefährten hinauf und verlangte den Gonfaloniere, Cesare Petruccio, zu sprechen, dem er ein päpstliches Breve zu überbringen habe. Unter diesem Vorwande ließ der Thürhüter, der ihm Anfangs den Einlaß verweigert, da Petruccio sich

3) Erzählt wird, daß Francesco ihn zuvor unter allerlei muthwilligen Scherzen betastet, um sich die beste Stelle für seinen Dolchstich zu wählen und zugleich zu untersuchen, ob er nicht vielleicht einen Panzer trage. Er habe, äußerte er lächelnd, das besondere Glück, durch Krankheit fett zu werden.

eben mit mehren Gästen bei der Tafel befand, ihn in das Audienzzimmer treten. Durch Petruccio's entschlossenen Blick verlor er die nöthige Fassung. Er erbleichte, als der Gonfaloniere das päpstliche Breve verlangte, und sein schüchterner Blick, seine unzusammenhängenden Worte, erregten Petruccio's Argwohn, der seine Leibwache herbeirief, um für seine und seiner Gäste Sicherheit zu sorgen. Er und die Rathsherren behaupteten das obere Stockwerk, und da er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe gegen einige Verschworene mit einem Bratspieß, den er aus der Küche geholt. Unterdessen waren die unter dem Namen Mazzieri bekannten Rathsdiener und andere Bewaffnete zu seinem Beistande herbeigeeilt. Die Perugianer jedoch und andere Soldaten, die der Erzbischof mitgebracht, hatten sich in einen Saal geschlichen, wo sich die Zünfte zu versammeln pflegten. Aus Versehen oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stockwerk gehört, hatten sie die Thüren zugemacht, deren Schlösser eingeschnappt waren und nur wieder mit den Schlüsseln geöffnet werden konnten, welche die Thürhüter stets an ihren Gürteln trugen.

Ohne große Mühe bemächtigte man sich daher der Verschworenen, die dem Erzbischof in das obere Stockwerk gefolgt waren. Einige wurden getödtet, andere zum Fenster hinausgeworfen. Jacopo Poggio und der Erzbischof in seinem Prälatenkleide wurden aufgehängt an einem Fensterkreuz. Der Letztere hatte zuvor den ganzen Verschwörungsplan niederschreiben und mit seinem Namen unterzeichnen müssen; sah sich jedoch getäuscht in der Hoffnung, sich dadurch zu retten. Ein gleiches Schicksal hatte Francesco Pazzi, der, durch seine Wunde genöthigt das Bette zu hüten, von dem wüthenden Pöbel halb nackt aus seiner Wohnung nach dem Stadtpalast geschleppt worden war. Außer ihm wurden noch 70 Personen an die Fenster aufgehängt, und als es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten und auf die Straße geworfen. Der alte Jacopo Pazzi sprengte auf seines Neffen Pferde in der Stadt umher, das Volk zu einem allgemeinen Aufstande ermuthigend. Er ward indessen verhöhnt und selbst mit Steinen geworfen. Auf den Rath seines Schwagers Giovanni Sarisberi flüchtete er sich nach Romagna.

Lorenzo Medici war indessen aus der Kirche mit einer starken Bedeckung nach Hause geschafft worden. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte sich des Stadtpalastes, und die Soldaten und andere Verschworene, die die verschlossenen Thüren endlich erbrochen und das Thor besetzt hatten, wurden theils getödtet, theils gefangen. Überall ertönte der Ruf: Es leben die Medici! Tod und Verderben den Pazzi! Die Wohnungen der letztern wurden geplündert und zerstört. Gulielmo Pazzi, Francesco's Bruder, vermählt mit der Schwester Lorenzo's, berief sich auf seine Unschuld, und flüchtete sich in das Haus seines Schwagers. Wegen seiner nahen Verwandtschaft mit den Medici war er gar nicht zur Theilnahme an der Verschwörung aufgefodert worden. Renato Pazzi, der sich ins Ausland flüchten wollte, als er den unglücklichen Ausgang eines Unternehmens erfuhr, dem er sich absichtlich entzogen, ward in den Apenninen angehalten und nach Florenz gebracht. Wahrscheinlich war die Verheimlichung des Projects seine einzige Schuld. Jacopo Pazzi hatte ebenfalls das Schicksal auf der Flucht ergriffen zu werden. Er mußte des Erzbischofs Aufsatz über die Verschwörung und die dabei betheiligten Personen attestiren, ohne, wie er hoffte, durch das Geständniß sein Leben zu retten. Er und Renato Pazzi wurden nach einem förmlichen Inquisitionsproceß gehängt, vier Tage nach Giuliano's Ermordung. Jacopo's Beerdigung war zwar ganz in der Stille geschehen in einer Kirche, wo die Pazzi ein Erbbegräbniß hatten. Allein die Nachricht drang doch zu den Ohren des Pöbels, der ihn unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbanne gestorben sei, weil er vor seiner Hinrichtung Priester und Sacrament von sich gewiesen, aus der Gruft auf den Schindanger hinausschleppte. Der Magistrat ließ ihn in einem Winkel des Gottesackers begraben. Allein die zügellose Volkswuth schleppte den Leichnam durch die Straßen, und warf ihn nach manchen Mishandlungen in den Arno.

So furchtbar spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staat gewesen, und nichts entbehrt hatte, was zum frohen Lebensgenusse dienen kann. Er hatte kein so herbes Loos verdient. Seinem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Bekannt war seine Milde gegen Arme und Nothleidende, für die er stets ein Scherflein bereit hielt. Für seine Redlichkeit sprach der Umstand, daß er am Tage vor der Verschwörung, aus Besorgniß, daß sie mislingen könnte, alle seine Schulden bezahlt und die Waaren und Kleinodien, die ihm von Einzelnen zur Bewahrung anvertraut worden, ihnen wieder hatte zustellen lassen. Auch Renato ward, als ein friedlicher Mann von unbescholtener Rechtlichkeit, allgemein bedauert. Gulielmo, Jacopo's Neffe, wiewol er völlig unschuldig war, wurde zeitlebens auf seine Villa verbannt, ungeachtet der Bitten und Vorstellungen seiner Gemahlin Bianca. Die übrigen Pazzi, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand, büßten dasselbe mit einer ewigen Gefangenschaft in Volterra. Sie wurden sämmtlich für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Cardinal, der, als er vernommen ward, betheuerte, von dem ganzen Plane nichts gewußt zu haben [4]), ward auf kurze Zeit verhaftet und sah sich dadurch gesichert vor der noch immer tobenden Volkwuth. Stefano Volterra und Antonio Volterra wurden dem Kloster entrissen, das ihnen eine Freistatt dargeboten, und als Missethäter hingerichtet. Der einzige unter den Verschworenen, den ein minder schmachvolles Urtheil traf, war der tapfere Montesecco, der sich lange geweigert, bei jenem blutigen Unternehmen zum Werkzeuge zu dienen, doch endlich dazu gezwungen worden war. Er ward enthauptet. Napoleone Francesi entkam glücklich. Bandini, der sich vor allen Nachstellungen der Florentiner sicher glaubte, hatte, unterstützt durch große Summen und Wechsel, die

4) s. Infessura Diar. Roman. in *Muratori* Script. rer. italic. T. III. P. II. p. 1146 sq. „Poco ci manco, heißt es dort, che non impiccarono lo ditto Cardinale. Ma i Fiorentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusara, che di queste cose non haveva sapuro mente."

er den Pazzis verdankte, auf Umwegen glücklich einen Hafen am adriatischen Meere erreicht, ward jedoch in Galata von dem Sultan Bagazet ausgeliefert, wahrscheinlich auf Veranlassung Lorenzo's. Der Letztere hatte kaum nach wiederhergestellter Ruhe seinen Palast wieder betreten, als seine zahlreichen Freunde und Anhänger sich um ihn versammelten, sich zu redlichem Schutz erbietend gegen seine jetzigen und künftigen Feinde. Er stieg zu einem größern Ansehen, als er je besessen, und selbst von seiner beträchtlichen Schuldenlast sah er sich befreit durch die Unterstützung, die ihm theils aus dem Stadtschatz, theils durch reicher Bürger Privatvermögen zu Theil geworden war.

Giuliano's Leichenbegängniß war prachtvoll. Er ward allgemein bedauert wegen seines wohlwollenden Charakters. Die beiden Corps päpstlicher Truppen, bestimmt zur Unterstützung der Pazzi, kehrten wieder um auf dem Wege nach Florenz, als sie hörten, daß das Unternehmen gänzlich mislungen. So endete jene berühmte Verschwörung, ausgezeichnet vor ähnlichen Begebenheiten besonders dadurch, daß vier der mächtigsten Leidenschaften in derselben als vereinigte Triebfeder wirkten — Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache. (*Heinrich Döring.*)

PAZZI (Pietro Antonio), ein Kupferstecher, geboren zu Florenz, nach Füeßli 1706, nach Rost und Basan 1730, welches letztere unbedingt richtiger ist, war ein Schüler des Cosmus Magelli und bearbeitete seine Gegenstände mit einem glänzenden Grabstichel, besonders stach er eine große Zahl Künstlerbildnisse zu dem bekannten Werk des Museo Fiorentino, nach der berühmten großherzoglichen Galerie der Künstlerbildnisse in Florenz, worunter einige Blätter vorzüglich zu nennen sind. Auch arbeitete er eine überaus große Zahl Bildnisse von Päpsten, Cardinälen und andern Personen. Ferner das Bildniß des Großherzogs von Florenz, seiner Gemahlin, der Bianca Capella nach Gherardini, der Madonna da Foligno nach Rafael's herrlichem Bilde. Zu dem schönen Werk über die berühmten Frescobilder des Dominichino Zampieri im Kloster Grotta Ferrata, bei Bologna, die Wunder des heil. Nilus darstellend, arbeitete Pazzi mehre Blätter mit Bartolozzi Gregori und Andern. Nach Andrea del Sarto, ein weibliches Bildniß, zu dem florentiner Galeriewerk. Ein Mädchen, welches einen Brief liest, nach Ant. Caroselli, zu ebendemselben Werke. Nach Betti: St. Philipp Benizzi schlägt das Pontificat aus; der heil. Zenobius erweckt einen todten Knaben. Eine heil. Familie nach Luca Cambiasi. Den heil. Thaddäus nach Carducci. Eine heil. Familie nach Crespi. Madonna mit dem Kinde nach Anton van Dyk; so auch mehre andere Blätter, die alle von Kunstsammlern geschätzt werden. (*Frenzel.*)

P. C. Abkürzung bei den Römern für **patres conscripti, patronus coloniae (corporis), ponendum curavit (curaverunt), post consulatum, proconsul, pactum conventum, pecunia constituta, praefectus castrorum, pater Caii, pia constans** (bei den Legionen), **Publius Cornelius, prisca, publice gerendum, per concilium (consules).** Bei den Neuern für **poeta caesareus, pondus civile**; im kaufmännischen Verkehr für Preußisch Courant, **par complaisance, par couvert, pro cent.** (*H.*)

PCOLINE (sprich Ptscholina), auch PTSOLINA, ein sehr großes, der gräflich czákischen Familie gehöriges Dorf, im görögényer Gerichtsstuhle der zempliner Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, von Ruszniaken bewohnt, mit 154 Häusern, 1160 meist katholischen Einwohnern, indem nur 39 Juden unter ihnen wohnen, einer eignen griechisch-katholischen Pfarre und Kirche, einer Schule und einer Mahlmühle. (*G. F. Schreiner.*)

Pczewo, s. Betsche.

P. D. Als Abbreviatur bei den Römern für **publice dedit, praedium.** (*H.*)

P. E. Als Abkürzung bei den Römern für **profectus (positus) est, peregrinus, praeter, perpetuus, Pertinax, pater exercituum**; bei den Neuern für **par exemple, publicus** oder **professor extraordinarius.** (*H.*)

PE. 1) Pe, s. Pekiang. 2) Pé (St.), Stadt und Cantonort, liegt im franz. Departement der Oberpyrenäen, Bezirk Argèles an dem Gave de Pau, hat eine Pfarrkirche und 2750 Einwohner, welche theils in den bei der Stadt befindlichen Eisenwerken Nahrung finden, theils ihren Unterhalt durch Schlosser-, Nagelschmied- und Kammacherarbeit finden, indem sie hinsichtlich dieser im Rufe stehen. 3) P. St. de Leren, Flecken im franz. Departement der Niederpyrenäen, Bezirk Bayonne, liegt unweit der Nivelle, und hat 2200 Einwohner, welche Acker- und etwas Weinbau treiben. 4) Pe, Stadt und Festung in der chinesischen Provinz Peking und liegt unter 39° 36′ n. Br. (*G. M. S. Fischer.*)

Pe de Perdiz, s. in Ped.

PEACK, oder Ronoack, ist eine Art Münze der frühern Einwohner von Nordamerika. Sie bestand aus zu Ringen geschliffenen Seemuscheln, welche man Conks (Venus mercenaria *L.*) nannte. Diese Ringe wurden, gleich den chinesischen Münzen, auf Schnuren gereihet. Die aus den Conks von weißer Farbe verfertigten vertraten die Silbermünzen, während die mit violettem Rande versehenen Conks, weil es mit größern Schwierigkeiten verknüpft war, diese zu solchen Ringen so zu verarbeiten, daß sie den violetten Rand mit beibehielten, letztere daher den zehnfachen Werth der erstern hatten, die Stelle der Goldmünzen vertraten*). (*K. Pässler.*)

PEACOCK (Reginald), Bischof seit 1440 von St. Asaph, seit 1450 von Chichester, zu welchen Stellen er durch die Begünstigung des berühmten Humphrey, Herzogs von Glocester, gelangte, war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und von ebenso großer Milde des Charakters, die sich besonders bei seinem Bestreiten der Anhänger Wiclef's zeigte. Da er in seinen Schriften in mehren Punkten die Disciplin und das Dogma der katholischen Kirche bestritt, wurde er nach dem Tode seines Gönners vor dem strengen Eiferer, dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Bouchier, wegen Ketzerei angeklagt. Er ließ sich durch seine Collegen bewegen, die an ihm

*) Allg. Geschichte der Länder und Völker von Amerika, 1. Th. S. 231.

getadelten Sätze öffentlich vor der Paulskirche den 4. Dec. 1457 zurückzunehmen, und in die öffentliche Verbrennung seiner Schriften einzuwilligen; da man aber seinen Widerruf nicht für ganz aufrichtig hielt, nahm man ihm sein Bisthum; er zog sich, vermuthlich aus Scham und Gram über seine Schwäche, in eine Abtei zurück, wo er 1486 starb. Seine zahlreichen Schriften haben längst alles Interesse verloren, brauchen daher hier nicht genannt zu werden. (Vergl. Zedler i. W.) (*H.*)

PÉAGE (le), auch Péage de Roussillon genannt, Gemeindedorf im franz. Isèredepartement (Dauphiné), Canton Roussillon, Bezirk Vienne, liegt 4½ Lieues von dieser Stadt und 129 Lieues von Paris entfernt, nahe am linken Rhôneufer, ist der Sitz eines Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Brief- und eine Pferdepost, eine Succursalkirche und 1361 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEAK (spr. pihk). 1) Dorf der irischen Grafschaft Cork, liegt in der Nähe von Aghabologue und ist durch mehre 1755 hier entdeckte Höhlen merkwürdig, deren einige Gebeine und Gerippe urweltlicher Thiere enthalten. 2) P., großes Centralgebirge Englands, welches sich mit seinen nördlichen Fortsetzungen, dem Lune-Forest- und dem Cheviotgebirge, durch Chester, Cumberland, wo es südöstlich von Carlisle aufsteigt, Derby, Durham, Lancashire, Westmoreland und York hindurchzieht oder verzweigt. Seine höchsten Spitzen hat dieses Gebirge in Yorkshire, wo der bei Ingleton gelegene Wharn nach v. Jenny 3802′, nach Anderen 4052′, der in dessen Nähe gelegene Ingleborough nach v. Jenny 3735′, nach Andern 3987′, der Pennigant nach v. Jenny 3682′, nach Andern 3930′, der Pendle-Hill bei Clitherto in Lancashire 3196′ nach v. Jenny, nach Anderen 3411′ hoch sein sollen. Niedriger ist das Gebirge in Durham, dagegen aber bis zu seinem höchsten Rücken mit Grün bewachsen und in Westmoreland, wo sich zwischen den einzelnen Gebirgen höchst romantische Thäler finden (Lonsdale und Stanmore-dale), schwankt die Höhe des Peaks zwischen 2500 und 3000′. In Derby, wo sich das Peakgebirge vorzüglich im Nordwesten der Grafschaft ausbreitet, weshalb dieser Theil, welcher zwischen dem Derwent und Dove liegt, auch gradezu High (hoher) Peak genannt wird, ist die Natur rauh und wild. Während Steingeschiebe den Boden bedecken, erheben sich ungeheuer große und nackte Felsen aus der Gebirgsmasse, die wiederum durch Abgründe, Klüfte und Höhlen zerspalten und durchbohrt ist. Unter den letztern zeichnen sich vorzüglich drei aus, nämlich die Elden-, Poole's- und Peakhöhle. Die erstere dieser Höhlen liegt in der Nähe von Burton, ist 62 Yards tief und besteht nach Loyd's Bericht [1]), der sich an zwei 40 Klafter langen Seilen in die Tiefe hinabließ, aus zwei Abtheilungen, welche die Form eines Doms und eines Ofens haben. In ihr befindet sich ein noch unergründeter Wasserschlund und trotz ihrer Tiefe ist doch ihr Grund selbst für die kleinste Schrift durch das von Oben einfallende Licht hell genug erleuchtet. Die Poole'shole (Poole's-Loch) liegt ebenfalls in der Nähe von Burton; ihr Eingang ist äußerst niedrig, doch erweitert sie sich bald in die Höhe und Breite. Voller herabhängender Stalaktiten finden sich in ihr manche sonderbare Tropfsteingebilde, welche die Namen derjenigen Gegenstände tragen, denen sie ähnlich sind. Eine hohe, von der Natur gebildete Säule, welche das Gewölbe stützt, führt den Namen Queen Mary's Pillar, indem die unglückliche Königin Maria von Schottland während ihres Aufenthalts zu Burton bis zu ihr vordrang. Obgleich dieser Höhle an Schönheit nachstehend, hat doch die Peakhöhle oder das Teufelsloch (Peaks cavern oder Devils arse) einen weit größern Ruf erhalten und sie wird zu den größten Merkwürdigkeiten der Grafschaft gerechnet. Sie findet sich in der Nähe von Castleton in dem sogenannten Middleton-Dale, einer Kluft zwischen starren Felsen, die ihren Anfang bei einem romantisch gelegenen Dorfe nehmen, allmälig aufsteigen, und sich nach einer halben Stunde in der ödesten und wildesten Gegend des High Peak verlieren. Der Eingang zu dieser Höhle, welcher sich in einer schroffen Felsenwand findet, ist 40 (nach v. Jenny 70) Fuß hoch, dabei weit und geräumig, und durch ihn gelangt man in eine große Halle, in welcher Seiler ihre, terrassenförmig erhöhten, Bahnen auf der einen Seite ziemlich tief in das Innere ausdehnen, während arme Weiber und Kinder hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, um sich durch Spinnen und Betteln zu ernähren. Auf der andern Seite strömt ein ziemlich breiter Bach rauschend aus der Höhle heraus. Das dämmernde Licht am Eingange verliert sich am Ende der Halle, wo sich Tropfsteinbildungen der verschiedensten Art zeigen; man erhält daher von den dazu bestellten Führern Fackeln und steigt mit ihnen in eine kellerartige Vertiefung, bis man zu einem kleinen See (Styx) gelangt. Hier senken sich die Felsen so tief herab, daß man, um weiter zu kommen, sich in einen Kahn legen muß, welcher darauf von dem Führer unter dem Felsen weggezogen wird. Hat man so das jenseitige Ufer erreicht, so findet man mehre gewölbte Hallen, die ebenfalls mit versteinerten Conchylien und Tropfsteinbildungen bedeckt sind, und gelangt endlich in ein domartiges, 120 Fuß hohes, 270 Fuß langes und 200 Fuß breites Gewölbe, dessen höchste Spitze durch zahlreiche Lichter erleuchtet wird und wo die Knaben der Seiler auf der sogenannten Kanzel, einer im Hintergrunde des Gewölbes von der Natur gebildeten Galerie, den Reisenden durch harmonische Gesänge überraschen. Von dieser Kanzel gelangt man wieder durch einen gewölbten Gang zu dem bereits erwähnten Bache, der hier äußerst hell und klar ist, und darauf aus einer Grotte in die andere, deren eine Rogers Regenhaus genannt wird, weil in ihr Wasser beständig regenartig herabträufelt. Die ganze Länge oder Tiefe der Höhle vom Eingange bis an die schroffe Felsenwand, welche sie schließt, beträgt 2250 Fuß. Dennoch ist die Höhle noch nicht ganz durchforscht und mehre von den Führern aufgefundene Höhlen werden nur selten von Reisenden besucht [2]). Außer dieser Höhle zeigt man noch

1) Vgl. Philosophical Transactions 61. St.

2) Vergl. Moritz' Reise nach England.

andere Wunder des Peaks in der Umgegend von Castleton, z. B. den Fels von Brychover, die unterirdischen Swallows u. s. w.[3]). Weniger wild und rauh zeigen sich die Verzweigungen des Peaks im nordöstlichen und südlichen Theile Derby's, oder in dem sogenannten Low (niedrigen) Peak. Sowie man in Derby in dem Peakgebirge Flötze von Sandstein, schwarzem Schiefer, Kalksteine mit zahllosen Versteinerungen und Mandelsteine erblickt, so sind überhaupt die Bestandtheile des Peaks Porphyr, Chlorit, Schiefer, Grauwacke und Granit in dessen westlichen Endzweigen. In seinem Innern enthält der Peak, vorzüglich in den Bergen der zweiten Formation, unerschöpfliche Steinkohlenlager, reichhaltige Blei- und Eisenminen, und, Antimonium, Mühl- und Schleifsteine, welche man ihm abgewinnt, sind nicht unbedeutende Artikel des Bedürfnisses und Verkehrs. (*Fischer.*)

3) P., ein kleines, nur von Fischern besuchtes Eiland in der Cascobai (im nordamerikanischen Staate Maine), deren diese über 300 zählt. Es liegt nahe am Portland-Sund, einem Theile jener Bai. (*A. Keber.*)

Peak (Numism.), s. Peack.

PEAK oder **PEACK** (James), (nach Basan's Lexikon geb. zu London 1729, nach Füeßli und Rost gegen 1740), ein sehr guter Kupferstecher im Landschaftfach und Zeitgenosse von William Byrne.

Seine Blätter, deren er viele für den berühmten und großen Verlag von Jos. Boydell arbeitete, haben viel Verdienstliches in der Nadel- und Grabstichelvollendung; jedoch mangelt ihnen eine gewisse Feinheit in der Zeichnung und diejenige Kraft und Durchsichtigkeit, welche Vivares, Waalletts, Browne's und Byrne's Blätter so auszeichnet. Als vorzügliche Hauptblätter sind zu nennen:

Morning nach Claude le Lorrain, 1769, s. gr. r. quer Folio, und Seitenstück zu Byrne's Evening. — Merkur und Battus, ebenfalls nach Claude, s. gr. r. quer Folio. Das Originalgemälde ist im Devonshire-Cabinet. — Ruhe der Hirten, schöne Preislandschaft nach Thom. Jones, 1768, gr. quer Folio. — Die Banditen in einer wilden Gegend, nach Bourguignon oder Courtois, 1777, gr. quer Folio. — Bettler in einer Waldlandschaft, ebenso groß und nach ebendenselben. Beide Bilder waren sonst in der Galerie Houghton zu London und sind jetzt in der k. k. Eremitage zu Petersburg. — Große Landschaft mit Gebäuden und Landleuten, nach G. Smith, 1774, gr. quer Folio. — Andere dergleichen mit Wasserfall, ebenso. — Andere dergleichen mit Landleuten am Ufer eines Flusses, 1775. — Vier Blätter Landschaften nach Wilson, quer Folio. — Zwei Blätter Landschaften nach Pillement, 1761. — Drei Blätter Ansichten der Abtei Waltham in Essex, Warwickhall in Cumberland und die Brücke Ferai in York, nach Bellers, quer Folio. — Ansicht von Rozeau auf der Insel Guadeloupe nach Campdell und andere Blätter mehr. (*Frenzel.*)

PEAKE (Eduard), wird von Fiorillo und Füeßli (nach ältern englischen Kunstschriftstellern) als Zeitgenosse von Robert Peake genannt, jedoch nur in weniger zuverlässigen Nachrichten als Künstler ganz kurz citirt. (*Frenzel.*)

PEAKE (Robert), ein englischer Bildnißmaler in Miniatur und Ölfarben, unter der Regierung Karl's I., welcher zugleich mit Kunstarbeiten handelte und auch Kupferstiche herausgab, die oft mit der Adresse von Holbornbridge bezeichnet sind. Peake's Malereien wurden sehr geschätzt und er selbst genoß am Hofe Karl's I., dessen Bildniß, sowie das seiner Gemahlin er oft und in verschiedenen Zeiträumen malte, hohe Achtung. Auch hatte er das Glück einige sehr gute Schüler, wozu der bekannte Zeichner und Kupferstecher Faithorne und der treffliche Maler Dobson gehörten, zu bilden. Ebenso wurde ihm zu Oxford die Ehre der Ritterschaft zu Theil.

Vermöge seiner Anhänglichkeit an den König und dessen Haus erklärte er sich beim Ausbruche der bürgerlichen Unruhen für die Partei des Königs, wurde auch Militaircommandant von Basington und behauptete diesen Platz während seiner Belagerung längere Zeit standhaft, bis er endlich in feindliche Gefangenschaft gerieth. Er suchte bei diesen Ereignissen seinen Schüler Faithorne für den Kriegsdienst zu gewinnen. Weitere Nachrichten über ihn mangeln, und nur so viel ist bekannt, daß er zu St. Stephan in London begraben liegt.

Nach seinen Gemälden sind einige Blätter von ältern englischen Kupferstechern gearbeitet worden, von denen das Bildniß Karl's I. und das von dessen Gemahlin Marie Henriette, wahrscheinlich von Faithorne gestochen, wie das von Hamilton, Earl of Holland, als sehr kräftige besonders hervorzuheben sind. (*Frenzel.*)

Peakshöhle, s. Peak.

PEAKS OF OTTER (Otter-Spitzen oder Gipfel), werden die höchsten Spitzen des blauen Gebirgs genannt, welches die Grafschaft Bedford im nordamerikanischen Freistaate Virginia durchzieht. (*G. M. S. Fischer.*)

PEARCE (Nathanael), geb. 1780 zu East-Acton in der Nähe von London, befand sich als Matrose auf dem Schiff, was den Lord Valentia nach Indien übersetzte; bei der Ankunft des Schiffs an den Küsten von Habessinien blieb er seinem Wunsche gemäß in diesem Lande zurück; der Ras von Massouah bewilligte ihm ein Stück Land, und er errichtete in Callicut (an 25 Meilen von Massouah) eine Art europäische Pflanzung. Hier lernte er die verschiedenen Sprachen Habessiniens und sammelte mancherlei Notizen über das Land und seine Bewohner, wodurch er nachher den Herren Salt (englischem Generalconsul in Ägypten) und Belzoni in ihren Reisen nützlich wurde. Als der Ras 1814, bis wohin Pearce seinen Schutz genossen zu haben scheint, den koptischen Patriarchen, oder Abouna, aus Ägypten kommen ließ, hatte er vielerlei von den religiösen Verfolgungen dieses Mönchs, der bei den dortigen Christen große Verehrung genoß, und seiner Anhänger zu leiden, mußte auch sein Eigenthum demselben einräumen. Es scheint, daß namentlich die Vertheilung von Bibeln in koptischer Sprache, womit ihn die englische Bibelgesellschaft beauftragt hatte, die Verfolgung der Priester gegen ihn hervorgerufen habe. Er schickte damals durch Hrn. Forbes, englischen Residenten in Moka, eine Abhandlung über Habessinien an die literarische Gesellschaft zu Bombai ein, die dieselbe in den zweiten Band ihrer Denkschriften aufnahm; von da ist sie in das zu London erscheinende **New monthly Maga-**

3) Zu diesen gehören unter andern die Bradwell Cavern, eine berühmte Tropfsteinhöhle, der Mam Torberg, welcher sehr ergiebig an Blei ist, die Spidwellgrube mit einem 4500 Fuß langen unterirdischen Kanale.

zine 1821. Nr. 9 und 10 übergegangen. In den nächsten Jahren wußte ihm Hr. Salt die Protection des Pascha von Ägypten zu verschaffen. Als aber nach dem Tode des alten Ras ein Bürgerkrieg Habessinien heimsuchte, Callicut erobert und geplündert wurde, entging Pearce nur durch die Menschlichkeit einiger christlichen Soldaten von seiner Bekanntschaft dem Tode. Er entschloß sich nun das Land für immer zu verlassen, und begab sich nach Kairo zu Hrn. Salt. Man beschäftigte ihn hier mit Vertheilung der heiligen Schrift in Oberägypten und beauftragte ihn dieselbe in einige Dialekte des Landes zu übertragen. Er brachte aber nur die Übersetzung der beiden Evangelien Marci und Johannis zu Stande. Durch Salt erhielt er die Mittel nach Europa zurückzureisen; als er aber eben im Begriff war, sich in Alexandrien einzuschiffen, wurde er von einem Fieber ergriffen, an dem er den 20. Aug. 1820 starb. Seine Papiere, welche die neuere Geschichte Habessiniens, die Zustände und Sitten seiner Bewohner zu beleuchten geeignet sein müssen, hat er Hrn. Salt vermacht. Was davon seitdem publicirt sein mag, ist mir nicht bekannt geworden. (Nach Depping in der Biogr. univ.) (*H.*)

PEARCE (Zacharias), wurde den 8. Sept. 1690 zu London geboren. Sein Vater war ein Branntweinbrenner, der in diesem Geschäfte so viel erwarb, daß er sich ein, wie es scheint, ansehnliches Landgut zu Little-Ealing in Middle-Essex kaufen konnte. Der Sohn kam 1707, etwas spät gegen die englische Sitte, in die Schule zu Westminster und zeichnete sich dort durch rasche Fortschritte in den Wissenschaften aus. Erst im 20. Jahre ging er auf die Universität Cambridge und trat dort 1710 in das Trinity College. Schon in dieser Zeit lieferte er werthvolle Beiträge zu den beiden, damals hoch geschätzten Zeitschriften the Guardian und the Spectator. Im Jahre 1716 erschien sein erstes größeres Werk, die Ausgabe der Ciceronischen Bücher de oratore, welche ihm Bentley's Beifall und an Lord Parker einen sehr einflußreichen Gönner erwarb. Durch die Verwendung des Letztern wurde er Fellow im Trinity College, gab jedoch diese Stelle bald wieder auf, weil er auf andere Weise versorgt wurde. Er trat nemlich in den geistlichen Stand und wurde bei seinem Gönner, Parker, als dieser 1718 die Würde eines Großkanzlers erhielt, Kapellan, dann 1719 Rector zu Stapelford Abbots, 1720 Rector of St. Bartholomews behind the Royal-Exchange in London, den 10. Jan. 1723 Vicar of St. Martin in the Fields zu Westminster. Da die königliche Familie in jenem Kirchspiele häufig residirte, so verlangte das Herkommen, daß der vor ihr predigende Vicar die theologische Doctorwürde besaß. Pearce verschmähete es, dieselbe durch königlichen Befehl sich ertheilen zu lassen, sondern zog es vor, dieselbe auf dem gesetzlichen Wege von dem Erzbischofe von Cambridge zu erlangen. In diesem Amte erwarb er sich die besondere Gunst der Königin Karoline, durch deren Empfehlung veranlaßt Robert Walpole ihn am 4. August 1739 zum Decan von Winchester ernannte. Dadurch wurde sein bisheriges Einkommen von 1100 Pf. noch um 600 Pf. St. vermehrt. Im J. 1746 machte ihm der Erzbischof Potter zuerst den Vorschlag, sich durch seinen Gönner Lord Bath (den großen Parlamentsredner Pulteney) ein Bisthum ertheilen zu lassen; was er jedoch theils wegen der mit seinen Ämtern schon verbundenen Arbeit, theils wegen der Aussicht auf die bedeutende väterliche Erbschaft ablehnte. Indessen bemühte sich der Erzbischof selbst ihm die bischöfliche Würde zu verschaffen und er wurde den 21. Febr. 1748 zum Bischof von Bangor ernannt, welches Amt er auch auf Zureden Lord Hardwicke's übernahm. Den 4. Mai 1756 wurde er Decan von Westminster und den 4. Juni desselben Jahres Bischof von Rochester, zu welcher Amtsveränderung es vieles Zuredens von Seiten seiner Freunde, namentlich des Herzogs von Newcastle, bedurfte. Die Annahme des bischöflichen Sitzes von London verweigerte er 1761 standhaft, als ihn Lord Bath dazu vorschlagen wollte, ja seine Vorliebe zu einem zurückgezogenen, blos wissenschaftlichen Beschäftigungen geweihten, Leben veranlaßte ihn 1763 bei dem Könige um die Erlaubniß nachzusuchen, das ihm zu mühsam werdende Bisthum Rochester niederzulegen. Kanonische Schwierigkeiten führten die ihm sehr unangenehme Verweigerung jenes Gesuchs herbei und nur das ebenfalls sehr einträgliche Decanat von Westminster durfte er den 24. Jan. 1768 niederlegen. Eifrige Studien und unausgesetzte Pflichttreue in seinem amtlichen Berufe untergruben seine Gesundheit; er erkrankte bei einer mühsamen Confirmation von 700 Personen und starb den 29. Juni 1774 auf seinem Landsitze Little Ealing im 84. Lebensjahre. Er wurde in der Kirche zu Bromley begraben. Seinem Andenken ist ein Denkmal in der Westminsterabtei gewidmet.

Seine Schriften sind in chronologischer Folge diese: 1) Cicero de oratore, ex MSS. emendavit notisque illustravit *Zach. Pearce* (Cantabrig. 1716), bei welcher Ausgabe noch Gronov's Text zu Grunde gelegt, daneben jedoch die Lesarten von drei Handschriften und mehren alten Ausgaben benutzt wurden. In der zweiten Ausgabe, welche 1732 erschien, kamen noch zwei Handschriften und die von Cockmann mitgetheilten Lesarten hinzu, sodaß sein kritischer Apparat sich auf eilf Handschriften belief. Eine wesentliche Erweiterung erfuhren die Anmerkungen der dritten Ausgabe (London 1746), von welcher die vierte (zu London 1771) ein unveränderter Abdruck ist, was auch von der fünften zu London 1795 erschienenen gilt. Seine Anmerkungen hat Harleß in Teutschland und Greenwood zu London (1824) wieder abdrucken lassen. Er bewährte darin ein gutes kritisches Talent; viele seiner Verbesserungen gehen bei uns, wo die Originalausgaben selten sind, unter Ernesti's Namen. 2) An account of the Trinity college (Cambridge 1720). 3) A lettre to the clergy of the church of England, erschien 1722. 4) Dionysii Longini de sublimitate commentarius, quem nova versione donavit, perpetuis notis illustravit plurimisque in locis partim auctoritate optimorum manuscriptorum partim conjectura emendavit *Z. P.* (Londini 1724. gr. 4.) Er gab in dieser ersten Ausgabe den Text der Aldina, theilte die Anmerkungen von Schurzfleisch, welche Varianten

aus einem Ambrosianischen Codex enthielten, mit, lieferte eine neue, dem griechischen Texte besser entsprechende, aber nicht grade elegante lateinische Übersetzung und einen weitschichtigen, selbst Bekanntes und Triviales nicht verschmähenden Commentar. Vergl. Acta Erudit. 1727. p. 157. Die editio secunda, notis et emendationibus auctior (erschienen zu London 1732 in gr. 8.) verfuhr selbständiger in der Constituirung des Textes. Ehe aber die Nachricht von dieser Erweiterung sich verbreitete, hatten die Gebrüder Wetstein in Amsterdam einen Abdruck des Buches begonnen, welcher als editio tertia 1733 erschien und die zahlreichen Verbesserungen der zweiten erst am Schlusse mittheilen konnte. Eine schätzbare Bereicherung derselben liefert der Commentar des Fr. Portus, welchen der amsterdamer Rector Isaak Verburg den Herausgebern mittheilte. S. Acta Erudit. 1734. p. 61. 5) A review of the text of the twelve books of Milton's paradise lost (Lond. 1733. Bentley hatte bekanntlich noch im hohen Alter eine stattliche Ausgabe Milton's besorgt und in der Blindheit des Dichters und in der Besorgung des Werkes durch einen fremden Herausgeber Gründe genug gefunden, aus Milton einen zweiten Horaz zu machen und eine Menge von Änderungen vorzuschlagen, die viel Gegenrede und selbst heftige Angriffe hervorriefen. Pearce zeigte sich in der Widerlegung noch am gemäßigtsten und erkannte das Verdienst, wo es sich fand, mit großer Verehrung für den berühmten Mann an. Dies Werk wird in England sehr geschätzt. 6) *Ciceronis* de officiis libri III. notis illustravit et tum MSS. ope tum conjectura emendavit *Z. P.* (Lond. 1745.) Er lieferte darin eine neue, scharfsinnige Recension des Textes nach zehn englischen Handschriften und erwarb sich auch im Auslande großen Ruf. Der kritische Werth hat die Wiederholungen in den Jahren 1761, 1777, 1778 und Oxoni 1811, sowie den Abdruck der Noten in der neapolitanischen Wiederholung der Ausgabe von Grävius (1777) veranlaßt. Steht er auch an Gelehrsamkeit seinem Landsmanne Davies nicht gleich, so verdient doch der glückliche Scharfsinn volle Anerkennung. Vergl. Biblioth. crit. (*Wyttenbachii*) III. p. 30 und Beier zu seiner Ausgabe 2. Bd. S. 455. 7) Nach seinem Tode erschien A commentary with notes on the evangelists and the acts of the apostles, together with a new translation of St. Pauls first epistle to the Corinthians with a paraphrase and notes: to which are added other theological pieces by *Zachary Pearce* (Lond. 1777) in zwei Quartbänden. Die Herausgabe hatte Pearce im Testamente seinem ehemaligen Kaplan John Derby aufgetragen; im März 1776 verbrannte beinahe das ganze Werk in der Druckerei, da aber das Manuscript in den Händen des Herausgebers war, so wurden die Bogen noch einmal gedruckt. Das Buch enthält in zwei Columnen den Text der englischen Bibel; der sogenannte commentary gibt kurze, bisweilen paraphrastische Erklärungen, in den Noten nehmen die Conjecturen über den Text eine ansehnliche Stelle ein. Die streng philologische Kritik, welche er früher bei classischen Schriftstellern geübt hatte, verleitete ihn an vielen Stellen Anstoß zu nehmen und zu ändern, wo ruhigere Besonnenheit nichts ändern darf. Dies war auch der Grund, warum teutsche Kritiker (vergl. J. D. Michaelis orientalische und exegetische Bibl. 12. Th. S. 60—97) das Werk nicht mit so großem Beifall aufnahmen, als ihm in England bei der hohen Achtung, deren sich der Verfasser zu erfreuen hatte, zu Theil geworden war. 8) Sermons on various subjects (Lond. 1778). Vier Bände. 9) Conjecturae in *Horatii* epistolas theilte das classical journal 1812 nr. XI. p. 145—147 mit; von da gingen sie in Seebode's krit. Bibl. 1820. S. 861—864 über. Es sind flüchtige Einfälle, wie sie der Verfasser an dem Rande seines Exemplars bei der Lectüre gehabt hatte. Einige kleine Gelegenheitsschriften führt Rotermund, jedoch nur mit teutschen Titeln, an. — Pearce ist einer der zahlreichen Geistlichen Englands, welche die Liebe für die classischen Studien im Leben bewahren und die Förderung derselben sich angelegen sein lassen. In Longin und Cicero hat er sich als gründlichen Kenner beider alten Sprachen und als scharfsinnigen Kritiker bewährt.

Über sein Leben gibt die ausführlichsten Nachrichten Account of his Lordships life and character, written by himself, eine Selbstbiographie, welche seinem exegetischen Werke vorausgeschickt und mit einigen Zusätzen von D. Sam. Johnson versehen ist. Dort findet sich auch sein Bildniß. (*Fr. A. Eckstein.*)

PEARCE-CAP, Namen zweier Vorgebirge in Australien, 1) der Nordwestküste, in welches die Kette, zu der der Berg Goodwin gehört, ausläuft, liegt unter 14° 28′ 30″ südl. Br. u. 147° 57′ 15″ östl. L., durch Riffe und Strömungen gefährlich; 2) der Südostküste, eine lang vorspringende Spitze der Ostseite des Spencergolfs, liegt unter 34° 28′ 30″ südl. Br. und 155° 1′ östl. L. (Nach Meinicke.) (*A. Keber.*)

PEARD, die größte Insel der Gambiersgruppe, im großen Ocean, liegt unter 23° 12′ südl. Br. und 117° 40′ westl. L. Sie ist den Seefahrern wichtig, theils wegen ihres hohen Berges, Duff, welcher in dieser gefährlichen See als Merkzeichen gilt, theils wegen ihres guten Hafens und ihres vortrefflichen Trinkwassers, des besten, das man auf dem Wege von Chili bis Taheiti findet. Die Bewohner sind roh und ungastlich. (Nach Balbi.) (*A. Keber.*)

PEARLFLUSS, oder PERLFLUSS, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt im Staate Missisippi, unter 32° 45′ nördl. Br., fließt in diesem Anfangs in südwestlicher, dann in südlicher, zuletzt, die Grenze zwischen den Staaten Missisippi und Louisiana machend, in südöstlicher Richtung, und ergießt sich, wenige Meilen östlich von dem Missisippidelta, in den mit dem mexikanischen Meerbusen zusammenhängenden Strandsee Borgne. Sein Lauf beträgt 50 Meilen, von denen 30 schiffbar sind. Der Ausfluß aber ist verschlammt. Aus Louisiana nimmt er den Boguechito auf, entbehrt aber sonst aller erheblichen Zuflüsse. An ihm liegen in Missisippi die Städte Jakson, Monticello und Neu-Columbia. (*A. Keber.*)

PEARSON. 1) Georg, studirte zu Edinburgh Me-

dicin, erhielt daselbst 1774 die medicinische Doctorwürde, wählte London zu seinem Aufenthalt, wurde später Mitglied der königlichen Gesellschaft und Arzt am St. George-Hospital und starb im Jahre 1831. Er war ein geschätzter Praktiker, beschäftigte sich vorzugsweise mit chemischen Untersuchungen und wandte einen großen Theil seiner praktischen und literarischen Thätigkeit der von Jenner entdeckten Kuhpockenimpfung zu, welche an ihm einen Hauptvertheidiger hatte. Er war mit L. Nihell damals Arzt an der unter dem Schutze des Herzogs von York am 2. Dec. 1799 gegründeten Impfanstalt in der Warwickstret zu London. Außer einer nicht unbedeutenden Menge von Journalaufsätzen in den Philosophical transactions, den Annals of medicine, Medical and physical Journal und Medical transactions, war er Verfasser von folgenden Schriften: Disputatio physica inaug. de putredine animalibus post mortem superveniente (Edinburg. 1774). Observations and experiments for investigating the chemical history of the tepid springs of Buxton; intended for the improvement of natural science and the art of physic. (London 1783. 2 Vol.). Directions for impregnating the Buxton waters with its own and other gases, and for composing artificial Buxton water (London 1785). Translation of the table of chemical nomenclature proposed by de Guyton formerly de Morveau, Lavoisier, Bertholet and de Fourcroy, with additions and attractions, to which are prefixed an explanation of the terms and some observations on the new system of chemistry (London 1794. 4. II. edit., enlarged and corrected London 1799. 4.). Experiments and observations on the constituent parts of the potatoeroot (London 1795. 4.). An inquiry concerning the history of the cowpox, principally with a view to supersede and extinguish the small pox (London 1798). Ins Teutsche übersetzt von J. F. Küttlinger (Nürnberg 1800). The substance of a lecture on the inoculation of the cow-pox (London 1798). Arranged catalogus of the articles of food, seasoning and medecine, for the use of lectures on therapeutics and materia medica (London 1801). An examination of the report of the commitee of the house of commons, on the claims of remuneration for the vaccine pock inoculation; containing a statement of the principal historical facts of the vaccina (London 1802). A statement of evidence from trials of variolous and vaccine matter in inoculation, to judge whether or no a person can undergo the small-pox afterbeing affected with the cow-pock (London 1804). A communication to the Board of agriculture, on the use of green vitriol, on sulphat of iron, as a manure and on the efficacy of poring and burning depending partly on oxide of iron (London 1805). 2) John, wurde zu York am 3. Januar 1758 geboren, trieb medicinisch-chirurgische Studien zu Marpeth und Leed unter dem berühmten Hey, ging dann nach London und besuchte daselbst das Georgenhospital. Im J. 1782 wurde er Hospitalchirurg und erhielt späterhin die Stelle eines Chirurgen an einem Dispensatorium, wo er sich besondern Ruf in der Heilung der Lustseuche erwarb. Er starb am 12. Mai 1826. Seine Schriften sind: Principles of surgery (London 1788. II. edit. 1808. 1810). Plein and rational account of the effects of animal magnetism. (Lond. 1790). Practical observations on cancerous complaints; with an account of some diseases which have been confounded with cancer; also critical remarks on some of the operations performed in cancerous cases (London 1793). Observations on the effects of various articles of the materia medica in the cure of lues venerea; illustrated with cases (Lond. 1800. II. edit. with additions London 1807). 3) Richard, wurde zu Sutton Coldfield bei Birmingham geboren, erhielt am 24. Juni 1786 zu Edinburgh, wo er Medicin studirt hatte, die Doctorwürde, ließ sich daselbst als Arzt nieder und wurde später Arzt am allgemeinen Krankenhause, sowie auch Mitglied der dortigen gelehrten Gesellschaften. Wir haben von ihm folgende Schriften: Dissertatio med. inaug. de scrophula (Edinburg 1786). A short account of the nature and properties of different kinds of airs, so far as to their medical use; intended as an introduction to the pneumatic method of treating diseases, with miscellaneous observations on certain remedies used in consumptions (London 1794). The arguments in favour of an inflammatory diathese in hydrophobia considered; with reflexions on the nature and treatment of that diseases (London 1798. II. edit. 1812). Observations on the bilious fever of 1797, 1798, 1799 (Birmingham 1799). Some observations on the present epidemic catarrhal fever, of influenza, chiefly in relation to the mode of treatment. To which are subjoined historical abstracts concerning the catarrhal fevers of 1762, 1775 and 1782 (London 1803. II. edit. 1804). Outlines of a plan calculated to put a stop to the progress of the malignant contagion which rages on the shores of the Mediterranean, if it should unfortunately make its way into this country (Lond. 1804). Practical synopsis of the materia alimentaria and materia medica, comprising the latest improvements in the London, Edinburgh and Dublin pharmacopoeias (London 1807. 8). Thesaurus medicaminum, a selection of medical formulae, distributed into classes, and pharmaceutical remarks (London 1810). Account of a particular preparation of salted fish, to be used with boiled rice, boiled potatoes etc. (Lond. 1812). Description of the plague (Lond. 1813). (Nach *Dezeimeris*, Dictionnaire historique de la médecine. T. III.) (*J. Rosenbaum.*)

PEARSON (Johann), auch Pierson und Peirson bisweilen geschrieben, ist der Name eines gelehrten englischen Geistlichen im 17. Jahrhundert. Sein Vater war Pfarrer von Creake und Snorring in Norfolk, Robert, seine Mutter Elisabeth, eine Tochter des berühmten Bi-

schofs D. Vaughan. Er würde den 28. Febr. 1612 zu Creake [1]), nach andern Angaben zu Snoring geboren. Im Mai 1623 bezog er die Schule zu Eton und nach Beendigung der Schulzeit wurde er als Student in das King's College zu Cambridge (im April 1632) [2]) aufgenommen. Im J. 1635 erlangte er die Würde eines Baccalaureus, 1639 ward er magister artium und Fellow des genannten Colleges. Jedoch blieb er bald darauf nur als fellow-commoner mit der Anstalt in Verbindung, weil er bereits am 30. Dec. 1639 vom Bischof Davenant zur Präbende von Netherhaven im Kirchspiel Sarum berufen wurde. Im J. 1640 wurde er Kapellan des Groß-Siegelbewahrers Finch, der ihm eine Pfarrei in Suffolk (Torrington meinen Einige) verlieh. Bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs begleitete er den Lord George Goring als Kapellan nach Exeter und andern Theilen des Westens. Um das Jahr 1643 wurde er Pfarrer von St. Clement's East-cheap in London, welche Stelle durch Benjamin Stone's Tod erledigt war; in jener Stellung hielt er die Predigten, welche er nachher in seiner Erklärung des Glaubensbekenntnisses zusammenfaßte. Im Mai 1657 waren ihm und dem nachmaligen Bischof von Ely, Peter Guning, Verhandlungen über die Gegenstände, welche die Trennung der Kirchen herbeigeführt haben, aufgetragen; ohne Zustimmung beider Parteien sollte nichts davon veröffentlicht werden, aber dennoch erschien schon im folgenden Jahre ein verfälschter und unvollständiger Abdruck unter dem Titel Schisme demasqué zu Paris und unter Jacob's II. Regierung eine zweite Ausgabe in Oxford. Als Anhänger der königlichen Partei blieb er eilf Jahre ohne Beförderung; nach der Wiedereinsetzung Karl's II. im Jahre 1660, die er lebhaft herbeigewünscht hatte, fanden seine Verdienste und seine große Gelehrsamkeit bald glänzende Anerkennung; Bischof William Juxton ernannte ihn den 17. Aug. 1660 zum Pfarrer von St. Christoph hinter der Börse in der City; den 5. Sept. wurde er Doctor der Theologie, den 22. Sept. fünfter, und den 17. Oct. 1661 erster Präbendarius bei der Kathedrale zu Ely [3]); den 26. Sept. 1660 Archidiakonus von Surrey, den 30. Sept. Master of Jesus-College in Cambridge, welche Stelle er im April 1662 aufgab. Im J. 1661 war er einer der Bevollmächtigten in der Commission für die anglikanische Liturgie, wobei er sich als heftiger Gegner der Non-Conformisten zeigte [4]); desgleichen war er unter den gelehrten Geistlichen, welche mit einer Revision des Common-Prayer und der Anfertigung einer neuen lateinischen Übersetzung davon beauftragt waren [5]). Den 28. Juni 1661 wurde er Lady Margaret's professor of divinity zu Cambridge, am 4. April 1662 nach dem Tode des D. Ferne Master of trinity-college an derselben Universität, worauf er im August desselben Jahres seine Präbenden von Ely und Netherhaven und seine Pfarre von St. Christoph aufgab. Im J. 1667 ward er Mitglied der Royal Society. Nachdem er ungefähr 10 Jahre mit großem Ansehen an der Spitze des Trinity-College gestanden hatte, wurde er zu dem Bisthum von Chester befördert, und den 9. Febr. 1672 dazu geweiht; daneben behielt er das Archidiakonat von Surrey und die Rectorei von Wigan in Lancashire. Dreizehn Jahre blieb er im Besitz dieses Bisthums, welches er bis an seinen Tod verwaltete. Er starb den 16. Juli 1686 und wurde in dem Schiffe seiner eignen Kathedrale begraben. Kein Denkmal bezeichnet die Stätte. Wie er schon während seines Lebens 250 Pfund zum Wiederaufbau der Paulskirche gegeben hatte, so setzte er auch in seinem Testamente vom 2. Jan. 1677 und dem dazu gehörigen Codicill vom 18. Juni 1688 mehre Legate aus für die Armen von Chester und von seinem Geburtsorte, sowie überhaupt mehre Vermächtnisse für seinen wohlthätigen Sinn zeugen. Er war ein sehr guter Prediger, ein Mann von großer Einsicht und gründlicher Gelehrsamkeit, mit den Schriften der Kirchenväter und mit der Kirchengeschichte sehr vertraut und namentlich in der Chronologie bewandert. Das bündigste Urtheil fällt über ihn Bischof Burnet [6]): „er war in jeder Beziehung der größte Geistliche seiner Zeit, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, kräftigem Geiste und klarem Verstande. Er war ein einsichtsvoller, kräftiger Prediger, mehr belehrend als rührend, ein Mann von unbeflecktem Lebenswandel und einer trefflichen Gemüthsart. Sein Buch über das Glaubensbekenntniß gehört unter die besten, welche unsere Kirche hervorgebracht hat." Burnet fügt noch hinzu: „In seiner Diöcese war er nicht thätig genug, überhaupt zu ruhig und nachlässig in seinem bischöflichen Amte und überhaupt ein besserer Geistlicher als Bischof. Er liefert ein sprechendes Beispiel, wohin ein großer Mann kommen kann, denn sein Gedächtniß verließ ihn so sehr, daß er einige Jahre vor seinem Tode wieder zum Kinde wurde."

Geschrieben hat er nur wenig; aber das Wenige ist vortrefflich und zeugt von ebenso großer Gelehrsamkeit als scharfem Urtheil. Sein bekanntestes Werk ist an exposition of the creed (London 1659. 4.), eine Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, gleich ausgezeichnet durch Styl und Methode. Die häufigen Wiederholungen sprechen für den großen Werth des Buches, das in England sehr geschätzt ist. Neue Ausgaben davon erschienen zu London 1676, 1683, 1692, 1715, 1741 in Folio, zu Oxford 1797, 1816, 1820 in zwei Octavbänden; ein Auszug für den Schulgebrauch wurde gemacht von Charles Lambe (London 1713), von Thomas Bishop (London 1729) und von Charles Burney (1810); eine lateinische Übersetzung unter dem Titel: expositio symboli apostolici juxta editionem Anglicanam quintam in linguam latinam translata von Joh. Sim. Arnold erschien zu Frankfurt an der Oder 1690 in 4. und noch einmal mit Jablonski's Vorrede 1741. 2) Er

1) So *Wood*, Athen. II. col. 1159. *Walker*, Sufferings of the clergy II. p. 67. 2) Walker sagt 1630, Wood 1631; jedoch macht seine spätere Beförderung das hier angenommene Jahr wahrscheinlich. 3) s. *Willis*, survey of the cathedrals II. 377. 385. 4) Ein besonderer Bericht über die Verhandlungen erschien zu London 1661 in 4. 5) s. Kennet's Register S. 579. 584. 671.

6) History of his own time II, 396.

schrieb eine Vorrede zu den Golden remains of the ever memorable Mr. John Hales of Eton-college (London 1659), worin er seine tiefe Verehrung für den durch vertraute Bekanntschaft ihm genau bekannten Mann ausspricht. 3) No necessity of reformation of the public doctrine of the church of England, with a vindication of it in answer to Dr. Burges his word, by way of postscript (London 1660. 4.). 4) Im J. 1665 schrieb er die J. P. unterzeichnete Vorrede zu Field's Ausgabe der Septuaginta. 5) Zu London erschien 1671 in 4.: A sermon preached before the King upon the 19th. of March 1671 on Eccles. XII, 14 published by his Majesty's special commend. Ebenso ist bekannt, daß er 1658 bei dem Leichenbegängniß des Dichters John Cleveland und 1667 bei dem Tode des Bischofs von Ely, Matthew Wren, Leichenpredigten gehalten hat, jedoch läßt sich nicht nachweisen, daß sie jemals bekannt gemacht sind. 6) Im J. 1672 erschienen zu Cambridge: Vindiciae epistolarum S. Ignatii, auctore Joanne Pearson Presbytero. accesserunt Isaaci Vossii epistolae duae adversus Davidem Blondellum, die auch in Cotelier's Ausgabe der patres apostolici aufgenommen sind. Die Streitfrage über die bischöfliche Verfassung der Kirche nahm schon die Theologen jener Zeit lebhaft in Anspruch. Diejenigen, welche zu Gunsten derselben schrieben, mußten die Authentie der Ignatianischen Briefe aufrecht erhalten, während die Gegner kein gewichtigeres Zeugniß für ihren Widerspruch aufstellen konnten, als die Unechtheit jener Briefe. Gegen Blondel und Daillé erhob sich Pearson, verwarf die lateinischen Briefe als unecht, war über fünf der griechischen zweifelhaft und erkannte nur die Echtheit der sogenannten kürzeren Recension in den sieben von Eusebius erwähnten griechischen Briefen an. Der Streit wurde weiter geführt und ist in unsern Tagen nicht sowol durch Karl Meier's grundlose Hypothesen (in den Studien und Kritiken 1836. S. 340), als vielmehr durch Rothe's Untersuchungen (Anfänge der christlichen Kirche S. 715 fg.) und Baur's Antworten darauf von Neuem angeregt, ohne bis jetzt zu einer Erledigung zu kommen, die auch schwerlich zu hoffen ist, weil diese literarische Erscheinung gleich nach der apostolischen Zeit vereinzelt dasteht und keine andern Schriften übrig sind, die einen Maßstab der Beurtheilung abgeben könnten [7]. 7) Im Jahre 1673 erschien zu London die zweite Ausgabe von Hierokles' sämmtlichen Schriften (die erste war bereits 1654 und 1655 in zwei Bänden herausgegeben), zu welcher Pearson gelehrte Prolegomena über das Leben des Schriftstellers und seine Schriften hinzufügte. 8) In Fell's schöner Ausgabe von den Werken Cyprian's (Oxon. 1682) stehen Pearson's Annales Cyprianici sive tredecim annorum, quibus S. Cyprianus inter Christianos versatus est, historia chronologica. Einige seiner Schriften wurden erst nach seinem Tode herausgegeben von seinem Neffen D. John Thane, Archidiakonus von Chester, unter dem Titel: *J. P.*, Cestriensis nuper episcopi, opera posthuma chronologica: de serie et successione primorum Romae episcoporum; annales Paulini et lectiones in Acta Apostolorum. auxit *H. Dodwellus*, cuius etiam accessit de eadem successione usque ad Annales Cyprianicos dissertatio singularis (Lond. 1688. 4.). Den ersten Theil bilden die Annales Paulini, welche das Leben des Apostels von 34—68 n. Chr. behandeln und auch theils in Randolph's Enchiridion theologicum, theils in besonderem Abdruck zu Halle 1713 erschienen sind. Die fünf Vorlesungen über die Apostelgeschichte scheinen aus der Zeit seiner theologischen Professur zu Cambridge zu stammen. Die Untersuchungen über die Reihenfolge und Ordnung der ersten römischen Bischöfe beginnen mit einer Darlegung der chronologischen Schwierigkeiten, welche diese Frage verwirren und der Verschiedenheit der Verzeichnisse bei Eusebius und bei den lateinischen Geschichtschreibern. Für die Anwesenheit des Petrus in Rom glaubt er sich erklären zu müssen; in Bezug auf die älteste bischöfliche Verfassung streitet er wider Salmasius und Blondel, und sucht das Zeitalter einzelner, wie des Xystus, Telephorus u. a., sowie die Identität des Kletus und Anakletus festzustellen. Jetzt nach Rothe's gründlichem Werke dürften wenige zu diesen Untersuchungen Pearson's zurückgehen. Außerdem hat er Antheil an den critici sacri, in denen namentlich viele chronologische Untersuchungen seinen Namen tragen. Seine Verbesserungen zu Hesychius hat Alberti benutzt (praef. §. XI. p. 16. 17) und auch Küster im Suidas führt ihn bisweilen an. Andere Inedita von ihm zu besitzen versicherte ein Ungenannter im Gentleman's Magazine (1789. p. 493). Auch als lateinischer Dichter hat er sich mit Glück versucht; die Soteria ad Regem, als Karl I. 1632 die Pocken hatte, steht in der Sammlung Academia Cantabrigiensis in exanthemata regia p. 28 sq., auch ein Gedicht auf den Tod der Herzogin Anna von York 1671 ist in der cambridger Sammlung gedruckt.

Es gibt zwei Kupferstiche von seinem Portrait, einen von Loggan, den andern von W. Elder in den londoner Ausgaben der exposition of the creed von 1683 und 1692. Nachrichten über ihn geben *Baillet*, Jugemens II. p. 260; *Chaufepié*, im Ditionnaire; die Biographia britannica Tom. V. p. 3309 sq.; *Saxe*, Onomasticon Tom. V. p. 70; *Labourderie* in der Biographie universelle XXXIII. p. 241, Einiges auch Jöcher und sein Fortsetzer.

Er hatte einen jüngern Bruder, Richard Pearson, der gleichfalls in Creake geboren und in Eton gebildet wurde. Dieser trat 1646 in das King's college zu Cambridge, wurde 1650 Baccalaureus, dann Magister und bewarb sich 1659 mit Croune um die Professur der Rhetorik am Gresham-College. Im J. 1662 wurde er Unterbibliothekar der königlichen Bibliothek in St. James, den 8. Oct. 1667 Professor der Rechte am Gresham-College, 1669 Lehrer des römischen Rechts in Cambridge, wo er den 5. Aug. 1670 starb. In den letzten Jahren soll er zur katholischen Kirche übergetreten sein. Gedruckt-

7) Eine literarhistorische Übersicht der Controverse gibt Hefele: patrum apostolicorum opera p. XIII—XVII.

von ihm ist wenig: Enoch's translation, a sermon at the Funeral of Thomas Lord Elgin on Hebr. XI, 5. (London 1664. 4.) Man erzählt von seinem, jedoch zweifelhaften, Antheile an den critici sacri. Gerühmt wird er als ein vortrefflicher, besonders im Griechischen ausgezeichneter Gelehrter. Vergl. *Wood's* lives of the professors of Gresham-college p. 249. (*Eckstein.*)

PEARSON, oder zuweilen PIERSON (Martin), machte sich in London als Aufseher über die Chorschüler der dortigen Paulskirche verdient, wurde 1613 zum Baccalaureus der Musik ernannt und ließ 1630 in London folgendes Werk drucken: Motetten oder ernsthafte Kammermusik, welche allerlei Lieder für Singstimmen für die Orgel und andere Instrumente, wie auch einen Todtengesang a 6 voc. auf den Tod Sir Falke Grevil enthält. Sein Tod erfolgte nach Hawkins am Ende des Jahres 1650 zu London. Die Engländer, welche ihre musikalischen Landsleute gern erheben, rechnen ihn unter ihre guten Tonsetzer. (*G. W. Fink.*)

PEARSON (M.), ein berühmter englischer Glasmaler zu London, welcher im vorigen Jahrhunderte mehre treffliche Arbeiten mit den glänzendsten Farben und in ziemlich großem Maßstabe vollendete. Es wird von ihm besonders seine große Kenntniß in der Zusammensetzung der verschiedenen farbigen Glasstücke, hauptsächlich in den Schattenpartien, gerühmt.

Das große Fenster in der Kapelle von Brazenrose-College zu Orford, wo Christus mit den vier Evangelisten, nach einem Carton von Mortimer dargestellt ist, wird als eins der vorzüglichsten Werke von Pearson's Hand geschildert. Ebenso werden einige andere Glasgemälde nach Rafael Sanzio, Guido Reni, selbst Landschaften nach Claude le Lorrain und Berghem als vorzügliche Werke von Pearson gerühmt.

Auch des Künstlers Gattin *) malte verschiedenes auf Glas, wo besonders die Aurora nach Guido Reni in Arundel Castle sehr gerühmt wird. (*Frenzel.*)

PEARSON-INSELN, eine kleine Gruppe an der Südostküste Australiens (vielleicht die Insel Meyronnet oder die Insel Dorothée Baudin's), liegt unter 33° 57′ südl. Br. und 152° 2′ 45″ östl. L. Die größte und nördlichste Insel dieser Gruppe hat zwei spitze Berge. (Nach Meinicke.) (*A. Keber.*)

PEASE, Township in dem nordamerikanischen Staate Ohio, Grafschaft Belmont, liegt am Ohio und hat nahe an 2000 Einwohner. (*A. Keber.*)

PEAU DE DIABLE heißt ein starker geköperter Baumwollenzeuch, der sonst auch die Namen englisches Leder, Satin, Jeanet und Oriental führt. Er ist sehr dicht und fest gewebt und in Hinsicht der Fädenverbindung dem Atlas ähnlich. (*Karmarsch.*)

PEAU DE POULE, oder Hühnerleder, nennt man das äußerst dünne Oberhäutchen weißgarer Schaf- und Ziegenfelle, woraus die zartesten Damenhandschuhe verfertigt werden. Es wird dargestellt, indem man von der Fleischseite der wie gewöhnlich gegärbten Häute mit dem Schabmesser nach und nach alle Theile vorsichtig wegnimmt, bis nur die Epidermis noch übrig ist. Da es bei dieser schwierigen Arbeit nicht zu vermeiden ist, daß häufig Schnitte in das Leder gemacht werden, so erlangt man nicht leicht unversehrte Stücke, welche groß genug sind, um ganze lange Handschuhe daraus zu verfertigen. Auch eine Art gemusterten (broschirten) seidenen Stoffes führt den Namen Peau de poule, weil der Dessin desselben in kleinen Wärzchen, ähnlich jenen auf der Haut von Hühnern und Gänsen, besteht. Dieser Zeuch, der ehemals ziemlich häufig getragen wurde, ist jetzt fast nur noch bei dem Landvolke im Gebrauch. (*Karmarsch.*)

PÉAULE, Gemeindedorf im franz. Morbihandepartement (Bretagne), Canton Questimbert, Bezirk Vannes, ist 8½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2287 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PEBAS (San Ignacio de Pebas y Caumares), Dorf am nördlichen Ufer des Marañon, nahe an der Einmündung des Flusses Chiguitá, zu der Provinz Maynas, ehedem zu Quito gehörig, ursprünglich eine Mission der Jesuiten, und als solche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. begründet, gegenwärtig von einigen Mestizenfamilien und ungefähr 60 Haushaltungen getaufter Indier bewohnt, welche Reste der alten Stämme der Caumares und Pebas sind. Der Ort liegt auf einem hohen, schroff abfallenden Ufer, wo L. Maw Steinkohlen gesehen haben will, die aber dort nicht vorkommen können, und treibt einen bedeutenden Handel mit Jagdgift, welches ebenso wie Hangematten aus Palmenfasern dort vorzüglich gut bereitet wird. Der Marañon hat dem Dorfe gegenüber eine majestätische Breite, und fließt in einem ungetheilten Bette. (*Pöppig.*)

PECAN oder PACAN heißt im Pelzhandel das Fell des kanadischen Wiesels. (*Karmarsch.*)

PECAN- PECCAN-POINT, Hauptort der Choktaws, liegt am Red und im Reservatgebiete der sogenannten rothen Häute. Außer dem Berathungshause sind alle übrigen Gebäude kaum Hütten zu nennen. Eine Zeit lang befand sich hier eine Missionsstation. (*Fischer.*)

PECARI (Fossil). Unter einer großen Menge anderer erloschener Thiere erhielt Lund (Comptes rendus des Séances de l'Acad. 1839. Avril Nr. 15. p. 575) fossile Überreste von vier Arten von Pecari (Dicotyles), über die Näheres noch nicht bekannt ist. Die meisten schweinsartigen Thiere tertiärer Ablagerung lassen sich in Betreff der Backenzähne mit Pecari vergleichen, ohne daß sie wirklich diesem Geschlechte angehört zu haben scheinen. (*Herm. v. Meyer.*)

PECARI, amerikanischer, von Büffon angenommener, Name der einen Art südamerikanischer Schweine, welche beide zur Gattung Dicotyles gehören und teutsch gewöhnlich Nabelschweine genannt werden. Vergl. den Art. Dicotyles. (*Burmeister.*)

PECCAIS, Fort im franz. Garddepartement, Canton Aigues-Mortes, Bezirk Nismes (Languedoc), liegt,

*) Wol kaum dieselbe, von welcher Waagen in seiner Reise nach England 1. Th. S. 423, bei Gelegenheit der Ausstellung in Somersethouse, spricht.

10 Lieues von dieser Stadt und 1¼ Lieue vom mittelländischen Meere entfernt, nahe am rechten Ufer des kleinen Rhône und am Canal von Sylvéréal. In der Nähe befinden sich 17 berühmte und größtentheils Privaten gehörige Salzlagunen, welche jährlich über 1600 große Tonnen Salz liefern. Dieses wird theils im Innern des Landes selbst verbraucht, theils nach Savoyen und der Schweiz geschafft. Zu seiner Versendung dienen die unter sich in Verbindung stehenden Canäle von Peccais und Sylvéréal, welche bei der Stadt des letztern Namens in den kleinen Rhône münden. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECCAM oder PECHAM (John), Erzbischof von Canterbury im 13. Jahrhundert, und zu seiner Zeit berühmt wegen seiner Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Fruchtbarkeit als Schriftsteller. Er war zu Chichester von armen Ältern geboren, trat in den Franziskanerorden und wurde Schüler Bonaventura's, wo er es in der Theologie so weit brachte, daß er von seinen Zeitgenossen wie ein Orakel um Rath gefragt wurde. Er trat nach einander zu Paris, in England und in Rom als Lehrer auf, und wurde von dem Papste Nicolaus III. zum Erzbischof von Canterbury (Primas von England) erhoben. Er starb im J. 1292. Unter seinen zahlreichen Schriften befindet sich ein Werk über Optik und Katoptrik, unter dem Titel: Perspectiva communis, das an verschiedenen Orten wiederholentlich aufgelegt und übersetzt, ehemals also sehr gesucht und geschätzt, für uns aber von sehr geringem Werthe ist. Der Name des Verfassers ist in den verschiedenen Ausgaben mannichfach entstellt in Petzam, Petzan, Pisanus, auch wird er wol schlechtweg Cantuariensis genannt. Das Werk selbst ist nicht minder von den verschiedenen Herausgebern verändert. (*Gartz.*)

Peccatum, s. Sünde.

Peccatum Originis, s. Erbsünde.

PECCI (Joh. Ant.), geboren zu Siena den 12. Dec. 1693, gest. den 3. März 1768, hat in verschiedenen Schriften die ältere Geschichte Italiens und namentlich Siena's beleuchtet, wofür er in den öffentlichen Archiven Toscana's, wie in den Privatarchiven bedeutender Familien viel gesammelt hat. Hervorgehoben zu werden verdienen seine Abhandlungen über die Parteien der Guelfen und Gibellinen, Charakteristik der Person und der Regierung des Pandolfo Petrucci, Unterdrückung der Republik von Mendoza und Befreiung derselben durch Heinrich II. von Frankreich u. a. (Nach der Biogr. univ.) (*H.*)

PECCI (Tomaso), aus Siena, gehört unter die geschätzten Madrigalencomponisten seiner Zeit, zu deren Musik er zugleich die Worte dichtete. Mehre Sammlungen Madrigalen, die zu seiner Zeit sehr beliebt waren, wurden von seiner Arbeit theils vor, theils nach 1600 gedruckt und häufig gesungen. — Ein anderer seines Namens, Desiderio Pecci, ließ 1619 zu Venedig drucken: Le Musiche sopra l'Adone. (*G. W. Fink.*)

PECCIA, ein Nebenfluß des Garigliano; er entspringt in der neapolitanischen Intendanz Terra di Lavoro, am nördlichen Abhange der Montagna di Santa Croce aus einem kleinen teichartigen See, der in der Nähe des Dörfchens Cici liegt, fließt bei Galluccio vorüber, wird bei Mignano durch den Rivo di S. Leyco und bald darauf durch einen unbenannten Bach, die ihm an seinem rechten Ufer zufließen, verstärkt, erhält weiter hinab auch den Namen Vandra und ergießt sich dem Dorfe S. Ambrosio gegenüber, nach einem Laufe von wenigen Miglien, in den Garigliano. (*G. F. Schreiner.*)

PECCIA, katholisches Pfarrdorf des Kreises Lavizzara im Bezirke Valmaggia des eidgenössischen Cantons Tessin. Es liegt auf dem linken Ufer der Maggia, 2490 Fuß über Meer, und hat Kastanienwaldungen, die nebst etwas Getreide, welches noch gezogen wird, und der Alpenwirthschaft doch nicht für den Unterhalt der Einwohner hinreichen. Von dem Dorfe hat auch das Val di Peccia seinen Namen, das sich westlich in die Gebirge hinaufzieht, welche das Formazzathal von dem Canton Tessin trennen. Im Hintergrunde des Thales, über vier Stunden von Peccia, ist ein sehenswerther Wasserfall. Eine neue Straße ging früher von Peccia in vielen Krümmungen nach Fusio, gegen die Kette, welche das Lavizzarathal vom Livenerthale scheidet. Aus dem ganzen Kreise Valmaggia, wie überhaupt aus dem Canton Tessin, gehen viele Einwohner im Sommer nach dem Mailändischen und andern Gegenden Italiens, als Maurer, Steinhauer, Flachmaler ꝛc. Jährlich werden im Canton Tessin für solche Auswanderer 11—12,000 Reisepässe ausgestellt. Die nahe gelegene reiche Lombardei bietet hierfür unermeßliche Hilfsquellen und die Mehrzahl der Bauleute, die man dort sieht, sind Tessiner. Manche schwingen sich empor und werden Baumeister, Ingenieurs und Unternehmer verschiedener Art. Die einen kehren alljährlich, die andern nach längerm Zeitraum, und selten ohne Erwerb zurück. Aus dem Valmaggia gehen besonders viele nach Rom. Durch die furchtbare Überschwemmung, welche von mehren gleichzeitig fast in der ganzen Länge der schweizerischen Alpenkette sich entladenden Gewittern den 27. Aug. 1834 verursacht wurde, und einen großen Theil der Cantone Uri, Graubündten, Tessin und Wallis um so schrecklicher verheerte, weil die Gletscher durch die ungewöhnliche Sommerhitze außerordentlich erweicht waren, sodaß ungeheuere Eismassen in die Thäler herabstürzten, hat neben andern Theilen des Valmaggia besonders auch Peccia sehr gelitten. Nahe hinter diesem Orte stürzt die Maggia aus einer Bergschlucht hervor, deren linkseitiger Abhang, an welchem die Straße nach Fusio hinaufging, sich in großen Massen abgelöst hat, und mit dem furchtbarsten Sturze droht. Durch diese Ablösung wurde die Straße zerstört, und die Maggia wälzte eine solche Geschiebsmasse heraus, daß ihr Bett dadurch verfüllt wurde, und sie sich durch Peccia hindurch Bahn machte. Obgleich sie nun wieder in ihrem alten Bette fließt, so droht Peccia doch beständig Gefahr von dem früher oder später eintretenden Bergsturze, gegen welchen keine Hilfe möglich scheint. In diesem Falle wird der Lauf der Maggia plötzlich gehemmt werden. Nähme sie dann ihren Ausbruch links, so ist Peccia augenblicklich zerstört. Nur wenn sie nach der rechten Seite ausbrechen würde, so wäre noch Rettung für diesen Ort möglich. Immer aber schwebt seine Exi-

stenz in der höchsten Gefahr. Die nach den genauesten Untersuchungen berechnete Größe des Schadens in dem Maggiathal beträgt 461,762 Livres tessiner Währung; im ganzen Canton Tessin 2,473,208 Livres. (*Escher.*)

PECCIOLI, ein Dorf im Vicariato Lari des Compartimento Pisano im Großherzogthume Toscana, auf einem Hügel oberhalb des rechten Ufers des Eraflusses gelegen, ungefähr 25 Miglien (deren 60 auf einen Grad gerechnet werden) nordnordwestwärts von der Stadt Volterra entfernt. Die ganze Gegend ist hügelig, die Höhen gut bebauet und reich an Ölbäumen. (*G. F. Schreiner.*)

Peccothee, s. Peckaothee.

PECEK (spr. Petschek) auch Pečka, ein zur k. k. Kameralherrschaft Podebrad gehöriges Dorf im südwestlichsten Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böhmen, auf einer Anhöhe gelegen, von der Grenze des kaurzimer Kreises durchschnitten, nach Dobrichow (Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 89 Häusern, 683 czechischen Einwohnern, worunter sich 18 protestantische und drei israelitische Familien befinden. (*G. F. Schreiner.*)

PECH, der gemeinschaftliche Name verschiedener harziger Körper, wird in gewissen Fällen fast gleichbedeutend mit Harz gebraucht, wobei das Wort aber gewöhnlich den Begriff der Klebrigkeit einschließt. Insbesondere führen die Harze der Nadelhölzer, im natürlichen oder künstlich veränderten Zustande, den Namen Pech, mit verschiedenen Beisätzen. Es gehören hierher: 1) Waldpech, das rohe, von den Bäumen gesammelte, durch seinen Gehalt an ätherischem Öle (Terpentinöl) klebrige und stark riechende Föhren-, Fichten- und Tannenharz, welches eben wegen seines Ölgehaltes reizend und rothmachend auf die Haut wirkt (Fleischpech). Man legt es, auf Leinwand gestrichen, als Pflaster auf die Haut, bei rheumatischen Beschwerden. — 2) Weißes Pech, burgundisches Pech, wird erhalten, indem man das vorige in einem Kessel mit Wasserzusatz schmelzt, dann das Wasser bis zu gänzlicher Verdampfung (wobei dessen Dämpfe das ätherische Öl mit fortreißen) kochen läßt; endlich den Harzrückstand durch Stroh filtrirt oder durch einen groben leinenen Sack preßt, um eingemengte fremde Theile abzusondern. Hat dieses Product durch stärkere Erhitzung beim Schmelzen statt der gelblichweißen Farbe eine mehr dunkelgelbe angenommen, so nennt man es wol gelbes Pech. — 3) Gelbes und schwarzes Pech, durch Einkochen des Theers gewonnen, ist ein mehr oder weniger durch die Hitze verändertes Harz. Der Theer wird in den Theeröfen durch trockene Destillation (Schwelen) der harzreichen Kiefern- oder Kienstöcke bereitet, und ist ein Gemisch von Brandöl und Brandharz. In der ersten Periode des Theerschwelens läuft der Theer als eine gelbe, dünne Flüssigkeit aus dem Ofen in die untergesetzte Vorlage ab; späterhin erscheint er braun und schwarz, von dickerer Consistenz. Beim Einkochen in einem Kessel hinterläßt der gelbe Theer das gelbe Pech, der braune und schwarze das schwarze Pech, indem aus beiden das Brandöl verflüchtigt wird, und das Brandharz zurückbleibt. Braunes oder schwarzes Pech, welches dem eben erwähnten ähnlich ist, bereitet man auch durch Ausschmelzen des beim Filtriren des weißen Pechs (s. oben) an dem Stroh in großer Menge hängenbleibenden Harzes, wozu ein dem Theerofen ähnlicher Ofen gebraucht wird. Das braune und schwarze Pech führt übrigens verschiedene Namen nach den Anwendungen, welche man davon macht (Schiffpech, Faßpech, Schusterpech). — Andere mit dem Worte Pech bezeichnete Harze sind: das Bergpech, Erdpech, Judenpech (natürliches Asphalt), womit das beim Einkochen des Erdtheers übrigbleibende schwarze Harz wesentlich identisch ist; — und das Steinkohlenpech (künstliche Asphalt), welches als eine schwarze, stark glänzende, sehr spröde Masse erhalten wird, wenn man aus dem Steinkohlentheer (Gastheer) durch Kochen alle flüchtigen Bestandtheile (Theeröl, Naphthalin ꝛc.) austreibt. — Uneigentlich wird Pech genannt, das schlechte braune Talg, welches aus den beim Talgschmelzen bleibenden Grieben durch neues Schmelzen dargestellt ist, und seine dunkle Farbe der zersetzenden Einwirkung der Hitze verdankt. (*Karmarsch.*)

PECH. Der medicinische Gebrauch ist ein doppelter, da man dasselbe innerlich und äußerlich anwendet. Die innere Anwendung ist sehr beschränkt, denn fast nur die Engländer benutzen es in Form von Pillen, für sich allein oder mit Gummi Arabicum als Pechpillen drachmenweise gegen hartnäckige chronische Hautausschläge, besonders die Ichthyosis, wo seine Wirkung auch von einigen teutschen Ärzten, z. B. von Ulrich, bestätigt wurde. Ausgedehnter ist seine äußere Anwendung als Pechpflaster (Emplastrum picis). Dieses wird gewöhnlich aus dem sogenannten burgundischen Pech, doch auch aus dem schwarzen oder Schusterpech bereitet. Es hat die Eigenschaft, auf die Haut applicirt, sehr fest zu kleben, die Haut gelind zu reizen, erregt bei empfindlichen Personen zuweilen bis zur Entzündung gesteigerte Röthe und wie alle Pflastermassen verhindert es den schnellen Verdunstungsproceß auf der Haut, wodurch die bedeckte Stelle zu einer kräftigern Reaction angeregt wird. Dieser Wirkung wegen wird es besonders vom Volke vorzüglich gegen chronische Rheumatismen angewendet, indem der leidende Theil damit bedeckt und das Pflaster nicht eher abgenommen wird, als bis es von selbst sich von der Hautstelle loslöst. Bartholin (Acta Hafniens. Vol. I. p. 41) wandte das Pechpflaster auch zur Beseitigung von Hautschwielen und Krähenaugen (Clavis pedum) an. Der gemeine Mann bedient sich seiner auch wol zur Zeitigung von Abscessen. Theils seiner reizenden, besonders aber seiner stark klebenden Eigenschaft wegen bildet es einen häufigen Zusatz zu andern Pflastermassen. In sehr großer Ausdehnung wurde früher das Pechpflaster allein oder in Verbindung mit andern Ingredienzien gegen den Kopfgrind (Porrigo favosa, Tinea) angewendet, um durch dasselbe die Haare zu entfernen, da man die Ansicht hegte, daß die Krankheit in einem Leiden der Haarwurzeln bestehe und daher nicht eher geheilt werden könne, als bis die kranken Haare entfernt wären. Des Pechs, sowie verschiedener anderer Mittel bedienten sich schon die Alten zur Entfernung der Haare an andern Körperstellen und nannten dies πιττωσις (*Galen.* de Symptom. causis lib. I. c. 3. 7), sowie

denjenigen, welcher diese Arbeit vollbrachte, πιττωτής (*Galen.* meth. medendi lib. VII. c. 7); vergl. den Art. Dropacismus oder Enthaarung. Um nun das kranke Haar vom Haupte zu entfernen, wurde entweder der ganze behaarte Theil des Kopfes mit einem großen Pechpflaster (Pechhaube) überklebt und dasselbe nach Verlauf von 3—4 Tagen ganz oder stückweise gewaltsam wieder abgerissen, oder, wie noch jetzt gebräuchlich, einzelne Streifen auf eine einzelne kranke Stelle gelegt, und wenn diese auf dieselbe Weise enthaart, auf die Nachbarstelle dasselbe Verfahren angewendet. Indessen während die Pechhaube unbedingt ganz zu verwerfen, da das Verfahren zu roh und der Eingriff zu heftig, ist doch auch die theilweise Anwendung der Pechpflasterstreifen gewiß nur in sehr seltenen Fällen von großer Hartnäckigkeit und Torpidität des Übels zu empfehlen, da die neuere Therapie anderweitige Mittel genug besitzt, um ohne so furchtbaren Schmerz die Krankheit zu beseitigen; vergl. Porrigo. (*J. Rosenbaum.*)

PECHA, PESCHA, PESSA, PESCE, PEIS, PEYSES sind gleichbedeutende Namen einer kleinen, dicken, den plattgedrückten Flintenkugeln ähnelnden, drei Quentchen schweren Kupfermünze, welche in den südwestlichen Ländern Asiens, besonders in den Staaten des ehemaligen Großmoguls, gangbar war. Dergleichen Münzen sind auf beiden Seiten mit persischer Schrift versehen, deren grobe Züge aber in der Regel auf jeder einzelnen Münze nicht vollständig anzutreffen sind, weshalb man mehre dergleichen Stücke beisammen haben muß, um das Gepräge ganz beurtheilen zu können. Auf den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter Hyder Aly und Tippo Saheb geprägten Pechas ist auf dem Avers ein Elephant abgebildet, und der Revers enthält den Namen der Prägstätte (Seringapatnam) nebst der Jahrzahl[1]). Der Werth dieser Münzen wird gewöhnlich auf ungefähr 2 Deut oder ¼ Stüber holländisch, nach teutschem Münzwerthe auf 2½ bis 3 Pfennige, angegeben. Dieser Werth ist aber in den einzelnen Landstrichen verschieden: denn in einigen rechnet man 50 Pechas auf eine Rupie, wornach jedes Stück vier Pfennige werth wäre. In der Nähe der Kupferbergwerke aber werden 54 bis 56 Pechas auf die Rupie gerechnet[2]). In denjenigen Landstrichen Ostindiens, wo die maldivischen Muscheln unter dem Namen Kauri als Landesmünze gelten, wird für den Pecha 50 bis 80 Kauris gegeben, in den Gegenden aber, wo man sich der Mandeln von Karamanien statt der Scheidemünze bedient, wird der Pecha 40—44 Stück Mandeln gleichgeschätzt. (*K. Pässler.*)

PECHANTRÉ (Nicolas de), geb. zu Toulouse 1638 oder 1639, gest. im December 1708, studirte Anfangs Medicin, wie er denn der Sohn eines Chirurgen war, glaubte aber, als er in den sogenannten Blumenspielen (jeux floraux) einige Preise erhalten hatte, sich ganz besonders zur Poesie berufen, ging nach Paris, um daselbst für's Theater zu schreiben und wurde auch, wiewol ein sehr unbedeutender dramatischer Dichter. Man erwähnt an sechs Dramen von ihm, darunter fünf Tragödien, Geta, Jugurtha, Tod des Nero, Joseph von seinen Brüdern verkauft, das Opfer Abraham's und eine Oper Amphion und Parthenopée, der jedoch der Prolog fehlt, an dessen Hinzufügung der Verfasser durch den Tod verhindert ward. (Biogr. univ.) (*H.*)

Pechari, s. Pescheräh.

PECHBÄRME, Pechhefen, nennt man die bei der Gährung des Biers in ausgepichten Fässern zuerst aufstoßende Hefe, welche mit Pechtheilen verunreinigt ist. (*Karmarsch.*)

PECHBEREITUNG, PECHSIEDEREI. Die Gewinnung des Peches wird hauptsächlich auf zwei verschiedene Weisen vorgenommen und zwar die eine vorzugsweise auf dem Thüringerwald und Harz, die andere auf dem Schwarzwald und in Böhmen. In den erstern Gegenden wird das Fichtenharz in Töpfen ausgeschmolzen, welche mit einer helmartigen Vorrichtung verbunden sind, durch welche das bei der Erhitzung sich entwickelnde Terpentinöl oder Kienöl verdichtet und aufgesammelt werden kann. In Böhmen und auf dem Schwarzwald hingegen wird das Fichtenharz in Kesseln mit Wasser geschmolzen und hierauf durch Säcke oder Stroh geseihet. Das auf diese Weise bereitete Pech ist zwar weißer als das auf erstere, jedoch enthält es noch etwas Terpentinöl, weshalb es auch weicher ist; es wird weißes oder burgundisches Pech, jenes gemeines Pech genannt. (*Döbereiner.*)

PECHBIER, Bier, welches in ausgepichten Fässern gelagert war, und von dem Peche einen bitterlichen aromatischen (in nicht zu großer Stärke für Manche angenehmen) Geschmack erlangt hat. (*Karmarsch.*)

PECHBLENDE, Pechuran, Uranpechharz, ein im Urgebirge, mit Zinn- und Silbererzen, vorkommendes Mineral, welches sich in Sachsen (Johanngeorgenstadt, Schneeberg, Annaberg, Marienberg), Böhmen (Joachimsthal) und Cornwallis (Redruth) findet. Es ist unkrystallisirt, unspaltbar, undurchsichtig, von grauschwarzer, bräunlich- oder grünlichschwarzer Farbe und unvollkommenem Metallglanze, auf dem Striche schwarz und glänzend, spröde, im Bruche uneben oder flachmuschelig; Härte = 5.5 (zwischen Apatit und Feldspath); specifisches Gewicht = 6.46. Es findet sich nierenförmig, derb und eingesprengt, zuweilen mit einer Anlage zu schaliger oder stängeliger Absonderung. Vor dem Löthrohre ist es für sich unschmelzbar, färbt die äußere Flamme grün, gibt mit Borax und Phosphorsalz in der äußern Flamme ein gelbes Glas, welches in der innern Flamme grün wird; wird von Soda nicht aufgelöst, liefert in der Reductionsprobe weiße Metallkügelchen (Eisen und Blei). Der Hauptbestandtheil ist Uranoxydul, verbunden mit Kieselerde in solchem Verhältnisse, daß die Kieselerde zweimal so viel Sauerstoff enthält, als das Uranoxydul. Formel nach Berzelius: $\dot{U}^3\ddot{S}i^2$, wonach die Zusammensetzung des reinen Pechurans folgende wäre: 87.96 Procent Uranoxydul, 12.04 Kieselerde. Verunreinigungen sind, nach Klaproth: Eisenoxydul und Schwefelblei; nach Arfwedson auch: Arsenik, Kupfer, Zink und Kobalt. Klaproth fand im

1) *T. C. Tychsen*, De numis indicis, in Commentat. Soc. Gotting. Vol. VIII. (1787.) p. 122 sq. 2) J. P. Tavernier's Reisen. 2. Th. S. 7. Anh. S. 2. Kupfert. 5, vierte Reihe.

Pechuran von Johanngeorgenstadt: 86.5 Uranoxydul, 5.0 Kieselerde, 6.0 Schwefelblei, 2.5 Eisenoxydul. (*Karmarsch.*)

PECHBRAUN, ein dunkles Gelbbraun, wie das des braunen Theers oder Pechs. (*Karmarsch.*)

PECHBRENNER, Arbeiter, die sich mit der Bereitung des Pechs aus Theer beschäftigen (s. den Art. Pech). (*Karmarsch.*)

PECHBRUNNEN nennt man alle diejenigen Quellen, aus welchen man das pechartige Bergöl (Naphtha, die feinste Sorte) schöpft, welches man verschiedenartig, meistens aber zum Kalfatern der Schiffe verwendet. Solche Pechbrunnen finden sich außer Baku (s. d. Art.) auf den Inseln Zante und Trinidad, sowie an mehren andern Orten Asiens (Babylon), Nord- und Südamerika's und Europa's (z. B. gelbe Naphtha in Frankreich), und zwar meistens in der Nähe von Steinkohlenlagern, sodaß sie sich zu diesen verhalten dürften wie die Salzquellen zu den Steinsalzlagern. (*G. M. S. Fischer.*)

PECHBÜCHSE heißt bei den Glasern eine kleine blecherne Büchse, welche beim Verzinnen und Löthen des Fensterbleies gebraucht wird, und entweder gepulvertes Kolophonium oder eine salbenartige, aus Kolophonium und Baumöl (oder Thran) zusammengeschmolzene Mischung enthält. Das Erstere wird durch eine Öffnung im Deckel der Büchse auf das Blei ausgestreut; die Letztere aufgestrichen. (*Karmarsch.*)

Pechbündel, s. Pechfaschinen.

PECHDRAHT, ein gezwirnter leinener Faden, der mit Schusterpech (einer Mischung aus schwarzem Pech und etwas Talg) bestrichen ist, und von den Schuhmachern zum Nähen ihrer Arbeiten gebraucht wird. (*Karmarsch.*)

Pechebonne, s. Siam.

Pecheisenstein, s. schlackiger Brauneisenstein im Art. Eisen.

PECHEN oder **PICHEN**: 1) Mit Pech überziehen (wie z. B. das Innere der Fässer, bei den Böttchern); 2) Pechscharren oder Pechsieden, s. Pechscharrer und Pechsiederei. (*Karmarsch.*)

PECHERAI (Pescheräh), der gewöhnliche, jedoch aus Misverständniß entsprungene Name der Bewohner des Archipels am Südende Amerika's, die nach Vorgang der englischen Geographen und Reisenden richtiger Fuegier (Fuegians bei Weddell, King, Fitzroy u. A.) zu heißen wären. Bougainville bemerkte zuerst den häufigen Gebrauch, welchen jene Insulaner von dem Worte Pecherai machten, und hielt es für einen selbstbeigelegten Volksnamen, den er daher in Aufnahme brachte. Die eigentliche Bedeutung ist bis heute noch nicht erklärt. King [1]) vermuthet einen mystischen Sinn in diesem Worte, meint, es könne eine Art von Zauberformel sein, die der Wilde ausstößt, um sich gegen Schaden zu schützen bei dem Zusammentreffen mit Weißen, und glaubt dunkle Beziehungen zum Begriffe einer höhern Macht mit seinem Gebrauche verbunden. Fitzroy [2]) hingegen sieht in diesem weinerlich wiederholten Ausrufe nur einen Versuch das Mitleiden der Fremden zu erregen, und stützt sich auf eine unvollkommene Etymologie. Nach Beauchesne [3]) heißen die Bewohner des östlichen Feuerlandes Laguedi-che, die des westlichen Haveguedi-che. Beide Worte sind der araucanischen Sprache entnommen; das erste bedeutet ein Volk, welches Schleudern gebraucht, das zweite, welches richtig Huapi-gulu-che lauten würde, zeigt ein Volk an, welches auf dicht zusammengedrängten bergigen Inseln lebt. Auf dieses Vorkommen araucanischer Worte in der Nähe der Magelhaensstraße gestützt, leitet Fitzroy das Wort Pescheräh von dem araucanischen Pichi (klein, unbedeutend) und Re (nur, allein) ab und hält den Ausruf für eine Selbstverkleinerung.

Die Bewohner des Feuerlandes gehören zu den am wenigsten bekannten der Erde, indem die Natur ihres Landes von jeher Seereisende abhielt, sich freiwillig ihm zu nähern und nie Versuche bleibender Ansiedelungen auf ihm gemacht worden sind. Die an sich sparsamen Nachrichten der letzten drei Jahrhunderte beziehen sich auf die in der Nähe der Meerenge lebenden Stämme. Die Bewohner der südlichen Inseln sind nur erst seit etwa 30 Jahren mit Weißen, namentlich mit englischen Robbenfängern in Berührung gekommen, allein an sehr vielen Orten entdeckten zuerst die Expeditionen unter King und Fitzroy (1826—36) die Ureinwohner, und gaben bis jetzt die umständlichsten Nachrichten, denen wir daher hier auch vorzugsweise folgen werden. — Die Existenz einer allem Anschein nach nicht unbedeutenden Bevölkerung in einem der unwirthbarsten Erdenwinkel bleibt wol immerdar ein Räthsel. Daß sie von Norden her, also aus besseren Gegenden, sich nach jenen Inseln gezogen, ergibt sich aus manchen Zeichen, sowie denn auch die Verwandtschaft der Fuegier mit den Patagoniern nicht zu verkennen ist, wenngleich eine ganz verschiedene Lebensweise am Ende Verschiedenheiten in Sitten und Wesen hervorgebracht hat. Die mindeste Unähnlichkeit findet da statt, wo auf beiden Seiten der Meerenge das Land gleichmäßig bewohnbar ist und sich steppenartig ausbreitet. Die Menschen des nordöstlichen Feuerlandes sind ebenso groß und rüstig, als die nahen Patagonier, während weiter nach Süden und Westen des Archipels ein viel verschrumpfteres und elenderes Volk wohnt, das man leicht für fremdartigen Ursprungs halten könnte. Jene nordöstlichen Fuegier spielen die Unterdrücker der andern Stämme, führen Raubzüge gegen sie aus und sind unter dem Namen von Coens (schon bei Oliver van Noort im J. 1598 heißt ihr Land Coin) ebenso gefürchtet als gehaßt. Es scheint sich demnach die ganze Bevölkerung jenes Archipels in zwei Hauptstämme zu spalten, deren nordöstlicher zum Theil noch von Jagd lebt, eine ziemlich große ebenere Insel bewohnt, der andere aber, den Fitzroy Tekineika nennt, alle andere Inseln behauptet, und ausschließlich

1) Voyage of the Adventure and Beagle. I, 314. 2) Ib. II, 358.

3) Voy. of *Beauchesne* bei *Burney*, Hist. of voy. IV, 378. Außerdem sind zu vergleichen die im Art. Patagonien angeführten früheren Beschiffer der Magelhaensstraße, und die Berichte der Reisen um Cap Horn bis Cook und Bougainville.

von Fischen und andern Seethieren sich nährt. Unter sich zerfallen beide wieder in eine Menge kleiner, vermuthlich namenloser Horden, die sich vereinigen und wieder auflösen, nach allen neueren Erfahrungen sogar ohne Häuptlinge sind, und also auch die rohesten Versuche zur Herstellung eines bürgerlichen Verbandes noch nicht gemacht haben. Die vollkommenste Gleichheit herrscht zwischen den Einzelnen, zum Theil weil sie jedes Eigenthum entbehren, und mit allem Rechte folgert Darwin, der Begleiter Fitzroy's, daß der thiergleiche Zustand der ganzen Bevölkerung sich nicht ändern werde, so lange sie ohne Verbindung und Oberhäupter zu leben fortfährt. Über die Zahl der Horden fehlen alle Nachrichten, und noch weit weniger ist die ungefähre Volksmenge abzuschätzen. Jedenfalls ist aber die letztere sehr gering, denn man fand in langen und genau durchforschten Inselgruppen nicht ein menschliches Wesen. Das bergige und waldige Innere des Landes ist fast ganz unzugänglich und gewährt durchaus keine Mittel zur Erhaltung des Lebens. Die ausschließlich an den Küsten sich aufhaltenden Eingeborenen mögen vielleicht noch weniger zahlreich sein, als man glaubt, weil sie ihr Leben hindurch heimathlos herumziehen und dieselbe Horde dem Seefahrer nach und nach an drei und mehr von einander entlegenen Plätzen wieder begegnen kann. Die Fuegier fallen durch fast ausnahmlose Häßlichkeit auf, und vielleicht ist das Widerliche ihrer äußeren Erscheinung nicht ohne Einfluß auf die Urtheile über sie im Allgemeinen geblieben, die sich fast nirgends günstig aussprechen. Die südöstlichen Horden (denn der westliche Theil des Archipels ist kaum bewohnt) sind selten über Mittelgröße; fünf englische Fuß ist das Maß der Mehrzahl. Zwischen dem starken und breiten Körperstamme und den misgebildeten, häufig gekrümmten Gliedmaßen fehlt das Verhältniß. Am schlechtesten ausgebildet sind die unteren Extremitäten, denn das Hocken neben dem Feuer in engen Hütten während der größeren Jahreshälfte ist ihrer Entwickelung ebenso hinderlich, als das Sitzen in Kähnen, um zu fischen oder zu reisen, sobald das Wetter es erlaubt. Die Farbe ist die bekannte, häufig so übel geschilderte des Uramerikaners, allein man bemerkt eine größere Annäherung an das Schwarzbraun, was indessen aber auch Folge des Aufenthaltes im dichten Rauche, des Bestreichens mit Thran und der unüberwindlichsten Scheu vor dem Waschen des Körpers sein kann. Das Haar ist noch weit straffer und härter als bei andern amerikanischen Völkern, steht überaus dicht, und da es nie die geringste Pflege empfängt, so hängt es struppig herab, wie Lieutenant Skyring sich ausdrückt, einem alten Strohdache vergleichbar. Die Stirn erscheint schmal und übelgestaltet; die Nase ist lang, schmal zwischen den Augen, breit und aufgetrieben an der Spitze. Der Mund ist widerlich groß, die Oberlippe ragt weit hervor und scheint selbst beim Lachen unbeweglich; die Zähne der Meisten wurden verdorben befunden. Das kleine Kinn tritt zurück, aber die Jochbeine ragen um so weiter hervor. Die sehr schief gestellte und schmale Augenspalte erinnert an chinesische Physiognomien. Über das Unangenehme der Gesichtszüge stimmen alle Berichte überein. Sie sind nicht allein roh, sondern deuten entschieden auf einen wilden und bösen Charakter; einer der besten Beobachter unter jenen englischen Seefahrern glaubte in ihnen List, Indolenz, passive Stärke, Mangel an Geisteskräften und Energie zu lesen, Andere fanden wenigstens den Ausdruck thierischer Wildheit und Unbezähmbarkeit sehr auffallend. Man hat einige Schädel in England der phrenologischen Untersuchung unterworfen, sie sehr klein, besonders nach Oben und Hinten zusammengezogen und mit wenigen bemerkbaren Hervorragungen oder Organen versehen gefunden. Die Sitte, neben andern Körperhaaren sogar die Augenbrauen auszuziehen, erhöht noch den Ausdruck der Häßlichkeit. Die Weiber sind den Männern ähnlich, und während der langen Forschungsreise fanden die Engländer höchstens zwei erträglichere Bildungen unter denselben, jedoch sind sie in demselben ekelhaften Grade unreinlich, wie die Männer. Im Allgemeinen vier Fuß einige Zoll (engl.) hoch, zeigen sie einen im Verhältniß zur Höhe unmäßig breiten Körperbau, der es veranlassen mag, daß sie niemals aufrecht, sondern immer gekrümmt einhergehen und bei jeder Bewegung große Ungelenkigkeit verrathen. Beide Geschlechter malen sich mit bunten Thonarten, die mit Thran vermischt sind, ebenso zur Zierath ihrer ungestalteten Körper, als auch um sich, nach Verübung irgend einer übeln That, deren Bestrafung sie fürchten, unkenntlich zu machen. Die körperliche Stärke dieser Wilden ist übrigens weit größer, als man nach Maßgabe ihrer Gliedmaßen vermuthen kann. Die stärksten Matrosen begegneten unter ihnen völlig angemessenen Gegnern, und bei einem unvermeidlich gewordenen Gefecht fanden es einst Fitzroy und ein Seemann sehr schwierig, ein ältliches Weib gefangen zu nehmen und zu binden. Sie schleudern Steine von drei und mehr Pfund Gewicht fast auf Entfernung eines Musketenschusses, und vermögen das angestrengteste Rudern länger auszuhalten, als ein Weißer. Die Schilderung ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters hat wenig Tröstliches; sie läßt den gewaltigen Raum erkennen, der den civilisirten Menschen vom Wilden trennt, und darum größer ist als der Unterschied zwischen domesticirten Thieren und ihren ungezähmten Stammverwandten, weil der Mensch eine weit unbeschränktere Fähigkeit zur Vervollkommnung besitzt. Die Fuegier entwickeln in etwas höherem Grade die Eigenschaften, die auch am Raubthiere vorkommen, List, schnelle und richtige Berechnung der Hindernisse, Entschlossenheit und Schnelligkeit in ihren Handlungen, wo kein Widerstand zu fürchten ist, Selbstsucht und Rohheit, wie sie überall aus dem Drucke eines unsicheren, armseligen, unter dem Kampfe mit den Elementen verbrachten und eigentlich hoffnungslosen Lebens entspringen. Sie sind gegen jede neue Erscheinung, die sie nicht direct berührt, gleichgültig, und selbst ihre Überraschung hat nicht den Ausdruck der Fröhlichkeit, sondern beschränkten Geistesvermögens. Nur ein Talent, das der Nachahmung fremder Eigenthümlichkeiten, zeichnet sie auffällig aus. Nicht nur copiren sie Gang und Angewöhnungen eines Jeden auf der Stelle mit der außerordentlichsten Wahrheit, sondern sie sprechen ohne sicht-

bare Mühe ganze Phrasen einer fremden Sprache nach und vergessen sie auch nicht leicht wieder; eine Eigenthümlichkeit, die von holländischen und spanischen Seefahrern des 17. Jahrhunderts bereits bemerkt worden ist. Furcht kennen sie im Augenblicke der Reizung nicht, aber ebenso wenig Erkenntlichkeit für empfangene Wohlthaten. Sie sind tapfer und kühn, fechten bis zum letzten Athemzuge, allein nach Art des wilden, von Wuth geblendeten Thieres, sonst würden sie es nicht wagen, im Zorn sich einzeln auf die gutbewaffnete Mannschaft eines Bootes zu stürzen. Wankelmüthig, wie alle Wilde, verdienen sie zu keiner Zeit Vertrauen, denn sie werden im Augenblicke ohne sichtbare Veranlassung zu Feinden der Fremden, oder suchen durch Verrath Meister derselben zu werden. Die Robbenfänger, die einzigen in jenen Meeren sich länger aufhaltenden Fremden, haben in dieser Hinsicht manche sehr bittere Erfahrung gesammelt. Ihr Mistrauen und ihr Haß gegen die Weißen, ihre Habsucht sind selbst da, wo sie noch nie mit jenen Berührungen gehabt, so groß, daß selbst der humane King es für ganz nutzlos hält, ihnen durch Freundlichkeit und Wohlthaten bessere Gesinnungen einflößen zu wollen; Ernst, Wachsamkeit und Strenge für die einzigen Mittel erklärt, um im Umgange mit ihnen Verlusten an Eigenthum oder Leben vorzubeugen [4]). Ihre außerordentliche Armuth mag zum Theil ihre Begehrlichkeit erklären, allein sie äußern keine Dankbarkeit nach Empfang ansehnlicher Geschenke, sondern suchen durch sehr listigen Diebstahl, sogar durch geschickte Taschendieberei, ihren Besitz zu vergrößern, oft mit Dingen, die für sie ganz unnützlich sind. Man hat gesehen, daß sie Tumult herbeizuführen strebten, um ihn zum Raube zu benutzen, und gefunden, daß sie, auf der That ertappt, weit entfernt in Verwirrung zu gerathen, sich dem Zorn ergaben und Gewalt zu brauchen begannen. Sind nun alle diese Züge auch nicht Beweise einer radicalen Verdorbenheit, sondern vielmehr überall im Gefolge des äußersten Grades menschlicher Wildheit beobachtet worden, so lassen sie doch wenigstens die Hoffnung nicht aufkommen, daß ein von äußeren Umständen so sehr gedrücktes und gehindertes Volk jemals auf der Bahn der Sittigung vorschreiten werde. Der erste, durch Fitzroy gemachte derartige Versuch ist gänzlich mislungen. Er nahm am Schlusse der ersten Expedition nach dem Magelhaenslande (1830) drei junge Männer und ein Mädchen mit sich nach England. Öffentliche Theilnahme verschaffte diesen eine leidliche Erziehung und zuletzt eine vollständige Ausrüstung, als Fitzroy Befehl zu einer zweiten Reise und Zurückführung der Fuegier nach ihrem Vaterlande empfangen hatte. Jene durch einen Todesfall auf drei reducirte Indier hatten in England ziemlich viel Sitte gewonnen, die Sprache auf Unkosten der eigenen, bald vergessenen, erlernt, und manche mechanische Fertigkeiten erlangt; allein ihr Anblick blieb ebenso ohne Erfolg auf ihre Landsleute, wie ihr Einfluß gering. Sie vermochten nicht einmal die Existenz eines Missionairs zu sichern, der nach wenigen Tagen Sicherheit in den Schiffen suchen mußte, während der eine jener Indier bald wieder alle Sitten seiner Landsleute annahm, und das andere Paar sich nach einer entlegenen Gegend begab, um wahrscheinlich früher oder später, wenn auch nicht aus freiem Willen, doch durch Umstände gezwungen, diesem Beispiele zu folgen. — Die Fuegier leben in einem Lande, dessen Seeküsten allein bewohnbar sind, weil sie allein dürftige Nahrungsmittel darbieten. Sie sind daher gezwungen, von Ort zu Ort zu wandern, um ihren Unterhalt zu finden, und da die Küsten durch Steilheit meist unzugänglich sind, bleibt ihnen nichts übrig, als in elenden Kähnen weite Reisen zu machen. Auf diese Weise in beständiger Bewegung, lernen sie nie das Gefühl heimathlichen Behagens kennen, bleiben ein Spielball des Zufalls und kommen nicht in die Nothwendigkeit, ihren Geist anzustrengen, um Verbesserungen zu ersinnen, Sicherheit für sich und ihr Besitzthum zu gewinnen. Die Horden haben keine Häuptlinge, leben aber fortdauernd in Uneinigkeit, und werden durch diese so unstät, daß sie selbst unter jenem rauhen Himmel nirgends eine festere Wohnung errichten. Eine kegelförmige Hütte, die aus einigen in den Boden gesteckten und mit Grasbüscheln gedeckten Baumzweigen besteht, bildet selbst in der Tiefe des schneereichen Winters die einzige Behausung. Ungleich ärmer und ohne den Kunstfleiß arktischer Völker besitzen die Fuegier nicht einmal eine dürftige Bekleidung zum Schutze gegen die so selten unterbrochenen kalten Regen und Stürme selbst der besten Jahreszeit. Ein kleines Stück Seehundsfell, los über die Schultern geworfen, ist bei den Meisten die einzige Bedeckung, und höchstens besitzen die Weiber einen kurzen Fellmantel, wiewol man auch sie unbekleidet, mit nackten Säuglingen an der Brust, während des heftigsten Winterregens, in Kähnen angetroffen hat. Wie abgehärtet der wilde Naturmensch auch sein möge, so übersteigen die Beschwerden einer solchen Existenz, unbekleidet, obdachlos zu leben, stundenlang im Meere nach einigen Muscheln zu suchen, doch die menschliche Kraft, und daher die Veränderung aller Körperverhältnisse und Häßlichkeit, von welcher alle Reisende gesprochen haben. Der größte Theil des Archipels entbehrt jagdbare Säugethiere mit Ausnahme der Seehunde. Von den vielerlei wilden Gänsen und Enten haben die Eingeborenen auch nicht eine Art zu zähmen unternommen. Ebenso wenig sind sie mit irgend einer Art von Landbau vertraut, und daher sind nicht allein ihre Nahrungsmittel von der rohesten Beschaffenheit, sondern auch in manchen Zeiten so schwer zu erlangen, daß Hungersnoth einreißt. Das Meer liefert noch die reichlichste Ausbeute. Muschelthiere sind die gewöhnlichste Nahrung; ein gestrandeter, in Fäulniß übergegangener Walfisch dünkt den Eingeborenen ein köstliches Gericht. Anthropophagie tritt wenigstens unter einem Stamme der Fuegier, als Folge des gräßlichen Mangels, auf. Sie kann nach King und Fitzroy nicht in Zweifel gezo-

4) Mehr oder minder ist diese Ansicht auch von frühern Seefahrern ausgesprochen worden. Duclos Gayot hatte ein Gefecht mit Fuegiern in Port Famine, wobei drei Franzosen blieben (*D. Pernetti*, Malouin. II, 653). Unter den Neuern schildert allein Weddell (Voy. towards the Southpole. 168) eine ganz entgegengesetzte Meinung.

gen werden; alte Weiber werden im Rauche erstickt oder erwürgt, und ihre Körper von den Verwandten aufgezehrt. Einige Beeren, Seegras und ein eßbarer Baumschwamm machen die vegetabilischen Nahrungsmittel aus. Jagdgeschicklichkeit legen die Fuegier nicht an den Tag, indessen sind sie gute, aber selten von der Natur belohnte Fischer. Ihre Kähne bestehen aus Birkenrinde, können vier bis fünf Erwachsene und einige Kinder enthalten, und reichen hin, eine Familie mit ihrem ganzen Eigenthum aufzunehmen. Nur an einem Orte fand man Kähne aus Bretern, die mittels Bastfäden zusammengenäht und ziemlich wasserdicht waren. Auf diesen elenden Fahrzeugen besuchen die Fuegier auch entlegenere Inseln, kommen aber, da sie schlechte Schwimmer sind, dabei häufig um das Leben. Die Waffen der Männer sind Speere und Schleudern; die letzteren verstehen sie mit der außerordentlichsten Genauigkeit zu handhaben, und sind hierdurch Fremden sehr gefährlich. Kriege sind unter den Horden überaus häufig, gewöhnlich auch sehr blutig; sie werden zum Theil in der Absicht des Weiber- und Kinderraubes unternommen, indem man die letzteren an die Patagonier als Sklaven zu verkaufen Gelegenheit hat. Vielweiberei ist allgemeine Sitte, jedoch hat ein Mann nie mehr als zwei Weiber, deren Behandlung, wie überall unter den Indiern, eine harte ist. Zu den Kindern sollen aber die Männer viele Anhänglichkeit zeigen. Das Alter bringt keine höhere Stellung, und von Regierung im Innern der Familien hat man nirgends Spuren gefunden. Eine Art von Zauberern kommt gelegentlich vor, genießt aber kein Ansehen und noch weniger die Herrschaft. Der gesammte geistige und gesellschaftliche Zustand der Fuegier deutet an, daß sie sich auf der untersten Stufe der Menschencultur befinden, parallel den Neuholländern stehen. Civilisirt dürften sie nie werden. Ihre Sprache ist arm und so überaus guttural, daß schon Cook sie mit dem Klange verglich, den die Versuche zur Befreiung der Luftwege durch heftiges Räuspern hervorbringen. Die Buchstaben europäischer Sprachen vermögen ein solches Idiom schwerlich wiederzugeben, indessen hat Fitzroy manche Proben desselben gesammelt. (*E. Pöppig.*)

PÊCHES (Pomol.), Früchte des Pfirschenbaumes. Sie sind mit Wollhaaren überzogen und haben einen ablöslichen Stein, wodurch sie sich von den Pavies unterscheiden. Sie verlangen vorzugsweise vor den andern Pfirschensorten eine gute Pflege und einen sonnigen Standort. Ihre völlige Reife darf man nicht abwarten; lassen sie sich leicht von dem Stiele ablösen, dann pflückt man sie früh Morgens oder spät Abends behutsam ab, läßt sie in die hohle Hand fallen und vermeidet jede unsanfte Berührung. Will man ihre äußere Schönheit erhöhen, so bürstet man sie sanft mit einer weichen Sammetbürste. (*William Loebe.*)

Pecheya *Scop.*, s. Frölichia.

PECHFACKEL, die geringere Gattung der Fackeln (im Gegensatze der Wachsfackeln), welche nach ihrem Gebrauche auch Kutschenfackeln genannt werden. Man nennt sie nicht selten Windfackeln (Windlichte), weil sie wegen des Rauches und unangenehmen Geruches, welche sie beim Brennen erzeugen, nur im Freien gebraucht und zugleich vom Winde nicht ausgelöscht werden. Die Pechfackeln sind von zweierlei Art: Dochtfackeln und Stockfackeln. Erstere enthalten als Docht einen Strick, welcher vom Seiler aus Werg gesponnen wird. Man taucht denselben in geschmolzenes schwarzes Pech (oder in eine Mischung von Kolophonium, Terpenthin und schlechtem Wachse), steckt ihn durch das runde Loch einer Eisenplatte (eines sogenannten Zieheisens), und fährt dann, während er frei aufgehängt ist, mit diesem Eisen in seiner ganzen Länge herab. Indem diese Operation hernach noch mit zwei anderen Zieheisen, deren Löcher etwas kleiner sind, wiederholt wird, macht man den Pechüberzug glatt und gehörig rund. Nachdem das Pech ganz erhärtet und kalt geworden ist, gibt man einen Anstrich mit Kreide, in Leimwasser angerührt, und begießt zuletzt die Fackel dünn mit weißem Wachse, um ihr ein besseres Ansehen zu ertheilen. Dickere Dochtfackeln bildet man durch Zusammenlegen mehrer (z. B. vier) in Pech getränkter Dochte (Wergstricke), Bestreichen mit Kreide und Übergießen mit Wachs. Bei der schlechtesten Sorte läßt man das Wachs weg, und begnügt sich, das gehörig dick aufgetragene Pech blos mit einem Kreideanstrich zu bedecken. Die Stockfackeln gleichen den einfachen Dochtfackeln, mit Ausnahme des einzigen Umstandes, daß, statt des ganz aus Werg bestehenden, gesponnenen Dochtes ein Stock von harzreichem Fichten- oder Föhrenholze, den man mit Werg umwickelt, dazu angewendet wird. (*Karmarsch.*)

PECHFACKELN. Dieselben gehören zu den Dingen, deren man sich im Kriegswesen zur Erleuchtung bei nächtlichen Unternehmungen und zum Anzünden von Gegenständen, denen man sich nahen kann, bedient.

Man fertigt sie aus Werglitzen oder aufgedrehtem alten Strickwerk von neun Fuß Länge, die so zusammengelegt und mit Bindfaden umbunden werden, daß die Fackel eine Länge von 4½ Fuß erhält und zwei Zoll im Durchmesser stark wird. Man taucht sie sodann einige Minuten in eine Mischung, welche entweder aus drei Theilen Harz, einem Theil schwarzes Pech und einem Theil Theer, oder aus sechs Theilen schwarzes Pech, sechs Theilen weißes Pech und einem Theil Terpenthin besteht; und nachdem sie zuvor über dem Kessel aufgehängt worden, um die überflüssige Masse abtropfen zu lassen, windet man — mit in Öl getauchten Händen — die Fackel und macht sie rund, bevor sie trocken wird.

Bedient man sich der Fackeln zur Erleuchtung des Walles, wenn der Feind einen nächtlichen Angriff gegen denselben unternimmt, so werden sie in sogenannte Wallpfannen gelegt, d. h. in eiserne Schalen, die auf Stangen befestigt sind, welche auf dem Walle in angemessenen Zwischenräumen aufgestellt werden. Bedient man sich ihrer aber bei nächtlichen Arbeiten im Freien, so kann man auch hölzerne Stiele an sie befestigen, um sie mittels derselben in die Erde zu stecken.

Die Brennzeit der beschriebenen Fackeln ist bei ruhigem Wetter eine Stunde auf jeden Fuß der Länge; hingegen bei windigem Wetter nur halb so groß.

Sollen die Fackeln nicht verlöschen, so müssen sie

wohl unterhalten werden; auch können sie, wegen ihres flackernden Feuers, nicht an Orten gebraucht werden, wo, wegen der in der Nähe befindlichen Munition, eine Gefahr zu besorgen wäre. Und endlich ist nicht außer Acht zu lassen, daß, da sie auf den Wällen hochgestellt werden müssen, wenn sie den vorliegenden Graben erleuchten sollen, in solchem Falle der Feind sie als sichere Zielpunkte benutzen wird. (*Tzahn.*)

PECHFADEN, heißt auch der Pechdraht, namentlich wenn er dünn ist (s. Pechdraht). (*Karmarsch.*)

PECHFASCHINEN. Derselben bedient man sich im Festungskriege zum Anzünden von Wohngebäuden, Magazinen oder anderer brennbaren Gegenstände, sowie zum Erleuchten der Festungswerke, wenn zur Nachtzeit ein stürmender Angriff gegen dieselben unternommen wird. Auch wirft man sie brennend über die Brustwehr dem auf der Bresche anrückenden Feinde entgegen. — Bei der Belagerung von Longwy, im J. 1815, gelang es preußisischen Artilleristen, ein Paar Pechfaschinen in die Schießlöcher eines Blockhauses zu bringen, welches von einer tapfern, größtentheils aus Officieren bestehenden, Besatzung mit Nachdruck vertheidigt wurde. Der erstickende Qualm, welchen jene Faschinen im Innern des Gebäudes verbreiteten, nöthigte die Vertheidiger bald, sich mit dem Werke ihren Gegnern zu übergeben.

Genannte Faschinen sind ein bis zwei Fuß lange, vier bis fünf Zoll starke Bündel, welche aus Rebholz oder anderem leicht brennenden Reißig, zwischen welches man auch wol noch Hobelspäne legt, gefertigt werden. Diese Bündel werden Anfangs nur dünn gemacht, mit Bindfaden umbunden und in eine Brandmasse getaucht, welche aus drei Theilen grünem Pech, drei Theilen Theer und zwei Theilen geknirschtem Pulver besteht, die in einem kupfernen Kessel geschmolzen und gemischt werden. Nachdem die Faschine von dieser Masse völlig durchdrungen, dann gehörig abgetrauft, und zu gleichen Theilen mit geknirschtem Pulver und sogenanntem Zehrungssatze (bestehend aus acht Theilen zerstoßenem Salpeter, drei Theilen Schwefel und drei Theilen Mehlpulver) überall gut bestreut worden, läßt man sie trocken werden, um hiernach das Umwickeln, Eintauchen und Bestreuen zu wiederholen, bis sie die oben angegebene Dicke erhält. Damit die Faschine während des Brennens besser zusammengehalten sei, wird dieselbe, sobald sie die verlangte Dicke erreicht hat, mit geglühtem Drahte weitläufig umwunden; wobei, zur schnelleren Zündbarkeit, zwei bis drei fünf Zoll lange Stücke Zündlichte mit eingebunden werden.

Um die Faschinen vor dem Gebrauche besser zu conserviren, umwickelt man sie lose mit Stroh.

Bis zur völligen Entzündung einer Pechfaschine sind 2½ Minuten erfoderlich; die Brennzeit einer zwei Fuß langen Faschine beträgt fast dreißig Minuten. Bei ihrer Anwendung als Erleuchtungsmittel, zu welchem Behufe sie in Wallpfannen gelegt werden, muß man sie sorgsam unterhalten. Ihr flackerndes Feuer gestattet nicht ihren Gebrauch in der Nähe von Munitionsvorräthen; und werden die Wallpfannen hoch aufgestellt, um das vorliegende Terrain besser zu erleuchten, so gewährt ihr dem Feinde sichtbares Licht demselben sichere Zielpunkte. Endlich ist auch nicht unbemerkt zu lassen, daß die Anfertigung der Pechfaschinen wegen des dabei zur Anwendung kommenden Pulvers nicht ohne Gefahr ist, und deshalb eine besondere Vorsicht erfodert. (*Tzahn.*)

Pechgranat, s. Granat.

PECHGRIEBEN, PECHGRIEFEN, die mit Harz durchdrungenen Unreinigkeiten, welche beim Schmelzen und Auskochen des Harzes oder Pechs zurückbleiben (s. Pech). Man gebraucht sie als Material zur Kienrußbereitung. (*Karmarsch.*)

PECHGRUBE, eine in trockenem Boden angelegte (allenfalls ausgemauerte) Grube, welche sehr oft statt eines Theerofens zum Theerschwelen angewendet wird. Ihre Gestalt ist der eines auf die Spitze gestellten Zuckerhutes ähnlich. Man gräbt sie an einer abhängigen Stelle in die Erde, um von dem tiefsten Punkte eine Rinne herausleiten zu können, durch welche der Theer ausfließt, um sich in einer andern, tiefer liegenden Grube oder in einem vorgesetzten hölzernen Troge zu sammeln. Die Pechgrube wird, um Theer darin zu bereiten, mit harzigen Holzstücken (Kienstöcken) angefüllt, mit Rasen bedeckt und dann der Inhalt angezündet, welchen man durch kleine Zuglöcher in der Rasendecke dürftig im Brennen erhält. (*Karmarsch.*)

Pechhaube, s. Pechmütze.

Pechhauer, s. Pechscharrer.

Pechhefen, s. Pechbärme.

PECHHOFEN, Dorf im bairischen Landgericht Waldsassen (Obermainkreis), bemerkenswerth durch den dabei liegenden Eisenhammer, welcher jährlich 300 Centner Eisen liefert. Die Zahl der Einwohner, welche größtentheils Bergleute sind, wird auf 400—500 angegeben. (*G. M. S. Fischer.*)

PECHHÜTTE, das Gebäude einer Pechsiederei (Pechbrennerei). Es gehören dazu der Theerofen (Pechofen) oder die Pechgrube, die Kessel zum Einkochen des Theers ꝛc. Vergl. Pech, Pechgrube, Pechofen. (*Karmarsch.*)

PECHIG nennt man im eigentlichen Sinne des Worts Dinge, welche, sei's durch Geruch, Geschmack oder einige andere Eigenschaften des Pechs, mit diesem Ähnlichkeit haben. Da man das Wort Pech oft auch tropisch für Unglück, misliche Lage gebraucht, so ist auch eine hierauf bezügliche Bedeutung auf das Adj. pechig übergegangen. In der Bergmannssprache redet man von einer pechigen Arbeit dann, wenn das Eisen beim Schmelzen nicht rein und flüssig, sondern pechähnlich und dick gefunden wird. Man muß ihm dann durch Wascheisen zu Hilfe kommen, will man nicht den Guß unbrauchbar machen. (*G. M. S. Fischer.*)

PECHINCZE, auch PECSINCZE, ein großes, zum peterwardeiner Grenzregimentsgebiete der slavonischen Militairgrenze gehöriges Dorf, in durchaus offener, flacher Gegend, die theilweise versumpft ist, in der Nähe des Jarsinakanals gelegen, mit 176 Häusern, 932 slovenoserbskischen Einwohnern, die sich bis auf sechs sämmt-

lich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. Der Boden ist ebenso wie im benachbarten Provinzial-Slavonien ausgezeichnet fruchtbar. (*G. F. Schreiner.*)

PECHINI, ein äthiopisches Völkchen, welches Ptolemäos (IV, 8) zwischen den Fluß Astapodes (Astapus) und das Gebirge Garbata setzt. (*Krause.*)

Pechkelle, s. Pechlöffel.

Pechklumpen, s. Pechkugel.

Pechkohle, s. Braunkohle.

PECHKRÄNZE. Sie sind im Kriegswesen zu demselben Gebrauche bestimmt, als die Pechfaschinen (s. d. Art.). Der Unterschied zwischen beiden Feuerwerkskörpern besteht lediglich in der Form derselben. Die Pechkränze werden aus alten Tonnenreifen von kiefernem oder anderem sehr brennbaren Holze, losgewickelter Lunte oder lose zusammengedrehtem Werg, zwischen welches man Hobelspäne mengt, so gefertigt, daß sie drei bis sechs Zoll dicke Ringe bilden, die sechs bis zwölf Zoll im Durchmesser haben. Sie werden in dieselbe Brandmasse getaucht, deren man sich zu den Pechfaschinen bedient; auch werden sie, ebenso wie letztere, durch successives Umwickeln, Eintauchen und Bestreuen gefertigt, bis sie die angegebene Größe erreicht haben; nicht minder ist ihre weitere Behandlung die nämliche.

Die kleineren Pechkränze nennt man auch wol Leuchtkränze, welches zugleich ihre nähere Bestimmung bezeichnet. Sie werden beim Gebrauche auf sogenannte Wallleuchter gelegt, d. h. auf Wallpfannen, welche zu diesem Behufe in ihrer Mitte mit einem Dorn versehen sind, der dem Kranze eine gesichertere Lage gewährt. Ein solcher Kranz bedarf bis zur völligen Entzündung eine Minute, und brennt etwa 20 Minuten, mit einem Leuchtvermögen auf 50 Schritt Weite.

Die größere Art Pechkränze dient vorzugsweise zum Anzünden, weshalb sie auch Brandkränze genannt werden; je nach ihrer Größe erstreckt sich ihre Brennzeit bis zu einer Stunde. Sie werden entweder auf die Gegenstände, welche sie in Brand setzen sollen, geworfen, oder, wenn man sich denselben ganz nahen kann, daselbst an eisernen Nägeln aufgehangen.

Was schon bei den Pechfaschinen über die Gefahr und Nachtheile, welche deren Anfertigung und Anwendung begleiten, gesagt worden ist, gilt auch hier; und dieses ist wol der Grund, warum neuere Artillerieschriftsteller solchen Kunstfeuern nicht mehr den Werth beilegen, den sie in den Augen der älteren Feuerwerker hatten. (Vgl. Meyer's Kriegsfeuerwerkerei 1. Th. S. 409, und dessen Notizen zur Artillerietechnik S. 98.) (*Tzahn.*)

PECHKRÜCKE, eine eiserne oder hölzerne Krücke, mit welcher die Böttcher beim Auspichen der Fässer das geschmolzene und eingegossene Pech ausbreiten, damit es überall das Holz gleich stark überziehe. (*Karmarsch.*)

Pechkuchen, so viel wie Pechkugel (s. d. Art.).

PECHKUGEL, 1) (Treibkugel, Kittstock, Pechkuchen) heißt bei den Gold- und Silberarbeitern eine halbe Kugel von Holz, Stein oder Eisen, welche als Unterlage der Arbeit beim Treiben (Ciseliren) gebraucht wird. Man legt die Kugel mit ihrer Rundung auf ein kranzförmig zusammengerolltes Tuch, oder in einen von Stricken gewundenen Kranz, oder in einen ringförmigen Untersatz von Eisen, damit sie während des Gebrauchs leicht nach allen Seiten gewendet werden kann, wie es die Bequemlichkeit erfodert. Auf der nach oben gekehrten ebenen Fläche derselben wird ein durch Wärme erweichter Klumpen von Treibpech (Treibkitt, aus zwei Theilen schwarzen Pechs, einem Theile feinen Ziegelmehls und etwas Talg oder Wachs zusammengeschmolzen) befestigt; und auf diesen drückt man die zu treibende Blechplatte stark an, sodaß sie daran kleben bleibt. Indem man nun mittels verschiedener Treibpunzen, die mit dem Hammer in das Blech eingeschlagen werden, die beabsichtigte Reliefzeichnung allmälig hervorbringt, dient das Pech als eine nachgiebige Unterlage, welche doch hinlänglich widersteht, um den Eindruck der Punzen auf die Stelle zu beschränken, wo sie das Metall berühren. 2) Eine Birnart, s. Pomologie. (*Karmarsch.*)

PECHLARN, insgemein Pöchlarn. 1) Groß-, auch Stadt-P., ein kleines, aber sehr altes Städtchen im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, unterhalb der Einmündung der Erlapp, am rechten Donauufer in ebener Lage zur gleichnamigen Herrschaft gehörig, mit 52 Häusern und 383 teutschen Einwohnern, welche nur die gewöhnlichen Stadtgewerbe neben einigem Feldbaue treiben, einem Schlosse, einer Vorstadt, einem eigenen Magistrate, einer katholischen zum Bisthume St. Pölten gehörigen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Sie ist der Hauptort der dem Freiherrn von Borsch gehörigen Herrschaft gleiches Namens, und wird für das im Itinerarium Antonini und in der Notitia Imperii Occid. erwähnte römische Arelape oder Aralapidea, wo sich wegen der Breite der Donau ein Theil der römischen Donauflotille zum Schutze der Reichsmarken gegen die Einfälle der Germanen stets aufgehalten haben soll, insgemein angenommen und auch sein Name von dem römischen Worte praeclara, welchen Beinamen die Römer ihr beilegten und der auch noch im 10. Jahrh. angetroffen wird, abgeleitet. Der Ort scheint auch in viel spätern Zeiten noch von größerer Wichtigkeit gewesen zu sein, da es auch im Nibelungenliede eine Rolle spielt, in dem der Held Rüdiger von Bechelarn als einer der Helden jenes bedeutungsvollen Sagenkreises auftritt. Noch immer zeigt man in diesem Orte zwei alte Bastionen als Überreste seiner vormaligen Befestigungen. 2) Klein- oder Alt-P., ein zur Herrschaft Schloß-Pechlarn gehöriger Markt, im V. O. M. B. Niederösterreichs, am linken Ufer der Donau, dem Städtchen Groß-P. gegenüber am Fuße eines Berges gelegen, mit 82 Häusern, 496 teutschen Einwohnern, unter denen sich ein Schiffmeister befindet, der Holz und Waaren verfährt, einer eigenen katholischen Pfarre, welche auch zum Bisthume St. Pölten gehört, einer katholischen Kirche, einer Schule und einigem Weinbaue, zu welchem die dem Markte benachbarten Bergabhänge benutzt werden. In dem hinter dem Orte sich vertiefenden Thale (Graben) wird viel und guter Thon gefunden, und in bedeutender Menge zu

Schiffe verführt. Die Gegend beider Orte ist übrigens nicht ohne Reiz. (*G. F. Schreiner.*)

PECHLEINEN, PECHLINNEN, eine Art grober Packleinwand (Wachsleinwand). (*Karmarsch.*)

PECHLER, eine provinzielle Benennung des Pechbrenners und Pechscharrers (s. d. Art.) (*Karmarsch.*)

PECHLICHTE, die aus dem schlechtesten braunen Talge, sogenanntem Pech (s. d. Art.), verfertigten Lichte. (*Karmarsch.*)

PECHLIN (Johann Nicolaus), wurde 1646 zu Leyden geboren, woselbst er auch besonders unter Drelincourt Medicin studirte und 1667 die Würde eines Doctors der Medicin erhielt. Nachdem er von einer größern wissenschaftlichen Reise, die sich bis nach Italien erstreckte, woselbst er sich längere Zeit aufhielt, zurückgekehrt war, wurde er 1673 als Professor der Medicin nach Kiel berufen, wo er mit großem Beifall lehrte und sich besonders auch mit anatomischen Untersuchungen beschäftigte, denen wir manche nicht unwichtige Entdeckungen verdanken. So bestimmte er die Lage des Herzens genauer, entdeckte die querlaufenden Muskelfasern im Hohlvenensack, behauptete, daß die Diastole des Herzens keine wahre Erschlaffung, sondern ebenso gut Folge einer activen Thätigkeit des Herzens sei, wie die Systole; machte wieder auf die Darmdrüsen aufmerksam und trat unter dem Namen Janus Leonicenus Veronensis besonders gegen die Ansichten von Fr. de le Boë Sylvius und Regner de Graaf auf, indem er nicht nur den unmittelbaren Übergang der Galle aus der Leber in das Duodenum nachwies, sondern auch die Meinung von der Säure des pankreatischen Saftes und seinem Aufbrausen mit der Galle widerlegte. Nur der gänzliche Mangel an Einsicht der untengenannten Schrift selbst und bloßes oberflächliches Urtheil nach dem Titel kann Choulant (Tafeln zur Gesch. der Medicin, S. 50) verleitet haben, sie unter die Schriften, welche die „Medicin in Bezug auf ältere Mythologie" betrachten, zu setzen. Die Untersuchung einer Negerleiche gab ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die Entstehung der schwarzen Hautfarbe in einem geschätzten Werke bekannt zu machen. Am 11. April 1678 nahm ihn die Academia naturae curiosorum unter dem Namen Telamon I. zu ihrem Mitgliede auf; dasselbe that 1691 die königliche Societät zu London. Nicht gering und wohl verdient war sein Ruf als Praktiker. Bereits 1680 hatte ihn der Herzog von Holstein-Gottorp zu seinem Rath und Leibarzt ernannt, in welcher Eigenschaft er diesen auch im J. 1698 nach Schweden begleitete. Zwar kehrte er 1701 nach Kiel zurück, verließ diesen Ort aber 1704 wieder, um sich abermals nach Stockholm zu begeben, wo er 1706 starb. Von seiner classischen Bildung zeugen seine sämmtlichen Schriften: Dissertatio inaugural. de apoplexia. (Leydae 1667. 4.) Exercitatio nova de purgantium medicamentorum facultatibus. (Leydae 1672. Amstelodam. 1702. *Jani Leoniceni Veronensis* metamorphosis Aesculapii et Apollinis pancreatici. (Gratianopoli 1672. 12., Amstelodam. 1673. 8.) Programma funerale de vita D. *Petri Musaei.* (Kiel 1674. 4.) Progr. anatomiae cadaveris feminae Aethiopicae praemissum. (Kilon. 1675. Fol.) De aeris et alimenti defectu ac vita sub aquis meditatio (Kilon. 1676). Exercitatio anatomico-medica de fabrica et usu cordis (Kilon. 1676). De habitu et colore Aethiopum (Kilon. 1677). De epilepsia et remediis contra illam. (Kilon. 1678. 4.) Historia vulneris thoracici cum commentario ad eam-disp. (Kilon. 1682. 4.) Theophilus Bibaculus s. de potu herbae theae dialogus (Kilon. 1684. 4. Paris 1685. 12.). Consultatio desultoria de optima christianorum secta et vitis pontificorum (Padua [Amstelodam.] 1688. Hamburg. 1709). *Pasquini* historia orbis ad annum 1688; accedit prosopographia praecipuorum Europae statuum in anni 1689 initio. s. l. 1689. 4. Observationum physico-medicarum libri tres. Acced. Ephemeris vulneris thoracici. (Hamb. 1691. 4.) Venus transmarina, lusus epithalamicus in nuptias Friderici ducis Gottorpiensis. (Stockholm 1698. Fol.) *Venantii Pacati* solitudo, seu querela de tempore (Hamb. 1704). Opuscula selecta (Hamb. 1709). Außerdem finden sich mehre Beobachtungen in den Miscell. acad. naturae curiosor. Die beabsichtigte Herausgabe von Bemerkungen, Beobachtungen ꝛc. aus der Medicin und Physik unter dem Titel Noctes Suecicae kam nicht zu Stande. (Vergl. *Scheffelius* Epistolae ad Schelhamerum. p. 324.) (*J. Rosenbaum.*)

Pechlinnen, s. Pechleinen.

PECHLIWAN heißen eine Art von Gladiatoren, Ring- oder Faustkämpfer, welche von dem römischen auf den türkischen Kaiserhof übergegangen sind. Sie werden auf kaiserliche Kosten unterhalten und unterrichtet, und dienen zur Verherrlichung der kaiserlichen Feste. (*Fischer.*)

PECHLÖFFEL heißt der große eiserne Löffel, in welchem die Böttcher das zum Auspichen der Fässer erfoderliche Pech schmelzen. Eines ähnlichen Löffels bedient man sich beim Kalfatern der Schiffe, um damit das geschmolzene Pech auf die Fugen des Holzwerks zu gießen. (*Karmarsch.*)

PECHMÉJA (Jean), geb. zu Ville Franche 1741, gest. zu Saint-Germain en Laie den 7. Mai 1785, war zuerst Lehrer der Beredsamkeit in La Flèche, kam dann nach Paris, versuchte es hier zunächst mit einer Präceptorstelle, trat 1773, wo die französische Akademie eine Lobrede auf Colbert als Preisaufgabe gestellt hatte, als Preisbewerber auf, und erhielt, während Necker, der geeigneter war, einen Finanzminister zu würdigen, den ersten Preis bekam, dafür das zweite Accessit, womit einem Aufsatze, der am Ende zu seiner Empfehlung nur eine Eleganz des Styls und einige aus dem Umgange mit den Ökonomisten geschöpfte Gedanken aufweisen konnte, hinreichende Anerkenntniß zu Theil wurde. Er kam aber dadurch auch mit Necker in Verbindung, zu dessen Ansichten er sich nun bekannte. Was jedoch allein ihn hier einer Erwähnung werth macht, was bei seiner Erscheinung mit ungemeinem Beifalle begrüßt, sehr bald aber vergessen wurde, ist sein moralischer Roman Télèphe, der aus zwölf Büchern bestand, erschienen 1784, den einige übertriebene Lobredner

damals sogar mit Télémaque in Parallele zu stellen wagten. Eine, bei allem Ernst, sehr anziehende Persönlichkeit, das Talent einer sehr pikanten und witzigen Conversation, was ihn in den Kreisen der vornehmen Welt sehr recherchirt machte, hat zu diesem vorübergehenden Glück seines Telephe beigetragen. Es sind oft seine eigenen Erlebnisse und Verhältnisse, die er darin schildert, wie denn bei einem der ansprechendsten Gemälde desselben, dem der Freundschaft, ihm seine eigne seltene Freundschaft zu dem Arzte Dubreuil vorgeschwebt hat, mit dem er bis an seinen Tod aufs Innigste verbunden war, dem er auch 20 Tage, nachdem er gestorben war, in den Tod folgte. (Biogr. univ.) (*H.*)

PECHMÜTZE, PECHHAUBE, ein haubenförmiges Pechpflaster, welches zur Ausrottung des Grindes auf den kahlgeschorenen Kopf gelegt und dann wieder abgerissen wird, wobei es die kurzen Haare sammt den Wurzeln mitnimmt. (*Karmarsch.*)

Pechnelke, s. Lychnis Viscaria.

PECHÖL (Kienöl, Krummholzöl, oleum pini, oleum templinum), ist das dem Terpenthinöl sehr nahe verwandte, ätherische Öl, welches durch Destillation des weißen oder gelben Theers erhalten wird. Der Rückstand von dieser Destillation ist gelbes Pech (s. d. Art.). Außerdem versteht man unter Pechöl dasjenige brenzliche Öl (Brandöl), welches in die Vorlage übergeht, wenn man Pech in einer Retorte oder einem Destillirapparate erhitzt. (*Karmarsch.*)

PECHOFEN (oder Theerofen), ein Ofen zur Bereitung des Theers durch trockene Destillation (sogenanntes Schwelen) harzreichen Holzes. So, wie er in Teutschland gewöhnlich vorkommt, hat er folgende Einrichtung: Er ist von Ziegeln gemauert, cylindrisch, oben zugewölbt, unten nach der Gestalt eines flachen Trichters zusammengezogen, und im Mittelpunkte des Bodens mit einer Öffnung und einem Theerabflußrohre versehen. Dieses Rohr führt schräg nach einem Troge, in welchem sich der Theer ansammelt. Oben, mitten auf dem Gewölbe (der Kappe), befindet sich das Setzloch zum Einfüllen der Kienstöcke (Wurzelstöcke von Kiefern), welche das gewöhnlichste Material zum Theerschwelen sind; unten, seitwärts das Kohlenloch, zum Herausnehmen der Kohlen, welche das Holz nach vollendetem Schwelen hinterläßt. Beide Öffnungen bleiben dicht verschlossen, während der Ofen geheizt und im Gange ist. In einiger Entfernung umgibt ein zweites cylindrisches Gemäuer (der Mantel) concentrisch den eigentlichen Ofen. Der Mantel schließt sich oben ringsum gewölbartig an die Kappe, und ist hier mit einigen Zuglöchern versehen; unten besitzt er eine dem Kohlenloche des Ofens gegenüberstehende Öffnung (damit man bequem an das Kohlenloch gelangen kann), und außerdem ein Paar Schürlöcher zur Unterhaltung des Feuers, welches in dem Raume zwischen dem Ofen und dem Mantel angemacht wird. Indem unter diesen Umständen das harzreiche Holz im Innern des Ofens der Hitze ohne Luftzutritt ausgesetzt ist, erleidet es nach und nach die Veränderung und chemische Zersetzung, welche überhaupt das Wesentliche des Holzverkohlungsprocesses ausmacht, nur daß im gegenwärtigen Falle vorzugsweise viel Theer (Gemisch von Brandharz und Brandöl) entstehk, weil das Harz hieran weit ergiebiger ist, als die eigentliche Holzsubstanz. Zuerst fließt ein gelbes saures Wasser (Theergalle, bestehend aus Wasser, Essigsäure und einer geringen Menge hellgelben Theers) durch die Röhre am Boden des Ofens ab; später wird allmälig die Menge des Theers größer, seine Consistenz dicker, seine Farbe dunkler, bis ins Schwarze. Wenn nichts mehr kommt, ist die Operation beendigt; man läßt das Feuer ausgehen, den Ofen abkühlen, und nimmt endlich die Kohlen durch das nun aufgebrochene Kohlenloch heraus. Über die Bereitung des Pechs aus dem Theer sehe man den Art. Pech. In Schweden und einigen andern Ländern wird der Theer häufig nicht in Öfen, sondern in Erdgruben bereitet (s. Pechgrube). (*Karmarsch.*)

Pechopal, s. Opal.

PECHPFANNE, ein eisernes, pfannenförmiges Gefäß, worin man Pech anzündet, um im Freien große Plätze, Straßen u. dgl. hell zu beleuchten. Auch der Pechlöffel der Bötticher führt öfters diesen Namen (s. d. Art. Pechlöffel). (*Karmarsch.*)

Pechpflaster, s. Pech (medicinischer Gebrauch desselben).

Pechporphyr, s. Porphyr.

PECHRINNE, die Stelle an einem harzigen Baume, wo Pech ausfließt, in Folge einer zufälligen oder absichtlich zu diesem Behufe gemachten Verletzung (s. Pechscharrer). (*Karmarsch.*)

PECHSCHARRE, das Messer der Pechhauer (s. Pechscharrer). (*Karmarsch.*)

PECHSCHARRER (Harzscharrer, Pechler, Pechhauer), heißen die Leute, welche in den Nadelwäldern das Harz von den Bäumen sammeln. Die dazu ausgewählten Stämme von Föhren, Fichten und Tannen werden mittels eines Messers (Pechscharre) an gewissen Stellen von der Rinde entblößt, wo dann der Harzsaft in größerer Menge ausfließt, durch die Einwirkung der Luft sich verdichtet und mit dem Messer aus den Vertiefungen abgelöset wird. (*Karmarsch.*)

PECHSCHWARZ, ist die Bezeichnung einer ins Braune ziehenden schwarzen Farbe, wie jene des schwarzen Pechs; wird aber, uneigentlich, sehr oft für gleichbedeutend mit tief schwarz genommen. (*Karmarsch.*)

PECHSIEDEREI, die Bereitung des Pechs (s. Pech und Pechhütte). (*Karmarsch.*)

PECHSORTEN. Das bei der Ausschmelzung des Fichtenharzes erhaltene Pech kann je nach seiner Abstammung, Bereitung oder sonstigen Behandlung mit verschiedenen physikalischen und chemischen Eigenschaften begabt, erhalten werden, wie schon bei der Pechbereitung angegeben worden ist. Das schwarze Pech ist der Rückstand von der Destillation des Pechöles und wird gewöhnlich durch bloßes Eindampfen des Theers in eisernen Kesseln, bis die Masse beim Erkalten hart wird, gewonnen; es besteht aus Brandharz mit mehr oder minder Fichtenharz, ist bei 33° weich und knetbar, bei 100° schmelzbar und löst sich in Alkohol, in reinen und kohlensauren Alkalien

auf. Es dient zum Kalfatern der Schiffe und Theeren des Tauwerkes, wozu es aber noch mit Harz vermischt wird; die Schuhmacher bedienen sich desselben zur Darstellung des Drahtes aus Hanffäden. (*Döbereiner.*)

PECHSTEIN. Der Pechstein bildet theils ein im Großen als Gebirgsmasse derb vorkommendes Mineral, theils füllt er Spalten in andern Gebirgsmassen aus, und möchte ein durch erhöhte Temperatur umgewandeltes aus der Tiefe emporgestiegenes Feldspathgestein sein. Er kommt von grünen, braunen, rothen, gelben, grauen und schwarzen, gewöhnlich schmuzigen Farben, mit wenig Glanz, einfarbig oder auch gewolkt und gefleckt vor, hat einen mehr oder minder vollkommen muscheligen, bisweilen splitterigen Bruch, ist an den Kanten durchscheinend, etwas weniger hart als Feldspath, und sein specifisches Gewicht beträgt 2,1 bis 2,3. Man bemerkt oft bei ihm Anlage zu einer grobkörnigen oder auch schaligen Ablösung, erstere geht dann in eine klein und oolithisch rundkörnige Absonderung über (Perlstein), die wieder aus concentrischen Schalen besteht. Bisweilen liegen auch einzelne kleine Kugeln mit splitterigem Bruche in der dichten Masse eingewachsen (Sphärulit). Vor dem Löthrohre schmilzt der Pechstein mehr oder weniger leicht zu einem weißen Email. Gehalt nach Klaproth: 73,00 Kieselerde, 14,50 Thonerde, 1,75 Natrum, 1,00 Kalkerde, 1,00 Eisenoxyd, 0,10 Manganoxyd, 8,50 Wasser. Andere Analysen geben statt des Natrums einen Kaligehalt und geringere Wassermengen.

Der Pechstein bildet nicht leicht weit verbreitete Massen, sondern nimmt in mehren Gebirgen kleinere Strecken ein, und führt gewöhnlich Feldspath, Glimmer, auch wol Quarz oder Hornblende porphyrartig eingemengt bei sich. Der Perlstein schließt auch wol Obsidiankörner ein, und zeigt mitunter Blasenräume, theils hohl, theils mit zeolithartigen Mineralien ausgefüllt. In vielen Gebirgen fehlt der Pechstein ganz, ausgezeichnet findet er sich in Sachsen (Meißen, Zwickau), Ungarn (Schemnitz, Tokay, hier vorzüglich der Perlstein), Schottland (Inseln Sky, Mull, Arran), Italien (euganeisches Gebirge bei Padua), Sibirien, Mexico. (*Germar.*)

Pechta, Peschta, s. Scharramongolei.

Pechtanne, s. Pinus Picea.

PECHTMALS, unter diesem Namen kommen eine Art türkischer Servietten in den Handel, durch deren halb leinenen und halb baumwollenen Grund sich seidene Streifen ziehen. Die Breite, Farbe und der Glanz dieser Streifen gibt den Pechtmals ihren Werth. (*Fischer.*)

PECHTONNEN nennt man mit Pech angefüllte Tonnen, um durch deren Anzündung zu Nachtzeit ein weithin sichtbares Zeichen zu geben. In manchen Gegenden bedient man sich auch dieser Tonnen, um die sogenannten Johannisfeuer hervorzubringen. Junge Leute befestigen sie dann an eiserne Ketten und schwenken sie angezündet um die Köpfe, was oft einen höchst magischen Effect macht. (*Fischer.*)

PECHTORF, die beste, schwerste Gattung von Torf, welche eine braunschwarze, zuweilen fast kohlenschwarze Farbe besitzt, und ein dicht-erdiges, dem Harzigen sich näherndes Gefüge besitzt. Der Pechtorf ist hart, ziemlich schwer zu zerbrechen, und so dicht, daß er beim Schneiden mit dem Messer auf den Schnittflächen einen wachs- oder harzartigen Glanz annimmt. Spuren von organischer Textur (Überreste von Pflanzentheilen) bemerkt man darin wenig oder gar nicht, wodurch er sich von dem mehr faserigen braunen oder schwarzen Moortorfe, dem braunen, fast ganz aus einem Geflechte dünner Wurzeln bestehenden Wurzeltorfe, und dem graugelben, lockern, aus fast unveränderten moosartigen Pflanzen gebildeten Rasentorfe unterscheidet. Der Pechtorf ist nicht immer ganz leicht entzündlich, brennt aber mit starker, hellweißer Flamme und gibt — nachdem diese aufgehört hat — eine lebhaft und lange fortglühende Kohle. (*Karmarsch.*)

PECHTROG, bei den Pechöfen die trogförmige Vorlage, in welche der Theer aus dem Ofen abfließt. (*Karmarsch.*)

Pechuran, s. Uran.

PECHURIMBOHNEN (grosse und kleine). Erst in der neuern Zeit ist die Abstammung dieser Bohnen, welche auch Pichurimbohnen, Muskatenbohnen genannt werden, mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Humboldt hielt den in Venezuela vorkommenden Baum, Ocotea Pichurim, Sprengel aber Tetranthera Pichurim für die Mutterpflanze. Martius überzeugte sich von der Unrichtigkeit dieser Angaben und daß die großen und kleinen Pechurimbohnen von zwei verschiedenen Bäumen kommen, die er Ocotea Puchury major und minor benannte, welche zerstreut in den Wäldern am Rio negro und Yupura wachsen. Die aromatischen Samen, oder eigentlich die von ihren Samenschalen entkleideten Samenlappen beider Bäume werden gesammelt und bei gelindem Feuer getrocknet; hierdurch geht zwar ein Theil des flüchtigen Öles verloren, jedoch wird dadurch der Gährung und Fäulniß derselben beim langsamen Trocknen vorgebeugt. Die großen Pechurimbohnen sind von der Größe eines Hühnereies, aber länger und in die beiden Samenlappen zerfallend, von denen jeder nach Außen convex und mit einer runzligen Haut von brauner Farbe bedeckt, nach Innen concav und glatt ist; sie sind unregelmäßig der Länge nach, zum Theil netzartig, meistens zart gestreift, zuweilen auch gefurcht, hell kastanienbraun gefärbt; im Innern sind sie hellgraubräunlich, mehr oder weniger ins Röthliche spielend, dicht und hart, doch leicht pulverisirbar und geben ein hellzimmtfarbenes, sich fettig anzufühlendes Pulver. Sie riechen stark und angenehm gewürzhaft, zwischen Muskaten und Sassafras, und schmecken gewürzhaft ätherisch muskatennußartig. In den öfters sich vorfindenden Spalten bemerkt man kleine weiße, stark glänzende, der Benzoësäure ähnliche Krystalle, welche das Stearopten des Öles sind. Die kleinen Pechurimbohnen sind wenigstens um $\frac{1}{2}$ kleiner, als die großen, von mehr rundlicher Form, und riechen sehr angenehm, dem peruvianischen Balsam ähnlich. Robes erhielt aus acht Unzen großen Pechurimbohnen vier Scrupel ätherischen Öles, aus den kleinen, etwas weniger, aber $\frac{1}{10}$ fettes Öl, welches von Talgconsistenz war und den völligen Geruch der Bohnen hatte. Bonastre fand in 500 Theilen der kleinen Bohnen 15 Theile ätherisches, aus Eläo-

pten und Stearopten bestehendes Öl, 50 Theile butterartiges, nicht flüchtiges Öl, 110 Theile Stearin, 15 Theile klebriges Harz, 40 Theile braune färbende Materie, 55 Theile Satzmehl, 60 Theile Gummi, 6 Theile Pflanzenschleim, 2 Theile Säure, 4 Theile unkrystallisirbaren Zucker, 7,5 Theile Salze, 100 Theile Pflanzenfaser, 30 Theile Feuchtigkeit und 5,5 Theile Verlust. Die Pechurimbohnen werden in Substanz, Pulverform und in Pillen gegeben, und zuweilen wie Muskatnüsse gebraucht. Es soll eine falsche Sorte vorkommen, die weit größer ist, als die echte, außen blässer, innen dunkler, härter, weit bitterer und weniger gewürzhaft ist. Pechurimkamphor, Pechurimstearopten, erhält man durch Auswaschen des Pechurimöles mit kaltem Alkohol und setzt sich auch von selbst aus dem Pechurimöl ab. Er stellt kleine, glänzende, glimmerartige Blättchen dar, ist fast geruchlos, schmeckt schwach aromatisch, ist flüchtig und löst sich nicht in kaltem, wol aber in heißem Alkohol und in Äther. Pechurimöl wird durch Destillation der zerkleinerten Pechurimbohnen mit Wasser erhalten. Es ist schmuzig weiß, bildet bei der gewöhnlichen Temperatur eine körnige und blättrige, butterartige Masse, riecht stark nach Lorbeeren und Sassafras, schmeckt scharf und bitter, ist leichter als Wasser, bräunt sich an der Luft oder bei Erhitzung, und löst sich in Alkohol und Äther. Pichurimrinde wird von denselben Bäumen abgeleitet, wie die Pichurimbohnen. Sie ist zimmtfarben, etwa liniendick, riecht angenehm stark nach Gewürznelken und Muskatnüssen, und schmeckt stark aromatisch, herb und bitterlich; sie gibt bei der Destillation mit Wasser ebenfalls ätherisches Öl, welches aber schwerer als Wasser ist. (*Döbereiner.*)

PECHWERG nennt man aufgetrennte Taue, die man durch Kochen von dem in ihnen befindlichen Werge befreit hat und dann beim Kalfatern der Schiffe, oder zum schnellen Verstopfen eines Leckes gebraucht. (*Fischer.*)

PECHYAGRA (pechagra), Ellenbogengicht, wird derjenige Krankheitszustand genannt, in welchem das Ellenbogengelenk den Sitz des gichtigen Krankheitsprocesses abgibt (s. Gicht). (*J. Rosenbaum.*)

PECHYS (*Πῆχυς*), die griechische Benennung für Elle, wird bei einigen neuern anatomischen Schriftstellern für Ellenbogen gebraucht. (*H.*)

PECK (Francis), geb. 1692 zu Stamford in Lincolnshire, gest. den 13. Aug. 1743, erhielt seine akademische Bildung im Dreieinigkeitscollegium von Cambridge, an welcher Universität er auch den Grad eines Magister Artium erhielt. Nachdem er die heiligen Weihen bekommen, wurde er Unterpfarrer (curate) von Kings-Clifton in Northamptonshire, später erhielt er die Pfarrstelle (rectory) von Godeby in Leicestershire. Seine zahlreichen Schriften bezogen sich alle auf die Alterthümer und Geschichte seines Vaterlandes, es fehlt ihnen nicht an Gelehrsamkeit, aber etwas an gesundem Urtheil, wie er denn selbst an das Erscheinen von guten und bösen Geistern glaubte. Wir erwähnen von seinen Schriften: 1) Academia tertia Anglicana or the antiquarian annals of Stamford in Lincoln, Rutland and Northamptonshires (1727. Fol., mit 41 Kupfertafeln). 2) Desiderata curiosa, eine Sammlung von seltenen, zum großen Theil unedirten, auf die Geschichte von England sich beziehenden Urkunden, Briefen, Aufsätzen, Testamenten, Epitaphien (1732 und 1735. 2 Bde. Fol.). Da davon nur 250 Exemplare abgezogen worden waren, das Werk also selten und theuer war, besorgte der Buchhändler Thomas Evans eine neue Ausgabe davon, 1779. in einem Bande 4. 3) A complete catalogue of all the discourses written both for and against Popery in the time of king James II. (1735. 4.). 4) Memoirs of the life and actions of Oliver Cromwell as delivered in three panegyrics of him written in the Latin Language with a collection of divers curious historical pieces relating to Oliver Cromwell etc. (1740. 4.). 5) New Memoirs of the life and poetical Works of Mr. John Milton; mit kritischen Noten über verschiedene Stellen Milton's und Shakspeare's; diese Noten sind recht brauchbar. Außerdem befinden sich seit 1779 im britischen Museum manche von ihm handschriftlich hinterlassene Werke, die zunächst in den Besitz von Sir Thomas Cove gekommen waren. Von diesen verdienen hervorgehoben zu werden: 1) Seine Materialien zu der Naturgeschichte und den Alterthümern von Leicestershire und Rutland. 2) Monasticon Anglicanum, supplementis novis adauctum, ganz zum Druck fertig (4 Bde. 4.). Es finden sich hier besonders interessante Materialien für die Geschichte des Prämonstratenserordens in England (Biogr. univ. und Encycl. Britann.). (*H.*)

PECK, der Name eines englischen Hohlmaßes für Getreide und andere trockene Waaren, welches das Doppelte des Gallons und den vierten Theil des Bushels beträgt. Der Peck enthält 457,94 altfranzösische oder 554,56 englische Kubikzoll, und ist = 0,16528 berliner Scheffel, 0,08455 dresdener Scheffel, 0,09084 Hektoliter, 0,24511 bairische Metzen, 0,04356 russische Tschetwert, 0,14771 wiener Metzen. (*Karmarsch.*)

PECKA, PETZKA und PETZKAU, 1) ein gräflich von Trautmannsdorfsches Allodialgut im westlichen Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böhmen, zu welchem, außer dem gleichnamigen Markte, noch zehn Dörfer gehören; es ist gegenwärtig mit den Dominien Radim, Chotetsch und Sobschitz unter eine Administration vereinigt. 2) Ein unterthäniger Marktflecken des gleichnamigen Gutes, am Bache Zlátnitz gelegen, mit 192 Häusern, 1265 teutschen Einwohnern, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, einem Stadtgerichte, einer eignen katholischen Pfarre (gitziner Dekanat des Bisthums Königgrätz), einer dem h. Bartholomäus geweihten katholischen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

Peckaba, s. Walli.

PECKAOTHEE, oder PECCOTHEE, eine feine Gattung des schwarzen Thees, die wieder in mehren Sorten von verschiedener Güte vorkommt (s. Thee). (*Karmarsch.*)

PECKAU, oder PEGGAU, früher auch PECKACH, ein Marktflecken in Steiermark, grätzer Kreises, liegt ober-

halb Grätz, am linken Ufer der Mur, in einem pittoresken, von Bergen und Felswänden begrenzten Kessel, dem Flecken Feistritz grade gegenüber, und hat 400 Einwohner. Dabei liegt auf einem Berge das alte Schloß Peckau, eine sehenswerthe Ruine, im 11. und 12. Jahrh. von der Familie gleiches Namens bewohnt. In noch früherer Zeit hat ein älteres Schloß höher auf dem Berge gelegen, von dem aber nur noch wenige Spuren zu entdecken sind. In der Nähe von Peckau sind viele Eisenhammer und Bleigruben. (*A. Keber.*)

PECKELSHEIM, Stadt in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirks Minden, Kreises Warburg, liegt in einer bergigen Gegend an einem Bache, der sich in das rechte Ufer der Nethe, eines Nebenflusses der Weser, ergießt. Sie hat 172 Häuser und 1300 Einw., welche Getreide und Viehhandel treiben. Ein Zehntel derselben sind Juden, die übrigen fast alle Katholiken. Zu bemerken ist außer der jüdischen Synagoge und der katholischen Kirche noch ein Armenhaus. (*Keber.*)

PECKET (William), ein berühmter englischer Glasmaler, geb. zu York in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im New College zu Oxford malte er die Patriarchen und Propheten in 24 Figuren, jede unter einem gothisch verzierten Thronhimmel; obgleich hierin die Zeichnung von geringerm Werth ist, so ist das Colorit desto mehr zu rühmen und die Klarheit und der Glanz der Farben sind trefflich. Ein anderes großes Werk seiner Glasmalerei, von 140 Zoll Höhe, ist in dem Trinity-College zu Cambridge nach einer Composition von Cipriani ausgeführt; es ist diejenige Allegorie, wo Minerva Bacon und Newton zu dem Thron König Georg's III. führt. Für diese Arbeit soll der Künstler 500 Pf. St. erhalten haben. (*Frenzel.*)

PECKHAM, Dorf in dem englischen Hundred von Brixton, Grafschaft Surrey, liegt, zum Kirchspiel Camberwell gehörig, an der Straße von London nach Greenwich und ist 4½ engl. Meilen von der St. Paulskirche der erstern Stadt entfernt. Zur Zeit Wilhelm's des Erobereres gehörte das Dorf dessen Halbbruder, dem Bischof Odo von Bajeux. Späterhin scheint der Ort in zwei Rittergüter verwandelt worden zu sein, welche nach ihren Besitzern die Namen Bredinghurst und Basynges erhielten. Jetzt haben die Anabaptisten und Presbyterianer Versammlungshäuser zu Peckham und jährlich wird hier ein großer Schaumarkt, wie dies am Bartholomäustage in Londons Smithfields der Fall ist, abgehalten und stark besucht. (*G. M. S. Fischer.*)

Pecking, s. Peking.

PECOLAT (Johannes), ein Genfer von vornehmem Geschlechte, welcher in den Kämpfen bekannt geworden ist, die im Anfange des 16. Jahrhunderts zwischen der Stadt Genf und ihrem Bischofe, Johann von Savoyen, stattfanden. Dieser Bischof war der Sohn Johann Ludwig's, Bischofs von Genf, aus dem savoyischen Hause, und einer gemeinen Dirne von Angers. Er war am savoyischen Hofe erzogen und 1513 durch den Einfluß des Herzogs zur Bischofswürde von Genf gelangt. Er trat hierauf seine weltlichen Rechte über Genf an den Herzog ab, und Papst Julius II. bestätigte die Abtretung. Obgleich die Cardinäle sich dieser Veräußerung widersetzten, so suchten der Herzog und der Bischof doch durch Gewaltthätigkeiten aller Art die Stadt unter das savoyische Joch zu bringen. Ohne die Hilfe, zuerst von Freiburg und dann von Bern, hätte Genf diesem Schicksal schwerlich entgehen können; am Ende aber schwang sie sich durch diese Kämpfe unter außerordentlichen Anstrengungen und Aufopferungen zu völliger Freiheit empor. Einer derjenigen Männer, welche solche Gewaltthätigkeiten von Seiten des Bischofs erduldeten, aber durch ihr Beispiel die Kraft und den Muth der Bürger belebten, war Pecolat, der sich 1515 seinen Haß durch Anwendung der Worte: Non videbit dies Petri, die man von den Päpsten gebrauchte, auf den Bischof und durch die darin liegende Anspielung auf dessen venerische Krankheit, zugezogen hatte. Bei Spon (Histoire de Genève, Tom. 1. p. 123 sq.) findet man eine ausführliche Erzählung, wie Pecolat, einer Verschwörung gegen das Leben des Bischofs angeklagt, auf Befehl des Bischofs fürchterlich gefoltert wurde, sich dann ein Stück von der Zunge abschnitt, um nicht wider sich selbst zu zeugen, zuletzt dann aber noch gerettet wurde. (*Escher.*)

PECORA nannte Linné die fünfte Ordnung der Säugethiere, welche die Gattungen Camelus, Moschus, Cervus, Capra, Ovis, Bos enthält, und jetzt, nach ihrem physiologischen Charakter, gewöhnlich Ruminantia (Wiederkäuer) heißt, unter welchem Artikel ihrer ausführlicher gedacht werden soll. (*Burmeister.*)

PECQ (le), Flecken im franz. Departement der Seine und Oise (Isle de France), Canton St. Germain en Laye, Bezirk Versailles, liegt, 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt, am Fuße des St. Germainergebirges und am linken Ufer der Seine, über welche hier eine hölzerne Brücke führt, und hat eine Succursalkirche, einen bequemen und besuchten Hafen und 1126 Einw., welche Fabriken für Bleiweiß, Leim und Kartoffelmehl unterhalten. Die hier befindliche Mineralquelle ist eisenhaltig. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECQUENCOURT, Flecken im franz. Norddepartement (Flandern), Canton Marchienne, Bezirk Douai, liegt, 2¾ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Sartheufer und hat eine Succursalkirche, 200 Häuser und 1304 Einw., welche Lederfabriken unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PECQUET (Jean), ein berühmter Anatom, wurde zu Dieppe um das Jahr 1622 geboren. Nach erlangter Schulbildung in seiner Vaterstadt begab er sich nach Montpellier, um sich dort dem Studium der Medicin zu widmen. Mit großem Eifer beschäftigte er sich mit anatomischen Untersuchungen und bereits 1647 entdeckte er bei der Section eines Hundes den gemeinschaftlichen Stamm der Milchgefäße und Saugadern, welcher nach ihm Receptaculum Pecquetianum genannt ward. Indem er seine Entdeckung weiter verfolgte, zeigte er deutlich, daß die Lymph- und Chylusgefäße keineswegs, wie man bisher, auf die Angaben der Alten, besonders Galen's, gestützt, annahm, zu der Leber gingen, mithin dieses Organ

auch nicht das blutbereitende sein könne. Der von Harvey entdeckte Kreislauf erhielt dadurch eine größere Gewißheit und Klarheit, daher denn auch die Gegner desselben, besonders Riolan und Car. le Noble, auf jede Weise die Richtigkeit der Pecquet'schen Entdeckung zu bekämpfen suchten, wobei ihnen freilich die falsche Ansicht Pecquet's, daß chylusführende Gefäße zu den Nebennieren gehen und dadurch der schnelle Übergang des Getränks zu den Nieren erklärt werden müsse, einigen Vorschub leistete. Außerdem zeigte Pecquet, daß die Ursache des Forttriebes des Blutes in der Zusammenziehung der Arterien liege und lehrte durch Unterbindung der Pfortader und der Lungenvene die wahre Bewegung des Blutes in diesen Gefäßen. Späterhin bekämpfte er Mariotte's Ansicht von der Entbehrlichkeit der Netzhaut zum Sehen, zeigte, daß dieselbe wahre Fortsetzung des Nervenmarkes sei, die Choroidea dagegen nur Zweige des dritten Gehirnnervenpaares erhalte. Anfangs war Pecquet, nach Vollendung seiner Studien, nach seiner Vaterstadt Dieppe zurückgekehrt, wandte sich aber bald nachher nach Paris und setzte daselbst theils seine anatomischen Studien fort, theils beschäftigte er sich, und zwar nicht ohne Glück, mit der Praxis, sodaß er selbst Freund und Leibarzt des Ministers Fouquet ward, welcher sich von ihm in der Physiologie und Physik unterrichten ließ. (Lettres de Madame de Sévigné, du 19. Dcbr. 1664.) Im J. 1666 nahm ihn die Académie des Sciences zu ihrem Mitgliede auf. Unglücklicher Weise überließ er sich dem übermäßigen Genuß spirituöser Getränke, die er selbst in den letzten Jahren seiner Thätigkeit allen seinen Kranken als ein Universalmittel empfahl, und starb, nachdem er kurz vorher von einer erlittenen Schenkelfractur in Folge eines Sturzes vom Pferde bei seinen Krankenbesuchen (denn damals war es Sitte der Ärzte, ihre Krankenbesuche zu Pferde zu machen), geheilt war, im Febr. des Jahres 1674. Seine Schriften, welche die von ihm gemachten Entdeckungen enthalten, sind: Experimenta nova anatomica, quibus incognitum hactenus chyli receptaculum et ab eo per thoracem in ramos usque subclavios vasa lactea deteguntur. Ejusdem dissertatio anatomica de circulatione sanguinis et chyli motu (Paris 1651. 12. Harderovic. 1651. 12.). Editio altera, cui accessit dissertatio de thoracicis lacteis, in qua Jo. Riolani responsio ad eadem experimenta nova anatomica refutatur et inventis recentibus, canalis Virsungici demonstratur usus, et lacteum ad mammas a receptaculo iter indagatur. Sequuntur gratulatoriae clariss. virorum (Pet. de Meroenne, Jac. Mentel et Adr. Auzot), quibus et adjungitur brevis destructio seu litura responsionis Riolani, ad ejusdem Pecqueti experimenta per *Hyginum Thalassium* (Paris 1654. 4. Amsterdam 1661 1700. 12.). Auch abgedruckt in *S. Hemsterhuys*, Messis aurea (Lugd. Bat. 1654. 12.), *Mangeti*, Bibliotheca anatomica (Genev. 1685. Fol.), sowie in mehren Ausgaben von *Th. Bartholini*, Anatomia reformata. Lettre de Mr. Pecquet à Mr. de Carcavi, touchant une nouvelle découverte de la communication du canal thoracique avec la veine émulgente, im Journal des Savans 1668. Lettre de Mr. Pecquet sur la nouvelle découverte touchant la vue, im Journal des Savans 1668. (*J. Rosenbaum.*)

Pecquingy, s. Pequingy.

PECS oder Fünfkirchen, königliche Freistadt in Niederungarn, Kreises jenseit der Donau, baranyer Comitats, liegt in einer reizenden Gegend an dem Flüßchen Pecs am Abhange des Berges Mecsek, neben welchem es sich in fast nur einer einzigen, 1½ Stunde langen Straße ausdehnt. Es ist Hauptort und Sitz der Verwaltung des genannten Comitats, ferner eines Bischofs, der unter das Erzbisthum Gran gehört und das Recht hat, das erzbischöfliche Pallium zu tragen, und eines Domcapitels; es hat ferner ein Gymnasium der Cistercienser, eine katholische Primärschule, ein bischöfliches Seminar, ein Ursulinerinnenkloster, mit dem eine Mädchenschule verbunden, ein Militair-Knabenerziehungshaus und ein Kloster und Spital der barmherzigen Brüder; früher auch eine Universität, welche 1367 Ludwig d. Gr. gegründet hatte. Statt der frühern fünf Kirchen sind jetzt sieben, und zwar katholische, ungerechnet einige Kapellen. Darunter zeichnen sich aus: die Kathedrale des h. Peter und Paul, eine der ältesten und wol die größte in Ungarn, 1009 von Stephan dem Heiligen gegründet und von Peter I., der darin begraben liegt, erweitert, mit 18 Altären, vier Chören, drei Orgeln und drei Kanzeln, von welchen an Kirchweihfesten zu gleicher Zeit gepredigt wird, und die prächtige ehemalige Jesuiterkirche, eine Rotunde mit einem kunstvollen Gewölbe ohne Pfeiler. Auch die bischöfliche Residenz ist ein ausgezeichnetes Gebäude; darin befindet sich eine beträchtliche Bibliothek und Münzsammlung. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 12,000 beläuft, sind Ungarn, Teutsche, Kroaten und Raizen. Sie betreiben ansehnliche Fabriken, unter denen die Gärbereien, besonders wegen der Verfertigung des Bocskor, in Ungarn berühmt sind, und demnächst die Tuch- und Flanellfabriken. Wichtig ist auch der Wein-, Obst-, Safran- und Tabaksbau, die Viehzucht und die Steinkohlengruben, die zugleich einen bedeutenden Handelsgegenstand bilden. Pecs ist eine der ältesten Städte Ungarns. Im J. 1543 wurde es von Sultan Soliman erobert und blieb bis 1686 unter türkischer Herrschaft, an welche noch einige Moscheen und Bäder erinnern; 1780 wurde es zu einer königlichen Freistadt erhoben.

Drei Stunden nordwestlich von Pecs ist bei dem Dorfe Abaligeth die berühmte abaligether Höhle. Sie besteht aus einer Vorhalle von 120, und der eigentlichen Höhle von nahe an 3000 Fuß Länge, beide durch Tropfsteingebilde ausgezeichnet. Ein Bach, der aus einer Spalte im Fußboden der Vorhalle entspringt, durchfließt die ganze Höhle und stürzt sich im Hintergrunde derselben in einen Abgrund. Die Höhle scheint früher, vielleicht als Zufluchtsort, eine Zeit lang bewohnt gewesen zu sein. (*A. Keber.*)

PECSENÉD, auch PETSENYÉD, slaw. Piacwa, teutsch Pötsching, eine dem Fürsten Eszterhazy gehörige Herrschaft und ein dazu gehöriges Dorf im obern ödenburger Gerichtsstuhle des ödenburger Comitats, im Kreise

jenseit der Donau Niederungarns, an der von Ödenburg nach Wiener-Neustadt führenden Straße gelegen, mit 180 Häusern, 1308 teutschen und kroatischen Einwohnern, welche Weinbau treiben und sämmtlich zur katholischen Kirche gehören, einer eignen katholischen Pfarre des raaber Bisthums, einer katholischen Kirche, einer Schule und einem Sauerbrunnen. Die Nähe der österreichischen Grenze gibt zu einem ziemlich starken Schleichhandel vielfältige Veranlassung. (*G. F. Schreiner.*)

Pecska, s. Peczka.

PECSÖLY. 1) Nagy-P., Groß-P., ein dem königlich ungarischen Seminariumfonds gehöriges Dorf, im tapolczaer Gerichtsstuhle der szalader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in mittelgebirgiger Gegend gelegen, nach Vaszol eingepfarrt, mit 74 Häusern, 572 ungarischen Einwohnern, von denen 488 zur reformirten, und 79 zur katholischen Kirche sich bekennen, fünf aber Juden sind, einer eignen Pfarre der evangelisch helvetischen Confession, einer katholischen Filialkirche und einem Bethause der Reformirten; das Dorf liegt nicht fern von der Grenze des veszprimer Comitats. 2) Nemes-P., ein dem hochw. veszprimer Domcapitel gehöriges, aber auch einigen andern adeligen Familien dienstbares Dorf, in der Nähe des vorigen in waldiger Gegend gelegen und mit ihm fast zusammenhängend, mit 56 Häusern, 427 Einwohnern, die auch bis auf 78 Katholiken, sämmtlich Calvinisten sind, und einer auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges gelegenen uralten Schloßruine. Die Gegend ist waldreich und dacht sich südwärts gegen den Plattensee ab. (*Schreiner.*)

PECSVAR, oder PECSVARAD, ein dem Studienfonds gehöriger Marktflecken in Niederungarn, Kreises jenseit der Donau, baranyer Comitats, liegt nordöstlich von Pecs, und hat 2700 Einw. verschiedener Nation, nach denen er sich in drei Theile sondert: Magyar P., mit magyarischen Einw. und einer katholischen Kirche, Nemet P., mit teutschen Einw. und einer griechischen Kirche, und Racs P., mit raizischen Einwohnern. In dem Orte ist ein altes Schloß, eine Papiermühle, und in der Nähe Steinkohlengruben, Kalk- und Marmorbrüche und guter Wein- und Obstbau. (*A. Keber.*)

PECTEN, Muschelgattung aus der Abtheilung der einmuskeligen (Monomyia), deren schon die ältesten Naturforscher gedenken, und die von allen neueren einstimmig für eine solche Gruppe gehalten wird. Nichtsdestoweniger hatte sie Linné mit seiner großen Gattung Ostrea verbunden. Bruguière scheint der erste Conchyliologe nach Linné gewesen zu sein, welcher in der Encycl. méth. sect. Vers. die aufgegebene Gattung wieder einführte, und ihm folgte zunächst Lamarck in dem syst. des anim. s. vertèbres. Während Beide die zoologische Seite der Gattung bearbeiteten und die zahlreichen Arten derselben festzustellen bemüht waren, untersuchte zuerst Poli (Testacea utriusque Siciliae, Tom. II.) den innern Bau des Thieres, das er Argus nannte, mit gewohnter Genauigkeit. Er zeigte, daß die Kammmuscheln mit den Austern in dem ganz freien, an die Schale nicht angewachsenen Mantel übereinstimmen, sich aber von ihnen durch den dickeren, mit zwei Reihen stärkerer Franzen besetzten Mantelrand unterscheiden. Eine Eigenheit dieses Mantelrandes, welche zu den interessantesten Erscheinungen bei den Muscheln gehören dürfte, scheint Poli zwar gesehen, aber nicht genügend erkannt zu haben. Sie besteht in der Anwesenheit wahrhafter Lichtempfindungsorgane oder Augen, dergleichen sonst nicht bei Muscheln vorkommen, und hier in Gestalt kleiner, glänzender, schwarzer oder blauer Knöpfe in bestimmten Abständen zwischen den Franzen den Rand des Mantels zieren. H. Gluge entdeckte sie wieder, nachdem sie schon Poli gesehen hatte, und wies überzeugend ihre Augennatur nach (Müller's Archiv für Anat. u. Phys. Jahrg. 1840. S. 40. Taf. 3); wenngleich dieselbe schon früher vermuthet war, wie Blainville's zweifelhafte Anführung dieser Ansicht im Dictionnaire des scienc. nat. (Tom. 38. p. 236) darthut. Der eigentliche Leib der Kammmuscheln ist ziemlich unbedeckt, grade umgekehrt wie bei den Austern, und hat einen kleinen Fuß, der den Austern ganz fehlt. Er ist cylindrisch von Gestalt, dehnt sich aber gegen das Ende etwas aus, ist dort schief abgeschnitten und mit einer schwachen Längsfurche versehen. Bei einigen Arten bemerkt man am Grunde dieses Fußes einen kleinen Byssus, der dann, wie gewöhnlich, zum Befestigen des Thieres dient, den meisten Arten aber ganz fehlt. Diese letzteren bewegen sich schwimmend, und rudern, ihre Schalen abwechselnd öffnend und schließend. Im Innern des Rumpfes bemerkt man vor allen den langen, wie gewöhnlich bei Muscheln gebildeten Darm, dessen Mundöffnung von einer großen gefranzten Lippe umgeben ist, welche man für eine Art von Fangwerkzeug halten könnte. Auch die übrigen Eingeweide weichen nicht wesentlich vom Typus der Muscheln ab, und verhalten sich wie bei diesen. Daraus, daß man bisher in jedem Thier nur ein einfaches Geschlechtsorgan fand, welches für Eierstock angesehen wurde, darf man vielleicht auf völlige Trennung der Geschlechter, wie sie den Süßwassermuscheln eigen ist, schließen. Wichtig ist endlich für die Stellung der Kammmuscheln im System die Anwesenheit eines einzigen großen Schließmuskels, welcher ziemlich genau an der am meisten gewölbten Stelle von der einen zur andern Schalenhälfte hinübergeht, dem hinteren Ende des Thieres etwas näher liegt und aus zwei ungleichen Muskelbündeln zusammengesetzt ist. Man erkennt seine Stelle auch an den leeren Schalen noch durch den Eindruck, welchen seine Anheftung an die Schale in diese hervorbringt.

Kammmuscheln finden sich in allen Meeren und leben theils auf dem Boden desselben, hier angeheftet, sei es mit Hilfe des Byssus, der aber, wie gesagt, nur einigen Arten zukommt; sei es durch Ankleben nach Art der Austern, in welchem Fall dann die untere festgeklebte Schale meistens die mehr gewölbte, und schlechter gefärbt zu sein pflegt, als die äußere. Am liebsten halten sie sich in der Nähe von Flußmündungen auf. Daß manche Arten auch schwimmen, wurde schon früher bemerkt. Alle haben das Ansehen eines mäßig gespannten Fächers, der an seinem spitzen Ende an jeder Seite mit einem Flügelfortsatz ver-

sehen ist. Unmittelbar an der Spitze findet sich das kleine, dreieckige, ganz innere Band, und von diesem gehen am Rande der hier sich berührenden Flügel schiefe Furchen aus, welche das nur sehr unvollständige Schloß bilden. Die Oberfläche beider Schalen ist gewöhnlich mit radialen Rippen und Furchen geziert, welche vom Schloß ausgehen und den Rand zackig machen. Nicht selten haben diese Rippen wieder Längsstreifen (P. Jacobaeus), oder Querhöcker (P. nodosus), oder beides zugleich. Wenige Arten sind ganz glatt (P. japonicus, P. pleuronectes). Andere Unterschiede der Arten liegen darin, ob beide Schalen gleich gewölbt sind, wie bei P. nodosus, P. islandicus, P. varius u. a. m., oder ob die eine allein gewölbt ist, die andere ganz flach oder gar etwas vertieft, wie bei P. maximus, P. Jacobaeus, P. ziczac u. a. In diesem Falle ist die flache Schale wol immer schöner und tiefer gefärbt als die gewölbte, bisweilen ganz farblose.

Hinsichtlich der Zahl der Arten gehört die Gattung Pecten mit zu den größten Muschelgattungen, welche man kennt; bloß an europäischen Küsten finden sich schon über 20, und die Anzahl aller bekannten dürfte sich auf 100 belaufen, unter der eine beträchtliche Anzahl fossiler ist. Man theilt sie gewöhnlich nach der Form der Flügel neben dem Schloß in zwei Gruppen.

A) Bei der einen sind die Flügel gleich groß, oder es ist wenigstens ihr Unterschied unbedeutend.

a) Genau gleich große Flügel ohne Byssusausschnitt haben folgende Gruppen.

α) Beide Schalen sind schwach gewölbt und ziemlich glatt, blos innen am Rande mit radienförmigen Rippen versehen. 1) Pleuronectidae.

Die Arten dieser Gruppe, wie P. japonicus, P. Magellanicus, P. pleuronectes, bewohnen südliche Meere.

β) Die eine Schale flach, die andere gewölbt, beide mit Rippen. 2) Jacobaei.

Hierher ein Theil der Bewohner europäischer Küsten, z. B. P. maximus, drei bis vier Zoll im Querdurchmesser, mit runden Rippen, deren Oberfläche auf der platten Schale meistens fünf, auf der gewölbten noch mehr Streifen hat. Farbe röthlich, mit helleren und dunkleren Absätzen. P. Jacobaeus, nur wenig kleiner, rauher; die platte Schale kastanienbraun, mit hohen glatten, runden Rippen; die gewölbte weiß, mit breiten, kantigen Rippen, deren jede drei, selten vier tiefe Längsfurchen trägt. Diese Art findet sich besonders häufig im Mittelmeer und wird von den Küstenbewohnern gegessen. Die Schalen benutzt man als Geräthe, zumal um Pasteten darin aufzusetzen, und früher hefteten sich die Pilgrime ihre flache Hälfte auf die Kleider, zum Zeichen, daß sie Palästina besucht hätten: daher Pilgrimsmuschel. P. ziczac, kleiner, beide Schalen mit schmalen, flachen, glatten Rippen; die untere stark gewölbt, die obere vertieft, braunviolett mit dunkeln Radialstreifen und feinen Zickzackquerlinien. Im atlantischen Ocean.

b) Etwas ungleiche Flügel, insofern der eine spitziger ist, als der andere; am vorderen rechten bemerkt man einen kleinen Byssusausschnitt. 3) Plicati.

Bei den Mitgliedern dieser Gruppe sind beide Schalen gewölbt, aber ungleich, die eine schlechter gefärbte geringer als die andere. Dahin: P. glaber, bis zwei Zoll im Querdurchmesser, glatt, mit fünf größeren und fünf kleineren, alternirenden Rippen, die auf der Oberseite absatzweise braun gefärbt sind; bisweilen alle zehn Rippen ziemlich gleich groß. Im Mittelmeer. P. sulcatus, 1—1½ Zoll im Querdurchmesser, gleich der vorigen zart gebaut, mit zehn gleich großen Rippen, welche, wie auch ihre Zwischenräume, feine Längsstreifen haben. Oberschale hornbraun, auf den Rippen von der Mitte an mit helleren Flecken; untere weiß, mit brauner Wolke auf der gewölbtesten Stelle. Im Mittelmeer.

B) Bei der anderen Hauptgruppe sind die Flügel sehr ungleich, und zwar ist der vordere immer viel länger als der hintere.

Arten dieser Gruppe, bei denen Allen beide Schalen immer gewölbt sind, haben in der Regel einen Byssus, der dann unter dem spitzeren Flügel hervortritt.

a) Mit wenigen (9—18) größeren, breiteren Rippen, die gewöhnlich mit scharfen Querleisten oder ohrenartigen Schuppen besetzt sind; vorderer rechter Flügel mit Byssusausschnitt und einer Zahnreihe darunter. 4) Tranquebaricini.

P. nodosus, mit neun Hauptrippen, von denen zumal die ungeraden eine Reihe hoher Ohren oder Höcker tragen, sonst aber, gleich den Zwischenräumen, mit zahlreichen tiefen Längsfurchen und Leisten besetzt sind. Innen violett, außen mehr rothbraun. Küsten von Amerika und Afrika. P. pallium, mit 14—15 Rippen, deren jede mit einer dreifachen Reihe kleiner, scharfer, aufrechter Blättchen besetzt ist. Farbe abwechselnd weiß und dunkelbraun, gegen den Rand hin das Weiße mehr rosenroth bis blutroth. Flügel mit hellen Höckern in Reihen. An Ostindien, eine der schönsten Arten, aber nicht selten. P. tranquebaricus, rundlicher höher gewölbt, mit 19—20 hohen, aber schmalen Rippen, deren jede drei Reihen feiner, erhabener Querleisten trägt. Weiß, mit unregelmäßigen braunen, bald breitern, bald schmälern Binden. Gemein an den Küsten Ostindiens.

b) Mit zahlreichen (18—30 und mehr) Rippen, welche theils glatt sind, theils Längsstreifen oder Höckerchen haben. Auch diese haben einen Byssusausschnitt am rechten Vorderflügel.

α) Rippen glatt, oder ganz fein gestreift; Byssusausschnitt klein. 5) Opercularii.

P. opercularis, Schalen flach gewölbt, zart, ungleich, beide mit 19—20 flachen Rippen, welche, wie die Zwischenräume, fein gestreift sind. Weiß, oben fleischroth mit einzelnen Punkten und Flecken. An den Küsten Europa's. P. gibbus, Schalen hoch gewölbt, dick, beide mit 20—22 hohen breiten Rippen, die nur am Rande feine Längsstreifen haben. Oberseite schön fleischroth, mit weißen Flecken. An Amerika. P. turgidus, klein, sehr hoch und völlig gleich gewölbt; Schalen mit

24 und mehr schmalen, aber hohen Rippen; die Zwischenräume dicht in die Quere gestreift. Weiß, olivenbraun gefleckt. An Westindien.

β) Rippen sehr stark und tief gestreift, oft abwechselnd gleich groß; rechter vorderer Flügel mit tiefem Byssusausschnitt und Zähnen darunter. 6) Islandicini.

P. islandicus, Schalen mäßig und vollkommen gleich gewölbt; die Rippen, über 30 an der Zahl, haben meistens eine tiefe Längsfurche, und wechseln mit kleineren einfachen ab. Farbe weiß, mit schön rothen oder orangenen concentrischen Binden. In nördlichen Meeren, eine der größeren Arten.

γ) Rippen nicht gestreift, sondern mit Zacken oder Blättern der Reihe nach besetzt. Vorderer rechter Flügel mit weitem Byssusausschnitt und einer Reihe Zähne darunter. 7) Pusionini.

P. varius, sehr länglich fächerförmig, mit 28—30 Rippen, deren jede eine Reihe aufrechter zugespitzter Ohren trägt. Farbe weißlich, violettbraun gewölkt. Flügel sehr ungleich, Schalen gleich gewölbt. An Europa's Küsten. P. sulphureus, schön orangefarben, auch länglich, mit 20 flachen Rippen, die eine Reihe schwacher Höckerchen oder niedriger Blättchen tragen, und mit feinen glatten Rippen hier und da abwechseln. Flügel auffallend ungleich. An Ostindien. — Eine mehr umfassende Schilderung der hier angeführten Gruppen dieser großen Gattung, wobei auch die fossilen Arten mit berücksichtigt wurden, hat A. Römer in Wiegmann's Archiv (1837. I, 379 fg.) gegeben, seine acht Abtheilungen stimmen mit den hier angenommenen gleichnamigen überein, nur eine, fast blos aus fossilen Arten gebildete: Arcuati, ist übergangen. Die von uns erwähnten Arten sind fast alle von Chemnitz in seinem Conchyliencabinet abgebildet, worauf wir den Leser, wie auch auf die neue Ausgabe von Lamarck (hist. nat. des anim. sans vertèbres) durch Deshayes und Milne-Edwards, zur genauern Unterscheidung der Arten verweisen müssen. (*Burmeister.*)

PECTEN bezeichnet in der Anatomie 1) die Schamgegend beim Weibe; 2) den Schambeinkamm, oder den mehr oder weniger scharfen obern Rand (Crista pubis) des horizontalen Schambeinastes des Schoosbeins, welcher am Tuberculum iliopectineum mit der Linea arcuata interna ossis ilium, deren Fortsetzung er bildet, zusammenfließt, vorn hinter dem Tuberculum pubis endigt, und im frischen Zustande durch einen platten, sehnigen Streifen, Ligamentum cristae pubis, noch erhöht wird. Es entspringt hier der Musculus pectinatus und nach Innen zu der äußere Schenkel des geraden Bauchmuskels (vgl. Beckenknochen). (*J. Rosenbaum.*)

Pecten Veneris *Plin.*, s. Scandix.

Pectideae, s. Pectis.

Pectidium *Less.*, s. Pectis.

Pectidopsis *Cand.*, s. Pectis.

PECTIN, Pflanzengallerte (gelée végétale), ist von Payen, Vauquelin und Braconnot in einer großen Menge von vegetabilischen Substanzen aufgefunden worden. Nach Braconnot soll es sich in den Früchten und Rinden der meisten Bäume finden, in vorzüglich großer Menge findet es sich aber in dem Safte der Johannisbeeren, aber auch in den Säften anderer Beerenarten. Man stellt das Pectin am besten aus dem Safte der Johannisbeeren dar: dieser wird mit starkem Weingeist vermischt und einige Tage der Ruhe überlassen, wobei sich das Pectin als eine gallertartige Substanz ablagert, welche ausgepreßt, noch einige Male mit Weingeist ausgewaschen und dann getrocknet wird. Das Pectin stellt im getrockneten Zustand häutige, durchscheinende, dem Fischleim ähnliche, geruch- und geschmacklose Lamellen dar, reagirt weder sauer noch basisch, schwillt in der hundertfachen Menge Wasser langsam auf und geht zuletzt in einen dicken Schleim über; in heißem Wasser ist es weniger löslich; vom Weingeist wird es nur in geringer Menge gelöst. Die wässerige Auflösung wird nicht von Gallustinktur, den Chloriden des Calciums, Zinns, Quecksilbers und Platins, salpetersaurem Silber, essigsaurem Kalk, kieselsaurem Kali u. s. w. gefällt, wol aber von den auflöslichen Salzen der Baryt- und Strontianerde, essigsaurem Blei, salpetersaurem Kupfer, Quecksilberoxydul und Oxyd, Chlorkobalt, schwefelsaurem Nickeloxyd und Eisenoxyd; die Niederschläge lösen sich in schwacher Salpetersäure und der von schwefelsaurem Eisenoxyd auch in einem Überschuß des Fällungsmittels. Das Pectin gibt bei der trocknen Destillation brenzliche Säure und Öle, Gasarten und viel Kohle, hinterläßt beim Verbrennen etwas kohlensauren und schwefelsauren Kalk und Eisenoxyd, zerfällt bei der Behandlung mit Salpetersäure in Schleimsäure und Oxalsäure und bei der Behandlung mit selbst geringen Mengen feuerfester Alkalien in pectische Säure. Mulder (s. Bull. des sc. phys. et nat. en Néerlande 1838. 13 und aus diesem im Journ. für prakt. Chemie XIV, 277) hat das Pectin analysirt und fand, daß dasselbe aus süßen Äpfeln 5,91% Asche gab, welche fast aus reinem Kalk bestand, und durch Verbrennung mit sauerstoffhaltigen Substanzen Kohlensäure und Wasser in dem Verhältniß gab, daß auf 100 Theile reines Pectin 45,198 Kohlenstoff, 5,352 Wasserstoff und 49,450 Sauerstoff kommen. Das Pectin aus sauren Äpfeln gab zwar 9,33% Asche, seine anderweite Zusammensetzung aber ein ziemlich gleiches Resultat; auch ein mit Bleioxyd verbundenes Pectin lieferte Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in fast gleichen Mengen. Da nun Mulder auch die Zusammensetzung der pectischen Säure (s. d. Art.) nicht anders fand, so nimmt er an, daß sich das Pectin von der pectischen Säure blos durch den Gehalt der unorganischen Verbindungen unterscheide. (*Döbereiner.*)

PECTINARIA, eine von Lamarck aufgestellte Gattung der Würmer (Vermes), zur Abtheilung der Röhrenbewohner (Tubicolae) gehörig, und von Cuvier mit Amphitrite verbunden. Leach hat dieselbe Gattung im Supplementbande der British Encyclop. Cistena genannt, und Savigny beschreibt sie in der Descr. de l'Égypte unter dem Namen Amphictene. Die Pectinarien gehören zu denjenigen Röhrenbewohnern, deren Hülse leicht ist und die das Thier daher mit sich herumführt; ihre wie Gold glänzenden Fühlfäden bilden zwei

Kämme, deren Zähne nach Unten gerichtet sind. Dieser Charakter gab zur Erfindung des Gattungsnamens Veranlassung. Sie haben einen weiten, mehrmals gewundenen Darm, der, wie gewöhnlich bei Würmern, mit Sand angefüllt ist. Man rechnet zu dieser Gattung die Amph. auricoma *Pall.* (Misc. IX, 3—5) oder Sabella belgica *Gmel.* (*Müll.* Zool. Dan. t. 26), welche an unsern Küsten gefunden wird, und die an der Südspitze Afrika's entdeckte, ähnliche Amph. auricoma capensis *Pall.* (Misc. IX, 1—2), welche als Sabella chrysodon bei Gmelin (Syst. Nat.) vorkommt und von Abilgaardt als S. indica (Schriften d. berl. naturf. Gesellsch. IX, 4) beschrieben wurde. Eine dritte Art hat dann Savigny unter seinem Namen Amphictene aegyptia in der Descr. de l'Égypte (Vers. pl. 1. f. 4) abgebildet. (*Burmeister.*)

PECTINASTRUM. Unter diesem Namen (von dem kammförmig-dornigen Anhängsel der Schuppen des gemeinschaftlichen Kelchs hergenommen) hat Cassini (Dictionn. des scienc. nat. T. XLIV. p. 38. T. XLVIII. p. 500) aus Centaurea napifolia *L.*, eine eigene Pflanzengattung gebildet. Candolle (Prodr. VI. p. 600) benutzt jenen Namen zur Bezeichnung seiner 29. Unterabtheilung der Gattung Centaurea. (*A. Sprengel.*)

PECTINEA, eine durch Gärtner (de fruct. II. p. 136. t. 111) aufgestellte Pflanzengattung, von welcher nichts bekannt ist als die Frucht. Die Frucht der Art, welche Gärtner aus der Sammlung des leydener botanischen Gartens erhielt und P. zeylanica (Dodhampana *Hermann* mus. zeyl. 67. *Burmann* zeyl. 89) genannt hat, ist eine beerenartige, kugelige, außen scharfpunktirte Kapsel, welche sich in drei Klappen fast bis zur Basis spaltet und zwei bis vier rothe, knochenharte, auf der einen Seite convexe, auf der andern eckige Samen enthält. Der Embryo, mit linienförmig ablangen flachen Samenlappen und kurzem, drehrundem, nach der Fläche des einen Samenlappens zurückgeschlagenem Würzelchen, liegt im Grunde der Längsaxe des großen, fleischigen Eiweißkörpers. Die Gattung Pectinea könnte vielleicht zu der natürlichen Familie der Rutaceen gehören. (*A. Sprengel.*)

PECTINEA BURSA MUCOSA, Schleimsack des Schambeinmuskels, ist ein Schleimbalg (s. d. Art.), welcher unter dem kleinen Trochanter zwischen der Sehne des Schambeinmuskels (Pectineus) und dem Schenkelknochen liegt. (*J. Rosenbaum.*)

PECTINELLUM. Mit diesem Namen bezeichnet Candolle (Prodr. V. p. 109) die zweite und letzte Unterabtheilung der Pflanzengattung Ageratum (s. den Art.), zu welcher hier die Nachträge folgen. Den Namen, welcher bei Dioskorides (ἀγήρατον Mat. med. IV, 59) eine Art Immortelle (nach den Auslegern Achillea Ageratum *L.*) bezeichnet, hat Linné (Gen. n. 936) willkürlich auf diese amerikanische Gattung übertragen. Sie gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae (Compositae Eupatoriaceae Eupatorieae Agerateae *Cand.*) und wurde zuerst von Pontedera (Diss. 1720) unter dem Namen Carelia (zu Ehren des kaiserlichen Leibarztes Pius Nicolaus Carelius) bekannt gemacht. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus vielen linienförmigen, über einander liegenden Blättchen; der Fruchtboden ist nackt; die Corollen sind fünfspaltig; das Achenium ist fast fünfkantig, nach Unten verdünnt: die Krone besteht aus fünf bis zehn freien, grannenförmig-zugespitzten oder stumpfen, kammförmig-gewimperten Spreublättchen. Die erste Unterabtheilung Euageratum *Cand.* wird charakterisirt durch fünf feingesägte, langzugespitzte, gegrannte Spreublättchen der Samenkrone und begreift nur eine Art in sich: 1) Ag. conyzoides *L.* (*Gärtner.* de fruct. t. 165) mit vier Abarten: α) obtusifolium *Lamarck* (ill. t. 672. f. 1), β) hirtum *Lam.* (l. c. f. 2), γ) mexicanum *Sweet* (Brit. fl. gard. t. 89. Bot. mag. t. 2524), δ) cordifolium *Roxburgh* (Hort. calcutt.). Wächst jetzt fast überall zwischen den Wendekreisen. Die zweite Unterabtheilung Pectinellum *Cand.* besteht aus drei Arten, deren Samenkrone aus meist zehn, ihrer ganzen Länge nach kammförmig gewimperten (daher der Name: pecten, Kamm) Spreublättchen zusammengesetzt ist. 2) Ag. melissaefolium *Cand.* (l. c., Chrysocoma pauciflora *Arrabida* fl. flum. 8. t. 3?), in Brasilien. 3) Ag. matricarioides *Lessing* (Syn. p. 155. Hymenopappus matricarioides *Spreng.* syst. veg. 3. p. 450. Allgem. Enc. II, 12. S. 425) auf Cuba. 4) Ag. domingense *Spreng.* (l. c. p. 446), auf Hayti. Hierzu kommen noch die beiden zweifelhaften Arten: 5) Ag. maritimum *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* nov. gen. 4. p. 150) an der Küste der Insel Cuba; und 6) Ag. ciliare *L.* (Sp. pl. 1175. *Pluknet* almag. t. 81. f. 4), in Ostindien. Die übrigen, früher zu Ageratum gerechneten, Arten gehören zu den Gattungen: Coelestina *Cassini*, Eriophyllum *Lagasca* (Bahia *Lag.*), Florestina *Cass.*, Hebeclinium *Cand.* (s. Eupatorium), Palafoxia *Lag.*, Phalacraea *Cand.*, Phania *Cand.*, Piqueria *Cavanilles* und Stevia *Cav.* Die beiden Gattungen Coelestina und Anisochaeta sind sehr nahe mit Ageratum verwandt: Coelestina, von Cassini (Dict. des sc. nat. 6. suppl. p. 8., 26. p. 227) wegen der himmelblauen Blüthen der ihm bekannten Art so benannt, ist von Ageratum kaum generisch verschieden. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist cylindrisch-halbkugelig und besteht aus vielen dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen; der Fruchtboden ist convex, mit Spreublättchen besetzt, oder nackt; das Achenium fünfkantig: die Krone besteht aus einem ungleich-gezähnten, häutigen Rande. Die sechs bekannten Arten sind in Mexiko und Peru, als aufrechte, ästige Sommer- oder Staudengewächse mit gegenüberstehenden, kurzgestielten, gezähnten Blättern und gedrängten blauen oder rothen Doldentrauben einheimisch: I. Isocarphoides. Der Fruchtboden mit linienförmigen Spreublättchen bedeckt; 1) C. isocarphoides *Cand.* (l. c. p. 107) in Mexico. 2) C. paleacea *Gay* (Ms., *Cand.* l. c.) ebend. 3) C. albida *Cand.* (l. c.) ebend. II. Ageratoides. Der Fruchtboden nackt. 4) C. ageratoides *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (l. c. p. 151, Ageratum corymbosum *Balbis* hort. taurin. Ag. coelestinum *Sims.*

bot. mag. t. 1730. Sparganophorus ageratoides *Lagasca* elench. hort. madr. 1815. p. 25) auf den mexicanischen Gebirgen. 5) C. corymbosa *Cand.* (l. c. p. 108. Ageratum corymbosum *Zuccagni* obss. n. 85. Coel. coerulea *Cass.* l. c.), vielleicht eine Varietät der vorhergehenden Art, mit welcher sie wahrscheinlich auch ein Vaterland hat. 6) C. parvifolia *Cand.* (l. c.), vermuthlich in der Gegend von Lima von Née gefunden. Die Gattung Anisochaeta ist noch zweifelhaft, da sie Candolle (l. c. p. 109) nach trocknen Exemplaren gründete, bei welchen die Strahlblümchen fehlten und die Achenien noch nicht reif waren. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist eiförmig und besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, linien-lanzettförmigen, angedrückten Blättchen; der Fruchtboden ist nackt; die röhrigen Corollen sind tief fünfspaltig; die Antheren ungeschwänzt, das Achenium drehrundlich, fast unbehaart, ungeschnäbelt: die Krone besteht aus drei, seltener vier oder fünf aufrechten, schmalen, sehr spitzen, ungleichen Spreublättchen (daher der Name χαίτη, Haar, Borste, ἄνισος, ungleich). Die einzige Art, An. mikanioides *Cand.* (l. c. p. 110), ein meist kletternder Strauch mit drehrunden, gestreiften, feinbehaarten Zweigen, abwechselnden, gestielten, eiförmigen, eingeschnitten-gezähnten, am Stiele und an den Nerven feinbehaarten Blättern, und gipfelständigen, schlaffen, mit sehr kleinen Stützblättchen versehenen, weißlichen Blüthenrispen, ist im südlichen Afrika von Drège entdeckt worden. (*A. Sprengel.*)

PECTINEUS MUSCULUS, Kammmuskel, ist ein platter, aber starker, länglich viereckiger Muskel, welcher zwischen dem Psoas major und dem Adductor longus des Oberschenkels vor dem M. obturator externus an der innern und untern Seite des Hüftgelenks liegt; er entspringt von der Crista und dem Ligamentum pubis, läuft schräg von Oben nach Unten und Außen an die innere hintere Fläche des Os femoris und heftet sich mit einem breiten sehnigen Rande an das Labium internum lineae asperae gleich unterhalb des Trochanter minor an, beugt die Schenkel jeder Seite und bewegt sie nach Einwärts, wobei er zugleich den M. psoas und Iliacus in ihrer Wirkung unterstützt. (*J. Rosenbaum.*)

PECTINIBRANCHIA oder vielmehr französisch Pectinibranches nannte Cuvier die größte Abtheilung der Schnecken, welche sich durch den Besitz zweier kammförmigen Kiemen in der zu ihrer Aufnahme bestimmten, am Nacken gelegenen Kiemenhöhle auszeichnen. Sie sind größtentheils Meerbewohner, welche im äußern Ansehen unsern Gartenschnecken im Ganzen ähneln, sich aber nicht blos durch das erwähnte Respirationsorgan, sondern auch durch getrennte Geschlechtsbildung von ihnen unterscheiden. Lamarck theilt die von ihm Trachelopoda genannte Gruppe nach der Bildung ihres Mundes in:

a) Phytophaga. Sie haben keinen ausstreckbaren Rüssel, meistens hornige Kiefer, und fressen Vegetabilien; ihre Schale hat weder einen Ausschnitt, noch einen Kanal am Mundrande, und ist immer eine nicht unterbrochene Curve.

b) Zoophaga. Sie besitzen einen stacheligen ausstreckbaren Rüssel statt der Kiefer, und fressen thierische Nahrung, welche sie mit dem Rüssel ergreifen. Ihre Schalenmündung hat am oberen Ende einen Ausschnitt, oder einen Kanal, von verschiedener Länge.

Während die Letztern alle ohne Ausnahme Bewohner des Meeres sind, gibt es in der ersten Gruppe einige Bewohner der süßen Gewässer, die dann auch bei uns vorkommen, aber freilich gegen die Menge der Tropenbewohner nur gering sind. Die Gattungen Neritina und Paludina liefern solche Arten, besonders die letztere. (S. diese Artikel.) (*Burmeister.*)

PECTINIDAE, eine von Lamarck (hist. natur. des anim. sans vertèbr. Vol. VI, 153) aufgestellte Familie der Muscheln, welche zur Abtheilung der einmuskeligen (Monomyia) gehört und mit den Ostreaceis zunächst verwandt ist, mit denen sie auch Cuvier verbindet. Beide haben nemlich allein von allen Monomyien ein kleines, in einer tiefen Grube mehr oder weniger verstecktes, also halb innerliches Band, das nie über den Schalenrand beträchtlich hervorragt. Die Pectiniden unterscheiden sich aber von den Ostraceen durch ihre festere, außen nicht geblätterte Schale, ihre mehr regelmäßigen Formen, und ihre radialen Leisten oder Furchen, welche nicht selten Stacheln oder hakige Zacken tragen. Sie leben blos im Meere und haben theils einen Byssus, theils nicht. Die sieben Gattungen, welche Lamarck zu seiner Familie zieht, unterscheiden sich am besten in dieser Weise:

I. Ohne deutliche Zähne am Schloß.
- A) Bandgrube nach Außen geöffnet und daher das Band theilweis sichtbar.
  - a) Schalenhälften gleich, mit weiter Byssusmündung in beiden. Lima.
  - b) Schalenhälften ungleich.
    - aa) Mit tiefem Byssusausschnitt in der rechten Schale. Pedum.
    - bb) Ohne Byssusausschnitt (blos fossil bekannt). Plagiostoma.
- B) Bandgrube und Band völlig versteckt.
  - a) Mit flügelartigen Ausbreitungen am Schloß. Pecten.
  - b) Ohne flügelartige Ausbreitungen neben dem Schloß (blos fossil bekannt). Podopsis.

II. Mit deutlichen (je zwei) großen, in einander greifenden Schloßzähnen, welche das Band in die Mitte nehmen. Kein Byssusausschnitt.
- a) Ohne flügelartige Ausbreitungen am Schloß. Band ganz innerlich, nicht von Außen sichtbar. Plicatula.
- b) Mit flügelartigen Ausbreitungen am Schloß. Band von Außen sichtbar; die Schale dick, stachelig. Spondylus. (*Burmeister.*)

PECTIS, ein altes, sehr verschieden beschriebenes Instrument, das aber jedenfalls unter die Saiteninstrumente gezählt werden muß. Athenäus gibt es für eine Erfindung der Sappho aus; es war jedoch schon früher unter den Persern, Baktriern und in mehren kleinasiatischen Provinzen bekannt und wurde besonders von Frauen ge-

spielt. Die alten Griechen selbst sind sehr verschiedener Meinung darüber: Aristoxenus und Menechmus halten es für eins und dasselbe mit Megas (s. d. Art.), wogegen sich Athenäus und Diogenes der Tragiker erklären. Nach dem Letztern hatte es nur zwei, höchstens drei Saiten, welche mit den Fingern gerissen wurden. Plato nennt es dagegen wieder vielsaitig, ja sogar vielharmonisch. Man sieht daraus, was damals vielharmonisch sagen wollte. Die Zahl der Saiten wird sich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geändert haben. Oft wurde es mit der Lyra für gleichbedeutend genannt. Von Bedeutung war das Instrument keinenfalls. (*G. W. Fink.*)

PECTIS, eine von Linné aufgestellte (Gen. n. 965) Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Perdicieen (Vernoniaceae Vernonieae Pectideae Eupectideae *Candolle's*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der cylindrisch-glockenförmige gemeinschaftliche Kelch besteht meist aus fünf Blättchen; der Fruchtboden ist nackt; die Corollen der Scheibe sind schwach zweilippig, die des Strahls zungenförmig; die Samenkrone besteht aus einer Reihe an der Basis breiter, trockenhäutiger, an der Spitze borstenförmiger, feingesägter, oft ungleicher Spreublättchen. Die Gattungen Lorentea *Lagasca* (Nov. gen. p. 28) und Chthonia *Cassini* (Bullet. de la Soc. philom. 1817. p. 33) sind mit Pectis identisch. Es sind 17 Arten bekannt, welche meist als einjährige, seltener als perennirende Kräuter im tropischen Amerika wachsen. Ihre Blätter sind einfach, unbehaart, gegenüberstehend, mit einem sehr schmalen knorpeligen Rande versehen, ihre Blüthen gelb und langgestielt, z. B. P. elongata *Humboldt, Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. 4. p. 262. t. 392).

Mit Pectis sehr nahe verwandt und nur als Untergattungen zu betrachten sind Lorentea, Pectidopsis und Pectidium.

I. Lorentea *Lessing* (Linnaea 1830. p. 135. 1831. p. 717. syn. p. 153. Cryptopetalum *Cassin.* dict. 27. p. 206) unterscheidet sich von Pectis nur dadurch, daß die Spreublättchen der Samenkrone zwei Reihen bilden. Die neun bekannten Arten, Sommergewächse, perennirende Kräuter und Halbsträucher, sind im tropischen Amerika einheimisch und zerfallen in zwei Unterabtheilungen: A. Cryptopetalum *Cass.* Die Achenien des Strahls haben eine längere Krone (bestehend aus mehren borstenförmigen Spreublättchen), als die der Scheibe: z. B. L. humifusa *Less.* (l. c. Pectis humifusa *Swartz* fl. Ind. occ. p. 1362. *Plumier* ed. *Burm.* t. 95. f. 2?) ein auf den Antillen einheimisches Sommergewächs. B. Stammarium *Willdenow.* herb. Die Achenien des Strahls haben keine, oder eine halbirte, kurze, ohrförmige Krone, z. B. L. canescens *Cand.* (Prodr. 5. p. 102. P. canescens *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth* l. c. p. 263. t. 393), ein mexicanischer Halbstrauch.

II. Pectidopsis *Cand.* (l. c. p. 98. Dieser Name, sowie Pectidium ist gegen die Regel der Philos. bot. §. 227. Nomina generica ex aliis nominibus genericis, cum syllaba quadam in fine addita, conflata, non placent. — gebildet). Der gemeinschaftliche Kelch ist achtblättrig, die Corollen der Scheibe sind regelmäßig fünfzähnig; die Samenkrone ist kurz, spreublättrig, fünfzähnig. Die einzige Art P. angustifolia *Cand.* (l. c. Pectis angustifolia *Torrey* in den Annals of the Lyceum of New-York 2. p. 214) wächst auf den Felsengebirgen (Rocky-Mountains) in Nordamerika als ein ästiges, weitschweifiges, glattes Sommergewächs mit linienförmigen, an der Basis gezähnt-gewimperten Blättern und einzeln stehenden, sehr kurz gestielten Blüthenknöpfen.

III. Pectidium *Less.* (Linnaea 1831. p. 706. syn. p. 152.) Wie die vorhergehende Gattung, aber der gemeinschaftliche Kelch fünfblättrig und die Samenkrone bestehend aus wenigen, steifen, pfriemenförmigen, hornartigen, glatten, zuletzt von einander abstehenden Borsten. Die einzige bekannte Art, P. punctatum *Less.* (l. c. Pectis punctata *Jacquin* amer. 216. t. 128. P. linifolia *Gärtner* de fruct. t. 171. *Lamarck* ill. t. 684) ist auf den caraïbischen Inseln einheimisch, als ein glattes, aufrechtes, gablig- oder dreitheilig-ästiges Sommergewächs mit linienförmigen, durchscheinend-punktirten, an der Basis mit einem Paar Wimpern versehenen Blättern und einzeln stehenden, langgestielten Blüthenknöpfen.
(*A. Sprengel.*)

PECTISCHE SÄURE, synonym Gallertsäure, Pflanzengallerte, Grossulin, Acidum pecticum. Diese Säure wurde im J. 1824 von Braconnot entdeckt; sie ist ein in der Pflanzenwelt sehr verbreiteter Bestandtheil und findet sich vorzüglich in den Wurzeln, Stengeln und Blättern krautartiger Gewächse, besonders häufig aber in den Kartoffeln, Möhren, Selleriewurzeln, Zwiebeln, Gichtrosenwurzeln, Rüben, Scorzoneren ꝛc. Die pectische Säure wird nach Braconnot auf folgende Weise erhalten: Zerriebene Möhren oder Rüben werden scharf ausgepreßt, der Rückstand noch einige Male mit Wasser ausgewaschen, hierauf mit sehr verdünnter Kalilauge gekocht, wodurch die Gallertsäure gelöst wird, und die schleimige Flüssigkeit mit einer Auflösung von salzsaurem Kalk gefällt; der sich abscheidende gallertsaure Kalk, entstanden durch gegenseitige Zersetzung von gallertsaurem Kali und salzsaurem Kalk, wird gut ausgewaschen und dann durch verdünnte Salzsäure zerlegt, wobei sich die Gallertsäure ausscheidet, die dann mit Wasser und Weingeist ausgewaschen und getrocknet wird. Simonin befolgt einen andern Weg zur Darstellung dieser Säure: er schreibt vor, den Johannisbeersaft mit dem Safte saurer Kirschen zu vermischen, das sich dabei ausscheidende Pectin sorgfältig auszuwaschen und es dann mit sehr schwacher Kalilauge zu kochen, wobei es in Gallertsäure zerfällt, die sogleich von dem Kali gebunden wird. Die Flüssigkeit wird dann mit einer Auflösung von chlorigsaurem Kalk (Chlorkalk) zersetzt, wobei sich gallertsaurer Kalk von weißer Farbe abscheidet, der wie nach der ersten Methode behandelt wird. Im feuchten Zustande stellt die Gallertsäure eine beinahe farblose durchscheinende Gallerte dar, welche zu dünnen, durchscheinenden Blättchen eintrocknet, die zwar bei der Behandlung mit kochendem Wasser wieder etwas aufquellen, aber ihren ursprünglichen gallertartigen Zustand nicht wieder annehmen; im frisch gefällten Zustand löst sie sich

etwas in kaltem, noch mehr in heißem Wasser; die wässerige Auflösung schmeckt und reagirt schwach säuerlich und wird durch Säuren, Salze, Kalkwasser, Alkohol und selbst durch Zusatz von Zucker als Gallerte gefällt. Sie ist wie das Pectin die Bedingung der Geléebildung beim Einkochen der mit Zucker versetzten Säfte saurer Früchte. Die Gallertsäure zerfällt bei der trocknen Destillation in die gewöhnlichen Producte, bei der Behandlung mit Salpetersäure in Schleimsäure und Oxalsäure, und bei der Behandlung mit überschüssigen Alkalien in Oxalsäure. Sie besteht nach Mulder nicht im reinen Zustande, sondern gibt 4,17% Asche, bestehend aus reinem Kalk, und bei der Erhitzung mit sauerstoffhaltigen Substanzen Wasser und Kohlensäure in dem Verhältniß, daß sie im reinen Zustand aus 45,47 Kohlenstoff, 4,95 Wasserstoff und 49,58 Sauerstoff bestehen würde, und da in den neutralen Salzen der Sauerstoff der Säure sich zu dem der Basis wie 10 : 1 verhält, so entwickelt Mulder hieraus die rationelle Formel $C_{12}H_8O_{10}$. Hieraus folgert jener Chemiker, daß die pectische Säure als solche noch nicht bekannt sei, sondern als drei-, vier- und fünffach pectischsaurer Kalk angesehen werden müsse, und, da sie sich durch zwei Mischungsgewichte Wasserstoff weniger vom Zucker und zwei Mischungsgewichte Sauerstoff mehr von der Holzfaser unterscheide, sie wahrscheinlich von der Natur zur Umwandlung der Holzfaser in Zucker bestimmt sei. Abweichende Resultate von denen Mulder's hat Regnault (s. Journ. de Pharm. Mai 1838 und hieraus im Journ. für prakt. Chemie XIV, 270) erhalten; dieser fand nämlich sowol die freie, wie die an Silberoxyd gebundene pectische Säure zusammengesetzt aus 43,61 Kohlenstoff, 4,53 Wasserstoff und 51,86 Sauerstoff, woraus er die Formel $C_{11}H_7O_{10}$ berechnet. — Die Gallertsäure verbindet sich mit den Basen und sie zeigt dann in der Wärme mehr Verwandtschaft zu denselben als die Kohlensäure; die Verbindungen mit den Alkalien sind in Wasser sehr leicht löslich, die übrigen sind größtentheils unauflöslich und werden durch Zersetzung der ersteren mit ihren in Wasser löslichen Salzen erhalten. Das gallertsaure Kali ist in Wasser sehr löslich und gibt beim Eintrocknen eine gummiähnliche Masse; wird seine wässerige Auflösung nur mit einigen Tropfen einer stärkern Säure vermischt, so gesteht sie durch Ausscheidung der Gallertsäure zu einer zitternden Gallerte. Diese Eigenschaft benutzt man, um schnell Gelées darzustellen, indem man die beliebigen Geléemischungen mit einer Auflösung von gallertsaurem Kali und dann mit etwas Citronensäure (Citronensaft), Weinsteinsäure rc. vermischt. Das gallertsaure Ammoniak ist ebenfalls in Wasser sehr löslich, gibt beim Verdampfen glimmerartige Blättchen und zieht Feuchtigkeit aus der Luft an; wegen dieser Eigenschaft nehmen auch Einige an, daß der bei der Reinigung des Runkelrübensaftes mit Kalk sich abscheidende gallertsaure Kalk durch das sich bildende Ammoniak theilweise wieder gelöst und dadurch die Reinigung jenes Saftes so schwierig gemacht werde. Die Gallertsäure hat zu dem Blei- und Kupferoxyd eine sehr große Verwandtschaft und bildet mit ihnen in Wasser unlösliche Verbindungen; deshalb ist auch vorgeschlagen worden, bei Vergiftungen mit Blei- oder Kupfersalzen gallertsaure Alkalien zu geben, damit jene Salze in unlösliche Verbindungen verwandelt werden. (*Döbereiner.*)

PECTOPHYTUM. Mit diesem Namen hat Kunth (*Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* nov. gen. 5. p. 22. t. 425) eine Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Hydrokotylinen der natürlichen Familie der Umbelliferae, belegt. Char. Der Kelchrand ungezähnt, die Corollenblättchen ungleich; die Frucht eiförmig-elliptisch; jedes der beiden Achenien auf dem etwas converen Rücken mit fünf fadenförmigen Rippen versehen und mit flacher Naht. Die Gattung kann füglich mit Bolax *Commerson*, von welchem sie nur in der Form der Frucht abweicht, vereinigt werden. Die einzige bekannte Art, P. pedunculare *Kunth* (l. c. Bolax pedunculatus *Spreng.* sp. umb. p. 10. Allgem. Enc. I, 11. S. 352. Not. 6. Azorella pedunculata *Willdenow.* herb.) bildet auf der Hochebene (12,600 Fuß über dem Meere) des Berges Antisana in Centralamerika dichte Rasen (daher der Name: φυτόν, Gewächs, πηκτός, dicht zusammengedrängt) und ist eine kleine perennirende Pflanze, vom Ansehen mancher Androsace-Arten, mit gedrängt über einander liegenden, lederartigen, glatten, dreizackigen Blättern und gipfelständigen, mit Stützblättchen versehenen weißen Blüthenbüscheln. (*A. Sprengel.*)

PECTORALE, bei den Latinisten des Mittelalters der Cuiraß, die Brustwehr (Parapet), Brustbinde für's Pferd, ein Stück der geistlichen Kleidung. (Vergl. Du Cange.) (*H.*)

PECTORALIA MEDICAMINA, Brustmittel. Unter diesem Namen stellten die Ärzte der frühern Jahrhunderte, namentlich Lieutaud, alle diejenigen Mittel zusammen, welche sich gegen Krankheitserscheinungen der Athmungsorgane, sie mochten in diesen selbst oder in einem andern Körpertheile ihren ätiologischen Sitz haben, hilfreich erwiesen. Da das vorzüglichste Symptom hierbei der Husten war, so wurden die Pectoralia auch, z. B. von Fourcroy, für identisch mit Bechica gehalten, daher man noch jetzt in den meisten Pharmakopöen und Formularen die Vorschriften von Flores, Fructus, Syrupi, Potiones und Linctus bechici oder pectorales findet. Die Pectoralia oder Bechica zerfielen wieder in Emollientia, die besonders Schleimzucker enthalten; Vulneraria und Adstringentia, die Wurzeln der Erdbeere, der Nessel, der Alchimilla, Balsame und Harze, namentlich die Gummiharze; Resolventia und Incidentia, florentinische Veilchenwurzel, Imperatoria, Aristolochia, Aron, Squilla, Marrubium, Safran, Kermes mineralis, Schwefel rc. Eine Eintheilung, welche die neuern Pharmakologien mit Recht wieder verlassen haben. (*J. Rosenbaum.*)

PECTORALIS MUSCULUS, Brustmuskel. Man unterscheidet in der Anatomie des Menschen zwei eigentliche Brustmuskeln, einen großen und einen kleinen. Der große Brustmuskel (M. pectoralis major, M. sterno-cleido-brachialis, M. adducens humeri) ist breit, platt, aber dick und dreieckig, liegt dicht unter der Haut an der vordern Fläche der Brust, von der Brustdrüse be-

deckt, zwischen dem Schlüsselbeine, dem Brustbeine und dem obern Theile des Oberarms und gehört, wie auch der kleine, zu den paarigen Muskeln. Er besteht aus zwei Theilen, welche bis zu ihrer Vereinigung am Oberarme durch Zellgewebe von einander getrennt sind. Der obere kleinere Theil (pars clavicularis) entspringt kurzflechsig von dem vordern Rande des Brustbeinendes des Schlüsselbeins, geht schräg abwärts und auswärts zu dem obern Theile des Oberarms und daselbst neben dem vordern innern Rande des Deltamuskels herab. Seine Faserbündel convergiren, sodaß die innern stärker auswärts, die äußern stärker abwärts gehen. Auf diese Weise wird dieser Muskeltheil gegen den Arm zu allmälig schmäler und dicker und geht endlich am Oberarme selbst in eine starke platte Flechse über, welche sich mit der des andern Theils vereinigt. Der untere größere Theil (pars thoracica) entspringt mit flechsigen Fasern von seinem Seitentheile der vordern Fläche des Brustbeines und mit fleischigen Fasern von der vordern Fläche des Knorpels der dritten bis siebenten Rippe und zwar so, daß der innere Rand des Muskels gekrümmt, nach Innen conver erscheint. Auf der vordern Fläche des Brustbeins laufen die Anfänge der entspringenden flechsigen Fasern der großen Brustmuskeln beider Seiten zusammen, und an der fünften Rippe geht gewöhnlich ein schmaler dünner Fortsatz schräg einwärts herab, welcher sich mit der ersten Zacke des M. obliquus externus abdominis verbindet. Von diesem breiten Ursprunge geht dieser Muskeltheil auswärts, sodaß er die Knorpel und die übrigen vordern Theile der fünf obern Rippen bedeckt, zu dem Oberarme hin. Seine Faserbündel convergiren unter einander und mit denen der Pars clavicularis, je weiter er daher nach Außen kommt, desto schmaler und dicker wird er, schlägt sich nach Unten ganz hinter die Pars clavicularis, geht in eine platte, breite, starke Flechse über und vereinigt sich mit der der pars clavicularis. Die dadurch entstehende gemeinsame Flechse beider Muskeltheile befestigt sich, von dem vordern Theile des Deltamuskels bedeckt, an die Spina des Tuberculum majus des Oberarmbeines, verbindet sich über den Sulcus intertubercularis hin mit der Sehne des M. latissimus dorsi und schickt viele Fasern zur Fascia brachialis. Zuweilen steht der große Brustmuskel mittels eines quer durch die Achselhöhle gehenden Fleischbündels mit dem M. latissimus dorsi in Verbindung, welches die Vasa axillaria zusammendrücken kann; zuweilen wird sein innerer Rand von einem besondern accessorischen länglichen Muskelbündel, M. sternalis, bedeckt, welches in die Fascia recta abdominis sich verliert. Die Wirkung dieses Muskels ist, den Oberarm gegen die Brust zu ziehen. Wirkt der M. latissimus dorsi etc. mit ihm, so wird der Oberarm einwärts an die Seite der Brust, wirkt dieser Muskel aber allein, so wird er vorwärts und einwärts gezogen. Die Pars clavicularis allein wirkend, zieht den Arm zugleich etwas aufwärts, der untere Theil der Pars thoracica abwärts. Ist der Oberarm befestigt, so kann der Pectoralis den Rumpf gegen den Arm ziehen, auch ihn etwas drehen, sodaß die Vorderseite desselben dem Arme zugewendet wird. Ist der Arm in die Höhe gehoben und befestigt, so kann er die Rippen, an die er sich ansetzt, und so den ganzen Rumpf in die Höhe ziehen. 2) Der kleine Brustmuskel (M. pectoralis minor, M. serratus anticus minor, M. coracopectoralis, M. costo-coracoideus) wird von dem großen und dem M. deltoides bedeckt, liegt an dem obern äußern Theile der vordern Fläche der Brust, und ist dreieckig, platt. Er entspringt in der Regio mammillaris von den äußern Flächen und obern Rändern der dritten bis fünften Rippe mit drei Zacken (Dentationes), weshalb er auch den Namen des vordern kleinen Sägemuskels führt. Die Faserlagen steigen convergirend schräg auswärts nach Oben, so wird der Muskel allmälig schmaler, aber dicker, gelangt zu dem Processus coracoideus des Schulterblatts und endigt sich daselbst in eine starke Flechse, welche sich an dem vordern Rande und der obern Fläche dieses Fortsatzes befestigt. Wirkt dieser Muskel, so zieht er den Processus coracoideus des Schulterblatts und so die ganze Schulter nach Vorwärts herab, wobei der untere Winkel des Schulterblatts rückwärts von den Rippen abweicht. Wenn das Schulterblatt durch den M. serratus anticus major und M. Trapezius befestigt ist, so hebt der kleine Brustmuskel die Rippen seines Ursprungs in die Höhe. (*J. Rosenbaum.*)

PECTORILOQUE (pectus — loqui). Mit diesem Namen belegte eine Zeit lang Lännec ein von ihm erfundenes Werkzeug der Erkenntniß der Brustkrankheiten, dessen Name allerdings zu der irrigen Vermuthung führen könnte, daß das Pectoriloque, welches beim Gebrauche an die Brust des Kranken angesetzt wird, bestimmte Töne von sich gibt, während im Gegentheile nur vermittels desselben von dem Arzte Töne wahrgenommen werden, die aus der Brust des Kranken hervordringen, wodurch sich zugleich der Gebrauch des Pectoriloque's von dem der Percussion (s. d. Art.) unterscheidet, bei welcher letztern durch die Hand des Arztes aus der Brust des Kranken Töne hervorgerufen werden, während bei dem Lännec'schen Verfahren nur ein in der kranken Brust stattfindendes Geräusch künstlich zum Ohre des Arztes geleitet wird. Indessen ist der Name, Stethoskop, welchen später der Erfinder jenem Werkzeuge beigelegt hat, nicht viel richtiger und genauer bezeichnend, als der zuerst gewählte. Da jedoch jener beinahe allgemein angenommen worden ist, und man heute sogar mit dem Worte „Pectoriloque" einen ganz andern Begriff verbindet, indem man es nur noch zur Bezeichnung eben solcher Kranken benutzt, bei denen jenes Werkzeug mit Erfolg in Anwendung kommt: so verweisen wir hinsichtlich desselben auf den Artikel Stethoskop, und bemerken hier nur noch, daß man mit dem Worte: Pectoriloque jenes eigenthümliche Geräusch in der Brust bezeichnet, welches krankhafte Zustände derselben verräth, nach Maßgabe der Eigenthümlichkeit derselben verschieden ist, und vermittels des Stethoskops zur Wahrnehmung des Arztes gelangt. S. daher d. Art. Stethoskopie. (*C. L. Klose.*)

PECTUNCULUS, Muschelgattung aus der Abtheilung der Zweimuskeligen (Dimyia), zur Familie der Arcaceen gehörig, mit deren in der Anwesenheit von

vielen kleinen abwechselnd in einander eingreifenden Schloßzähnen bestehendem Charakter sie eine ihr eigenthümliche kreisrunde, gewölbte Form verbindet und daher ein bogenförmiges Schloß hat, dessen mittlere Zähne von dem geradlinig in das Schloß hineinragenden breiten und starken Bande fast vollkommen verdrängt werden, ja mitunter ganz fehlen. Dies Band besteht aus schichtweisen Lagen, und verursacht dadurch auf der Stelle der Schale, an der es haftet, eben so gelegene Streifen oder Furchen, deren Lage für Bestimmung der Arten wichtig ist. Beide Schalen schließen in ihrem ganzen Umfange vollkommen an einander und haben eine sehr dicke, feste, außerhalb häufig von behaarter Epidermis gebildete Beschaffenheit. Das Thier, von Poli Axinea genannt, hat einen sehr großen, dicken, am untern Rande doppelten Fuß, welcher ihm zum Kriechen dient. Die Arten, deren es einige an europäischen Küsten gibt, bewohnen flache Küsten oder Untiefen und stecken gewöhnlich im Schlamm. Sie erreichen ein hohes Alter und verdicken dabei fortwährend nicht blos ihre Schale, sondern ändern auch deren Form etwas ab; sodaß die Unterscheidung der verschiedenen Species nicht leicht ist. Lamarck führt in seiner Hist. nat. des anim. sans vertèb. T. VI. p. 49 gegen 20 lebende und halb so viele fossile auf, von denen erstere in zwei Gruppen gebracht werden:

1) Mit feinen, vom Schloßbuckel ausgehenden Linien, welche nicht selten durch concentrische Querstreifen verbunden sind.

P. glycimeris. Schale mäßig gewölbt, mit ziemlich breiten, aber flachen Streifen, glatt; Farbe außen dunkel lederbraun, der stumpfere Vorderrand schwärzlich. Meist faustgroß und erreicht eine enorme Dicke. Im Mittelmeer und atlantischen Ocean. **P. pilosus**, relativ kürzer und höher gewölbt, mehr kugelig, mit schmälern Streifen und rauher sammetartiger Oberfläche, die jedoch meistens nur am Umfange noch erhalten ist. Ebenso groß und dick; gelbbraun, der Überzug schwarzbraun. Auch im Mittelmeer und atlantischen Ocean. **P. scriptus**, kleiner, flacher gewölbt, aber ebenfalls sehr dick, fein würfelig gestreift, weiß, mit braunen Zickzacklinien und glänzender Oberfläche. An St. Domingo. **P. nummarius**, Schale klein, linsenförmig, etwas am Schloßende erweitert, in die Quere gestreift, weißlich, gelblich bemalt; die Schloßbuckel ziemlich genau in der Mitte. Im Mittelmeer.

2) Mit tiefen radienförmig vom Schalenbuckel ausgehenden Furchen.

P. pectiniformis, Schale leicht erweitert am Schloß, ziemlich flach gewölbt, weiß, braungefleckt, mit ziemlich hohen runden Rippen und vielen feinen Querlinien. Schalenbuckel klein, gerade nach Innen gebogen. An asiatischen und amerikanischen Küsten, gemein in Sammlungen. **P. pectinatus**, Schale flacher, am Schloß nicht erweitert, weiß, braun besprengt; die Rippen zahlreicher, flacher, sehr fein in die Quere gestreift, besonders die Zwischenräume. An amerikanischen Küsten. **P. castaneus**, Schale kreisförmig, ziemlich gewölbt, kastanienbraun mit weißen Flecken, die abgerundeten Rippen mit feinen Längsstreifen. An Amerika. Alle sieben Arten sind bei Chemnitz (Conchyliencabinet. 7. Bd. Taf. 57 und 58) abgebildet. (*Burmeister.*)

Peculatus, s. u. Diebstahl.

PECULIARE, bei den Latinisten des Mittelalters dasselbe, was Peculium. (*H.*)

PECULIUM, Sondergut, mit dem Worte pecunia verwandt, und von pecus abstammend [1]), in der weitesten Bedeutung: das Vermögen eines Menschen, als ein geschlossenes Ganzes betrachtet. Denn in den frühern Zeiten bestand das Hauptvermögen der Völker, namentlich der Hirtenvölker, in Vieh [2]), und sowie daher Pecunia im Allgemeinen das Vermögen bezeichnet, so scheint Peculium im Diminutiv nach dem gemeinen Sprachgebrauch auch für Vermögen [3]) gebraucht worden zu sein, wie auch jetzt in der Sprache des gemeinen Lebens reiche Leute wol zu sagen pflegen: „mein Bischen Vermögen [4])." Im engern Sinne wird unter diesem Ausdrucke ein gewisses geschlossenes Vermögen im Verhältnisse zu einem andern verstanden, mit welchem es zusammenhängen könnte, von welchem es aber doch getrennt ist. So Peculium mulieris, vel nuptae, so viel wie Paraphernalvermögen einer Frau im Gegensatze von der Dos [5]); dann Peculium patris familias, so viel wie dessen Sparbüchse, d. i. das von dem Hausvater für den Nothfall zurückgelegte Geld, grade wie wir im Teutschen auch im Diminutiv „Sparpfennig" statt Spargeld" sagen [6]). Wir lassen an seinen Ort gestellt sein, ob von dieser Bedeutung des Wortes Peculium oder von dem nachher näher zu entwickelnden Peculium adventitium und Peculium quasi castrense in das Kirchenrecht der Ausdruck Peculium clericorum, Pec. clericale, Pec. cleri (acquaestus clericalis), übergegangen ist. Darunter versteht man dasjenige Vermögen der Kleriker, welches sie im Dienste der Kirche durch ihre Pfründen erworben haben, worüber sie jetzt auch testiren dürfen und worein ihre Verwandten auf den Grund ei-

1) *Forcellini* totius latinitatis lexicon (Lipsiae et Londini 1835) s. v. Peculium: proprie significat id, quod quis pecorum possidet, a pecu. *Columella* VI. praef. 2) *Isidor.* orig. Lib. V. c. 25: Peculium a pecudibus dictum est, in quibus constabat universa veterum substantia. 3) Ibid. Lib. XVI. c. 17: Apud antiquos omne patrimonium dicebatur peculium. Daher finden wir in dem Pandektentitel ad SCt. Trebellianum (XXXVI, 1) an den Schluß eines Auszuges aus Hermogenianus Lib. IV. Fideicommissorum die nachstehenden Gesetze aus Paulus und Ulpianus über denselben Gegenstand in folgender Maße angereiht: Fr. 14. §. 8. Sed et si quis bona rogatus sit, vel *familiam*, vel *pecuniam* rogetur, vel *universam rem* (meam). Fr. 15. *Paulus* Lib. II: Vel *omnia sua*; Fr. 16. *Ulpianus* Lib. IV: Cogi poterit. Hoc idem et si *patrimonium* fuerit rogatus, et si *facultates*, et si *quidquid habeo*, et si *censum meum* et si *fortunas meas* et si *substantiam meam* et si *peculium meum* testator dixerit etc. 4) Ulpian sagt zu der vorstehend Note 3 ausgezogenen Stelle erläuternd: quia plerique ὑποκοριστικῶς, id est diminutive patrimonium suum peculium dicunt, und er definirt in Fr. 5. §. 3. D. de peculio (XV, 1) das Wort so: Peculium dictum est quasi pusilla pecunia, sive patrimonium pusillum. *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. *Forcellini* l. c. 5) Fr. 9. §. 3. D. de jure dotium (XXIII, 3). *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. p. 684. Rau in der in Note 20. S. 397 angezogenen Dissertation. §. V. 6) *Plauti* Cas. II, 2, 26. Scheller's Lateinisch-teutsches Lexikon u. d. W. Peculium. *Forcellini* l. c.

ner Verordnung des Papstes Alexander III. [7]) succediren [8]). In der engsten und jetzt beinahe einzigen Bedeutung heißen Peculium die einem filius familias (Haussohn) zustehenden, mit Rücksicht auf die väterliche Gewalt (patria potestas), als vom väterlichen Vermögen juristisch getrennt, angesehenen Vermögensstücke [9]). Daß ein beinahe gleiches Verhältniß rücksichtlich solcher Vermögensstücke der Sklaven, gegründet auf die herrliche Gewalt (dominica potestas), stattfand — Peculium dominicum [10]) — erwähnen wir nur um der Vollständigkeit willen. Auf den jetzigen Gebrauch dieser Lehre hat es ebenso wenig Einfluß, als so manche in dieser Beziehung schon unter den Glossatoren obgewaltete Streitigkeiten [11]). Sehr unlateinisch sind von dem Worte Peculium sogar einige Zeiten eines Zeitwortes gebildet worden, wie peculiatus, d. i. der mit einem Peculium Versehene, vorzüglich von Sklaven gebraucht [12]), dafür auch der Ausdruck peculiosus. Dem entgegengesetzt findet man das Wort expeculiatus, aber auch die Formen peculiandi und peculiabo [13]).

Schon Justinian versuchte eine Eintheilung des Peculiums in paganum, castrense und das, was zwischen diesen mitten inne liegen sollte (quod medietatem inter utrumque obtinet), quasi castrense [14]). Man hat diese Eintheilung ungenügend gefunden und, statt deren, in der Regel das Peculium eingetheilt in militare und paganum, das militare wieder in castrense s. castrense ordinarium und quasi castrense s. castrense extraordinarium, dieses Beides nach denselben Grundsätzen, nach denen man eine militia togata und sagata annimmt. Das Peculium paganum zerfällt nach den Ältern, welche noch die oben erwähnte dominica potestas mit berücksichtigen, in Peculium paternum und Peculium dominicum, Ersteres aber und, wenn man bei dem paganum nur auf die patria potestas Rücksicht nimmt, das gesammte Peculium paganum in profectitium und adventitium, Letzteres wieder in regulare s. ordinarium und irregulare s. extraordinarium [15]). Teutsche Ausdrücke für diese verschiedenen Arten von Sondergut sind nicht allgemein geworden. Von jeder derselben weiter unten besonders!

Voraus ist jedoch historisch zu bemerken: Nach dem alten römischen Rechte hatten die Hausväter unter andern das Recht, daß ihnen alles das gehörte, was diejenigen erwarben, die unter ihrer väterlichen oder herrlichen Gewalt standen. Auch der Haussohn hatte nichts Eigenes, ja in den frühesten Zeiten hatte der Vater das Recht, seine Kinder zu verpfänden und zu verkaufen. Dies wurde jedoch durch die Gesetze [16]) aufgehoben, wogegen die erwähnten Vermögensrechte des Vaters blieben. Quicquid acquirit filius patri acquiritur [17]). Übergab nun aber der Vater dem Kinde gewisse Vermögensgegenstände und räumte ihm daran gewisse Rechte ein, was sehr häufig in der Absicht geschah, um durch das Geschäft, welches die in der Gewalt des Hausvaters Befindlichen mit jenen Gegenständen trieben, zu gewinnen, wenn sie z. B. das erhaltene Geld in Handel und Wandel anlegten, auf Zinsen ausliehen, der Sklave sich wieder einen Sklaven kaufte (vicarius genannt), durch dessen Arbeit er erwarb, so entstand dadurch das Peculium, rücksichtlich dessen der Sohn, als selbständig, dem Vater gegenüber steht. Nach einer Stelle der zwölf Tafeln (Statu liber emtori dando liber esto) gab es schon zu jener Zeit ein Peculium servi. Es ist das Peculium filii familias gleichsam ein kleines Vermögen des Sohnes „quasi patrimonium, patrimonium pusillum liberi hominis [18]). Allein in das Eigenthum des Kindes geht doch dieses Peculium nicht über, es bleibt vielmehr im Vermögen des Vaters [19]), da dessen Verwaltung dem Kinde blos vom Vater verwilligt ist. Der Sohn konnte daher nach den ersten Bestimmungen es weder ab intestato, noch durch Testament vererben. Das solchergestalt vom Vater überkommene Peculium (peculium profectitium, quia ex re patris proficiscitur) ist also das ursprüngliche Peculium, das

---

7) c. 12. X. d. testamentis et ultimis voluntatibus (III, 26). Andreas Müller, Lexikon des Kirchenrechts u. d. W. Peculium clericorum. Wiese, Handbuch des Kirchenrechts. 2. Th. (Leipzig 1800.) §. 237. Schmalz, Handb. des kanonischen Rechts. §. 403. Walter, Lehrb. des Kirchenrechts (Bonn 1836). §. 257 fg. 8) Das Historische dieses Peculiums besonders in Teutschland s. bei Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2. Th. (Göttingen 1835.) §. 327. 4. Th. (1836.) §. 465. Not. b. 9) Diese drei verschiedenen Bedeutungen des Wortes peculium sind am klarsten herausgesetzt von Marezoll, Revision der Lehre von den sogenannten Adventitien, in der Zeitschrift für Civilrecht und Proceß von Linde — Marezoll — Schröter, 8. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 59 fg. Am meisten stimmt mit ihm überein Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht von Errleben, 3. Bd. 1. Abth. (Göttingen 1839.) §. 728. Man vergl. übrigens im Allgemeinen über diese Materie: *Luden*, Diss. de peculiis secundum jus romanum (Goettingae 1835). *Witte*, Disp. de luctuosis hereditatibus (Vratislaviae 1824). v. Löhr, Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias, im Archiv für die civilistische Praxis. 10. Bd. 2. Heft (Heidelberg 1827). Nr. VII. S. 161 fg. und Mohl, Rogge, Scheuerlen rc. kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft. 5. Bd. (Stuttgart) S. 204. Über andere Begriffsdefinitionen und die damit verbundenen Schwierigkeiten s. unter den Ältern: *Calvinus* l. c. p. 683 und unter den Neuern: Glück, Pandektencommentar. 2. Th. §. 134. S. 241 u. §. 136. S. 248. v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 4. Buch. §. 389/75. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 212 et 564. Einige Rechtslehrer vermeiden eine Definition dieses Wortes und bezüglich erklären sie dieselbe für unmöglich, z. B. Mackeldey, Lehrbuch des römischen Rechts. 8. Ausg. §. 558. Thibaut, System des Pandektenrechts. 8. Ausg. (Jena 1834) §. 249 fg. Schweppe, Das römische Privatrecht. 4. Ausg. §. 648 fg. 10) *Calvinus* l. c. p. 684. 11) *Haenel*, Dissensiones dominorum (Lipsiae 1834). p. 186. junct. p. 465. 12) z. B. Fr. 18. §. 2. D. d. aedilitio edict. (XXI, 1.) 13) *Calvinus* l. c. s. v. Peculiatus. 14) c. 37. C. d. inoff. test. (III, 28.) *Luden* l. c. §. 4.

15) *Calvinus* l. c. p. 684. Mackeldey a. a. O. §. 558. Thibaut a. a. O. §. 249. 16) Fr. 5. D. quae res pignori etc. (XX, 3.) Tot. tit. C. de patribus qui filios (IV, 43). 17) c. 2. C. d. patr. potest. (VIII, 47): Ejus, quod in potestate patris agens habuisti, dominium ad patrem tuum pertinuit, extra ea quae non acquiruntur. 18) Fr. 5. §. 3. Fr. 32. pr. Fr. 47. §. 6. D. d. peculio (XV, 1). 19) Pr. J. Quibus non est permissum facere testament. (II, 12): Jure civili omnium, qui in potestate parentum sunt, peculia perinde in bonis parentum computantur.

Peculium κατ' ἐξοχήν, auch von den Römern so ohne allen Zusatz genannt. Durch die spätere Einführung des Peculium militare wurden jedoch diese Grundsätze wesentlich modificirt [20]). Zu Zeiten der römischen Monarchie nämlich, als es im Interesse der römischen Kaiser lag, sich die Gunst der Soldaten zu erwerben, gaben Erstere diesen mehre Privilegien, darunter vor allen Dingen Julius Cäsar das privilegirte Soldatentestament. Schon in diese Zeit scheint die Entstehung des Peculium castrense zu fallen. Octavianus Augustus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus, Claudius, Nero bestätigten die diesfallsigen Verordnungen und erhoben sie zu allgemeinen Gesetzen [21]). Wahrscheinlich um die Zeit des Honorius und Theodosius entstand, nach Analogie des Peculium castrense, das Peculium quasi castrense [22]), welches schon früher die administratores provinciae, dann die Advocaten hatten. Nach und nach wurde auch das Peculium adventitium, nach Analogie der Dos profectitia et adventitia gebildet. Ein Decret des Hadrianus gestattete einem Sohn, eine fideicommissarische Erbschaft anzutreten und als Peculium castrense zu behalten. Die Rechtslehrer dehnten dies dahin aus, daß der Vater vom Sohne zum Antritt einer Erbschaft für ihn gezwungen werden könne [23]). Antoninus Pius gab dem Sohne eines Wahnsinnigen sogar das Recht, eine Erbschaft so anzutreten, als wäre er Hausvater [24]). Constantinus Magnus übertrug vom Vater auf die Kinder das Eigenthum an ihrem mütterlichen Erbtheile und ließ Ersterm nur den Nießbrauch [25]). Gratianus, Theodosius und Valentinianus dehnten dies auf die lucra nuptialia [26]), Leo und Anthemius auf die munera sponsalitia aus [27]); Justinianus verordnete endlich [28]), daß Alles, was die Kinder wo sonst her als vom Vater erhielten, ihr Eigenthum, dem Vater nur der Nießbrauch daran sein solle [29]).

Das Peculium paganum v. paganicum ist dasjenige Sondergut, welches der in der väterlichen Gewalt stehende Sohn weder durch Kriegs- noch Staatsdienst erworben, noch vom Landesherrn oder dessen Gemahlin geschenkt erhalten hat [30]). Die dabei stattfindenden Grundsätze sind verschieden nach den verschiedenen oben (S. 396) angegebenen Arten desselben. So nach dem jetzigen Sprachgebrauche! Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß der Ausdruck paganum peculium, beim Theophilus in seiner Paraphrase der Institutionen [31]) Παγανικὸν πεκοῦλιον, in den Gesetzen blos so viel als jetzt Peculium profectitium (ein nicht in den Gesetzen befindlicher Ausdruck) bedeutet, also gegen den jetzigen Sprachgebrauch nicht das Peculium adventitium mit einschließt [32]). Das Peculium profectitium, die Hauptart des Peculium paganum und überhaupt aller Peculien, lange sogar die einzig vorhandene Art von Peculium [33]), ist alles dasjenige, was die in väterlicher Gewalt befindlichen Kinder entweder vom Vater selbst, aber nicht zum Zwecke einer militia togata oder sagata, oder zwar von Andern, aber um des Vaters willen [34]) bekommen haben [35]), wenn es nicht als Dos (s. d. Art. Aussteuer und Dotation) oder als Donatio propter nuptias (s. d. Art. Schenkung) gegeben ist, in welchen letztern Fällen die diesfallsigen besondern Rechtsgrundsätze eintreten [36]). So lange der Sohn in väterlicher Gewalt ist [37]), so lange hat der Vater ganz die Disposition über das Pec. prof., das Eigenthum daran und allen davon entstehenden Gewinn. Es steht ihm auch das Recht zu, es jederzeit zurückzunehmen — Ademtionsrecht. Der Sohn oder das Kind hat daran nur den precairen, also wiederruflichen Besitz sammt Administration, kann auch nur mit Einwilligung des Vaters eine Schenkung auf den Todesfall oder unter Lebendigen darüber errichten [38]), kann jedoch den Vater Dritten durch seine Verwaltungshandlungen, so weit das Peculium reicht (peculiotenus) verpflichten, also z. B. das Peculium veräußern [39]), dagegen dem Vater auch, selbst wenn er es nicht weiß, den juristischen Besitz an den hier einschlagenden Gegenständen erwerben [40]). Dem allen zu Folge kann auch der Vater, wenn er dem Sohn ein solches Peculium gab, wegen aller vertragsmäßigen Schulden desselben mit der actio ex peculio, so weit dies reicht, belangt werden [41]). Nur in folgenden Fällen scheint eine Ausnahme von dem Grundsatze, daß dem Vater das Eigenthum an diesem Peculium verbleibt, einzutreten [42]): 1) Nach einer Verordnung des Kaisers Clau-

20) *Rau*, (Diss.) historia juris civilis de peculiis (Lipsiae 1770). Wippermann, Die Grundbegriffe und hauptsächlichsten Sätze des gemeinen teutschen Rechts (Rinteln und Leipzig 1839). §. 27 fg. Mackeldey a. a. O. §. 402. 21) Pr. J. Quibus non est permissum (II, 12). Fr. 1. D. de testam. militis (XXIX, 1). 22) *Schilteri* praxis juris romani in foro germanico, exerc. 44. §. 44. 23) Fr. 15. §. 11. D. ad SCtum Trebell. (XXXVI, 1.) Vergl. übrigens Marezoll in der angezogenen Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 75 fg. 24) Fr. 52. pr. D. de adquirenda v. omitt. haered. (XXIX, 2.) 25) c. 1. C. de bonis matern. (VI, 60.) Daher nimmt Marezoll a. a. O. S. 74 den Kaiser Constantin als Stifter dieses Peculiums an. 26) c. 1. C. de bon. quae lib. (VI, 61.) 27) c. 4 et 5. eod. 28) c. 6. C. eod. 29) Über alles dies vergl. *Kleinschrod*, (Diss.) de jure filii familias disponendi de peculiis (Wirceburgi 1784), [übersetzt befindlich in Barth, Sammlung auserlesener rc. Dissertationen. 1. Bd. (Augsburg 1835.)] Nr. IX. §. 4 fg. 30) *Calvinus* l. c. p. 684.

31) Ad tit. instit. Quibus non est permissum facere testamentum (II, 12). 32) Marezoll a. a. O. (Zeitschr. 8. Bd. 1. Heft.) S. 68. 33) Ebend. S. 63. 34) Gegen Schweppe a. a. O. §. 649, wo in der Note 2 die diesfallsige gelehrte Streitigkeit näher beleuchtet ist. 35) *Calvinus* l. c. p. 684. Glück a. a. O. S. 251. 36) *Mühlenbruch* l. c. §. 567. Vgl. auch was historisch oben S. 396 darüber bemerkt wurde. 37) Über den Einfluß einer mit Einwilligung des Vaters geschehenen Errichtung einer separaten Ökonomie auf das Peculium profectitium s. Hagemann und Bülow, praktische Erörterungen rc. 7. Bd. (Hanover 1824.) S. 72. 38) Thibaut a. a. O. §. 254. 39) Lauk, Welches sind die Wirkungen der gesetzlichen rc. Veräußerungsverbote rc. in der angezog. Linke — Marezoll — Schröter'schen Zeitschrift. 5. Bd. 1. Heft. S. 6. 40) Fr. 1. §. 5. D. d. acquirenda vel amitt. possess. (XLI, 2): Item acquirimus possessionem per servum aut filium, qui in potestate est, et quidem earum rerum, quas peculiariter (vergl. *Forcellini* l. c. s. v. peculiariter) tenent, etiam ignorantes etc. quia nostra voluntate intelligantur possidere, qui eis *peculium habere* permiserimus. Marezoll a. a. O. (Zeitschr. VIII, 2.) S. 245. 41) §. 4. J. Quod cum eo qui in aliena (IV, 7). Schweppe a. a. O. §. 654. Mackeldey a. a. O. §. 403. 42) Diese Aus-

dius[43]) soll für den Haussohn das Peculium profectitium separirt werden, wenn der Fiscus das Vermögen des Vaters wegen dessen Schulden in Beschlag nimmt. Sehr streitig ist die Erklärung dieser Stelle. Die neueste[44]) geht dahin: Wie vorher das Eigenthum des Peculium prof. unbestritten dem Vater zustand, so behielt er es auch jetzt in dem singulären, durch den Kaiser Claudius sanctionirten Fall, und der Haussohn blieb auf die Administration des Sondergutes beschränkt; denn filius familias neque retinere, neque recuperare, neque adipisci possessionem rei peculiaris videtur[45]). 2) Wenn der Vater das Hauskind der väterlichen Gewalt entläßt, oder diese sich durch eine Würde auflöst und der Vater das Peculium nicht ausdrücklich zurücknimmt, so wird es des Kindes Eigenthum[46]), weil die Gesetze annehmen, der Vater habe das Peculium dem Kinde geschenkt und die Schenkung werde, nach aufgelöster väterlicher Gewalt, vollkommen wirksam[47]). 3) Wenn der Vater durch den Sohn einen Nießbrauch erworben hat, so soll dieser bei dem natürlichen oder bürgerlichen Tode des Hausvaters dem Sohne, welcher ihn erworben hat, bleiben, er werde Erbe des Vaters oder nicht[48]). Übrigens gehört zu diesem Peculium vorzüglich das, was das Hauskind als Mandatar des Vaters, oder für denselben, oder mit dem Gelde desselben erwirbt[49]). Daß es kein Peculium profectitium gibt, woran der Mutter das Eigenthum zusteht, dürfte schon aus der echt römischen Natur des Sondergutes folgen, da das römische Recht keine patria potestas der Mutter kennt[50]). Die Klage wegen der Verbindlichkeiten aus dem Peculium profectitium — actio ex peculio — kann nur gegen den Vater, als Eigenthümer des Peculiums, gerichtet werden, und zwar nur, wie gedacht, peculiotenus, nur so lange das Peculium existirt und noch ein Jahr lang (annus utilis) nach der Ademtion oder Vernichtung des Sondergutes. Doch erlöschen diejenigen Temporalklagen, welche eine kürzere Verjährungsfrist haben, wenn sie ex peculio angebracht werden, auch binnen dieser kürzern Frist, und Klagen aus einem Verbrechen finden nur dann als actio de peculio statt, wenn Letzteres durch das Delict bereichert worden ist[51]). Obgleich übrigens als peculium nur das angesehen werden kann, was nach Bezahlung des Vaters übrigbleibt, so verordnen doch die Gesetze, daß bei der Concurrenz des Vaters mit andern Gläubigern, wenn der Sohn Kaufmannsgeschäfte getrieben hat, unter Erstern und Letztern die Masse pro rata getheilt werde, und sie geben dazu als Klage die actio tributoria[52]).

Die zweite Art des Peculium paganum, das Peculium adventitium [auch ein nicht in den Gesetzen vorkommender Ausdruck[53])] bietet die beiweitem größten Schwierigkeiten in Theorie und Praxis dar[54]). Dafür spricht schon beim ersten Anblicke der Umstand, daß sogar mehre neuere Rechtslehrer die bona adventitia nicht zu den Peculien rechnen lassen wollen[55]), in der Hauptsache ein Wortstreit[56]). Man bezeichnet mit dem Namen Peculium adventitium im Allgemeinen jeden Erwerb, welcher den in väterlicher Gewalt befindlichen Kindern nicht aus dem väterlichen Vermögen (non ex substantia, cujus in potestate), sondern extrinsecus zufließt und nicht durch jure militari (militiae causa) oder vermöge väterlicher Concession vorgenommene Veräußerungen gemacht ist. Das Gesetz erfodert dazu causae quae ex liberalitate fortunae vel laboribus suis ad filium perveniant und bezeichnet es als ea quae patri non acquiruntur, sed ad filios veniunt[57]) — adventitia[58]). Es gehört also dasjenige nicht dazu, was der Vater dem Kinde nach gesetzlicher Vorschrift gibt, wie dos, donatio propter nuptias etc.[59]). Aber gewöhnlich rechnet man dahin mütterliche Erbschaft und mütterliche Geschenke[60]), auch Pathengeld[61]). Auch gehört dahin, was aus des Vaters Vermögen als rechtlicher Nachtheil in das des Kindes übergeht, z. B. wegen widerrechtlicher Ehescheidung und

---

nahme ist zum Theil blos scheinbar, wie klar nachgewiesen ist von Marezoll a. a. O. (VIII, 1.) S. 62.

43) Fr. 3. §. 4. D. d. minoribus etc. (IV, 4.) Walch, Grundriß der Geschichte der in Teutschland geltenden bürgerlichen Rechte (Jena 1780). 1. Th. 1. B. 3. Abschn. 2. Hptst. 1. Abth. 3. Unt. §. 5. S. 169. 44) Kämmerer, über das Peculium profectitium in Beziehung auf den Fiscus in der angez. Linde — Marezoll — Schröter'schen Zeitschrift. 14. Bd. 1. Heft. Nr. IV. S. 93 fg., wo auch die abweichenden Meinungen behandelt sind. 45) Fr. 93. D. d. Reg. Jur. (L. 17.) 46) §. 20. J. de Legatis (II, 20). Fr. 31. §. 2. D. d. donationibus (XXXIX, 5). c. 17. C. eod. (VIII, 54.) Schweppe a. a. O. §. 649. Mackeldey a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 361. 47) Göschen a. a. O. §. 729. 48) c. 17. in fine C. de usufr. et habitat. (III, 33). Schweppe a. a. O. 49) Schweppe a. a. O. 50) Glück a. a. O. S. 252 gegen die Abhandlung in Hagemann und Günther, Archiv für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit. 1. Th. (Braunschweig 1788.) Nr. VI. S. 190: Ob es ein Peculium profectitium gebe, wovon der Mutter das Eigenthum zustehet? 51) Über mehre Fragen bei der actio de peculio s. *Keller*, Commentatio ad L. Si ex duobus 32. pr. §. 1. *H.* de peculio (Goetting. 1822).

52) Über dies alles vergl. Wippermann a. a. O. §. 29. Inwiefern auch die actio familiae erciscundae mit der actio de peculio concurrirt, s. Fr. 38. pr. D. de condictione indebiti und was darüber ausgeführt ist in Reinhardt, Vermischte Aufsätze aus dem Gebiete der reinen und angewandten Rechtswissenschaft. 3. Heft (Stuttgart 1827). S. 174. 53) In den römischen Gesetzen findet man dafür die Benennung bona. — Schweppe a. a. O. §. 651. 54) Die Hauptabhandlungen über diese Materie sind von Marezoll, und zwar die bereits Note 9. S. 396 angezogene Revision im 8. Bande der erwähnten Zeitschrift, und die nachher Note 63. S. 399 aus dem 13. Bande gedachter Zeitschrift näher anzugebende, dann Reinhard a. a. O. Buchholz, Versuche über einzelne Theile der Theorie des heutigen römischen Rechts (Berlin 1831). S. 211. Hugo, Civilistisches Magazin. 6. Bd. (Berlin 1827—1832.) S. 75. 55) *Witte* et *Luden* l. c. Hugo a. a. O. 5. Bd. Nr. 19. S. 508. 56) Vergl. hierüber die Anzeige über die Luden'sche Dissertation in Gersdorf, Repertorium der gesammten teutschen Literatur. 6. Bd. 4. Heft. Nr. 3013. S. 321. 57) c. 2. 6. pr. et 8. C. de bonis quae liberis etc. (VI, 61.) 58) *Calvinus* l. c. p. 684. Glück a. a. O. 14. Th. §. 908. S. 367. Schweppe a. a. O. §. 651. Wippermann a. a. O. S. 161. 59) v. Löhr, Civilistische Bemerkungen in dem Löhr — Mittermeier — Thibaut'schen Archiv für die civilistische Praxis 7. Bd. 2. Heft. Nr. XV. S. 268. 60) Doch nicht unbestritten. Vergl. Hugo a. a. O. 5. Bd. (Berlin 1825.) S. 508. Mohl — Rogge — Scheuerlen a. a. O. 61) Walch in den nachstehend Note 64 angezogenen Controversen a. a. O. §. 14. S. 76.

wegen der zweiten Ehe [62]). An diesem Peculium haben die Kinder das Eigenthum, jedoch der Vater die Nutzungs- und Verwaltungsrechte [63]). Daher können die Kinder nur mit Einwilligung des Vaters dieses Peculium veräußern, es auf den Todesfall oder unter Lebendigen verschenken [64]), auf keinen Fall darüber testiren [65]), auch nicht zum Besten eines frommen Zweckes [66]). Der Vater erhält alle Früchte dieses Sondergutes (wozu nicht der Schatz gehört, der sich etwa darauf finden sollte), muß aber auch alle Lasten tragen. Die Frage, inwiefern in dieser Verpflichtung auch die zur Abführung der auf dem Sondergute haftenden Schulden und zur Errichtung von Gebäuden auf dazu gehörigen Landgütern liegt, ist nach allgemeinen Grundsätzen unter Berücksichtigung der jedes Mal eintretenden besondern Verhältnisse zu beurtheilen [67]). Mit Bewilligung des Sohnes, wenn dieser mündig ist [68]), führt der Vater, wiewol auf seine eigenen Kosten [69]), die wegen dieses Gutes nöthigen Processe und veräußert es in den drei Fällen, wenn Erbschaftsschulden, wenn Legate davon zu bezahlen und das fragliche Gut dem Ganzen lästig ist [70]). Außerdem ist jede Veräußerung dieses Sondergutes nichtig und die Meinung, daß der Vater berechtigt sei, die Adventitien seiner Kinder, wenn die Veräußerung derselben zu ihrem Nutzen gereicht, zu verkaufen, ohne deshalb ein Veräußerungsdecret nöthig zu haben [71]), läßt sich nicht rechtfertigen. Auch Erbschaften, Schenkungen oder Vermächtnisse kann der Vater nicht ohne Zustimmung des mündigen Kindes annehmen [72]). Der Nießbrauch des Vaters richtet sich nach den allgemeinen Grundsätzen vom Nießbrauch [73]), doch hat der Vater deshalb keine Caution zu bestellen und kein Inventar zu errichten [74]); er ist nicht schuldig, die von den Adventitien seiner Kinder gehabten Nutzungen herauszugeben, wenn die Kinder sich bei einem Andern aufgehalten haben und von diesem, nicht vom Vater unterhalten worden sind [75]). Er haftet aber für alle Art der Schuld [omnem diligentiam debet adhibere] [76]), daher auch das Kind wegen Verringerung des Sondergutes gegen den Vater klagen kann, doch nicht vor Beendigung der väterlichen Gewalt [77]), wogegen es rücksichtlich der Verjährung sehr begünstigt ist. Nur in zwei Fällen erhält der Vater Eigenthum an diesem Sondergute, wenn das mündige Kind nicht in die Antretung einer ihm deferirten Erbschaft willigt und der Vater statt seiner die Erbschaft antritt, und wenn das Vermögen des Kindes durch ein Verbrechen verwirkt wird; der Fiscus bekommt das Peculium hier nicht, sondern der Vater [78]). Übrigens dürfen die Kinder den Vater bei der Administration in keine Weise beschränken, haben überhaupt nichts in die Verwaltung zu reden, und der Vater hat auch keine Rechnung abzulegen [79]). Das Gesetz [80]) sagt: **Rerum habeat parens plenissimam potestatem etc. et gubernatio earum sit penitus impunita: et nullo modo audeat filius vel filia vel deinceps persona vetare eum, in cujus potestate sunt, easdem res tenere, aut quomodo voluerit gubernare, vel si hoc fecerint, patria potestas in eos exercenda est; sed habeat pater etc. plenissimam potestatem uti frui, gubernareque res praedicto modo acquisitas.** Vorstehendes zusammengefaßt, ist das Resultat, daß weder Vater noch Kind einseitig über die Substanz des Sondergutes verfügen können. Die Rechte des Vaters hören auf mit dem Ende der patria potestas, wiewol mit Ausschluß derjenigen fructus industriales, für welche die Arbeit noch während der Dauer der väterlichen Gewalt vollendet ist [81]) und mit der Ausnahme, daß der Vater den Nießbrauch an dem adventitischen Sondergut auf Lebenszeit behält, wenn das Hauskind stirbt und jenes Peculium auf Intestaterben fällt. Diese bekommen aber blos die Proprietät [82]). Auch wenn der Haussohn durch Erlangung gewisser hoher Würden sui juris wird, bekommt er das volle, durch die Rechte des Vaters an den Adventitien nicht mehr beschränkte Eigenthum [83]). Man ist sogar der Meinung, daß in diesem

62) Schweppe a. a. O. §. 649. S. 42 u. §. 651. S. 52. 63) Vergl. Marezoll, Wie geht das väterliche Recht des Usus-fructus an den sogenannten Adventitien verloren und inwiefern bleiben, auch nach aufgelöster Potestas, noch Folgen davon übrig? in der erwähnten Zeitschrift, 13. Bd. 2. Heft. S. 169. Marezoll bekämpft übrigens die Ansicht, als sei dem Vater, noch neben dem Usufructrecht, ein besonderes Administrationsrecht an den Adventitien eingeräumt worden und als seien daraus die einzelnen Dispositionsbefugnisse abzuleiten (in der öfter angef. Revision, Zeitschr. VIII, 3. S. 371). 64) *Walchii* introductio in controversias juris civilis (Jenae 1791). Sect. I. Cap. II. Memb. II. §. 8. p. 73. Neuerlich ist jedoch die Behauptung aufgestellt worden, daß jede solche Schenkung eines Pecul. adventitium, selbst mit Einwilligung des Vaters ungültig sei, von Fritz: aus welchen Peculien und unter welchen besondern Voraussetzungen kann der filius familias Schenkungen auf den Todesfall machen? im Arch. f. d. civil. Prax. 6. Bd. 2. Heft. Nr. IX. S. 432. 65) v. Löhr in den angez. civilistischen Bemerkungen im Arch. f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft. S. 266. Im Allgemeinen vergl. *Kleinschrod* l. c. 66) Göschen a. a. O. §. 732. S. 142. 67) Bülow, Abhandlungen über einzelne Materien des römischen bürgerlichen Rechts. 2. Bd. (Braunschweig 1819.) S. 250. 68) Gegen Wippermann a. a. O. S. 162 und Marezoll in der bei Wippermann Note 3 a. a. O. angez. Stelle. 69) Göschen a. a. O. §. 732. S. 140. 70) Thibaut a. a. O. §. 255. Lauk a. a. O. S. 7. 71) Gebrüder Overbeck, nachstehend Note 75 angezogen, S. 244. Ein Gutachten über eine eigenmächtige Veräußerung eines bedeutenden Pecul. advent. von Seiten des Vaters s. bei Geiger und Glück, merkwürdige Rechtsfälle und Abhandlungen ꝛc. 3. Bd. (Erlangen 1806.) S. 54. 72) c. 8. pr. et §. 3. C. eod. 73) Vergl.: über das Nutznießungsrecht des Vaters rücksichtlich des Peculium adventitium der Kinder, namentlich in Beziehung auf die unter selbigen begriffenen Capitalien (nomina) in Richter, Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen (Tübingen 1834). Nr. LXV. S. 221. über das Recht des Vaters am peculium, bei Hugo a. a. O. 2. Bd. (Berlin 1823.) S. 203.

74) c. 8. §. 4 in fine C. de bonis quae liberis (VI, 61). Schweppe a. a. O. §. 652. Thibaut a. a. O. 75) Gebrüder Overbeck, Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien. 8. Bd. (Hanover 1799.) S. 255. 76) c. 1. C. de bonis maternis (VI, 60). 77) Wippermann a. a. O. S. 165. 78) Schweppe a. a. O. §. 652. Nicht unbedingt tritt dieser Ansicht bei Marezoll in der Note 63 angez. Abhandlung. S. 211. 79) Göschen a. a. O. §. 732. 80) c. 6. §. 2. C. de bonis quae liberis (VI, 61). 81) *Baueri* Responsorum ad quaestiones ex jure vario etc. Vol. I. (Lipsiae 1801.) p. 158. 82) Wippermann a. a. O. S. 165 u. 167. 83) Gegen die Gegner nachgewiesen von Marezoll in der vorstehend Note 63 angezogenen Abhandlung. S. 201 fg.

Falle dem Sohne das Peculium profectitium bleibt [84]). Wenn aber der Vater sich von einem Dritten vollständig an Kindes Statt annehmen, arrogiren läßt, wodurch natürlicherweise der Haussohn nicht emancipirt wird, so bekommt dieser dadurch auch nicht das volle Eigenthum an den Adventitien [85]), wol aber wenn der Vater seiner Freiheit und bürgerlichen Rechte verlustig wird (capitis deminutio maxima et media) [86]). Wenn dagegen der Sohn arrogirt wird, so behält nach neuern Forschungen [87]) der leibliche Vater, gegen die frühere gemeine Meinung [88]), den einmal erworbenen Nießbrauch am Pec. advent. auch nach der Arrogation. Grade die entgegengesetzte Ansicht stellt aber die neueste diesfallsige Abhandlung auf [89]) und ihr Verfasser kehrt sonach zur frühern Meinung zurück. Das Protokoll darüber ist noch nicht geschlossen. Emancipirt der Vater den Sohn freiwillig, so erlischt zwar dadurch das väterliche Recht an den Adventitien, doch behält der Vater zur Belohnung (praemium emancipationis) die Hälfte des Nießbrauchs [90]). In der Regel wurde übrigens angenommen, daß den Kindern wegen ihres adventitischen Sondergutes ein stillschweigendes Unterpfand im Vermögen ihrer Ältern zustehe. So wenigstens nach mehren sächsischen Proceßordnungen [91]); gemeinrechtlich wird dies jetzt gewöhnlich auf die von der Mutter und den mütterlichen Ascendenten dem Kinde zugefallenen Gegenstände beschränkt [92]), und selbst nach gemeinem sächsischen Rechte behauptet man jetzt mehre diesfallsige Modificationen [93]).

So die Bestimmungen in Ansehung des Peculium adventitium im Allgemeinen, und man pflegt Alles, was unter diese Kategorie gehört, mit dem Namen Peculium adventitium ordinarium vel regulare zu belegen. Dasjenige Vermögen des Hauskindes aber, an welchem der Vater weder Nießbrauch noch Verwaltung hat, obgleich es nicht zum Peculium militare gehört, bildet das Peculium adventitium extraordinarium vel irregulare [94]) [gleichfalls Ausdrücke, welche den römischen Gesetzen nicht bekannt sind [95])]; allerdings, wie Marezoll sagt [96]), eine singuläre Ausnahme und ein höchst inconsequenter Auswuchs des neuesten Rechtes, dem ganzen Geiste des Instituts widersprechend. Die Fälle, in denen dies stattfindet, sind: 1) wenn der Vater bei einem, dem Sohne zu restituirenden Fideicommiß den Sohn untreu behandelt [97]); 2) wenn ein Haussohn zugleich mit seinem Vater, als Intestaterbe des Bruders, oder mit Widerspruch des Vaters Etwas erwirbt; 3) wenn der Sohn unter der Bedingung Etwas erhielt, daß der Vater daran kein Recht haben soll; 4) nach römischem Rechte zur Strafe, wenn den Kindern des Vaters Güter wegen widerrechtlicher Trennung von der Mutter zufielen; 5) wenn der Vater den Kindern Etwas in Gemäßheit gesetzlicher Vorschriften gibt (s. S. 397). Irrig und nach einer falschen Gesetzauslegung wird der Fall hierher gezogen, wenn der Vater dem Kinde den Nießbrauch an den Adventitien überläßt [98]). Ein besonderer Fall ist, wenn der Vater durch offenbar schlechte Verwaltung des Adventitiums die Administration, nach den Gesetzen, verliert [99]). Da er hier gleichwol den Nießbrauch behält [1]), so meinen Viele, dadurch werde das reguläre Adventitium nicht in ein irreguläres verwandelt [2]). Neuerlichst hat man sogar behauptet, es sei hier nur die Rede von dem Pec. militare [3]). Der Gegentheil hält das Peculium für ein irreguläres, weil es nicht alle Erfodernisse des regulären hat [4]), und dies Letztere scheint wenigstens dem Wortsinne mehr zu entsprechen. Im Ganzen läuft die Sache auf einen Wortstreit hinaus. Es fallen vom Pec. advent. regulare alle die Grundsätze hinweg, bei welchen die väterliche Administration, und vom Pec. advent. irregulare alle die, bei welchen der eigne Nießbrauch des Haussohnes unterstellt wird. Streitig ist es auch, ob die von einem Sohne, wegen des Wahnsinnes des Vaters, einseitig erworbene Erbschaft nicht als unregelmäßiges Adventitium anzusehen sei. Wir glauben, daß die Sache sich ähnlich wie im vorigen Falle verhalte [5]). In der Hauptsache haben die Kinder bei diesem Sondergute alle Rechte des Eigenthümers, es gelten aber, wenn der Va-

---

84) Vergl. das angef. Archiv für d. civ. Praxis. 8. Bd. 2. Heft. S. 281. 85) Vergl. die vorstehend Note 83 angezogene Marezoll'sche Abhandlung. S. 210. 86) Marezoll a. a. O. im Archiv f. d. civ. Praxis. 13. Bd. 2. Heft. S. 209. 87) v. Wening-Ingenheim, Der Nießbrauch an dem Peculium adventitium geht durch die Adoption für den leiblichen Vater nicht verloren, in der oft angezogenen Zeitschrift 1. Bd. 2. Heft. Nr. XVII. S. 345. 88) Die Vertheidiger der frühern Meinung s. in vorstehender Fritz'schen Abhandl. S. 346. Man vergl. aber auch Marezoll in der angez. Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 256. 89) Fuhr, Von dem Einfluß der Adoption auf das sogenannte Peculium adventitium, in Fuhr und Hoffmann, civilistische Versuche (Darmstadt 1835). 2. Abh. S. 27. 90) Thibaut a. a. O. §. 256. 91) Z. B. herzogl. Altenburgische Proceßordnung. P. I. C. XXXVII. §. XV. S. 242. Schwarzburg-Rudolstädtische Proceßordnung. Tit. V. §. 1. rc. 92) Vergl. die diesfallsige Literatur in Note 3. S. 206 der nachstehend angezogenen Albert'schen Abhandlung. v. d. Nahmer, Sammlung der merkwürdigsten Entscheidungen des O. A. Gerichts zu Wiesbaden. 2. Bd. (Frankfurt a. M. 1825.) S. 293. 93) Findet wegen des Peculii adventitii, welches der Vater kraft der väterlichen Gewalt administrirt, überhaupt und ohne Unterschied eine gesetzliche Hypothek am Vermögen desselben Statt? Nach Sächsischem und besonders Anhalt-bernburgischem Rechte rc. von Albert, in Martin, Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Sachsen. 3. Jahrg. 2. Heft. (Neustadt 1831.) S. 204.

94) Glück a. a. O. §. 910. S. 384. Thibaut a. a. O. §. 257. Schweppe a. a. O. 4. Bd. §. 653. S. 56 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 569. Marezoll in dem nachstehend angez. Hefte. S. 409 fg. 95) Marezoll in der angez. Revision (Zeitschr. VIII, 3). S. 427. 96) In der oft angez. Zeitschr. für Civilrecht und Proc. 13. Bd. 2. Heft. S. 178. 97) Multa in fraudem fieri probaretur, fr. 50. D. ad SCtum Trebell. (XXXVI, 1). 98) Thibaut a. a. O. Glück a. a. O. §. 910. S. 387 fg. Schweppe a. a. O. S. 58. 99) c. 13. §. 2. C. de sententiam passis (XLIX, 51).

1) Gegen Göschen a. a. O. §. 733. I, 4. 2) *Walch* l. c. §. 13. p. 76. 3) Marezoll angez. Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 81 fg. 4) Schweppe a. a. O. *Mühlenbruch* l. c. §. 569. Wippermann a. a. O. S. 168 fg. 5) Die Gründe für und wider, rücksichtlich dieses letzten Gegenstandes s. bei Thibaut und Mühlenbruch a. a. O. Rücksichtlich der Grundsätze über die Existenz dieses Sondergutes im Allgemeinen s. bei diesen beiden und bei Schweppe, Glück, Wippermann, Marezoll a. a. O. Bei Letzterem (Zeitschr. VIII, 3). S. 423 fg.

ter, und zwar, wie sich von selbst versteht, ohne Nießbrauch, administrirt, die Grundsätze des regulären Sondergutes; ist Ersteres nicht der Fall, so kann der großjährige Sohn selbst administriren und hat dann auch freies Veräußerungsrecht [6]), nur bedarf er zu Processen die Zustimmung des Vaters; und es hat der Sohn auch nicht Testirfähigkeit, sei es durch förmliche Testamente oder Codicille. Unter Zustimmung des Vaters gestattet man dem Kinde Schenkungen für den Todesfall [7]). Administrirt der Vater nicht — während der Minderjährigkeit ist der Vater dazu berechtigt [8]) und wird dann blos als Vormund angesehen — und das Kind ist noch minderjährig, so muß ihm der Richter einen Vormund setzen. Auch können nicht gleiche Geschäfte, wie beim Peculium militare (s. w. u.) zwischen Vater und Sohn über dieses irreguläre adventitische Sondergut stattfinden [9]).

Rücksichtlich des Peculium militare im Allgemeinen (s. S. 396) finden wir im römischen Rechte den bemerkenswerthen Umstand, daß Letzteres die beiden castrensischen Peculien auf dieselbe Weise, mit denselben Worten wie die Adventitien zu umschreiben pflegt [10]). Man versteht jetzt darunter alles das, was ein filius familias durch die militia togata oder sagata, oder bei Gelegenheit derselben erwirbt [11]). War nun Miles, in dem vorliegenden Verhältnisse filius familias militans, bei den Römern ursprünglich derjenige Militair, welcher den Fahneneid geschworen hatte, also auch der dimissus militia (daher dieser durch ein Rescript Hadrian's rücksichtlich des occasione militiae erworbenen Vermögens der Rechte des Peculium castrense genoß), bezeichnet Militia, castra den wirklichen Kriegsdienst, nicht den bloßen Militairdienst in Friedenszeiten [12]): so wird nach diesem Allen sich der Begriff des Peculium castrense insonderheit und der Charakter der Bestandtheile desselben, sowie er ursprünglich war, von selbst ergeben. Man begreift darunter Alles, was der filius familias durch seinen Soldatenstand, oder bei Gelegenheit desselben erworben hat und nicht würde erworben haben, wenn er nicht Kriegsdienste geleistet hätte [13]). Seiner ersten Bestimmung nach gehörte zum Peculium castrense unstreitig nur das, was ein Haussohn, als Miles im obigen Sinne, in dem wirklichen Kriegsdienste (castra) erwarb — Peculium castrense [14]). Späterhin rechnete man dazu nicht nur, was er in castris per militiam, sondern auch, was er occasione militiae erworben hatte. Daher nennen die Gesetze so: 1) Alles, was er irgend woher an beweglichen, unmittelbar zu seiner Ausrüstung gehörigen Sachen, geschenkt erhält (militares res), z. B. Waffen, Kriegspferde ꝛc., und Alles, was von res castrenses angeschafft ist. 2) Diejenigen beweglichen Sachen, welche dem filius familias beim Abmarsch in den Krieg (eunti in militiam) zum Geschenke gegeben werden, indem von ihnen, wenn sie auch nicht ihrer Natur nach militares res sind, oder, daß sie zu Anschaffung solcher Gegenstände (ad comparandas res militares) bestimmt wären, ausdrücklich gesagt ist, dies Letztere und sonach castrensische Peculiennatur vermuthet wird. 3) Alles, was der filius familias in castris per occasionem militiae erwirbt, z. B. Sold und Beute, namentlich was er von seinen Kriegskameraden oder solchen Personen unter den Lebendigen, oder auf den Todesfall zugewendet erhält, mit denen er durch den Kriegsdienst in das diese Begünstigung erzeugende Verhältniß gekommen ist. Dafür, daß das Testament erst nach eingetretener Kameradschaft errichtet sei, soll im Zweifelsfalle die Vermuthung streiten. Andere Erbschaften und Legate, falls er sie auch während seines Kriegsdienstes erhielt, werden nicht peculium castrense, wenngleich dabei, daß er sie als solches erhalten solle, bedungen wäre. Aber gar nicht aus Vorstehendem fließend, sondern ein reiner Act der Willkür des Kaisers Hadrian [15]) ist die Verordnung, 4) daß der filius familias miles unbedingt und allgemein die testamentarische Erbschaft — nicht gültige Schenkungen, nicht Legate — von seiner Frau als Peculium castrense erwirbt [16]). Bei dem sonstigen Zustande des Kriegs- und Lehenwesens konnte allerdings auch noch die Behauptung aufgestellt werden, daß Lehengüter zum Peculium castrense gehörten [17]), während bei der jetzt ganz veränderten Natur des Erstern, und da die militairische Qualität der Lehengüter jetzt nur noch der Geschichte angehört, die gedachte Behauptung blos dann angenommen werden kann, wenn einer der eben erwähnten, das Peculium castrense charakterisirenden, Fälle bei ihnen eintritt [18]). Ein Curiosum der alten Zeit ist auch, daß Einige das Pathengeld (s. S. 398) zum castrense oder quasi castrense rechneten, weil es quasi in castris, im Kampfe mit dem zu exorcisirenden Teufel erworben sei [19]). Dem Haussohne gehört das volle Eigenthum am Pec. castrense, sodaß ihm auch das unbeschränkte Veräußerungsrecht daran zusteht [20]) und er in Bezug darauf ganz eine selbständige Person (sui juris) ist. Bei der väterlichen Erbschaft braucht der Sohn dies Peculium nicht zu conferiren, und die Gläubiger des Vaters haben keinen Anspruch daran. Der Vater hat nicht das Ademtionsrecht, er hat das einzige eigenthümliche Recht hier, daß ihm das Pec. castr. bleibt, wenn das Vermögen des Sohnes confiscirt wird [21]). Auch ist der Vater,

6) Lauk a. a. O. S. 7. Thibaut u. Schweppe a. a. O. 7) Thibaut a. a. O. Gebrüder Overbeck a. a. O. 9. Bd. (Hanover 1802.) S. 32. 8) c. 8. §. 1. C. de bonis quae lib. (VI, 61). Glück a. a. O. §. 911. S. 390. 9) Schweppe a. a. O. §. 653 a. E. S. 60. 10) Marezoll in der oft erwähnten Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 78. 11) Glück a. a. O. 2. Th. §. 136. S. 248. 12) Wippermann a. a. O. S. 148. 13) Schweppe a. a. O. §. 650. *Calvinus* l. c. p. 684. 14) Marezoll a. a. O. S. 78.

15) Fr. 13 et 16. pr. D. de castrensi peculio (XLIX, 17). 16) Marezoll a. a. O. S. 106 fg. Wippermann a. a. O. S. 145 fg. Schweppe u. Glück a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 250. Göschen a. a. O. §. 730. Nr. I. 17) *Walch* l. c. §. 15. p. 78. 18) Thibaut a. a. O. 19) Marezoll angez. Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 277. Not. 1. 20) Lauk a. a. O. S. 6. Man vergl. übrigens was darüber v. Löhr sagt: Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias in dem Archiv für die civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. S. 161 fg. 21) Thibaut a. a. O. §. 251, besonders Note l.

wenn der Sohn eines Curators rücksichtlich dieses Sondergutes bedarf, dazu ausersehen, und wenn Letzterer eine in das Peculium castrense gehörige Erbschaft ausschlägt, so kann sie der Vater, wie wenn er selbst dazu berufen wäre, antreten. Errichtet der filius familias miles ein privilegirtes Militairtestament, so stehen ihm auch rücksichtlich des castrensischen Peculiums die Privilegien eines solchen Testamentes zu. Sind aber die zu einem solchen Testament erfoderlichen Voraussetzungen nicht vorhanden, so unterliegt auch das Pec. castr. ganz den gewöhnlichen Testamentsvorschriften [22]). So z. B. darf der Vater darin nicht übergangen [23]), es muß ihm wenigstens der Pflichttheil gelassen werden [24]). Ein mit Verlust der Ehre cassirter filius familias miles kann gar nicht über sein castrensisches Sondergut testiren, wogegen die Rechte des castrensischen Sonderguts auch dann nicht aufhören, wenn der Haussohn nicht mehr miles [25]), oder wenn er in die väterliche Gewalt eines Andern übergegangen ist. Er muß alle seine Gläubiger aus dem Peculium castr. bezahlen, wobei die creditores castrenses, d. s. diejenigen Gläubiger, welche mit der privilegirten Erwerbsart dieses Sondergutes im Zusammenhange stehen, den Vorzug haben, daß die vor Erwerb desselben gewirkten Schulden und die gegen den Vater dem Sohne obliegenden Verbindlichkeiten ihnen nachstehen. Da bei diesem Sondergute die väterliche Gewalt nach alle dem ganz aufgehoben ist, so können Vater und Sohn mit einander alle Rechtsgeschäfte in Betreff desselben, selbst Schenkungsverträge, sowie Fremde, schließen, ja sogar gegen einander Proceß führen [26]).

Was unter dem Ausdrucke Peculium quasi castrense (neuerlich auch castrense extraordinarium genannt) in vielen Pandektenstellen zu verstehen sei, wird in den Gesetzen selbst nirgends gesagt; daher sind mehre Conjecturen darüber aufgestellt worden [27]). Es entstand dieses Peculium dadurch, daß mehre nicht unter die Kategorie des Peculium castrense gehörige Gegenstände diesem ohne ein bestimmtes Princip gleichgestellt wurden. Als jetzt noch anwendbar kann die Lehre über das Pecul. quasi castr. wol blos angenommen werden in Bezug auf 1) allen Erwerb durch Ausübung eines öffentlichen nicht militairischen Amtes. Es kann dies Privilegium nicht ausgedehnt werden auf Erwerb durch Privatdienst beim Fürsten, oder durch Ausübung einer Wissenschaft, auch nicht auf das, was man zum Behuf eines öffentlichen Amtes oder der Wissenschaften erhält. Die Studienkosten gehören also nicht dahin; sie werden in den Gesetzen [28]) nicht zu diesem Sondergute gerechnet, sondern es wird rücksichtlich ihrer nur verordnet, daß sie nicht conferirt werden sollen, wenn nicht bewiesen wird, daß der Vater sie blos in der Absicht eines Darlehens gab. Zu diesem Peculium gehört aber 2) der Erwerb durch Advocatur, 3) jeder Erwerb eines Geistlichen, wenn er nicht Peculium profectitium ist, 4) Geschenke des Regenten oder der Gemahlin desselben [29]). Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß auf das Peculium qu. castr. alle Grundsätze des castrensischen Peculiums anwendbar sind [30]).

Es ist rücksichtlich der Peculien oft die Frage aufgeworfen worden: für welche Vermögensart im Zweifel die Vermuthung streitet, wenn sich Sachen in den Händen des Vaters, oder des Hauskindes finden, deren Natur und Eigenschaft in jener Beziehung nicht ganz klar ist? So stellt sehr richtig diese Frage Marezoll [31]) und beantwortet sie in der Hauptsache dahin: Eine allgemeine Rechtsvermuthung darüber existirt gar nicht. Ist ungewiß, ob die Sache extrinsecus oder ex patris substantia herrührt, so ist sie als zum Vermögen des Vaters gehörig anzusehen, daher — fügen wir hinzu — auch zunächst, wenn sie einmal als Peculium constatirt ist, für Peculium profectitium zu halten. Ist zwar gewiß, daß sie der Sohn extrinsecus bekommen hat, aber ungewiß, woher und auf welche Veranlassung? so ist für die Adventitiennatur, nicht für die castrensische zu präsumiren. Wir stimmen dieser Ansicht aus den von Marezoll umständlich entwickelten Gründen bei. Ein Gegenstand häufiger juristischer Streitigkeiten ist die Frage gewesen, ob die Peculien als universitates juris anzusehen seien? Die verneinende Meinung möchte indessen wol als die jetzt allgemein anerkannte anzusehen [32]) und daher wol auch die Behauptung, daß in Bezug auf sie Universalklagen nicht stattfinden [33]) und die Succession in sie nicht als eine Universalsuccession zu behandeln sei [34]), die Oberhand gewonnen haben. Zu den schwierigern Fragen, worein die Peculienlehren eingreifen, gehört auch die über den Einfluß der, von dem Activvermögen der Haussöhne geltenden, besondern Grundsätze auf die Schulden derselben [35]) und über das damit zusammenhängende

---

22) Auf eine merkwürdige Paradoxie dabei macht aufmerksam v. Löhr, Civilistische Bemerkungen, in dem oft angezogenen Archiv f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft. Nr. XV. S. 266. 23) Gebrüder Overbeck a. a. O. 2. Bd. (1786.) S. 158. 24) Gegen Glück a. a. O. S. 255. 25) Vergl. darüber auch Löhr, vorstehend allegirt. 26) Schweppe, Thibaut a. a. O. Wippermann a. a. O. S. 154 fg. Göschen a. a. O. Nr. II. 27) v. Löhr in den oben angezogenen Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien, Archiv f. d. civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. §. 3. S. 175. 28) Fr. 50. D. fam. ercisc. (X, 2)

29) Irrig ist wol die Meinung, welche solche Geschenke zum Pecul. adventitium extraord. rechnet, bei *Walch* l. c. §. X. p. 74. 30) Über die Entstehung dieser Art von Sondergut und wie sich die Materie nach und nach ausgebildet hat, vergl. Wippermann a. a. O. S. 149 fg. Über die vorgetragenen Grundsätze vergl. *Calvinus* l. c. p. 684. Thibaut a. a. O. §. 252. Schweppe a. a. O. Göschen a. a. O. §. 731. *Valkenaer*, De peculio quasi castr. vet. JCtis incognito (Lugd. Bat. 1780). 31) In der Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 280. 32) Hesse, Über Universitates juris und rerum, und über Universal- und Singular-Succession, im Archiv f. d. civ. Praxis. 5. Bd. 1. Heft. Nr. I. S. 11 fg. Mühlenbruch, über die sogenannte juris und facti universitates, ebendas. 17. Bd. 3. Heft. Nr. 12. S. 338 fg. 354 fg. *Idem* obs. juris rom. Spec. I. (Regensburg 1818.) S. 2. 33) Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. 1. Heft. (Cassel 1836.) S. 247. 34) Hesse a. a. O. S. 26 fg. Man vergl. übrigens die Geschichte der Succession in das Peculium vor der Novelle 118 in Grolmann, Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts 2c. 4. Bd. (1820—1825.) 7. Abh. 35) Vergl. die diesfallsige Abhandlung von Fritz im Archiv f. d. civ. Praxis. 11. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 21 fg.

angebliche Separationsrecht für die Gläubiger der Peculien, namentlich des castrensischen und quasicastrensischen [36]). Wir können indessen, ohne die Grenzen dieses Artikels zu überschreiten, darüber nur bemerken, daß diese für andere Artikel füglich aufzusparenden Fragen, inwiefern sie nicht aus Vorstehendem von selbst erhellen, nicht blos nach den allgemeinen Grundsätzen der Peculien zu beurtheilen sind, sondern auch nach den Gesetzen, welche in den angeführten Schriften besonders herausgehoben werden. Übrigens hat kein gemeines teutsches Gesetz die Peculienlehre wesentlich geändert, wol aber sind durch einige Partikulargesetze dergleichen Veränderungen eingetreten, z. B. durch das preußische Landrecht [37]), die kurhessischen Gesetze [38]), durch das altpfälzische Landrecht [39]) ꝛc. (*Buddeus.*)

PECUNIA. Daß dies lateinische Wort von pecu ausgegangen sei und zunächst ein in Vieh bestehendes Besitzthum und Vermögen, dann jedes Vermögen, zuletzt besonders den Theil des Vermögens, welcher in Geld besteht, bezeichnet habe, ist aus dem Wörterbuch bekannt. Daß die Römer auch eine Göttin dieses Namens (dea Pecunia) verehrt hätten, melden nur einige Kirchenväter, wie Arnobius (IV. p. 166. *Har.* [132]), Augustin (C. D. IV, 21); Juvenal aber (I, 113): etsi funesta Pecunia templo nondum habitas, nullas Nummorum ereximus aras" bedeutet nicht, daß Pecunia zwar als Göttin verehrt werde, aber nur keinen eignen Tempel habe, sondern überhaupt, daß sie kein öffentlich anerkannter Gegenstand des Cult sei; eine Stelle des Seneca aber (de provident. V, 3) beweist vollends nichts dafür, daß Pecunia als Gottheit verehrt worden sei, was allerdings von der Moneta richtig ist. (*H.*)

PECZEL, Dorf in Niederungarn, Kreises diesseit der Donau, pesther Comitats, liegt östlich von Pesth, hat 1600 meist reformirte Einw. und ein Schloß, auf welchem sich eine große und besonders durch eine reiche Sammlung von Bibeln ausgezeichnete Bibliothek befindet. (*A. Keber.*)

PECZKA, 1) ein großer Marktflecken in Oberungarn, Kreises jenseit der Theiß, arader Comitats, am Maros, hat über 14,000 Einw. und besteht eigentlich aus zwei neben einander liegenden Flecken, Magyar P., mit magyarischen Einw. und einer katholischen Kirche und Olah P., mit wlachischen Einw. und einer griechischen Kirche. 2) ein Marktflecken in Böhmen, Kreises Bidschow, dem Religionsfonds gehörig, mit 160 Häusern, einer Stiftskirche und einem Bergschlosse. (*A. Keber.*)

Peczori, s. Petschori.

PECZYNISZYNE, Marktflecken und Kameralherrschaft im Königreiche Galizien, Kreises Kolomea, liegt am Soplowka, einem kleinen Nebenflusse des Pruth. (*A. Keber.*)

Peda, s. Pedum.

PEDACE, Casale in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore. Sie gehört zu Cosenza und zählt 3000 Einw., welche Seiden- und Weinbau treiben, auch mehre Jahrmärkte unterhalten. (*Fischer.*)

PEDÄOS, ein Fluß auf der Insel Cypern, dessen Mündung Ptolemäus (V, 14) auf die Ostseite der Insel, zwischen das Vorgebirge Pedalium und Salamis setzt. Einige Ausleger des Ptolemäus wollten Pediäus lesen, welche Lesart auch Mannert (Th. VI, 1. S. 574) vorgezogen hat. (*Krause.*)

PEDAEOS, der uneheliche Sohn des Antenor, den aber Theano, aus Rücksicht für ihren Gatten, wie ihre eignen Kinder erzog; er fiel vor Troja, erlegt von Meges (*Homer.* Il. V, 69 sq.). (*H.*)

PEDAL, was die Füße angeht, hat in der Musik zwei Hauptbedeutungen: erstlich versteht man darunter eine Claviatur für die Füße und zweitens Züge, die mit dem Fuße zur Veränderung der Töne getreten werden. Als eignes Fußtasteninstrument gehört es zunächst und vorzüglich für die Orgel; als solches wollen wir es zuvörderst behandeln.

Das Orgelpedal, also eine Tastatur für die Füße, wurde, nach allgemeiner Annahme, von Bernhard dem Teutschen, Organisten an S. Marco zu Venedig, erfunden; das Jahr der Erfindung wird von den Allermeisten auf 1470 und von Einigen um zehn Jahre später gesetzt. In einer von beiden Angaben liegt ein Fehler. Entweder muß unter Bernhard dem Teutschen ein anderer als der in Venedig angestellte Organist zu verstehen sein, oder die Zeit der Erfindung muß früher gesetzt werden. Denn nach dem Organistenverzeichnisse, was den Archiven der Marcuskirche entnommen und von uns in der Leipz. allg. musik. Zeitung mitgetheilt wurde, kann der Erfinder kein anderer sein, als Maestro Bernardino, welcher am 3. April 1419 erwählt wurde und auf welchen schon am 15. April 1445 Bernardo Mured folgte. Seine Pedaltasten wurden, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit Stricken befestigt und mit dem Manuale verbunden, was auch in Italien lange vorherrschend blieb. So berichtet noch Mattheson in seinem „vollkommenen Kapellmeister" (Hamburg 1739) S. 466: „durch ganz Welschland soll gebräuchlich sein, das Pedal nur mit Draht an's Manual anzuhängen, sodaß eigentlich nur ein einziges Clavier vorhanden ist. Z. E. die Orgel in der St. Marcuskirche zu Venedig hat neun Stimmen: Sub-Principal-Baß, das F im Gesichte, 24 Fuß (mit dem gemeinen Mann zu reden). Tiefer geht es nicht. Principal 16 Fuß. Octava 8 F. Decima nona 3 F., ist eine Quinte. Quintadecima 3 F. ist eine Super-Octava. Vicesima secunda 2 F. (ist eine Octave biscomposita). Vicesima sexta 1½ F. (ein Quintlein). Vicesima nona 1 F. (Octava ter composita). Flauto 8 F. Das ist alles, und kein ander Clavier; sondern

36) Fritz, über Fr. 1. §. 9. D. de separationibus, im Arch. f. d. civ. Praxis. 12. Bd. 3. Heft. Nr. XVII. S. 328 fg. 37) Th. II. Tit. 2. Vergl. darüber Wippermann a. a. O. §. 33. S. 176. 38) Pfeiffer, Von dem Nießbrauche des Vaters und der Mutter an dem eigenen Vermögen der Kinder nach teutschem, und insonderheit kurhessischem, Rechte, in des Verf. praktischen Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. 2. Bd. Nr. IV. S. 189 fg. 39) über die älterliche Nutznießung an dem Vermögen der Kinder, besonders nach alt-pfälzischem Landrechte ꝛc. in v. Hohnhorst Jahrbücher des großherzogl. badischen Oberhofgerichts zu Mannheim (Mannheim 1823—1834). 2. Bd. S. 69.

das Pedal ist am Manual befestigt und gibt ebendieselben Töne von sich." — An der Verbesserung des für die Orgel so wichtigen Pedals wurde bald am lebhaftesten und glücklichsten in Teutschland gearbeitet. Nur eins war auch in unserm Vaterlande lange nicht wegzubringen, das war die sonderbare Untereinanderwerfung der Töne in der tiefsten Octave, wenn auch die Weglassung der halben Töne (Cis, Fis, Gis) in der Geldersparniß ihren Grund gehabt haben könnte. Dennoch hielt die Untereinanderwerfung der Tonfolge, und zwar auf verschiedene Art ausgeführt, bis in das 19. Jahrhundert an; ja in den allermeisten Orgeln Österreichs und Böhmens findet sich das Übel noch, was man wiederholt als einen Hauptfehler an den Orgeln verwarf. Um der verschiedenen Tonweglassungen willen wurde die Contra-Octave gewöhnlich die kurze genannt, was nicht selten noch geschieht. Ganz alte Orgeln fingen ihre Tonreihe auch wol noch mit dem großen A an, wie im System der Griechen, die aber doch wenigstens das G noch hinzugethan hatten. Diese alten, lange hartnäckig beibehaltenen Seltsamkeiten sind nun in neuern Orgeln weggefallen und gehören nun zu den Antiquitäten.

Da das Orgelpedal zur Führung des Grundbasses bestimmt ist, muß es natürlich auch größtentheils aus den tiefsten Stimmen bestehen, die aber einer möglich schnellen und deutlichen Ansprache wegen von höhern Stimmen unterstützt werden müssen. Die Hauptstimmen sind demnach 32-, 16-, $10\frac{2}{3}$-, 8-, $6\frac{2}{3}$füßig, welche von $5\frac{1}{3}$-, 4-, $3\frac{1}{5}$-, $2\frac{2}{3}$-, auch wol von 2füßigen Stimmen unterstützt werden. Der Grundton eines jeden Pedals muß 16füßig sein, da der Grundton in den Manualen 8füßig ist. Eine 32füßige Stimme muß daher mit den übrigen Pedalstimmen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie dem 16füßigen Grundtone nur mehr Körper, Kraft und eindringende Würde gibt, ohne jenen zu unterdrücken.

Das Pedal kann gebunden oder frei sein, oder auch Beides zugleich. Gebunden ist es, wenn es seine Töne aus einem oder mehren Manualen entnimmt, entweder durch Verbindung der Pedal- und Manualtasten, oder durch solche Windkoppeln, bei denen sich an einer Windlade einander gegenüber zwei Windkasten befinden (s. Koppeln). In beiden Fällen sprechen nur diejenigen Stimmen an, welche im Manuale registrirt sind, und das Pedal hat dann weder eigne Registerzüge noch eigne Pfeifen, wenn ihm nicht noch nebenbei eine eigne Lade zur Benutzung einiger weniger Pedalstimmen, die ausschließlich für dasselbe sind, gegeben worden ist. Frei ist es, wenn es einzig und allein aus eignen Windladen spielt, in welchem Falle es seine eignen Pfeifenchöre und Registratur hat, also nach Freiheit und Wahl für sich registrirt werden kann. Gebunden und frei zugleich ist es, wenn es zwar seine Töne aus den beiden tiefsten Octaven der Manualpfeifen entnimmt, jedoch seine eigne Registratur hat, vermöge welcher es nach Wahl frei registrirt werden kann.

Wenn es der Raum zuläßt, werden die Pedalladen in den Flügeln der Orgel gelagert, nicht nur damit die Außenseite ein schöneres Ansehen durch die großen zinnernen Principalpfeifen gewinne, sondern auch des Tones wegen, der freilich wirksamer wird, als wenn diese Pfeifen im Hintergrunde der Orgel stehen, welche Stellung unvermeidlich ist, wenn es an Breite des Raumes gebricht.

Jedes Pedal, auch an der kleinsten Orgel, soll einen Umfang von zwei Octaven in chromatischer Tonfolge, also von C, Cis u. s. w. bis $\bar{c}$, oder noch besser bis $\bar{d}$ haben; auch darf ihm wenigstens eine 16füßige Labialstimme nicht fehlen, weil der Grundton des Pedals 16füßig ist. An größern Orgeln sind zwei derselben, eine gedeckte und eine offene, nöthig; noch größere erhalten zu diesen noch eine solche Zungenstimme, bei stärkerem Pedale Untersatz und Contraposaune. Kleinere als 4füßige Stimmen dürfen im Pedale nur zum vollen Werke benutzt werden, weil sie zu jung sind, als daß ihre Töne ohne widrigen Eindruck hervorstechen könnten. Bei mittelstarker Registrirung runden schon 8- und 4füßige, besonders wenn $5\frac{1}{3}$ dabei ist, die tiefen Töne hinlänglich ab.

Um größerer Tonstücke willen ist es zweckmäßig, den Pedalpfeifen eine weitere Mensur als den Manualpfeifen zu geben. Für größere Orgeln ist es wohlgethan, dem Pedale eigne Bälge und stärkern Wind als den Manualen zu geben, um der schnelleren, sicherern und vollerern Ansprache willen, die in so großen Pfeifen mit stärkeren Mitteln gewonnen werden muß. Den ersten glücklichen Versuch der Art machte der Orgelbauer Zacharias Thayßner 1700 an der Orgel zu Naumburg.

Endlich muß die Tonstärke des Pedals mit der Tonstärke der Manuale in einem solchen Verhältnisse stehen, daß zu jeder Registrirung sich ein Entsprechendes vorfindet. Ein gutes Pedal muß also nicht blos starke Stimmen zum vollen Werke, sondern auch verschiedenartig sanftere haben. Es ist daher besser, wenn das Pedal mehr Stimmen hat, als zum vollen Werke nothwendig sind. Man gebraucht die dazu überflüssigen für schwächere Registrirungen, um Übereinstimmung des Pedaltons mit dem Manualton hervorzubringen und verschiedenartige Tonfarben zu gewinnen. Musikdirector Friedrich Wilke in Neu-Ruppin, einer der ersten Kenner des Orgelwesens, dem auch ich, wie die Welt, Vieles über Orgelbau u. dergl. zu verdanken habe, erklärt es für zweckmäßig, wenn Bombarde 16 Fuß mit freischwingenden Zungen neben Posaune 16 Fuß mit aufschlagenden Zungen gesetzt würde, weil eben beide sehr verschiedene Tonfarben haben, die erste sich mehr einer mittelstarken Registrirung anschließt, die letzte dagegen im vollen Werke besser wirkt.

Die Pedalclaviatur oder Pedaltastatur, auch wol schlechtweg Pedal genannt, deren chromatisch geregelten Tonumfang wir schon angegeben haben, wird aus Eichenholz gearbeitet. Die Länge der Fußtasten beträgt zweckmäßig $1\frac{1}{2}$ bis gegen 2 Fuß, ihre Breite und Stärke $1\frac{1}{2}$ bis gegen 2 Zoll. Die Obertasten (die Ordnung ist wie im Manual) erhalten dicht am Vorsatzbrete einen ungefähr 4 Zoll langen, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breiten und 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll hohen Aufsatz, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll, auch

wol 2 Zoll über die Untertasten hervorragt und eine nach dem Vordertheile hin ein wenig abwärts laufende Richtung erhält, wodurch das Spielen derselben erleichtert wird. Dieser Aufsatz darf der Dauerhaftigkeit wegen nicht aufgeleimt sein, sondern die Taste muß aus einem Stück gearbeitet werden. Ihr Fall beträgt etwa einen Zoll. Unter ihnen sind gehörig starke Federn angebracht, damit sie nach der Entfernung des Fußes schnell wieder in die Höhe gehen; besonders bedürfen sie noch einer vorzüglich weichen und starken Ausfütterung, damit sie beim Gebrauche kein störendes Geräusch verursachen. — Die Anlage jedes Pedals muß so sein, daß die mittelste c-Taste unter der Manualtaste $\bar{c}$ perpendicular zu liegen kommt; die Tasten dürfen nicht weiter von einander entfernt werden, als daß ein mittelgroßer Mann von der Mitte des Organistensitzes aus, ohne zu rutschen, sowol die unterste als die oberste Taste mit seinen Füßen bequem erreichen kann. Eine solche Tastatur steht mit den Spielventilen (s. Ventile) auf gleiche Weise, wie die Manualtasten mit ihren Spielventilen (sie haben ein Druckwerk), oder auch so in Verbindung, daß sie auf Winkelhaken geschoben wird, an deren äußerem Arme die Abstracten (s. d. Art.) befestigt sind. Da das Pedal mit den Füßen gespielt wird, so ist eine öftere Reinigung desselben nöthig, damit der sich sammelnde Schmuz den gehörig tiefen Tastenfall nicht hemme und die Scheiden, in denen die Tasten laufen, sich nicht verstopfen.

Das Pedaltastenbret oder Pedalbret ist die auf der Pedaltastenleiste aufrecht stehende Füllung, die dazu da ist, die von den Pedaltasten auslaufenden Abstracten und Wellen zu bedecken und sie gegen unnütze Hände zu schützen.

Die Pedaltastenfedern oder Pedalfedern sind aus gehärtetem und starkem Messingdraht verfertigte und mit 1½ mal gewundenem Auge versehene Sprungfedern, welche unter die Pedaltasten gelegt werden, der schnellern Hebung derselben wegen, wie oben berührt wurde. Sie müssen in einer Federleiste laufen und ihre Schenkel in einer Vertiefung stehen, damit sie sich nicht seitwärts bewegen können und fest stehen. Von schwächerem Drahte, auch mit 1½ mal gewundenem Auge versehen, werden sie in die Pedalwindkasten (Pedalladen) gesetzt; diejenigen, welche unter die Spielventile der Manuale gesetzt werden, sind von noch schwächerem Drahte und mit 2½ mal gewundenem Auge versehen.

Die Pedalkoppel verbindet das Pedal mit einem oder mit mehren Manualen. Von den Pedalregistern ist nichts zu erklären; jede Pedalstimme muß ihr Manubrium haben. Alle übrigen Benennungen, z. B. Pedalkanzellen, Pedalmixtur u. s. f., werden unter ihren Hauptartikeln erklärt.

Nur das Pedallager mag noch beschrieben werden. Es ist das aus Kreuzholz gehörig in einander gefügte Gestelle, worauf eine Pedalwindlade mit ihren Pfeifen und ihrem Zubehör gelagert wird oder liegt. Das erste Erfoderniß ist Festigkeit. — In unsern Tagen sollte darauf Rücksicht genommen werden, daß auch die kleinste Orgel ihr Pedal erhalte. Es gibt aber doch noch Gegenden, wo die Pedale oft genug fehlen, z. B. in den Ostseeprovinzen des russischen Reiches.

Man hat auch Pedalclaviere, solche Clavierinstrumente, denen eine ordentliche Pedaltastatur angehangen worden ist. Es wird unter dem Clavier ein eigner Körper mit eigner Besaitung angebracht. An diese starken Saiten schlägt beim Niedertritt jeder Taste ein belederter und gehörig fester Hammer. Die Töne sind 16füßig, also um eine Octave tiefer, als die 8füßigen. Dieser Pedalunterſatz dient zur häuslichen Übung angehender Organisten.

Bei dem Pianoforte (s. d. Art.) nennt man noch die Züge, deren nur zwei nöthig sind, ein Forte- und Pianozug, Pedal, weil sie mit den Füßen getreten werden. Die Fußtrittbreter oder Messingarme stehen mit etwas starken Drahtstangen, die zwischen einer Lyraform wie Saiten einer Lyra bis an den Körper des Instruments laufen und durch ihren Druck die im Instrumente angebrachten Vorrichtungen in eine andere Lage bringen zur Veränderung des Klanges. Vorzugsweise wird der Fortezug, welcher die über den Saiten liegende Dämpfung aufhebt, Pedal genannt und die Aufhebung der Dämpfer wird auch in allen neuern Claviersätzen mit diesem Worte bezeichnet, bis das Zeichen eines Sternes die Aufhebung der Dämpfer untersagt. Ein geschickter Gebrauch des Pedals gibt dem Pianofortespiel Leben und Reiz und nur vor dem Misbrauch, der jetzt häufig genug damit getrieben wird, hüte man sich. Anweisung zum rechten Gebrauche des Pedals ertheilt jede Pianoforteschule. (*G. W. Fink.*)

PEDALHARFE. Was darüber unter dem Artikel Harfe bemerkt worden ist, übergehen wir hier, nur noch Einiges hinzufügend. In neuerer Zeit hat man dem Teutschen Simon Hochbrucker, aus Donauwerth, die Erfindung der Pedalharfe (1720), vielleicht nur aus Unkenntniß abzusprechen gesucht und sie einem Simon von Brüssel um 1730 bis 1735 beigemessen. Es ist damit ebenso, wie mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; beide bleiben teutsche Erfindungen. Hochbrucker brachte an seiner vergrößerten Harfe zuerst fünf eiserne Fußtritte an, durch welche die Haken an die Saiten gedrückt wurden, um die zufälligen Halbtöne zu geben und in andere Tonarten umzustimmen. Cousineau fügte 1782 einen sechsten Tritt hinzu, wodurch forte und piano hervorgebracht wurde. J. B. Krumpholz, ein Böhme, vermehrte die Pedale mit zwei neuen, um die Töne an- und abschwellen zu lassen nach Belieben, bis zum fortissimo und bis zum Gelispel. Im J. 1797 erbaute C. W. Ferd. Binder in Weimar Harfen mit sieben Tritten. Diese sieben Tritte behielt der Teutsche Seb. Erard, der sich in Paris niedergelassen hatte, bei in seiner neuen Harfe à double mouvement (doppelte Bewegung, sodaß jede Saite zweimal um einen halben Ton erhöht werden kann). Auch dies wurde noch verschiedentlich verbessert. Mit diesen Verbesserungen ging Erard fort. F. J. Nadermann in Paris erklärte sich gegen diese Doppelbewegung in seiner Harfenschule: allein seit 1812 behielt die erstere

die glänzendste Theilnahme unter den Franzosen und Engländern. Diese Harfen sind aber zu theuer, als daß sie sich auch in Teutschland, wo überhaupt das Harfenspiel nicht so beliebt ist, als in den genannten Ländern, weit verbreiten könnten. In London wurde eine Erard'sche Harfe mit 110 bis 160 Guineen verkauft.

(*G. W. Fink.*)

PEDALION, ein zwischen Ost und Süd die Grenze bildendes Vorgebirge der Insel Kypros, dessen Lage Strabon (XIV, 6, 682. *Casaub.*) von Ost nach Süd sich wendend, folgendermaßen bestimmt: „Dann folgt Arsinoe (Stadt und Hafen); dann ein andrer Hafen Leukolla, dann das Vorgebirge Pedalion, auf welchem sich ein rauher, hoher, trapezförmiger, der Aphrodite geweihter Rücken erhebt, bis zu welchem von dem Vorgebirge Kleides aus die Entfernung 680 Stadien beträgt." Dieser hohe Rücken ist jedenfalls der celebrirte Ort, welchen griechische und römische Dichter mit dem Namen Idalion (Idalium) bezeichnen. Er erscheint bald als waldige Höhe (in altos Idaliae lucos), bald auch als Stadt, das letztere bei spätern Auslegern (Vgl. *Theokrit.*, Id. XV, 100 dazu d. Schol. *Catull.*, Pel. et Thet. nupt. 96. *Virg.* Aen. I, 681 dazu *Servius*. *Lucan*, Phars. VIII, 716). Unleugbar ist es ein Irrthum, wenn Meurs und mit ihm Cellarius (orb. ant. III, 7. p. 271 Vol. II.) Idalium für das Vorgebirge selbst hält und den Namen Pedalium für nichtig erklärt. Die alten Geographen, namentlich Strabon (l. c.) und Ptolemäus (V, 13), nennen nur Pedalium, die Dichter nur Idalium: ganz natürlich, jene bezeichnen das Vorgebirge, diese den der Aphrodite geweihten Gipfel, jene halten das Geo- und Topographische fest, diese fassen den Cult und die Beziehung auf die Göttin der Liebe ins Auge. Wenn Strabon (l. c.) die Entfernung vom Promontorium Kleides bis zur bezeichneten Spitze des Pedalion 680 Stadien betragen läßt, so hat er die Messung der Küstenfahrt mit allen ihren Krümmungen in Anschlag gebracht. Der mathematische Ptolemäus dagegen (V, 13) gibt das Maß der geraden Linie, welches nur 500 Stadien enthält. Gegenwärtig führt dieses Promontorium den Namen Cap Grega, wie Pococke (Reise in d. Morgenl. 2c. II, 318) berichtet. (Vergl. Mannert Th. VI, 1. S. 575 fg.)

(*Krause.*)

PEDALIUM. So nannte van Royen eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Sesameen. Char. Der Kelch fünftheilig: die unteren Fetzen lang, der oberste sehr kurz; die Corolle fast rachenförmig, mit dreikantiger Röhre und fünflappigem Saume: die oberen Lappen sind kleiner, der unterste groß; die Staubfäden an der Basis drüsig-behaart, der fünfte schlägt fehl: die herzförmigen Zwillings-Antheren tragen an der Spitze eine Drüse; der Griffel fadenförmig, mit gespaltener Narbe; die saftlose Steinfrucht vierkantig, unregelmäßig oktaëdrisch, die vier Ecken der Mitte laufen in starke Dornen aus; die Nuß knochenhart, vierflügelig, mit harten, verwirrten Fasern bedeckt, dreifächerig: die beiden oberen Fächer enthalten je zwei in ein Häutchen gehüllte Samen, das untere Fach ist leer. Die einzige bekannte Art, P. Murex *L.* (*Gärtner* de fruct. t. 58. *Lamarck* ill. t. 538. Pedalium *Burmann* fl. ind. 139. t. 45. f. 2. Caca-Mullu *Rheede* hort. malab. 10. p. 143. t. 172), ist ein ostindisches, stark nach Moschus riechendes Sommergewächs mit aufrechtem, filzigem Stengel, eiförmigen, buchtig-gezähnten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten, gelben Blüthen. Die grünen Blätter, mit Wasser geschüttelt, machen dies schleimig; sie werden von den Hindu-Ärzten gegen Dysurie, Gonorrhöe und Wechselfieber angewendet. Adanson bezeichnete mit Pedalium (welcher Name sich zuerst bei dem Pseudo-Apulejus de herbarum virtutibus findet) eine ganz andere Gattung (Atraphaxis spinosa *L.*).

(*A. Sprengel.*)

PEDALMASCHI, ein türkischer Beamter, welcher die Rechte des Kaisers bei Erbschaften wahrzunehmen hat. Der kaiserliche Fiscus bezieht durch ihn 10 p. C. von jeder Erbschaftsmasse, zu welcher sich männliche Erben melden. (*G. M. S. Fischer.*)

PEDANEUS bedeutete bei den Römern theils, was das Maß eines Fußes enthält, theils hieß bei den classischen Juristen pedaneus judex der Richter, der nur über kleinere Sachen zu entscheiden hatte (vgl. *Ulpian* in Pandect. III, 1, 1. §. 6. *Paul.* XLVIII, 19, 38. §. 10). In den Zeiten des Gellius sprachen manche fehlerhaft auch pedanei senatores statt pedarii (*Gell.* III, 18, 10). (*H.*)

PEDANIUS, ein namentlich auf Inschriften häufig vorkommender römischer Männer-, wie Pedania ein Frauenname; im Gruter'schen Index finden sich Pedania Crescentina, P. Fortunata, P. Hedone, P. Julina, Pedanius Eucaristus, P. Euphron, P. Clemens, P. Latinus, P. Saturninus. (*H.*)

PEDANTERIE oder PEDANTISMUS nennt man einen geselligen Fehler, der nicht aus Mangel oder Schwäche der geistigen Kraft, sondern aus einer falschen Leitung derselben hervorgeht, der in aufgeblasener Anmaßlichkeit und Hochmuth, in einem versteiften Wesen, das eine gewisse äußere Würdigkeit sucht, besteht, einseitige und beschränkte Bildung verräth und der philistrigen Natur ziemlich nahe steht. Es ist ein Fehler, der nicht der Verachtung, wol aber wegen seiner Lächerlichkeit der Verspottung und höchstens bei freundlicher Denkenden dem Mitleiden ausgesetzt ist. Er ist nicht erst in den letzten Jahrhunderten entstanden, auch die früheren Zeiten haben ihn gekannt, nur der Name ist neueren Ursprungs. Wir wollen uns auf den Gebrauch dieses Namens beschränken und auf geschichtlichem Wege die wesentlichen Umgestaltungen des mit demselben verbundenen Begriffs während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts verfolgen und namentlich die literar-historische Seite der Untersuchung hervorheben.

Die schwankende Orthographie (man findet noch jetzt zuweilen Pädanterei, Pädantismus) zeigt schon die Verschiedenheit der Ansichten über den Ursprung des Wortes an, für welches eigentlich erst in dem laufenden Jahrhundert die hier befolgte Schreibweise allgemeiner geworden ist. Ältere Gelehrte hielten das Wort Pedant bald

für einen Mischling von griechischem Stamme mit französischer Flexion; andere waren der Meinung, es sei im Mittelalter aus einem lateinischen Worte gebildet, dessen rechter Stamm nicht mit Gewißheit ausfindig gemacht werden könne, wie z. B. Adelung; wieder andere glaubten den lateinischen Stamm entdeckt zu haben, nahmen zu einem Nomen proprium ihre Zuflucht, oder aber begnügten sich mit der einfachen Angabe, es sei französischen oder auch italienischen Ursprungs. Daß diejenigen, welche das Wort bis ins Mittelalter hinaufführen, ganz irren, ergibt sich theils daraus, daß keiner der fleißigen Sammler über mittelalterliche Latinität den Gebrauch desselben nachgewiesen oder nur angemerkt hat, daß weder du Fresne und seine Fortsetzer oder Bearbeiter noch der grundgelehrte G. J. Vossius in seinem Buche de vitiis sermonis dasselbe erwähnen, theils daraus, daß die zahlreichen Satyriker des 16. Jahrhunderts, die Verfasser der epistolae obscurorum virorum, Ulrich Hutten, Erasmus und andere dasselbe nie gebrauchen. Reimmann in der schätzbaren Historia vocabulorum latinorum p. 122 sagt ausdrücklich, es sei neueren Ursprungs und erst im 17. Jahrhundert geprägt worden (vergl. *Nolten ii* lexic. antibarb. p. 645). Da nun mit jenem Namen zuerst und hauptsächlich Schulmeister bezeichnet wurden, so lag es nahe an das griechische *παῖς* zu denken, einen Kinderlehrer als ursprüngliche Bedeutung anzunehmen und dadurch die ehemals übliche Orthographie zu sichern. Der neckersche Jurist Ulrich Huber[1]) hält es für unzweifelhaft, daß Pädantismus aus paedagogismus durch Zusammenziehung und Verderbung entstanden sei, wobei es nur schwierig ist zu begreifen, durch welchen sprachlichen Proceß eine solche Umwandlung habe geschehen können. Ferrarius leitet es von pedaneus ab und meint, es bedeute eigentlich magistrum pedaneum, einen Unterlehrer, der stehend, nicht auf dem Katheder sitzend, zu lehren die Verpflichtung gehabt habe, wie denn auch in den römischen Rechtsquellen judex pedaneus für einen Unterrichter und causa pedanea für eine vor diesem zu behandelnde Rechtssache gebraucht werde. Die wahre Ableitung glaubte endlich Chr. Aug. Heumann gefunden zu haben und entwickelte dieselbe in einem Briefe an den Literarhistoriker Stolle in Jena (Poecile Tom. II. P. I. p. 80—84). Weil nämlich Joh. Jovianus Pontanus in seinem Dialoge Charon (p. 1168) einen zu seiner Zeit in Italien sehr berühmten Grammatiker Pedanus erwähnt, den der Vorwurf des später mit dem Namen Pedantismus bezeichneten Fehlers getroffen habe, so meint er, sei der Name des Individuums auf die ganze Classe übergetragen und der Fehler selbst Pedanismus genannt worden; etwa in derselben Weise, in welcher der ehrliche Orbilius bei Horaz seinen Namen für alle an der Prügelsucht leidenden Schulmeister hat hergeben müssen. Allein jedermann sieht leicht ein, wie mislich es ist, um der eingebildeten Etymologie willen die hergebrachte Form des Wortes zu verwerfen, und begreift nicht, auf welchem Wege sich jenes T so fest habe einnisten können. Des Scherzes wegen möge Frisch erwähnt werden, der in seinem teutsch-lateinischen Wörterbuche (2. Th. S. 43) das lateinische pedere als Wurzel annimmt, grade als ob in solchen Unfläthereien die Pedanterie sich zeige, oder man sich erlauben könnte, das Verstoßen gegen gute Sitten überhaupt mit dem gröbsten Verstoße zu bezeichnen und so gleichsam a potiori den Namen herzuleiten. Die Meisten stimmen darin überein, daß es ein französisches Wort ist; Ruhnken (Opusc. Tom. I. p. 119) sagt: utamur Gallico vocabulo, cum in lingua latina satis aptum huic rei nomen non invenimus, während unter den Franzosen selbst Einige, z. B. Roquefort (T. II. p. 192), es von dem italienischen pedante herleitet und dies auf das griechische *παῖς* zurückführt. Die Franzosen haben die ganze Wortfamilie am weitesten ausgebildet, da sie nicht blos in Übereinstimmung mit dem Teutschen pédanterie und pédantisme, sowie das Adjectivum pédantesque (pedantisch), sondern auch ein Zeitwort pédanter gebrauchen, auf dessen Bedeutung wir nachher zurückkommen werden.

Nach diesem echt pedantischen Excurs über den Ursprung des Namens wenden wir uns zu einer chronologischen Aufzählung der Schriften, in welchen dieser Fehler ist behandelt worden. Michael Montanus ist der erste, welcher de paedantismo geschrieben hat[2]); aber seine Abhandlung beschränkt sich darauf, die Gründe zu suchen, warum die Gelehrsamkeit so häufig in Pedanterie ausarte, und erklärt diese Erscheinung daraus, daß nicht sowol Lust und Liebe zu den Wissenschaften, als vielmehr die gemeine Rücksicht auf zu hoffende Vortheile und sichern Gewinnst Motiv wissenschaftlicher Bestrebungen geworden sei. Wie unzureichend solche Erklärung sei, bedarf keines Beweises. Als der Professor Ulrich Huber in Franecker am 1. Juni 1678 das Rectorat niederlegte, that er dies mit einer oratio de pedantismo, welche theils in seine auspicia domesticarum exercitationum (Franeq. 1682) aufgenommen, theils hinter Chr. Thomasius' introductio ad philosophiam aulicam (Lips. 1688). p. 245—295 wieder abgedruckt und von ebendemselben in der „Hofphilosophie" ins Teutsche übersetzt worden ist. Huber geht darauf hinaus, zu zeigen, mit welchem Unrecht der Vorwurf der Pedanterie ohne allen Unterschied den Fürsten und Vornehmen, welche ein gründlicheres Wissen erstreben, ferner allen Gelehrten und besonders den Lehrern gemacht werde und beweist dann ziemlich umständlich, daß seine Definition des Pedantismus als doctrina fastu, ficta virtute ineptoque judicio corrupta auf alle Facultäten und alle Stände passe. Der Prediger, der auf der Kanzel die Stellen der h. Schrift nach dem hebräischen oder griechischen Urterte anführt und dazu gar Belege aus den classischen Schriftstellern des Alterthums häuft; der Jurist, der in seinen gerichtlichen Schriften immer mit den lateinischen Citationen der alten Rechtsquellen um sich wirft und jene durch lateinische Phrasen und Sätze

1) Paedantismi vocabulum ex paedagogismo corruptum esse nemini dubium videri potest. p. 264. ed. *Thomas.*

2) Quem unicum mihi locum de hoc argumento scriptum inter veteres atque recentes auctores videre contigit, sagt Huber. S. 263.

unverständlich macht; der Arzt, der am Krankenbette durch lateinische und griechische Namen und Sprüche sich den Anstrich eines tiefern Wissens zu geben trachtet, ist ebenso gut Pedant als es ein Philolog und Philosoph nur immer sein kann. Wer sein Wissen in unverständliche Formeln einhüllt und es dadurch dem Verständniß der größern Menge entzieht, ist ein Pedant; wer sich gegen jede abweichende Meinung auflehnt, mag dies durch vornehme Verachtung des anders Denkenden und Nichtbeachtung seiner Gründe oder durch lauten und heftigen Widerspruch geschehen, ist ein Pedant; wer sich auf gewisse Gegenstände erst geflissentlich vorbereitet, sie zur Sprache zu bringen sich abmüht und dann die kaum errungene Weisheit zur Schau trägt, ist ein Pedant. Man wird hieraus ersehen, daß der Begriff zu eng gefaßt und dabei nur an gelehrte Pedanterie gedacht ist — ein Fehler, an welchem auch alle übrigen Schriften leiden. Huber's Ansicht erhielt sich lange Zeit; denn Chr. Thomasius, der in seiner philosophia aulica das 16. Capitel de paedantismo überschrieben hat, begnügt sich in demselben Huber's Rede in 16 kurzen Paragraphen zu excerpiren und den Begriff des Pedantismus also zu definiren p. 242: imprudentia cum fastu et opinione prudentiae conjuncta. Ebenso hat Mich. Lilienthal in dem 1713 erschienenen Buche de Machiavellismo literario, p. 80. 109. 125 nur Excerpte gegeben und mehr wird auch in Just. Christ. Böhmer's zu Helmstedt 1709 erschienener prolusio nicht stehen, obschon sie dem Verfasser nicht zugänglich war. Baillet in seinen Jugemens des Sçavans (Tom. I. P. I. §. 2) ist doch einen Schritt weiter gegangen, da er auch eine pédanterie cavalière aufstellt. Was le Clerk in den Parrhasianis (Tom. I. p. 250) und Stadel in der epistola de circumforanea literatorum vanitate [3]) geben, nützt wenig. Im J. 1725 erkannte Heumann als Pedanten an literatores, qui cum ingenio abundent et doctrina, virtute carent et prudentia, und hielt sich dabei von dem Fehler der Vorgänger, die nur einen Fehler der Gelehrten darin erkannten, ebenfalls nicht frei. Die Zedler'sche Universalencyklopädie (i. W. Pädanterey) theilt dieselbe schon ein „in eine gelehrte, die unter den Gelehrten oder doch wenigstens gelehrt sein wollenden herrschet, und in eine ungelehrte, womit dirjenigen, die mit unfreien Künsten umgehen, behaftet sind." J. S. Brendel schrieb 1737 de pedantismo et galantismo utroque scholis noxio ein Programm, das einzusehen mir nicht vergönnt war. Als Ruhnken im J. 1761 zu Oudendorp's Nachfolger in der ordentlichen Professur der Geschichte und Beredsamkeit ernannt wurde, trat er sein Amt mit der viel gepriesenen und namentlich in stylistischer Hinsicht mit vollem Rechte bewunderten Rede de doctore umbratico an, mit welchem Petronianischen Ausdrucke er nichts anderes als einen Schulpedanten bezeichnen und in manchen Zügen namentlich den leydener Rector Augustin Staveren charakterisiren wollte [4]). Je bekannter dieses Meisterwerk moderner Latinität geworden, je leichter es jedermann zugänglich ist, um so eher können wir uns hier der Mühe einer genaueren Inhaltsangabe überheben. Im J. 1765 schrieb G. Chr. Harles zu Coburg de pedantismo philologico (sect. I.) ein Programm, das auch in seine opusc. aufgenommen ist, fand aber dieses Fehlers Gründe nur theils in nimia arrogantia und superbia, theils in dem nimio novi studio. Im J. 1780 erklärt der Verfasser des Artikels in der Diderot'schen Encyklopädie: un pédant est un homme d'une présomption babillarde, qui fatigue les autres par la parade, qu'il fait de son savoir, en quelque genre que ce soit, et par affectation de son style et de ses manières. Ce vice de l'esprit est de toute robe; il y a des pédans dans tous les états, dans toutes conditions, depuis la pourpre jusqu'à la bure, depuis le cordon bleu jusqu'au moindre bonnet doctoral und bestimmte damit das Wesen der Pedanterie in den bedeutendsten Zügen am besten. Joh. Georg Schlosser's kleine Schrift „über Pedanterei und Pedanten, als eine Warnung für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1787) und Christ. Gottl. v. Murr Satyra in pedantismum, thrasonismum et charlataneriam semieruditorum (Norimberg. 1789) beziehen sich auch blos auf die gelehrte Pedanterie. Seit jener Zeit ist dieser Fehler nicht Gegenstand einer besondern Untersuchung geworden, weil er immer mehr verschwunden ist und nur noch hier und da sich herausstellt. Eine neue Erörterung, die von gründlicher Kenntniß der Gelehrtengeschichte begleitet wäre und mit dem nöthigen Humor angestellt würde, dürfte ebenso verdienstlich als ergötzlich sein.

Zunächst kommt dieser Fehler häufig bei Schulmännern vor und Pedant ist bei ihnen ein Synonymum von dem nur etwas mehr Verachtung ausdrückenden Schulfuchs. Die Franzosen nennen pédants: ceux qui enseignent les enfants und gebrauchen das Zeitwort pédanter für enseigner dans les collèges. Den pedantischen Schulmann charakterisirt zunächst die Zurückgezogenheit von dem Verkehr mit der Welt, von dem geselligen Leben und Treiben; er bannt sich auf sein Studirzimmer und flieht die Menschen, die er verachtet. Die Abweichung von den socialen Sitten und Gebräuchen soll ihm Würdigkeit verleihen, ernste und strenge Mienen, steifer Gang, bestimmte Kleidung, ehemals der unvermeidliche Zopf, scheinen ihm unentbehrlich. Tritt er in die Gesellschaft, so weiß er sich nicht in dieselbe zu finden, seine Manieren sind linkisch, seine Bewegungen steif und unbeholfen, überall stößt er an. Die Abgeschlossenheit erzeugt Hochmuth und Dünkel. In seinem Amte und seinem Benehmen gegen die ihm anvertraute Jugend ist er difficilis, querulus, laudator temporis acti se puero, der Prügel steht in hohem Ansehen, ein Verstoß gegen Grammatik ist schlimmer als eine Sünde, ein prosodischer Schnitzer unverzeihlich. Seine gelehrten Arbeiten beschränken sich auf Kleinigkeiten, in deren Erörterung er das Höchste geleistet zu haben vermeint. Solche Leute waren sonst sehr häufig, jetzt ist die Classe ausgestorben und nur selten finden sich Überbleibsel davon. Die Vernichtung der

3) Abgedruckt bei *Mencken*, De charlataneria erud. p. 202 der 2. Ausg. 4) s. *Wyttenbach*, vita Ruhnken. p. 90. *Bergmann*, Praef. opusc. *Ruhnken*. p. XVIII.

Perücken und Zöpfe, die Emancipation des Lehrerstandes von dem Joche geistlicher Ephoren und Inspectoren, die Bildung eines neuen Standes, der die Quälereien des Lehramtes nicht mehr als Durchgangsperiode zu der Ruhe eines geistlichen Amtes betrachtet, haben hier den wohlthätigsten Einfluß geübt. Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß einige Anlage und Neigung zum Pedantismus von dem Charakter eines guten Schulmannes kaum getrennt zu denken ist; sie wird der Ordnungsliebe und strengen Zucht der Jugend höchst förderlich sein. Wenn Brendel ihn für schädlich erklärte, so steht dieser Ansicht theils die Erfahrung, theils die Auctorität eines ausgezeichneten Gelehrten und tüchtigen Schulmannes[5]) entgegen, der behauptet: „habe ich die Wahl zwischen einem reinen Pedanten oder einem reinen Humoristen, so wähle ich doch den ersteren: jener wird in puncto der Ordnung, dieser in puncto der Freiheit des Guten zu viel thun; nun ist's aber für den Übergang von pedantischer Ordnung zu genialer Freiheit bei Empfang des Maturitätszeugnisses gewiß noch nicht zu spät, dagegen nach frühgenossener Freiheit gewöhnt sich's schwer noch an Ordnung." Anstalten, die in klösterlicher Abgeschiedenheit ihre Zöglinge halten, bedürfen der Pedanten am meisten; der freier denkende, genialere Gelehrte wird sich immer schwer an die strenge Ordnung gewöhnen, sich durch dieselbe beengt fühlen und dadurch in eine Unzufriedenheit verfallen, die ihm und seinem Amte nur hinderlich ist. Solche Anstalten haben auch wesentlich die Pedanterie gefördert und namentlich die Unbeholfenheit im gesellschaftlichen Verkehr, die bei manchen Gelehrten sich findet, verschuldet. Der Name Schulfuchs ist jetzt außer Cours gekommen und kaum bedürfte es noch einer so gut gelaunten und gründlich durchgeführten Rechtfertigung, als sie bereits in dem Jahre 1614 von dem jena'schen Professor W. Heider in zwei langen Reden, de vulpeculis scholasticis (68 S. in 4.), geliefert worden ist.

Liegt nun das Wesen der Pedanterie in der Hochstellung von Kleinigkeiten, in dem Hochmuthe, der neben sich nichts will gelten lassen, in der damit verbundenen Entschiedenheit der Behauptungen und Geringschätzung der Widersprüche, so versteht es sich von selbst, daß auch in allen übrigen Classen der Gelehrten Pedanten sich finden. Man denke nur an die Theologen des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts zurück, die ihrer Anmaßung und ihrem geistlichen Hochmuthe keine Grenzen zu setzen wußten, die in zahllosen Schriften, deren Titel schon uns jetzt ein Lächeln abnöthigen, die unbedeutendsten Dinge und überflüssigsten Fragen mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit behandelten und dazu jede Berührung mit weltlichen Freuden mieden wie Feuer. Und war es etwa mit den übrigen Fachgelehrten anders und besser? Die Zeit ist auch hier reformirend aufgetreten. Aber selbst Geschäftsmänner, Künstler, Krieger, Hofleute, Diplomaten und selbst Fürsten können Pedanten sein, wenn sie sich lange Zeit in einer und derselben Wirkungssphäre bewegt haben und nun auf alles, was darin vorkommt oder Brauch ist, ein ungemeines Gewicht legen, an Formen, Ceremonien, Etikettenbestimmungen mit ungebürlicher Festigkeit hangen und darnach allein alles abschätzen. Wer immer in dem eingefahrenen Gleise bleibt, nie sich aus demselben herauswagt, der ist ein Pedant, er mag sich in einem Lebenskreise bewegen, welcher es auch sei, ja man könnte gradezu behaupten, daß unter den Gelehrten jetzt nicht mehr Pedanten sich finden als unter den übrigen Gliedern der Gesellschaft. Sogar Frauen können pedantisch sein, obschon das weibliche Geschlecht von der Natur schon mit einem feinern Gefühl und richtigerem Takt begabt ist und namentlich in Bezug auf die geselligen Formen sie die besten Lehrerinnen sind. Eine kleine Pedanterie einer schönen Frau erhöht ihren Reiz. Reisen und Umgang werden die besten Mittel gegen den Pedantismus sein, der übrigens der moralischen Würdigung nur insofern unterliegt, als durch ihn Manches unterbleibt, was bei freierer, genialer Ansicht verfolgt und erreicht werden könnte. — Der Anführung von Beispielen haben wir uns absichtlich enthalten; die Masse des Stoffes würde bei dieser flüchtigen Darstellung uns überwältigt haben. (*F. A. Eckstein.*)

PEDANTERIE in der Malerei zeigt sich in Färbung, Gestaltung und Behandlung. Der Pedant legt zu viel Gewicht auf die eigenthümliche Farbe der Dinge. Er vergißt, wie gewöhnlich, das Ganze über dem Einzelnen; er faßt den Grundton, die Alles verschmelzende Beleuchtung, die durch wechselseitige Reflexe bewirkten Farbenähnlichkeiten gar nicht auf; er weiß, daß die Bäume braungrün sind, der Himmel blau, der Felsen bunt, das Fleisch blaßroth, und daß man Weiß und Schwarz vermeiden muß in Flächen anzuwenden, weil das unnatürlich ist. So steht sein Gemälde als eine Composition im eigentlichen Sinne des Wortes da, als eine Mosaik; jeder Gegenstand ist für sich, und Alles drängt sich todt und kalt an einander; die Farben zeigen eine gewisse Rohheit; Nichts ist weich, und Nichts hart, die Felswand und das Fleisch scheinen von gleicher Consistenz.

In der Gestalt ist Alles gemessen; sehr richtig gezeichnet, aber leblos, einförmig; Verkürzungen kommen vor, aber mehr in den hergebrachten Formen, ohne Bedeutung für die gegenwärtige Handlung; Alles Kühne, Auffallende ist ängstlich vermieden; die Gewandfalten liegen symmetrisch, oder in sehr künstlicher Unordnung; die Bäume sind einförmig, und je nach dem vom Maler liebgewonnenen Musterbaume, wie Geranienblätter, wie Braunkohlstauden, mit sehr spitzem Gipfel auf tiefer, breiter Krone, oder mit hohem Stamme, spärlicher Belaubung und breiten, überhangenden Gipfelästen. Die Gruppirung ist noch auffallender. Die Landschaften sind terrassenförmig oder coulissenartig angeordnet, im Mittelgrunde zeigen sich häufchenähnliche Gruppen; der Vordergrund bildet ängstliche Gitter, damit von dem Hinterliegenden so viel als möglich kund werde. Die Menschengestalten fügen sich sonderbar zusammen; wo möglich zu Dreien, indem die mittlere steht, die eine seitliche sitzt,

5) Es ist Ludwig Döderlein in Erlangen, in dessen pädagogischen Bemerkungen und Bekenntnissen S. 4. die angezogene Stelle sich findet.

und die andere sich anlehnt; oder indem die mittlere sitzt, die eine seitliche sich liegend anlehnt, und die andere sich bogenruinenartig über die dualistische Gruppe beugt. Diese Dreieinigen werden wo möglich von einem Baume beschirmt sein, doch so, daß sie ganz beleuchtet sind, während einige andere Gestalten in weiterem Hintergrunde sich im Schatten befinden. Ist der Maler genöthigt, ein Gedränge von Menschengestalten darzustellen, so werden sich die einzelnen Leibesglieder und Partien mosaikartig an einander setzen; in den Winkel eines gebeugten Armes wird ein Gesicht passen; unter dem Rande eines kurzen Rocks oder Mantels wird ein Kind stehen; sollte ja ein Gesicht querdurch halb verdeckt werden, so wird die Decke an Regelmäßigkeit einer Halbmaske gleichen.

Was die Behandlung betrifft, so sind hier besonders drei Fehler bemerklich. Entweder wird aller schroffe Abstand zwischen Licht und Schatten so sehr vermieden, daß alle Flächen geleckt (s. d. Art) erscheinen; oder eine unziemlich feine Schraffirung bringt trotz aller, oft sorgfältig vermiedenen Weichheit der Übergänge einen nicht unähnlichen, aber noch unangenehmeren Zustand hervor; oder endlich das Bestreben, jede Oberfläche in ihrer eigensten Erscheinung darzustellen, wirkt ebenso absondernd für alles Einzelne, wie wir es oben dem Colorit schuldgegeben haben.

Alle diese, hier als Fehler bezeichneten Eigenheiten können doch, unter Umständen, dazu beitragen, einem Gegenstande den Ausdruck einer gewissen Naivetät zu verleihen, und sich selbst als wohlgehörig und integrirend darstellen. Wir möchten etwas Ähnliches, wenngleich nicht vollkommen, in einigen Gemälden des Albrecht Dürer wiederfinden. Wir erkennen hier in Färbung und in der Zeichnung des Einzelnen die meisten der angeführten Dinge; die Behandlung aber, mit ihrem Anstreichen und Tünchen, und der durch schwarze Striche bewirkten räumlichen und perspectivischen Abgrenzung, macht einen so eigenthümlichen Eindruck, daß das Übrige fast überstimmt wird.

Am wenigsten kann die beschriebene Pedanterie in der Landschaftsmalerei ertragen werden, während der Historienmaler, wenn auch den Fehlern unterthan, solche Compositionen liefern kann, die zwar nicht den Anfoderungen der Kunst entsprechen, aber anziehend, und selbst in gewissem Sinne befriedigend sein können. Es hat oft mit diesen Gemälden eine ähnliche Bewandtniß, als mit den spießbürgerlichen Gedichten, von deren Verfassern Goethe sagte: „Wenn wir es als Vorzug des Menschen anerkennen, daß er mit Bewußtsein Mensch ist, so hat der Verfasser darin einen sehr großen Vorzug, daß er mit Bewußtsein ein nürnberger Philister ist.“

Es läßt sich aus dem Angeführten abnehmen, daß die Eigenheiten, welche Pedanterie in der Malerei begründen, in gewissen Fällen, namentlich für manche, der Kunst nicht integrirend angehörige, aber doch nicht verwerfliche Zwecke sehr dienlich sind. Indem wir sehen, daß der Pedant nicht geneigt ist, das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern, so begreifen wir, wie er nicht allein von aller skizzenhaften Darstellung fern bleibt, sondern auch eine große Idee nie gehörig verkörpern kann, indem eine solche die ihm habituellen Zusammensetzungsmethoden nicht verträgt. In den meisten derartigen Fällen ist aber nur ein extremes Urtheil möglich, und wir müssen, um nicht ungerecht zu werden, der altteutschen Baukunst gedenken, welche wol nicht ganz von Pedanterie freizusprechen ist, und doch so ungemein herrliche, ursprüngliche und trotz aller Zusammensetzung einfache, ganze, wie aus einem Samen gewachsene Riesengestalten geschaffen hat.

Die Pedanterie gehört heute zu den Seltenheiten in der Malerei; viel häufiger verfallen Künstler in den umgekehrten Fehler, daß sie über dem idealen oder räumlichen Ganzen das Einzelne über Gebühr vergessen. So sehen wir in einem Gemälde von Cornelius (gezeichnet), der „Entführung der Helena,“ den Unterschenkel der einen verfolgenden Eumenide ganz unziemlich zu kurz bestimmt, damit der Fuß nicht außerhalb des gegebenen Raumes gerathe. Wir können jedoch eine solche Rücksicht ebenso wol einer Pedanterie zuschreiben, weil sie das Wesentliche dem Unwesentlichen aufopfert, und die Abneigung des Künstlers bezeichnet, von der hergebrachten Form abzuweichen.

Die Alten stehen hier wieder ganz musterhaft vor uns. Der herrliche Kopf des Rosses der Nacht, welcher unter den Elgin'schen Marmoren gefunden wird, ragte höchst wahrscheinlich mit seinen Kiefern über den untern Rand des Frontispices heraus, und in einer Gruppe sehen wir noch, wie eine weibliche Gestalt mit ihrer Schulter an der Brust einer andern lehnend, anatomisch erwogen, den größten Theil des oberen linken Lungenflügels, sammt den Herzvorkammern mit ihrer Schulter verdrängt; dennoch ist die Gruppe unvergleichlich, und nur dem curiosen Kritiker kann das Fragliche vor Augen kommen, erweckt aber dann nur Bewunderung statt Tadel.

Über die Farben- und Gestalten-Pedanterie haben wir uns jetzt gar nicht zu beklagen, es scheinen vielmehr auch hier die Farben oft zu willkürlich ihrer Eigenthümlichkeit entzogen und einem allgemeinen Princip untergeordnet. Nicht minder sehen wir den Vordergrund ganz rücksichtslos sich vor die Augen drängen, wodurch wol in vielen Fällen, aber nicht in den meisten, der sehr löbliche Zweck, mehr vor die Phantasie zu stellen, als vor die Augen, erreicht wird.

Es ist noch eine Eigenheit des Pedanten, daß er sich in seinen Bestrebungen, Wahrnehmungen und ganzen Lebensverhältnissen von dem großen Haufen abzusondern trachtet. Daher kommt die oft ganz unnatürliche Darstellung. Es gehört hierher die Bemerkung von Goethe, daß junge Landschaftsmaler, wenn sie aus Italien kommen, ein außerordentlich grelles Colorit üben, das Grün maigrün und den Himmel kobaltblau malen. Wenn Goethe fragte, weshalb sie so malten, so erhielt er die Antwort, „sie hätten es so gesehen.“ Freilich lassen diese Facta noch eine andere Deutung zu, und erinnern uns, daß Manches, was als Pedanterie erscheint, diesen Namen nicht ganz eigentlich verdienen mag, weil die den Begriff bestimmende psychische Basis fehlt. Es kann nämlich vom Künstler der Gegenstand wirklich so gesehen

werden, wie er ihn darstellt, und wir können ihn dann nur einen Sub- oder Halb-Pedanten nennen, weil er sich von seiner subjectiven Ansicht, sei sie sinnliche oder geistige Anschauung, nicht gebürlich zu den nöthigen Abstractionen erheben kann. Wir sehen hier die Pedanterie etwas mit der natürlichen Subjectivität zusammenfallen, und erinnern uns der Goethe'schen Worte:

„Will ich euch aber Pedanten nennen,
„Da muß ich mich erst besinnen können.

—

„Wenn ich es recht bei Licht besah,
„Einer steht dem Andern so nah —
„Am Ende sind wir Alle Pedanten."

Wir haben wenigstens verschiedene Gattungen der künstlerischen Manier, so weit sie unangemessen erscheinen, unter eine nächst passende Kategorie bringen müssen. (*G. O. Piper.*)

PEDARII. So hießen bei den Römern gewisse Senatoren, und zwar scheint das gewiß zu sein, daß man damit Senatoren von geringerer Stellung bezeichnet habe; nur das ist zweifelhaft, welcherlei Classe geringerer Senatoren damit gemeint waren, und weshalb sie diesen Namen hatten; aus Gellius (III, 18) sieht man, daß damals unter den römischen Juristen und Antiquaren selbst die Ansicht sehr getheilt war; die Einen meinten, es wären so die Senatoren, welche noch keine curulischen Würden bekleidet hätten und daher nicht auf einer sella curulis, sondern zu Fuß in den Senat gekommen wären; Andere, daß so die, welche durch ihre Ämter ein Recht auf einen Sitz im Senate gehabt hätten, aber noch nicht durch die Wahl der Censoren zu Senatoren erhoben worden wären; endlich Andere, es wären so die letzten im Senatorenverzeichniß (qui in postremis scripti erant) genannt worden, welche nicht speciell um ihre Meinung befragt worden, sondern nur berechtigt gewesen wären, einer der von den oberen Senatoren ausgesprochenen Ansichten beizutreten. Misbräuchlich nannte man später diese Rathsmitglieder pedanei senatores. (*H.*)

PEDASA, eine alte Stadt in Karien, welche jedenfalls schon zur Zeit des Herodot existirte, da er von Pedaseern redet. Nachdem Darius Hystaspis die Bewohner Milets hinweggeführt und am rothen Meere angesiedelt, jene Stadt hingegen mit ihren Ebenen persischen Ansiedlern übergeben hatte, ließ er die Gebirgsgegend daselbst von den karischen Pedaseern (*Καρσὶ Πηδασεῦσι*) in Besitz nehmen (*Herod.* VI, 20). Im Verlauf der spätern Zeit war diese Stadt mit mehren andern in die Gewalt der Makedonier gekommen. Als der Friede zwischen Rom und dem König Philipp von Makedonien zu Stande gekommen war, gehörte zu den Bedingungen auch die, daß mit sieben andern kleinasiatischen Städten auch Pedasa in den Stand seiner frühern Freiheit restituirt würde (*Liv.* XXXIII, 30. cf. *Polyb.* Leg. IX). Wie Strabon (XIII, 1, 611 *Cas.*) berichtet, lag diese Stadt mitten im Gebiete der Halikarnassier und hatte bereits vor seiner Zeit ihre Blüthe verloren. Sie führte dann den Namen „Pedason" und war nur noch ein kleines Städtchen im Bezirke der Stratonikeier, denen es während ihrer Glanzperiode zugefallen war. Die Landschaft selbst hieß Pedasis (*Strab.* l. c.). Plinius (H. N. V, 29) zählt Pedasa zu den sechs Städten, welche Alexander der Große mit dem Gebiete von Halikarnassos vereinigte. (*Krause.*)

Pedason, s. Pedasa.

PEDASOS (*Πήδασος*). 1) Ein Trojaner, Bruder des Äsepos, Sohn der Abarbaree und des Bukolion, wurde mit seinem Bruder von Euryalos erlegt (*Homer.* Il. VI, 20 sq.). 2) Ein Pferd des Achill, der es dem Eetion abgenommen hatte, und zwar eins, was an der Leine ging; es war sterblichen Ursprungs, hielt aber gleichen Schritt mit den unsterblichen Pferden des Achill. (Ibid. XVI, 152 sq.) (*H.*)

PEDATA nennt man neuerdings diejenigen Holothurien, denen die gestielten ausstülpbaren Saugscheiben zukommen, welche als Bewegungsorgane benutzt werden und bald auf der ganzen Oberfläche, bald blos auf der unteren bemerkt werden. Sowol hiernach, als auch nach der Stellung der Saugscheiben in Reihen (Pentactes) oder in unbestimmter Ordnung (Holothuria), theilt man die Gruppe in mehre Sectionen (s. d. Art. Holothuria). (*Burmeister.*)

PEDATRITÄ, sonst unbekannt, werden von Plinius (H. N. VI, 23) als kleines Völkchen in Indien aufgeführt. (*Krause.*)

PEDDA BELAPUR, eine der größern Städte in der seit 1799 von den Engländern errichteten Nabobschaft Mysore (Vorderindien, Präsidentschaft Madras), deren Häuser sich auf 2000 belaufen sollen. Da die Einwohner zum Theil aus Muhammedanern, zum Theil aus Hindu bestehen, so findet man zahlreiche Moscheen und Pagoden, und stehen Handel und Fabrikwesen hier gleich nicht so hoch, wie zu Bangalore, so sind sie doch nicht ganz unbedeutend und der erstere würde sich bald heben, sobald ihm die Regierung durch Anlegung von Verbindungswegen zu Hilfe kommen wollte. (*Fischer.*)

PEDDAPOOR, vorderostindische Stadt, welche vorzüglich durch den Sieg berühmt geworden ist, welchen die Engländer 1758 hier über die Franzosen davon trugen, indem sie sich durch denselben ihre Herrschaft in Ostindien sicherten. Sie liegt in den nördlichen Circars, Provinz Rajamundry, Präsidentschaft Madras, und zeichnet sich durch ihren Zuckerbau aus. (*Fischer.*)

Peddersinsel, s. Mulgravesinseln.

PEDDIG nennt man in einigen Gegenden im gemeinen Leben das innere Mark der Bäume, und analog auch den Eiterstock bei Geschwüren. (*Fischer.*)

PEDEE, Fluß in den vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar in Nord- und Südcarolina, entspringt in Ersterem unter dem Namen Yadkin auf den Alleghanygebirgen. Kurz vor seinem Austritte aus Nordcarolina nimmt er den Namen Pedee an. Er ergießt sich in Südcarolina unter 33° 10′ n. B. und 61° 20′ w. L. in die Winyahbai. Sein Lauf, eine kurze Strecke östlich, dann bis zu seinem Ausflusse südsüdöstlich, beträgt 55 Meilen. Er nimmt links den Second-Mill und den kleinen Pedee, rechts den Thomson, den Black, den Jef-

feries, den Lynch und den Wenee auf. Kurz vor seinem Ausflusse liegt an ihm Georgetown, weiter hinauf Cheraw, Greenville, Sneadsborough, Huntsville und Wilkesville. Bis Greenville trägt er Fahrzeuge von 70 Tonnen, in seinem obern Laufe ist er nur für kleinere schiffbar. (*A. Keber.*)

Pedell, Universitäts- und Gerichtsdiener, s. Universitäten.

PEDENA, illyr. Petinu oder Petina, teutsch Biben oder Piben und im kraineriſchen Dialekte Pitschem, eine kleine Stadt in dem alten Herzogthume Krain, jetzt im istrianer Kreise des Guberniums Triest im Königreich Illyrien gelegen, befindet sich unweit der Quelle des Flusses Arsa und wird südöstlich von einem hohen Berge gedeckt. Im 17. Jahrh. schon wird von der Stadt gerühmt [1]), daß sie reich an Wein, Oliven und Haselnüssen sei und in reizender Umgebung liege. Wann die Stadt entstand, ist ungewiß; wahrscheinlich aber war sie schon vor Constantin dem Großen, den die Sage als Stifter bezeichnet, vorhanden. Denn dieser zufolge [2]) soll Constantin der Große 324 die Reliquien des h. Nicephorus, eines Märtyrers unter Galienus, einem Schiffe übergeben und der göttlichen Vorsehung es überlassen haben, wo sie niedergelegt werden sollten. Nachdem das Schiff im slavonischen Busen gelandet, wären die Reliquien auf ein Roß geladen und dieses sei nach langem Laufe endlich nach göttlicher Leitung da still gestanden, wo jetzt Biben erbaut ist (vergl. die Sage von der Erbauung Carthago's und anderer Städte des Alterthums). Auf Constantin's Veranstaltung sei hier der Dom, in welchem die Reliquien des heil. Nicephorus niedergelegt wurden, erbaut, ein Bisthum gegründet und die Stadt ursprünglich Pentapolis genannt, um zu bezeichnen, daß dieses Bisthum das fünfte sei, das der Kaiser seit seiner Bekehrung gestiftet. Früher scheint Biben reichsunmittelbar gewesen zu sein; 1011 [3]), vielleicht 1012, nach dem Tode des Herzogs Konrad, schenkte Kaiser Heinrich II. die Stadt dem Patriarchen von Aquileja oder Aglar [4]). Wichtiger wurde der Einfluß des Patriarchats von Aquileja im heutigen Friaul unter dem Patriarchen Poppo, der den Patriarchatsitz zu Grad (Gradensis insula), der unter venetianischem Schutz seinen Einfluß auf Kosten Aquileja's zu erweitern suchte, eroberte, zerstörte und durch Gunst des Papstes Johann XIX. 1027 dieses Patriarchat dem seinigen unterwarf, doch mit stetem Widerspruch Venedigs und des Patriarchs zu Grado [5]). Seitdem war der Patriarchen von Aquileja Macht in Istrien von Belang, sowol in politischen als in kirchlichen Angelegenheiten; außer dem episcopatus Petenensis waren ihnen noch 16 andere Bisthümer untergeben. Biben scheint sich in dieser Zeit am meisten gehoben zu haben. Die Herrschaft der Patriarchen von Aquileja über Biben mag bis auf Kaiser Sigismund gedauert haben. Zur Zeit dieses Fürsten kämpften die Venetianer siegreich in Friaul, unterwarfen sich den Patriarchen von Aquileja und verlegten den Patriarchatsitz nach Venedig [6]), um den oberherrlichen Einfluß der Republik in kirchlichen Dingen zu sichern, ohne mit der Kirche selbst zu zerfallen. Seitdem hörte Biben auf, den Patriarchen von Aquileja anzugehören, ja selbst die bischöfliche Diöces, bestehend aus 2 Städten, 11 Dörfern und 14 Parochien [7]), war von dem Patriarchat getrennt. In späterer Zeit erhielt der Graf Albrecht von Görz, von dem Hause Habsburg, Biben, dann kam die Stadt im Anfang des 18. Jahrh., als zur Grafschaft Mitterburg gehörig, an den Fürsten von Auersberg [8]), endlich an den Marchese von Prie, röm. kaiserl. Statthalter in den Niederlanden unter K. Karl VI. Jetzt gehört Biben zu der Montecuculi'schen Herrschaft Mitterburg (ital. Pisino), liegt eine halbe Stunde von Fiume und zwei Meilen von Mitterburg, gehört in kirchlicher Beziehung unter den Erzbischof von Görz und zählt jetzt ungefähr 370 Häuser und 1650 Einwohner. (*Scharff.*)

PEDENO (Pizhan, zu teutsch Biben), ist durch Schenkung K. Heinrich's II. von 1011 an die Patriarchen von Aquileja, nachmals, als Lehen der Patriarchen, an die Grafen von Görz gekommen. Im Jahre 1305 wurde der Ort, als ein Bestandtheil der Grafschaft Mitterburg, von Albrecht, dem Grafen von Görz, besessen. Es ist derselbe, wie das überhaupt in Istrien hergebracht, auf einem mächtigen Felsen erbaut, sodaß die 48 Häuser zum Theil in den Felsenspalten stecken. Wunderlich contrastirt diese Lage mit der umliegenden, fruchtbaren Landschaft, in der die schönsten Weingebirge, reiche Saaten und Olivenpflanzungen mit Waldungen von Haselnußbäumen abwechseln, deren ungemein schmackhafte und ansehnliche Früchte in ihren Varietäten als eine Stapelwaare des istrianischen Bodens gelten. Ursprünglich nur als ein Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr für die Bewohner der umliegenden Gegend erbaut, und daher im Frieden meist menschenleer, war im J. 1808 Pedeno noch nicht vollständig bewohnt: mehre Häuser standen immerfort leer, und die Bevölkerung überschritt nicht sehr die Zahl von 500 Köpfen. Allein die Pfarrkirche des Orts, zu Marien Verkündigung, war eine Domkirche, und dieser ursprünglichen Bestimmung widerspricht keineswegs ihre äußere Gestalt; eine mit vielen Steinschriften in- und auswendig geschmückte, geräumige, schön und reichlich gestiftete Basilica, inmitten der kleinen Häuser, hat etwas Überraschendes. Daneben am Bischofshofe die prunklose Einfachheit des ursprünglichen Christenthums, und die Armuth der ersten Bischöfe. Das ganze bischöfliche Einkommen, wie es von dem Religionsfonds erhoben wurde, betrug zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht völlig 4000 Fl. und wie im Einkommen, so ist auch im Umfange des Sprengels Pedeno unter allen Bisthümern Teutschlands das geringste gewesen. Beschränkt auf die innern Bezirke des altösterreichischen Istriens, indem die Seeküste mit den Kirchspielen Berschetz, Moschenitza, Lou-

1) Valvassor, Ehre das Herzogth. Krain, herausgegeben von Fabrici. 2) D. Schönleben's Annalen. Annales Carneol. 216. 3) *Valvassor*, Crain. Tom. II. 4) Epistola I. de civitate Aquileja. 5) Dissertatio de Aquileja.

6) *Zeileri* Itinerarium Germanicum. 7) Valvassor, Ehre das Herzogth. Krain, herausgegeben von Fabrici. 8) *Lazius*, Chorographia etc.

rana, Kerschan, Boglium, Paßberg und Sumberg dem Bisthum Pola, das westliche Land mit den Kirchspielen Mitterburg, Swing, Terviß und Vermo dem Bisthume Parenzo zugetheilt gewesen, enthielt das Bisthum Pedeno in den Kirchspielen Berdo, Carbun, Cerougle, Chersikl, Galignana, Gollagoriza, mit dem ehemaligen Collegiatstift zu U. L. Frauen, St. Johann, Lindar, Neusaß oder Novaci, Pedeno und Zepitsch nur 25,000 Seelen. Der Domherren waren nur vier. Den Leichnam S. Nicephori des Märtyrers bewahret noch die Domkirche zu Pedeno, und wird sein Fest sub duplici ritu in dem Sprengel des Patriarchats von Aquileja den 30. Dec. begangen. Nach Valvassor wird an den meisten Orten der Diöcese die Messe in illyrischer Sprache celebrirt, wegen Wenigkeit der Priester und Unerfahrenheit in der lateinischen Sprache. Den Erzherzogen von Österreich stehet das Recht zu, den Bischof zu präsentiren: jedoch haben im 17. Jahrh. die Fürsten von Aursperg (als Besitzer der Grafschaft Mitterburg) die Begünstigung erhalten, den Bischof zu designiren und dem römischen Kaiser vorzustellen; der Kaiser präsentirt ihn dem Papst. Wiewol sonst der Bischof von Biben unter des Patriarchen von Aglar Direction stehet, als dessen Suffraganeus. Das Fest des ersten Bischofs von Pedeno, des heil. Bekenners Nicephorus, wird daselbst am 26. Sept. begangen. Marcianus, der Bischof zu Pedeno, besucht die Synode zu Aquileja, 580, gleichwie Ursinianus das römische Concilium, 680. Ein Bischof von Pedeno war gegenwärtig bei der Einweihung der Kirche zu Parenzo, 935. Fredebertus wird 965 genannt. Stephanus Stephanius mag um das Jahr 1015 den bischöflichen Stuhl eingenommen haben. Waldaricus, der Bischof, wird in des Patriarchen Otto Schreiben von 1031, Friedrich 1163, Peter 1186, Potto 1231 genannt. Otto verglich 1255 das Kloster Oberburg der mit Gebhard von Seuneck gehabten Streitigkeiten. Bernhard, der Bischof, besuchte 1281 die von dem Patriarchen Raimund zu Udine abgehaltene Synode. Odoricus lebte 1310, Enoch 1318, Domitor 1325. Wilhelm starb 1343, dessen Nachfolger, der Minorit Amantius, 1344. Stanislaus oder Ladislaus von Krakau starb 1348 und hatte den Demetrius zum Nachfolger, der früher zu Zara Erzpriester, dann zu Nona Bischof gewesen. Des Demetrius Nachfolger, Nicolaus, erw. 1353, war vorher Bischof zu Cervia gewesen. Laurentius, der Bischof in Pedeno, erscheint zugleich 1382 als des Bischofs von Triest Generalvicarius. Heinrich von Wildenstein, Augustiner-Ordens, ein Kärnthner von Geburt, mußte 1396 das Bisthum Pedeno gegen jenes von Triest eintauschen. Das scheint eine Strafe gewesen zu sein, darum er sich zu Tode grämte. Andreas, Bischof zu Caorle, wurde 1397 von da nach Pedeno, und zwei Jahre später nach der Insel Candia versetzt, wo er 1411 sein Leben beschloß. In Pedeno hatte er zum Nachfolger den Paulus de Nostero, 1400. Dieses Nachfolger, Bischof Johann, starb 1418, und wurde in dem nämlichen Jahre an dessen Stelle gesetzt Bruder Georg von Kärnthen, aus dem Orden der Augustiner-Eremiten. Der Bischof Peter, ebenfalls ein Ordensmann, wurde 1434 ernannt. Martin kommt 1449 zugleich als des Patriarchen von Aquileja Generalvicar zu Laibach vor, und starb 1456. Pasqualinus lebte 1485, Georg Maninger von Kirchberg, ein Edelmann aus Kärnthen, 1490. Dieser, auch Beneficiat in dem Hospitale zu Laibach, starb 1501. Georg von Slatkoina regierte namentlich 1520 das Bisthum, doch nur in der Eigenschaft eines Administrators, denn er war seit 1514 Bischof zu Wien; er starb 1523. Nicolaus Kreuzer, wurde zum Bischof in Pedeno ernannt 1524; dessen Nachfolger, Johann Barbo, früher Domherr zu Triest, erbaute zu Ehren St. Annen und Johannis des Täufers in dem Bischofshofe eine Kapelle und starb 1549, der Nachfolger, Johann Zacharias, um 1557. Jacob von Kronberg wurde 1557 ernannt. Gregor besuchte 1596 die von dem Patriarchen Daniel Barbaro angeordnete Provinzial-Synode. Georg Rütgalter erscheint bereits 1597 im Amte, erweiterte die bischöfliche Residenz und erbaute 1600 das bischöfliche Grabgewölbe. Antonius Zara, von Aglar, wurde 16.. zum Bischof erwählt und von Papst Clemens VIII. bestätigt. Seiner Priesterschaft ein strenger, zuweilen harter Oberhirt, ist Antonius um 1620 gestorben; sein Werk, Anatomia ingeniorum et scientiarum, 1615, hat er dem Erzherzoge Ferdinand zugeeignet. Karl Weinsberger, ein Minorit, wohnte 1622 der Weihe des Bischofs Reinold von Triest bei und starb 1625. Pompejus Coronini von Quischa, Domdechant zu Laibach, wurde auf den Bischofsstuhl zu Pedeno erhoben den 21. April 1625, dann 1630 nach Triest versetzt. Kaspar Woberk, Dompropst zu Laibach, wurde in Pedeno des Bischofs Pompejus Nachfolger, starb 1634 und wurde zu Rattmannsdorf in seiner Vaterstadt beerdigt. Anton Marenzi aus Triest, ernannt den 17. Aug. 1634, wurde am 10. Sept. 1646 nach Triest versetzt. Er war bei K. Ferdinand's III. Heeren Generalvicarius gewesen, folgte auch dem Erzherzoge Leopold Wilhelm in allen seinen Kriegszügen als Feldkaplan. Franz Maximilian Vaccano, aus Görz, studirte zu Rom im Collegio germanico, wurde 1633 Archidiakon in Unterkrain und Pfarrer zu Reiffnitz, dann, mit Beibehaltung des Archidiakonats, 1641 des Bischofs Otto Friedrich von Laibach Generalvicar. Zum Bischof in Pedeno 1646 erwählt, residirte er gar wenig, denn nicht nur blieb er Generalvicar, sondern er wurde 1654 auch zum Vicarius generalis in pontificalibus, und 1657 zum Dompropst in Laibach ernannt. Endlich 1663 mit dem Bisthum Triest bekleidet, resignirte er zu Pedeno, und an seine Stelle trat ein Krabat, Paul Janschiz de Tauris, vom Orden fratrum minorum de observantia, in welchem er vielen Klöstern Guardian, in unterschiedlichen Landschaften Provinzial und zuletzt Generalcommissarius gewesen. Als Bischof wirkte er sehr nützlich durch Wort und Beispiel: dem windischen Volke mußte ein Bischof, der in windischer Sprache predigte, und häufig den Predigtstuhl einnahm, eine ebenso erfreuliche als ungewohnte Erscheinung sein. Paul hat den Bischofhof erneuert, und das kärgliche Einkommen verbessert, indem er aber in der Hoffnung zu einem ungarischen Bisthum eine Winterreise vorgenommen, wurde er zu Laibach von einer katarrhali-

schen Schlafsucht befallen, die 1667 seinem Leben ein Ende machte. Sein Nachfolger, Paul Budimir, ein Bosniak, und ebenfalls Observantenminorit, Guardian und Provinzial, wurde von dem Grafen Wolfgang Engelbert von Auersberg, als Herrn zu Mitterburg, ernannt, genoß aber in seiner Würde der gesunden Augenblicke nur wenige und starb 1670. An dessen Stelle wurde 1670 ein Domherr von Laibach ernannt, Andreas Daniel von Raunach. Dieser starb im Christmonat 1686, und am 20. April 1687 wurde Johann Marcus Freiherr Rosetti, Domdechant und Generalvicar zu Laibach, eingeführt. Der letzte Bischof, Aldrag Anton von Piccardi, ernannt 1766, consecrirt am 22. Febr. 1767, wurde im J. 1785 in der gleichen Eigenschaft nach Zeng versetzt, behielt jedoch das Bisthum Pedeno, das er durch einen Provicar regierte, bei, und starb zu Zeng im Herbst 1789. Seitdem ist das Bisthum Pedeno erloschen, sein Sprengel jenem von Triest zugetheilt. Jahrhunderte hindurch Suffragan des Patriarchen von Aquileja, war der Bischof von Pedeno nach Aufhebung des Patriarchats, 1751, dem Erzbischof von Görz, nachmals von Laibach, unterworfen. (*v. Stramberg.*)

PEDENOS, PEDENUCCI, Pfarrdorf in der bis 1796 Graubündten angehörigen Landschaft Bormio (Worms), die jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche, Delegation Sondrio, gehört. Der Name wird Pes nucis erklärt und von einem ehemals am Wege befindlichen großen Nußbaume hergeleitet. Von diesem Dorfe hat der Val di Pedenos seinen Namen, ein Thal, das zwei Meilen lang ist und sich vom Berge Trepall bis zur Vereinigung der vom Norden kommenden Adda mit dem Flüßchen Valbiola, von dem das Thal durchströmt wird, erstreckt. Dieses Flüßchen ergießt sich nahe bei Premaglia in die Adda, und wird unrichtig in einigen geographischen Werken (Leu Lexikon und Fäß Erdbeschreibung) Isolaccia genannt, was der Name eines in diesem Thale liegenden Dörfchens ist. Die ganze Gegend ist Alpenland mit schönen Viehweiden. Die Adda entspringt zwischen dem genannten Thal und dem Thal Furba. (*Escher* und *Keber.*)

PE DE PERDIZ, Rebhuhnfuß, auch Alcamfora und Cocallera wird in Brasilien eine Art der Pflanzengattung Croton (Cr. perdicipes *Aug. de St. Hilaire* pl. us. du Brés. 59) genannt, welche kräftig diuretisch wirkt und im Aufguß gegen Syphilis angewendet wird. (*A. Sprengel.*)

PEDERNACH. Gleich unterhalb Boppard nöthigt der sogenannte bopparder Berg den Rhein zu einer mächtigen Krümmung nach Osten hin. Die Heerstraße muß dieser Krümmung in der Tiefe folgen, der Fußgänger aber, dem das Bergsteigen nicht unbequem, kann auf kürzerem Pfade, quer über den Berg nach Rhense gelangen, indem er an ihrer Wurzel die von der großen Rheinkrümme gemachte Halbinsel durchschneidet. Grade wo dieser Pfad die Berghöhe erreicht, links vom Wege, weithin vom Rheine aus sichtbar, steht der Jacobsberg, gegenwärtig ein bedeutender Maierhof des coblenzer Gymnasiums, vordem aber unter dem Namen Pedernach ein selbständiges Kloster. Die Stelle, „ubi latronum aliquando conventus erat," war übel berüchtigt, als K. Friedrich I. „locum quendam in allodio regni situm, qui Phedernache dicitur, ab omni saeculari functione" entfremdete, und „divinis omni tempore obsequiis" widmete. Es hatten sich nämlich auf der Stelle „devote mulieres et fratres tam clerici quam laici" zu einer religiösen Gesellschaft vereinigt. Diesen Ort, und die daselbst dem Herrn dienenden Brüder und Schwestern, auch alle ihre Besitzungen, gegenwärtige oder zukünftige, nimmt der Kaiser in seinen Schutz: allen Freien soll es vergönnt sein, dahin ihre Allodien oder sonstige Habe zu verschenken. Es soll ferner die Klostergemeinde S. Augustini Regel befolgen, auch in Bruder Heinrich, „vir bone conversacionis," ihren ersten Procurator und Rector verehren, auf Heinrichen demnächst in der gleichen Würde Gebhard folgen. Nach der Zweien Tod mögen Brüder und Schwestern sich nach Wohlgefallen einen Procurator wählen, selbst aus einem fremden Kloster, wenn dieses anders S. Augustini Regel befolgt. Endlich sollen Konrad von Boppard, oder dessen Erben, die Voigtei des Klosters haben, ohne jedoch mit Foderungen und andern Belästigungen dasselbe bedrücken zu dürfen. Also verordnet K. Friedrich zu Cöln, den 15. April 1157. Es scheint nicht, nach den Ausdrücken, deren die Urkunde sich bedient, als habe in Pedernach ein Doppelkloster bestanden, vielmehr wird es wahrscheinlich, daß hier Männer und Frauen unter einem Dache lebten. Ein solcher Zustand ist allein verträglich mit den Satzungen, so die schwedische Brigitta ihrem Orden, so der sel. Robert von Arbrissel dem Institut von Fontevrault gegeben haben; in Pedernach mag er von vielen Unbequemlichkeiten begleitet gewesen sein, und die Männer mußten zuletzt den Ort verlassen. Die Zeit solches Ereignisses ist nicht zu ermitteln, aber in K. Richard's Urkunde für Pedernach, vom 28. Sept. 1262, findet sich, daß das Kloster durch eine Meisterin regiert wurde, und dient diese Benennung der Oberin zum Beweise, daß die ihr unterworfene Gemeinde dem Orden der Canonici regulares S. Augustini angehörte. Solchen Ordens wichtigster Vorsteher war in hiesiger Gegend der Abt von Springiersbach, und diesem Abte gehorchte in allen geistlichen Angelegenheiten St. Jacob's Kloster auf pedernacher Berg, als dessen Meisterin am 24. März 1397 Ludgardis von Liebenstein genannt wird. Funfzig Jahre später bot das Kloster das Schauspiel kläglichen Verfalls. Zugleich mit Zucht und Regel war das Besitzthum verschwunden, die wenigen noch übrigen Klosterfrauen zogen von dannen, und das verödete Haus ließ der Pater-abbas in Besitz nehmen. Ein Chorherr von Springiersbach, ein Weltgeistlicher oder auch ein Laie stand abwechselnd daselbst der Verwaltung vor, bis der Abt Johann Print von Horcheim, genannt Broël, 1496 Pedernach an den trierschen Kurfürsten, Johann von Baden, aufgab. Dieser, quia ob sexus imbecillitatem, latronum horrorem et loci desertionem existimamus ad moniales reductionem fructuosam fieri non posse," führte in demselben Jahre Canonicos regulares ordinis S. Crucis daselbst ein, als deren erster Prior, Heinrich Huls, am 4. April 1500 von dem Kurfürsten auch noch das Hospital in Rhense erhielt. Das Hospital und das

bei demselben bestehende Beneficium sollten für immer dem Kloster einverleibt sein. Des Hospitals Zwecke mögen zumal unter dem Prior, Johann Bolen (1545), verkannt worden sein; die Bürger von Rhense, bei denen die Reformation frühzeitig Eingang gefunden, nahmen das Haus in Besitz und verweigerten dem Kloster die Verabfolgung der davon erscheinenden Weine und Gelder. Auch in Pedernach selbst wollten die Kreuzbrüder, trotz aller darauf verwendeten Bemühungen, nicht recht gedeihen, davon gibt der Ordensgeneral als Ursache an „loci solitudinem ad religionis nostrae observantiam ineptam, belligerorum incursum, vinearum et agrorum sterilitatem, agricultorum infidelitatem, animalium et personarum mortalitatem, monasticae affectionis diminutionem et extinctionem, locique magnam ab nobis et ordinis nostri domibus distantiam." Als die Kreuzbrüder den Entschluß, das entfernte Besitzthum aufgeben zu wollen, verkündigten, meldeten sich um solches mehre Bewerber, „sehendt, daß das Clösterlein uff Peternacher Berg einen zimlichen guten Fruchthoff, auch etliche Weingarten hat." Der Prior des Karmelitenklosters hatte sich bereits eine Cession von dem Ordensgeneral, in Huy, verschafft, die nur noch der Genehmigung des Erzbischofs bedurfte, allein es trat den Carmeliten entgegen die über Boppard belegene Abtei Marienberg, so gar gerne dieselbe Erwerbung gemacht hätte, und die für solchen Zweck an Pfalzgraf Johann II. von Simmern einen mächtigen Fürsprecher fand. Darum wurde den Karmeliten die erbetene Genehmigung versagt, und vielmehr in des Erzbischofs Namen mit dem Orden der Kreuzbrüder eine neue Unterhandlung angeknüpft. Am 30. Dec. 1552 überließen der General, fratr. Theoderich von Ubach und die vier Definitoren das Kloster St. Jacoben des Apostels auf dem Berge Pedernach an den Kurfürsten von Trier, Johann von Isenburg, und Johann, indem er am 11. Jan. 1552 more Trev. die Resignation annahm, verpflichtete sich, den einzigen in Pedernach noch vorhandenen Conventual, den fratr. Matthias, zeitlebens zu verpflegen, auch nach des Hauses Herkommen, einem jeglichen neuerwählten Abte in Springiersbach ein silbernes Kreuz oder ein Corporal darzubringen, als Anerkenntniß des vormaligen Besitzes von Springiersbach. Eine Zeit lang wurde das Kloster für Rechnung der kurfürstlichen Rentkammer verwaltet, dann an das Hospital zu St. Banthus binnen Trier, oder das erzbischöfliche Seminarium pro educandis choralistis überlassen. Auch das Seminar wurde des wenig lohnenden Besitzes bald überdrüssig, und veranstaltete, dessen sich zu entäußern, eine Licitation. Dem letztbietenden, dem von Löwenstein oder Liebenstein, wurde 1599 das verfallene Kloster um die Summe von 4833 Fl. 8 Alb. Trierisch zugeschlagen. Hiervon übernahm der Ansteigerer, ein Akatholik, die Verzinsung, dann verwandelte er das Kirchenschiff in eine Scheuer, den Chor in einen Schweinestall, die Klostergebäude ließ er abtragen, um aus den Materialien sich ein Haus sammt Kuhstall zu erbauen. Die Verzinsung des Kaufschillings stockte aber bald, 1613 war bereits ein Rückstand von 1728 Radergulden 17 Albus erwachsen, und die bald darauf eingetretenen Kriegszeiten mögen in immer tiefere Verlegenheit den jüngern Löwenstein, den Sohn des ersten Erwerbers, gestürzt haben. Er nahm Kriegsdienste bei den Schweden, und fand den Tod im Felde in denselben Tagen, wo gelegentlich der Belagerung von Coblenz (1636) Dorf und Kloster Pedernach eine beinahe gänzliche Zerstörung erlitten. Weil des von Löwenstein Erben zahlungsunfähig, sah sich das Seminarium gemüßigt, den Grund und Boden der Hypothek an sich zu nehmen. Von dem Seminarium erkaufte der Hof das Jesuitencollegium in Coblenz am $\frac{1}{1}\frac{7}{8}$. April 1643 um 4800 Gulden Trierisch, oder 2133 Thaler 18 Alb., und er ist den Jesuiten geblieben, ungeachtet die von Löwenstein ihn als ein Stammgut angesprochen haben, ungeachtet das Seminarium selbst den Verkauf umzuwerfen suchte. Dieser letzte Anspruch ist durch Vergleich vom 19. Sept. 1658 getilgt worden, und haben seitdem die Jesuiten eine vollständige Erneuerung des Gutes in allen seinen Theilen vorgenommen. Von ihnen rührt namentlich das Hofgebäude sammt der Kapelle her, und diente ihnen der Jacobsberg als Tusculanum. Das Dorf Pedernach aber, so sich die Schlucht abwärts nach dem Rheine hin erstreckte, wurde nicht mehr aufgebaut, vielmehr als eine Räuberhöhle nach dem westfälischen Frieden gänzlich geschleift. In diesem Dorfe besaß Johann von Boppard, genannt under den Juden, Ritter, freieigene Güter, so er am 7. Nov. 1331 dem Erzbischof Balduin von Trier zu Lehen auftrug. Dieses Dorf hatte auch seine eigene Kapelle, so nach des Erzbischofs Boemund Entscheid vom 1. Dec. 1386 von den Chorherren des St. Severusstiftes zu Boppard vergeben wurde. Mit der Zerstörung des Dorfes ist sogar der Name Pedernach verschwunden, denn der Jesuiten Hof heißt seitdem der Jacobsberg; wie es scheint wollten die neuen Besitzer mit diesem, von dem Schutzheiligen des vormaligen Klosters entlehnten Namen sich gegen jeglichen Antheil an dem bösen Rufe von Pedernach verwahren.

(*v. Stramberg.*)

Pedernales, s. Paria und Orenoco.

PEDERNEC, großes Gemeindedorf im französischen Departement der Nordküsten (Bretagne), Canton Bégard, Bezirk Dinan, liegt zwei Lieues von Guingamp entfernt und hat eine Succursalkirche und 2586 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEDERNEIRA, Marktflecken in der portugiesischen Provinz Estremadura, Bezirk Leiria, hat, am Meere liegend, einen guten Hafen, welcher jedoch nicht sehr besucht wird, mehre Kirchen und Klöster, und zählt 1500 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung Fischfang ist. (*Fischer.*)

PEDERNES, Stadt im französischen Nordküstendepartement mit einer Kirche, einer lateinischen Schule, 400 Häusern und 2000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEDEROBA (Pier Maria da), hieß Niccolo Crippia, ehe er zu Bassano in den Orden der Minori Riformati trat. Seine Ältern gehörten dem Bauernstande an und lebten zu Pederoba im Trevisanischen. Er kam den 3. Febr. 1703 zur Welt und starb dem 6. Nov. 1785 in einem Kloster seines Ordens zu Treviso. Der Pater

Pederoba war einer der größten italienischen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts; weswegen ihn auch der Papst Benedict XIV. Concionator Concionatorum zu nennen pflegte. Noch jetzt werden seine zu Vicenza 1778 in zwei Quartbänden gedruckten Fastenpredigten (Quadresimale) und seine Panegirici für Muster der Kanzelberedsamkeit gehalten. (Vergl. *Gamba*, Galleria di uomini illustri della provincia austro-veneta nel secolo XVIII. Quaderno V. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

PEDEROBBA, ein großes Gemeindedorf in dem nach dem Flecken Montebelluna benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Treviso, im Gebirge, mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthum Treviso gehört, einer den heil. Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Kirche, 19 Oratorien und den Frazioni: Vigna, Vittipan, Pieve d'onigo und Costa. Zu dieser Gemeinde gehören auch die Villaggi: Onigo, Covolo und Rovigo und die Luoghi d'Abitazione: Caverlea, Curogna und Levada.

(*G. F. Schreiner.*)

PEDERSBORG, ein Kirchspiel auf der dänischen Insel Seeland, Amts Soröe, Alsted Harde, ½ Meile nördlich von Soröe. Zur Mutterkirche gehört Kindertofte als Filial, in der Harde Slagelse, eine Meile von Soröe. In alter Zeit war hier ein festes Schloß, Pedersborg.

(*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Christian), geboren um 1480, zum Magister promovirt zu Paris; Kanonikus beim Bischof Birger zu Lund, dänischer Reichshistoriograph, Christian III. ergeben und auf dessen Flucht ihn begleitend, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, wissenschaftlicher und praktischer Theolog, aber auch erfahren in der Pädagogik, in der Geschichte, in der Philologie, in den schönen Wissenschaften, ja in der Arzneigelahrtheit. Nachdem er in der katholischen Kirche Licht zu verbreiten sich bemüht, trat er in Verbindung mit dem eifrigen Freunde der Reformation, Jürgen Münter, zu Malmö. Er wird genannt bald als Verfasser, bald nur als Herausgeber der Jertegus (Wunder) Postill, gedruckt zu Paris 1515 in dänischer Sprache, also benannt, weil sie die Erklärung der Sonn- und Festtagsepisteln und Evangelien mit Erzählung von Wunderlegenden begleitet, die zur Einprägung des Vorgetragenen dienen sollen. Mehre Auszüge des Bessern dieser Postille hat P. Wieselgren im ersten Bande seiner gründlichen Schrift: Sveriges sköna Litteratur (Lund 1833. S. 109—118) geliefert. Pedersen starb als Landpfarrer 1554. (*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Gable), ein norwegischer Bischof zu Bergen im 16. Jahrh., der in den Niederlanden, erst zu Alkmaar, dann zu Löwen seine Studien gemacht hatte, worauf er Schulrector und Kanonikus zu Bergen ward. Späterhin wurde er nach Rom gesandt, um für den erwählten Bischof Olof Thorkildsen die Bestätigung auszuwirken. Als er selbst, nach Olof's Tode 1533 zum Bischof erkoren wurde, bedurfte es dieser Bestätigung nicht mehr, deren Aufhören der Reichstag zu Odensee schon beschlossen hatte. Pedersen war ein der Reformation, wie es scheint, sehr ergebener, für die Kirche thätiger und uneigennütziger Bischof, der alle seine Habe zur Aufrichtung einer Schule, zur Erbauung eines Pfarrhofes und zur Ausbesserung der Domkirche verwandte, und nicht heirathete, um dem Allgemeinen nützlicher zu werden. Täglich ertheilte er in der Schule eine Lection und wirkte eifrigst zur Bildung tüchtiger Geistlicher und Schullehrer. Er starb 1551. (Nach Schröckh.) (*v. Schubert.*)

PEDERSKER, ein Kirchspiel mit 130 Höfen und 800 Einwohnern in der Süderharde der dänischen Insel Bornholm. (*v. Schubert.*)

PEDERSÖRE, finnisch Pietarsaars, eine Pfarrei im nordwestlichen Finnland, landesherrliches Patronat, — Län Wasa, welches sich in einer bedeutenden Länge von Südwest nach Nordwest an den bothnischen Meerbusen erstreckt, wo es eine Menge von Inseln (die größern sind Larsmo und Lugmo) einschließt, annoch, nachdem im J. 1812 die Pfarrei Lappajärvi mit sieben Kapellgemeinden abgezweigt worden, von sehr bedeutendem Umfange. Denn als Birger Jarl um die Mitte des 13. Jahrhunderts das südliche Österbotten für die Krone Schweden eroberte und nun dort das Christenthum gegründet wurde, auch viele schwedische Ansiedler sich niederließen, die ihre Sprache beibehalten haben, theilte er die ganze Landschaft in nur zwei Pastorate, Pedersöre und Mustasaari, und die Pfarrer von Pedersöre hießen seitdem und lange Generalpröpste über Österbotten, dessen Nordhälfte allmälig bevölkert und bekehrt wurde.

Von der zum Pastorat Pedersöre gehörigen Seestadt Jacobsstad (gegründet 1653, in der Nähe der Mutterkirche von der Witwe des Reichsmarschalls Jacob de la Gardie, geborenen Ebba Brahe, und nach ihrem verstorbenen Gemahl benannt) trägt die Propstei, unter welche Pedersöre sortirt, den Namen von Jacobstads Propstei; doch ist Propst jetzt der Pastor zu Wörä.

Außer dieser Stadt bilden die Pfarrei, jetzt die untere Hälfte des ungetheilten Pastorats, die Muttergemeinde und die Kapellgemeinden Larsmo, Öfver-Purmo und Esse.

Die Geistlichkeit besteht aus einem Pastor und fünf Kapellanen, deren zwei an der Mutterkirche stehen. Da die herrschende Sprache die schwedische ist, so wird nur in der Mutterkirche, nach vollendetem schwedischen Gottesdienste, eilf Mal jährlich Finnisch gepredigt. Der Hausverhörsstellen sind 22; denn die Einwohnerzahl des getheilten Pastorats überstieg im J. 1815 wahrscheinlich noch 8000, wovon 3536 auf die Mutterkirche, 1103 auf die Stadt, 1148 auf Larsmo und 1254 auf Esse kamen. Die in der Kapellgemeinde angestellten Geistlichen verrichten auch die Confirmation. Der Confirmandenunterricht dauert in der Muttergemeinde nur drei Wochen nach der Frühlingssaatzeit.

Larsmo entstand als eigne Kapellgemeinde in Folge königlichen Briefes an das Domcapitel vom 27. März 1787, nachdem den Bewohnern der Insel Larsmo unterm 24. Juli 1783 die Erbauung einer Kirche verstattet, diese alsbald vollendet, auch ein eigner Prediger an dieser Kirche stationirt worden.

Öfver-Purmo bildete sich als besondere Kapellgemeinde ein Jahrzehent früher, indem nach vollendeter Erbauung

der Kirche Öfver-Purmo der König erlaubte, daß der von ihnen gewünschte Student, Anders Aspegres, ihr erster Geistlicher sein sollte; worüber unterm 28. Jan. 1774 das königliche Schreiben an das Domcapitel verlesen wurde; seitdem hat Öfver-Purmo einen eigenen Prediger und eigenen Gottesdienst. Auch ein Theil von Ytter-Purmo ist der neuen Kapellgemeinde beigetreten.

Öfver- und Ytter-Esse, drei bis vier schwedische Meilen von der Mutterkirche entfernt, erbaute schon um 1700 ein Predigthaus, welches, in Folge der vom Könige unterm 12. Juni 1732 ertheilten Genehmigung, späterhin als Kirche eingeweiht wurde; jedoch ward nur von Zeit zu Zeit von der Mutterkirche aus durch einen Adjuncten des Pastors Gottesdienst gehalten. Erst 1735 den 11. August vereinigten sich die Einwohner zu hinlänglicher Löhnung eines besondern Kapellans, der ihnen nun unterm 19. Sept. 1739 vom Domcapitel bewilligt wurde.

Somit haben jetzt die Kapellgemeinden nur ihre eigenen Kapelläne und den Pastor des gesammten Kirchspiels zu lohnen.

Bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren in Pedersöre auch zwei Kirchspielsadjuncten angestellt, dann ward der eine zur neugegründeten Kapelle Alajärvi (jetzt zum Pastorat Lappajärvi gehörig) versetzt; das Amt des andern ging in Folge der königlichen Entscheidung vom 12. Febr. 1760 ein, nachdem der finnische Gottesdienst zu Jacobstad nicht mehr für nothwendig erkannt worden.

Der Pfarrhof Rosenlund liegt der Mutterkirche, wie der Stadt, nahe; das Pfarrhaus ist eines der schönsten und ansehnlichsten Gebäude des Landes; der vom frühern Propste Gabriel Aspegres auf einem steinigen Berge mit vielen Kösten angelegte Garten, wo aber die Obstbäume das Klima nicht ertragen konnten, ist jetzt Pfarreigenthum. Im Kirchdorfe befinden sich die beiden Amtshöfe der an der Mutterkirche fungirenden Kapelläne, Bodnäs und Nygårdea. Auf dem Pfarrlande sind zehn, auf dem Kapellanslande zwei Büdner angesiedelt.

Die Kapellaneien Larsmo, Purmo und Esse sind von den Gemeinden mit Amtshöfen, Äcker rc. ausgestattet worden.

Die Mutterkirche ist von Stein, ihr hoher Thurm dient den Seefahrern zum Merkzeichen. Im russischen Kriege zu Anfange des 18. Jahrhunderts, als alle Kirchglocken geraubt wurden, blieben die Glocken von Pedersöre unberührt, weil in dem Augenblicke, wo man sie herabnehmen wollte, eine Erderschütterung eintrat, die die Feinde mit Schrecken erfüllte. Die am Meere belegenen Theile von Pedersöre sind vorzugsweise bevölkert und angebaut. (*v. Schubert.*)

PEDERSTRUP, 1) ein schön gelegenes, gut cultivirtes, ansehnliches Gut auf der dänischen Insel Laaland, Amts Mariboe, Norderharde, eingepfarrt nach Westerborg in der Süderharde, unter der Grafschaft Christiansfäde, mit Stuterei und einem Hospitale; 2) Kirchspiel in Jütland, Amts Wiborg, Harde Norder-Lyng, am Rödsee, nordnordöstlich von Wiborg, Filial von Rödding. (*v. Schubert.*)

PEDESTRES nannte Gravenhorst die ungeflügelten Ichneumonidae, welche der Gattung Cryptus am nächsten stehen, und sich von ihr besonders durch den Mangel des Flugorganes unterscheiden. Er hat sie in einer besondern Schrift: Monographia Ichneumonum pedestrium (Lips. 1815) monographisch behandelt. In seiner späteren Ichneumonologia europaea. 3. Voll. (Vratisl. 1829) sieht er sie ebenfalls als Untergattung von Cryptus an und nennt sie Pezomachus. Vergl. diesen Artikel und Cryptus. (*Burmeister.*)

PEDETES, nannte Illiger eine neue Gattung der Nagethiere (Glires), welche Fr. Cuvier ziemlich gleichzeitig mit dem Namen Helamys belegt hatte. Sie gehört zu den merkwürdigsten Formen unter den Nagethieren und ist eine der vielfachen singulären Gestalten, deren Afrika, dieser äußerlich so bestimmt abgeschlossene Welttheil, mehre hervorgebracht hat, und die alle durch ganz abnorme Eigenheiten den Beobachter überraschen. Bei Pedetes, der in seinem Kopfe wie Rumpfe die Gestalt und Größe des Kaninchens besitzt, besteht die Eigenheit ganz besonders in dem langen, die Länge des Rumpfes übertreffenden Schwanz und in den ebenfalls sehr langen kräftigen Hinterbeinen, deren Zehenzahl sich nur auf vier beläuft, während die vorderen kleinen Füße fünf Zehen tragen. Durch dieses Misverhältniß zwischen den vordern und hintern Gliedmaßen wird Pedetes genöthigt, sich hüpfend, nach Art der Springmäuse und Kängurus, zu bewegen, welche Ähnlichkeit die ältern Naturforscher veranlaßte, unsern Pedetes mit den Springmäusen (Dipus) generisch zu verbinden. Allein diese Ähnlichkeit der äußern Formen, welche noch dazu viel geringer ist bei näherer Besichtigung, als man nach der ältern Annahme vermuthen sollte, konnte die spätern Zoologen nicht mehr binden, und man ist daher neuerdings zu dem Resultat gelangt, daß Pedetes mit Dipus nicht einmal in dieselbe Familie der Nager gehören könne. Zur Begründung dieser Behauptung läßt sich vor allen die etwas abweichende Bildung des Schädels und Gebisses eines Theils, sowie andern Theils der Unterschied im Bau der Hinterbeine anführen, welche letztere bei Dipus manches Eigene und Absonderliche darbieten. Offenbar liegt nämlich die auffallende Länge dieser Extremität bei Dipus in der Verlängerung des Plattfußes, welcher hier, wie bei Vögeln, nur aus einem einzigen Knochen besteht und an seinem mit drei Gelenkköpfen versehenen Ende stets drei ziemlich gleich große Zehen trägt, während vorn immer nur vier größere Zehen mit Krallen vorhanden sind und ein kleiner rudimentärer unter der Haut versteckter Daumen. Pedetes dagegen hat an den zwar kurzen Vorderpfoten fünf gleich große, mit sehr langen, spitzen, stark gebogenen Krallen bewehrte Zehen, und weist durch diesen Bau auf eine Benutzung dieser Pfoten zum Graben hin. Die vierzehigen Hinterfüße sind dagegen so gebildet, daß der Fuß vom Haken an wenigstens während der Ruhe den Boden ganz berührt, und der eigentliche Plattfuß viel kürzer ist als die enorm langen kräftigen Zehen, deren jede einen länglich gestreckten breiten hufartigen Nagel trägt. Es versteht sich von selbst, daß der kurze Plattfuß hier nach der bei Säugethieren allgemeinen Regel ebenso viele Knochen enthält, als wie viele Ze-

hen er trägt, welche Knochen sogar kürzer sind als das Grundglied der großen Zehe. Pedetes verdankt also die Länge seines Fußes, welche, ganz wie bei Dipus, die Länge des Unterschenkels zu übertreffen pflegt, der Ausdehnung seiner Zehen; Dipus dagegen der Ausdehnung des Plattfußes, wodurch denn beide Gruppen in einen sehr natürlichen Gegensatz treten. In dieser Beziehung steht keine Nagethiergruppe dem Pedetes näher als die der Hasen, mit denen ja auch sein Körperbau im Ganzen eine so große Ähnlichkeit hat; doch scheinen die Hasen in der Länge der Zehen, zumal des zweiten und dritten Gliedes derselben, noch beiweitem von Pedetes übertroffen zu werden. Rechnen wir nun noch den Unterschied in der Länge des Schwanzes, wie im Bau des Kopfes hinzu, welcher zwischen Pedetes und Lepus obwaltet, sowie auch den Umstand, daß die Hasen vorn nur vier Krallen tragende Zehen haben, so ergibt sich uns bald die Unmöglichkeit, Pedetes für etwas mehr als eine den Hasen ähnliche Nagethierform anzusehen. Dahin gelangt, richtet sich unsere Aufmerksamkeit auf eine den Hochebenen Südamerika's eigene Nagethierfamilie, welche mit der gesammten Hasenbildung den langen buschig behaarten Schwanz von Pedetes verbindet, und die man, weil bei mehren ihrer Mitglieder die Ohren kürzer und fast nackt, also rattenartig gebildet sind, mit dem Namen Hasenmäuse sehr passend belegt hat. Diese Familie stimmt ferner noch mit Pedetes in der Bildung des Schädels so genau überein, daß die meines Wissens zuerst von Wiegmann ausgesprochene Ansicht, Pedetes als afrikanische Form der Hasenmäuse anzusehen, vollkommen richtig erscheint und in der Natur selbst ihre Begründung hat. Diese Übereinstimmung im Schädel kann ich freilich nur nach Abbildungen beurtheilen, und beziehe mich dabei auf Meyen's Abbildung des Schädels von Lagidium peruanum in den Nov. act. phys. med. soc. Caes. Leop. Carol. T. XVI, 2. t. 42. f. 1—3, auf Bennet's Abbildung desselben Thieres und der Eriomys chinchilla (Chinchilla lanigera) in den transact. of the zool. society, Vol. I., sowie auf d'Alton's genaue Darstellung des Schädels von Pedetes in seinen und Pander's Skeletten der Nager. 2. Abth. Taf. 7. a. b., zu welcher die Zeichnung des Gebisses bei Cuvier, dents des Mammif. pl. 49 als Ergänzung diente. Hauptpunkte für die Vergleichung, worauf es bei Abwägung von Verwandtschaften der Nagethiere ankommt, sind aber das foramen infraorbitale, welches bei allen dreien auffallend groß ist und der Augenöffnung wenig nachsteht. Diese Bildung, welche den Hasen ganz abgeht, ist eine, wie es scheint, ziemlich allgemeine Eigenheit der Amerika eigenthümlichen Nagethierformen, und findet sich außerhalb Amerika meines Wissens nur noch bei Hystrix und auch bei Dipus; denn die bei den echten Mäusen, Hamstern und der zu ihnen gehörigen Gattung Hydromys vorkommende Bildung derselben Öffnung ist, bei ziemlicher Weite doch eine ganz andere. Mit dem Typus der zuletzt genannten drei Gattungen harmonirt übrigens vollkommen die Bildung von Gerbillus, was uns beweisen kann, daß diese Gattung, wenn sie gleich ebenfalls verlängerte Hinterbeine besitzt, doch mit zur Rattenfamilie gehört, also die größere oder geringere Länge dieser Extremität keinen Grund für Familienverwandtschaft hergibt, sondern vielmehr blos analoge Formen in verschiedenen Familien hervorruft. Dipus dagegen zeigt besonders in der Gruppe, aus welcher Fr. Cuvier seine Gattung Alactaga gebildet hat (vergl. transact. of the zool. soc. Vol. II. p. 2), eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Schädelbau von Pedetes, nicht blos in der Bildung des foramen infraorbitale, sondern auch in der Gestalt und Kürze des Nasentheiles, der auffallend breiten Stirn, dem kurzen Hinterhaupt und den enorm weit abstehenden Jochbogen. Indessen ist Dipus nicht blos durch den Zahntypus verschieden, dessen Wesenheit in der Ungleichheit nach Zahl und Größe der Zähne liegt, sondern auch durch die unvollkommene Wurzelbildung, welche bei Pedetes fehlt. Das Auftreten eines dem os superciliare analogen Vorsprungs am Thränenbein macht diese Gattung noch merkwürdiger, und harmonirt sie darin ebenso auffallend mit dem Vogeltypus, wie durch den schon erwähnten einzigen Plattfuß- oder Laufknochen. Hiernach kann Dipus nicht gut, wie dies schon oben sich ergab, mit Pedetes verbunden werden, sondern muß wol bei der Rattenfamilie verbleiben. Wenigstens paßt diese aberrante Gattung nirgends besser hin. Kehren wir nun zum Schädel des Pedetes zurück, so ist außer dem großen foramen infraorbitale wenig allgemeine Ähnlichkeit zwischen ihm und den Schädeln von Eriomys und Lagidium oder Lagotis, denn beide neigen zu einer schlanken gestreckten Form, Pedetes dagegen zu einer kurzen und gedrungenen. Aber der Zahntypus aller drei Gattungen scheint derselbe zu sein. Wir finden nämlich bei ihnen vier gleichgroße wurzellose Backzähne an jeder Seite in jedem Kiefer und einfache glatte Schneidezähne. In Bezug auf die Bildung des einzelnen Backzahns aber zeigt sich der Unterschied, daß derselbe bei Pedetes aus zwei dreieckigen in der Mitte unvollständig getrennten Platten besteht, während bei den Amerikanern gewöhnlich 2—3 dünne, flache parallelseitige, durch Schmelz völlig getrennte, aber doch dicht an einander gefügte Platten vorhanden sind.

Durch diese Charaktere glaube ich die Gattung Pedetes genügend bezeichnet und ihre Verwandtschaft zu den übrigen Nagern in das gehörige Licht gestellt zu haben; ich begnüge mich also hinzuzufügen, daß die einzige bekannte Art: P. caffer, oben rothgelbbraun ist, mit dunklern Haarspitzen, unten aber weiß. Die starken Lippen-, Augen- und Backenborsten sind schwarz, gleichwie die Spitze des Schwanzes; die großen spitzigen Ohren erscheinen inwendig fast nackt, und außerhalb an der Endhälfte sehr kurzhaarig. Die breiten Backen haben einen sehr starken abstehenden Haarwuchs. Das Thier lebt in selbstgegrabenen Erdlöchern, hüpft auf den Hinterbeinen, kriecht aber auch beim Grasen mit den vordern, und frißt, wie alle Nager, blos Vegetabilien. Eine gute, völlig naturgetreue Abbildung ist mir nicht bekannt, die in meinem zoologischen Handatlas Taf. 5. Fig. 14 gegebene, ist zwar richtig, aber zu steif, da sie nach einem ausgestopften Exemplare entworfen werden mußte. (*Burmeister.*)

PEDIA LEX. So hieß eine Art Gesetz, das etwa im August des J. 711 d. St., 43 v. Ch. Geb., vom Consul Q. Pedius (s. d. Art.) auf Veranlassung seines mächtigen Amtsgenossen und Vetters, des 20jährigen Octavian, beantragt worden war; dieser wird daher von Livius (Epit. I, 120), Dio Cassius (XLVI, 48), Appian (De bell. civil. III, 95) gradezu als Urheber jener lex genannt, da er nur, um den gehässigen Schein auf den Collegen zu wälzen, durch diesen hatte den Antrag machen lassen. Diese lex, wenn man anders Bestimmungen, die eines allgemein gesetzlichen Charakters ganz entbehrten, so nennen darf, verfügte, daß eine Untersuchung gegen alle die, welche an der Ermordung Cäsar's Antheil oder doch von ihr Mitwissenschaft gehabt hätten, auch in ihrer Abwesenheit eröffnet und geführt, und daß die Überführten mit der schweren Verbannung, die man aquae et ignis interdictio nannte, bestraft werden sollten. Auch enthielt diese lex Bestimmungen über das bei der Untersuchung zu beobachtende Verfahren. (*Vellej. Paterc.* II, 69. *Sueton.* Ner. 3. Galb. 3.) (*H.*)

PEDIAEER, PEDIASIER oder PEDIEIS, Name einer politischen Partei in Athen vor und unter Peisistratos, welche die aristokratischen Interessen vertrat, wie die Diakrier das demokratische Element und die Paraler das Juste milieu repräsentirten (s. d. Art. Peisistratos). Es war diese Partei gebildet aus den Bewohnern der Ebene (*πεδίον*) nach Megara zu. (*H.*)

PEDIAKRATES (*Πεδιακράτης*), wurde von den Sikanern noch in den Zeiten des Diodor von Sicilien als Heros verehrt, und man fabelte, daß er einer der Anführer der Sikaner beim Kampfe des Herakles mit denselben gewesen und von jenem dabei getödtet worden sei (*Diodor.* IV, 23). (*H.*)

PEDIANUS, ein ebenso aus Pedius, wie Octavianus aus Octavius gebildeter römischer Name, der auch auf Inschriften vorkommt, C. Pedianus Eucharistus (vgl. *Gruter* 987, 15). (*H.*)

PEDIANUS (Quintus Asconius). Über diesen Grammatiker und Rhetor hat zwar schon 1821 im sechsten Theile dieser Encyklopädie (S. 63) der seitdem verstorbene Professor Wellauer in Breslau einige Nachrichten zusammengestellt, aber die Untersuchungen über das Leben und die Schriften des Mannes sind inzwischen so erweitert und vervollständigt, daß wir die nöthigen Nachträge und Berichtigungen hier zusammenzufassen uns genöthigt sehen. Im J. 1828 gab Johann Nicolai Madvig zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde eine disputatio critica de *Q. Asconii Pediani* et aliorum veterum interpretum in Ciceronis orationes commentariis zu Kopenhagen heraus und ließ ihr noch in demselben Jahre eine appendix critica, Emendationen zu Asconius und die nöthigen Register zu dem ganzen Werkchen enthaltend, folgen. Ihm gebührt das Verdienst, die Unechtheit des angeblichen Asconius bis zur Evidenz nachgewiesen, dem echten Theile des Commentars zu Cicero's Reden seinen gebührenden Platz angewiesen und die literarhistorische Untersuchung über des Rhetors Leben, Schriften und die Ausgaben seines Werkes so gründlich geführt zu haben, daß nur einzelne Berichtigungen und Nachträge in unwichtigeren Dingen als Nachlese übrigbleiben. Die Resultate seiner Forschungen sind auch in die literarhistorischen Werke von Bähr (§. 260) und in Pauly's Real-Encyklopädie (I. S. 853), von Bernhardy (S. 298), Westermann (Geschichte der römischen Beredsamkeit S. 177 fg.) u. a. übergegangen, und selbst der neueste Herausgeber des Commentars, Joh. Georg Baiter, hat sich begnügt, die betreffende Partie aus Madvig's Werke abdrucken zu lassen.

1) Name. Den Vornamen Quintus hat die St. Galler Handschrift überliefert, ihn führt auch Hieronymus in der nachher zu besprechenden Stelle an. Das Cognomen aber ist bei Suidas *Παιδιανός*, in den meisten alten Ausgaben Paedianus geschrieben, wogegen theils die Kürze der ersten Sylbe bei Silius Italicus (XII, 212), theils die übrigen Zeugnisse, theils die auch anderweitig bestätigte Namensform Pedianus (z. B. bei *Gruter* p. 987, 15) und dessen wahrscheinliche Ableitung von der gens Pedia spricht.

2) Zeitalter. Das entschiedenste Zeugniß hierüber gibt Hieronymus, der bei dem siebenten Jahre des Vespasian (Ol. CCXIII, 3. a. u. 829) bemerkt: Q. Asconius Pedianus scriptor historicus clarus habetur, qui LXXIII aetatis suae anno captus luminibus, XII. postea annis in summo omnium honore consenescit. A. Mai [1]), auf eine gar nicht existirende Abweichung der Handschriften gestützt, behauptete nicht nur die Unzuverlässigkeit jener Angaben, sondern dachte auch an einen ganz andern Gelehrten. Nimmt man dazu sein eignes Zeugniß (in Scaurianam p. 27. ed. *Baiter.*), wo er von dem Hause des Scaurus spricht und hinzufügt: possidet eam nunc Largus [2]) Caecina, qui consul fuit cum Claudio, so ergibt sich, daß des Claudius zweites Consulat gemeint ist, jene Worte nach 795 und zwar dem ganzen Zusammenhange nach etliche Jahre später geschrieben sein müssen, was sich mit dem des Hieronymus Angabe sehr wol vereinigen läßt. Größere Schwierigkeit macht Philargyrius (ad *Virgil.* Eclog. III, 105): Item Asconius Pedianus ait, se audisse Virgilium dicentem, in hoc loco se grammaticis crucem fixisse u. s. w. Daß sich beide Nachrichten leicht vereinigen lassen, wie Wellauer meint, kann ich nicht finden. Denn von Virgil's Tode bis zum siebenten Regierungsjahre des Vespasian sind 94 Jahre, über 100 Jahre müßte also Asconius wenigstens alt geworden sein, ja seine Schriften in hohem Alter verfaßt haben, wofür wenigstens das Vorhandene keine Spuren darbietet. Diese Hindernisse wurden daher Veranlassung, daß Scaliger [3]) zwei Asconius annahm und diese Ansicht auch Joh. Gerh. Vossius mit wesentlicher Modification weiter verpflanzte [4]), obschon Scaliger in der zweiten Ausgabe (p. 200) seine frühere Meinung aufgab und lieber dem Hieronymus

1) Praef. ad *Cic.* sex oratt. part. 35. (p. XL. der Beier'schen Ausgabe.) 2) So hat *Lips.* ad *Tac.* Ann. XI, 33 emendirt für Longus. 3) Animadvers. ad *Euseb.* chron. p. 183 (der ersten Ausgabe). 4) De Histor. Lat. I, 27.

einen Irrthum in der Zeitangabe aufbürdete. Das ist lange Zeit die verbreitetste Meinung gewesen, bis Madvig mit siegenden Gründen vielmehr einen Irrthum jenes obscuren Scholiasten des Virgil nachgewiesen und durch scharfsinnige Combination einiger andern Notizen bei Quintilian (I. O. I, 7, 24) und Plinius, desgleichen aus Eigenthümlichkeiten der Sprache, welche der silbernen Latinität, nicht der früheren Augusteischen Periode angehören, dargethan hat, daß seine Geburt kurz vor Christi Geburt falle und daß er vielleicht noch des Titus und den Anfang der Regierung des Domitianus erlebt habe.

3) Lebensumstände. Daß er zu Padua geboren, ist eine seit Manutius und Sigonius ziemlich allgemein angenommene Meinung, obschon Scaliger (ad *Euseb.* p. 184) und Anna le Fèvre (ad *Aurel. Vict.* p. 5. ed. *Arntz.*) daran zweifelten. Nur durfte man dies nicht aus Silius (XII, 212 sq.) beweisen und den dort verherrlichten Jüngling, der in den Künsten des Krieges und des Friedens gleich ausgezeichnet geschildert wird, für unsern Grammatiker halten. Als Silius schrieb (es geschah nach seinem Consulate 821) war Asconius schon ein hochbejahrter Mann, den als rüstigen Jüngling darzustellen und noch dazu durch poetische Leistungen sich auszeichnend, mindestens eine Unschicklichkeit, wenn nicht eine Abgeschmacktheit, gewesen wäre. Möglich, daß der Dichter einen Sohn des Grammatikers meinte, worauf Madvig hinausgeht; sicher, daß es ein Pedianisches Geschlecht gab, dem, nach einzelnen Spuren, auch unser Asconius als Pataviner angehörte. Über sein übriges Leben sind nur Vermuthungen gestattet. Ein öffentliches Amt hat er nicht bekleidet; als Privatmann hat er seine Muße den Wissenschaften gewidmet und sein Leben bald in Rom, bald in Padua [5]) zugebracht.

4) Schriften. Nach den Zeugnissen der Alten schrieb er ein liber contra obtrectatores Virgilii, welchen Titel Donatus (c. 16. §. 64) anführt; desselben gedenkt er auch c. 5. §. 21 und *Servius* ad Eclog. 3, 105. 4, 11. und nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß Philargyrius und Probus (ad *Virg.* Bucol. p. 349. Lion) ebendieselbe Schrift vor Augen gehabt haben. Wenn Madvig zweifelt, ob Donatus wirklich jenes Buch eingesehen habe und vielmehr meint, die Nachrichten seien ihm durch die dritte Hand zugeflossen, so sieht man schon an und für sich keinen hinreichenden Grund des Zweifels und muß es überdies bedenklich finden, da zu zweifeln, wo eine bestimmte Angabe des Titels und wiederholte Berufungen auf des Verfassers Zeugniß nicht fehlen [6]). Daß er aber einen eigentlichen Commentar zu Virgil geschrieben, hat gegen Fabricius und dessen neuere Nachtreter schon Heyne [7]) gezeigt. Ein Leben des Sallustius Crispus führt Acro und ziemlich gleichlautend der Scholiast des Cruquius zu Horaz (Satyr. I, 2, 41) mit den Worten an: hoc de Sallustio videtur dicere: Sallustius enim Crispus in Faustae, filiae Sullae, adulterio deprehensus, ab Annio Milone flagellis caesus esse dicitur, quemadmodum Asconius Pedianus in vita ejus significat. Eine andere Notiz gibt es nicht. Doch ehe wir uns zu der Besprechung des erhaltenen Werks wenden, muß noch erwähnt werden, daß Ausonius Popma die abenteuerliche Ansicht, Asconius sei der Verfasser des Buches de origine gentis romanae, aufgestellt hat [8]) und daß im Anfang des 16. Jahrhunderts die Nachricht von der Auffindung einer Handschrift, die zwölf Bücher elegantiae von Asconius enthalte, verbreitet, aber wenig geglaubt war. Sein Hauptwerk sind die Commentare über Cicero's Reden, die theils wegen der correcten Darstellung, theils wegen der reichen Aufschlüsse über die historischen Verhältnisse für unsere Zeit den größten Werth haben und daher bei den Bearbeitern Cicero's die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. Poggius Bracciolini (geb. 1380, gest. 1459) hat neben seinen schriftstellerischen Verdiensten ein viel größeres um die classische Literatur durch Aufsuchung und Entdeckung von Handschriften sich erworben, über welche seine eignen Briefe [9]) ausführliche Auskunft geben. Den glücklichsten Fund machte er in St. Gallen, wo er in einem Thurme des Klosters einen vollständigen Quintilian, einen Theil von Valerius Flaccus, endlich unsern Asconius entdeckte und im December des Jahres 1417 in dem 26. Briefe den Verlauf also erzählte: erant in bibliotheca libri — in teterrimo quodam et obscuro carcere, fundo scilicet alicuius turris, quo ne capitalis quidem rei damnati retruderentur. — Repperimus praeterea libros tres primos et dimidiam partem quarti C. Valerii Flacci Argonauticon et expositiones tamquam thema quoddam [10]) super octo Ciceronis orationibus Q. Asconii Pediani, eloquentissimi viri, de quibus ipse meminit Quintilianus. Haec mea manu transcripsi et quidem velociter, ut ea mitterem ad Leonardum Arretinum et Nicolaum Florentinum. Die Abschrift des Asconius ist noch jetzt in der Riccardiana zu Florenz [11]); auch andere Zeitgenossen gedenken der Sache [12]); die Zahl der Handschriften vermehrte sich schnell, aber des Originals zu St. Gallen vergaß man. Sorgfältige Nachsuchungen, durch voreilige Gerüchte von dem Vorhandensein veranlaßt, haben zu dem traurigen Ergebnisse geführt, daß jener Codex, den Poggius abschrieb, weder in St. Gallen vorhanden, noch auch mit andrer Beute nach Zürich gebracht ist [13]). Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle vorhandenen Handschriften auf diese Quelle zurückzuführen und des Poggius Abschrift, obschon sie rasch gemacht ist, als Grundlage für die kritische Gestaltung des Textes zu betrachten ist. Nach jener Abschrift ist die erste Ausgabe besorgt, welche wol 1477 zu Venedig in

---

5) s. *Madvig* p. 18. 6) s. *Weichert*, Poetarum latinor. reliq. p. 274. 7) De antiquis Virgilii interpr. p. CCXLV.

8) s. *Fabric.* Bibl. lat. II. p. 69. *Funccius* de immin. senect. Ling. Lat. p. 320. 9) *Poggii* epistolae, editas collegit et emendavit, plerasque ex codd. MSS. eruit, ordine chronologico disposuit notisque illustravit Equ. *Thomas de Tonellis.* Vol. I. (Florent. 1832.) Eine Übersicht seiner Entdeckungen gibt *Mehus*, Praef. Vit. Ambros. Traversarii. p. XXXIII. sq. 10) Der Ausdruck ist ungeschickte Reminiscenz aus Quintilian (V, 9, 10.) 11) *Bandini* Catalog. codd. Lat. bibl. Laur. II. p. 503. 12) *Madvig.* p. 25 sq. 13) s. *Orelli* epistola critica ad *Madvigium* (vor den rhetorischen Schriften Cicero's) p. XII—XIV.

Folio erschien [14]) und einen treuen Abdruck des vorliegenden Textes mit allen Lücken darbietet. Es folgten eine Ausgabe zu Padua und eine ex felicissima Hagenoia per *J. Secerum*, von Ph. Melanchthon [15]), der auch einige Lücken herzustellen versuchte, die Juntine 1519 (von Ant. Francinus besorgt), die pariser arte Petri Vidoae 1520, von Beraldus [16]) herausgegeben, die Aldina von Fr. Asulanus 1522. Auf diese älteren Drucke, in denen für die Kritik nichts Bedeutendes ist geleistet worden, folgte die pariser von 1536 in 4., deren Herausgeber, Joannes Lodoicus Tiletanus, nicht nur die handschriftlichen Hilfsmittel zu Rathe zog, sondern auch eigne Vermuthungen anbrachte und, wo dies alles nicht ausreichte, durch G. Budäus und Ludw. Alvarez unterstützt ward. Bei der Ausgabe des Paulus Manutius (Venedig 1547) konnten zahlreiche Verbesserungen von Danesius zu den Verrinen benutzt werden; seine Ausgabe von 1553 ist an Seitenzahl völlig gleich [17]), die dritte von 1563 ist wesentlich verbessert. Fr. Hotomannus besorgte eine Ausgabe Lugduni apud Tornaesium et Gazeium 1551, deren Werth, nachdem man ihn lange Zeit sehr hoch angeschlagen hatte, jetzt durch Madvig (p. 46) richtiger dahin bestimmt ist, daß es eine Wiederholung der Ausgabe von Manutius mit einer Menge leichtsinniger und willkürlicher Änderungen und Interpolationen ist. Die leydener Drucke von 1644 und 1675 gehören zu der Sammlung der Ausgaben cum notis variorum, und enthalten wirklich die Anmerkungen der früheren Herausgeber, ohne Plan und Urtheil zusammengestellt; die von 1698 hat außer einem neuen Titel zu der von 1675 Manutius' Vorrede und hinter dem Register wortreiche und unnütze Anmerkungen von Th. Crenius als Zusatz erhalten. Seit jener Zeit erschien des Asconius Commentar nur in den größeren Ausgaben der Werke Cicero's, z. B. bei Grävius, Verbourg und Schütz, ohne daß man ihm größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Erst in unsern Tagen ist eine sehr brauchbare Ausgabe zwar nicht durch J. C. Orelli selbst, wie er einst versprochen hatte [18]), aber doch unter seiner Leitung und mit seiner Hilfe von J. Georg Baiter unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis* scholiastae, pars altera (Turici MDCCCXXXIII) erschienen. Zwar sind keine handschriftlichen Hilfsmittel zur Hand gewesen, wol aber die alten Ausgaben mit großer Gewissenhaftigkeit verglichen und eine genaue Zusammenstellung des kritischen Apparats gegeben. Ob Wunder noch an eine neue Ausgabe denkt, ist mir unbekannt.

Der Gedanke, Cicero's Reden und besonders die historischen Beziehungen derselben zu erläutern, lag etwa 60 Jahre nach dem Tode des Redners nicht sehr fern. Auf solche Verhältnisse bezieht sich Asconius hauptsächlich [19]); er spricht über die Zeit der einzelnen Rede, gibt ihren Inhalt, ihre Veranlassung umständlich an (man denke nur an das wichtige Argument der Miloniana), geht dann zur Erklärung einzelner schwierigen Stellen über, die bald zu weitläufiger historischer Untersuchung Veranlassung geben, bald mit wenigen, aber ausreichenden Worten abgethan werden; zum Schlusse erwähnt er den Erfolg des Processes und einzelne damit zusammenhängende Umstände. Überall zeigt er eine bis in die keinsten Details genaue Kenntniß der Personen und Zustände, die er theils aus den damals vorhandenen Schriften der Zeitgenossen Cicero's, theils aus den acta diurna und den acta senatus, theils aus Sallustius, Livius, Fenestella und Andern mit reiflicher Prüfung geschöpft hatte. Die Sprache ist einfach und schmucklos; manches Verdorbene mag dem Abschreiber und späteren Verderbern aufzubürden sein. Aber die hier erwähnten Vorzüge gelten nur von den Commentaren zur Pisoniana, Scauriana, Miloniana, Corneliana, zur oratio in toga candida; die Erklärungen zu den Verrinen, die sich über die divinatio, die actio prima, das erste und einen Theil des zweiten Buches der actio secunda erstrecken, sind nicht sein Werk. Die großen Abweichungen in Inhalt und Form, die groben Irrthümer in geschichtlichen und antiquarischen Angaben waren schon vielen aufgefallen; man glaubte sie aus Interpolationen genügend erklärt zu haben. Niebuhr sprach zuerst Bedenken über die Gleichheit des Verfassers aus, aber sie gingen spurlos vorüber, bis endlich Madvig (S. 84 fg.) aus der Sprache sowol, als aus dem Inhalte, die Verschiedenheit so überzeugend erwiesen hat, daß seitdem Niemand mehr in diesem Theile der Commentare den echten Asconius erkennen kann, vielmehr alles in die Zeiten der Donate und Servius, in die Zeiten des Verfalls der alten Literatur hinabweisen muß. Die genauere Beweisführung desselben hier mitzutheilen, würde zu weit führen. Endlich hat Mai seit 1814 aus Ambrosianischen oder vielmehr Bobbio'schen Palimpsesten Scholien zur Rede pro Scauro, dann zu den Reden in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino, darauf zur Archiana, Sullana, Planciana und Vatiniana, endlich zur vierten Catilinarischen, zu den Reden pro Marcello, Dejotaro, Ligario herausgegeben und dieselben, trotz Niebuhr's Erinnerung, für Asconius' Werk oder wenigstens für Excerpte aus demselben gehalten [20]), ohne durch die innere Verschiedenheit der von ihm entdeckten Sachen auf eine gründlichere Untersuchung geführt zu sein. Auch diese hat Madvig angestellt; es sind Producte späterer Grammatiker, die also hier, wo blos von Asconius zu reden ist, keine weitere Berücksichtigung verdienen. (*Eckstein.*)

PEDIAS (*Πεδιάς*), nach Apollodor (III, 14, 5) die Tochter des Menys aus Lacedämon, Frau des Kranaos, Mutter der Kranae, Kranaechme und Atthis, vorausgesetzt, daß die Stelle Apollodor's nicht verdorben ist. (*H.*)

PEDIASIMUS (Johannes), ein Geometer, der um das Jahr 1300 unserer Zeitrechnung lebte, und ein Lehrbuch der Geometrie *), sowie auch ein anderes über Feld-

14) Beschreibungen der Princeps, die nicht grade selten ist, geben *Maittaire*, Ann. typogr. IV, 1. p. 375. Schweiger 1. Bd. S. 16. 15) Von ihm auch Argentor. 1535. 16) Ebert und andere sagen Beroaldus, im Buche steht wiederholt Beraldus. 17) *Renouard*, Annales de l'imprimerie des Aldes. I. p. 334. 376. 18) *Ciceron.* Opera. Vol. I. p. XV. 19) s. *Madvig.* p. 61 sq.

20) s. *Madvig.* p. 142 sq.

*) So gibt Gerh. Joh. Vossius in seiner Chronologia Mathe-

meßkunst schrieb, welche beide bis jetzt nicht gedruckt, aber auf mehren Bibliotheken im Manuscript vorhanden sind. Pediasimus war *Χαρτοφύλαξ*, d. i. geheimer Archivar oder Siegelbewahrer des Patriarchen zu Constantinopel. (*Gartz.*)

Pediastrum *Meyen*, s. Micrasterias.

PEDICELLARIA nannte O. F. Müller gewisse thierische Gebilde, welche er für eine eigene Polypengattung hielt, die aber nach neuerer Ansicht und Untersuchung blos abgerissene Fragmente der Seeigel (Echinus, s. d. Art.) sind, und daher aus dem System der Thiere mit Recht verschwanden. — Denselben Namen hat J. V. Thompson in seinen zoologic. researches. Cork. 8. nr. V. einer wirklichen Polypengattung beigelegt, die nach ihm Darm und After besitzt, also zu Ehrenberg's Bryozois gehört, und unter ihnen, wegen des verästelten hornigen Polypenrohrs und der zelligen Erweiterung desselben am Ende zur Aufnahme der Thiere, eine eigne Familie bilden hilft, welche im äußeren Ansehen manchen Sertulariis sehr nahe kommt. Die Anwesenheit des Darms und Afters aber unterscheidet sie bestimmt von diesen (s. d. Art. Polypina). (*Burmeister.*)

PEDICELLATA, oder franz.: Pédicellés, nannte Cuvier diejenigen Echinodermen, welche sich durch den Besitz gestielter Saugscheiben, die als Bewegungsorgane benutzt werden und gewöhnlich Füßchen heißen, vor den nicht mit solchen Organen versehenen auszeichnen. Er zog dahin die Seesterne (Asterias), Seeigel (Echinus) und Holothurien. Die Künstlichkeit dieses Eintheilungsprincipes, welches heterogene Formen verbindet und verwandte trennt, hat das Aufgeben seiner Gruppe in der neueren Systematik zur Folge gehabt. (*Burmeister.*)

PEDICELLIA. So nannte Loureiro (Fl. cochinch. ed. *Willd.* p. 805) eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der achten Linné'schen Classe (oder aus der zweiten Ordnung der 23. Classe) und verwandt mit der natürlichen Familie der Sapindeen. Char. Die Blüthen polygamisch-diöcisch; der Kelch fünftheilig, mit eiförmigen, zugespitzten Fetzen; die Corolle fehlt; unterhalb des Fruchtknotens befindet sich eine fleischige, gekerbte Scheibe; die Staubfäden sind fadenförmig, zurückgeschlagen; die Antheren zweifächerig, aufrecht; auf dem gestielten Fruchtknoten sitzen drei pfriemenförmige, zurückgeschlagene Narben; die Kapsel ist gestielt, rundlich, dreiklappig, einsamig: das Samenkorn gestielt, in ein Häutchen gehüllt. Die einzige Art, P. oppositifolia *Lour.* (l. c. p. 806), wächst in den Wäldern von Cochinchina, als ein kleiner Baum mit abstehenden Zweigen, gegenüberstehenden (bei den echten Sapindeen sind sie abwechselnd), lanzettförmigen, ganzrandigen, unbehaarten, gestielten Blättern und gipfelständigen, weißlichen Blüthenrispen. (*A. Sprengel.*)

Pediculares *Juss.*, s. Scrofularinae.

maticorum p. 330 und nach ihm Heilbronner (Hist. Mathes. p. 485) an, dagegen nennt Montucla statt dieses Lehrbuchs einen Commentar über Kleomedes (Hist. des mathématiq. T. I. p. 345. Nouv. édit.). Gerh. Joh. Vossius nennt auch ein Werk de musices harmoniis von Pediasimus.

PEDICULARIS (Läusekraut). Eine von Tragus zuerst so benannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Rhinantheen der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch meist bauchig und blattartig, gespalten oder zweilippig, oft ungleich fünfzähnig und mit Stützblättchen versehen; die Corolle rachenförmig: die Oberlippe helmartig gewölbt, entweder schnabelförmig vorgestreckt, an der Spitze abgestutzt und ausgerandet, oder stumpf, unter der Spitze zweizähnig, niedergedrückt, oder gerade, oder zurückgebogen; die Unterlippe abstehend, dreilappig, mit fast gleichen Lappen; die Antheren gespalten, aufliegend; der Griffel fadenförmig, mit knopfförmiger Narbe; die Kapsel ablang, oft mit einem zweischneidigen Schnabel gekrönt, zweifächerig, zweiklappig: die Scheidewand den Klappen entgegengesetzt; die Samen eiförmig, eckig. Es sind gegen 50 Arten dieser Gattung bekannt, welche als perennirende Kräuter (selten als Sommergewächse) mit halbgefiederten oder zweimal halbgefiederten Blättern und gipfelständigen rothen, gelben oder weißen Blüthenähren (oder Trauben) in der gemäßigten Zone auf sumpfigen Wiesen, vorzüglich häufig aber auf hohen Gebirgen, auf den Sudeten, Karpathen, Alpen, Apenninen und Pyrenäen, dem Altai und Himalaya, sowie auf den Cordilleras, auch bis in den höchsten Norden, in Kamtschatka, Labrador, Grönland und auf der Melvillesinsel (75° nördl. Br.) vorkommen. Im nördlichen Teutschland finden sich drei Arten: 1) P. palustris *L.* (*Gärtner* de fruct. t. 53, Engl. bot. t. 399, Schkuhr, Handb. T. 171., Hayne, Arzneigew. 8, 33), mit einjähriger oder perennirender Wurzel, aufrechtem, glattem, ästigem, oft mehr als fußhohem Stengel, doppelt halbgefiederten Blättern, deren Abschnitte ablang, gekerbt-lappig sind, lockeren Blüthentrauben, eingeschnittenen Stützblättchen, fast zweilippigem, gefranztem, punktirtem Kelche und rosenrother Corolle, deren Helm stumpf und an beiden Seiten stumpf gezähnt ist. Dieses Kraut, welches früher unter dem Namen Herba Pedicularis aquaticae s. Fistulariae officinell war, wächst fast überall in Europa auf sumpfigen Wiesen. Es hat einen widerlichen Geruch, einen sehr scharfen Geschmack und wurde innerlich als harntreibend, äußerlich gegen Ungeziefer, auch wol als Wundmittel, angewendet; das Vieh soll davon Durchfall, Blutharnen und Darmentzündung bekommen. Nach einem alten Volksglauben, welcher auch der Pflanze den Namen gegeben hat, sollen sich auf dem Viehe, welches davon gefressen hat, Läuse erzeugen. Vielleicht trägt hiervon aber die Pedicularis keine Schuld, sondern es ist die Erscheinung, wenn sie überhaupt Grund hat, den ungesunden Weideplätzen, auf welchen sie wächst, beizumessen. 2) P. sylvatica *L.* (Fl. dan. t. 225., Engl. bot. t. 400., Svensk bot. t. 358., Schkuhr a. a. O., Sturm, Teutschl. Fl. 4, 13., Hayne a. a. O. 34), wie die vorhergehende Art, aber der Stengel nur einige Zoll hoch, die Seitenäste niederliegend, die Blattabschnitte eirundlich, der Kelch ungleich fünfzähnig, der Helm der großen rosenrothen Corolle spitzgezähnt. Auf feuchten Waldwiesen; sonst unter dem Namen Pediculus minor

officinell. 3) P. Sceptrum Carolinum *L.* (Fl. lapp. t. 4. f. 4, Fl. dan. t. 26, Svensk bot. t. 505, Sturm a. a. O. 30), ein perennirendes Kraut mit mehr als fußhohem, einfachem Stengel, halbgefiederten Blättern, deren Fetzen stumpf und gezähnelt sind, unterbrochener, mit Stützblättchen versehener Blüthenähre, fünfspaltigem Kelche und großer gelber Corolle, deren Helm stumpf ist und die Unterlippe bedeckt. Diese schöne Pflanze kommt auf Sumpfwiesen im Großherzogthume Mecklenburg, bei Königsberg in Pr., bei München, Augsburg und Salzburg und in Skandinavien vor. (*A. Sprengel.*)

PEDICULI war der Name eines italischen Volkes. Strabon (VI, 3, 282. *Cas.*) bezeichnet sie als Theil der Peucetier und nennt sie *Ποιδίκλους*, Appianus hingegen *Πoδίκλους*. Im Kriege mit den Bundesgenossen fiel der römische Feldherr Cosconius in das Gebiet der Pediculi ein und bemächtigte sich desselben binnen zwei Tagen (*Appian.* de bell. civ. I, 52). Plinius (H. N. III, 6) führt die Pediculi neben den Salentini und Apuli auf und nennt als Städte derselben Rudiä, Egnatia, Barium (H. N. III, 16). (*Krause.*)

PEDICULUS, französisch pou, englisch louse, teutsch Laus, eine Gattung parasitischer Insekten, welche zu den allgemein verbreiteten Thieren gehört, da mehre Arten derselben sich den Leib des Menschen zum Wohnsitz erwählt haben. Den ältesten Naturforschern sehr wohl bekannt, scheinen dieselben, zumal die Griechen und Lateiner, doch mit den eigentlichen Läusen alle Hautparasiten deß Menschen, nur nicht den Floh (*ψύλλος* griechisch, pulex lateinisch), verwechselt und unter den Collectivnamen *φθείρ* und pediculus begriffen zu haben, während man schon seit Entdeckung der Mikroskope wenigstens die parasitischen Milben (Acari, s. d. Art.) von den Läusen trennte. Allein auch diese Trennung, über welche Linné und Fabricius in ihren systematischen Arbeiten nicht hinausgehen, hat die neuere Naturforschung, eigentlich schon seit de Geer (Mém. pour serv. à l'hist. natur. des Insectes), als ungenügend dargethan, und wir verdanken den genauen Untersuchungen des erwähnten schwedischen Naturforschers die Erfahrung, daß die meisten der sogenannten Läuse der Vögel und Säugethiere nicht, wie die des Menschen, Blutsauger sind, sondern sich beißend und kauend von den Federn und Haaren ihrer Wohnthiere ernähren. Durch diese Entdeckung de Geer's, welche von Nitzsch vollkommen bestätigt wurde (in Germar's Magaz. der Entomologie. 3. Bd.), hat die bis dahin an Arten höchst zahlreiche Gattung **Pediculus** eine andere Gestalt gewonnen, und ist auf diejenigen Species beschränkt worden, welche nach Art der menschlichen Läuse blos Blut saugen. Dieselben sind meistens von kleiner Statur, häufig kleiner als die Läuse des Menschen und besitzen einen ei-, herz- oder geigenförmigen Kopf, dessen Hinterhaupt bald abgerundet, bald zugespitzt ist und der am allermeist etwas verjüngten Vorderrande einen weichen, einziehbaren Rüssel umschließt, der das Saugorgan des Blutes ist. Dieser Rüssel bildet eine fleischige, am Ende trompetenartig erweiterte Röhre, deren Rand hier mit einer doppelten Reihe kleiner Häkchen besetzt ist. Indem nun die Laus vermittels der Häkchen den Rüssel an der Haut befestigt, schiebt sie aus der Höhle desselben eine feine hornige Nadel hervor, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus vier sehr zarten Borsten besteht, und treibt diese Nadel in die Haut hinein, bis Blut quillt, das dann von ihr durch die Höhle des Rüssels aufgesogen wird. Dies ist die Nahrungsweise aller echten Läuse. Bald hinter dem Rüssel, da wo der Kopf sich erweitert, sitzen an jeder Seite desselben die kurzen fünfgliedrigen, fadenförmigen Fühler, und auf diese folgen dicht an den hintersten Kopfecken die Augen, welche blos aus einem einzigen Äugelchen zu bestehen scheinen und manchen Arten, z. B. denen der Nager, fast ganz fehlen. Auf den Kopf folgt der Brustkasten, immer ein kleiner vierseitiger ungetheilter Körperabschnitt, welcher an jeder Seite drei Beine trägt. Außerdem bemerkt man an ihm zwischen dem ersten und zweiten Bein jeder Seite ein Luftloch. Der Hinterleib, welcher nunmehr folgt, ist an seinem Grunde immer so breit, wie das hintere Ende des Brustkastens, und besteht bald aus sieben, bald aus acht, bald aus neun bis zehn Ringen, in welchem letztern Falle der erste und letzte Ring nur klein sind. Die ersten sechs Ringe tragen an jeder Seite ein Luftloch, das jedoch in dem Falle, wo der erste Ring sehr klein ist, nicht an ihm, wol aber am siebenten Ringe vorkommt; zum deutlichen Beweise, daß der erste kleine Ring kein eigenthümlicher ist, sondern blos eine vordere Abschnürung des scheinbar zweiten, in der That aber ersten Ringes. Der letzte Ring ist beim Männchen abgerundet, beim Weibchen ausgeschnitten. Ersteres hat die Geschlechtsöffnung auf der obern Seite dieses Ringes und verräth sich nicht selten durch den aus ihr hervorragenden hornigen hakenförmigen Penis; bei Letzterm findet sich die Scheide am Rande des letzten und vorletzten Ringes, ist also etwas mehr nach Unten gewendet. Den After dagegen bemerkt man bei beiden Geschlechtern an der äußersten Grenze des letzten Ringes, ganz am Ende des Körpers. Charakteristisch für die Läuse ist übrigens noch ihre Fußbildung. Bis zum Ende des Schenkels völlig wie bei allen Insekten der Hauptsache nach gebildet, folgt auf letzteren ein kurzes, dickes, am Ende nach Innen in einen Zahn vorspringendes Schienbein. An diesem Zahne bemerkt man bei den größeren Arten zwei fleischige Ballen. Darauf folgt der kurze, dicke, eingliedrige, bisweilen etwas gebogene Fuß (Tarsus), der eine einzige sehr große Kralle trägt, welche sich gegen den Zahn am Schienbeine nach Innen zurückbiegt und mit diesem also einen Kreis beschreibt, der zum Umklammern der Haare, an denen die Laus kriecht, bestimmt ist. Durch stärkeres oder schwächeres Andrücken der Kralle gegen die beschriebenen Ballen kann dies Festhalten bald inniger, bald loser sein. Auf diese Weise bewegen sich die Läuse an den Haaren kletternd. — Von ihrem innern Baue wissen wir durch Swammerdam's Anatomie (Bibel der Natur. S. 31. Taf. 1—2), daß sie einen gewundenen Darm besitzen, dessen chylopoetischer Theil einen sehr großen Umfang hat, und durch die dünne Körperhaut hindurchschimmert, wenn er mit Blut angefüllt ist. Ein eigentlicher Kropf fehlt,

aber der chylopoetische Darm besteht aus zwei Abtheilungen, indem auf den weiten vordern ein viel engerer, aber ebenso langer zweiter Abschnitt folgt; in das Ende dieses senken sich die vier freien Gallengefäße. Der kurze ovale dünne Darm ist durch eine Strictur vom vorigen wie folgenden Darmstück gesondert; letzterer, der Mastdarm, ist keulenförmig und wenig länger. Die Genitalien bestehen beim Männchen aus zwei Hoden an jeder Seite und einem Eierstock für jede Körperhälfte beim Weibchen. Letzterer pflegt aus fünf Eierröhren zusammengesetzt zu sein. Das Nervensystem hat außer dem Gehirn nur noch drei Brustknoten, die unmittelbar an einander grenzen und durch den Hinterleib blos Radien bis zum Körperende aussenden. Übrigens ist die Körperoberfläche der meisten Läuse weich, blos häutig, hier und da mit hornigen Flecken. Auf der Haut zeigen sich viele zarte Linien, wie an der Handfläche des Menschen. Hier und da erheben sich steife Borstenhaare, besonders am Rande der Segmente. In Bezug auf die Lebensweise ist es bekannt genug, daß die Läuse durch ihre Stiche beim Blutsaugen ihrem Wohnthiere lästig werden, sonst aber kaum Schaden zufügen können; nur eine allzugroße und dann meist krankhafte Vermehrung bringt Nachtheile. Alle haben eine sehr starke Productivität und können nach drei Wochen schon ihre Geschlechtsfunctionen erfüllen. Das trächtige Weibchen, welches auf die Weise befruchtet wird, daß das Männchen unter dasselbe kriecht, und in dieser Stellung seinen Penis in die Vulva bringt, legt seine birnförmigen Eier an den Grund der Haare. Nach acht Tagen kriechen die jungen Läuse aus und ähneln ihren Ältern vollkommen, haben aber weniger Fühlerglieder. Sind sie erwachsen, wozu 14 Tage erfoderlich sein sollen, so ist auch ihre Beschäftigung blos zwischen Nahrung und Fortpflanzung getheilt; welche letztere, wenn sie vollbracht worden, den Tod des Individuums nach sich zieht. Übrigens sind die Männchen bei allen Arten kleiner als die Weibchen, sonst aber ihnen ähnlich, bis auf den Unterschied im letzten Hinterleibsringe.

Man kennt gegenwärtig etwa 25 genau unterscheidbare Läusearten, von denen vier den Körper des Menschen bewohnen. Außer dem Menschen scheint nur das Rindvieh noch mehr als eine Lausart bei sich zu beherbergen, die übrigen Säugethiere deren blos eine. Säugethiere sind nämlich die alleinigen Ernährer von wahren Läusen; die parasitischen Bewohner der Vögel ähneln den Läusen zwar, sind aber von ihnen nicht blos generell, sondern auch als eigene Ordnung noch weit stärker verschieden, insofern sie blos beißende Mundtheile zum Kauen besitzen. Eine solche beißende Gattung von Parasiten findet sich übrigens auch bei Säugethieren (Trichodectes, s. d. Art.), aber nicht beim Menschen, und daher mag es kommen, daß bei den Mammalien echte Blut saugende Läuse nur in je einer Art angetroffen werden. Sie verbreiten sich übrigens wol über alle Hauptgruppen dieser Thierclasse, sind indessen noch nicht bei allen entdeckt worden. Den nackten und schwach behaarten Säugethieren dürften sie fehlen, weil bei diesen ihr Gang behindert und ihr Festhalten am Körper erschwert ist; aber selbst der Aufenthalt im Wasser schreckt die Läuse nicht zurück, da der Seehund eine echte Laus in seinem Pelze ernährt. — Die erwähnten 25 Arten bilden am zweckmäßigsten **zwei** Gattungen, nicht drei, wie solche Leach (Zool. miscellany. III, 65) annimmt; und selbst diese beiden sind nur theilweise von einander verschieden. Ich habe sie in **meinen** genera Insectorum fasc. 4. monographisch behandelt, und genau nach Nitzsch' vortrefflichen Zeichnungen abbilden lassen. Sie unterscheiden sich auf folgende Art.

1) Phthirius *Leach.* Kopf geigenförmig, hinten stumpf. Brustkasten breiter und größer als der Hinterleib, dieser **acht**gliedrig, aber die drei ersten Ringe innig unter sich und mit dem Brustkasten verwachsen; die vier folgenden mit einer Fleischwarze an jeder Seite neben dem Rande. Beine ungleich, die zwei vorderen ohne Zangenbildung, die vier hinteren auffallend dick und groß. Nur eine Art ist bekannt, nämlich die **Filzlaus**: Ph. inguinalis *Leach.*, Pedic. pubis *Linn.*, *Fabr.*; sie ist kaum $\frac{1}{2}$ Linie lang, gelblich mit bräunlichen Hinterfüßen und findet sich in der Leistengegend und Achselhöhle unreinlicher Menschen.

2) Pediculus *Linn.*, *Fabr.* Kopf verschieden geformt; Brustkasten stets kleiner als der Hinterleib, und von ihm deutlich getrennt; alle drei Fußpaare gleich und zum Klettern gebildet. Nach der Anzahl der Hinterleibsringe gibt es:

a) **Siebengliedrige.** Dahin drei Arten des Menschen. P. capitis, kleiner als die anderen, weißgelb, mit schwarzen Randzeichnungen und kürzeren dickeren Beinen wie Fühlern; $\frac{2}{3}$—1 Linie lang. Blos auf dem Kopf zwischen den Haaren. P. vestimenti, lehmgelb, ohne Randzeichnungen, mit stark abgesetzten Hinterleibsringen und sehr schlanken Beinen wie Fühlern; 1—$1\frac{1}{2}$ Linie lang. Blos am Rumpf und den Gliedmaßen des Menschen. P. tabescentium, weißgelb, sehr blaß, ohne alle Zeichnungen, mit längerem Brustkasten und schwach abgesetzten Hinterleibsringen und dünnen Fühlern; $1\frac{1}{4}$ Linie lang. Entsteht nur krankhaft bei der Läusesucht, und wurde in neuerer Zeit nur selten beobachtet. Vergleiche *Alt.*, Dissert. inaugur. de phthiriasi (Bonn. 1824. 4. c. fig.). Einige Naturforscher, z. B. Fabricius (Syst. Antliator.) erwähnen noch eine fünfte Menschenlaus vom Neger, die schwarz sein soll; sie scheint indessen den fabelhaften Thieren beigesellbar.

b) **Achtgliedrige**, der erste Hinterleibsring sehr lang. Hierher gehören wenige sehr kleine Arten, die alle kleine Füße haben, augenlos zu sein scheinen, und auf Nagethieren angetroffen werden. Bei Einigen ist das Hinterhaupt abgerundet, z. B. bei der Laus des Eichhörnchens, des Myox. Nitela, der Feldmaus und der Hausmaus; bei Anderen dagegen zugespitzt und in den Brustkasten hinein verlängert. Dahin die Laus der Wanderratte und Wasserratte.

c) **Neun- bis zehngliedrige**, der erste Hinterleibsring in zwei aufgelöst, wovon der vordere nur klein ist. Hier treten dieselben beiden Gruppen nach der Form des Hinterhauptes auf. *α*) **Spitzköpfige.** Diese haben **bald zarte dünne Beine**, und bewohnen Nage-

thiere, z. B. den Hasen, die Waldmaus; bald dicke plumpe Beine und bewohnen theils Raubthiere, z. B. den Hund, Seehund; theils Hufthiere, z. B. Hirsch, Rindvieh, Pferd, Esel, Ziege u. dgl. β) Stumpfköpfige. Sie haben blos dicke, plumpe, große Beine und bewohnen ebenfalls Hufthiere, z. B. das Schwein, den Büffel und den Klippdachs (Hyrax). Auch die einzige genauer bekannte Art der Affen (von Simia sinica) scheint dieser Gruppe anzugehören.

Was die Stellung der Läuse im System betrifft, so rechnet man sie allgemein zur Classe der Insekten (Insecta). Linné brachte sie in die achte Ordnung: Aptera; die Franzosen und Engländer bilden aus ihr, im Verein mit den beißenden lausartigen Gattungen, eine eigene Ordnung, welche sie Anoplura, nach Latreille's Vorgang, nennen; die Teutschen dagegen folgen der von Nitzsch besonders vertheidigten Ansicht, daß die Parasiten blos unvollkommene Darstellungen anderer Typen, keine eignen Haupttypen sind, und bringen Pediculus zu den Rhynchotis *Fabr.* oder Hemipteris *Linn.*, *Latr.*; die beißenden Anoplura dagegen zu den Orthopteris, meinen Gymnognathis. (*Burmeister.*)

Pedikrates, s. Pediakrates.

PEDILA (Πέδιλα), heißen bei den Griechen die Schuhe oder Sohlen, insbesondere die Flügelschuhe (talaria), die sich Hermes unter die Füße bindet, mittels derer er leicht über Meer und Erde schwebt. (*H.*)

PEDILANTHUS. Unter diesem Namen begriff Necker (Elem. bot. n. 1156) eine Pflanzengattung, welche frühere Botaniker mit Euphorbia vereinigt hatten und welche Haworth später Crepidaria nannte. Sie gehört, wie Euphorbia, zu der ersten Ordnung der 21. Linné'schen Classe (nach älteren Ansichten zu der dritten Ordnung der eilften Classe) und zu der natürlichen Familie der Trikocken (Euphorbieae) und unterscheidet sich von Euphorbia nur dadurch, daß die androgynische Blüthenhülle schuhförmig (daher der Name ἄνθος Blume, πέδιλον Schuh), gefärbt, innen drüsig ist und an der Spitze einen gewölbten Fetzen trägt, welcher die Mündung schließt; dann dadurch, daß der Griffel einfach ist und drei gespaltene Narben trägt. Es sind vier Arten dieser Gattung bekannt, welche, wie die Euphorbien, einen brennend scharfen Milchsaft enthalten: 1) P. tithymaloides *Poiteau* (Annal. du Mus. 19. p. 388. t. 19. Bot. reg. t. 837. Euphorbia tithymaloides *L. Jacquin* amér. 149. t. 92. Euph. myrtifolia *Lamarck* enc. Crepidaria tithymaloides *Haworth* succ. 136., syn. 67), ein Strauch mit abwechselnden, gestielten, eiförmig-ablangen, an beiden Enden verschmälerten, wellenförmig gebogenen, glatten Blättern und röthlichen, gipfelständigen Blüthen. In Westindien, wo dieses Gewächs von den spanischen Creolen dictamno real und ponopinilo genannt wird, gebraucht man es auf Art und auch unter dem Namen der Ipecacuanha als drastisches Arzneimittel. 2) P. padifolius *Poit.* (l. c. Euphorbia tithymaloides β. *L.* Euph. anacampseroides *Lam.* l. c. Crepidaria padifolia *Haw.* l. c.), mit umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, glänzenden Blättern. Ebenda. Wird von den Engländern auf den westindischen Inseln unter der Benennung jew-bush (Judenstrauch) oder milkplant (Milchpflanze) in einer Abkochung der frischen Pflanze gegen Syphilis und gegen Unterdrückung der Katamenien angewendet (*Hamilton* prodr. fl. Ind. occ. 43). 3) P. carinatus *Spreng.* (Syst. veg. 3. p. 802. Euphorbia carinata *Donn.* cat. hort. cantabr. Crepidaria *Haw.* l. c.), die Blätter eiförmig, lang zugespitzt, mit einem rauhen Kiele versehen. 4) P. cordatus *Spr.* (l. c., Crepidaria cordellata *Haw.* l. c.) mit herzförmigen, rückwärts gekrümmten, ungestielten, kleinen Blättern. Das Vaterland der beiden letztgenannten Arten ist unbekannt. (*A. Sprengel.*)

PEDILAVIUM, oder das Fußwaschen, nennt man diejenige an katholischen Höfen gebräuchliche Sitte, nach welcher Könige und Fürsten, mit Beziehung auf Evang. Joh. 13. V. 4 fg., gewöhnlich zwölf alten Greisen (nach der Zahl der Apostel) am grünen Donnerstage die Füße zu waschen und sie zu beschenken pflegen. (*G. M. S. Fischer.*)

Pedilea *Lindl.*, s. Dienia.

Pedilonum *Blum.*, s. Dendrobium.

PEDINA, ein von Agassiz errichtetes Genus fossiler Echinideen, von Cyphosoma dadurch verschieden, daß die Hübel durchbohrt sind. Zur Trennung wird hauptsächlich der geologische Umstand geltend gemacht, daß Pedina nur in Jura- oder Oolithgebilden, Cyphosoma dagegen nur in der oberen Kreide vorkomme. (*H. v. Meyer.*)

Pedineuralgie, s. Pedionalgia.

PEDINUS, Käfergattung aus der Gruppe Mela(no)soma (s. d. Art.), welche zuerst Latreille (gener. Cr. et Insect. II, 163) aufgestellt hat. Sie gehört zur Familie der Blapsidae und derjenigen Unterabtheilung, bei welcher das Kinn die Gestalt eines unten abgeschnittenen Herzens hat, bei welcher der Vorderrücken hinten breiter ist als vorn und dadurch einem Trapez gleicht, und wo drittens der Vorderrand des Kopfes in der Mitte ausgeschnitten ist. Von mehren Gattungen, welche Megerle und Graf Dejean aus Latreille's Gattung bildeten, aber nicht weiter charakterisirten, behielt der im ganzen mittleren Europa verbreitete, auch bei uns einheimische Ped. femoralis (Blaps femor. *Fabr.* Syst. Eleuth. I, 143, 12) mit seinen nächsten Verwandten den ursprünglichen Gattungsnamen und wird an nachstehenden Charakteren erkannt: Die Fühler bestehen aus eilf Gliedern, von denen die fünf bis sechs letzten kugelig sind und dichter behaart, daher auch matter gefärbt; das zweite Glied ist nur wenig kürzer als das dritte, längste, und das erste ist verdickt, aber ganz glatt. Der Kopf hat einen erweiterten Vorderrand, der in der Mitte tief ausgebuchtet ist und daselbst die Oberlippe trägt. Neben ihr ragen die Oberkiefer nur wenig hervor, destomehr aber die beilförmigen Unterkiefertaster. Erstere haben zwei stumpfe, wenig getrennte Eckzähne und einen tiefen Ausschnitt am Innenrande, welcher von einer gefranzten Haut ausgefüllt wird. An den Unterkiefern ist sowol der Helm, als auch das Kaustück häutig und lang gewimpert, ersterer aber etwas größer als letzteres. Die häu-

-tige, stumpf zweilappige Zunge überragt das herzförmige Kinn, und trägt an ihrem Grunde die ziemlich kleinen, mit einem eiförmigen Endgliede begabten Lippentaster. Die mäßig gewölbten, reihenweis punktirten Flügeldecken sind in der Naht innig an einander gefügt; die Flügel fehlen. Der Hinterleib zeigt unten fünf deutliche Ringe. Am meisten charakteristisch sind neben den gegebenen, allen Blapsiden mehr oder weniger gemeinsamen Eigenschaften die Füße, insofern bei den Männchen die drei ersten Glieder der beiden vordersten stark erweitert und unterhalb mit einem gelben Haarkleide dicht bedeckt sind; das folgende vierte Glied ist sehr klein, aber das Krallen tragende Endglied viel länger, wenngleich schmal. An den Mittelbeinen zeichnen sich die Männchen durch eine S förmige Biegung der Schienen aus, allein die Erweiterung der Fußglieder ist unbedeutend, wenngleich die gelbe haarige Sohle sich noch sehr bemerkbar macht und ungleich stärker ist als an den viergliedrigen Hinterfüßen, wo sie fast fehlt. Völlig fehlt sie an allen Füßen der Weibchen, die daher auch schmal und seitlich zusammengedrückt sind. Dadurch lassen sich die letzteren von den Männchen, bei sonst großer Übereinstimmung, leicht unterscheiden. Die Arten leben, wie alle Blapsiden, an dunklen, versteckten Orten, am liebsten unter Steinen, und gehen wol nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. An ähnlichen Orten findet man auch ihre gelben, den Mehlwürmern höchst ähnlichen Larven. Die oben erwähnte, bei *Panz.* In. Germ. fasc. 39. t. 5 abgebildete, fünf Linien lange und, gleich allen, einfarbig schwarze Art ist die gemeinste. Das Weib nannte Fabricius: Blaps dermestoides (Syst. Eleuth. I, 142, 9). (*Burmeister.*)

PEDIONALGIA (Pedialgia, Pedineuralgia, Neuralgia plantaris), nervöser Fußsohlenschmerz, ist eine noch sehr wenig bekannte und beobachtete Form von Neuralgie oder Nervenschmerz, welche ihren Sitz in der Fußsohle hat. Es treten hierbei spannende, schießende Schmerzen, meist in der Gegend der Ferse, auf, welche sich theils über die Knöchel bis zu den Waden, theils nach den Zehen hin verbreiten und dem Verlauf des Nervus plantaris folgen. Gewöhnlich treten sie paroxysmenweise auf und erreichen dann eine furchtbare Höhe, ganz dem Gesichtsschmerz ähnlich, sodaß die Kranken zuletzt wol selbst ohnmächtig werden. Der eine Fall von Chaussier betraf einen Arzt, D. Marino in Piemont, dessen Leiden wechselte hier mit andern Nervenbeschwerden ab und complicirte sich zuletzt mit Asthma convulsivum. Der andere Fall, welchen derselbe Schriftsteller erzählt, wurde von ihm bei einer alten Frau beobachtet, und alternirte hier mit Gesichtsschmerz. Außerdem führt nur noch Mason Good ein Beispiel des Fußsohlenschmerzes an, welcher einen Geistlichen zu London quälte, aber mit der Zeit gelinder wurde, sodaß derselbe sein früher bereits aufgegebenes Amt wieder verrichten konnte. Die Ursachen, wie die Therapie des Leidens sind bis jetzt gleich dunkel und keins der angewendeten Mittel hatte etwas mehr als vorübergehende Linderung herbeigeführt. (*J. Rosenbaum.*)

PEDIPALPA nannte Latreille die zweite Familie seiner Arachnida pulmonaria (s. d. Art. Arachnides), und charakterisirte dieselben durch ihre großen fußartigen, meistens zu Scheeren oder Zangen umgeformten Taster an den Unterkiefern. Sie haben ferner scheeren- oder zangenförmige Oberkiefer, zwei oder drei einfache Hauptaugen auf der Fläche und zum Theil kleinere einfache Nebenaugen am Rande des Cephalothorax; einen ziemlich deutlich abgesetzten gegliederten Hinterleib, aber keine Spinnorgane. An den mittleren Hinterleibsringen findet sich unten jederseits ein weites Luftloch, welches in die gefalteten sackförmigen Respirationsorgane führt; die Geschlechtsöffnung ist am Anfange, die Afteröffnung am Ende des Hinterleibes vor dem schwanzförmigen Anhange, den mehre besitzen. Man kann die nur wärmeren Gegenden angehörigen Mitglieder in zwei natürliche Abtheilungen bringen:

1) Scorpionidae, mit scheerenförmigen Kiefern und Tastern, siebengliedrigem Hinterleibe und sechsgliedrigem Schwanz, dessen letztes Glied eine Giftblase umschließt und in einen Stachel ausgeht. Alle vier Fußpaare von gleicher Bildung, das erste das kleinste.

2) Phrynidae, mit zangenförmigen Kiefern und Tastern, neun- bis zwölfgliedrigem Hinterleibe, der entweder keinen Schwanz hat (bei neun Gliedern), oder einen langen, fadenförmigen, vielgliedrigen. Erstes Fußpaar fühlerförmig und sehr lang. (*Burmeister.*)

PEDIR, Stadt, früherhin auch Staat auf der Nordostküste der Insel Sumatra. Die erstere hat einen guten Hafen, aus welchem Betelnüsse, Pfeffer, Wachs, Kampher, Stuhlrohr, Goldstaub und andere Landesproducte verfahren werden. Bereits Ludwig Vartomann kannte Pedir aus eigner Anschauung und im J. 1509 lief der Portugiese Diego Lopez Sequeira in den Hafen der Stadt ein, wo er Schiffe aus Pegu, Bengalen und andern ostindischen Häfen vorfand. Der kranke Sultan ließ ihn durch eine Gesandtschaft begrüßen, sandte ihm Erfrischungen und schloß ein Freundschaftsbündniß mit ihm, welches durch ein Denkmal verewigt werden sollte. Im Mai 1511 lief Alfonso d'Alboquerque mit 19 Schiffen und 1400 Mann hier ein und fand in der Stadt mehre Landsleute, welche sich von Pasay (s. d. Art.) nach Pedir geflüchtet und bei dem Sultan eine günstige Aufnahme gefunden hatten. Diesem waren damals auch Atschin und Daya unterworfen und er ließ diese beiden Provinzen durch zwei seiner Sklaven, Namens Abraham und Lella, verwalten, da ihr Vater aus Altersschwäche dies nicht mehr vermochte. Ob er nun gleich die jungen Männer dadurch enger an sich zu fesseln suchte, daß er ihnen zwei seiner Nichten zu Gemahlinnen gab, so mußte er doch bald ihre Erhebung bereuen. Abraham bemächtigte sich eines portugiesischen Schiffes und, verstärkt durch die auf demselben gefundenen Kanonen und Munition, lehnte er sich gegen seinen Oberherrn auf und zwang diesen, zu den Portugiesen nach Pasay zu flüchten. Nicht zufrieden damit, bewog Abraham die Officiere des Sultans, diesen in einem Schreiben zu ersuchen, daß er ihnen zu Hilfe eilen möchte. Der Sultan zeigte dieses Schreiben dem Portugiesen Andreas Henriquez, welcher darauf

seinen Bruder, Manuel, mit 80 Europäern und 200 Malaien zu Schiffe nach Pedir sandte, wohin der Sultan mit 1000 Mann und 15 Elephanten zu Lande abging. Ehe dieser jedoch die Stadt erreichte, überfiel Abraham die Portugiesen, welche sich wegen der Ebbe nicht schnell genug zurückziehen konnten und hieb den Manuel mit 35 seiner Leute nieder. Sowie der Sultan dies erfuhr, kehrte er unverrichteter Sache nach Pasay zurück, mußte jedoch auch dieses bald wieder verlassen, wie wir im Art. Pasay sahen und bei dem Könige von Aru eine Zuflucht suchen. Seit dieser Zeit wurde Atschin das mächtigste Königreich auf der Nordostküste Sumatra's und Abraham's Nachfolger, Siry Sultan Alradin, nannte sich König von Atschin, Baroos, Pedir, Pasay, Daya und Batta, Fürst des Landes der beiden Meere und der Mine von Menangcabo. Späterhin schüttelte Pedir das Joch der Atschinesen zwar wieder ab, denn wir finden, daß es im Anfange des 17. Jahrhunderts eigne Könige hatte, allein diese vermochten sich nur kurze Zeit zu behaupten*). (*G. M. S. Fischer.*)

PEDIUS, ein römischer Geschlechtsname, von dem Pediarius für die gebildet ist, welche aus diesem Geschlechte durch Adoption in ein anderes Haus übergingen. Die Inschriften nennen mehre minder bekannte Personen dieses Namens, einen L. Pedius Verecundus, einen M. Pedius Albinus Sabinianus, einen Q. Pedius Statutus, einen Pedius Justus, einen Sex. Pedius Palpinianus u. s. w. und von Frauen eine Pedia Filina, eine Pedia Hesperis u. a. (vgl. den Scaliger'schen Inder zum Gruter'schen Thesaurus i. W.). Historisch beachtenswerth sind von Personen dieses Namens 1) Q. Pedius, ein Schwestersohn des Julius Cäsar, bei dem er einige Zeit lang Legat war (*Cic.* ad Attic. IX, 14), von dem er in seinem Testamente mit L. Pinarius zum Miterben neben dem Haupterben C. Octavius ernannt wurde, und zwar dieser zu $\frac{3}{4}$, die beiden andern zusammen zu $\frac{1}{4}$ des Vermögens, ein Antheil, auf den Pedius zu Gunsten des Octavian Verzicht leistete. Er wurde im J. 711 d. St. (43 v. Ch. Geb.), nachdem die Consuln des Jahres, Hirtius und Pansa, gefallen waren, mit seinem Vetter Octavian Consul Suffectus, natürlich durch den Einfluß des Letzteren (*Tacit.* de orator. 17), und beantragte als solcher die lex Pedia (wovon oben die Rede war) gegen die Mörder seines Oheims (vergl. *Sueton.* Caes. 83. *Appian.* III, 94). Plinius (XXXV, 4. sect. 7) bezeichnet ihn zugleich als consularis und triumphalis; er hat also wol Triumphal-Insignien als Auszeichnung erhalten; daß er früher mit Cn. Plancius zugleich sich um die Ädilität beworben hatte, wissen wir aus *Cic.* pro Planc. 7. Während seines kurzen Consulats suchte er, als in einer Nacht die Nachricht von den durch die Triumvirn beschlossenen Proscriptionen nach Rom gekommen war, und weil noch keine Namen genannt wurden, allgemeinen Schrecken in der Stadt verbreitet hatte, zuerst, indem er mit Herolden durch die Stadt zog und zum ruhigen Abwarten des Morgens ermunterte, von verzweifelten Unternehmungen abzuhalten; beim Anbruch des Tages aber schlug er, gegen den Willen der Triumvirn, das Ächtungsdecret gegen die 17 an, deren Hinrichtung nach der Absicht jener nur der der andern hatte vorangehen sollen, und weil ihm keine weiteren Ächtungen bekannt gemacht waren, versprach er öffentlich allen Übrigen Sicherheit. Bald darauf starb er, wie es hieß in Folge der in jener Nacht ausgestandenen Beschwerde (*Appian.* IV, 6). 2) Q. Pedius, ein Enkel des vorhergenannten, war stumm geboren und wurde als Knabe nach einer Bestimmung des Redners Messala, aus dessen Familie seine Großmutter stammte, und mit Genehmigung des August im Malen unterrichtet, machte auch große Fortschritte darin, starb aber noch im Knabenalter (*Plin.* l. c.). 3) Erwähnt Horaz (Serm. I, 10, 28) einen gerichtlichen Redner Pedius: cum Pedius caussas exsudet Poplicola atque Corvinus, wo es zweifelhaft ist, ob Poplicola zu Pedius oder zu Corvinus gehört; denn möglich wär's, daß hier der Sohn des unter 1), der Vater des unter 2) von uns genannten Pedius gemeint sei, und daß eben seine Mutter, oder die Frau des Consular Q. Pedius, aus dem Geschlechte des Messala stamme. Daß der von Persius (I, 85) genannte Advocat Pedius, der, während er eine höchst gefährliche Rechtssache zu führen hatte, doch nicht unterlassen konnte, durch Antithesen und andere rhetorische Kunststückchen sich um den Beifall der Zuhörer zu bemühen, grade der von Horaz genannte Redner des Namens sei, glaube ich ebenso wenig, als Casaubonus, obgleich Passow sich von Neuem dafür erklärt hat. 4) Ein Pedius Blaesus wurde unter Nero von den Einwohnern Cyrene's, wo er also vermuthlich Statthalter gewesen war, wegen Erpressungen belangt und ihm namentlich Schuld gegeben, daß er einen Tempelschatz des Äskulap angegriffen und bei der Aushebung von Soldaten sich durch Bestechung und Gunst habe leiten lassen; er wurde verurtheilt und aus dem Senate gestoßen (*Tacit.* A. XIV, 18), sehr bald aber erhielt er unter Otho, als wäre er in einer Anklage wegen Majestätsverbrechen verurtheilt worden, seinen Senatorenstand zurück (*Tacit.* H. I, 77). 5) Cn. Pedius Pastus war unter Vespasian im J. 824 d. St. (71 n. Chr.) Consul Suffectus. 6) Ein Jurist Sex. Pedius ungewisser Zeit wird in den Digesten öfter citirt, z. B. als Verfasser einer Schrift De stipulationibus (Fr. 6. Dig. de reb. credit.). (*H.*)

Pedler, s. Daniel.

PEDNA wird neben Phellusa von Plinius (H. N. V, 39) als eine kleine Insel im ägeischen Meere genannt. (*Krause.*)

PEDN-BOAR, Vorgebirge der englischen Grafschaft Cornwal, liegt unter 50° 6′ n. Br. und 5° 8′ westl. Länge n. d. Mer. v. Greenw. und ist sechs engl. Meil. vom Vorgebirge Lizard in südöstlicher Richtung entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PEDNELISSOS, eine Stadt an der Grenze von Pamphylien und Pisidien. Strabon (XIV, 5, 667 *Cas.*), welcher bei seiner Beschreibung der pamphylischen und pisidischen Ortschaften sich von West nach Ost wendet, setzt Pednelissos oberhalb Aspendos, läßt dann einen Fluß

*) Vergl. *Marsden*, History of Sumatra, p. 322 sq.

mit vielen kleinen Inseln an der Mündung, und hierauf Side folgen. Pednelissos war eine nicht unbedeutende Stadt, deren Bürger während der Seleucidenherrschaft mehrmals von Kriegsdrangsalen heimgesucht wurden. Als sie einst von den mächtigen Selgern belagert wurde und den Achäos um Hilfe ersuchte, sandte dieser den Garsyeris mit 6000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß ihr zu Hilfe, zu welchen noch 8000 Hopliten der den gebirgigen Theil von Pisidien bewohnenden Etenner und 4000 der Aspendier stießen. Mit dieser vereinten Macht hoffte Garsyeris die Belagerung ohne Weiteres aufzuheben, was ihm aber keineswegs so schnell gelang. Vielmehr vernichteten die Selger 2000 Mann, welche Garsyeris in stiller Nacht mit Weizen in die Stadt zu senden beabsichtigt hatte. Als die Selger, hierdurch übermüthig, nun den Garsyeris selbst angriffen, kämpften sie mit Glück und waren schon dem Siege nahe. Allein die ihnen unvermuthet in den Rücken fallende Reiterei des Garsyeris bewirkte bald ihre Flucht und völlige Besiegung, wodurch Pednelissos befreit wurde (*Polyb.* V, 73, 1—16). Bei den Friedensbedingungen mußten die Selger den Pednelissern alle Gefangenen zurückgeben (*Polyb.* V, 76, 3). Eine frühere Schreibart des Namens ist *Πετνηλισσός*, und eine verdorbene bei Plinius Pletenissus. Münzen, unter dem Kaiser Maximus geprägt, haben *ΠΕΔΝΗΛΙΣΣΕΩΝ* (*Mionnet*, Descr. d. Med. Tom. V). Mannert (VI, 2. S. 116) und Sickler (II, 388) führen diese Stadt als pisidische auf. (*Krause.*)

PEDNOPUM (*Πέδνοπον*), eine libysche Stadt, im sogenannten libyschen Nomos, im Gebiete der Ogdámori. Sie wird nur vom Ptolemäos (IV, 5) genannt (vergl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. Vol. II. p. 107. Lips. 1706). (*Krause.*)

PEDO, eigentlich Breitfuß, Zuname einer römischen Familie; am bekanntesten ist der Dichter Pedo Albinovanus (s. d. Art. Albinovanus); minder bekannt ist Pedo Pompejus, der, nach dem Ende von Seneca's *Ἀποκολοκύντωσις* zu schließen, ein Advocat und Freund des Kaisers Claudius gewesen und doch auf dessen Befehl hingerichtet worden sein muß; einen praefectus equitum Pedo aus der Zeit Tiber's nennt Tacitus (A. I, 60.); einen schlechten Advocaten des Namens erwähnt Juvenal (VII, 129); ein C. Papilius Carus Pedo Vergilianus, oder M. Pedo Verg. war Consul im Jahre 868 d. St. (115 n. Chr. Geb.). Noch andere Personen des Namens kommen auf Inschriften vor. (*H.*)

PEDOMANIS, eine Stadt in Unter-Mösien, nach dem Itiner. Anton. Anderwärts wird sie nicht erwähnt. (*Krause.*)

PEDONIA (*Πηδωνία*), eine kleine libysche Küsteninsel mit einem Hafen, in unbedeutender nordwestlicher Entfernung von Antiphrá (*Strab.* XVII, 1150. *Ptolem.* IV, 5). Der Periplus bezeichnet dieselbe mit dem Namen Pezone, ohne den Hafen zu erwähnen. Dagegen findet er in der Nähe die Klippe Myrmex und die Landspitze Trachea. Auch führte ein Flecken oder kleine Stadt in einiger Entfernung von der Küste den Namen Pedonia (vgl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. p. 107. Vol. II. Mannert 10. Th. 2. S. 26. (*Krause.*)

Pedometer oder Podometer, s. Schrittzähler.

PEDRA D'AYAL, eine kleine unbewohnte Insel von zwei Meilen Umfang, dicht an der Westküste des nördlichen Afrika's, liegt nördlich von der St. Annenbai unter 22° 2′ n. B. u. 1° 1′ östl. L. (*A. Keber.*)

PEDRACA, Pedrazza de la Sierra, spanische Villa im ehemaligen Altcastilien, liegt am Duraton, in der Nähe von Sepulveda. Man versetzt hierher den Geburtsort des römischen Kaisers Trajanus und in dem sehr festen, den Ort schützenden Schlosse wurde der Dauphin von Frankreich, Franz, und dessen Bruder, Heinrich, Beide Söhne Franz' I., lange Zeit gefangen gehalten. (*Fischer.*)

PEDRAGAN, PEDRAGOAN, PEDROGAN, PEDRAGAON, unbedeutende Villa in der portugiesischen Provinz Estremadura, welche, an der Vereinigung des Zezere und der Pera zwischen Coimbra und Tomar liegend, durch den erstgenannten Fluß in zwei durch eine Brücke zusammengehaltene Theile getrennt wird. Der eine derselben, welcher auf dem rechten Ufer des Flusses liegt, wird P. o grande oder Groß-P., der zweite, am linken Ufer befindliche, P. o Pequenho, d. i. Klein-P., genannt. Die reizende Umgegend des Ortes war die Ursache, daß die Könige von Portugal so lange sie zu Coimbra residirten, hier oft ihren Aufenthalt nahmen. Man zählt eine Kirche, zwei Klöster und 1500 Einwohner, welche, was sonst in Portugal nicht häufig ist, starke Bienenzucht treiben sollen. (*Fischer.*)

Pedragaon, Pedragoan, s. Pedragan.

PEDRARIAS (Davila), einer der berühmtesten spanischen Eroberer der neuen Welt, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er stammte aus einem alten, und um die Krone vielverdienten Hause; sein Vater war Schatzmeister und Staatsrath von Castilien, Generalcapitain des Königs D. Enrique in dem Kriege gegen Navarra, und zeichnete sich durch Anhänglichkeit an jenen Fürsten, sowie durch Tapferkeit in den Feldzügen aus, welche theils gegen den Prätendenten D. Alonso, theils gegen Portugal unternommen werden mußten. Auch Pedrarias, der Sohn, verschaffte sich in den Kriegen gegen die Mauren von Granada, Oran und Bugia zeitig den Ruf eines tapfern und umsichtigen Anführers, und erhielt 1514 die Ernennung als Gouverneur von Darien, einer Provinz, wo bisher die Spanier ohne Erfolg große Menschenopfer gebracht hatten. Der Einfluß einer andern Partei würde einen Widerruf jener Ernennung zu Gunsten anderer Bewerber hervorgebracht haben, hätte nicht der mächtige Bischof von Burgos sich für Pedrarias erklärt. Man beschloß 1200 Mann nach Darien abzusenden, und hatte die Auswahl, indem eine nicht zur Ausführung gekommene Expedition des großen Feldherrn Gonzalo de Cordova, eben eine sehr große Menge kriegslustiger junger Männer der vornehmsten Abkunft nach der Hauptstadt gelockt hatte, und wenige geneigt waren unverrichteter Dinge nach ihren Provinzen zurückzukehren. In Sevilla warteten 2000 dieser Krieger auf Pedrarias, der sich gezwungen sah den Bitten nachzugeben und die Zahl seiner Beglei-

ter bis auf 1500 zu vermehren. Auf die Ausrüstung der Expedition wurde eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit verwendet; sie bestand aus 15 Schiffen, die man mit überflüssigen Vorräthen, um eine Colonie zu begründen und Krieg zu führen, belud und kostete dem Könige 54,000 Dukaten*). Juan Diaz de Solis und Juan Vespucio, zwei der geachtetsten Seefahrer Spaniens, erhielten Befehl in Sevilla die Steuermänner der Expedition über die Fahrt nach Amerika zu unterrichten. Die dem Pedrarias gegebenen Instructionen berücksichtigten eine Menge von Fragen, die man ehedem vergaß, und sind ein Zeugniß sehr humaner Gesinnungen gegen die Indier, sowie der Klugheit der Regierung, welche vor Allem die dauernde Abhängigkeit der Conquistadoren wünschen mußte. Dem Anführer der Expedition bewilligte man 366,000 Maravedis jährlichen Gehalt, und im gleichen ansehnlichen Verhältnisse allen Officieren; den Colonisten aber wurden manche wichtige Vorrechte zugesagt. Die Schiffe segelten am 12. April 1514 von San Lucar, begegneten aber sogleich einem so heftigen Sturme, daß zwei untergingen, die übrigen nach Verlust vieler Vorräthe umzukehren gezwungen waren. Nach Ersetzung des Schadens lief die Expedition wieder aus, nahm Holz und Wasser auf Gomera, dann auf Dominica ein, und langte nach ungewöhnlich kurzer Reise in S. Martha an. Die Eingeborenen griffen die Landenden an, tödteten Einige mittels vergifteter Pfeile, erlitten dafür aber das ganze Gewicht eines spanischen Strafgerichts. Die Flotte lief Ende Juli 1514 in den Golf von Darien ein, und Pedrarias wurde von dem in jener Gegend herrschenden Conquistador Balboa als rechtmäßiger Gouverneur anerkannt. Die Schicksale der golddürstigen Begleiter des Pedrarias, und die Züge derselben zur Eroberung des Landes sind an einem andern Orte beschrieben worden (s. d. Art. Panamá). Pedrarias lud den Haß aller Rechtlichen durch die Verfolgung und Hinrichtung Balboa's auf sich, und hatte so viel mit Parteien zu kämpfen, daß er ermüdet wurde, und eine eigene Colonie sich zu begründen beschloß. Er schickte (1524) Hernandez de Cordova mit einigen Schiffen nach Nicaragua, traf aber dort Gil Gonzalez mit Eroberung beschäftigt. Der Capitain Soto trat fast zugleich und später auch Christoval de Olid in jenen Gegenden auf, und so entstanden Uneinigkeiten und Kämpfe, welche mehren der herumziehenden Conquistadoren das Leben kosteten, und von zu geringem Interesse sind, um hier verfolgt werden zu können. Sie endigten damit, daß Pedrarias, der inzwischen einen Nachfolger in Panamá erhalten, und sich in Spanien den Titel eines Gouverneurs von Nicaragua verschafft hatte, von der Provinz Besitz ergriff (1527), ein Schritt, zu welchem ihn ebenso wol Abneigung gegen die Behörden und Bewohner von Darien, als Furcht vor Cortez bestimmen mochte, welcher damals im südlichen Mexico sich aufhielt, und vielleicht nicht ungeneigt sein mochte vorzudringen, um den Unordnungen unter den Spaniern ein Ende zu machen. Mehre seiner ehemaligen Nebenbuhler um den Besitz der Provinz bestrafte Pedrarias mit vieler Härte; mit einem, Salcedo, der sich mancher Übelthat schuldig gemacht hatte, söhnte er sich jedoch wieder aus, und schloß mit ihm sogar ein Bündniß. Die Indier, Zeugen dieser Uneinigkeiten, erhoben sich, unterlagen aber endlich doch den Weißen. Die Eroberer von Peru, namentlich Almagro, beschwerten sich bitter über die Verweigerung aller Unterstützung, welche sie in Nicaragua erfahren hatten, und noch manche andere Klage wurde gegen den Gouverneur laut, der keinen Widerspruch vertrug und in der Wahl der Mittel nicht bedenklich war, wenn es sich darum handelte, die eigene Macht zu sichern, einmal sogar (1530) einen ernsten Aufstand in Leon dadurch hervorbrachte, daß er mit Umgehung aller gesetzlichen Formen seine Anhänger und Diener im öffentlichen Dienste anstellte. Er erhielt dennoch von Spanien aus den Titel eines Alguazil mayor von Nicaragua, sowie die Erlaubniß auf zwei Jahre nach Europa zu kommen, starb jedoch (Ende Juli 1531), ohne dieselbe benutzt zu haben. (*E. Pöppig.*)

*) Herrera (D. I. l. X. c. 7) bemerkt, daß mit dieser Summe mehr ausgerichtet worden, als man in seinen Zeiten mit mehr als 200,000 ausführen könnte. Über die Ausrüstung ebendaselbst (c. 11).

Pedrazzo, s. Predazzo.

PEDRE FORTE, Dorf im französischen Departement der Ostpyrenäen, liegt im Gebirge und hat in seiner Nähe ein Silberbergwerk. (*Fischer.*)

PEDRETERTHAL, richtiger Bedreterthal, Val di Bedreto (da dieses Thal im Buchstaben B fehlt, so wird es hier nachgeholt). Ein an der Südseite des Gotthards liegendes, in westlicher Richtung ungefähr vier Stunden lang fortgehendes Thal. Der Name kommt von bedra, welches in der tessinischen Mundart Birke (betula alnus) bedeutet. Es bildet den obersten Theil des Livinerthales im Canton Tessin, welches sich bei Airolo westlich wendet, während bis dahin seine Richtung von Süden nach Norden geht. Bei Airolo verläßt die große Gotthardsstraße das Livinerthal und steigt weiter gegen Norden zum Val Tremola und durch diese furchtbare Kluft zu der Höhe des Gotthardspasses empor. Das Bedreterthal hingegen steigt gegen Westen sanft empor bis zum Hospitium Al Aqua, von wo der eine Weg über den 7570 Fuß hohen Bergpaß Lufenen (Lovena), auch Nufenen, in sechs Stunden durch das Eginenthal nach Obergestelen im Wallis führt; der andere Weg führt ebenso hoch in südlicher Richtung nach dem Formazzathale. Im Bedreterthale liegen von Osten nach Westen die Dörfer Villa, Bedreto, Ronco, von welchem der westlichste Theil des Thales auch den Namen Runggerthal hat. Bis Ronco wird im Thalgrund noch Getreide gebaut; weiterhin, sowie an den Abhängen, findet nur Alpenwirthschaft statt. Das Thal vereinigt aber in der sehr kurzen warmen Jahreszeit von Mitte Juni bis Mitte Septembers, die kräftige Vegetation der südlichen Gebirgsabhänge mit dem frischen Grün der Alpen. Es ist gegen die Nordwinde durch die hohe Gebirgskette des Gotthardsstockes, welche dasselbe vom Urserenthale scheidet, gedeckt und die Nadelholzwälder steigen bis zur Höhe von 5780 Fuß über das Meer empor. In dieser Kette erhebt sich der Fibia, der Fieudo, der Pic Luzendro, der

Orsino über 9000 Fuß. Mehre prachtvolle Gletscher und Wasserfälle auf der Nord- und Südseite bilden mit dem fruchtbaren Thalgrunde, den Viehweiden und Waldungen der Abhänge und den im italienischen Styl gebauten Kirchen und Dörfern ein Ganzes von seltener Schönheit. Aus diesen Gletschern entspringt einer der Hauptarme des Tessins, der sich nahe bei Airolo mit dem vom Gotthard herunterkommenden Arme vereinigt. Der Thalgrund ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. Die Berge, die das Thal unmittelbar einschließen, bestehen bis zur Spitze aus Glimmerschiefer von mannichfaltiger Mischung. Politisch gehört das Thal zum Kreise Airolo des Bezirks Leventina, im eidgenössischen Canton Tessin. Wie aus dem ganzen Canton, so gehen aus dieser Gegend viele Einwohner für längere oder kürzere Zeit nach Italien, und kehren dann mit ihrem Erwerbe wieder nach Hause (vergl. d. Art. Peccia). Die aus dem Bedreterthal sind besonders auf dem Lande willkommen für die Besorgung des Viehes. (*Escher.*)

PEDRILLO, auch POTRILLO oder PORTERILLO, einer der höchsten Berge der Insel Cuba, gehört der Gebirgskette an, welche parallel mit dem weit längern, aber bedeutend niedrigern Höhenzuge in der Mitte der Insel sich längs der Südküste zwischen dem Gebiete von Espiritu Santo und der Hafenstadt Trinidad erstreckt, und liegt in der Nähe der Letztern im Mitteldepartement. Seine Höhe wird auf 7700 Fuß geschätzt. (*A. Keber.*)

PEDRO I., Kaiser von Brasilien. Don Pedro Alcantara wurde zu Lissabon am 12. Oct. 1798 geboren und war zweiter Sohn Johann's VI., des Prinzregenten von Portugal seit dem 10. März 1792. Sein Leben fällt somit in einen Zeitraum von Stürmen und Umwälzungen, die das westliche Europa bis in die Grundfesten erschütterten, und gradweis, wenn auch ohne allgemeine Umgestaltung hervorzubringen, in allen andern Ländern des Welttheils fühlbar wurden, zuletzt selbst die Losreißung der fernen amerikanischen Colonien von Spanien und Portugal veranlaßten. Gezwungen durch die Unwiderstehlichkeit dieser Vorgänge trat Don Pedro in eine Laufbahn, die von der seiner Väter gänzlich verschieden, durch Tausende von Hindernissen führte, zu Kämpfen und Gefahren leitete, Muth, Ausdauer und Umsicht erheischte, und nur an ihrem fernsten, nicht erreichten Ende, zu einem unsichern Erfolge Hoffnung machte. Das kurze Leben dieses Fürsten ist daher an Begebenheiten reicher und zeugt von größerer Energie und thätigerem Eingreifen in das Rad der Völkerschicksale, als die Geschichte der vielen schwachen Monarchen, die seit langer Zeit die Throne der Halbinsel behauptet hatten. Gewaltige Ereignisse erschütterten zuletzt selbst das alte Haus Braganza, dem die Entlegenheit seines Reiches vom Herde der politischen Bewegungen Europa's keine Sicherheit verliehen. Napoleon entschied mit einem Federzuge (11. Nov. 1807) seinen Untergang. Der bedrohten Regentenfamilie blieb nichts übrig, als, dem Rathe des verbundenen Englands folgend, sich freiwillig nach Brasilien zu exiliren. Die Flotte lief am 1. Jan. 1808 in Bahia, am 7. März in Rio Janeiro ein, die erste, die einen europäischen Herrscher nach seinen amerikanischen Colonien geführt. Das Volk empfing den König mit lautem Jubel, denn es versprach sich goldene Tage von der Gegenwart seines Monarchen. Wenn auch einige der Vornehmeren und Gebildeteren unter den Eingeborenen, die freilich die überspannten Hoffnungen der Menge nicht hegen konnten, diesen Enthusiasmus theilten, so geschah dieses, weil sie auf Erfüllung eines langgehegten Wunsches, Freiwerdung von dem Joche Portugals, Erlangung einer Nationalität und Gleichstellung mit dem Mutterlande hofften, Vortheile, die man Anfangs mit der Vereinigung beider Kronen auf einem Haupte für verträglich hielt. Unter allen Ländern Europa's ging keines den gewaltigen Veränderungen des Jahrhunderts übler vorbereitet entgegen als Portugal. Gutmüthige, aber schwache, friedliche, aber muthlose Fürsten waren sich gefolgt, und hatten die Regierung bald den Ministern und hohem Adel, am häufigsten jedoch der Geistlichkeit überlassen. Was irgend zur Unterjochung des Volkes dienen konnte, hatte diese mit folgerechter Festigkeit und Klugheit durchgeführt; sie hatte durch ein sicheres, auf alter Erfahrung beruhendes Verfahren ihre Herrschaft fest begründet, und den Verstand der großen Menge in Fesseln geschlagen. Nur für sich selbst besorgt und im Besitze des mächtigsten Einflusses, hatte sie die Volksbildung verhindert, eine Menge von Misbräuchen befördert und aufrecht erhalten, und in Verbindung mit dem ebenso unwissenden als despotischen Adel die Mittel des Staates erschöpft, seinen Haushalt in größte Unordnung gestürzt, und dem Königreiche seine politische Bedeutung geraubt. In allen Zweigen der Verwaltung herrschte Willkür; der Landmann wurde hart bedrückt ohne Vortheil für die öffentlichen Cassen, die reichen, weitausgedehnten Colonien warfen unverhältnißmäßig wenig ab, und Hungersnoth ergriff nicht selten die Provinzen, wo große und fruchtbare Ländereien unangebaut liegen blieben. Wissenschaftliche Kenntnisse und aufgeklärte Ansichten waren das Eigenthum der Wenigen aus dem Gelehrten- oder Kaufmannsstande, die zum Reisen Veranlassung gehabt; die Menge aber lag in den Banden eines mittelalterlichen Aberglaubens und großer Unwissenheit. Wenn schon im Mutterlande die Sittigung auf so niedriger Stufe stand, so boten die brasilischen Colonien ein noch weit traurigeres Beispiel. Reichthum der Natur und Leichtigkeit des Lebens beförderten die angestammte Neigung zur Trägheit; Bevorzugung der Europäer hinderte die Erhebung einheimischer Industrie und selbst des Handels, mehr als manche noch vollgültige, aus unklaren Ansichten über Staatswirthschaft entsprungene Gesetze; der Verbreitung von Civilisation und der Wirksamkeit der wenigen Schulen war die Verstreutheit der Bevölkerung über weite Räume ebenso entgegen wie der Ausübung der öffentlichen Gerechtigkeit, und daher verstand nur die geringste Zahl der untern Volksclassen zu lesen, während im Innern das Recht des Stärkern oft ausschließliche Geltung fand. Der Aberglaube war vielleicht nicht ganz so groß wie in dem Mutterlande, denn sonderbarer Weise haben sowol spanische als portugiesische Colonisten in Amerika von jeher eine gewisse Ungeneigt-

heit gegen unbedingte Unterwerfung unter das Priesterjoch zu Tage gelegt, dafür herrschte aber, namentlich in den Seestädten, ein auffälliger Mangel an Sittlichkeit und Grundsätzen. Ein Nachtheil, den das Mutterland nicht kannte, traf Brasilien in seinen Negersklaven und der Zusammensetzung der untern Volksclassen aus farbigen Mischlingen des verschiedenartigsten Ursprunges, also aus Menschen ohne wesentliches Eigenthum, ohne Erziehung und ohne Betrieb, die, obgleich den Portugiesen an Zahl wol hundertfach überlegen, dennoch von diesen mit Hochmuth oder Verachtung behandelt, und vom Gesetze nur unvollkommen beschirmt, sehnsüchtig des Tages harrten, der ihnen Gewicht und Macht im Staate bringen würde. Nicht wenige Brasilier der höheren Stände und weißer Abkunft theilten seit längerer Zeit diese Gesinnungen ihrer farbigen Landsleute, und die, seit Ende des 18. Jahrhunderts in den spanischen Colonien immer klarer hervortretende Neigung zur Unabhängigkeit blieb auch in Brasilien nicht ohne Folgen, indem man den geringen Vortheil der Verbindung mit dem Mutterlande zu erwägen begann, und durch nationale Eitelkeit und Unwissenheit verführt zu der Ansicht gelangte, daß Portugal nur durch Brasilien erhalten werde, und daher nicht zum Regieren, sondern zur Unterwürfigkeit bestimmt sein solle. Die Bedrückungen und die Parteilichkeit der höheren portugiesischen Angestellten, die oft nur der Gunst ihr Amt zu danken hatten, ihre niedrige Herkunft verriethen und ungebildeter waren als die vornehmern Creolen, machten die Regierungspartei höchst verhaßt, die übrigens auf sogenanntes Recht und eine nur eingebildete Stärke pochend, alle Regeln der Klugheit den Colonisten gegenüber vernachlässigen zu können glaubte. Der Wohlstand war nur in den höheren Classen der Landbesitzer bedeutend, die Summe der Erzeugnisse bei alledem gering, indem zur Belebung des Ackerbaues durch die Regierung nichts geschah, und die Mehrzahl es bequemer fand, durch Betreibung des Bergbaues, vielmehr durch Aufsuchung von Goldwäschen, die nur Einigen Erfolg bringen konnten, ein wechselndes, oft großes, dann aber plötzlich schwindendes Einkommen zu erzielen. Die Mittelclasse war zufrieden im Besitze einer geringen Sklavenzahl, deren Arbeit grade hinreichte die Eigener zu erhalten; sie führte, so weit sie aus Landleuten des Inneren bestand, ein Wanderleben, bauete bald hier, bald dort sich an, verwüstete die Wälder, lebte fast ganz in Unabhängigkeit, und war dem Staate, der sich im Übrigen kaum um sie bekümmerte, von keinem Nutzen. Gesetze und Regierungsweise waren, so weit sie nicht durch Pombal Veränderungen erfahren hatten, ziemlich noch diejenigen des 17. Jahrhunderts, und boten durch Lücken oder Widersprüche die beste Gelegenheit zum Unterschleife und zur Willkür. Der öffentliche Haushalt kostete sehr große Summen, und dennoch war das System der Verwaltung in größter Unordnung, das Land fast wehrlos, so weit es nicht durch die sehr theueren portugiesischen Truppen beschützt wurde. Nur auf dem Papiere bestanden die Schulen und höhern Lehranstalten, die in jeder Provinzialhauptstadt seit Pombal begründet, alljährlich starke Summen in Anspruch nahmen; für die entlegensten, meist nur von getauften Indiern bewohnten Gegenden sorgten allein Missionaire in viel zu geringer Zahl, um wirklich Nutzen bringen zu können. Der großen Masse des Volkes waren alle hellere Ansichten über seine und der Regierung Rechte um so fremder, je absoluter die letztere von jeher aufgetreten war. Nur in den Städten bestanden einige öffentliche Blätter, deren stets unbedeutender Inhalt von angestellten Portugiesen, der Geistlichkeit und Advocaten geliefert wurde, und allgemeinere Interessen unerwähnt ließ. Da die Brasilier allein in den Hauptstädten von den Maßregeln der Behörden berührt wurden, im Innern und zumal auf dem Lande, die Regierung blos dann bemerklich wurde, wenn sie die nicht hohen Abgaben durch einzelne Beamte einfodern ließ, die oft einen District von mehr als 50 □ Meilen unter sich hatten, da endlich, mit Ausnahme der weit entlegenen Grenzforts, die Truppen allein an der Meeresküste vertheilt waren, so lebte die große Masse der Bevölkerung in Gleichgültigkeit gegen ihre Beherrscher, ohne Haß gegen dieselben, aber auch ohne eine zu Opfern entschlossene Zuneigung. Wenn der Widerwille gegen die Europäer hin und wieder eine vorübergehende Spannung erzeugte, so wurde vielleicht ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft rege, allein die allgemeine Unwissenheit gestattete nirgends die Fassung eines richtigen Urtheils, und noch viel weniger verständige Plane zur Abhilfe der Übelstände, die im Ganzen mehr negativer Art, vom Landmanne, der in roher Genügsamkeit lebte, nur wenig empfunden wurden. Auf Unterstützung von Seiten des Volkes hätte also selbst eine das Beste wollende Regierung nicht zählen dürfen. Die Brasilier von höherer Abkunft begnügten sich vollkommen mit den Stellen, die Rang und Titel, gewöhnlich nur ein geringes Einkommen, nie aber wirklichen und großen Einfluß verliehen, und brachten, um sie zu erlangen und ihrer Eitelkeit Befriedigung zu schaffen, gern ihre Volksgefühle zum Opfer. Daher bekannte ein beträchtlicher Theil der reichen und vornehmeren Familien Brasiliens sich unbedingt zur portugiesischen Partei, und war Veränderungen der einmal eingeführten Formen nichts weniger als hold. Familienverbindungen mit dem Adel des Mutterlandes wurden viel gesucht, denn zu dem thörichten Stolze auf höhere Abkunft, der die Völker der Halbinsel von jeher ausgezeichnet hat, gesellte in dem Creolen sich noch der Stolz auf weiße Farbe, die den Familien freilich nur durch Aufnahme von europäischen Schwiegersöhnen zu erhalten war. Die Aristokratie gehörte daher meist nur dem Namen nach zum Volke. Redliche und das Beste des Vaterlandes wollende Beamte würden unter ihr so wenig zu finden gewesen sein, als in den niedern Classen, die zur Verwaltung wichtiger Stellen wegen Unwissenheit, Bestechlichkeit und schlaffen Wesens unfähig waren.

Die Versetzung des lissaboner Hofes nach Brasilien konnte für dieses Land nicht ohne wichtige Folgen bleiben. Mit dem Regenten langten viele Portugiesen an, die wenigstens weit mehr gebildet waren als diejenigen ihrer Landsleute, die ehedem in der Colonie sich anzusiedeln pflegten. Diplomatische Agenten, Künstler und eu-

ropäische Kaufleute ließen sich in Rio nieder, der Handel zog zahlreiche Fahrzeuge herbei, die politischen Verhältnisse brachten See- und Landofficiere fremder Herkunft in das Land, und fast in allen Häfen erschienen auf längere oder kürzere Zeit britische Kriegsschiffe. Die bis dahin mit wenigen Ausnahmen auf ihr Land beschränkt gebliebenen Brasilier empfingen einen völlig neuen Kreis von Begriffen, und eine gewisse Civilisation fing an sich auszubreiten, von welcher jedoch zu bedauern war, daß sie nicht den regelmäßigen Entwickelungsgang durchlaufen hatte, sondern nur das Äußere berührend, und ohne feste Unterlagen zu besitzen, auf einmal über das Land hereinbrach. Daß unter solchen Umständen das alte System nicht länger ausschließlich anzuwenden sei, und daß die Zeit Verbesserungen verlange, lag zu offenbar da, um dem König Johann VI. und seinen Räthen entgehen zu können; allein man zögerte und fand es schwer sich selbst zu überwinden, als es galt, den bis dahin gering geschätzten Creolen Vorzüge einzuräumen, die ehedem nur der Portugiese in Anspruch nehmen durfte, und die Äußerungen eines Volkes zu beachten, das man von jeher als zum Gehorchen bestimmt betrachtet hatte. Die Regierung trat, obgleich mit unverkennbarer Scheu, endlich doch in nähere Berührung mit den Brasiliern, sie hörte ihren Vorstellungen zu, und der gutgesinnte König würde auf jeden billigen Wunsch eingegangen sein, hätten die Minister, als Häupter der altportugiesischen Partei, ihn nicht auf jede Weise gehindert, und die Ausführung manches Planes hintertrieben, welcher die Vermehrung des Wohlstandes und Beförderung der Civilisation unter den Brasiliern bezweckte. Don Pedro, seit dem 17. Dec. 1815, also seit der von seinem Vater ausgesprochenen Erhebung Brasiliens zum Königreiche, zum königlichen Prinzen erklärt, nahm sich des Landes mit Wärme an, das er liebgewonnen, und dessen Bedürfnisse er um so leichter erkannt hatte, da er den Umgang mit Eingeborenen aller Classen nicht abgewiesen, sondern vielmehr gesucht hatte. Der König würde den Thronerben gehört und nach seinen Vorschlägen gehandelt haben, wenn der portugiesischen Partei, welcher Don Pedro's freisinnige Denkungsart verhaßt sein mußte, es nicht gelungen wäre, zwischen beiden ein Misverhältniß hervorzurufen, das bald der Menge bekannt wurde, und dem Prinzen, den man als Opfer seiner Zuneigung zu Brasilien betrachtete, die Achtung und Liebe der Eingeborenen verschaffte. Ruhige Zurückgezogenheit vermochte diesen nicht gegen die Anfeindungen der Partei zu schützen, die selbst in der Bescheidenheit des Thronfolgers, sich von aller Einmengung in Staatsgeschäfte entfernt zu halten, nur eine Maske geheimer und höchst gefährlicher Anschläge erblickte. Es leidet keinen Zweifel, daß es Don Pedro unendlich schwer gefallen sein muß, schweigend dem Unwesen und dem Despotismus der Minister zuzusehen, die, wie er klar erkannte, bei längerer Dauer nothwendig die schlimmsten Folgen haben mußten, und das Haus Braganza um die schönste seiner Besitzungen zu bringen drohten. Die Mittel, um dem Treiben jener verblendeten Partei ein Ende zu machen, lagen in des Prinzen Hand. Die Unzufriedenheit der Brasilier war so groß, das Beispiel der spanischen Colonien so lockend, daß eine früher unbekannte Gährung sich an vielen Orten kund gab, und der junge sehr beliebte Fürst nur nöthig hatte, sich offen gegen die portugiesische Misherrschaft zu erklären, um augenblicklich Tausende um sich zu sammeln. Die Gefühle des Sohnes siegten, und hielten Don Pedro in den Schranken der Unterwürfigkeit, bis die Revolution von Porto (24. Aug. 1820) sich zugetragen, und ihn zu der Überzeugung gebracht hatte, daß ein solches Beispiel nicht folgelos an den Brasiliern vorübergehen könne, Taubheit aber gegen die Mahnungen der Zeit einen völligen Umsturz der Ordnung und Gesetze herbeiführen werde. Zum ersten Male seit langer Zeit wendete er sich persönlich an den König, um über Angelegenheiten des Staats mit ihm zu sprechen, und widerlegte mit Gründen der Vernunft und des Rechts den Rathschlag der hartnäckigen und kurzsichtigen Minister, die statt eines billigen Vergleiches mit dem Volke des Mutterlandes, Krieg, sei es mit den Mitteln Brasiliens oder Englands, gegen dasselbe wollten. Der König schwankte ergriffen von dem traurigen Bilde der Lage seiner beiden Königreiche, das ihm Don Pedro mit nachsichtsloser Wahrheit und warmem Gefühl entworfen, allein seine Entschlüsse erlagen von Neuem den Reden seiner Räthe, die stets von äußerster Strenge als dem einzigen Mittel sprachen, die Völker nur mit Verachtung erwähnten, und endlich in höchster Erbitterung so weit gingen, Don Pedro's Verhaftung und Transportirung nach Gibraltar als Mittel vorzuschlagen, um Brasilien zu beruhigen. Noch ehe aus diesem Zögern des Königs, zwischen dem Rathe der Minister und des Sohnes sich positive Folgen entwickelt hatten, brach das lange im Verborgenen glimmende Feuer in helle Gluth aus. In den ersten Monaten 1821 revoltirten die Bewohner von Madeira und den azorischen Inseln, und führten die Constitution der Cortes ein; in Brasilien begann das Drama der noch heute nicht beendeten Umwälzungen am ersten Tage des Jahres mit einem Tumulte der Garnison von Pará, die ohne Widerstand zu erfahren die neue Verfassung ausrief. Das reiche und betriebsame Bahia hatte kaum von diesen Vorgängen Kunde, als auch da (10. Febr.) eine länger vorbereitete Verschwörung ausbrach, und nach einem blutigen Gefechte die Constitution in Wirksamkeit trat. Die Regierung von Rio Janeiro kam nun endlich zu der Überzeugung, daß Etwas geschehen müsse, um dem Umsichgreifen des revolutionären Geistes zu begegnen; sie versprach Einführung der portugiesischen Verfassung in Brasilien und berief zum Zwecke der Berathung die Abgeordneten der Provinzen. Allein man hatte durch die lange Zögerung die Leitung der Volksbewegung aus den Händen gegeben, und mußte sich zur unbedingten Annahme der neuen Verfassung erklären, nachdem am 26. Februar das Linienmilitair sich erhoben, den Platz Rocio besetzt, und mit fernerem gewaltsamen Einschreiten gedroht hatte. Dem Muthe und der Popularität des Kronprinzen verdankte man allein die Beruhigung der tobenden Menge; er machte zwischen dieser und dem Könige den Vermittler, erlangte von dem letzteren die Anerkennung der Constitution und einen voll-

ständigen Ministerwechsel. Persönlich las er von einem Balcon herab dem Volke die königlichen Beschlüsse vor, und steigerte den Enthusiasmus der Menge dadurch auf das Höchste, daß er den solcher Scenen sehr ungewohnten König überredete, noch an demselben Tage sich in der Mitte der Aufrührer zu zeigen. War nun auch eine neue Verfassung erlangt und diese von dem Beherrscher Brasiliens selbst beschworen, war somit der Zweck des Aufstandes völlig erreicht, so blieb die Partei der Bewegung darum nicht stehen. Wie es in allen ähnlichen Fällen geschieht, wenn die Menge einer schlechten, und dennoch in blindem Sicherheitsgefühle befangenen Regierung, durch plötzliche Erhebung Bewilligungen abgedrungen hat, so fügten die Parteien bald neue und immer häufigere Foderungen zu den bereits gewährten, verwarfen das eben erst Beschlossene, um Unausführbares oder ganz Verkehrtes an seiner Stelle zu verlangen, und suchten die schwache Regierung durch Gewalt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die in Rio Janeiro versammelten Wahlmänner widersetzten sich der Abreise des Königs nach Portugal, die allerdings nicht ohne gute Gründe beschlossen worden, obgleich sie Don Pedro's Ansichten nicht entsprach, der Portugal geringeren Gefahren ausgesetzt glaubte als Brasilien, und außerdem das letztere Land für das beiweitem Wichtigere erklärte. Man wollte den König zwingen die spanische Constitution in Brasilien einzuführen, jedoch fand dieses arge Treiben der revolutionairen Partei so wenig den Beifall aller Volksclassen, daß der plötzliche und sehr blutige Angriff der Regierungstruppen auf die versammelten Wahlmänner (in der Börse zu Rio den 21. April) weder Bedauern noch viel weniger einen Volksaufstand hervorrief. Johann VI. segelte am 26. April von Rio ab, nachdem er den Kronprinzen Don Pedro zum Regenten von Brasilien ernannt und mit Vollmachten der unbeschränktesten Art versehen hatte. Die Stellung eines Statthalters und Vertreters des monarchischen Princips in der Mitte eines vom Schwindel ergriffenen und durch geheime Umtriebe aufgeregten Volkes fand selbst der beliebte Kronprinz nach kurzer Zeit sehr schwierig. In Pernambuco (6. März) und Montevideo (20. März) hatte, wie an andern Orten, das Militair sich gegen die alte Regierung aufgelehnt, der Constitution zwar Eingang verschafft, allein zugleich eine Menge von Unordnungen herbeigeführt. Die Neigung zum Revoltiren griff in den Provinzen immer weiter um sich; nachdem man ständische Vertretung erlangt, tauchte die Abneigung gegen Portugal so mächtig auf, daß Trennung bereits besprochen wurde. Die Unwissenheit der Parteien ging so weit, daß jede ihre Provinz in einen unabhängigen Staat verwandeln zu können meinte, und wirklich gegen Ende des Jahres 1821 nur die Provinz Rio Janeiro dem Prinzregenten gehorchte, alle andere aber nach Gutdünken sich selbst regierten, und die Verbindung mit den königlichen Behörden der Hauptstadt und dem Regenten aufgegeben hatten. Die lissaboner Cortes trugen jedoch zum Theil die Schuld dieser Anarchie, denn ungewarnt durch das Beispiel der Cortes von Cadiz, die durch hartnäckige Verweigerung gewöhnlicher Gerechtigkeit den Bruch mit den Colonien in Amerika unheilbar gemacht, blieben sie bei der nicht länger durchführbaren Ansicht, welche den Pflanzörtern jeden Grad von Selbständigkeit versagt, und sie als große Güter des Mutterlandes betrachtet, die man nach Gutdünken und ohne Furcht vor Widerspruch verwalten darf. Am meisten wurde (Anfang Decembers) die Misstimmung der Brasilier durch den nichts Gutes weissagenden Beschluß der Cortes (vom 29. Sept.) vermehrt, welcher den Kronprinzen und die europäischen Truppen nach Portugal zurückberief. Man vermuthete in dieser Maßregel einen Versuch, um Brasilien um die Garantie seiner Verfassung zu bringen, die großentheils auf der Person Don Pedro's ruhte, und fürchtete dieselben Truppen nach einiger Zeit im Sold der Cortes und zur Unterjochung des Landes bestimmt zurückkehren zu sehen. Das Mistrauen erstreckte sich bald auf den Prinzen selbst, von welchem man argwohnte, daß er im Geheimen mit der lissaboner Regierung sich verstände; der beste Wille desselben, durch Thaten das Volk für sich von Neuem zu gewinnen, blieb erfolglos, da Niemand seine Befehle auszuführen willig war. Noch weniger fruchteten seine Proclamationen, denn zu Worten allein war die Zeit vorüber. Die Junta, welche zu Folge der Verfassung zusammengetreten war, um provisorisch die Angelegenheiten des Landes zu regeln, brachte zur großen Freude des Volkes den Regenten dahin, den Entschluß bekannt zu machen, daß er in Brasilien bleiben, und also dem Befehle der lissaboner Cortes nicht gehorchen wolle. Die portugiesischen Truppen glaubten ihre alte Herrschaft über die Brasilier geltend machen zu können, und die Abreise des Regenten zu erzwingen, allein das Volk trat so energisch gegen sie auf, daß sie, ohne es zum Äußersten zu treiben, sich unterwarfen (12. Jan. 1822). Indessen war in dieser Angelegenheit keinesweges das ganze Land einstimmig, denn die Intriguen der Cortes, die in Don Pedro nur einen Abtrünnigen und die eigentliche Stütze der brasilischen Partei erkannten, hatten es veranlaßt, daß einzelne Provinzen, Pernambuco, Bahia, Maranham, sich wenig um ihn kümmerten, und auf Trennung ihrer Sache von jener der Provinz Rio Janeiro losarbeiteten. Die Verwirrung wurde daher immer größer, und namentlich riß in den Finanzen, trotz der besten Maßregeln und der Entsagung Don Pedro's, der eben nur wie ein wohlhabender Bürger lebte, eine so große Verarmung ein, daß ein entwerthetes Papiergeld allein noch übrigblieb, um Theile der Gehalte und Löhnungen zu zahlen, die Staatsbank aber mit drohender Schnelligkeit sich ihrem Untergange näherte. Der schnelle Entschluß des Regenten, und seine sichtbare Lossagung von dem illiberalen Treiben der portugiesischen Cortes, hatten die gute Wirkung, die wichtigen Provinzen von Minas und St. Paulo der Regierung zu gewinnen, und von Neuem stieg die Popularität Don Pedro's, als er gegen die unfern Rio Janeiro gelagerten und bewachten, aber immer noch zum plötzlichen Losbruche geneigten europäischen Truppen, mit so viel Energie eine kriegerische Demonstration unternahm (9. Febr.), daß diese zur lange verzögerten Einschiffung zu schreiten gezwungen waren. An die Stelle der Mini-

ster, die Johann VI. bei seiner Abreise eingesetzt, und die als unfähig oder unredlich erkannt worden waren, zum Theil aus Furcht sich freiwillig zurückzogen, hatte Don Pedro (16. Jan.) andere, und zwar geborene Brasilier, einberufen, und das Glück gehabt, zum Minister des Innern, der Justiz und des Auswärtigen, vielmehr zum Präsidenten des Ministerrathes einen hochverdienten, und allgemein geachteten Mann, Josua Ignaz de Andrada, zu erhalten, der vorher das Amt eines Vicepräsidenten der Provinz S. Paulo bekleidete. Der Erfahrung, der Rechtlichkeit und Klugheit dieses würdigen Greises verdankte es der Regent, daß seine eigenen guten Absichten und wohlangelegten Plane nicht länger ohne Unterstützung und Erfolg blieben, und in kurzer Zeit sehr vieles zur Beruhigung des Landes und Wiederherstellung der Gesetze geschehen konnte. Das Volk erkannte diese gedeihliche Thätigkeit, und legte durch Beschluß der Municipalität vom 13. Mai dem Regenten den Titel eines immerwährenden Protectors von Brasilien bei. Gestützt auf seine zunehmende Macht unterdrückte jener mit Leichtigkeit einen in der Provinz S. Paulo von portugiesisch Gesinnten angezettelten Aufstand, während fast gleichzeitig ein in der Hauptstadt selbst entstandener Aufruhr von dem kräftigen Ministerium beseitigt wurde. Indessen gingen die Angelegenheiten Brasiliens dennoch der Entwickelung unaufhaltbar entgegen. Die Brasilier hatten zwar durch Don Pedro die Constitution erhalten, sie hatten sogar erlangt, daß der Körper der Repräsentanten zur constituirenden Versammlung wurde, in welcher man die Abänderungen der portugiesischen Verfassung berieth, und das Verhältniß zu Portugal, als dem herrschenden Mutterlande, zu regeln suchte, ohne sich um die Einreden und Drohungen der Cortes zu bekümmern, allein sie waren der Masse nach mit allem Diesen nicht zufrieden, sondern begehrten vollständige Trennung und Errichtung eines unabhängigen Staates. Ein Decret der Cortes kam zur Zeit der höchsten Spannung an, und führte das Unvermeidliche schnell herbei. Strenger und unnachsichtlicher als irgend einer der Befehle, die je von Lissabon oder Madrid nach Südamerika gesendet worden, um die Ketten der Colonien zu vermehren oder zu befestigen, entzog es den Brasiliern manche von jeher genossene einfache Rechte, hob alles auf, was bisher geschehen war, um Ordnung und Gesetzlichkeit in die Verhältnisse der Bürger zur Regierung zu bringen, verurtheilte diese zum blinden, sklavischen Gehorsam, und drohte den Widersetzlichen mit der härtesten Bestrafung. Ein solches Document mußte selbst des Regenten Unwillen erregen, der in täglicher Berührung mit dem brasilischen Volke die Überzeugung erlangt hatte, daß dieses unkluge und herrische, des Nachdrucks ermangelnde Verfahren nicht allein Portugals Herrschaft auf immer vernichten, sondern Brasilien ohne Zweck und Vortheil für das Mutterland von Neuem in blutige Aufstände verwickeln, die eben nur besiegte Anarchie zurückrufen müsse. Dem Drange der Zeit gehorchend, und entschlossen dem nahen Unheil vorzubeugen, durch einen Schritt, den er bisher nicht ohne Schwierigkeit und Schaden verschoben hatte, erließ Don Pedro am 1. Aug. 1822 eine Proclamation an die Brasilier, in welcher er sie zur Unabhängigkeitserklärung auffodert, die Errichtung eines constitutionellen Throns verlangt, jedoch denselben für Johann VI. als König in Anspruch nimmt. Das Volk erkor sich statt des Vaters den Sohn, und feierte am 12. October die Wahl desselben, indem es ihm den Titel eines Kaisers beilegte. Die Krönung erfolgte am 1. December, an dem Tage, wo 182 Jahre früher durch eine glückliche Revolution Portugal von Spaniens Herrschaft sich befreit, und das Haus Braganza den Thron bestiegen hatte.

Brasilien stand nun als unabhängiges Reich da, denn an Versöhnung mit dem Mutterlande, an Schließung irgend eines Vertrags war nach so entscheidenden Schritten nicht mehr zu denken, zumal weil die ehemalige Colonie als Grundbedingung jedes Versuchs der Annäherung, Erkennung ihrer Unabhängigkeit verlangte. Die Gefühle Don Pedro's, der stets mit kindlicher Liebe und höchster Achtung seinem Vater zugethan gewesen, mögen nicht beneidenswerth gewesen sein, als ihn die Umstände zwangen eine Rolle zu übernehmen, die vom kalten Verstande als die einzig übrigbleibende und Heil versprechende gebilligt und empfohlen wurde, dem Herzen aber weh that. Aus dem gedruckten Briefwechsel des Sohnes mit dem Vater geht hervor, wie jener sich anstrengte, die Begebenheiten aufzuhalten und andere Resultate zu erzielen. Der Widerstand blieb aber fruchtlos, denn das Verfahren der Portugiesen vermehrte den ohnehin seit Jahren aufgehäuften Brandstoff und förderte zuletzt sogar die Brunst, die ihn ergriff, und schnell so allgemein wurde, daß keines Menschen Kraft sie zu beschränken vermocht hätte. Wenn Don Pedro endlich sich von dem europäischen Vaterlande lossagte und die Sache von Brasilien ganz zu der seinen machte, so folgte er nur dem im Vertrauen gegebenen Rathe seines Vaters, der für den als unvermeidlich erkannten Fall der Unabhängigkeitserklärung, verlangt hatte, daß der Regent lieber für Brasilien sich bestimmen und jenen neuen Thron besteigen, als fliehend das schöne Land den Händen gewissenloser Abenteurer überlassen solle. Dem kräftigen jungen Manne, der mit enthusiastischen Hoffnungen erfüllt, und durch Erfahrung über Volksgunst und Menschenwerth noch nicht enttäuscht war, dünkte die ihm vom Schicksal überwiesene Rolle eine edle und große; er glaubte an die Möglichkeit, der Retter und Beglücker Brasiliens werden zu können, und betrat mit Muth die rauhe Bahn. Vor dem Richterstuhle der Geschichte erscheint er schon jetzt vollkommen gerechtfertigt, und Vieles, was zu seinen Gunsten lautet, wird die Zukunft noch enthüllen. Daß eine große und nicht allein in Portugal lebende Partei ihn als Verräther an dem Heiligsten, dem Vaterlande und den Familienbanden, schildern würde, war leicht vorauszusehen. Wie schmerzlich ihm dies Urtheil sein mochte, das er durch öffentliche Darlegung seines Einverständnisses und fortdauernder Anhänglichkeit an Johann VI. aufzuheben nicht wagen durfte, so ließ er dennoch sich in seinem Unternehmen nicht irren. Und wirklich gehörte ein ruhiges Gewissen und vieler Muth dazu, um nicht zurückzuweichen vor der Last, der er sich unterzogen. Berufen zur Begründung eines neuen

Staates, fand er nur Anarchie, Verarmung und Parteien, die täglich zunahmen, weil Raubsucht, Unwissenheit und Leidenschaften die Zeitumstände entweder zu benutzen suchten, oder dieselben nicht begriffen. Dem friedlichen, jedoch unaufschiebbaren Geschäfte der Civilisation der in der Mehrzahl überaus rohen Eingeborenen drohten auswärtige Kriege mit langer Unterbrechung, denn Niemand wußte, wie die großen Seemächte die neue Monarchie betrachten würden, und die Organisation der innern Regierung hielt die physische Beschaffenheit des weiten Landes nicht minder auf als das Treiben der Anarchisten, die ganzer Provinzen sich bemächtigt hatten. Der junge Kaiser stand bisweilen rathlos da, denn durch heimtückische Verfolgung erzwangen die Parteien die Abdankung von tüchtigen und treuen Männern; nicht selten suchten Heuchler sich sein Vertrauen zu erschleichen, ihn zu verführen zur Verlassung des ergriffenen Systems constitutioneller Regierung und zu Gewaltsamkeiten, die ohne andern Erfolg als Blutvergießen geblieben sein würden. Er widerstand dennoch dem äußeren Drucke nicht minder als der Verführung, blieb seinem Plane und seinen Grundsätzen treu, und wenn er ja in einigen Fällen zur Unbedachtsamkeit sich hinreißen ließ und der Leidenschaft mehr als dem Verstande gehorchte, so sind diese Vergehen so menschlich und aus Nebenumständen, besonders der lange fortgesetzten absichtlichen Reizung, so leicht zu erklären und zu entschuldigen, daß sie als bleibende Flecken nicht gelten können.

Ein großes Hinderniß der neuen Regierung bildeten die in Brasilien noch immer liegenden Truppen des Mutterlandes. Das reiche und wichtige Bahia war in den Händen des portugiesischen Generals Madeira, der an der Spitze von 4000 europäischen Soldaten und von der starken Flotte des Admirals Pereira Campos unterstützt, der Angriffe brasilischer Truppen spottete. Lord Cochrane war inzwischen in brasilischen Dienst getreten und von Don Pedro mit einer Flotte versehen worden, die, trotz der Erschöpfung des Staatsschatzes, in kurzer Zeit zusammengebracht, wohl ausgerüstet vor Bahia erschien, die Portugiesen zum Abzuge zwang (2. Juli 1823), sie über den Ocean verfolgte und ihnen 30 Schiffe abnahm. Pará und Maranham unterwarfen sich gleichfalls und um die Mitte dieses Jahres stand keine fremde Macht bewaffnet auf Brasiliens Boden. Ruhe und Ordnung schien zurückzukehren, und nur in Pernambuco dauerte, von Farbigen befördert, die Aufregung fort. Die am 3. Mai berufene constituirende Versammlung benahm sich ernst und mäßig. Mit dem Kaiser stand sie in friedlichen Verhältnissen, allein sie wurde von diesem dennoch am 12. Nov. aufgelöst. Don Pedro ließ am 11. Dec. den Plan einer neuen Verfassung bekannt machen, den er mit seinen brasilischen Staatsräthen ausgearbeitet hatte. Die geringe Hoffnung, von den Repräsentanten in gleich kurzer Zeit den Entwurf zu erhalten, war der hauptsächliche Beweggrund der schnellen und Anfangs übelverstandenen Veröffentlichung der neuen Verfassung. In Rio Janeiro beschworen die Bürger die neue Verfassung am 27. Aug. und um so williger, da diese, noch weit liberaler als die frühere, die Gewalt vorzüglich in die Hände des Volks legte. Die Provinzen schlossen sich nach und nach an, und noch vor Ablauf des Jahres galt das neue Staatsgrundgesetz vom Plata bis zum Amazonas. Die Verhältnisse mit Portugal gelang es auf den früherhin verlangten Grundlagen, deren Verweigerung die mehrfache Zurückweisung portugiesischer Vorschläge und Abgesandter veranlaßt hatte, durch einen am 29. Aug. geschlossenen Vertrag zu regeln. Brasilien erhielt durch denselben Anerkennung seiner Unabhängigkeit vom Königreiche Portugal, Don Pedro wurde von Johann VI. zum Prinzen von Portugal und Thronfolger erklärt, die Trennung der cis- und transatlantischen Reiche zwar ausgesprochen, zugleich aber auch festgesetzt, daß ihre Kronen dereinst auf Don Pedro's Haupt vereinigt werden sollten. Brasilien übernahm hingegen die Zahlung einer von Portugal im October 1823 in England gemachten Anleihe von 50 Millionen, und sollte dafür in allen portugiesischen Häfen dieselben Begünstigungen des Handels in Anspruch nehmen dürfen, wie die Unterthanen Portugals. Wenn durch diese Convention eine große Besorgniß entfernt und die Liebe der Brasilier zu Don Pedro gesteigert wurde, so drohte bald nachher ein neues, vielleicht von Don Pedro selbst heraufbeschworenes Ungewitter, die eben errungenen Vortheile zu vernichten. Schon in geraumer Vergangenheit hatte Portugal am Platastrome festen Fuß zu fassen sich bestrebt, und war deswegen mit Spanien mehrfach in Streitigkeiten gerathen. Die Revolution von Buenos Ayres vertrieb die Spanier, allein sie rief eine Menge von Parteigängern hervor, die sich in die Erbschaft zu theilen unternahmen, sich verfeindeten und zu einem unter veränderten Umständen bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzten Kampfe Veranlassung gegeben haben. Die portugiesischen Truppen waren zur Vertheidigung der Grenzen im Süden versammelt, und Umstände erheischten ihre Einmischung in die traurigen Händel des Nachbarlandes, welches sie provisorisch besetzten. Montevideo wurde bald dieser Zustände müde, die einen nie endenden Wechsel von Häuptlingen verursachten, den Handel störten, das offene Land verwüsteten, und vollständige Anarchie herbeizuführen drohten. Schon im Jan. 1822 machte eine dort angesehene Partei Don Pedro Eröffnungen über den von ihnen gewünschten Anschluß an Brasilien, der nach mehren Zwischenscenen, zumal nach dem am 2. März 1824 erfolgten Abmarsche der portugiesischen Garnison, im Oct. 1825 in der Form zu Stande kam, daß Montevideo und sein Gebiet unter dem Namen der Cisplatina als Bundesstaat zum Theile von Brasilien erklärt wurde. Ebenso wie Don Pedro die Erwerbung des linken Plataufers als überaus wichtig für die Ruhe und Stärke der brasilischen Südprovinzen ansah, und in dem Hafen Montevideo's einen Stützpunkt für kriegerische Unternehmen gegen Buenos Ayres erkannte, so betrachtete auch diese letztere Republik die neue Herrschaft als gefährlich und beschloß daher, auf irgend eine Weise sie zu verdrängen. Brasilien hatte weder ein wirkliches Recht auf das linke Ufer des Plata, noch die Zuneigung der Bewohner erworben, und wagte daher ein gefährliches Spiel, als es, die politischen Parteien benutzend, auf dem Wege der Hin-

terlist ebenso wie auf dem der Gewalt die Anschließung der Cisplatina als unabhängigen, aber genau conföderirten Staat an das Kaiserthum durchsetzte, und sich somit den Haß der übrigen Platastaaten auflud. In dem neuen Staate waren die Parteien um so unversöhnlicher, da die monarchisch und spanisch gesinnte in der erlangten Vereinigung mit Brasilien den Sieg ihrer Ansichten feierte und eine völlige Wiederherstellung des Absolutismus durch Don Pedro erwartete, dem sie eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Constitution nicht zutraute. Der liberalen Partei war die Monarchie, wenn auch als constitutionelle, nicht minder verhaßt als die Brasilier, die sie nicht als Amerikaner, sondern als Söhne der Portugiesen mit dem angestammten Widerwillen betrachtete, der von jeher und in allen Welttheilen den Spanier vom Portugiesen trennte. Sie erklärte, und zwar mit vollem Rechte, die Vereinigung der Cisplatina mit den andern Platastaaten für die einzig natürliche, und erlangte um so leichter starken Anhang, je weniger die brasilische Macht über die Mauern von Montevideo hinüberreichte, und je lauter die Drohungen von Buenos Ayres wurden. Einige Männer, die als Anführer von Guerillas, theils gegen die Spanier, theils in den inneren Parteikämpfen der Platastaaten sich Namen erworben hatten, Fructuoso Rivera, Lavalleja, Calderon u. A., traten an die Spitze der republikanischen Partei, und brachten in einem Lande, wo jeder erwachsene Mann die Lanze zu führen versteht, und Kriegszüge gegen die Indier von jeher gewöhnlich waren, mit Leichtigkeit zahlreiche Haufen von muthigen und abgehärteten, wenn auch schlecht bewaffneten und übel disciplinirten Gauchos zusammen. Der Congreß von Buenos Ayres erließ durch den Präsidenten der Republik, Don Juan Gregorio de las Heras, eine Kriegserklärung gegen Brasilien, nachdem er schon länger den aufgestandenen Bewohnern der Banda oriental möglichst vielen Vorschub geleistet. Don Pedro antwortete in einem Manifeste vom 10. Dec. 1825, und traf sogleich die Anstalten zum Kriege, indem er der schon im Juni verstärkten Garnison von Montevideo neue Vermehrungen zusendete, und der unter dem Admiral Lobo in dem Platastrome versammelten Observationsflotte Befehl zur Blokirung der argentinischen Häfen gab. Ehe diese formellen Erklärungen zur allgemeinen Kenntniß kommen konnten, war der Krieg zu Lande bereits ausgebrochen. Lavalleja hatte am 10. Oct. die Brasilier bei Sarandi vollständig geschlagen und sie zerstreut, und da sich die Bevölkerung überall für ihn erklärte, so war in wenigen Monaten das offene Land für Don Pedro nicht nur verloren, sondern sogar die Südgrenze Brasiliens ernstlich bedrohet. Den Zügen der kleinen Heerhaufen zu folgen und die zahlreichen Postengefechte, die man mit dem Namen von Schlachten beehrte, aufzuzählen, würde von keinem Interesse sein. Das Kriegstheater blieb an der Süd- und Südwestgrenze von Rio grande do Sul, und wenn auch die Brasilier es versuchten vorzudringen, und einige Vortheile erlangten, so befanden sie sich im Allgemeinen doch im Nachtheile, verloren durch Desertion mehr als durch das Schwert eine Menge von Leuten, und hatten vollauf zu thun, um ihre eigenen Grenzen zu schützen. Zur See war die brasilische Übermacht so groß, daß Anfangs alle Anstrengungen des kleinen Geschwaders von Buenos Ayres nur Verderben über die kühne, meist aus Engländern und Nordamerikanern bestehende Bemannung brachte. Dennoch leistete der Admiral William Brown das Außerordentlichste, und bemächtigte sich gradweis durch Überfall, List und an Tollkühnheit grenzenden Muth einer solchen Zahl von kleinen Kriegsfahrzeugen seiner Gegner, daß er nach einem Jahre mit einer nicht verächtlichen Macht ihnen entgegentreten konnte. Ein Versuch der brasilischen Flotte, den Hafen N. S. del Carmen in Patagonien, den Sammelplatz der Kaperschiffe, zu nehmen, welche dem brasilischen Handel unendlich großen Abbruch thaten, lief ebenso unglücklich ab, als einige Landungen an der Mündung des Uruguay. Beide Mächte erschöpften sich ohne Resultate; Montevideo blieb den Argentinos uneinnehmbar, und Buenos Ayres lag geschützt durch örtliche Verhältnisse, während die von den Nordamerikanern nicht anerkannte und schwer durchzuführende Blokade dem Handelsstande der Platastaaten im Allgemeinen wenig Schaden brachte. In Brasilien erregte die lange Dauer dieses den Waffen keine Ehre bringenden Krieges sehr große Unzufriedenheit, indem den nördlichen Provinzen der Besitz von Montevideo höchst gleichgültig sein konnte, der Druck von Abgaben aber nicht minder empfunden wurde, als die gewaltsamen Aushebungen zum Kriegsdienste und die Störung des Seehandels durch große Schwärme von Korsaren, die, in den Vereinigten Staaten ausgerüstet und bemannt, unter der Flagge der Platastaaten ihr schlechtes Handwerk trieben. Der Menschenmangel zwang die brasilische Regierung sogar zur Wortbrüchigkeit gegen europäische Colonisten, die durch glänzende Versprechen nach Brasilien verlockt, ergriffen und zum Dienst in einer ihnen fremden Sache gezwungen wurden. Unmöglich konnte ein solcher Kampf mit solchen Mitteln zu einem ehrenvollen Ende gebracht werden, und daher war selbst Don Pedro's kurze Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze (Dec. 1826) von keinem Einflusse auf den Gang der Dinge. Wie lange dieser ganz entartete Krieg, der zumal zu Lande das Ansehen der Raubzüge nach Indierart angenommen hatte, noch fortgedauert haben könnte, ist schwer zu sagen. Seine Beendigung lag im Interesse Englands, das durch gleichzeitige Ereignisse in Portugal gefährdet worden, welche das Einschreiten Don Pedro's und die Befreiung desselben von der Last des Kampfes mit Buenos Ayres erheischten. Unter britischer Vermittelung wurde (durch Lord Ponsonby) ein Waffenstillstand zwischen beiden Mächten (Juni 1828) und am 27. Aug. zu Rio Janeiro ein Friedensvertrag abgeschlossen, der die Banda oriental von beiden für unabhängig erklärte. Durch den am 10. März 1826 erfolgten Tod Johann's VI. gelangte, vermöge des Vertrags vom 29. Aug. 1823, die Krone von Portugal an Don Pedro, der auch sogleich von seinen Rechten als Souverain Gebrauch machte, indem er durch Decret vom 26. April die von seinem Vater letztwillig angeordnete Regentschaft bestätigte, und durch eine Verordnung vom 27. April allen wegen politischer

Vergehen in Untersuchung befindlichen, gefangenen oder flüchtigen Portugiesen vollständige Amnestie bewilligte. Zu gleicher Zeit wurde die neue, vom 19. April datirte Constitution Portugals veröffentlicht, die, nach dem Muster der brasilischen eingerichtet, im höchsten Grade liberal ist, und dem Volke ein fast unverhältnißmäßiges Gewicht dem Könige und der Regierung gegenüber einräumt. Das größte Aufsehen erregte jedoch das Manifest vom 2. Mai, durch welches der Kaiser zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria (geb. 4. April 1819) dem Throne von Portugal unter der Bedingung entsagte, daß sie mit ihrem Onkel, dem Infanten Don Miguel, sich verheirathe, und Letzterer die Constitution beschwöre. Die Meinungen waren getheilt, ob diese vom brasilischen Staatsrathe gemisbilligte Verschenkung einer Krone durch englischen Einfluß herbeigeführt worden, ob sie aus Don Pedro's freier Entschließung und Absicht, sich Brasilien, dem Reiche seiner Schöpfung, allein zu widmen, entstanden sei, oder als Folge eines geheimen Zusatzartikels zu dem Vertrage von 1823 gelten müsse, durch welchen Don Pedro der Nachfolge entsagt hätte, wie das Gerücht seit mehren Jahren schon behauptete. Am 8. Mai eröffnete der Kaiser die Versammlung der Volksdeputirten, die bis zum 6. Sept. saß, ohne irgend etwas Erhebliches zu Stande zu bringen. Sie begnügte sich mit Phrasen, entwickelte nur einmal größere Energie, als der Krieg mit den Platastaaten und seine schlimmen Folgen für das Reich zur Sprache kamen, und erkannte endlich noch (2. Aug.) den am 2. Dec. 1825 geborenen Sohn des Kaisers, den noch lebenden Don Pedro II., als gesetzlichen Thronerben. Die Provinzen befanden sich indessen keineswegs in ruhigem Zustande, denn abgesehen von der im Süden, wegen des nahen Kriegstheaters natürlichen Aufregung, drohten im Westen Angriffe der colombisch-peruanischen Befreiungsarmee, deren Anführer, General Sucre, der Sieger von Ayacucho, auf das Unverständigste durch den Gouverneur von Matto grosso, den Obersten Araujo, herausgefodert worden war, welcher ohne Veranlassung in das wehrlose Missionsland von Chiquitos einfiel. Fand es Don Pedro auch nöthig, dieses Unternehmen öffentlich zu tadeln, so dauerte doch ein Misgefühl an jenen fernen Grenzen fort, das bei der leichtesten Veranlassung zum Kriege führen konnte. Im Norden herrschte die größte Gährung, zumal unter dem zu jeder Neuerung sich neigenden farbigen Pöbel von Pernambuco. Der Zwang zum Kriegsdienste, und die bei den Aushebungen vorgegangenen Grausamkeiten erregten anderwärts offenen Aufruhr. Der Kaiser söhnte zwar für einen Augenblick die Bewohner des reichen Bahia mit sich aus, indem er sie persönlich besuchte (im Febr. und März 1826) und für ihr Wohl eifrigst arbeitete; allein die Grundursachen der Unzufriedenheit wurden hierdurch noch nicht beseitigt. Haß gegen die Europäer im öffentlichen Dienste, Unterbrechung des Seehandels, wankender Credit, Abgabendruck und vor Allem, die geheime Thätigkeit republikanischer Parteien, zündeten das Feuer des Aufstandes immer von Neuem an. Pernambuco und Pará wurden von ihm ergriffen. Man schlug sich in den Straßen der Hauptstädte in regelmäßigem Gefechte, während im Innern die Parteien durch Meuchelmord sich bekämpften, und selbst in den abgelegensten und kleinsten Orten unerhörte Greuelthaten begingen. Gelang es nun auch, diesen schrecklichen Vorgängen, auf welche in der wasserarmen Provinz Ceará eine furchtbare Hungersnoth, in Bahia ein blutiger Negeraufstand folgte, Grenzen zu setzen, so mußte doch der Staatshaushalt durch sie unendlich leiden. Die Reichsversammlungen von 1827 und 1828 beschäftigten sich nicht mit der Abhilfe, und da der Kaiser, bei seiner großen Gebundenheit durch die Constitution, für sich allein wenig wirken konnte, so griffen Unordnung und Geldmangel immer mehr um sich. Die Staatspapiere sanken unter die Hälfte ihres nominellen Werthes, und 1828 war die Regierung zur Schließung von zwei Anleihen unter sehr ungünstigen Bedingungen gezwungen. Nichtzahlung ihres Soldes und sonstige schlechte Behandlung hatten die Truppen schon lange mismuthig gemacht, und viel zu dem so traurigen Ausgange des Krieges beigetragen; sie brachten die fremden, aus europäischen Auswürflingen, besonders aus Teutschen und Irländern, zusammengesetzten Bataillons zum offnen Aufruhr, der Rio Janeiro in äußerste Gefahr stürzte (Juli 1828) und nur durch Einschreiten der Truppen von fremden, eben im Hafen liegenden Kriegsschiffen unterdrückt werden konnte. Auf den Friedensschluß zwischen Brasilien und den Platastaaten folgten fast unmittelbar die Foderungen der Seemächte um Entschädigung für diejenigen ihrer Kaufleute, die während der langen Blokade, durch angeblich widerrechtliche Wegnahme ihrer Schiffe, gelitten hatten, und die viel geängstigte Regierung von Rio Janeiro sah sich durch ernste Drohungen zu großen Geldopfern an Frankreich und die Vereinigten Staaten gezwungen. Die Partei der sogenannten Liberalen, die eigentlich nichts als Umsturz beabsichtigte, benutzte mit vieler Arglist diese Zeitumstände, und brachte den Kaiser um den größten Theil seiner ehemaligen und wohlerworbenen Volksgunst. Man klagte ihn der Falschheit an, schob ihm geheime Plane zur Unterjochung Brasiliens durch europäische Hilfe unter, und sprach es laut in zügellosen Journalen aus, daß er im Herzen nie aufgehört habe, Portugiese zu sein, und daher die Brasilier von ihm unter veränderten Umständen nichts Gutes zu erwarten haben könnten. Auf den großen Haufen blieben solche Umtriebe nicht ohne Wirkung, und bald kam es dahin, daß Einzelne den Kaiser öffentlich zu beschimpfen wagten, während die Masse nicht anstand, ihrem Unmuthe durch nächtliche Straßentumulte Luft zu machen. Die Deputirten stimmten denselben Ton an; nicht zufrieden, den Kaiser zur nochmaligen öffentlichen Erklärung (1. März 1828) genöthigt zu haben, daß er auf Portugal verzichtet habe, und keineswegs die Absicht hege, dorthin zu gehen, griffen sie ihn und seine Verwaltung auch während des Reichstages von 1829 in den ungemessensten Ausdrücken an, bewilligten nicht das vorgelegte Budget, obgleich ein Staatsbankrott drohte, und legten ihr Mistrauen gegen die Absichten der Regierung so unverhohlen an den Tag, daß sie sogar gutgemeinte und klar da liegende Gesetzvorschläge verwarfen.

Ein solches Verfahren würde auch auf einen gewöhnlichen und ruhigen Charakter tiefen Eindruck gemacht haben; den raschen, den Widerspruch nur schwer vertragenden Kaiser mußte es im höchsten Maße reizen. Welche Überwindung es ihm gekostet haben möge, die Schranken der Mäßigung und Klugheit nicht auf einmal zu überspringen, mit welcher Erbitterung er gewahrte, daß die Deputirten nur gegen ihn ihr constitutionelles Recht in Anwendung brachten, und daß er mit der ultraliberalen Verfassung, dem Werke seiner Hände, zugleich sein eignes Unglück begründet habe, läßt sich vermuthen, doch legten äußerlich sich nur wenige Zeichen dieser Stimmung dar. Er entließ allerdings die Kammern von 1829 mit einer bis zur Beleidigung lakonischen, und kaum jemals auf gleiche Weise vorgekommenen Anrede, indessen suchte er gegen die Einzelnen niemals Rache und unterzog sich, nach Überwindung der bittern Gefühle seines Innersten, mit seltener Spannkraft des Geistes stets von Neuem den ebenso undankbaren als schwierigen Geschäften der Regierung über ein rohes und dabei leichtsinniges Volk, das sich unter klingenden Namen zu Gesellschaften und Parteien vereinte, um das Vaterland zu retten, aber wenig Energie und fast keine Vaterlandsliebe besaß. Der Geist des grundlosen Widerstandes und der Gehässigkeit, der die vier Jahre hindurch bestandenen und eben aufgelösten Kammern auszeichnete, vererbte sich auf die neuen im Febr. 1830 zusammengerufenen Deputirten, die zum größten Theil der demokratischen Partei angehörten. Sie kamen nicht nur dem Kaiser nicht entgegen, sondern beantworteten die Eröffnungsrede desselben (vom 3. Mai) mit ungeziemenden Andeutungen, unter welchen ganz besonders diejenigen auffielen, welche jede Einmengung Brasiliens in die portugiesischen Angelegenheiten im Voraus als unpolitisch, widerrechtlich und nachtheilig bezeichneten. Don Pedro hatte grade die Wiedergewinnung des Thrones seiner Väter, der im Besitze eines Usurpators sich befand, zum ersten Ziele seiner eifrigsten Bestrebungen erhoben und die Hoffnung genährt, von Brasilien, wenn auch keine Unterstützung, mindestens kein Verbot seines Vorhabens zu erhalten. Der Ruin dieser Erwartungen und Zorn über die drohende Sprache der Deputirten, die allerdings die ihnen zukommenden Befugnisse weit überschritten, zogen dem Kaiser epileptische Anfälle zu. In jener Zeit entstand wahrscheinlich auch sein später zur Ausführung gekommener Entschluß der Thronentsagung, dem er, ungeachtet seines sonst entschiedenen und ungeduldigen Charakters, vor der Hand nur darum keine äußeren Folgen gab, weil er noch immer glaubte, seine einstige Unabhängigkeit von den Befehlen und Absichten der demokratischen Partei wieder erringen, und unbeschadet seiner Stellung als Souverain Brasiliens auf Portugal entscheidend einwirken zu können. Ein minder leidenschaftlicher und an Verstellung mehr gewöhnter Mann möchte ungeachtet der Stärke der Gegenpartei am Ende doch den Sieg davon getragen haben. Don Pedro's Versuche, um jene Absichten zu erreichen, waren aber zu unverhohlen und viel zu rasch, um den Gegnern, die der sogenannten nationalen Partei angehörten, entgehen zu können, welche ohnehin mit größtem Mistrauen jeden Schritt der Regierung belauerte. Zwar wurde auch diese Kammer der Repräsentanten nach wenigen Monaten vom Kaiser mit unglimpflicher Anrede entlassen und eine außerordentliche Versammlung berufen, indessen durch diesen Schritt nur das Übel vergrößert. Die neuen, am 8. Sept. zusammengetretenen, Deputirten klagten am 17. Nov. den vorigen Kriegsminister, Clemente Pereira, und den eben agirenden Rio Pardo als Hochverräther an, weil sie ohne Vorwissen der Stände Truppen geworben, die, wie man argwohnte, von der Regierung zur Durchführung einer gegen die Liberalen gerichteten Revolution gebraucht werden sollten, und eine Anleihe von 400,000 Pf. St. in London abgeschlossen, die zu ungesetzlichen Zwecken verwendet worden sei. Das Volk bearbeiteten die Liberalen im Geheimen, aber auch öffentlich durch ungezügelte Flugblätter und Zeitungen mit solchem Erfolge, daß es nicht anstand, den Kaiser gröblichst zu beleidigen, und von seiner Absetzung als nothwendig zu sprechen. Dieser verstand es nicht dem nahenden Unwetter durch kluge Mäßigung eine minder schädliche Richtung zu geben; dieselbe Rücksichtslosigkeit, welche zuerst den Gegnern die wirksamsten Waffen in die Hände gegeben, bestimmte des Kaisers Verfahren selbst in der Periode, wo unzweideutige Zeichen sich ihm aufdrängten, daß die Zeit vorüber sei, um mit Gewalt die weggeschenkten und vielbedauerten Prärogativen wiederzuerobern. Er unternahm eine Reise nach der vorzugsweise loyalen Provinz Minas geraes, und verbarg seine Absicht kaum, sich dort einen mächtigen Anhang und hinreichende Geldmittel zu verschaffen, deren künftige Bestimmung Niemandem zweifelhaft bleiben konnte. Obgleich dieses Bestreben erfolglos blieb, so verfehlte es nicht, die Erbitterung des Volks der Hauptstadt zu vermehren, das ohnehin mit stillem Zorn schon länger den Vorzug beobachtet hatte, welchen die Portugiesen von Neuem von dem verlassenen, allerdings in trauriger Lage befindlichen Kaiser empfingen. Drei Tage nach Don Pedro's Rückkehr brach (16. März 1831) das Volk von Rio Janeiro in offenen Aufruhr aus und lieferte den Portugiesen und der Hofpartei ein blutiges Gefecht in den Straßen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Anklage gerecht war, welche eine von 24 Deputirten unterzeichnete, am 18. März überreichte Adresse gegen die Regierung aussprach, sie habe die Europäer und monarchisch Gesinnten zum Kampfe gegen die Brasilier angefeuert. Verrathen und verfolgt von den Brasiliern, mochte der Kaiser wol Trost und Hoffnung im Umgange mit Portugiesen gefunden haben, für welche, nach einer Reihe so trauriger Erfahrungen die alte Zuneigung eines gemeinsamen Vaterlandes erwachen mußte, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß er bei aller Raschheit so verblendet gewesen sei, um an die Möglichkeit einer erfolgreichen Gegenrevolution mit dergleichen geringen Mitteln zu glauben. Der gegenseitige glühende Haß der beiden Parteien mußte nothwendig ein Zusammentreffen herbeiführen, und Don Pedro diesem um so schneller zum Opfer werden, je schwankender seit längerer Zeit sein Benehmen gewesen war. Das Vertrauen des Volks war dahin, und

durch einen neuen Ministerwechsel, der lauter geborene Brasilier an das Ruder brachte, nicht wieder zu erlangen; die Foderungen der Deputirten steigerten sich von Tag zu Tage; der Unwille des Kaisers und sein Überdruß hatten den höchsten Punkt erreicht; die unbesonnene und ihre Kraft und ihren Anhang überschätzende Partei des Hofes ruhte nicht, und verlangte Anwendung der äußersten Gewalt. Der Kaiser erlag so vielen Einflüssen. Gestützt auf das ihm scheinbar ergebene Militair, entließ er schon am 5. April das eben ernannte brasilische Ministerium, und wählte manche seiner alten, dem Volke höchst verhaßten Räthe zum Ersatz. Von den Deputirten aufgereizt durch öffentliche Reden ergriff das Volk die Waffen. Den Foderungen desselben setzte Don Pedro eine hartnäckige Weigerung entgegen, allein er wurde im entscheidendsten Augenblicke von seinen sämmtlichen Truppen verlassen. Am 7. April 1831 erließ er eine Abdankungsurkunde, und übergab den Thron Brasiliens an seinen Sohn. Ein englisches Kriegsschiff nahm ihn, eine französische Fregatte seine Tochter, Doña Maria da Gloria, auf. Mit einer nach solchen Stürmen kaum begreiflichen ruhigen Heiterkeit schied er von Brasilien, wo seine übrigen Kinder unter Vormundschaft zurückblieben, und eilte nach Europa, dem Welttheile seines langjährigen, aber geheimen Sehnens, wo ihn noch mancher harte Schicksalsschlag und ein vorzeitiges Grab erwartete.

Der Tod Johann's VI. und die mit diesem Ereignisse zusammenhängende Entsagung Don Pedro's zu Gunsten seiner Tochter, Doña Maria da Gloria, die Anerkennung der Regentschaft, die Einführung einer den portugiesischen Zuständen fremdartigen, alle höhere Classen verletzenden Constitution, und die bedingungsweise erfolgte Ernennung Don Miguel's, des jüngern Bruders des brasilischen Kaisers, zum Gemahl der neuen Königin, hatte in Portugal den Parteien ein weites Feld eröffnet, und über das mit Zündstoff aller Art erfüllte Land einen Zwischenzustand verhängt, der nothwendig große Reactionen veranlassen mußte. Die Intriguen der absolutistischen, von der Witwe Johann's VI. und dem Infanten Don Miguel angefeuerten Partei, steigerten die allgemeine Unzufriedenheit, und schon zu Ende des Jahres 1826 brach der Bürgerkrieg aus, dessen Geschichte jedoch nicht an diesen Ort gehört. Die von Don Pedro's Schwester, der Prinzessin Maria Isabella, geführte Regentschaft erwies sich unter solchen Umständen viel zu ohnmächtig, zumal weil die Partei der Absolutisten sich dadurch immer mehr befestigte, daß Don Miguel's Rechte auf den Thron zu diplomatischen Verhandlungen unter den großen Mächten Gelegenheit gegeben, deren Ausgang man vorauszusehen meinte. Es lag nicht länger in der Gewalt Don Pedro's diesen Umtrieben ein Ende zu machen, der Constitution unbedingten Gehorsam zu erzwingen, und Portugal auf ein Mal von den fremden Einflüssen zu befreien, die vielleicht mehr als die Volksstimmung selbst, auf Erhaltung und Erweiterung der Spaltung hinwirkten. Um Schlimmeres zu vermeiden, und um wo möglich die Faction des Absolutismus in gewisse Grenzen zurückzuführen, ließ sich Don Pedro zur Nachgiebigkeit herab. Durch ein Decret vom 5. Juli 1827 ernannte er zu seinem constitutionellen Stellvertreter den Infanten Don Miguel, der wegen seiner Unthaten schon von Johann VI. (im Mai 1824) aus Portugal verwiesen, über Frankreich nach Wien sich gewendet, und dort allerdings (4. Oct. 1826) die Constitution Don Pedro's beschworen, sowie seine damals nur siebenjährige Nichte, Doña Maria, als künftige Gemahlin anerkannt hatte. Don Miguel verließ Wien am 5. Dec. 1827 und kam über London am 22. Febr. 1828 in Lissabon an. Wie er es mit seinem Bruder meine, wie viel ihm die Versprechen galten, die er der englischen und österreichischen Regierung hinsichtlich der Erhaltung der einmal in Portugal eingeführten Verfassung gegeben, und was er von einem Eidschwure halte, offenbarte sich nur zu bald. Im April durch erzwungene oder verfälschte Unterschriften einer angeblichen achtbaren Majorität zur Thronbesteigung eingeladen, ließ sich Don Miguel am 23. Juni förmlich den Treueid als König leisten. Wie er von dieser Zeit an mit einer in der neuern Geschichte Europa's unerhörten Grausamkeit geherrscht, und die häufig sich erhebenden Constitutionellen vernichtet hat, wie er mit unerhörtester Frechheit Alles, was Religion, Gesetze und Herkommen heilig machen, mit Füßen trat, wird die Geschichte Portugals zu erzählen haben. Weder die Ermahnungen der großen Mächte noch ein versöhnender Schritt Don Pedro's, der in einem Proclam (vom 25. Juli 1828) sich das Ansehen gab, als halte er den Usurpator nur für gezwungenes Werkzeug einer Partei, änderten das Verfahren Don Miguel's. Die Anhänger Don Pedro's flüchteten nach Mislingen mehrfacher, aber durch Uneinigkeit gestörter Versuche des Widerstandes, in so starken Zahlen nach England, daß gegen Ende des Jahres 1828 in Plymouth allein 3000 Mann, meistens gedientes Militair, mit 800 Officieren an der Spitze versammelt waren. Andere hatten zeitig nach Madeira und den Azoren sich gerettet, und dort die Constitution zu vertheidigen beschlossen. Die erste dieser Inseln gerieth jedoch (22. Aug. 1829) in die Gewalt einer von Don Miguel eiligst ausgerüsteten Expedition, während die andere den Angriff zurückwies und zum Sammelplatze aller entwichenen Constitutionellen wurde. Don Pedro nutzte diesen Punkt nach Kräften und sendete den Marquis Palmela und den Staatsrath Guerreiro dorthin, die am 15. März 1830 im Auftrage des Kaisers, der nur als Vormund seiner Tochter zu handeln erklärte, eine Regentschaft einrichteten, welche außer den beiden Genannten noch ein drittes Mitglied, den Grafen Villaflor, zählte. Die Stärke der Constitutionellen wuchs so sehr, daß Villaflor von Terceira aus im Juli 1831 eine mit vollem Erfolge gekrönte Expedition gegen die übrigen, von Miguelistischen Truppen besetzten, Azoren unternehmen konnte. Der ganze Archipel blieb von nun an der constitutionellen Regierung unterworfen, und hatte keine erneuten Angriffe zu fürchten, indem eine französische Kriegsflotte, um mehre von Don Miguel erlittene Beleidigungen zu rächen, das portugiesische Blokadegeschwader von acht Schiffen (bereits im Mai) aufgehoben und nach Brest geschickt hatte. Inzwischen war Don Pedro in Europa angekommen, und hatte von Frankreich

aus an seinen Bruder mit Vorschlägen zur gütlichen Ausgleichung des Streites sich gewendet, als Antwort aber durch ein Schreiben voll Drohungen und Vorwürfe verächtliche Abweisung empfangen. Nach solchen Vorgängen schien auch ihm, der mit seiner Ankunft in Frankreich den Titel eines Herzogs von Braganza angenommen und hierdurch von Neuem der persönlichen Thronfolge entsagt hatte, der Bruderkrieg unvermeidlich. Über Paris ging er, von seiner Tochter begleitet, nach London, fand an beiden Höfen die freundlichste Aufnahme, und wenn auch keine öffentliche Unterstützung von Seiten der Regierung, mindestens doch Beweise des besten Willens, der zumal in England durch veränderte Sprache der ministeriellen Zeitungen und Connivenz der Behörden gegen Werbung und Bewaffnung eines Expeditionsheeres sich kundgab. Zum Hauptdepot der Expedition wählte Don Pedro Belleisle an der Westküste von Frankreich, wo er am 3. Febr. 1832 ankam. Die Organisation der Land- und Seemacht hatten geschickte Officiere mit Fleiß und Erfolg betrieben; zehn Kriegsfahrzeuge von verschiedener Größe, meist mit Engländern bemannt und von einem tüchtigen britischen Officier, dem Admiral Sartorius, befehligt, schienen es mit der der Zahl nach stärkeren Seemacht Don Miguel's recht gut aufnehmen zu können, und die Landmacht, obgleich aus Menschen aller Nationen zusammengesetzt, war durch die angestrengten Bemühungen ausgezeichneter portugiesischer Officiere zu einem Ganzen umgebildet worden, von welchem sich entscheidende Leistungen erwarten ließen. Die durch die Ankunft zahlreicher portugiesischer Vertriebener sich täglich mehrende Expedition verließ Frankreichs Küsten am 10. Febr., und landete am 3. März auf Terceira, wo sich ein starkes Truppencorps anschloß. Don Pedro und seine Generalität verwendeten die nächsten Monate, um Vorbereitungen zu dem beabsichtigten großen Angriff auf Portugal zu treffen. Nach allen Nachrichten, die man über Don Miguel's Treiben und die in Portugal herrschenden Gesinnungen empfangen hatte, schien große Vorsicht nöthig, um der Expedition einen günstigen Erfolg zu bereiten. Der Usurpator hatte Alles aufgeboten, um dem nahenden Sturme gerüstet entgegentreten zu können, eine Armee von 19,000 Mann Linientruppen und ebenso viele Milizen zusammengebracht; er hatte einen großen Theil der Aristokratie und die Geistlichkeit ohne Ausnahme für sich und daher einen so unbeschränkten Einfluß auf die niederen Classen, daß die Pedroisten auf ein unbedingtes und allgemeines Zuströmen zu ihren Fahnen nicht hoffen durften. Erst am 22. Juni verließ Don Pedro mit 26 Kriegsfahrzeugen und 65 Transportschiffen die Insel Terceira. Anstatt den Erwartungen des in dieser Richtung wohl gerüsteten Miguel zu entsprechen und Lissabon anzugreifen, wendete sich Don Pedro gegen die wichtige Stadt Porto, und nahm dieselbe am 9. Juli fast ohne Schwertstreich ein. Die Flotte ging sogleich zur Blokirung des Tajo ab, und brachte durch ihre Erscheinung unter den Liberalen eine große, von Don Miguel mit furchtbarer Grausamkeit am offenen Ausbruche gehinderte Aufregung hervor. Die Landarmee Don Miguel's rückte nach Norden vor; sie traf unter den Generalen Santa Martha und Povoa auf Don Pedro's vom Grafen Villaflor befehligte Truppen, und erlitt am 23. Juli zwischen dem Vouga und Duero eine empfindliche Niederlage. Mangel an Reiterei zwang das Expeditionsheer die errungenen Vortheile unbenutzt aufzugeben, und sich nach Porto zurückzuziehen, zu dessen Befestigung sogleich die größten Anstrengungen unternommen wurden. Pozzo de Regoa erhielt den Oberbefehl der Belagerungsarmee und traf schon Ende August vor Porto ein. Von beiden Seiten entwickelte man große Thätigkeit und lieferte sich ohne entscheidende Erfolge sehr blutige Gefechte, vom 9. bis 12. Sept., am 29. Sept., 14. Oct., 16. Nov., 2. Dec. Die Belagerten behaupteten ihre kaum einnehmbaren Stellungen, konnten aber ihre Feinde weder verdrängen, noch hindern, daß diese die Flußmündung der Schiffahrt schlossen, und die Belagerung in eine Blokade verwandelten, die theils durch Verhinderung der Zufuhr am Ende doch sehr drückend werden konnte, theils die Thätigkeit Don Pedro's auf einen einzigen Punkt beschränkte. Die Aussichten des Letzteren gestalteten sich daher immer düsterer. Bei der großen Gleichgültigkeit der Volksmasse gegen die Sache der Pedroisten und die von denselben verfochtenen Principien, war eine Schilderhebung der Provinzen nicht zu hoffen, so lange es Don Miguel gelang seine Feinde eingeschlossen zu erhalten, vielmehr der Abfall der wenigen muthigen Freunde der Constitution zu fürchten, wenn man sie lange Zeit ununterstützt zu lassen gezwungen wäre. Den Beistand des in seine Dienste getretenen Generallieutenants Solignac verlor Don Pedro nach kurzer Zeit, ebenso wie den seines Admirals, Sartorius, indem er theils ihren gerechten Foderungen nicht Genüge leistete, theils sich eines hochfahrenden oder mistrauischen Benehmens gegen sie schuldig machte. Beide hatten um die Sache der Regentschaft große Verdienste, und wurden den Einflüsterungen einer Partei zum Opfer gebracht, welcher Don Pedro, zur unpassendsten Zeit, in einer Anwandlung von Ungeduld und Leidenschaft, sein Ohr geliehen hatte. Im Juni 1833 trat an Sartorius' Stelle der englische Capitain Napier, und den Befehl der Landarmee erhielt Saldanha. In England und Frankreich erhielt inzwischen die Sache Don Pedro's durch zahlreiche Freunde kräftige Unterstützung. Sie warben Truppen an unter ansehnlichen, von Porto aus bestätigten Bedingungen, und vermehrten die Streitkräfte der Pedroisten mit starken Abtheilungen, die zwar der Mehrzahl nach aus Abenteurern und verwilderten Vagabunden bestanden, die aber meist Alle die Waffen getragen hatten, Erfahrung besaßen, und zu irgend einem kühnen Unternehmen Muth und Geneigtheit zeigten. Durch solche Hilfe in Stand gesetzt vermochte Don Pedro am 21. Juni die unumgänglich nöthig gewordene Expedition nach dem Süden Portugals von Porto aus abzusenden. Der Erfolg war glänzend; ganz Algarbien unterwarf sich der Königin Doña Maria II., und zahlreiche Freiwillige schlossen sich dem constitutionellen Heere an. Entschieden wurde der Ausgang des Krieges in dieser Richtung durch den Sieg, welchen Admiral Napier am 5.

Juli über die Flotte Don Miguel's bei Cap S. Vincent davontrug. Sie fiel ihm, nach blutigem Gefecht, mit Ausnahme von einigen unbedeutenden Fahrzeugen, vollständig in die Hände, wurde zur Unterstützung der Operationen der Landarmee mit Erfolg verwendet, und machte den Fall von Lissabon von da an unvermeidlich. Für den Gang des Krieges war diese Diversion höchst entscheidend, denn sie lähmte die großen, von Don Miguel zur Eroberung von Porto getroffenen Anstalten. Der französische Marschall Bourmont war mit mehren andern Officieren seiner Partei in des Usurpators Dienste getreten, und traf vor Porto am 10. Juli ein. Einige Monate früher möchte die Gewinnung solcher Anführer den Kampf zu Gunsten Don Miguel's entschieden haben; sie kamen zu spät, denn die Befestigungen jenes wichtigen Punktes waren inzwischen von fremden Ingenieuren sehr verstärkt, die Streitkräfte Don Pedro's vermehrt und disciplinirt worden, und in dem Maße, wie diese an Muth und Enthusiasmus durch stets siegreiches Abschlagen der heftigen Angriffe gewonnen hatten, verfielen die Migueslisten in Unordnung und suchten durch Desertion einem Dienste zu entkommen, der große Menschenopfer erheischte, und ohne Aussicht auf Erfolg blieb. Die letzte große Anstrengung geschah am 25. Juli. Das Gefecht war ebenso erbittert als blutig, und brachte beiden Heeren große Verluste; Don Pedro behauptete sich, und Wochen mußten vergehen, ehe seine Feinde hinreichende Kräfte zu einem neuen Angriffe sammeln konnten. Villaflor zog nach einigen siegreichen Gefechten am 24. Juli in Lissabon ein. Die Freude der Bevölkerung, die als die aufgeklärteste des Königreichs, den Tendenzen Don Miguel's stets am meisten abgeneigt gewesen, stieg zum lauten Jubel, als Don Pedro, am 28. Juli, von Porto in einem Dampfschiffe ankam, und die Regierung Doña Maria's proclamirte. Don Miguel blieb jedoch nicht unthätig. Gestützt auf die Priester und andere gleich einflußreiche Anhänger seiner Partei, welche das Landvolk fanatisirten, gab er sich noch keineswegs verloren, und sah die Reihen seiner Truppen sich von Neuem füllen, nachdem Don Pedro, mit einer der Zeit sehr wenig angemessenen Heftigkeit, Verfolgung und Bestrafung über Alle ausgesprochen, die es je mit dem Usurpator gehalten hatten. Bourmont, der die in Porto eingeschlossenen Pedroisten am Vordringen hinderte und durch Beschießung der Stadt beschäftigte, hatte den General Clouet nach Santarem detachirt, und schloß sich diesem am 10. Aug. mit der Hauptarmee an. Um die bedrohte Hauptstadt ließ Don Pedro eine Reihe von Feldbefestigungen aufwerfen, und sah sich, noch vor Vollendung derselben (5. Sept.), von den Miguelisten angegriffen. Nur die größten Anstrengungen und das Bewußtsein, daß von diesem Kampfe ihre Existenz abhing, verschafften den Pedroisten nach einem langen und blutigen Tage den Sieg über ihre übermächtigen und gutgeleiteten Gegner, die endlich, an allen Angriffspunkten abgeschlagen, sich nach Santarem zurückzogen, um eine ganz unangreifbare Stellung einzunehmen. Porto war nach Abweisung des letzten Sturmes (am 15. Dec.) frei geworden. Das Blokadecorps zog sich nach Santarem, und ihm folgten die Pedroisten, um sich mit dem Heere zu vereinen, das von Lissabon her operirte. Einige errungene Vortheile verführten Don Miguel, sein Glück in einem neuen Feldzuge zu versuchen, der aber ganz mislang, da Bourmont und die meisten der fremden Officiere, nach dem vereitelten Versuche auf Lissabon, überzeugt, daß von dem desorganisirten Heere nichts zu erwarten sei, ihren Abschied genommen hatten. Von Saldanha, Villaflor, Napier und dem tapferen General Stubbs, die in verschiedenen Richtungen heranzogen, gedrängt, von einem spanischen Corps unter General Rodil im Rücken bedroht, erlitt Don Miguel überall Niederlagen, und verlor eine Stellung nach der andern, während die entlegenen Provinzen sich der Königin ergaben. Das letzte Gefecht dieses in die Länge gezogenen Krieges fand am 15. Mai 1834 statt bei Thomar und brachte Don Miguel's Truppen auf 7000 Mann herab. Als alle weitere Aussicht auf Erfolg verschwunden, ließ dieser sich endlich auf Unterhandlungen ein, die bereits durch England und Spanien mehrmals versucht, stets an der Hartnäckigkeit des Usurpators gescheitert waren, der unter allen Umständen König von Portugal zu bleiben verlangt hatte. Nach erlangter Zusicherung eines Jahrgehaltes und der seinerseits geleisteten, aber wenige Wochen später zurückgenommenen Verzichtung auf den Thron, verließ Don Miguel am 7. Juni 1834 an Bord einer englischen Fregatte die Küste von Portugal. — Das Waffenglück hatte sich endlich ganz für Don Pedro und seine Tochter erklärt, allein ihre Stellung blieb dennoch, wenn auch nicht völlig unsicher, doch jedenfalls schwankend. Die Usurpation und der Bürgerkrieg hatten vollständige Anarchie über Portugal gebracht, und das wenig civilisirte Volk überließ sich seinen Leidenschaften. Raub und Mord erfüllten die Provinzen, die Rachsucht wußte sich zu befriedigen, und selbst in Lissabon begannen die Parteien sich feindlich entgegenzutreten und durch Intriguen und geheime Verfolgung sich zu bekämpfen. Unbekümmert jedoch um diese drohenden Zeichen, schritt Don Pedro als Regent mit gewohnter Raschheit auf der Bahn der Reformen weiter. Er scheute selbst das größte Wagniß nicht, und sprach (am 24. Mai) in einem Decret die Aufhebung aller Mönchsklöster aus. Mit derselben Festigkeit und Selbstvertrauen, als wäre er überzeugt, daß er stets die Ereignisse zu beherrschen vermögen werde, verfuhr er gegen die noch immer furchtbare, wenngleich besiegte Partei der Miguelisten, welche er für unversöhnlich hielt und daher von allen Ämtern ausschloß, zum Exil verurtheilte, wenn sie sich nicht alsbald unterwarfen, und seine ganze Strenge fühlen ließ. Mit seltener Thätigkeit ging er an eine neue Organisirung der Regierung, und beseitigte manche Misbräuche, die von jeher das Volk gedrückt hatten. Er berief die Cortes, bestimmte die Art ihrer Erwählung, organisirte die Nationalgarde von Lissabon, setzte das Heer auf den Friedensfuß, erließ vollständige Amnestie gegen alle unter Miguel's Herrschaft wegen politischer Vergehen Eingekerkerte, hob die gegen sie gefallenen Entscheidungen der Tribunale auf, und suchte durch vorläufige Gesetze dem weiteren Ver-

falle der Finanzen vorzubeugen. Gewann er hierdurch die Achtung der Besseren unter den höheren Classen, und die Zuneigung Vieler aus dem Volke, die er von Monopolen, dem Drucke der Zehnten und der Willkür von Unterbehörden befreite, so lud er sich dagegen den Haß der Gegenpartei auf, die nicht allein in Portugal existirte, sondern auch durch die Tories in England, die Carlisten in Frankreich und überhaupt die Legitimisten und Vertheidiger der absoluten Monarchie aller Länder vermehrt wurde. Um Einfluß auf Portugal und das dort einzuführende System kämpfte die ausländische Diplomatie auf den dunkeln Wegen der Intrigue, und wirkte entweder der Regentschaft im Verborgenen entgegen, oder zwang diese zu raschen, nicht immer nachtheillosen Handlungen. So viele Anstrengungen und Sorgen, so mancher herbe Verdruß und manche getäuschte Hoffnung würden die kräftigste Körperconstitution zu erschüttern vermocht haben. Sie wirkten auf Don Pedro um so verderblicher ein, als dieser, schon durch die Ereignisse der letzten Jahre in Brasilien tief ergriffen, mit wankender Gesundheit in Europa angekommen war, und die gewaltigen Beschwerden der Vertheidigung von Porto, die er mit den gemeinsten Soldaten theilte, den Keim einer tödtlichen Brustkrankheit in ihm zur Entwickelung gebracht hatten. Mit größter Anstrengung eröffnete er (am 15. Aug.) noch die Cortes. Er leistete (30. Aug.) den Regenteneid für seine am 26. Sept. 1833 in Lissabon angekommene Tochter, legte aber, im Vorgefühle der nahen Auflösung, 18 Tage später sein Amt wieder in die Hände der Cortes nieder. Vielleicht erheiterte es seine letzten Stunden, daß die Kammern die Prinzessin Doña Maria für volljährig und zur Königin erklärten, statt eine neue Regentschaft zu ernennen, die den Intriguen den freiesten Spielraum gelassen haben würde. Er starb im Schlosse von Queluz mit ruhiger Ergebung und vollem Bewußtsein in den Nachmittagsstunden des 24. Septembers, nachdem er noch von seiner Tochter das Versprechen der Amnestie für alle politische Gefangene verlangt und erhalten hatte, und wurde, nach eigenem Verlangen, nur mit den Ehren eines Generals, in der Nacht vom 27—28. Sept. im Kloster S. Vincente da Fora beigesetzt.

Die Urtheile über Don Pedro widersprachen zur Zeit seines Lebens sich im höchsten Maße, indem er als Repräsentant eines großen politischen Princips und als eifriger und unerschütterlicher Vertheidiger desselben, allen Angriffen der Andersdenkenden ausgesetzt stand, von den Seinigen aber oft mehr mit gutem Willen als Klugheit und Unparteilichkeit vertheidigt wurde. Indessen tritt in seinem ganzen Leben ein so beharrliches Streben nach einem einzigen, nie aufgegebenen Zwecke hervor, daß wenige Jahre hingereicht haben, um die Ansichten über ihn von den Beimischungen zu befreien, durch welche die Leidenschaften, Parteisucht und Interesse das an sich leicht erkennbare Charakterbild zu verdüstern suchten. Don Pedro besaß einen festen und entschiedenen Sinn, den besten Willen, seinem Volke zu nützen und manche Tugenden, die ihn weit über die Glieder des Hofes stellten, unter welchen er das Unglück hatte aufzuwachsen. Genöthigt von Jugend auf sich allein zu vertrauen, ohne Leitung und selbst ohne zweckmäßigen Unterricht, Zeuge der Verhältnisse, welche seinen Vater zum Spiele der Parteien und zum Werkzeuge des bösartigsten Weibes machten, von welchem die neuere Regentengeschichte spricht, erlangte er viele Entschiedenheit und jenen Eigenwillen, der nicht selten zur Halsstarrigkeit ausartete. Mangel an gründlicher Bildung und südliche angestammte Heftigkeit verleiteten ihn in vielen Fällen der einmal genommenen Richtung trotz aller Mahnung zu folgen, oder unter den Mitteln, um zu einem an sich lobenswerthen Zwecke zu gelangen, zwar das geradeste, aber auch das am wenigsten kluge, oft gegen Andere unbillige Verfahren zu wählen. Das Schicksal mußte harte Prüfungen über ihn verhängen und ihn beugen, ehe er sich selbst überwinden lernte. Schwierigkeiten reizten ihn nur an, um mit vermehrter Energie den einmal eingeschlagenen Pfad zu verfolgen, und häufig verfehlte er seine besten Absichten, weil er sich nicht entschließen konnte, einen günstigeren Zeitpunkt zu ihrer Ausführung abzuwarten. Mit allen Tugenden, aber auch den Mängeln des cholerischen Temperaments versehen, strebte er mit Opferung aller eigenen Interessen nur dahin seine Völker zu beglücken, allein das Mislingen seiner Lieblingsplane und das häufige Zusammentreffen mit einer unwürdigen, aber mächtigen Opposition vermochten ihn in solchem Maße zu erbittern, daß er selbst Unschuldige seinen Unwillen entgelten ließ. Im Gefühle großer Selbstkraft und ergriffen von dem Edeln und Wichtigen seines Zweckes, glaubte er bei Allen, auf welche er Etwas hielt, dieselben Zustände und Überzeugungen voraussetzen zu müssen. Er vertraute daher seinen Untergebenen die Ausführung von Planen, die diesen zuwider waren, oder unangemessen dünkten, und gab den Brasiliern eine höchst liberale Constitution, obgleich das Volk in Masse für diese Regierungsform zu wenig Gesittung besaß. Enttäuscht und häufig in seinen wohlmeinenden Bestrebungen durch dieselben Stände gehindert, welche er zuerst in das Leben gerufen hatte, besaß er weder genug Geduld noch Verstellung, um bis zu günstigeren Zeiten das Joch zu tragen und Unabhängigkeit erst dann zu suchen, wenn alle Möglichkeit des Widerstandes beseitigt sein würde. Er ließ sich daher zu despotischen Maßregeln hinreißen, die übler gedeutet, als sie es verdienten, und theils als Irrthum, theils aus Parteisucht für den wahren Ausdruck seiner Gesinnungen genommen, ihn immer tiefer in Widersprüche verwickelten, und zuletzt zu der, durchaus nicht unumgänglich nöthigen Niederlegung der brasilischen Krone führten. Dem constitutionellen Systeme hing er aus innigster Überzeugung an, allein er besaß weder hinreichende historische Bildung, noch erfoderliche Erfahrungen über auswärtige Politik und innere Verwaltung, um mit unfehlbarem Erfolge die rauhe und schwierige Bahn eines Reformators verfolgen zu können. Als Feldherr entwickelte er Muth und die unbeugsamste Ausdauer, fürchtete keine Gefahr und theilte jede Beschwerde mit den Seinen, allein er übernahm nicht selten die Rolle eines kühnen Officiers, die dem Anführer einer großen Partei nicht angemessen sein kann, von dessen Leben das

Ganze abhängt. Streng und unnachgiebig gegen seine Feinde, bekämpfte er diese nie mit Waffen des Verraths und suchte nie Befriedigung persönlicher Rachsucht. In jüngeren Jahren ließ er sich durch allzugroßes Selbstvertrauen zur Nichtachtung fremder Rathschläge verleiten; gebeugt durch eine Reihe der bittersten Erfahrungen erschien er später in dieser Hinsicht weit nachgiebiger und milder und dankte dieser Änderung zum größten Theile den Sieg in Portugal, wo äußere Umstände den Anfang seines Unternehmens nicht begünstigten.

Don Pedro's Privatleben war ungleich achtbarer als das der Mehrzahl seiner Unterthanen, zumal der höhern Stände von Brasilien. Es ist dennoch vielfach in den widerwärtigsten Farben geschildert worden. Die gemeine Denkungsart und die Gehässigkeit der brasilischen Gegenpartei drückt sich in jenen schamlosen Angriffen auf des Kaisers häusliche Verhältnisse aus, die, wenn sie auch auf Wahrem begründet gewesen wären, schon der Anstand bekannt zu machen verboten haben sollte Mit Ausnahme einer allerdings sich nicht ziemenden Verbindung (mit der Marquise Santos), die aber von Don Pedro selbst wegen der Ruhe seiner Familie und der öffentlichen Meinung aufgegeben wurde, lasten auf ihm, dem ohne Aufsicht zwischen einer höchst zügellosen Bevölkerung aufgewachsenen Prinzen, wol wenige Vorwürfe. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Leopoldine, Erzherzogin von Österreich, die in Rio Janeiro den 5. Nov. 1817 ankam, und deren vorzeitiger Tod (10. Dec. 1827) Don Pedro mehr niederdrückte als irgend ein Ereigniß, jener für ihn so sorgenreichen Periode. Seine zweite ihn überlebende Gemahlin, die Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, kam in Rio Janeiro den 16. Oct. 1829 an, theilte mit ihm alle Stürme seiner letzten Jahre, und pflegte ihn noch auf seinem Todesbette mit treuer Zärtlichkeit. Als Familienvater war Don Pedro streng, aber liebevoll, indessen trübte er bisweilen das Glück der ersten Ehe durch Ausbrüche von Heftigkeit, die er den Rest seines Lebens hindurch bereuete, und durch die innigste Verehrung der Verstorbenen, die ihm ein guter Genius gewesen, und die er herzlich geliebt hatte, auszusühnen suchte*). (*Pöppig.*)

PEDRO, Ritterorden Don Pedro's. Als König Johann VI. von Portugal am 10. März 1826 in Lissabon starb und sein Sohn, der 1834 gestorbene Kaiser Peter I. von Brasilien, ihm folgte, stiftete Letzterer am 10. April 1826 in Rio Janeiro einen Ritterorden, den er Orden Don Pedro's nannte. Von seinen Statuten und Decorationen ist noch zur Zeit nichts öffentlich bekannt geworden. (*F. Gottschalck.*)

PEDRO (S.), Name mehrer Flüsse in Mexico: 1) im Staate Tabasco, entsteht in dem südlich von demselben gelegenen Staate Chiapa, durch den Zusammenfluß des Zeldales und Pazingo, und ergießt sich nach kurzem nördlichem Laufe in den mexicanischen Meerbusen, östlich von der Mündung des Flusses Tabasco; 2) im Staate Xalisco, ergießt sich in das rechte Ufer des S. Jago, trocknet aber zuweilen ganz aus; 3) im Staate Sonora, und zwar in dem nördlichen, Pimeria genannten, Theile desselben, ergießt sich, nachdem er diesen Staat verlassen, in die Gila, einen Nebenfluß des Rio Colorado. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Bai in Mexico an der Westküste von Neu-Californien, liegt unter 33° 40′ n. Br. und 100° 45′ w. L. In geringer Entfernung vor der Bai liegt die Insel S. Catalina. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Hafen an der Südküste der Insel Cuba, zwischen dem Hafen der Stadt S. Jago de Cuba und Sevilla. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.). 1) P. de Batopilas, Hüttenort im mexicanischen Staate Chihuahua, liegt südwestlich von der Stadt Chihuahua und zählt 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungsquell die naheliegenden, jedoch immer weniger ergiebig werdenden Bergwerke sind. 2) P. de Canta gallo. Dieser brasilische Ort, welcher früher als Fregusia Santissimo Sacramento hieß, wurde am 9. März 1814 unter seinem jetzigen Namen zur Villa erhoben. Er liegt, von einem Flüßchen durchschnitten, im Districte Canta gallo, Provinz Rio de Janeiro, hat einen aus zwei ordentlichen Richtern, drei Rathsherren, drei Polizeibeamten, einem Conseilprocurator, einem Kämmerer, zwei Notaren, einem Alcayden und mehren Schreibern bestehenden Magistrat und gegen 4000 Einwohner, welche Mandiocca, Mais, Reis, Bohnen und Zuckerrohr bauen und dabei starke Rindvieh- und Schweinezucht treiben. Eine Schweizercolonie, welche man hier anzulegen versuchte, entsprach den Erwartungen nicht. 3) P. de Cardena S., spanisches Kloster, welches östlich von Burgos und in der Nähe von Castañares liegt, und in dessen Kirche der berühmte Cid begraben wurde. 4) P. de Consoles, spanische Villa in der Provinz Toro. 5) P. de Ramoral S., spanische Villa in der Provinz Burgos. 6) P. de Rozodos, spanische Villa, Provinz Salamanca. 7) P. Galla, höchster Berg der Insel Ceylon, welcher 8000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sein soll. 8) P. Martir S., District in Niedercalifornien mit den Missionen S. Franzisco, S. Fernando, Rosario, S. Pedro S. Domingo, S. Vincente, S. Catalina, S. Tomas*). (*G. M. S. Fischer.*)

---

*) Vida de Dom Pedro, Duque de Bragança etc. (Lisboa 1835.) Life of Don Pedro I. Emperor of Brazil etc. with official documents (Glasgow 1836). L'empire du Brésil sous D. Pedro I. (Bordeaux 1829.) Correspondance de Don Pedre I. avec le feu Roi de Portugal Don Jean VI. son père, traduite sur les lettres originales par *Eugène de Monglave* (Par. 1827). An historical view of the revolutions of Portugal since the close of the peninsular war etc. by an eyewitness (Lond. 1827). *Col. Hodges* Narrative of the expedition to Portugal (Lond. 1833). *Walsh* Notices of Brazil in 1828—29 (Lond. 1831). Münch über Don Pedro in Fr. Chr. A. Hasse Zeitgenossen. 3. Reihe. I. 3. Heft. E. Große, Don Pedro oder Geschichte der neuesten Revolution von Portugal und Brasilien (Leipz. 1836). v. Schäffer, Brasilien als unabhängiges Reich u. s. w. (Altona 1824.) v. Weech, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem. Jul. Mansfeld, Reise nach Brasilien im J. 1826 (Magdeb. 1828). F. v. Bienau, Darstellung meiner Schicksale in Brasilien. 1826. Karl Seidler, Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Don Pedro's u. s. w. (Quedlinburg 1835.)

*) Unter dem Namen Pedro Branco ist ein weißer Felsen am Eingange der Straße von Malacca bekannt.

PEDRO (S.), holländische Niederlassung an einer Bai in dem nördlichen Theile der Insel Curassao. (*A. Keber.*)

PEDRO DE ROCA (S.), Fort innerhalb der Stadt S. Jago de Cuba, das zugleich zur Vertheidigung des Hafens dient. (*A. Keber.*)

PEDRO DO SUL (S.), auch San Pedro do Rio grande, Stadt und Handelshafen der Provinz Rio grande do Sul in Brasilien, liegt unter 32° 2′ 40″ südl. Br., wenige Stunden oberhalb des Ausflusses der Laguna de los Patos in das atlantische Meer. Dieser mit dem Namen des Rio grande belegte Arm der Laguna ist an seiner Mündung mit einer weit in das Meer hinausreichenden Sandbank gesperrt, die nur zur Zeit der Fluth kleineren Seeschiffen den Übergang gestattet, aber ohne genaue Ortskenntniß oder Leitung geschickter Lootsen nicht zu passiren ist. Oberhalb der Mündung findet sich nirgends sicheres Fahrwasser; zwei Faden ist die größte Tiefe dieses sehr breiten Kanals, dessen Bett fortdauernden Veränderungen unterliegt. Die Annäherung an die Stadt, welche den einzigen Handelshafen der großen und wichtigen Provinz besitzt, ist daher sehr mühsam und Fahrzeugen nicht möglich, die mehr als 100 Tonnen messen. Die Umgegend ist öde und unfruchtbar, denn sie besteht nur aus Sanddünen, welche das Meer angewaschen hat, und aus einem fast ganz ebenen, gleichfalls sandigen Küstenstreife, der an den meisten Orten sich kaum einige Fuß über den höchsten Meeresstand erhebt. Von Cultur ergeben sich nur sehr geringe Spuren, und da der Boden höchstens zu Weidegründen sich eignet, so beschränkt sich die Betriebsamkeit der Einwohner auf Viehzucht, wobei sie fast ganz das auf den Pampas gewöhnliche Verfahren beobachten. An gutem Trinkwasser herrscht vieler Mangel, und nicht minder an Nutzholz. Versuche des Ackerbaues würden in den Umgebungen der Stadt an dem Flugsande scheitern, der von dem herrschenden Winde in Bewegung gesetzt, stets weiter landeinwärts dringt, und nur an dem Abfalle des inneren Tafellandes, der sich ziemlich schroff gegen 200 Fuß erhebt, Schranken findet. Dem Vorrücken der Sandhügel und der Verschüttung der Wohnungen durch sie, suchen die Bewohner dieses etwa drei geogr. Meilen breiten Küstenstreifes durch Anlegung von Wänden nach Osten vorzubeugen, allein mit so wenigem Erfolge, daß wahrscheinlicher Weise die Stadt S. Pedro dereinst ebenso von ihren Bürgern wird verlassen werden müssen, wie einige ältere Ortschaften, die man schon lange aufgegeben hat. Die Stadt liegt ganz eben und niedrig. Sie enthält etwas mehr als 500 Häuser mit 4000 Einwohnern, und hat im Allgemeinen ein freundliches Ansehen, obgleich das gewöhnliche Baumaterial nur aus Lehmziegeln besteht, denen man aber, wie an andern Orten Brasiliens, durch Übertünchung das Ansehen von Festigkeit zu geben versteht. Die Straßen sind nicht zahlreich, aber gerade und breit und laufen von Osten nach Westen. Das einzige etwas hervorragende Wohngebäude ist das des Commandanten. Die Hauptkirche ist mit ein Paar Thürmen geschmückt, und in mittelmäßig gutem Style erbauet. Auf einem nahen Sandhügel bilden einige unbedeutende Feldschanzen ein schlecht bewaffnetes Fort. Der Handel ist sehr lebhaft, indem sich hier der Hauptstapelplatz der Erzeugnisse der Provinz befindet, die theils auf dem Flusse Piratinin bis in die Nähe gebracht werden, theils auf dem Flusse Pellotas oder dem Camapuam nach der Laguna de los Patos gelangen, die für Böte allein zugänglich ist. In neuer Zeit nahm der Handel von San Pedro do Sul besonders durch die Sperren des Plata und die Bürgerkriege jener Staaten zu, deren Producte genau dieselben, wie in Rio grande (Ochsenhäute, getrocknetes Fleisch, Talg, Weizen ꝛc.) in Europa und Westindien stets Absatz fanden, und da sie nicht entbehrt werden konnten, Nachfragen und Speculationen in der ehemals ziemlich unthätigen Südprovinz Brasiliens hervorbrachten, die nun einen großen Theil des alten Platahandels an sich gezogen hat. In der Stadt bestehen daher jetzt mehre englische und nordamerikanische Handelshäuser, und im Hafen fehlt es nie an fremden Flaggen. San Pedro do Sul wurde 1763 von den aus Montevideo hervorgebrochenen Spaniern zerstört; 1773 wurde Porto Alegre zur Hauptstadt der ganzen Capitanie erklärt und die Behörden dorthin versetzt. Im Kriege gegen Buénos Ayres (1828) bedrohten die argentinischen Truppen diese Stadt mehrmals, und Parteigänger, welche sich durch die brasilische Botflotille des Lago Mirim geschlichen, erschienen bei einigen Gelegenheiten verwüstend in ihrer Nähe. (*Pöppig.*)

PEDROCHES, die, oder Dahesa de la sieta villas, Ort in der spanischen Provinz Cordova, welcher einst das alte Bäturia gewesen sein soll und früherhin große Privilegien genoß. (*G. M. S. Fischer.*)

Pedrogan, s. Pedragon.

PEDRO XIMENES, eine ausgezeichnete Sorte spanischen weißen Weines, welche um Guadalcazar in der Provinz Granada wächst, und von rheinischen Weinstöcken abstammen soll. Angeblich sind diese letzteren von einem Teutschen, Peter Simmels, dahin verpflanzt worden, aus dessen Namen Pedro Ximenes entstanden ist. (*Karmarsch.*)

PEDRO ZULA (S.), Villa im Staate Honduras, Distriktes Comayagua, in den vereinigten Staaten von Mittelamerika, liegt an einem Nebenflusse der Ulua. Es wurde 1536 gegründet, ist aber unbedeutend geblieben und hat nur eine Bevölkerung von kaum einigen hundert Einwohnern. (*A. Keber.*)

PEDRUSI (Paul), geb. zu Mantoua 1644, gest. den 20. Jan. 1720, seit seiner frühen Jugend Mitglied des Jesuiterordens, in welchem er sich von Anfang an blos literarischen Arbeiten und dem öffentlichen Unterricht widmete. Er war in Parma Vorsteher des Jesuitercollegiums und übernahm, neben diesem mühevollen Lehramt, noch in Folge eines ihm von seinem Souverain, dem Herzoge von Parma, ertheilten Auftrags das Geschäft von der reichen Farnesischen Medaillensammlung einen räsonnirenden Katalog zu entwerfen. Sein Werk reich an vielerlei unnützen Gelehrsamkeit erschien seit 1694 unter dem Titel: I Cesari in oro, argento medaglioni u. s. w. raccolti nel Farnese Museo, aber die acht Folianten, die er bei seinen Lebzeiten herausgab, brachten die Sache

nicht zu Ende. Daher unterzog sich der Jesuit Piovene, ebenfalls in Parma, dem Geschäfte, das Werk durch Hinzufügung von zwei neuen Folianten zu beendigen. Gegenwärtig ist das dickleibige Werk ganz veraltet. (Biograph. univ.) (*H.*)

PEDUCAEA LEX. Es wird uns ein agrarisches Gesetz dieses Namens erwähnt aus unbestimmter Zeit und von unbekanntem Urheber und daneben ein Gesetzesantrag dieses Namens über Incest, der im J. 641 d. St., 113 v. Chr. vom Volkstribun Sex. Peducäus gemacht wurde. (*Cic.* N. D. III, 30.) (*H.*)

PEDUCAEUS ist der Name einer römischen Familie, deren Mitglieder in den Zeiten der untergehenden Republik öfter erwähnt werden. In der Schreibart des Namens hat man sonst immer geschwankt und bald Peduceus, bald Paeduceus, bald Peducaeus geschrieben. Diese letztere Form ist die richtige; sie wird bestätigt durch das Zeugniß der lagomarsinischen Handschriften Cicero's und durch die wolfenbüttler, sie findet sich in mehren Inschriften bei Gruter und Cavedoni (Marmi Modenesi p. 107) und ist daher von den neuern Gelehrten, wie Orelli (s. Onomasticon Tull. p. 444), Madvig und Zumpt (ad *Cic.* oratt. Verrin. p. 804) angenommen und nur dieser Letztere scheint in seinem Urtheil schwankend gewesen zu sein, da er noch Accusat. in Verr. I, 7, 18 Paeduceus geschrieben hat.

Der Erste, dessen hier zu gedenken ist, Sextus Peducäus, war Volkstribun 641, dessen rogatio de incestu von Cicero (de nat. deor. III, 30, 74) erwähnt wird und von dem auch Asconius im Commentar zur Miloniana (p. 46. ed. *Bailer.*) erzählt: quo tempore Sex. Peducaeus, trib. plebis, criminatus est L. Metellum, pontificem maximum totumque collegium pontificum male judicasse de incestu Virginum Vestalium, quod unam modo Aemiliam damnaverat, absolverat autem duas, Marciam et Liciniam*). Daß diese Erzählung nicht berechtige, eine lex Peducaea de incestu anzunehmen, sah Ernesti (im Ind. leg.) noch nicht ein, wol aber haben auf den Irrthum Orelli (Ind. leg. p. 230) und Walter (Rechtsgesch. S. 832) aufmerksam gemacht.

Sein Sohn, gleichfalls Sextus genannt, ist am meisten durch seine Verwaltung der Provinz Sicilien bekannt geworden und sein Name wird besonders von Cicero bei dem großen Processe gegen Verres oft und rühmlich erwähnt. Wann er die übrigen Staatsämter bekleidet habe, ist nicht bekannt; in Sicilien aber war er zwei Jahre (76 und 75) als Proprätor und erwarb sich während dieser Amtsführung durch strenge Gerechtigkeitsliebe und Pünktlichkeit die allgemeine Liebe der Provinzialen. Er ließ eine Schätzung der Provinz abhalten (*Cic.* Accus. Verr. II, 56, 138. 139 und öfter Peducaeanus census) und hielt sich frei von allen Bedrückungen der ackerbautreibenden Grundbesitzer, obschon die Theurung in einem seiner Amtsjahre leicht dazu hätte verführen können (Accus. in Verr. III, 93, 216). Je schwerer die Noth der Verrinischen Verwaltung auf den Siculern lastete, um so lieber gedachten sie jener Verwaltung und namentlich die Syracusaner sprachen die Anerkennung jener Verdienste in einer laudatio öffentlich und mit allgemeiner Zustimmung aus (Accus. in Verr. IV, 64, 142). Cicero, der im ersten Amtsjahre seine Quästur in Lilybäum bekleidet hatte, war Zeuge jener Unbescholtenheit gewesen und hatte daher die beste Veranlassung in seiner Anklage des Verres der Vorgänger desselben mit um so rühmlicheren Worten zu gedenken. Er nennt ihn an mehren Stellen virum fortissimum et innocentissimum, nennt seine praetura innocentissima omnium diligentissimaque. Zwar dürfte Mancher einwenden, daß die Freundschaft für den Sohn des Gelobten und das Bestreben den verhaßten Angeklagten durch Hervorhebung seiner Vorgänger nur noch mehr herabzusetzen, den Cicero veranlaßt habe, die Farben etwas stärker aufzutragen, als sich mit der Wahrheit vertragen habe. Allein Peducäus war mit unter den Geschworenen, welche über die Sache des Verres entscheiden sollten, und nur als familiarissimus Verris zurückgewiesen (Accus. in Verr. I, 7, 18); ja jene Lobsprüche finden sich nicht blos in den Verrinischen Reden, sondern noch entschiedener in einer andern, von persönlichen Interessen ganz fern liegenden Stelle, de Finib. II, 18, 58, wo bei der Erzählung eines Beispiels von seiner Rechtlichkeit Cicero ihn nennt: cum doctus tum omnium vir optimus et justissimus. Auch in den Briefen an Atticus scheinen aus chronologischen Gründen manche Stellen, wie I, 4, 1. V, 4 auf ihn bezogen werden zu müssen. Vergl. über ihn Ernesti's Clavis Ciceroniana, wo aber auffallende Confusionen sich finden, die dem letzten Herausgeber, wie so vieles Andere, nicht aufgefallen sind; Görenz zu *Cic.* Fin. II, 15, 58 und besonders Orelli im Onom. Tull. p. 444. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine den väterlichen Namen führte, der andere sich aus einer Stelle der Rede post redit. in senatu c. 8, 21 ergibt, wo es von dem Tribunen Manius Curius heißt: ejus ego patri quaestor fui, eine Schwierigkeit, die theils dadurch gelöst wird, daß man jenen Curius von unserm Sextus adoptiren, theils dadurch, daß man einen Sohn des Peducäus durch Adoption in jene Familie übergehen läßt, welche letztere, mir weniger wahrscheinliche Ansicht Savel ad orat. post red. in senatu c. 8 vertheidigen soll.

Sein Sohn Sextus stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit Cäsar, durch den er 706 (48 v. Chr.) mit der Verwaltung Siciliens beauftragt wurde (*Appian.* bell. civ. II, 48), sowie er auch später von demselben (V, 54) als Prätor in Hispania genannt wird. Trotz dieser Verbindung erhielt sich zwischen ihm, Cicero und Atticus ein herzliches Freundschaftsbündniß, von welchem namentlich in den Briefen an Atticus sich zahlreiche Belege finden. Cicero misbilligt seine Trennung von Pompejus nicht (ad Attic. VII, 13. 14, 3. 17, 1), versichert wiederholt seine Zuneigung (ego Peducaeum nostrum vehementer diligo; nam et quanti patrem feci, totum in hunc: et ipsum per se aeque amo atque illum amavi; ad Attic. XIII, 1, 3) und schlägt seinen Einfluß sehr hoch an (ejus auctoritas magna apud me inprimis

*) Vergl. *Freinsheimii* Supplem. *Liv.* LXIII, 11.

gravis, ad Attic. XV, 13, 3 und ejus auctoritas multum apud me valet X, 1 und 10) und rühmt die Liebenswürdigkeit und Annehmlichkeit seiner Briefe (ad Attic. XVI, 15, 4). Mehr aber ist mir nicht bekannt.

Außerdem aber erwähnt Cicero einen Legaten des C. Vibius Pansa, Cajus Peducäus, der bei Mutina gefallen (Epist. ad Fam. X, 33, 4. *Freinsheimii* suppl. *Liv.* CXIX, 16), einen römischen Ritter Lucius Peducäus, unter den Richtern des Flaccus (pro Flacc. 28, 68) und ein Titus Peducäus erscheint im J. 100 bei Asconius (in Scaur. p. 29). Auch die Consularfasten gedenken zweier Männer dieses Namens im J. 110 n. Chr., eines Marcus Peducäus Priscinus und 141 n. Chr. eines Marcus Peducäus Stloga Priscinus. (*Eckstein.*)

PEDUM, eine alte Stadt in Latium, vom Gebiete der Pränestiner, Veliterner, Albaner, Tusculaner, Gabiner und Tiburtiner umgeben (*Liv.* VIII, 12). Die Römer hatten diese Stadt früh in ihre Gewalt gebracht. Allein C. Marcius Coriolanus eroberte sie mit mehren andern Städten auf seinem feindlichen Zuge gegen Rom für die Volscer und marschirte von hier aus unmittelbar gegen seine Vaterstadt (*Liv.* II, 39). U. c. 396 hatte hier ein gallisches Heer sein Lager aufgeschlagen (*Liv.* VII, 12). Im J. d. St. 417 wurde Pedum vom Camillus wieder den Römern unterworfen. Daß diese Stadt nach dem damaligen Standpunkte zu den bedeutendern gehörte und nicht so leicht zu erobern war, geht aus Livius (VIII, 12. 13) hervor. Cicero (ad Att. IX, 18) bezeichnet ein Landgut im Gebiete dieser Stadt durch Pedanum (sowie Tusculanum, Arpinum, Formianum und andere). Albius Tibullus verweilte im Gebiete dieser Stadt, als Horatius seinen Brief an ihn richtete (Ep. I, 4, 2). Im Vetus Latium profan. Tom. X, 2. p. 564 (Rom. 1745) wird der Name Pedum von *Πεδία* hergeleitet, weil diese Stadt in einer ringsum von Gebirgen umgebenen Ebene gelegen habe; eine sehr unwahrscheinliche Ableitung. Ebendaselbst wird von Pedum der Ursprung der römischen gens Pedania deducirt. Plinius (H. N. III, 9) führt die Pedani unter den 53 kleinen Volksstämmen des alten Latiums auf, welche bereits zu seiner Zeit ohne Spur verschwunden waren. Martinière (Le grand dictionn. géogr. et crit. Tom. VI. p. 171) führt aus Stephanus Byz. auch den Namen Peda auf. (*Krause.*)

PEDUM, eine von Brügière (Encycl. méth. sect. Vers) aufgestellte Muschelgattung, welche Cuvier zur Familie der Austern zieht (Ostreacea s. d. Art.), von Lamarck aber mit Pecten, Plagiostoma, Lima, Plicatula, Spondylus und Podopsis zur besondern Familie der Pectinidae (s. d. Art.) erhoben wird. Pedum hat mit Lima die allgemeine Form und den Mangel aller Schloßzähne gemein, unterscheidet sich aber von ihr durch ungleiche Schalen und einen erweiterten abgeplatteten Schloßrand, welcher an Spondylus erinnert, aber der Quere nach ganz vom Bande oder dessen Furche durchbohrt wird; dabei hat die rechte Schalenhälfte einen sehr großen, tief eindringenden Byssusausschnitt. Über demselben bemerkt man eine flügelartige Erweiterung, aber der entsprechende hintere Flügel fehlt. Das Thier stimmt nach Cuvier sehr mit dem von Lima überein und weicht am meisten durch die einfache Reihe der Mantelrandzacken von ihm ab. Die einzige bekannte Art: P. spondyloides, wird 2—3 Zoll hoch, ist weiß, mit rothbraunen Wolken innen und am Schalenbuckel, und hat auf der linken flacheren Schale erhabene radiale Rippen in ziemlicher Anzahl (29—30). Sie findet sich an den Küsten von Isle de France und Ostindien, und gehört zu den seltensten Muscheln. Abgebildet bei Chemnitz, Conchyl. 8. Th. Taf. 72. Fig. 669. 670. (*Burmeister.*)

PÉE (S.), Flecken im französischen Departement der Niederpyrenäen (Gascogne), Canton Ustaritz, Bezirk Bayonne, liegt $7\frac{1}{2}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2209 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEEBLES. 1) P., Peblis, Pebilis, Peeblis, lat. Pebliscium, Peblisium, Pebilium, königlicher Burgflecken und Hauptort der schottischen Grafschaft gleiches Namens, liegt, 21 engl. Meilen oder 9 Stunden von Edinburgh südlich entfernt, an der Vereinigung des Eddleston- oder Peebleswassers mit dem Tweed, in einer von Bergen umgebenen, fruchtbaren Ebene. Der Eddleston, über welchen eine Brücke von zwei Bogen führt, während die Ufer des Tweed eine Brücke von fünf Bogen verbindet, theilt die Stadt in die Alt- und in die Neustadt. Die letztere liegt auf dem östlichen Ufer des Eddlestone, ist von Natur und durch Kunst stark befestigt und enthält die Pfarrkirche, das Provinzialgefängniß, einen zierlichen Gasthof, einige Versammlungsörter, eine lateinische Schule und zwischen 2—3000 Einw. (1811 betrug die Zahl der Häuser in der Stadt und dem Kirchspiele 482, die der Seelen 2482), welche Teppiche, Serge, Kattune und Leinwand verfertigen, auch sieben Jahrmärkte und an jedem Donnerstag einen Hafermehlwochenmarkt unterhalten. Peebles ist ein sehr alter Ort und es läßt sich fast mit Bestimmtheit behaupten, daß schon vor der schottisch-sächsischen Zeit hier ein großes Dorf mit einer Kirche, mehren Kapellen und einem gleichfalls mit einer Kapelle und andern für einen königlichen Hof erfoderlichen Bequemlichkeiten versehenen Schlosse stand, da Peebles schon in den ältesten schottischen Urkunden als eine vom Könige abhängige Stadt erwähnt wird. Nach dem D. Pennycuick residirten die Könige des Landes bis zum Tode Alexander's III. in der Stadt und diese erhielt von ihm manche Beweise der Gnade und Freigebigkeit. Bei den darauf folgenden Streitigkeiten hinsichts des Thrones ergriffen die Einwohner Peebles' die Partei Baliol's, mußten sich aber bald dem Usurpator Eduard I. von England unterwerfen und ihm am 28. Aug. 1296 zu Berwik durch ihre Vorsteher, den Voigt und einige ihm beigegebene Assessoren, den Huldigungseid leisten. Im J. 1304 überließ dieser Fürst den Ort dem Statthalter Schottlands, Adomar von Valence, für sich und seine Nachkommen. Wann nun aber Peebles zum königlichen Burgflecken erhoben worden ist, möchte schwer genau zu bestimmen sein, doch finden wir, daß der Ort bereits 1357 zwei Abgeordnete zu dem Par-

lamente sandte, welches zusammenberufen war, um die Auslösung König David's II. zu bewerkstelligen. Den 20. Sept. 1367 schenkte dieser Fürst der Stadt eine Charte, in welcher sie als königlicher Burgflecken aufgeführt ist und diese Charte wurde darauf mit Hinzufügung neuer Vorrechte auch von den Königen Jacob II. und VI. bestätigt. Seit dieser Zeit hat Peebles zu Vorstehern 17 Beamte, nämlich einen Propst, zwei Voigte, einen Zunftdechanten, einen Schatzmeister, acht Räthe und einen Almosenpfleger. Die Einkünfte der Stadt sind sehr bedeutend, indem ihr fast alle Ländereien der Umgegend gehören, welche sie 1560 als Belohnung ihrer Treue, Gesetzlichkeit und guten Dienste erhielt. Peebles war ehemals größer als jetzt, indem es sich vom Eddlestone westwärts bis Meadow-well-strand ausdehnte. Auch mochten wol seine Häuser größer und schöner sein, als die jetzigen es sind, da der hohe Adel sich in ihnen aufhielt, wenn der König das Schloß bewohnte, von welchem keine Spur mehr übrig sein würde, wenn der Name Schloßberg nicht wenigstens den Ort erhalten hätte, wo es lag. Vor der Reformation hatte Peebles drei Kirchen und einige Kapellen. Die hohe, der Jungfrau Maria geweihte Kirche soll bereits im 11. Jahrhunderte auf der Stelle einiger Fabrikgebäude errichtet worden sein und noch sieht man ihre Ruinen am westlichen Ende der Stadt, da sie zur Zeit der Reformation zerstört wurde, weshalb man die Kreuzkirche zur Pfarrkirche erhob, welches diese auch bis 1784 blieb, wo sie dem jetzigen schönen Gebäude weichen mußte [1]).

2) P., Peeblesshire. Diese im gemeinen Leben Tweeddale (nach dem Tweedflusse) genannte Grafschaft des südlichen Schottlands liegt zwischen 55° 25′ und 55° 50′ n. Br. und 2° 58′ und 3° 34′ westl. L. n. d. Mer. von Greenw. und hat im Süden Dumfriesshire, im Norden und Nordosten Edinburghshire, im Westen Lanarkshire, im Osten aber die Grafschaft Selkirk zu Grenzen. Ihr Flächenraum wird zu $11\frac{2}{5}$ geographischen, oder 249 engl. Meil. angegeben; nach Armstrong's Karte aber [2]) beträgt ihre Länge von Norden nach Süden gegen 28 engl. Meil., ihre Breite schwankt zwischen 10 und 18 solcher Meilen und es beträgt daher die mittlere Länge derselben 27, die mittlere Breite $13\frac{1}{2}$ engl. Meil. Hiernach müßte die Oberfläche der Grafschaft 364 engl. □ Meilen betragen und 232,960 engl. Acres (Morgen) enthalten, aber nach einer Berechnung Chalmers' [3]) hat die wirkliche Oberfläche nur 338 engl. □ Meilen und enthält nicht mehr als 216,320 Acres, von welchen 20,000 als Ackerland gebraucht werden. Die Zahl der Häuser belief sich nach den Parlamentsrechnungen im J. 1811 auf 1820, die der Bewohner auf 9935, während jetzt die letzteren fast auf 11,000 gestiegen sind. Sieht man das Land aus der Ferne, so scheint es aus einer ununterbrochenen Kette von Bergen und Hügeln zu bestehen, und wirklich kann die Grafschaft für ein gebirgiges Land gelten, da es von Zweigen der Leadhills mehrfach durchzogen wird; dennoch finden sich in ihr auch, und zwar vorzüglich längs den zahlreichen Flüssen und Bächen reiche und fruchtbare Thäler mit gutem Ackerboden und Wiesen. Unter diesen Thälern zeichnet sich besonders das Tweedthal (Tweeddale) aus, welches die Mitte der Grafschaft in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidet. Von ihm sondern sich andere Thäler ab, welche dem Laufe derjenigen Flüsse folgen, die sich mit dem Tweed vereinigen. Im Norden und Westen sind diese Thäler und Ebenen im Allgemeinen sehr fruchtbar, und die Berge gewähren, zum Theil bis an ihre Spitzen mit Gras bewachsen, oder mit Holz bestanden, was namentlich von denen an den Quellen des Tweed gilt, einen gefälligen Anblick; im Süden und Osten dagegen sind die Thäler unfruchtbarer und die Berge schroffer und kahler. Vorzüglich ist dies der Fall mit den Bergen zwischen Minchmoor und Hinderland, welche schwärzer, felsiger und steiler sind als alle übrigen in der Grafschaft, und durch tiefe Klüfte von einander getrennt werden. Von diesen Klüften ist eine, welche Grimscleugh genannt wird, $\frac{1}{2}$ engl. Meile lang und 300 Fuß tief. An das erwähnte Tweedthal, zu dessen beiden Seiten das Land sich bedeutend erhebt, schließen sich hinsichts der Fruchtbarkeit und Schönheit besonders diejenigen Thäler an, welche dem Leine und Eddlestone folgen. Die bedeutendsten Berge findet man an den Grenzen der Grafschaft, und unter ihnen sind diejenigen die höchsten im südlichen Schottland, welche an das Annanthal in der Grafschaft Dumfries stoßen. So hat der Blackhouse an der Grenze von Selkirkshire eine Höhe von 2360 Fuß, und der etwa vier engl. Meilen nördlicher liegende Scawed Law ist 2120 Fuß hoch vom Spiegel des Meeres an gerechnet. Die übrigen bedeutenderen Berge sind der Minchmoor im Südosten der Grafschaft (2285′), der Windlestraw-Law im Nordosten derselben (2295′), der Scrape (2560′), der Dollarburn (2840′), beide im Kirchspiele Manor, der Cardon im Kirchspiele Kilbucko (1400′ über dem Spiegel des Tweed und 2200′ über dem des Meeres). Dieser letztere Berg ist der höchste im Westen der Grafschaft, doch hat er hier

1) Die Kreuzkirche war ein Theil der Conventualkirche eines von Alexander III. gestifteten Klosters der rothen oder Trinitariermönche, welche die Verpflichtung hatten, mit dem dritten Theil ihres jährlichen Einkommens Christensklaven aus der türkischen Gefangenschaft zu erlösen. Nach der Sage war die Kirche auf derjenigen Stelle erbaut, wo man 1261 die Gebeine des heil. Nicolaus gefunden hatte. Ihre Länge betrug 102, ihre Breite 34 Fuß; das zu ihr verwendete Baumaterial, waren größtentheils Quadersteine. Nach Aufhebung des Klosters, eines viereckigen Gebäudes, in dessen südlicher Seite sie stand, wurde ein Theil der Kirche in eine öffentliche Schule verwandelt, der andere bis zu der oben erwähnten Erbauung der neuen Kirche zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt. Jetzt zeugen wenigstens ihre äußern Mauern noch von ihrer alten Pracht. Die Andreaskirche war älter als die Kreuzkirche, und weiß man auch gleich die Zeit ihrer Erbauung nicht ganz genau anzugeben, so steht doch so viel fest, daß sie bereits im 12. Jahrh. gestanden haben mußte, da der Bischof Josceline von Glasgow, welcher sie einweihte, 1199 starb. Cromwell's Soldaten gebrauchten diese Kirche, die auch durch ihre Bauart ihr hohes Alter verräth, als Stall und zerstörten ihr Dach, daher sie auch weniger erhalten ist, als die Kreuzkirche. 2) s. *Armstrong*, Companion to the map of Tweeddale.

3) Caledonia, or An Account of Historical and Topographic of North Britain by *George Chalmers*, 4 ed. (London 1810.)

mehre ihm wenig nachstehende Nebenbuhler. Im Kirchspiele Kirkud liegt der Hell's Cleugh, von dessen Spitze, auf welcher sich ein Pikestone genanntes Heidengrab (cairn) findet, hat man eine herrliche Fernsicht auf die Gegend jenseit des Forths, sowie auf eine Bergkette, welche sich von dem östlichen Fife bis nach Dumbartonshire hinzieht. Überhaupt übersieht man von dieser 2100 Fuß erhabenen Spitze das Teviot-, Annan- und Clydesthal, sowie Pertshire, Fifeshire, Nord-Berwick, Theile von Northumberland, und die drei Lothians. Gleich den Bergen sind auch die Flüsse und Bäche in der Grafschaft sehr zahlreich, welche sich alle, mit Ausnahme des Megget und des nördlichen und südlichen Esk in den Tweed ergießen. Dieser Strom hat seine Quellen auf einem Bergrücken, welcher das Annan- von dem Tweedthale trennt [4]), windet sich darauf in Schlangenlinien 40 Meilen lang durch die Grafschaft, wobei sein Lauf vorzüglich oberhalb Peebles äußerst reißend ist, indem er hier 1550 Fuß hoch herabsteigt und ergießt sich, nach einem Laufe von 100 engl. Meilen, bei Berwick in das Meer. Reich an Lachsen und Forellen ist der Tweed für viele Menschen eine reiche Quelle der Nahrung und des Erwerbs. Zu den bedeutendsten Flüssen, welche dem Tweed ihr Wasser zuführen, gehört der Lyne, der Eddleston und Leithen im Norden, der Manor und Quair im Süden der Grafschaft. Der zuerst genannte Fluß entspringt bei einem Cauldstaneslap genannten Orte und erreicht den Tweed nach einem Laufe von 21 (engl., welche hier überall gemeint sind) Meilen, drei Meilen oberhalb der Stadt Peebles. Der Eddlestone entspringt auf dem King-Seat-Hill in dem gleichnamigen Kirchspiele, und vereinigt sich bei Peebles, wie wir bereits bemerkten, mit dem Tweed. Der Leithen legt von Water-Head bis eine Meile von Inverleithen [5]) zwölf Meilen zurück und der Manor entspringt bei Foulbrig im südlichen Theile des Kirchspiels seines Namens, welches er zwölf Meilen lang durchfließt. Der Quair endlich entspringt in der Nähe von Glendean und fällt bei einem Edelhof, Namens Traquair, in den Tweed. Weniger reich als an Bergen und Flüssen ist die Grafschaft an Seen, welche überdies nur klein sind. Der bedeutendste unter ihnen ist der Waterlochsee im Kirchspiele Eddlestone, dennoch beträgt seine Länge nur $\frac{1}{4}$ und seine Breite nur $\frac{1}{8}$ Meile. Ihm verdankt der Südesk seinen Ursprung, welcher zugleich mit dem Nordesk bei Musselburgh in Midlothian sich in den Forth ergießt. Die beiden andern Seen liegen in dem Kirchspiele Tweedsmuir und heißen Gameshope- und Slipperfieldsee. Der erstere läuft in den Gameshopebach aus, welcher den Talla bildet. Der St. Marysee, welchen einige Geographen zu dieser Grafschaft rechnen, gehört zu Selkirkshire.

Gleich den meisten Gebirgsländern ist Peeblesshire an einigen Mineralien nicht arm, an andern sogar ziemlich reich. Nach Buchanan und andern alten Schriftstellern fand man im Glen-Gaber, welcher das Kirchspiel Megget durchfließt, früherhin Gold, und im Leadlaw, einem Berge bei Linton, wurden ehemals einige Bleiminen bearbeitet, welche eine bedeutende Menge Silber lieferten. Vor etwa 60 Jahren wollte man diese Minen, welche unter dem Namen Silberhöhlen bekannt waren, wiederaufnehmen, allein die Ausbeute deckte die Kosten nicht. Auch im Kirchspiele Traquair entdeckte man Bleiminen, doch enthielt das Erz, welches sie lieferten, wenig Silber. Bleiglanz wurde vor einigen Jahren in einem der Flüsse entdeckt, welche in den Quair fallen. Kohlen sind im Überflusse vorhanden und die nordöstlichen Districte der Grafschaft liefern die meisten. Auch findet man hier Kalksteine, und auf Mergellager stößt man in den Kirchspielen Linton und Newland. Diese letzteren sind augenscheinlich durch Absickerungen aus den Kalkflözen entstanden, durch welche Moos incrustirt wird. In diesen Mergellagern werden die Schalen der gemeinen Schnecke aufgelöst, sodaß man sie mit leichter Mühe zerreiben kann. In der Nähe der Carlops- und Spittlehaugsberge findet sich ein Lager von blauem Mergel, welcher aus Stein und Thon besteht. Das vorherrschende Gestein in dieser Grafschaft ist Schiefer, doch findet man in manchen Kirchspielen auch rothen und weißen Sandstein, sowie Granit. Der Schiefer, von welchem sich eine schöne blaue Sorte im Tramoreberge des Kirchspiels Stobo findet, wird zu verschiedenen Zwecken benutzt und verarbeitet, und die hiesigen Schieferplatten stehen in einem großen Rufe. Bei Lamancha findet man verschiedene Arten von Thon und der hier gegrabene Töpferthon gleicht dem von Stourbridge. Ebendaselbst findet man Eisenerz in mehren Adern, deren eine gediegenes Eisen enthält. Auch Braunstein wird hier theils rein, theils mit Eisenerz vermischt gefunden, doch hat man noch keine Eisenwerke angelegt. Weißer Marmor, ähnlich dem von Pennycuick, wurde früher zu Whitfield im lintoner Kirchspiele gefunden.

Einige Mineralquellen finden sich ebenfalls in Peeblesshire, ohne daß sich jedoch eine besonders auszeichnet. Nördlich von dem Dorfe Linton findet sich eine Quelle, welche Heaven-aqua-water genannt wird und dem Tunbridgerwasser gleicht. Eine andere, dem Harrowgatewasser ähnliche, Salzquelle findet sich im Kirchspiel Inverleithen, und man bedient sich ihrer gegen Scorbut und Hautausschläge. Eine reiche Schwefelquelle quillt im Kirchspiele Kirkud und sie ist nach des D. Black's Untersuchung selbst stärker, als die berühmte Schwefelquelle von Moffat. Zu Lamancha im Kirchspiele Newland trifft man eine Stahlquelle, Vertuewell (Tugendquelle, Kraftquelle) genannt, welche Eisen auflöst. Der vorherrschende Boden ist in den Flußebenen ein aus dem Niederschlag des Wassers entstandener sandiger Boden, in den höher liegenden Gegenden hat man entweder einen reichen Lehm- oder sandigen und steinigen oder gewöhnlichen Ackerboden. An den Quellen der Flüsse, vorzüglich der nördlichen Gegenden, welche die höchsten sind, ist der Boden meist moor- oder marschartig. Das Klima der Grafschaft ist nach den verschiedenen Gegenden ebenfalls sehr

4) Hier entspringen auch der Annan, welcher sich südwärts dem Solway-frith, und der Clyde, welcher sich dem Clyde-frith zuwendet. 5) Hassel, v. Jenny und Andere nennen diesen Ort Innerleithen, allein dieser Name ist aus dem celtischen Worte Inver = Influx oder Einfluß und dem Flußnamen Leithen zusammengesetzt, daher er so geschrieben werden muß, wie wir gethan haben.

verschieden. Denn während die Luft im Tweedthale warm und mild ist, leiden die höher liegenden Gegenden oft an der größten Kälte. Dennoch sind Krankheiten selten und die Bewohner gesund und kräftig. Regenschauer sind in der Grafschaft häufig, aber die Masse des herabfallenden Wassers ist nichtsdestoweniger geringer, als in den benachbarten, östlichen und westlichen Grafschaften und übersteigt selten die Höhe von 28 Zoll im Jahre. Die Berge bedeckt schon im October Schnee, und einige Thäler leiden im Herbst von Reif und eisigen Nebeln, welche der Vegetation, vorzüglich aber den Kartoffeln, dem Klee und den Erbsen häufig schaden. In den meisten geographischen Handbüchern wird angegeben, daß die Landwirthschaft in Peeblesshire sehr zurück sei, und sich hauptsächlich auf Hafer- und Kartoffelbau erstrecke, allein dies ist keineswegs der Fall. Vom Ende des 11. bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts soll sie hier sogar blühender gewesen sein, als in den übrigen Grafschaften Schottlands. Pachtungen und Hutungen griffen damals, wie jetzt, in einander. Doch ist nicht zu leugnen, daß die vier folgenden Jahrhunderte dem Landbau weniger günstig waren. Erst nach der Union fing man an, langgenährte Vorurtheile mit vernünftigeren Ideen zu vertauschen. Diejenigen, welche mit gutem Beispiele vorangingen, waren der Herzog Archibald von Argyle, Alexander Murray von Stanhope, D. Pennycuick und der Pachter M'Daigal in der Nähe von Linton. Der Letztere führte die in Norfolk gewöhnliche Feldwirthschaft ein und reizte dadurch seine Nachbarn ein Gleiches zu thun. Thomas Stevenson ließ das Pachtgut Dairy wieder aufleben und Georg Dalzel, Gastwirth zu Linton, führte 1764 den Rübenbau ein; auch war er der erste, welcher nach einem größeren Plane Kartoffeln mit dem Pfluge baute. Die größten Fortschritte machte jedoch der Ackerbau seit dem Jahre 1788, in welchem der Lord von Neidpath, sei es aus Mangel oder Habsucht, seinen Pächtern ihre Pachtung auf 50 Jahre überließ. Diese erbauten sich jetzt, durch den für längere Zeit gesicherten Besitz ihrer Pachtung bewogen, bessere Wohnungen, fingen an, Umzäunungen anzulegen und ihre Gelder auf die Verbesserung ihrer Güter zu verwenden. Ist nun gleich Hafer dasjenige Getreide, welches man, durch den Boden und das Klima dazu genöthigt, hauptsächlich erzielt, so benutzt man doch auch den besseren Boden, um Gerste zu bauen. Dabei hob sich der Kartoffel- und Rübenbau (Turnips), und durch letzteren wurde die Sömmerung fast gänzlich verdrängt. Nach von Jenny[6]) wird der Ertrag des Grund und Bodens jetzt auf 324,000 Gulden geschätzt. Auch künstliche Grasungen hat man angelegt, doch stehen diese in keinem Verhältnisse mit den natürlichen Weideplätzen, welche $\frac{9}{10}$ der ganzen Grafschaft einnehmen, und zur Rindvieh- und Schafzucht benutzt werden. Man rechnet, daß sich gegen 7000 Kühe in der Grafschaft finden. Die Schafzuchtpächter haben im Durchschnitt 1500 engl. Morgen (acres) Weideland, einige derselben 3000, und nur eine geringe Zahl weniger als 800 Morgen. Dabei haben Alle mehr oder weniger Ackerland zu benutzen. Die hier gewöhnliche Art von Schafen ist kurzgeschwänzt, von gedrungener Gestalt und hat schwarze Schnauzen und Beine. Die Gewohnheit, die Schafe mit einer Mischung von Theer, Öl oder Orkneybutter einzuschmieren, hat sich bis jetzt immer noch in der Grafschaft erhalten, ohne daß man einen vernünftigen Grund für sie anzugeben weiß. Einige sagen, die Wolle werde dadurch verbessert, Andere behaupten, das Verfahren schütze die Thiere gegen die Kälte. Das Erstere möchte vielleicht noch am meisten für sich haben, da man in neuester Zeit empfohlen hat, die Schafe möglichst oft mit Buttermilch zu waschen, indem dadurch nicht nur das Wachsthum, sondern auch die Feinheit der Wolle außerordentlich befördert werde. Doch ist die tweeddaler Wolle, trotz der vortrefflichen Weide und dem Einschmieren, schlecht, und kann nur zu Teppichen, Schalongs und ähnlichen Zeuchen gebraucht werden, weshalb sie auch gering im Preise steht.

Peeblesshire steht, wie die übrigen Grafschaften Schottlands, unter der Gerichtspflege eines Lordlieutenants und eines Sheriffs, welcher Letztere einen Substituten ernennt, um in seiner Abwesenheit Gericht zu halten. Wann die Grafschaft zu einem Sheriffthum erhoben worden ist, kann nicht genau angegeben werden, doch werden schon 1184 ein Sheriff in Traquair, ein anderer in Peebles erwähnt. Im 14. Jahrhunderte wurden beide Ämter vereinigt, und nur das letztere blieb. Es gibt 16 Kirchspiele in der Grafschaft und man findet in ihr außer dem Burgflecken Peebles noch fünf sehr beträchtliche Dörfer, welche Märkte und jährliche Messen für den Schaf-, Pferde- und Rindviehverkauf unterhalten. Diese sind Linton (1186 Einw.), Eddleston, Skirling, Broughton und Inverleithen (125 Häuser, 705 Einw.). Letzteres ist zwei Stunden von Peebles entfernt, liegt sehr schön und ist in den neuesten Zeiten durch einige Wollenmanufacturen sehr in Aufnahme gekommen.

Eine der größten Wohlthaten, welche die Grafschaft den letzten 50 Jahren verdankt, ist die Verbesserung alter und die Anlegung neuer Hochstraßen. Von den letztern durchschneidet die von Edinburgh nach Moffat, einem berühmten Badeorte in Dumfriesshire, führende die Grafschaft in ihrer ganzen Länge von Nordosten nach Südwesten. Eine andere durchschneidet sie auf gleiche Weise von Westen nach Osten, indem sie von Biggar in Lanarkshire, bei Peebles und Inverleithen vorbei, nach Gallashiels und Kelso in der Grafschaft Roxburgh führt. Diese beiden Straßen dienen den Einwohnern von Peeblesshire dazu, ihre überflüssigen Producte, vorzüglich ihr Getreide, nach Glasgow zu schaffen. Eine dritte, 1794 angelegte Straße, welche den Weg von Inverleithen nach Middleton in der Grafschaft Lancaster um 14 engl. Meilen verkürzt, versorgt den größten Theil der Grafschaft mil Kohlen. Diese Straßen haben auch dazu beigetragen, das Fabrikwesen in der Grafschaft etwas zu heben, obgleich dieses immer noch sehr tief steht. Alles Leinenzeuch, zu welchem der Flachs größtentheils in der Grafschaft selbst gewonnen wird und welches von dem gemei-

6) s. dessen geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, Art. Peebles.

nen Mann, wie in einigen Theilen Thüringens, während des Winters verfertigt wird, kommt nicht zum Verkauf, sondern wird in der Grafschaft selbst verbraucht. Wollen- und Baumwollenwebereien sind in und bei Peebles in Aufnahme gekommen, auch finden sich hier einige Strumpfwirker, und ihre Erzeugnisse finden auch außerhalb der Grafschaft einen ziemlichen Absatz. Andere Artikel der Ausfuhr sind Wolle, Schafe, Hammel, Lämmer, Butter, Schiefer und Walkererde.

Die Grafschaft hat zahlreiche und mannichfaltige Reste der altbritischen Zeit aufzuweisen, indem man Spuren der alten Briten theils in den Ortsnamen, theils in religiösen, kriegerischen und Grabdenkmälern findet. Zu Hairstanes im Kirchspiele Kirkud finden sich Reste eines Druidentempels, welche in kreisförmig aufrechtstehenden Steinen bestehen. Reste eines andern Tempels der Art sieht man auf der auch sonst merkwürdigen Halbinsel Sheriffmuir. Von jedem Paare dieser Steine laufen östlich und ebenfalls kreisförmig zwei Reihen kleinerer, aufrecht stehender Steine aus. Ein drittes solches Denkmal hat man bei Tweedsmuir, und ein viertes, etwas kleineres, an der Grenze zwischen Peebles und Selkirk aufgefunden. Grabhügel finden sich in den Kirchspielen Kirkud, Glenholm und Linton. In einem derselben, bei Kingsmuir im Kirchspiele Peebles, fand man eine umgekehrte Urne, welche die Asche eines britischen Kriegers mit seiner Dolchklinge enthielt. Im Kirchspiele Eddlestone findet sich bei dem Ship-Law ein Grab, welches man Shiphorns nennt, weil es dem umgekehrten Rumpfe eines Schiffes gleicht. Einige andere Grabmale hat man im Tweedthale und bei Sheriffmuir. Doch stehen diese alle dem Grabe Merlin's an Interesse nach, welches am Einflusse des Powsait in den Tweed liegt. Es enthält nach der Sage die Gebeine dieses wegen seiner Zauberkünste ebenso wie wegen seiner Prophezeiungen gefürchteten und geachteten Propheten, welcher in den Gesängen der alten Barden wie in der Sage des Volkes fortlebt. Kriegsdenkmale finden sich ebenfalls zahlreich in Peeblesshire. Diese bestehen in Bergfestungen, welche unbezweifelt britischen Ursprungs sind. Sie haben gewöhnlich eine runde Gestalt, doch weichen sie oft von ihr ab und passen sich dem Berge oder dem Boden an, auf welchem sie stehen. Auf dem Hügel Cademir finden sich vier britische Lager, deren eins mit einem Walle von Steinen umgeben ist, die durch kein Bindungsmittel zusammengehalten werden. Dieser Wall ist zuweilen doppelt, und, wo er einfach ist, immer außerordentlich dick. Auch Jamets'brae im Kirchspiele Peebles zeichnet sich durch zwei Befestigungen aus, deren jede mit einem einfachen Graben und Wall versehen ist. Ähnliche Werke finden sich in demselben Kirchspiele auf der Spitze des Meldum, auf einem Hügel oberhalb Hutchinfield, in der Nähe von Hayston-Craig, auf einem Hügel bei Wham und auf dem Eil-hill-rigberge. Im Kirchspiele Manor sieht man britische Festungen auf den Bergen Hound-hill, Caver-hill und der kleinen Anhöhe Ring-know. Auf einer Anhöhe bei Innerleithen finden sich die Reste einer solchen Festung, welche vier Gräben und ebenso viel Wälle gehabt zu haben scheint. Andere Werke dieser Art erblickt man auf dem Terrace-hill im Kirchspiele Newland, zu Milkington-Rings und North-Shield-Rings im Kirchspiele Eddlestone, auf einer Anhöhe oberhalb Linton, auf dem Gipfel des Lead-Law und an andern Orten. Alle diese Werke zeigen wol hinlänglich, daß hier einst blutige Kämpfe vorfielen, und daß die Ureinwohner Alles aufboten, um den Römern das Eindringen in ihr Land zu verwehren, oder wenigstens so schwer wie möglich zu machen. Denn daß die Römer dies beabsichtigten, geht, ohne die geschichtlichen Nachrichten zu berücksichtigen, deutlich daraus hervor, daß man auch Spuren römischer Lager in Peeblesshire aufgefunden hat. Eins der vorzüglichsten dieser letzteren findet sich auf der östlichen Seite des Lyne und zehn engl. Meilen östlich von der Watlingstraße, welche die Grafschaft in ihrem westlichen Ende durchschneidet. Vom gemeinen Manne wird dies Lager Randal's Wall genannt, weil die Sage geht, daß Randolf, Graf von Murray, in dem Raume desselben ein Schloß gehabt habe. Nach Armstrong's Messungen nahm dies Lager einen Raum von sechs Morgen und zwei Ruthen ein, und oft wurden beim Pflügen hier römische Münzen gefunden. Ein anderes römisches Lager erkennt man auf der nördlichen Seite von Upperwhitfield im Lintonkirchspiele. Es hat die Gestalt eines Parallelogramms und ist mit einem Graben und einem Walle umgeben, welche jetzt jedoch ziemlich verwischt sind. Ein drittes Lager findet sich im Kirchspiel Manor und man hält es allgemein für ein römisches.

Dunkel, in welcher Zeit und zu welchem Zwecke sie angelegt wurden, sind die Terrassen, eine vierte alterthümliche Merkwürdigkeit in Peeblesshire. Während Einige ihnen gleichfalls eine kriegerische Bestimmung geben, und annehmen, daß sie bestimmt gewesen wären, einer größern Anzahl von Kriegern Raum und sichern Stand zu verschaffen, geben Andere, und unter ihnen Chalmer, denselben einen friedlichen Zweck, indem sie annehmen, daß man sie angelegt habe, um bei den Wettkämpfen der Barden und anderen Spielen den Zuschauern zur Bequemlichkeit zu dienen. Sie würden dann, was allerdings etwas für sich hat, rohe Amphitheater sein, wie sie die in der Baukunst unerfahrenen Söhne der Natur anlegen konnten. Noch andere wollen, daß sie zu gerichtlichen Zwecken benutzt worden wären. Die merkwürdigsten Werke dieser Art finden sich am Terracehill oberhalb Newland. Hier laufen den ganzen Hügel entlang und bis zu seiner Spitze eilf bis zwölf Terrassen, deren Breite 15 bis 20 Fuß beträgt. Eine halbe Meile nördlich finden sich solche Terrassen am Mool-Hill, dann bei Kirkud, Skirling und Smithfield. Dürften wir eine Meinung wagen, so möchten wir annehmen, daß diese Terrassen einen ökonomischen Zweck hatten, indem durch sie ein größeres Feld für den Ackerbau gewonnen wurde. In Thüringen finden wir z. B. viele Berge für den Wein- und Obstbau terrassirt, auch in China und andern Ländern ist dies der Fall, und oft erkennt man an ihren Resten allein, daß früher eine Gegend bewohnt oder wenigstens stärker bevölkert war als jetzt. Zu den Resten

des Mittelalters in Peeblesshire gehören die Thürme, Burgen und Schlösser. Die ersteren findet man vorzüglich an den Ufern des Tweed, und zwar abwechselnd auf beiden Seiten des Flusses einander gegenüberliegend, wie dies auch in Selkirkshire und Berwikshire der Fall ist. Sie sind aus Stein und Kalk äußerst fest, gewöhnlich auf schwer zugänglichen Orten erbaut und dienten dazu, durch auf ihrer Spitze angezündete Feuer in kürzester Zeit die Bewohner des innern Landes, in einer Länge von 70 engl. Meilen, von dem Anzuge feindlicher Nachbarn in Kunde zu setzen [7]). In dem zehn engl. Meilen langen Striche ober- und unterhalb Peebles zählte man zuletzt noch 26 solcher Thürme, welche, die Größe ausgenommen, einander ganz ähnlich waren. Was die Schlösser anbetrifft, so hatten die Könige von Schottland im 12. Jahrhunderte ein Schloß in Traquair, in welchem sie sich oft der Jagd wegen aufhielten. Dieses ist jedoch ebenso spurlos verschwunden, wie das, welches wir bei Peebles erwähnten. Zu Woodhill und im Kirchspiele Brougthon findet man Überreste von Gebäuden, welche der Sage nach Schlösser des berühmten Macbeth gewesen sein sollen. Die Ruinen des Oliverschlosses, in welchem die Frasers ihren Sitz hatten, sieht man im Kirchspiele Tweedsmuir, und am Fruid die des Fruidschlosses, welches gleichfalls mächtigen Baronen gehörte. Das Schloß Drummelzier liegt dicht am Tweed; eine Meile von ihm entfernt sieht man das Schloß Thanes oder Tinnis, welches früher eine Besitzung der Tweedis, der Herren von Drummelzier, war, welche während der Unruhen hier einige Zeit lang fast unumschränkt herrschten. Alle diese Schlösser oder Burgen sind jetzt in Trümmer zerfallen und nur das Niedpathschloß in der Nähe von Peebles hat sich noch so ziemlich erhalten; nach ihm kann man sich eine Vorstellung von den übrigen machen. Es liegt auf einem Felsen, welcher das nördliche Ufer des Tweed überragt, der sich hier durch ein enges, starkbewaldetes Thal drängt. Die Wälle desselben haben eine Dicke von eilf Fuß und Kalk und Steine bilden eine fast nicht zu zerstörende Masse. Im Alterthum gehörte Niedpath gleichfalls den Frasers und ist wahrscheinlich das Geburtshaus des tapfern Simon Fraser, mit welchem die männliche Linie dieser Familie ausstarb, und welcher 1303 in drei an einem Tage gelieferten Schlachten bei Roslynmoor mit 10,000 Mann 30,000 Engländer schlug. Unter Karl I. lagen königliche Truppen in diesem Schlosse und dieses vertheidigte sich länger gegen Cromwell, als irgend ein anderer im Süden des Forts gelegener Platz. (*G. M. S. Fischer.*)

7) Auch in Teutschland scheinen solche Thürme, welche gewissermaßen rohe Telegraphen waren, gewöhnlich gewesen zu sein. Eine Kette derselben kann man fast noch mit Bestimmtheit nachweisen. Sie erstreckte sich von der böhmischen Grenze bis nach Quedlinburg und soll der Sage nach dazu gedient haben, das Anrücken der Ungarn dem Kaiser, welcher sich oft in dieser Stadt aufhielt, sowie den Thüringern und Sachsen aufs Schnellste zu melden. Diese äußerst festgebauten Thürme stehen fast immer auf Punkten, von welchen man eine große Fernsicht hat und haben sich zum Theil noch unversehrt, wie z. B. „die Warte" bei Langen-Eichstätt im Regierungsbezirk Merseburg, bei Aschersleben und anderswo, theils in bedeutenden Resten erhalten.

PEEING-GHIA, birmanische Stadt, welche gegen 20 engl. Meilen nördlich von Mayadoun liegt und, durch die Nähe des Irawaddy begünstigt, einen starken Handel mit Teakholze treibt. Dieses wird in den sich an und auf den westlich liegenden Bergen befindlichen Wäldern geschlagen, so lange es die trockene Jahreszeit erlaubt und nach dem Eintritt der Monsoons zu Wasser nach Rangoon und Sahlahdam geschafft. (*G. M. S. Fischer.*)

PEEL, PEELE, kleine, englische Seehafenstadt, welche, fünf Stunden westlich von Douglas, an einer Bai auf der Westküste der Insel Man am irischen Kanale liegt, früherhin Holm oder Holmstown hieß, und jetzt 1500 Einwohner zählt, welche etwas Schiffahrt und einigen Häringsfang treiben. Nach den sich hier vorfindenden Ruinen zu schließen, scheint die Stadt vormals weit beträchtlicher und bedeutender gewesen zu sein als jetzt. Ihren Verfall begründete England, indem es 1765 die Insel Man (s. d. Art.) von den Herzogen von Athol erkaufte, und dem Schleichhandel ein Ende machte, durch welchen auch die Einwohner Peele's reich wurden. Seit dieser Zeit ist der Hafen der Stadt vernachlässigt und sein Damm zerstört, doch leistet er der Schiffahrt immer noch einige Dienste, da wenigstens kleinere Schiffe in denselben einlaufen können. Während der Blüthezeit der Stadt fanden sich in ihr drei den Heiligen Petrus, Patrick und Germanus (Germain) geweihte Kirchen. Die beiden andern (von welchen die letztere Kathedralkirche war), und welche jetzt verfallen sind, stehen in der Mitte einer Citadelle auf einem kleinen, felsigen Eilande, welches ebenfalls Peele genannt wird. Dieses wird von dem westlichen Ende der Stadt durch einen bei niedrigem Wasserstande kaum einen Fuß tiefen Kanal getrennt, den jedoch v. Jenny 7—10 Faden tief sein läßt, und steht durch einen festen, abschüssigen Damm, welcher vor langer Zeit zur Beschützung des Hafens angelegt wurde, mit dem festen Lande in Verbindung. Der Eingang liegt auf der Ostseite, wo sich eine jetzt ganz verfallene und gefahrvolle Treppenflucht findet. Die Wälle der Festung, welche etwa den Raum zweier Morgen umschließen, sind gegen vier Fuß dick und werden von Thürmen flankirt. Die frühern Besitzer der Insel hielten hier eine Besatzung, jetzt wird diese Citadelle gänzlich vernachlässigt und ihr Inneres liegt voller Trümmer. In der Mitte derselben steht ein pyramidalisch viereckiger, oben abgestumpfter und offenbar von Menschenhänden errichteter Erdhügel. Die vier Seiten desselben sind genau den vier Himmelsgegenden zugekehrt und ein $5\frac{1}{2}$ Fuß breiter Graben umgibt diesen Hügel. Man glaubt, daß er dazu gedient habe, die Soldaten durch einen ihrer Obern anreden zu lassen, wie dies von den römischen Suggesten geschah, allein seine pyramidalische Gestalt spricht mehr dafür, daß er das Grab irgend eines Großen, also ein tumulus, war. In der Nähe dieses Hügels stehen die beiden oben erwähnten in Ruinen liegenden Kirchen, deren jede in eine sehr alte Zeit hinaufreicht. Die St. Patrickskirche ist äl-

ter als die Normannenzeit. Die Kirche des heil. Germanus wurde gegen das Jahr 1245 erbaut und dient seit mehren Jahren nur noch zum Begräbnißplatz. Ihre Länge beträgt 77, ihre Breite 20 Fuß und unter einem Theile derselben befand sich das geistliche Criminalgefängniß, welches nur durch eine in den Wall angebrachte Öffnung einiges Licht erhielt und, obgleich 34 Fuß lang und 16 Fuß breit, äußerst dumpfig war, da in einem Winkel dieses Gewölbes sich eine offene Quelle fand. — Drei englische Meilen von Peele liegt der Tinwaldsberg, eine künstliche Erhöhung, deren Alter man nicht weiß. Der Umfang dieses fast überall mit Gras bewachsenen Berges, dessen Winkel abgerundet sind, beträgt fast 80 Yards oder 720 Fuß und man gelangt auf seine Spitze vermittels einer Rasenstufenflucht. Der Durchmesser der erstern beträgt sieben Fuß, und drei Fuß unter derselben befindet sich ein vier Fuß weiter Platz, dem ein zweiter und dritter von sechs Fuß Breite und darüber folgen. Auf diesem Tinwaldberge hielt das Parlament und der große Rath der Insel Man Zusammenkünfte und der oberste Gerichtshof zu bestimmten Zeiten gerichtliche Verhandlungen. Dieser letztere Umstand scheint dem Berge seinen Namen gegeben zu haben, denn nach einigen englischen Etymologen ist dieser aus den dänischen Worten tin oder ting, welches eine Versammlung oder ein Zusammentreffen bedeuten, und wald, wodurch ein Feld oder ein eingehegter Platz bezeichnet werden soll, zusammengesetzt; Andere leiten denselben von den keltischen Worten tyng und val ab, wonach Tinwald so viel als Gerichtsberg heißen würde [1]). Nicht weit von diesem Berge steht die St. Johanniskapelle, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts nach dem Muster einer frühern Kapelle, welche hier stand, erbaut wurde. Es wird kein Gottesdienst in ihr gehalten und man gebraucht sie überhaupt nur an dem Tage, an welchem die Gesetze öffentlich bekannt gemacht werden [2]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PEEL (Robert), geb. den 25. April 1750 zu Peel's Croß bei Lancaster, zeigte früh eine ungemeine Geschäftsgewandtheit und technische Kunstfertigkeit. Dem Baumwollmanufacturwesen sich widmend und das Maschinenwesen dabei mit Vortheil benutzend, fand er an William Yates, einem angesehenen Fabrikanten zu Bury in Lancashire, einen wackern Gehilfen. Peel war kaum 23 Jahre alt, als er mit jenem rastlos thätigen und betriebsamen Manne in Geschäftsverbindung trat. Ein reicher Gewinn war die Folge. Das Freundschaftsband knüpfte sich noch fester, seit Peel sich mit der Tochter jenes Fabrikanten vermählt hatte. Zehn Jahre hatte jene Verbindung bestanden, als Peel vermögend genug war, sich ein großes Landgut in Lancashire zu kaufen. Auch in Staffordshire und Warwickshire gelangte er zu beträchtlichen Besitzungen. Wenig Anklang fanden jedoch die ziemlich paradoxen Behauptungen, die er damals (1780) über den Einfluß der Staatsschuld auf die Volkswohlfahrt in einer Flugschrift [1]) öffentlich bekannt gemacht hatte.

Geehrt mußte er sich fühlen, als er 1790 zum Parlamentsabgeordneten in dem Flecken Tanworth gewählt ward, in welchem er durch seine Baumwollenmanufacturen fast allgemeinen Wohlstand verbreitet. Er erhielt jene Stelle trotz des Widerspruchs der einflußreichen Familie Townshend, die bisher über die Stimmen der Wähler geboten. Den Sitz im Parlament behauptete Peel bis zum Jahre 1820, wo er ihn zu Gunsten seines zweiten Sohnes, William Yates Peel, aufgab. Seine industriöse Betriebsamkeit hatte einen so glücklichen Erfolg gehabt, daß er und sein Geschäftsgenosse die Summe von 10,000 Pf. St. beitragen konnten, als 1797 wenigstens ein Theil der sehr beträchtlichen Kriegskosten durch freiwillige Unterzeichnung gedeckt werden mußte. Größtentheils aus Werkleuten seiner Manufactur bestanden die sechs Compagnien, an deren Spitze sich Peel bei der damaligen Ausrüstung der Landwehr stellte. Das Interesse des Manufacturwesens bildete den Hauptinhalt einer Rede, die er 1799 zu Gunsten der Union Irlands mit Großbritannien gehalten. Sie fand in Irland vielen Anklang. Die Würde eines Baronets hatte Peel im J. 1800 dem Minister Pitt zu danken, dessen Verwaltungsmaßregeln er im Parlament von jeher kräftig unterstützt hatte. Er trat als Pitt's Vertheidiger auf, als dieser vom Staatsruder abgetreten [2]).

Peel's Manufacturgeschäft gewann bei seiner rastlosen Thätigkeit eine immer größere Ausdehnung. Im J. 1815 konnte er bereits 15,000 Arbeiter beschäftigen. Blos für gedruckte Baumwollenzeuche bezahlte er jährlich gegen 40,000 Pf. St. Accise. Rühmlich war die unermüdete Sorgfalt, die er den persönlichen Verhältnissen seiner Werkleute widmete. Ebenso beachtete er fortwährend den Gesundheitszustand der Kinder, die in seiner Manufactur arbeiteten. In dem Parlament brachte er selbst einen Gesetzentwurf zur Sprache, der besonders die Verbesserung der Lage der Lehrlinge in manchen Baumwoll- und Wollmanufacturen betraf. So wirkte er auf Andere wohlthätig anregend durch sein Beispiel. In seiner gewohnten Thätigkeit blieb er sich auch im höheren Alter gleich. Doch gab er, als seine Kräfte immer mehr schwanden, die persönliche Leitung seiner Manufactur auf, die jedoch in Manchester, als dem Hauptdepot, auch nach seinem im Mai 1830 erfolgten Tode fortdauerte. Er hinterließ den Ruhm eines rastlos thätigen Mannes. Auf seinem moralischen Charakter haftete kein Flecken. Die Milde gegen Arme und Nothleidende, von der er in seinem Leben manchen rührenden Beweis gegeben, zeigte sich nach seinem Tode in den beträchtlichen Legaten, die er mehren gemeinnützigen

1) Man vergl. d. Art. Ding und Dingstätte in der allgem. Encykl. d. W. u. Künste. 2) Vergl. Account of the Past and Present State of the Isle of Man by *George Woods* (1811). *Rich. Towley*, Journal kept in the Isle of Man (Lond. 1791). 2 Vol. u. Andere.

1) The national debt productive of national prosperity.
2) „Pitt's Maßregeln," sagt Peel, „glaube ich die Freiheit zu verdanken zu haben, daß ich in diesem Hause meine Gesinnungen frei aussprechen kann. Ihm verdanke ich den Besitz des Vermögens und Wohlstandes, zu dem ich durch meinen Gewerbfleiß gelangt. Doch ich spreche nicht blos von mir. Dasselbe läßt sich auch von jedem behaupten, der unter seinem Schutz sich durch Industrie emporgeschwungen."

Anstalten ausgesetzt hatte. Die bloßen Stempelgebühren bei Übertragung seiner Erbschaft, ohne die Abgaben von den einzelnen Legaten in Anschlag zu bringen, beliefen sich auf 15,000 Pf. St., woraus sich schließen läßt, wie groß das Gesammtvermögen gewesen sein muß, welches er seiner rastlosen Thätigkeit verdankte. Man schätzte es auf 2½ Mill. Pf. St. Einen beträchtlichen Theil seines Vermögens, nebst seinen großen Landgütern erbte sein ältester Sohn, der noch lebende berühmte Staatsmann und Redner, Sir Robert Peel, und von seinen fünf jüngern Söhnen erhielt jeder die Summe von 135,000 Pf. St. (*Heinrich Döring.*)

PEELING, Township im nordamerikanischen Staate Neu-Hampshire, Grafschaft Grafton, mit 300 Einwohnern, liegt an dem hohen Berge Mooshelock. (*A. Keber.*)

PEELINSELN, eine kleine von Einigen zu Australien, von Andern zu Asien gerechnete Inselgruppe, liegt nördlich von den Marianen, unter 25° 38′ nördl. Br. und 138° 20′ östl. L. Beechey hält sie für einerlei mit den Islas del Arzobispo. Sie sind alle vulkanischer Natur. Auf der größten, Peel, ist der Hafen Loyd zu bemerken. (Nach Balbi.) (*A. Keber.*)

PEELTOWN, Stadt in der englischen Colonie Westaustralien, liegt auf der Südseite des Eingangs zum Murraysunde, nahe am Vorgebirge Twobarepatchesheαd, unter 32° 33′ südl. Br. und 133° 20′ östl. L. Sie wurde 1830 gegründet, und erhielt ihren Namen von ihrem Gründer, Peel, einem Bruder des bekannten Sir Robert Peel. Nach ebendemselben führt auch der Murraysund bei einigen Geographen den Namen Peelinlet. Neuere Nachrichten über die Stadt fehlen gänzlich, indem dieselben nur im Allgemeinen von dem schlechten Zustande der ganzen Colonie Westaustralien sprechen, wonach man auf nichts Günstiges für Peeltown, als eine der unbedeutendsten der dortigen Städte, schließen kann. Sie besteht nur aus wenigen, zum größern Theil hölzernen Häusern, und ihre Einwohnerzahl dürfte sich auf nicht mehr als 2—300 Seelen belaufen. (*A. Keber.*)

PEENE (die), der größte Fluß Vorpommerns, entspringt im Mecklenburgischen, oberhalb des Malchiner Sees, in einer fruchtbaren und verhältnißmäßig hohen Gegend, und fließt in Anfangs nordöstlicher, dann in östlicher Richtung dem stettiner Haff zu. Ihr oberer Lauf, der, bei geringer Tiefe, rasch ist, geht durch schöne, waldige Landschaften, namentlich um den die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern bildenden See von Kummerow, den sie durchströmt. Bei Demmin nimmt sie von Südosten die rasch fließende Tollense, die auf dem Plateau zwischen Stargard und Neustrelitz, in der Nähe des Lustschlosses Hohenzieritz, entspringt, und von Nordwesten die langsamere Trebel, die aus der Gegend der Stadt Grimm herkommt und bei Triebsees mit der Recknitz in Verbindung steht, auf, und wird nun schiffbar, bei hohem Wasser selbst für kleinere Seeschiffe. Sie fließt nun vorbei bei den Städten Loitz, Jarmen und Anklam, zwischen Wiesen und niedrigen Ufern, und so langsam, daß bei Ostwinde das Haffwasser in den Fluß zurückstaut. Als eine Fortsetzung der Peene betrachtet man den westlichen Ausfluß des stettiner Haffes, welcher ebenfalls den Namen Peene führt und zwei bedeutende Erweiterungen, das Achterwasser und den großen Strummin, bildet, sodaß man daher auch die Ostsee als Mündung der Peene angeben kann. Die Mündung ist bei dem Dorfe Peenemünde auf der Insel Usedom, und in dessen Nähe die den Eingang beherrschende Peenemünder-Schanze. — Die Peene machte von 1720 bis 1815 die Grenze zwischen dem preußischen und dem schwedischen Vorpommern. (*A. Keber.*)

PEEPEE, Township im nordamerikanischen Staate Ohio, Grafschaft Pike, hat 750 Einw. (*A. Keber.*)

PEER, niederländische Stadt, liegt in der gleichnamigen Heide im Bezirke Hasselt und zählt 1300 Einwohner. Zur Zeit der französischen Herrschaft war Peer Cantonort. (*G. M. S. Fischer.*)

PEERNE, ein französisches Getreidemaß, 2½ Peerne gleich einem berliner Scheffel, zehn Peerne gleich einer Tonne. (*William Loebe.*)

PEERTLEINEN (in der niederteutschen Schiffersprache), mit Knoten und Schlingen versehene Stricke unter den Raaen, welche zum Klettern dienen, wenn Arbeiten an den Segeln vorzunehmen sind. (*Karmarsch.*)

PEESE, Abgrund in der englisch-schottländischen Seeprovinz Berwick, liegt im nördlichen Theile derselben, nicht weit von dem Marktflecken Dunse, ist 160 Fuß tief und wird durch eine Brücke von vier Bogen übergänglich. Der Abgrund sowol als die Brücke gehören zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Provinz. (*G. M. S. Fischer.*)

PEESTEN, bairisches, zum Obermainkreise und unter das gräflich Giechische Herrschaftsgericht Thurnau gehöriges Pfarrdorf mit ungefähr 200 Einwohnern. Die gräfliche Familie besitzt hier ein Lustschloß, bei welchem sich ein ökonomischer Garten befindet. In und um den Ort wird starker Obstbau getrieben. (*G. M. S. Fischer.*)

PEETERS auch PETERS. 1) Bonaventura, geb. zu Antwerpen 1614, gest. ebendas. 1652, einer der berühmtesten niederländischen Seemaler, der in seiner Kunst unbedenklich zu den ersten Meistern gerechnet werden darf, war auch eine echt poetische Natur und selbst ausübender Dichter. Seine Gemälde stellen besonders die Schreckensscenen dar, welche das Meer bei empörtem Zustande hervorbringt. Schiffe, welche an den Küsten scheitern, oder vom Blitz zerschmettert und verbrannt werden; die hochaufbrausenden Wogen des tobenden Meeres, die vom Sturm bewegten Wolken, welche die Luft durchziehen, oder auch durch ihre Schwere vom Himmel herabzufallen und beide Elemente in grauser Gestalt zu vereinigen drohen; Unglückliche, die mit den Überresten ihres Fahrzeugs ans Land geworfen oder auf den herumschwimmenden Masten und Takelwerk den Wellen preisgegeben, Schutz und Hilfe von den am Strande herbeieilenden Rettern erwarten, dieses alles wußte der Künstler auf sehr durchdachte Art zu schildern.

Aber auch das Angenehme des Seelebens, wo sich bei heitern Sonnenblicken und spiegelglatter Fläche der See die Ruhe des Elements zeigt, wo Schiffe abfahren,

andere ankommen, oder auch die heimkehrenden Fischer den Gewinn ihrer gefahrvollen Reise am Strande ausladen und zum Verkauf anbieten, auch von solchem hat der Künstler eine treue und würdige Darstellung zu geben gewußt.

In dem Colorit zeigt er eine außerordentliche Kraft, in dem Wasser ist eine große Klarheit sichtbar, sowie im Allgemeinen in allen seinen Werken eine treue Nachahmung der Natur auf großartige Weise und mit möglichstem Fleiß verbunden sich ausspricht, auch selbst die Figuren, obgleich in kleinem Maßstabe, sind von sehr schöner Zeichnung.

Bonaventura Peeters war aber nicht nur Maler, sondern auch ein trefflicher Radirer, seine gesuchten und seltenen Blätter, deren man ungefähr vier Blatt[1]) kennt, sind von sehr zarter und geistreicher Nadel, und mit B. P. inv. oder auch mit seinem Namen bezeichnet; auch ist mehres nach ihm gestochen worden[2]).

Eine Darstellung vom Kunstcharakter dieses Künstlers findet sich in Cloubraken's **Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders (Amsterdam 1719). Vol. II. p. 12.**

2) Johann, ein Bruder des Vorigen, geb. 1625, wird ebenfalls als ein sehr geschickter Marinemaler geschildert, welcher, wie Watelet sagt[3]): „den Beschauer durch die Darstellung des Schrecklichen des Meeres zittern macht." Seine Figuren sind gut gezeichnet und die Gemälde von sehr schönem und wahrem Colorit.

Nach ihm ist mehres radirt und in Kupfer gestochen worden, als einige Blätter Ansichten von Dordrecht und von der Maas, einige Seestürme von Wenc. Hollar[4]). Ein anderes Blatt von ebendemselben ist als Tyrus bezeichnet.

Besonders beachtenswerth ist eine Reihenfolge von 48 Blatt Ansichten des gelobten Landes und auch der Küsten der Berberei, sowie überhaupt des Orients in drei Abtheilungen, von Luc. Voutermon und Bouttals gestochen, wovon der Künstler auf einer dorthin unternommenen Reise die Originale vollendete[5]). (*Frenzel.*)

PEFAULINA RADIX, unter diesem Namen wird aus China eine süßliche, der Scorzoneren-Wurzel ähnliche Wurzel als Heilmittel ausgeführt. Die Pflanze, welcher sie angehört, ist zur Zeit noch unbekannt. (*A. Sprengel.*)

Pegaa, s. **Ionides.**

PEGADO (**Bento Nunes**), ein Portugiese und Schüler des berühmten Antonio Pinheiro, blühete als Kapellmeister zu Evora gegen 1600. Da, nach Machado (Bibl. Lus. Vol. I. p. 501), von seiner Composition mehre vier- bis siebenstimmige Manuscripte von Motetten und Responsorien in Lissabon verwahrt werden, ist der Mann mit seinem Lehrer um so mehr zu nennen, da das Verhältniß der pyrenäischen Halbinsel zu Italien in Hinsicht auf Tonkunst noch immer nicht klar ist. (*G. W. Fink.*)

PEGÄ, dorisch **PAGÄ** (*αἱ Πηγαὶ, αἱ Παγαὶ*), eine kleine, jedoch feste Küstenstadt mit einem bequemen, von den Athenäern öfters benutzten (*Thuc.* I, 111), Hafen, im Gebiete der Megarer, an der Grenze von Böotien. *Paus.* I, 44, 6: *Ἡ δὲ ὀρεινὴ τῆς Μεγαρίδος τῆς Βοιωτῶν ἐστι ὅμορος, ἐν ᾗ Μεγαρεῦσι Πηγαὶ πόλις, ἑτέρα δὲ Αἰγίσθαινα ᾤκισται* (vergl. *Plin.* H. N. IV, 11). Er erzählt dann, daß man nahe am Wege nach dieser Stadt einen Felsen voll von eingebohrten Pfeilen finde, welche die Perser des Nachts nach ihm abgeschossen hätten. In der Stadt selbst fand Pausanias (l. c. §. 7) noch eine schauwürdige eherne Statue der Artemis Soteira, an Größe und Gestalt der zu Megara gleich. Auch war hier das Heroon des Ägialeus, Sohnes des Adrastus, Ägialeion genannt. Denn als dieser Fürst der Argeier bei der zweiten Heerfahrt gegen Theben gleich im Anfange der Schlacht gefallen war, schafften ihn seine Angehörigen nach Pegä, wo er bestattet wurde (*Paus.* l. c.). Außerdem wird diese Hafenstadt mehrmals von alten Geographen und Historikern genannt. Vergl. *Thuc.* I, 103. 107, wo die Athenäer im Besitz derselben erscheinen. Die Megarer waren nämlich von Sparta abgefallen und Bundesgenossen der Athenäer geworden, während sie mit den Korinthiern in einen Krieg wegen Grenzstreitigkeiten verwickelt waren. Die Athenäer besetzten daher zur Sicherheit Megara und Pegä (*Thuc.* l. c. und c. 111). In der Tab. Peut. wird sie Pache genannt und der Betrag ihrer Entfernung von Megara auf 15, von dem böotischen Hafen Kreusa auf 20 Stadien angegeben. Auch von Hierokles (p. 645 *Wess.*) wird sie erwähnt. S. die Karte des Peloponnes v. O. Müller. (*Krause.*)

PEGANUM. Diese Pflanzengattung, welche Dioskorides zuerst so benannt hat, gehört zu der ersten Ordnung der eilften Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Rutaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, fünftheilig: die Fetzen lang, linienförmig, an der Basis schwach gezähnt; fünf elliptisch-ablange, nervenreiche Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, an der Basis verdickt, bogenförmig gekrümmt; die Antheren ablang, zweifächerig, an der Basis ausgerandet; der Griffel fadenförmig, mit verdickter, dreikantiger, an der Spitze dreispaltiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, P. Harmala *L.* (Sp. pl. *Gärtner.* de fruct. t. 95. Schkuhr, Handb. T. 127. *Sibthorp* fl. graec. t. 456. Harmala *Tournefort* inst. t. 133. P. crithmifolium *Retzius* obs. var., Steppenraute oder Harmelpflanze, alharma der Spanier, inserlik der Tataren) ist ein perennirendes, staudenartiges Kraut mit fußhohem, ästigem, hin- und hergebogenem, gefurchtem Stengel, fast doppelt halbgefiederten, glatten Blättern, linienförmigen Blattfetzen und am Ende der Zweige stehenden, weißen Blüthen. Dieses Gewächs, dessen Verwandtschaft mit der Raute schon die Alten erkannten und

---

1) Rigal's Katalog, S. 473, sind zwei Blatt, wovon eins in Sternberg's Katalog von Frenzel (3. Bd. Nr. 3060) Redout van Willemstedt angegeben. 2) Naufrage aux Indes, von Charpentier, gr. qu. Fol. Hauptblatt. Ruhige See mit kleiner Barke, von T. Major, qu. Fol. Passage d'Honfleur au Havre de Grace, von Dervy, gr. qu. Fol. Alter Wachtthurm an der vließinger Küste, von le Beau, gr. qu. Fol. Zwei Blatt von Prenner, nach der wiener Galerie, u. A. 3) *Watelet*, Dictionnaire de peinture. p. 437. 4) Vertues Katalog. Classe III. Nr. 186—189 und Classe IV. Nr. 18—22. 5) Sternberg's Katalog von Frenzel. 3. Bd. S. 455. Nr. 3618—3620.

es daher mit dem Namen der wilden Raute (*πήγανον ἄγριον Diosc.* mat. med. 3, 46) bezeichneten, während der Trivialname Harmala (*ἄρμαλα Diosc.* l. c.) aus dem Arabischen (حرمل) entnommen ist, wächst an den Küsten des mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meeres, aber auch auf Sandboden bei Madrid und in Ungarn. Das starkriechende, bittere Kraut, welches das Vieh nicht frißt, wird nach Art der Raute als Arzneimittel, die Samen als narkotisch angewendet. Beiweitem wichtiger aber ist die Verwendung dieser Samen zur Bereitung einer schönen rothen Farbe, besonders im südlichen Rußland. (*A. Sprengel.*)

PEGASEUM, ein kleiner See (stagnum Pegaseum) in Lydien, im kaystrischen Gefilde, welcher sein Gewässer von dem auf dem cilbianischen Gebirge entspringenden und viele Nebenflüsse aussendenden Kaystros vermittels des kleinen Flusses Phyrites erhält (*Plin.* H. N. V, 31). Mannert (6. Th. 3. S. 371) hat diese Stelle des Plinius unrichtig aufgefaßt. (*Krause.*)

PEGASIA, eine von Peron aufgestellte, nicht weiter in Anwendung gekommene Medusengattung. S. Medusina oder Acalephae, auch Aequorea. (*Burmeister.*)

Pegasianer, Pegasianum ius, Pegasianum Senatus Consultum, s. Pegasus, der Jurist.

PEGASIDES. Von Pegasus wird das Adjectiv gebildet bald Pegaseius (*Πηγασήϊος*), bald Pegaseus (*Πηγασεῖος*), bald Pegasis (*Πηγασίς*), was sich auf das Musenpferd bezieht, daher nennen die römischen Dichter Hippokrene „Pegasisches Gewässer" (Pegasides undae) (*Ovid.* Trist. III, 7, 15. *Martial* IX, 59, 6) und die Musen selbst „die Pegasischen" (Pegasides) (*Ovid.* Her. XV, 27. *Propert.* III, 1, 19). (*H.*)

PEGASUS, das göttliche Flügelpferd des Bellerophon; das heilige Roß der Quellen und Musen[1]). Was zunächst das Alter dieses anziehenden Mythus betrifft, so kann aus dem Umstande, daß Homer den Pegasus nicht erwähnt, wenig mit Gewißheit gefolgert werden. Die Fabel vom Bellerophon[2]), in welche Pegasus auf das Engste verflochten ist, erzählt er sehr ausführlich, sowie auch Angaben aus dem verwandten Mythenkreise des Perseus sich bei ihm vorfinden. Die ursprünglich physische Bedeutung dieses Mythenkreises dürfte durch die ausführliche Untersuchung von Völcker[3]) außer Zweifel gesetzt sein, und in dem Zusammenhange dieser Vorstellungen ist Pegasus nothwendig mitgegeben. Dazu kommt, daß Homer in den Erzählungen von den Thaten des Bellerophon dunkel einige Umstände erwähnt, welche auf eine weitere, der späteren Gestaltung der Fabel sich nähernde Ausführlichkeit des Homerischen Mythus schließen lassen; sodaß wir annehmen müssen, entweder Homer habe für gut befunden, an diesen Stellen kurz zu sein, oder spätere Sagenbildner haben an diesen Stellen neue Erfindungen angeknüpft[4]). Nicht ohne Interesse ist es, daß M. Varro die Zeit, in welcher der Mythus entstanden sei, gradezu bestimmt, nämlich zu Ende des Zeitraums zwischen der Deukalionischen Fluth und dem trojanischen Kriege[5]). Er nimmt nämlich eine verhältnißmäßig spätere Entstehung der Fabel an; und gewiß, mag das Poseidonische Roß Pegasus, wie der Arion, dem Homer immerhin bekannt gewesen sein, die Gestaltung und Bedeutung (d. h. der Zusammenhang mit Bellerophon und den Musen), in welcher die Sage später erscheint, erhielt sie erst, nachdem die Zustände und der innere Gehalt, als dessen plastischer Ausdruck Pegasus erscheint, selbst vorhanden waren. Sein eigentliches Vaterland ist das durch Waffenthaten, Spiele, Seeunternehmen und Kunst blühende Korinth.

Das älteste bestimmte Zeugniß vom Pegasus findet sich beim Hesiod in der Theogonie[6]). Von den drei Gorgonen, so erzählt er, den Töchtern des Phorkys, war Medusa allein sterblich; sie sollte Trauriges erdulden. Auf blühender Wiese gesellte sich ihr Poseidon, aber Perseus tödtete sie, indem er ihr den Kopf abhieb. Aus ihrem Halse sprang der große Chrysaor auf und das Roß Pegasus, so benannt, weil es an den Quellen des Oceans (*περὶ πηγὰς Ὠκεανοῦ*) geboren ward. Und dieser flog auf und gelangte zu den Unsterblichen; hier wohnt er im Hause des Zeus und trägt diesem Blitz und Donner (*Βροντήν τε στεροπήν τε φέρων Διῒ μητιόεντι*). An

1) Die Untersuchungen der Neuern heben meist nur die eine oder die andere Seite des Mythus hervor. Banier und Freret (für die Genealogie des Bellerophon) in den Mémoires de l'Acad. des inscr. Vol. XVI. cf. Histoire Vol. IV. Lenz im neuen teutschen Merkur, 1796. Juli, (sehr verdienstlich über Pegasus als Musenroß); dazu *Thorlacius*, De Pegaso etc. Opp. T. IV. p. 65 sq. über das Flügelroß Voß, Mythol. Briefe. 1. Th. Br. 36. Außerdem Böttiger, Vasengem. 1. Th. S. 101 fg. Völcker, Mythologie des Japet. Geschlechts. S. 108 fg. — Bei den Alten die Verfasser von Korinthiakon, wie Eumelus, die Enkomien des Pindar (Fragm. p. 652. *Boeckh.*), *Asclepiades τραγῳδούμενα* (*Euripides*, Bellerophon, Sthenaboea, *Sophocles*, Iobates), vergl *Werfer*, in Act. phil. Monac. T. II. Fasc. IV. Stücke der Komiker Eubulus, Bellerophon. *Athen.* XV. p. 666. Alexis, Anteia u. a. Auch *χρυσαορικά* wurden für diese Fabel von Leon citirt. Schol. *Bekkeri* Il. p. 185. 2) Il. V, 155 sq.

3) s. auch *Müller*, Proleg. p. 314. 4) Das *θεῶν τεράεσσι πιθήσας* (Il. V, 183) haben alte und neue Erklärer auf den Pegasus gedeutet, sodaß Pindar (Ol. XIII, 63 sq.) gewissermaßen den Commentar zu diesen Worten ertheilte. Aristophanes (Pax v. 42) scheint diese Homerische Stelle, sie auf den Pegasus beziehend, zu parodiren, und Tzetzes (in Il. p. 28. ed. *Hermann*) führt den Pegasus als Homerische Allegorie auf. Einen Zusammenhang der Homerischen Sage mit der spätern Vorstellung, welche Bellerophontes zu einem Sohne des Poseidon macht, glaubt Böckh in *θεοῦ γόνον* (Il. V. v. 191) und Pindar's *Δαμαίῳ πατρὶ* (a. a. O. v. 69) zu finden (Völcker a. a. O. Note 208). Allein als Sohn des Neptun erscheint Bellerophon nicht in der Sage; diese Auffassung ist ein Erklärungsversuch späterer Mythologen, und in der Pindarischen Stelle ist der *Δαμαῖος* gar nicht, wie man allgemein annimmt, als Vater des Bellerophon genannt, sondern als Vater des Pegasus. Diese Erklärung des *πατρὶ* ist auch dem Sinne jener Stelle ganz angemessen. 5) M. Varro ging im zweiten Buche de gente Pop. Rom. die sämmtlichen Mythen der Griechen in chronologischer Folge durch (das discrimen *μυθικόν* Censorin. de die nat. c. 21); das Buch dieses gelehrten Mannes würde für die Geschichte der Mythen sehr wichtig sein. In den genannten Zeitraum setzte er die Entstehung der Mythen von den Centauren, den Gorgonen, der Chimära, dem Pegasus u. a. Augustin (De C. D. XVIII.) hat das Buch excerpirt; für den Pegasus s. c. 13. 6) v. 276.

einer andern Stelle[7]) erwähnt er noch, daß Pegasus und der tapfere Bellerophon die Chimära erlegt haben. Dies ist die Grundlage des Mythus, welche auch bei allen Umbildungen späterer Dichter unverändert bleibt. Einstimmig erklärt sich die Sage für die Poseidonische Abstammung und als Mutter des Pegasus wird seit Hesiod durchgängig Medusa genannt[8]). Nach Euripides[9]) tödtet Pallas selbst die Gorgo, und aus dem abgeschnittenen Halse dringen zwei Blutstropfen hervor, ein heilsamer und ein giftiger. Andere ließen den Pegasus nicht aus dem abgeschnittenen Halse der Gorgo hervordringen, sondern aus dem herunterrinnenden Blute[10]). So ist die Scene in sehr alterthümlichem Style dargestellt auf einer Metope von der Burg zu Selinus[11]). Das Schwert des Perseus durchschneidet eben den Hals der Medusa, und diese hält das Füllen schon an ihrer Seite. Ähnlich ist die Darstellung dieser Scene in Reliefffiguren in gebrannter Erde, von der Insel Melos, Perseus zu Roß, d. i. doch wol schon auf dem Pegasus[12]), hält das Medusenhaupt in der Hand, neben ihm die geköpfte Medusa, aus deren Hals Chrysaor emporsteigt; Perseus flieht und blickt rückwärts nach den verfolgenden Schwestern[13]). Die Quellen des Oceans, welche als der Schauplatz dieser mährchenhaften Geburt genannt werden, denkt sich Voß[14]) auf einer westlichen Insel des Weltstroms, *Ὠκεανός*; erst später machte man zur Heimath der Gorgo Lybien[15]), den tritonischen See, oder Kleinasien; Hug[16]) gar den See Möris in Ägypten. Ein weiteres Moment in der Hesiodeischen Erzählung bildet die Angabe, daß sich Pegasus zu den Wohnungen des Zeus aufgeschwungen habe und dessen Blitzträger geworden sei. Diese Vorstellung kehrt bei Pindar, Euripides und Andern wieder. Wenigstens kommen die *ἀρχαῖαι φάτναι* des Zeus, an welche Pegasus nach Pindar[17]) aufgenommen wird, mit dem *Ζηνὸς ἐν δώμασι ναίει* ganz überein, sowie auch wegen des donnertragenden Rosses oder Wagens Zeus an einer andern Stelle *ἐλατὴρ βροντᾶς ἀκαμαντόποδος* heißt[18]). Die Vorstellung ist eine doppelte: Pegasus fährt entweder den Donnerwagen des Zeus[19]), oder er trägt diesem die Blitze zu[20]). Hierdurch war eine Anwendung der Fabel auf das uralte Sternbild *ἵππος* sehr nahe gelegt. Der Äther nährt die Gestirne, die Thierbilder weiden auf himmlischen Auen[21]); und so erkannte man in jenem Sternbilde leicht den Pegasus an den Krippen des Zeus wieder. Es ist wunderbar, wie ein handgreiflicher Irrthum sich oft allgemein verbreiten kann. Die Neueren berichten fast ohne Ausnahme, verführt durch den Scholiasten des Arat, durch Hygin und Andere, daß Arat der Erste sei, welcher in dem Sternbilde den Pegasus gesehen habe, und doch sagt Arat, schon nach der Erklärung des Eratosthenes, welchen man noch dazu als Gewährsmann angeführt hat, dies grade nicht[22]). Nach der Beschreibung des Sternbildes nämlich fügt er hinzu, dies sei jenes Pferd, welches auf den Höhen des Helikon jene Quelle geschlagen habe, welche die Hirten zuerst als Hippokrene gepriesen hätten (*διεφήμισαν*). Das Pferd, so schließt er, *ἐν Διὸς εἱλεῖται καί τοι πάρα θηήσασθαι.* Von der Hippokrene nachher; genug, daß Arat den Pegasus nicht nennt, sondern ein Roß, welches auf dem Helikon eine Quelle geschlagen habe, woraus hervorgeht, daß man erst nach ihm den Glanz des alten Sternbildes *ἵππος* auf den Pegasus übertrug. Auch umgekehrt lag der Versuch nahe, in der besonderen Stellung des Sternbildes am Himmel den Grund für die Quellenfabel auf dem Helikon zu finden[23]). Noch eine andere Ausführung in der Hesiodeischen Angabe über die Aufnahme in Zeus' Wohnung ist die, seit Euripides nachweisbare Fabel, daß Eos sich den Pegasus vom Zeus erbeten habe, um mit seiner Hilfe leichter die tägliche Reise um die Erde machen zu können. Sie bediente sich desselben theils als einzelnes Wagenpferd, theils als Reitpferd[24]), und da sie doch schon seit Homer den Lampos und Phaeton hatte (bei Euripides auch ein Viergespann), so gab ihr Tzetzes den neugekauften Pegasus noch als Handpferd neben=

7) Theog. 325. *Τὴν μὲν Πήγασος εἷλε καὶ ἐσθλὸς Βελλεροφόντης.* 8) ***Ovid.*** Met. IV, 784 sq. ***Hesych.*** v. *γοργείην κεφαλήν.* ***Ovid.*** Met. VI, 119, te sensit avem. Voß, Myth. Br. I. Festus v. hippias nennt eine Pegasis Mutter des Pegasus und nach Potter (Lyc. 17), Spanheim, Beger u. A. soll er ein Sohn der Eos sein (Catal. 76, 54). Dort ist aber offenbar equus ales nicht Pegasus, sondern der Zephyrus; vergl. Voß, Mythol. Br. I. S. 271. 9) Jon. v. 991. ***Heyne***, Apoll. II, 4, 9. 10) Oder in natürlicher Geburt, Mythogr. II, 112, utero exiit. ***Servius***, Virg. Aen. II, 616. Mythogr. II, 131, ***miseratione deorum*** de sanguine Gorgonae natus. Dabei hat man sich wol bei diesem unzuverlässigen Autor nicht aufzuhalten. 11) Denkmäler der alten Kunst von Müller und Österley, 1. Heft. Taf. IV. N. 24. ***Goettling***, Hesiod. scut. 223; um Ol. 50. Müller, Archäol. S. 64. Zu Selinus wol wegen der Verbindung mit Syrakus. s. ***Rasche***, Lex. num. v. Selinus. p. 535. 12) s. Note 43. 13) Denkm. der alt. Kunst. Taf. XIV. N. 51. Archäol. S. 72. 14) Mythol. Br. I. S. 92. Völcker a. a. O. S. 213 im Okean selbst. 15) ***Sturz***, Pherec. p. 95 sq. ed. II. Hier fanden noch macedonische Soldaten eine Gorgo, ein Ungeheuer in Stiergestalt, welches durch seinen Blick tödtete. ***Athen.*** V. p. 221. ***Paus.*** II, 21, 7. ***Massieu***, Mém. de Litt. de l'acad. Vol. X. p. 70. 16) Untersuchungen über den Mythus rc. S. 307. 17) Ol. XIII, 92. 18) Ol. IV, 1. s. ***Boeckh.***

19) ***Eurip.*** Bellerophon Fragm. 30 ***Matth.*** *ὑφ' ἅρματ' ἐλθὼν Ζηνὸς ἀστραπηφορεῖ.* Schol. ***Arat.*** p. 70 ***Beck.*** 20) Hieraus erklärt Göttling *αἰτναῖον κάνθαρον* bei ***Aristoph.*** Pax. v. 72, nur kann man den Pegasus darum nicht als Symbol feuriger Erddünste oder des Blitzes nehmen, wie Lenz thut a. a. O. S. 268. 21) Voß, Mythol. Br. I. S. 276. 22) ***Arat***, Phaen. 205 sq. ***Eratosth.*** catast. 18. *Ἄρατος μὲν οὖν φησι τὸν ἐπὶ τοῦ Ἑλικῶνος εἶναι ποιήσαντα κρήνην τῇ ὁπλῇ, ἀφ' οὗ καλεῖσθαι ἵππου κρήνην. ἄλλοι δὲ τὸν Πήγασον εἶναί φασι τὸν εἰς τὰ ἄστρα ἀναπτάντα ὕστερον τῆς Βελλεροφόντου πτώσεως κτλ.* s. Schol. Germ. equus. ***Hygin*** de poet. astr. II. equus. 23) ***Dupuis***, Origine de tous les cultes. T. I. p. 640. Hug erklärt das Sternbild für ein Symbol der ägyptischen Kriegerkaste a. a. O. p. 310. Beschreibungen des alten Sternbildes, welches noch heute denselben Namen führt, bei Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen. S. 114. ***Dupuis*** a. a. O. T. VI. P. II. p. 395. ***Vitruv.*** IX, 3. Der Aufgang ***Columella*** XI, 2, 24. ***Hygin.***, De sig. coel. III, 17. Seine Wirkung ***Manil.*** V, 632. 24) ***Eurip.*** Orest. 1004. *μονόπωλον Ἀῶ.* Voß a. a. O. II. S. 76. „fahrend; dächte er sie reitend, dann verstände sich *μονόπωλος* von selbst" (reitend der Morgenstern. Fragm. inc. 198, übersetzt von ***Rutil.*** Itin. I, 430) — reitend ***Eustath.*** Od. 1430, 13. Il. 826, 20 u. öfter.

her [25]). Statt der Eos wird auch die Hemera genannt, da beide Göttinnen identificirt werden [26]). — Mit dem Bellerophontes bringt Hesiod den Pegasus in eine ganz unbestimmte Verbindung, auch lesen wir nichts bei ihm von den übrigen Thaten des Bellerophon, bei denen Pegasus ihn unterstützte. Diese Erweiterung der Fabel gehört ausschließlich Korinth an.

Vor der dorischen Wanderung herrschte in dem alten Ephyra das Königsgeschlecht der Äoliden. Von Alters her mögen die ionischen Gottheiten, Poseidon und Pallas, hier einen bedeutenden Cult gefunden haben, und schon die Lage der Stadt auf dem Isthmus, vermöge welcher ihre Existenz ganz und gar vom Meere abhängig war, brachte es mit sich, daß namentlich der alte Poseidonscult, auch über die dorische Occupation hinaus, sich als der hauptsächlichste in Korinth erhielt. Poseidon schützte die Seefahrten der Korinther, führte ihre Colonien und war der Vorsteher der isthmischen Spiele; darum waren denn auch die Könige aus dem Sisyphidischen Geschlechte Poseidonische Heroen. Bellerophontes gehört, schon nach Homer, diesem Königsgeschlechte als Sohn des Glaukus an. Ihn vor Allen machten die Korinther, wie die Athener den Theseus, als ihren Nationalheros geltend, und suchten ihn darum auch mit Poseidon selbst in die allergenaueste Verbindung zu bringen. Was war also natürlicher, als daß man aus dem benachbarten Mythenkreise des Perseus den Pegasus, den Sohn Poseidon's, herübernahm und ihn dem Bellerophon zum beständigen Gefährten seiner Heroenthaten beigesellte, als Symbol nämlich der Poseidonischen Kraft, welche sich im Bellerophontes darstellte? Nicht weniger nahe lag es, den Bellerophon zum besondern Schützling auch der Athene zu machen, welche neben Poseidon als *Ἵππια* oder *Χαλινῖτις* [27]) oder *Ἑλλωτίς* einen bedeutenden Cult in Korinth fand. Pindar konnte es darum gar nicht umgehen, zur Verherrlichung des Sieges, welchen der Korinther Xenophon, aus dem sieggekrönten Geschlechte der Oligäthiden, im Stadium und im Diaulos Ol. 79 errungen hatte, den Ruhm des Bellerophontes und des Pegasus zu feiern [28]). Nach ihm ist der Mythus folgender: Bellerophon, der Vorfahr des Glaukus, mühete sich lange vergebens, den Gorgogebornen Pegasus an der Quelle zu zähmen. Auf das Geheiß des Koiraniden Polyidus schlief er am Altare der Athene; da brachte dem Träumenden Athene den goldgeschmückten Zügel, zugleich mit dem Befehle, dem Poseidon Damäus einen Stier zu opfern. Zum Dank hieß ihn Polyidus der Athene Hippia einen Altar errichten. Dem Pegasus legte Bellephoron alsbald den Zaum lind ums Kinn, schwang sich gerüstet auf das beflügelte Pferd und besiegte mit ihm das lanzengeübte Heer der Amazonen, die flammenhauchende Chimära und die Solymer. So weit an dieser Stelle; an einer andern [29]) weist er auch auf das letzte Schicksal des Bellerophon hin (in dieser Ode hätte diese Erwähnung störend sein müssen). Der Mensch ist zu klein, so lehrt er, um in das eherne Haus der Götter zu gelangen; den Bellerophontes stürzte der geflügelte Pegasus herab, als er zu den Wohnungen des Himmels zu dringen strebte, zur Gemeinschaft mit Zeus. Diese Erzählung, welche sich mit der Homerischen Sage verbindet, daß Bellerophon, als ihn der Haß der Götter traf, tief in Schwermuth versunken, auf der aleïschen Flur wandelte, schließt den Mythus ab. Zugleich ist mit dem Sturze des Bellerophon die Aufgabe, die dem Pegasus im heroischen Mythus oblag, erschöpft. Er, die göttliche Kraft des Bellerophon selbst, kehrt nach dem Falle des verwegenen Menschen in seine himmlische Heimath zurück. Wie viel Antheil Pindar's eigene Phantasie an dieser Gestaltung der Sage habe, in welche die neuen Scenen der Zügelung und des Sturzes eingeflochten sind, das läßt sich bei dem Mangel gleichzeitiger Überlieferungen schwer ermitteln. So viel ist schon aus der Veranlassung und dem Tone des Gedichtes gewiß, daß seine Darstellung in den Hauptzügen sich auf eine im Volksglauben geläufige Sage stützt. — Die Sagen vom Bellerophon ausführlich durchzugehen, ist nicht unsere Aufgabe [30]), und es sind blos noch einige Einzelnheiten zu erwähnen, welche den Pegasus angehen, und welche zum Theil auf alten Überlieferungen zu beruhen scheinen. So war es, nach Andern, nicht Athene*), die dem Bellerophon den Zügel gab, sondern die Götter überhaupt werden genannt, oder Poseidon [31]). Auf allen seinen Zügen begleitete Pegasus den Bellerophon; als dieser nach Trözene ging, um die Äthra zu freien, folgte ihm Pegasus, und ein Denkmal dieses Zuges ist eine Quelle, die er dort schlug und welche man Hippokrene nannte [32]). Beachtenswerth für die Geschichte des Mythus ist die Anwendung, welche Euripides von der zu dramatischer Bearbeitung sehr geeigneten Fabel in den beiden Tragödien Bellerophontes und Stheneböa machte. Euripides hat, wie er pflegt [33]), den vorliegenden mythischen Stoff in neuer Weise benutzt, was die noch vorhandenen Fragmente dieser Stücke ziemlich deutlich erkennen lassen; den Aufflug des Bellerophon und seinen Sturz stellte er auf der Bühne dar, sodaß

25) Posthom. 136 sq. *Πήγασος νεώνητος — παρήορος ἦεν.* 26) Nitzsch Anmerk. zur Od. I. p. 126. *Tzetzes*, Lyc. 17. p. 299 u. 305. *Müller*. 27) Völcker a. a. O. S. 150 oft. *Spanheim.* ad *Callimachum*. Lav. Pall. v. 6. Die Beziehung zu Poseidon scheint in der Bildung des Bellerophonteischen Mythus das Bestimmende zu sein, sodaß ich den Grund nicht erkenne, warum Müller (Dorier I. S. 397 u. Prolegg. p. 314) ihn mehr der Pallas nähert. 28) Ol. XIII, 61 sq. s. die vorzügliche Erklärung Dissen's (p. 143 und zu v. 104). Bellerophon, der Liebling Athene's (*Paus.* II, 4, 1), hatte zu Korinth einen eignen Temenos (ib. II, 2, 4), als poseidonischer Heros war sein Bild auf der Basis des Wagens, den Herodes v. Athen weihte (ib. II, 1, fin. vergl. II, 3, 5) abgebildet, überall begleitet ihn Pegasus. Als Repräsentanten Korinths mag ihn Euripides auf die Bühne gebracht haben (Böttiger, Vasengem. I. S. 108). Noch andere Belege dafür, was den Korinthern Bellerophon galt, *Theocrit.* Adon. v. 92. *Κορίνθιαι εἰμὲς ἄνωθεν, ὡς καὶ ὁ Βελλεροφῶν.* *Lucian.* de saltat. 42.

29) Isthm. VI, 44. 30) s. die Erklärer zu Pindar, Asklepiades (bei Schol. *Beckeri* Il. p. 185), Tzetzes (Lyc. v. 17), Apollodor, Paläphatus, die Mythographen, Tzetzes (Chil. XII. v. 430. VII. hist. 149) u. a. s. unt. Note 41. *) s. Etym. M. v. *Ἑλλωτίς.* 31) *Voelcker* p. 189. 32) *Paus.* II, 31, 12. *Voelcker* note 222 Daß auch diese Hippokrene begeisternd gewesen sei, findet sich nirgend bezeugt. 33) *Th. Bergk*, Commentt. de reliq. Com. ant. p. 156.

also dem Pegasus eine nicht unbedeutende Rolle zuertheilt war[34]). Vereinzelt steht endlich die Angabe des Scholiasten zur Ilias, daß Pegasus der Stammvater des Geschlechts der Centauren sei[35]).

Die historische Bedeutung, welche der Mythus vom Bellerophon und dem Pegasus für Korinth gewann, ist daraus am ersichtlichsten, daß die Korinther aus diesem Sagenkreise die Typen für ihre Münzen hernahmen[36]), welche, wie dies gewöhnlich war, in alle korinthische Colonien hinüberwanderten. Daher kommt es, daß es keinen Münztypus gibt, welcher so verbreitet wäre, als die Gestalten aus dem Bellerophonteischen Sagenkreise. Am allerhäufigsten ist es der Pegasus selbst, welcher als Symbol gewissermaßen der Poseidonischen Herrschaft Korinths auf den Münzen von Sicilien, Ambracien, Großgriechenland und mehren Inseln erscheint. Die Numismatiker haben sich sorgfältig mit der Sammlung und Erklärung dieser Münzen beschäftigt[37]); doch besonders beachtenswerth sind die Untersuchungen, welche Raoul-Rochette über eine Menge diesem Kreise angehöriger Typen angestellt hat[38]). Auch geschichtlich sind die Resultate seiner Beobachtungen von Wichtigkeit; so stellt er aus Münzen von Ambracien den Namen des korinthischen Colonieführers, Gorgos, fest[39]) und bringt die Vermuthung Eckhel's, daß diese in so auffallender Menge gefundenen Münzen aus der Zeit Timoleon's stammen, zur Gewißheit[40]). Dieselben Typen, Bellerophon im Kampfe mit der Chimära, der Pegasus, oder die Chimära allein u. s. f., finden sich aber auch sehr häufig in Gegenden Kleinasiens, welche der Mythus zum Schauplatze der hauptsächlichsten Thaten des Bellerophon macht. Namentlich auf den Münzen von lycischen, cilicischen, carischen Städten, auch in Pontus, in Phrygien und überhaupt durch ganz Kleinasien zerstreut. Der Zusammenhang, in welchem diese Städte mit Korinth stehen, ist oft nicht erkennbar; sodaß man zu der Annahme berechtigt ist, diese Städte führten jene Münztypen eben nicht in Folge einer politischen Verbindung mit Korinth, sondern als Erinnerungen an einheimische Mythen[41]). Diese gesammten Länderstriche stehen mit dem Peloponnes in genauer mythologischer Verbindung, welche näher zu untersuchen uns hier zu weit führen würde[42]); wir erwähnen nur das, was den Pegasus insbesondere betrifft. Vor Allem ist es die Gründung der Stadt Tarsus in Cilicien, welche außer dem Perseus auch dem Bellerophon, oder vielmehr dem Pegasus zugeschrieben wird[43]). Er verlor hier, bei dem unglücklichen Aufflug zum Himmel, entweder einen Huf, oder eine Feder, oder brach gar einen Fuß[44]). Ferner bestand Bellerophon außer den von Homer und Pindar genannten Kämpfen, deren Schau-

34) Das Meiste läßt sich aus der Parodie des Aristophanes im Frieden erkennen. v. 126. cf. Schol. *Beck. Arist.* pax 96. s. v. 42. 75. 135. 153. 720. Dazu die Fragmente: Fragm. inc. 154. *Plutarch*, De reip. ger. p. 807. E. *Hermogenes* T. III. p. 436 u. *Gregor*. Cor. ibid. p. 1321 sq. *Walz*. Das dort angeführte Scholion ergänzt durch *Malalas* Chr. IV. p. 84. *Nieb.* Bellerophon ein Findling — der Brief — Bellerophon lahm nach dem Sturze, *Phavorius* v. *Βελλεροφόντης*. — Bellerophon auf der Flugmaschine *Pollux* IV, 19, 2. Vergl. Voß, Mythol. Br. II. S. 30. 35) Schol. *Beck*. Hom. Il. p. 25. 30. *τινὲς δὲ Δουλίδι Ἰξίονα μιγῆναι (λέγουσι) ἅμα δὲ καὶ Πήγασον τὸν πτερωτὸν κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα, ἐξ ὧν γενέσθαι Κένταυρον*. singulare est, *Boeckh*. Expl. Pind. p. 247. Vielleicht hieß die Komödie des Apollophanes *Δουλίς* (*Δαλίς*, *Δαυλίς* codd.): Seine andern Titel *Κένταυρος Δανάη* führen zu diesem Fabelkreise. *Ath*. III. p. 114 f. XI, 467 f. 36) *Πῶλοι* hießen nach Pollux diese Münzen, weil auf ihnen Pegasus geprägt war, wie die athenischen *πάρθενοι*. *Spanheim*. de Usu cet. T. I. p. 276. 37) *Spanheim* l. c. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 246 und sehr oft durch das ganze Werk. Num. Vet. p. 128. *Neumann*, Pop. et reg. num. ined. I. p. 54 sq. s. *Rache*, Lex. Num. T. III. P. II. p. 790. 38) Annales de l'institut de correspondance archéol. 1829. p. 311. sq. Die Abbildung Pl. XIII. 39) p. 315 u. 325. vergl. *Boeckh* C. I. I. 58 B. Müller, Dorier. I. S. 117. Einen andern, von Raoul-Rochette als eine victoria gedeuteten Münztypus einiger pegasischen Münzen scheint Clausen mit mehr Grund für die äneadische Aphrodite zu erklären, mit besonderer Beziehung auf Korinth. s. Äneas und die Penaten (Hamburg u. Gotha 1839). 1. Th. S. 407. und Taf. II. N. 1. Vergl. außerdem (S. 451) Kroton, (487) Pandosia. Achäischer Typus (*Eckhel* D. N. V. I. p. 171), Akarnanien (*Raoul-Rochette* p. 326. 338), Epirus, Illyricum, etrurisch (*Neumann* II. p. 158) und celtisch Spanien; Inseln: Periphus, Siphus (*Eckhel* Vol. I. p. 237. *Beger*, Thes. Brand. I. p. 436), Zakynth u. s. w. Böotien (*Eckhel* Vol. II. p. 199. 208). 40) p. 334.

41) *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 346. 351 u. oft unter Amisus, Chabacta, Lampsakus, Alabanda (572), Bargylia in Carien (578). Pegasus hatte den Freund des Bellerophon Baryglus, als dieser ihn einfangen wollte, mit dem Huf geschlagen; zum Ersatz gab Bellerophon der Stadt von ihm den Namen. Also auch hier eine Zähmungsscene. Vergl. die Gründung von Hydessus (*Steph. Byz.* i. v.), Stratonicea (*Eckhel* p. 590), Samosata (Comagene *κόμη* — *ἄγειν*, die Locke der Berenice) (*Beger*, Th. Br. III. p. 151. 153), Phrygien, Hierapolis (*Eckhel* III, 154), Troas, Scepsis (*Eckhel* II, 487. *Clausen* l. c. I. p. 152) u. a. 42) s. *Bernhardy* ad *Dionys. Perieg.* v. 869. 43) Pegasus gehört eigentlich nur dem Bellerophon, aber auch mit dem Perseus erscheint er zuweilen (*Eckhel* D. N. II. p. 341. 346. Mythogr. I, 71. „Bellerophon, qui et Perseus" [sic]). Sonst ist der volatus und Ähnliches des Perseus natürlich nicht auf den Pegasus zu beziehen, sondern auf die Flügelsohlen des Merkur (z. B. *Statius* III, 463). Dagegen ist Perseus auf dem Pegasus reitend dargestellt auf dem oben Note 13 angeführten Bilde. 44) Für die Gründung von Tarsus durch Bellerophon oder Pegasus *Dionys. Per.* 869 mit Eustath. und den Scholien. *Πήγασος ἵππος ταρσὸν ἀφεὶς* — *Avien*: beim Auffluge impressit vestigia calcis. *Priscian*: dum scandit victor *semiustis* (?) Pegasus alis, Decidit et notae pressit vestigia terrae; angeführt von Burmann Rutil. Itin. I, 449, wo mit der Melancholie des Bellerophon die stulta rabies perversi cerebri monachorum auf Capri verglichen ist. — *Dionys*: *Eustath*. zu *Λέγεται ταρσὸς καὶ ἐπὶ πτέρυγος ὀρνέων*, daher also *Juvenal* III, 118 — ripa in illa, qua delapsa est pinna caballi Gorgonei eigentlich zu nehmen; Heinrich versteht unter pinna caballi den Pegasus selbst. *Nonnus*, Dionys. II, 28 sq. *Mich.* Glyces Ann. T. II. p. 264 schreibt die Gründung von Tarsus sammt dem Pegasus dem Perseus zu. Bei dem Sturze soll Pegasus auch den Fuß gebrochen haben; darauf deuten Eckhel, Böttiger, Mionet u. A. eine ambracische Münze, auf welcher eine vor Pegasus sich beugende Figur (nach Einigen ein Faun) den Fuß des Rosses aufhebt. Raoul-Rochette (a. a. O. S. 320 fg.) erklärt nach Vergleichung anderer Darstellungen (*Millin* Gal. n. 394) diese Figur, und gewiß mit Recht, für die Quellnymphe Pirene (s. unten Note 58); denn den Sturz dürften die Korinther schwerlich zu einem Münztypus gewählt haben. — In der Nähe von Tarsus war das aleïsche Feld, auf dem Bellerophon nach dem Falle umherirrte (nach Euripides stürzte er bei Korinth in das Meer, *Matthiae*, Eurip. fragm. p. 329); daher die Stadt Alá (*Eckhel* Vol. III. p. 40). Symbolisch gedeutet von Uschold, Vorhalle zur griech. Gesch. u. Mythol. I. S. 250. Das aleïsche Feld „ist der Himmel." *Hygin.* fab. 57. s. die Lexikographen v. *ἀλήϊον*.

platz, bei mancher Verschiedenheit einzelner Angaben, Lycien und Cilicien waren, einen Kampf im xanthischen Gefilde mit einem Eber. Plutarch erwähnt die Mythe, und daß Pegasus ihm hierbei hilfreichen Beistand leistete, können wir von vorn herein annehmen, auch wird diese Annahme durch ein Vasengemälde bei Caylus bestätigt [45]). Nicht sowol eine Andeutung auf einen unbekannten Mythus scheinen ferner die Worte des Ausonius zu enthalten, welcher, um die mindere Schnelligkeit des Pegasus anzudeuten, sagt: er sei ja blos von Lycien bis Cilicien geflogen [46]), sondern eine Bezugnahme auf den Auszug des Bellerophon aus Lycien im Auftrage des Königs Jobates gegen die Chimära in Cilicien. Auch befand sich in der Nähe der Caysterquelle ein Stagnum Pegaseum, von welchem Plinius den Namen nennt [47]). Außer auf den griechischen Münzen finden sich die genannten Symbole nicht minder häufig auf römischen, von Tarquinius Priscus an, auf dessen korinthische Abstammung durch den Pegasus hingewiesen werden soll [48]), bis auf späte Kaiser [49]).

Die zweite Seite des Mythus bildet der Zusammenhang, in welchem Pegasus mit den Musen erscheint. Die gründlichen Untersuchungen, welche man in neuerer Zeit über den ältesten Musendienst und über die Herkunft der griechischen Poesie angestellt hat, haben das Resultat geliefert, daß dieser Cult, ein Eigenthum des thracischen Stammes, von Pierien aus nach Griechenland gekommen sei und in Phocis, Böotien und Attica, namentlich auf dem Parnaß und Helikon, eine, in Örtlichkeit und Namen an den frühern Wohnsitz erinnernde, neue Heimath gefunden habe [50]). Ferner deutet die alte Überlieferung ziemlich einstimmig darauf hin, daß die pierischen Musen Quellnymphen gewesen seien, sodaß wir in dem Glauben an die heiligen Quellen inwohnende Begeisterung eine durchaus uralte Vorstellung finden. Eben auch alt ist ferner die Vorstellung, vermöge welcher man Rosse mit Quellen in die engste Verbindung brachte, sodaß das Roß gradezu als Symbol der Quelle gilt. Sicher gingen die Griechen bei dieser Auffassung von der sinnlichen Anschauung aus, welche sie rüstige Rosse häufig in der Nähe von Berg- und Waldquellen erblicken ließ. Später erst nahm man das Roß als Symbol für Meer und Wasser überhaupt, wobei ihnen wiederum der Anblick steigender und schäumender Wogen zu Hilfe kommen mochte; und gewiß kam man von den Rossen und dem Wagen des Poseidon erst dazu, das Roß zum Symbol der Schiffahrt zu machen. Finden wir nun Rosse mit den begeisternden Quellen der Musen von Alters her in genaue Beziehung gesetzt, und Beides auf dem Helikon, was bedarf es da erst des fabelhaften Pegasus, um eine Hippokrene zu schaffen? Lange vor der Entstehung der Pegasischen Fabel mag zu Korinth an die Pirene, auf dem Helikon, vielleicht schon in Pierien, an eine Hippokrene sich der Dienst der Musen geknüpft haben [51]). Hesiod, oder wer sonst der Dichter war, der das Proëmium zur Theogonie schrieb, erwähnt die heilige Roßquelle. Sollte er unterlassen haben, durch Erwähnung der wunderbaren Entstehung derselben ihren Ruhm zu verherrlichen, wenn er die Fabel vom helikonischen Pegasus gekannt hätte [52])? Wenn wir nun gesehen haben, daß Arat das Sternbild Ἵππος als dasjenige Roß erklärt, welches die Hippokrene geschlagen habe, und Eratosthenes diese Erklärung dahin auslegt, daß Arat unter jenem helikonischen Pferde den Pegasus eben nicht verstehe; wenn ferner die Fabel vom Pegasus auf dem Helikon erst verhältnißmäßig sehr spät auftritt [53]): so wird man genöthigt sein, *dem Pegasus den Ruhm, jene berühmte Dichterquelle geschaffen zu haben, abzusprechen.* Die Vorstellung, daß den Hainen, Grotten und Quellen des Helikon und Pieriens begeisternde Kraft inwohne, ist zu natürlich und auch zu allgemein, als daß man daran zweifeln könnte, daß Pegasus erst durch die Hippokrene zum Musenrosse geworden sei, nicht umgekehrt die Hippokrene zur Musenquelle durch den Pegasus. Die Legende muß den Gang natürlich umgekehrt darstellen. Diese Annahme findet außerdem ihre Bestätigung in der Natur des Bellerophontisch-Pegasischen Mythus selbst. Denn Pegasus ist in dem eigentlichen Mythus durchaus keine selbständige Gestalt; er ist nichts ohne den Bellerophon, und wo meldet die Fabel etwas von dem Bellerophontes auf dem Helikon [54])? Unmittelbar nach dem Sturze des Bellerophon schwang Pegasus sich zum Himmel auf — da ließen die Poeten ihn noch einmal auf dem Helikon aufsetzen, und mit seinem göttlichen Hufe die Hippokrene schlagen, damit der geheiligten Quelle eine artige Legende nicht fehle und dem korinthischen Pegasus auch noch der schönere Ruhm musischer Künste hinzukomme. Gewiß also dankt diese Dichtung einer Zeit ihre Entstehung, in der man auf den herrenlos schweifenden Pegasus häufte, was zu seiner und seiner Vaterstadt Verherrlichung dienen konnte (die Quelle, das Sternbild). Bestimmtere Angaben finden wir auch erst bei den Augusteischen Dichtern. Bei Ovid hat Pallas

---

45) *Caylus*, Recueil d'Antiq. Vol. I. Pl. 35. Caylus läßt die Deutung zweifelhaft, welche sich aus Plutarch (de virt. mul. p. 248 D.) ergibt. 46) Grat. actio p. 735 ed. *Toll.* 47) *Plin.* N. H. V, 31. p. 455. *Franz.* 48) *Beger*, Thes. Br. III. p. 77. 49) Sehr häufig auf Kaisermünzen Cäsar, August, Tiber, Claudius, Caligula, die Antonine, Alexander rc. Besonders oft die colonia Corinthus durch Cäsar. *Vaillant*, Num. Aer. Imp. I. p. 2. 181 u. oft. 50) *Bernhardy*, Gr. Litt. I, 44. 285. *Buttmann*, Mythol. I. p. 273 sq. *περὶ τοῦ ἐν Ἑλικῶνι μουσείου* schrieb *Ἀμφίων ὁ Θεσπιεύς*. *Athen.* XIV. p. 629 a.

51) Als die Pallas bestimmter zu einer Vorsteherin geistiger Künste und Übungen geworden, und als Pegasus zum Musenroß umgeschaffen war, mußte man in Beiden etwas Verwandtes erkennen. Indessen diese Verbindung ist doch wol tiefer begründet, als daß man sie sich mit Böttiger durch den ganz äußerlichen Umstand der Münztypen erklären könnte. Allerdings hat Pallas den Pegasus auf Münzen häufig neben sich, aber gewiß nicht als Musenroß. Dagegen gab schon die Geburt des Pegasus der Pallas Gelegenheit die Flöte zu erfinden. Sicher ging auch der musische Ruhm des Pegasus von Korinth aus; hier ward der Dithyrambus erfunden. Auch die Flügel mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. s. Voß, Myth. Br. II. S. 48 fg. *Thorlacius* l. c. p. 88. 52) Voß zu Arat. V. 215. 53) *Moschus*, Id. III, 77. Erst die Augusteischen Dichter brachten die Fabel zu allgemeiner Geltung. 54) Freret (Histoire etc. Vol. V. p. 71) läßt den Pegasus durch Perseus auf den Parnaß gelangen. Er sagt, Perseus habe dem Apollo sein gutes Schiff, Pegasus, geweiht; das andere, Chrysaor, war unterwegens untergegangen, darum hört man nichts weiter von diesem! —

die Wundermähre von der Schöpfung des Brunnens durch ihren Liebling vernommen, sie eilt auf den Helikon, um die neue Quelle zu sehen: war sie doch auch bei der Geburt des Pegasus zugegen gewesen [55]) und hatte bei dieser Gelegenheit die Flöte erfunden. Die ältere Sage scheint Nikander bei Antoninus Liberalis zu erzählen: Die Töchter des Pierus kämpften mit den Musen, den Töchtern des Zeus, im Gesang. Als die Musen sangen, hemmten die Gestirne und die Flüsse ihren Lauf, und der Helikon wuchs vor Ergötzen bis zum Himmel auf. Da gab ihm Pegasus, auf das Geheiß des Poseidon, einen Schlag und hemmte sein Steigen [56]).

Man hätte diese Umbildung der Fabel nicht wagen können, wenn man nicht in dem ursprünglichen Mythus vom Pegasus einen Anknüpfungspunkt gefunden hätte, und dies ist ohne Zweifel die genaue Verbindung, in welcher Pegasus mit der Pallas *Χαλινίτις* stand [57]). Wie glücklich jedoch diese neue Wendung des Mythus erfunden ist, zeigt der unbegrenzte Gebrauch, den sofort die Dichter, bis auf den heutigen Tag, von dem helikonischen Musenrosse gemacht haben. Auch blieb man nicht bei der Hippokrene stehen [58]), fast alle den Musen geheiligte Quellen sollte Pegasus geschlagen haben: die Aganippe, die castalische Quelle; und die Begeisterung, welche die Dichter aus den heiligen Quellen schöpften, hatte nun ihren Grund in dem Hufschlag des göttlichen Flügelrosses. So ward Pegasus Musenroß und trat als solches auch dem Apollo nahe [59]). Dichter und Dichterinnen erhielten ihn zum Symbol ihrer musischen Begeisterung [60]), und eine reiche Fülle poetischer Phrasen dankt dieser Dichtung ihre Entstehung [61]). Ein Flug des Pegasus, der den Dichter der gemeinen Wirklichkeit enthebt, ist indessen im Alterthume noch nicht zu finden: die Dichter berauschen sich in den pegasischen Quellen. Jenes bedenklichen Mittels, des Aufschwunges [62]), d. h. eines Rittes auf dem Pegasus, waren erst die neuern Poeten bedürftig. Und zwar soll zuerst Bojardo im Rolando inamorato [63]) diese moderne Weise in Gang gebracht zu haben.

Auch bei der Erklärung dieser Fabel haben die Mythologen alle Kreise der symbolischen, philosophischen und historischen Deutung erschöpft [64]), und es würde uns

---

55) *Ovid.* Met. V, 258. Fast. III, 455. Allgemein wird angegeben, daß er sie nach dem verhängnißvollen Wagniß des Bellerophon geschlagen habe. 56) *Anton. Lib.* c. 9. Das soll doch wol der Schlag sein, der die Quelle geschaffen hat. Bei Ovid ist sie schon vorhanden: cedite Medusaeo fonte (Met. V, 312). Man hat auch hierbei an den Pegasus als Blitzroß gedacht. Lenz (a. a. O. S. 280) findet in Statius (Th. VI, 337 sq.), wo Pegasus den Rossen des Admet beigesellt wird (die Farbe gibt Lactantius zu dieser Stelle an; es war die Farbe der thracischen Rosse [*Clausen* l. c. II. p. 1209], die der *πηγοὶ ἵπποι*. Gräfe hat also doch so unrecht nicht, wenn er sie „scheckig" nennt. s. Nitzsch Anm. zur Od. II. S. 61), die Spuren einer pierischen Sage. Eine Bestätigung mehr scheint in den Worten des Scholiasten zu Dionysius Perieg. (l. c.) zu liegen — *τοῦ ἐπίκλην λεγομένου πηγάσου ἐπιβὰς ἵππου, ὅς ἐκ τῆς ἀγέλης τοῦ ἡλίου ἐτύγχανε* —; denn diese auffallende Bemerkung auf die dem Helios heiligen Rosse zu beziehen (*Eckhel* D. N. Vol. V. p. 49), dafür spricht gar nichts. Nur als Beleg für die dem Pegasus inwohnende Begeisterung können wir die Stelle nicht gelten lassen. Apollo muß auch die leblose Natur begeistern, und warum wäre, wenn es Pegasus vermocht hätte, nicht auch die trözenische Hippokrene begeisternd? Auf die Scene der Quellenschöpfung scheint die Stelle aber allerdings zu deuten. Sollte Hesiod schon diese pierische Hirtensage gesungen haben? (Schol. *Arat.* Phaen. 205 gegen Ende). — Außerdem die platte Erfindung Avien's von einem durstigen Pegasus und die Fabel bei Solin (c. 9) vom Kadmus, dem literarum repertor, der die Quellen Hippokrene und Aganippe bei einer expeditio equestris entdeckt habe, woher der musische und philosophische Gehalt der Quellen komme. *Hygin*, Astr. II, equus: *Bellerophon* post fontis inventionem coelum adiit. — Wer irgend auf die Mythologie jener classischen Quellen geführt wird, der wird das Buch von Robert Unger (Thebana paradoxa, Halis 1839. T. I.) nicht aus der Hand legen können, ohne dem Verfasser den wärmsten Dank zu zollen für die unermeßliche Fülle von glücklichen Beobachtungen und Combinationen, welche seltner Scharfsinn und gänzliche Hingabe an den Gegenstand zu Tage gefördert haben. — Die berühmteste aller Musenquellen, die Hippokrene, hieß ebendarum auch schlechthin *κρήνη*. *Unger* p. 461. *Callimach.* Epigr. 30, 3. *οὔτ' ἀπὸ κρήνης πίνω.* s. jedoch *Spanheim* ad Lav. Pall. p. 661 *Ern.* Auf die Entstehung durch den Hufschlag deuten die Dichter sehr häufig hin; s. den sogenannten Musenaltar des Dosiades in der Anthol. Gr. T. I. p. 202. Vergl. *Jacobs* ad T. I. p. 151. n. 34. Ausonius (Ep. 21, 8) läßt an ihr den ersten Vers geboren werden. Vielerlei Namen: *ἵππιον ὕδωρ, πηγασίς, πηγάσου κρήνη,* Gorgoneus, Medusaeus etc. Übrigens *κρήνη* und nicht *πηγή*. *Libanius* Antioch. V. I. p. 302, 15. Bei *Unger* l. c. p. 115. s. *Strabo* VIII. p. 268. *Paus.* IX, 31, 3. Ähnlich entstandene Quellen s. bei *Ant. Liber.* 4. ibid. 8. *Tzetzes* Lyc. 835 (*Unger* p. 461). 57) s. Note 51.

58) Vor allen die Pirene. *Jacobs* Anthol. Vol. XIII. p. 32. Dieselbe meint Dio Chrysost. (II. p. 95. *Reiske*). *Πήγασόν φασι ἀνεῖναι πηγὴν ἐν Κορίνθῳ.* *Statius* silva III, 7, 2. quisquis collibus Isthmiae Dionis pendentis bibit ungulae liquorem, wie von der Hippokrene pendente caballo Anthol. lat. T. I. p. 95. *Burm.* s. Voß, Mythol. Br. I. S. 204. Die Sache ist außer allen Zweifel gesetzt durch eine korinthische Münze, welche den Act selbst darstellt (*Vaillant*, Num. Aer. Imp. T. I. p. 108, vergl. oben Note 44); gewiß ist die korinthische Sage die ursprüngliche, welche auf die Hippokrene angewendet wurde. Denn auch die Pirene ist begeisternd (*Persius* prolog. Erkl. s. *Unger* l. c. p. 186). — Ferner die Aganippe, nur als anderer Name für Hippokrene bei Probus (*Virg.* Georg. III, 10). *Ovid.* Fast. V, 7 macht wirklich eine Quelle aus beiden (*Castalia*, Mythogr. II, 112. Hyantische und aonische Quellen s. *Unger* p. 244). 59) *Eckhel* II. p. 572. V. p. 479. VII. p. 400. 60) Auf Münzen Sappho, Titius d. Dichter, *Eckhel* V. p. 100. vergl. V. p. 325. 61) s. d. Erkl. zu *Persius* l. c. mit der Berichtigung des Verständnisses bei *Hertzberg*, Observatt. in Prop. p. 6. Der Name Pegasides. *Festus* v. Hippius. s. oben Note 8. *Ovid.* Trist. III, 7, 15. *Columella* X, 263. *Propert.* III, 1, 19. *Ovid.* Heroid. XV, 27. s. *Rasche*, Lex. Num. T. III. P. II. p. 786. Griechisch sollen sie auch *ἱπποκρῆναι* heißen. *Paul. Diac.* Exc. Festi. p. 212. *Müller.* Eigentliche Quellnymphen *Quint.* Smyrn. III, 300. *Ovid.* Heroid. V, 3: Pegasis Oenoe. 62) Aus dem Alterthume gehören hierher die geflügelten Musen (*Dissen*, Pindar. Isthm. T. V, 66), der Musenwagen (Creuzer, Symbol. III. S. 288). Für pegasische Begeisterung ist aber immer die Quelle die Vermittlung. Göttling (zu Hesiod. p. 4) denkt sich die rhythmische Bewegung der Rosse als Grund, warum sie, und namentlich der Pegasus, den Musen geweiht waren. 63) So Lenz a. a. O. geg. Ende. 64) Völcker: Arion und Pegasus identisch S. 227 (dies kann wenigstens nicht aus der verdorbenen Stelle *Hesych.* v. *ἵππειος* gefolgert werden, wo das *καί* schon wegen *ἵππους* einzuschieben ist), mit dem Poseidongeschaffenen Rossen überhaupt S. 132; Bild des Neptun'schen Reiches S. 166; Bellerophon mit Pegasus ein vollkommener Poseidoe-Hippius S. 119; Pegasus, das Poseidonische Segensroß Arion, das Roß des Bellerophon, der mit Äteia buhlt S. 234. 237 u. öfter. *Müller*, Proleg. 314 sq. „Perseus befreit die Athene von ihrem Gegenbilde Gorgo; da wird der guten Göttin

zu weit führen, wenn wir die zahllosen Erklärungen und Etymologien dieser Mythengestalt ausführlicher besprechen wollten [65]); wir bemerken nur, daß keine von diesen Deutungen, einzeln genommen, den Begriff des Mythus in seiner Vollständigkeit erschöpft. Pegasus ist nicht blos Symbol des Wassers oder der Schiffahrt oder der Roßzügelung, dies alles sind nur Momente, deren Gesammtheit durch den Pegasus dargestellt ist. Die physische Bedeutung, welche dem Pegasus, vermöge seiner innigen Verbindung mit den im alten Griechenland fast allgemein verehrten Naturgottheiten Poseidon und Pallas inwohnt, mag man als Ausgangspunkt gelten lassen, um einen Anhalt zu gewinnen, an welchen die einzelnen Fäden der historischen Bildung und Geltung des Mythus sich anknüpfen lassen. Die Entstehung einer Mythengestalt, welche, wie Pegasus, als Symbol einer besondern Nationalität gilt, setzt ein bestimmtes Bewußtsein über den inneren Gehalt dieser Volksindividualität voraus; so lange dies Bewußtsein nicht vorhanden ist, wird auch die Mythengestalt nicht da sein, oder sie erscheint als ein aus früherer Zeit überkommenes, unverstandenes Symbol. Bei Homer vollzieht Bellerophontes dieselben Thaten, die ihm später beigelegt sind, aber ohne den geflügelten Gefährten. Dieser ist blos die Form, unter welcher dichterische Phantasie die Beziehung des Volkes zu jenen als Götter verehrten Mächten auffaßt, denen es seine Existenz verdankt. Darum wird mit jedem neuen Momente, welches bedeutend für die Bildung der Nationalität auftritt, auch dem Mythus etwas Neues hinzugefügt werden; sodaß die Geschichte des Volkes zugleich die Geschichte des Mythus sein wird, bis auf die Grenze, wo die vollendete Nationalität auch die Bildung des Mythus abschließt, und die Mythengestalt als feststehender Typus zu dichterischem oder politischem Gebrauch verwendet wird. Für den Pegasus ergibt sich demnach das Resultat, daß er zunächst nur als eine Gestalt gilt, welche die innige Gemeinschaft des korinthischen Heros Bellerophon mit Poseidon und Pallas vermitteln sollte. Ein jeder neuer Act des korinthischen Volkslebens schuf demnach im Mythus eine Heroenthat des Bellerophon, welche ihm Pegasus, d. h. die den Korinthern inwohnende Poseidonische Kraft, vollziehen hilft; und in der That, die Momente des korinthischen Volkslebens theilen sich in zwei Reihen; auf der einen Seite kühne Schiffahrt, glorreiche Waffenthaten und deren schönes Abbild, die isthmischen Spiele; auf der andern die stilleren Übungen musischer Künste. Für jene ist Pegasus Repräsentant als Sohn des Poseidon, für diese, als das durch die Athene *Χαλινῖτις* gezügelte, den Musen befreundete Roß der Quellen. Jene sind naturgemäß die früheren, diese die späteren Stufen der nationalen Ausbildung. Daher tritt die Verbindung des Pegasus mit Apoll und den Musen erst auf, als der heroische Mythus bereits abgeschlossen war. Auch die moralische Deutung der Fabel gewinnt so erst einen geschichtlichen Grund. Es ist bekannt, wie Korinth fortwährend im Kampfe mit jener Chimära lag, von welcher

---

ihre volle Macht gegeben, — da springen die klaren, lebendigen Quellen auf, deren Symbol das Roß ist, besonders Pegasus." Bei dieser Auffassung stört uns nur der eine Zug, daß Pegasus, dem alten Mythus nach, sogleich nach seiner Geburt sich zum Himmel aufschwingt. Soll man mit G. J. Voß an Wolken (vapores) denken? Doch wäre Pegasus auch nicht der poetische Ausdruck dieser physischen Vorstellung, verlöre sich der Ursprung dieses Mythus selbst in den Mährchen fabelnder Schiffer (Ulrici, Gesch. der ep. Poesie. S. 355. Note. Voß, Mythol. Br. I. S. 94), so wurde er wenigstens sehr früh als Poseidonisches Roß genommen und als solches angewendet und gedeutet. Bei Dio Chrysost. (II. p. 95. *Reiske*) stellen die Magier die *ἡνιόχησις τοῦ ξύμπαντος* als gewaltiges Viergespann dar; das erste Roß ist das des Zeus, das zweite das des Helios, das dritte des Poseidon; *τοῦτον δὲ μυθολογοῦσι εἴδωλον οἱ ποιηταὶ γενέσθαι παρ᾽ ἀνθρώποις, ἐμοὶ δοκεῖν, ὅντινα ὀνομάζουσι Πήγασον.* Weiterer Anführungen von Stellen aus den Alten, welche diese physischen Deutungen betreffen, sind wir nach Völcker überhoben. — Symbolisch in anderem Sinne *Lucian*, De astrol. c. 13. *ἐς οὐρανὸν οὔχι τῷ ἵππῳ ἀναβῆναι, ἀλλὰ τῇ διανοίῃ.* *Fulgent.* Myth. III, 14. fons sapientiae. *Μηδὲν ἀγάν* Anth. Gr. T. III. p. 127 und *Jacobs* T. X. p. 233. *Horat.* Od. IV, 11, 26. *Fulgent.* lib. I. fin. Pegasus in figuram *Famae* constitutus: Voß, Mythol. Br. II. S. 47. Mythogr. III. p. 251. ed. *Bode.* Nach Tzetzes stellt der Sturz des Bellerophon den Haß der Götter und das Unheil selbst dar, welches ihn traf (Chil. XII. v. 434. VII. hist. 149. Als Bild der Schnelligkeit: *Eustath.* Hom. Od. 1477. 55. Auf Münzen des Kaisers Gallien: Alacritati ✕ pegasus volans. *Eckhel* D. N. Vol. VII. p. 406. *Catull.* 55, 24. *Cic.* pro Quinct. 25. *Seneca* Troad. 388. (Voß, Mythol. Br. I. S. 276.) *Auson.* Grat. cit. p. 735. Epist. 21, 20. *Alexis* in *παροίνῳ*: *τῷ πηγάσῳ ἤ τι θᾶττον ἔτι τρέχει* — *Athen.* VI. p. 244. e. Daher: pegasarii, Postboten; *Rhodig.* Lectt. Ant. p. 976. — Naturgeschichtlich *Plin.* Solin. c. 32. ales equino capite oder equinis auribus, rasche Pferde in Afrika oder sonst, *Didymus* ap. *Syncell.* I. p. 306. *ἵππος ὀξὺς κτῆμα τῆς γυναικὸς* (der Gorgo). Moralisch Böttiger, Vasengem. I. S. 136. Der Kaiser Alexander zu Roß im Kampfe mit der Chimäre, d. i. mit der Nichtswürdigkeit der Regierung Elogabal's. *Rasche*, Lex. num. v. Chimaera p. 511. cf. *Dio Chrysost.* I. p. 666. *Reisk.* Häufig Bellerophon als Tugendheld im Kampfe gegen Aphrodisische Begierde. Anaxilas in der Neottis bei *Athen.* XIII. p. 558. b. In Korinth fand das Bild besondere Anwendung. Daher auf Münzen: Kopf der Aphrodite ✕ Bellerophon einen Löwen (d. i. die Chimäre) bekämpfend. *Spanheim* de Usu. p. 237. ed. II. vergl. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 239, über die Lais *Paus.* II, 2, 4. *Horat.* Od. I, 27 und oben Note 39. — Geschichtlich (pragmatisch). Erfindung der Schiffahrt ums Jahr 4100 Syncellus. Harduin. *Plin.* H. N. VII. p. 287 *Franz.* s. die Scholiasten zu den angeführten Stellen des Homer, Pindar, Lykophron. *Plutarch.* de virt. mul. p. 147 F. u. a. Creuzer, über Homer und Hesiod. S. 181. Phrasen vom Reiten und Fahren auf die Schiffahrt übertragen seit den Tragikern; aber nur nicht gradezu: das Pferd ist Schiff. *Burmann*, Val. Flac. Argon. V, 189. Nitzsch, Anmerk. zu Homer. I. S. 303. *Varro Marcipor.* fragm. p. 287. Bip. nautici equisones vgl. *Scriverius*, Anecd. philos. p. 36. *Meursius* in Lycophr. v. 1336. Böttiger deutet die Fabel auf die Erfindung der Reitkunst; nach ihm kam das Pferd aus Libyen. Dagegen Völcker (p. 133 sq.), dessen weitere Folgerungen Nitzsch (a. a. O.) bezweifelt.

65) *Hesiod.*: *ἀπὸ τῶν πηγῶν.* Schwenck, Etymol. Mythol. Andeut. S. 204, als Roß der begeisternden Quelle, Pegasus mit dem schmückenden Beinamen Chrysaor, S. 232. Das musische Element war gewiß bei der Bildung des Namens noch nicht wirksam. Von *πήγνυμι* unmittelbar Hermann, Creuzer, Völcker u. A. *Asclepiades* l. c. *ὅτι ἐκπεπηδήκει.* *Tzetzes* Lyc. p. 298, physisch *τὸ βαρύτερον πάλιν κάτω πηγάζειν καὶ χέεσθαι* — als das Schiff des Bellerophon p. 299, *διὰ πηγαζόντων ὑδάτων* cf. Hist. VII. v. 422. *ἵππος πηδητικός*, Etym. Gud. v. *Ἀργεῖος.* — Für die Annahme Creuzer's, daß die Fabel vom Pegasus aus der orientalischen Thiersymbolik stamme, dürfte ein besonderer Nachweis unerläßlich sein (Symbol. T. IV. p. 65 sq.).

Horaz sagt, daß ihr selbst Pegasus nicht gewachsen sei. Übrigens deutet die Verbindung des korinthischen und argivischen Mythus auf das geschichtliche Verhältniß beider Städte, welches Pausanias als Unterthänigkeit Korinths unter Argos bezeichnet[66]). Die einzelnen Scenen des Mythus in diesem Sinne historisch zu deuten, darauf wird man billig verzichten; und wer einen solchen Versuch dennoch foderte, dem müßte zur Antwort dienen, was Sokrates einst dem Phädrus erwiederte.

Was endlich die künstlerische Ausstattung und die mannichfachen Anwendungen dieses Mythus betrifft, so hat Voß, wie wir meinen, ohne Erfolg sich bemüht, das Götterroß seiner goldenen Flügel zu berauben[67]). Wir lassen Voß die magischen Schwungsohlen, mag er dem Pegasus seine Flügel lassen; wir können nicht mehr einräumen, als daß Pegasus zuweilen auch ohne Flügel erscheint[68]). Schon von seiner Geburt an wird ihm das Prädicat der Flügel beigelegt, die Flügel sind grade seine charakteristische Eigenthümlichkeit[69]); auch scheint die Zeit der Entstehung des Mythus nicht fern von der zu sein, in welche Voß die Entstehung der Götterflügel durch bildende Künstler setzt[70]). Die natürliche Gestalt des Rosses, welche die griechische Mythologie überhaupt so häufig und so glücklich verwendet hat[71]), ward später in die der Hippokampen und ähnlicher Bildungen umgewandelt[72]). — Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Dichtung vom Pegasus eine reiche Fülle dichterischer, epigrammatischer und parodischer Behandlungen und Anwendungen hervorrief. So ist die Fabel, daß Pegasus, nachdem er den Bellerophon abgeworfen hatte, zu den Wohnungen des Zeus zurückgekehrt sei, die Veranlassung geworden, daß man sich des Pegasus bei Darstellung von Apotheosen als eines bedeutungsvollen Vehikels bediente; berühmt ist die Apotheose August's auf dem Achat der heiligen Kapelle. Andere Darstellungen finden sich häufig auf Münzen, z. B. die der Faustina, des Antinoos u. A.[73]). Ebenso ist auch das Flügelroß als Verzierung in Grabmälern nicht ungewöhnlich, abwechselnd mit geflügelten Hippokampen[74]); sodaß es scheint, als habe man den Pegasus für ein Symbol der Unsterblichkeit genommen. Es wäre nicht undenkbar, daß die Platonische Fabel von der Beflügelung vollendeter Seelen hierbei mitgewirkt habe. Von künstlerischen Darstellungen aus dem Alterthume sind mehre bereits im Laufe der Untersuchung namhaft gemacht worden; die älteste dürfte, wenn wir das Zeugniß als ein geschichtliches nehmen dürfen, die Darstellung des pirenäischen Füllens im Kampfe mit der feuerschnaubenden Chimära auf dem Panzer des Achilles sein, von welcher ein Augenzeuge in der Elektra des Euripides berichtet. Ferner war in der Lesche des delphischen Apollotempels Bellerophon reitend auf dem beschwingten Pegasus dargestellt, auf welches Bild Ion den Chor der Dienerinnen beim Euripides aufmerksam macht[75]). Auf dem Thron des Asklepios zu Argos war Bellerophon im Kampfe mit der Chimära gebildet[76]), ebenso auf dem amykleischen Throne[77]). Nicetas Choniatas[78]) erzählt von einer berühmten Reiterstatue in Constantinopel, welche man entweder für Jesus Naue oder für Bellerophon erklärte. In dem einen Hufe war ein mystisches Bild, an welches sich allerhand Aberglaube knüpfte, sorgfältig versteckt, die Statue war von Holz, und die Franken warfen sie, ohne des mystischen Bildes zu achten, in's Feuer. Abbildungen und Beschreibungen von den noch erhaltenen Darstellungen sind reichlich vorhanden[79]). Häufig ist der Kampf mit der Chimära, die Zügelung des Rosses[80]), der Sturz und andere Scenen aus dem Bellerophonteischen Mythus. Dann auch Pegasus allein, die Quelle schlagend, aus der Quelle trinkend[81]), von Nymphen gewaschen u. s. w. Sodann Pegasus als Verzierung auf Waffen, wie es scheint nie ohne mythische Beziehung auf den Inhaber der Waffen[82]). Endlich als bedeutungslose Verzierung auf Gemälden und an Geräthschaften[83]).

66) *Paus.* II, 4, 1. 67) Müller, Archäologie. S. 415. 68) Eine Erscheinung, welche bei ähnlichen Gestalten wiederkehrt. Z. B. der geflügelte Esel, auf welchem Bacchus den Hephästus zum Himmel führt. *Aristides* I, p. 49. *Dind.* Millin Gall. Pl. XIII. 69) Von der symbolischen Bedeutung der Flügel s. oben. Apulejus sagt, die Furcht vor der Chimäre habe den Pegasus flüchtig gemacht, darum habe man ihm die Flügel gegeben. 70) Voß, Myth. Br. II. S. 21 zur Zeit des Äschylus. 71) Man bedenke die große Zahl der Götter und Heroenrosse. *Servius* Georg. I, 12; vorzüglich begabte: *Oppian.* Kyng. I, 233 unter ihnen Pegasus. Die Flügelrosse des Pelops. *Pherecyd.* p. 94 *Sturz.* Voß, Mythol. Br. I. S. 203. 72) Die geflügelten Neptunsrosse bei *Plato* Critias. p. 116. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 457. Voß, Mythol. Br. II. Br. 60. 73) Antinous *Eckhel* Vol. VI. p. 532. Faustina als Diana Lucifera vom Pegasus emporgetragen. *Vaillant*, Num. Imp. I. p. 198. s. *Spanheim*, l. c. Augustus bei Müller und Österley, 5. Heft. N. 378. Vergl. Hirt und Passow. 74) *Montfaucon* T. V. p. 52. 150.

75) Ion. v. 501. Die Darstellung des korinthischen Heros im delphischen Tempel erklärt sich aus der Verbindung des korinthischen Cultus mit Apollo. 76) *Paus.* II, 27, 2. 77) Ib. III, 18, 7. 78) p. 848 u. 858. 79) Aufzählung derselben bei Böttiger, Thorlacius und Müller (Archäologie. S. 571). *Montfaucon* Suppl. I. p. 91. 80) s. *Voelcker* p. 188. Böttiger und Andere reden von einem „hinterwärts beschleichen.“ Auf Münzen und Gemmen packt er ihn grade von vorn. 81) Vergl. Anth. Lat. T. I. p. 53. 82) Auf dem Helm der Pallas z. B. Müller und Österley 1. Heft. Taf. X. Auf dem Schilde des Akamas in Monumenti inediti del' instituto di cor. arch. T. I. Pl. XIV. s. Annali T. VII. p. 243. *Panofka* (Acom. l'infatigable). Sollte nicht auch hier eine mythologische Beziehung obwalten, da doch Bellerophon um die Äthra warb? 83) Auch etruscisch *Caylus*, Recueil d'Antiq. T. IV. Pl. 31. — Bekannt ist das Vasengemälde, welches Böttiger beschreibt und deutet. In der lehrreichen Erklärung dieses Archäologen ist ein Punkt, über den wir uns mit ihm nicht einverstanden erklären können. Die Schlange nämlich, mit welcher der Künstler den Hinterschenkel des Pegasus bezeichnet hat, erklärt Böttiger im Ganzen wohl richtig aus der im Alterthume wie noch heut zu Tage verbreiteten Sitte dem Roß als Zeichen der edlen Race ein Zeichen (gewöhnlich ein San oder Koph) einzubrennen. Diese Sitte ist außer allem Zweifel, und die von Böttiger und Andern beigebrachten Beispiele hat Raoul-Rochette (Annal. 316) noch durch ein interessantes Beispiel aus der römischen Kaiserzeit vermehrt. Ein anderes können wir aus Caylus (Rec. d'Ant. T. V. p. 85) hinzufügen. Ein Roß aus Bronze mit dem Zeichen *XPE*, welche Buchstaben Caylus deutet: decies Pegasus (scil.) vicit. Demnach meinen auch wir, daß der Künstler die edle Race des Pegasus durch dieses Zeichen hat andeuten wollen; und was könnte für die Gorgonische Abkunft des Pegasus ein treffenderes Zeichen sein, als die Schlange? Eine natürlichere Erklärung des Zeichens ist diese jedenfalls, als wenn wir mit Böttiger annehmen sollen, der Töpfer, der die Vase gemalt hat, habe aus Misver-

In dem Auftreten des Pegasus auf der Bühne durch Euripides fanden die Komiker und Epigrammatiker reichen Stoff zu Parodien aller Art. Die berühmteste Parodie ist die des Aristophanes im Frieden: wie einst Bellerophon auf dem Pegasus, so ritt Trigäus auf einem ungeheuern Roßkäfer in den Olymp. Es ist einleuchtend, wie vielen Anlaß diese Situation zu Witzwörtern und Späßen geben mußte, und bekannt, wie treffend sie der geniale Komiker benutzt hat. Ähnlich ist die Parodie des Komikers Eubulus, aus welchem Athenäus ein hierher gehöriges Fragment aufbewahrt hat[84]). Dazu Epigramme, in welchen z. B. Gessius mit Anwendung der Bellerophonteischen Fabel gegeißelt wird; der Rhetor Adrast reitet statt auf dem Pegasus auf einer Ameise[85]). Hierher können wir auch eine Inschrift rechnen, welche Messala über eine Quelle setzte, die ein Stier geschlagen haben soll[86]). — Gern legte man den Namen Pegasus ausgezeichneten Pferden der Rennbahn bei[87]); außerdem erscheint er auf Münzen als das Symbol Afrika's und als das Insigne römischer Legionen[88]); auch war er das Zeichen punischer Schiffe[89]). (*Krahner.*)

PEGASUS, ein römischer Jurist aus der Zeit Vespasian's und Domitian's. Was wir über ihn wissen, verdanken wir besonders der vierten Satyre des Juvenal, dem Scholiasten desselben und dem Enchiridion des Pomponius (Fr. 2. §. 47. D. de orig. jur.). Nach jenem Scholiasten wäre der Vater des Pegasus ein Trierarch, d. h. wol ein Schiffsherr gewesen, und weil das Schiff als Insigne einen Pegasus hatte, der Sohn ebenso genannt worden; das glaube, wer's kann. Er fügt hinzu, jener wäre ein so gelehrter Jurist gewesen, daß man ihn gemeinhin „ein Buch" genannt hätte, er habe alle Ehrenstellen bekleidet, viele Provinzen verwaltet, und zuletzt die Stelle eines Stadtpräfecten erhalten; nach ihm sei das jus Pegasianum genannt. Nach Pomponius zu urtheilen, war er Nachfolger des Proculus, nach welchem die Proculejaner genannt sind, und zu den Zeiten Vespasian's Stadtpräfect gewesen; nach Juvenal aber (IV, 77. attonitae positus *modo* villicus urbi) war er unter Domitian „eben erst" Stadtpräfect geworden; denn modo läßt sich nicht anders erklären, als „eben erst," und die Erklärung Ruperti's „nur" (non nisi, tantum) ist falsch; es bleibt also nichts übrig, wenn man Juvenal mit Pomponius in Übereinstimmung bringen will, als mit Brissonius anzunehmen, daß Pegasus zweimal, unter Vespasian und unter Domitian, dieses hohe Amt bekleidet habe; da indessen Pomponius auch sonst unzählige historische Verstöße macht, so bin ich geneigt, ihm ein solches auch hier Schuld zu geben. Das scheint freilich ausgemacht, daß er unter Vespasian mit Pusio Consul suffectus gewesen sei und damals das nach ihm benannte Senatusconsultum Pegasianum de fideicommissis hereditatibus veranlaßt habe. Ungewiß ist nur, welchem Jahre dieses Consulat angehörte. Es enthielt dieser Senatsschluß folgende Bestimmungen: 1) Ut ei, qui rogatus esset hereditatem restituere, perinde liceret quartam partem retinere atque lege Falcidia ex legatis retinere conceditur. (*Gaj.* II, 254 sq.) §. 5. J. de Fideicomm. heredit. (II, 23); es solle also der fiduciarische Erbe, d. h. der, welcher als Erbe eingesetzt sei, mit dem Auftrage, die Erbschaft einem andern zu überlassen, den vierten Theil der Erbschaft für sich zurückbehalten können; es wurde demnach durch dasselbe die lex Falcidia auch auf fideicommissa ausgedehnt, und zwar sowol der ganzen hereditas, als einzelner Sachen, der Fidei-Commiß-Erbe dem legatarius partiarius gleichgestellt. 2) Was das Hauptstück in diesem Senatusconsult gewesen sei, berichtet Justinian ibid. §. 7.: Sed etiam id, quod praecipuum Pegasiani senatusconsulti fuerat, ut quando recusabat heres scriptus sibi datam hereditatem adire, necessitas ei imponeretur totam hereditatem volenti fideicommissario restituere et omnes ad eum et contra eum transire actiones, nach dem Vorgange von *Gaj.* II, 258: Sed si recuset scriptus heres adire hereditatem ob id, quod dicat eam sibi suspectam esse quasi damnosam, cavetur Pegasiano Senatusconsulto, ut desiderante eo, cui restituere rogatus est, jussu praetoris adeat et restituat etc., also weigert sich der Fiduciarerbe die Erbschaft, unter der Angabe, daß sie eine nachtheilige sei, anzutreten, so solle er auf Antrag des Fidei-Commißerben zum Antreten gezwungen werden können (cf. *Ulpian*, Fragm. XXV, 14 sq. *Paul.*, rec. sent. IV, 3, 1). 3) Wurden zuerst durch dieses Senatusconsultum die Bestimmungen der lex Julia und Papia Poppaea in Beziehung auf die den Hagestolzen (caelibes) und den Kinderlosen (orbi) zu entziehenden Erbschaften und Legate oder Theile von Erbschaften und Legaten auch auf Fideicommisse ausgedehnt (*Gaj.* II, 286). Über die Bedeutung dieses SC. und seinen Unterschied vom SC. Trebellianum vgl. *Brencmann*, de Heuremat. Modestin. c. 11. *Bynkershoek*, Obs. VI, 21. *Meermann*, Thesaur. I. p. 541 sq.

Gajus (I, 31) erwähnt noch ein anderes unter denselben Consuln, Pegasus und Pusio, erlassenes Senatusconsult, durch das die von der Lex Aelia Sentia denjenigen Freigelassenen, die bei ihrer Freilassung noch nicht 30 Jahre alt waren und Latini wurden, bewilligte Wohlthat auch auf den ausgedehnt ward, welcher dieses Alter bei seiner Freilassung überschritten hätte, indem auch er auf dieselbe Weise das römische Bürgerrecht sollte er-

---

stand das ursprüngliche San oder Koph in einen schlangenähnlichen Schnörkel verdreht; doch wir gestehen, selbst bei Annahme der aufgestellten symbolischen Bedeutung des Zeichens, durch welches auch schon Tischbein an die Gorgo errinnert wird, erscheint uns die Art, wie es angebracht ist, weil es ebendieselbe ist, mit der man die edle Race irdischer Pferde bezeichnet, eine Geschmacklosigkeit zu sein, die mit der sonstigen edlen Haltung des Gemäldes wenig harmonirt.

84) *Athen.* XV. p. 666. Eubulus im Bellerophon: *Τίς ἂν λάβοιτο τοῦ σκέλους κάτωθε μοί, ἄνω γὰρ ὥςπερ κοττάβαιον αἴρομαι.* Das *κοττάβειον* gehört hier nämlich zu den *λύχνια ἀναγόμενα πάλιν τε συμπίπτοντα.* 85) Anth. Gr. T. III. p. 42. *Jacobs.* Der Rhetor Adrast sitzt auf einer geflügelten Ameise und sagt: *Ἵπτασο, τὸν σὸν ἔχεις, ὦ Πήγασε, Βελλεροφόντην.* 86) *C. Rutilius*, Itiner. I, 264. 87) Siehe das Verzeichniß dieser Namen bei *Montfaucon* T. III. p. 285. s. Anthol. Gr. T. IV. p. 207 u. 420. *Jacobs.* Das edle Viergespann auf den elyseischen Feldern bei *Auson.* Epitaph. 35. p. 211. 88) *Vaillant.* N. Imp. T. II. p. 370. *Eckhel* Vol. VII. p. 402. 89) *Silius Ital.* XIV, 576.

werben können, wenn er nämlich in der Ehe mit einer civis Romana oder Latina coloniaria einen Sohn zeugte, sobald dieser ein Jahr alt wäre.

Daß dem Consul Pegasus das Hauptverdienst bei diesen Senatsschlüssen zukam, er mit seiner Rechtskenntniß ihre Abfassung veranlaßt habe, ist wol unstreitig; denn für seine juristische Gelehrsamkeit spricht, abgesehen von dem, was wir aus Pomponius und dem Scholiasten Juvenal's bereits mitgetheilt haben, auch der Umstand, daß der jüngere Plinius (Epist. VII, 24) eine Schola Pegasiana neben der Cassiana nennt, obgleich die Juristen sich nicht der Bezeichnung der Pegasianer, sondern nur der Proculeianer bedienen; daher Gajus, der ein Cassianer war (III, 64), eine Meinung des Pegasus über die Beerbung der Latini für „offenbar falsch" erklärt. Wie vielseitig seine schriftstellerische Thätigkeit gewesen sein muß, von der gleichwol nichts in die Pandekten übergegangen ist, beweist der aus dem Schol. Juven. erwähnte Ausdruck jus Pegasianum, der wol nur von einer von ihm veranstalteten Rechtssammlung zu verstehen ist. Um desto bedauernswerther ist die Rolle, die der Mann unter Domitian spielen mußte und uns Juvenal an einer allerdings carrikirten Geschichte errathen läßt. Eine ungemein große Meerbütte wird im adriatischen Meere gefangen und dem Kaiser gebracht; ob sie nun ganz oder in Stücken geschnitten aufgesetzt, und wenn das Erstere beliebt würde, da keine Schüssel groß genug schien sie aufzunehmen, wie dem Übelstand abgeholfen werden könne, darüber soll der geheime Rath des Fürsten entscheiden; es wird eine Sitzung des geheimen Raths berufen; Pegasus ist einer der ersten, der eiligst herzugelaufen kommt, er hat sich nur eben Zeit genommen, um seinen Philosophenmantel zusammenzuraffen (denn auch er, wie die meisten damaligen Juristen, bekennen sich zu den Grundsätzen der Stoa), und nun muß dieser treffliche, dieser unsträfliche Ausleger der Gesetze (optimus atque interpres legum sanctissimus), der schon die ihm als Stadtpräfect obliegende Gerichtsbarkeit in jenen harten Zeiten so matt und gelinde auszuüben genöthigt war, daß die vornehmen Schurken durchkommen konnten (omnia quamquam temporibus divis tractanda putabat inermi justitia), gar einen Rathgeber in so frivoler Angelegenheit abgeben. Man vergl. über Pegasus: *Menag.*, Amoen. jur. civ. c. 17. *Joh. Strauchius*, Vitt. veter. ICtor. p. 409. *Pagenstecher*, Orat. de Pegas. ICtor. (Herborn. 1727. 4.; hinter dem 3. Theil seines Pandektencommentars). *Mascov.*, De sectis Sabinianor. et Proculianor. (Lips. 1728.) p. 67 sq. *Jacob. Hasaeus*, De Berytensi ICtorum Academia c. IV. §. 6 sq. *Brencmann*, Append. Fastor. Almeloveen. p. 608. (*H.*)

PEGASUS, ein nördliches Sternbild, das außer vorstehendem Namen auch die Namen „das größere Pferd," „das zweite Pferd" (zum Unterschiede von dem dicht bei ihm stehenden Sternbilde des kleinen oder ersten Pferdes oder Füllens) und bei den ältesten griechischen und lateinischen Astronomen schlechtweg den Namen „das Pferd" führt, zu welcher Benennung die ziemlich natürlich das Vordertheil eines Pferdes darstellende Lage der vier größern zu demselben gehörenden Sterne Veranlassung gegeben haben mag. Erst spätere mythologische Deutung führte den Namen Pegasus ein, der sich beim Aratus noch nicht findet, wo blos (v. 216 sq.) bemerkt wird, es sei dies, nach der gewöhnlichen Vorstellung, das Pferd, welches durch seinen Hufschlag auf dem Helikon die Hippokrene hervorgebracht habe. Eratosthenes sagt (c. 18): „Einige meinen, das Pferd sei der Pegasus, der nach Bellerophon's Sturz zu den Sternen aufflog. Dies kann aber nicht sein, da es keine Flügel hat." Jetzt wird auf den Himmelsgloben und Karten dies Pferd wirklich mit Flügeln abgebildet, welche also später zugesetzt sein müssen. Beim Germanicus (v. 221 und 282) findet sich schon der Name Pegasus. Dies Sternbild umfaßt, wie gesagt, nur das Vordertheil eines Pferdes, bis zum Nabel, wo der dort befindliche Stern auch als am Kopfe der Andromeda stehend angesehen und daher von den arabischen Astronomen bald سرة الفرس, Surra el-feres, Nabel des Pferdes, bald راس المرة المسلسلة, Râs el-mara' el-musalsela, Kopf der angeketteten Frau (d. i. der Andromeda) genannt wird. Mit diesem Sterne zweiter Größe bilden drei andere derselben Größe, deren einer am Rücken oder Flügel, der andere am Vorderbug, der dritte am linken Vorderbein des Pferdes steht, ziemlich genau ein Quadrat, und werden jetzt Algenib, Markab und Scheat genannt. Von den kleineren Sternen dieser Constellation mag hier nur noch der am Maule des Pferdes stehende, jetzt gewöhnlich Enif genannte, Stern dritter Größe erwähnt werden. Die Erklärung dieser Namen s. in Fr. Wilh. Vict. Lach, Anleitung zur Kenntniß der Sternnamen u. s. w. (Leipzig 1796) S. 55 fg. und Ludw. Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen (Berlin 1809) S. 113 fg. (*Gartz.*)

PEGASUS, Fischgattung aus der Familie der Lophobranchiati (s. d. Art.), welche schon Linné aufstellte und die von den neueren Zoologen ungeändert geblieben ist. Sie hat, gleich den übrigen Lophobranchiaten, einen verlängerten, schnabelförmigen Kopf, dessen Mundöffnung aber nicht, wie bei jenen, am Vorderende des Schnabels liegt, sondern hinten, da wo er vom Kopfe ausgeht. Dieselbe ist klein, und kann ein wenig hervorgestreckt werden, sodaß sie in Lage und Form dem Störmaule gleicht, aber aus den Kieferknochen ganz wie gewöhnlich besteht. Der Rumpf bildet einen hohen, mit Schilden gepanzerten Körper, an dem hinten ein kurzer, gleichfalls gepanzerter, eckiger Schwanz sitzt. Die Seitentheile des Rumpfes gleich hinter dem Kopf nehmen zwei große flügelförmige Brustflossen ein, aber von den Bauchflossen finden sich nur Spuren unter der Form kleiner Lappen am Hinterende des Rumpfes in der Nähe des Afters. Hinter diesem sitzt eine Flosse, und ihr gegenüber eine einfache Rückenflosse; auch der Schwanz hat eine Endflosse. Die Arten, deren man mehre unterschieden hat, sind klein, höchstens drei Zoll lang und bewohnen die indischen Ge-

wässer. Cuvier führt vier Species auf, unter denen P. draco *Linn.* die gemeinste ist. Bloch hat sie auf Taf. 209 seiner „ausländischen Fische," sowie den Peg. natans auf Taf. 121 abgebildet. (*Burmeister.*)

PEGAU, Amt und Stadt im Königreiche Sachsen, leipziger Kreisdirectionsbezirks. 1) Das Amt Pegau ist das westlichste des genannten Bezirks, und grenzt im Norden und Nordosten an das Amt Leipzig, im Osten an das Amt Borna, im Südosten an das Altenburgische, im Übrigen an das Preußische. Es enthält auf 2,038 □Meilen 17,000 Einw., was auf die □Meile eine Bevölkerung von 8300 Seelen, oder, nach Abzug von 7500 als der Gesammtbevölkerung der drei Städte, von 5200 ergibt, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in einem Lande, wo nicht Fabrikthätigkeit, sondern Ackerbau den eigentlichen Nahrungszweig der Bewohner bildet, in Erstaunen setzt. Sie wird aber erklärlich durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und seit alten Zeiten ausgezeichnete Cultur des Bodens. Das Land ist eine nur durch ganz unbedeutende Erhöhungen unterbrochene, gegen Südosten fast unmerklich ansteigende Ebene von 380—560 F. Erhebung über dem Meere. Es wird von der vielverzweigten weißen Elster, der Schnauder (rechts in die Elster), der Schwennigke (links in die Schnauder) und im äußersten Nordosten von der Pleiße bewässert. Die neben denselben liegenden, ganz flachen und wiesenreichen Ufergegenden, wovon nur das etwas steilere rechte Ufer der Schnauder eine Ausnahme macht, bilden einen Theil der sogenannten Aue, welche sich neben dem ganzen Laufe der Elster bis zu ihrer Einmündung in die Saale erstreckt. Diese zerfällt im Amte Pegau in die pegauer, Rosen-, goldene, wiederauische, imnitzer und zwenkauer Aue. Sie enthält auch viele Holzungen, aber mehr niedriges Gebüsch als eigentlichen Wald, sodaß im Amte Holzmangel herrscht, dem theils durch Zuflößungen auf der Elster, an der sich zu dem Zwecke drei Flößholzplätze befinden, theils durch das Torflager bei Großprießligk und das Braunkohlenlager in der löbnitzer Gegend abgeholfen wird. Sonst wird aus dem Mineralreiche noch gute Thonerde gewonnen. Der wichtigste Nahrungszweig ist der Acker- und Gartenbau, der außer den gewöhnlichen Getreidearten (darunter Korn, Gerste und Hafer weit mehr als Weizen) auch viel Rübsen und Raps, Hirse, Chamillen, Kümmel, Fenchel, Scharte, Gurken und Zwiebeln liefert. So dicht die Bevölkerung ist, so gibt dieses Amt doch noch viel Getreide an den erzgebirgischen Kreis ab, von wo aus die pegauer Kornmärkte fleißig besucht werden. Die Viehzucht ist weit unbedeutender, und Pferdezucht findet fast gar nicht statt. Der Verkauf des Heues ist einträglicher, als der eigne Verbrauch. Am wichtigsten ist noch, auf den Rittergütern, die Schafzucht. An Gewerbthätigkeit ist Bier- und Essigbrauerei, Branntweinbrennerei und die Verfertigung von Schuhwaaren, wollenen Zeuchen und Stärke zu bemerken. Das Amt enthält drei Städte (Pegau, Groitzsch und Zwenkau) 28 Rittergüter und 60 Dörfer, von denen 14⅔ dem Amte, die übrigen den Rittergütern unterliegen. Es steht mit den Ämtern Leipzig und Borna zusammen unter einem Amtshauptmann, der zu Rötha residirt. Diese drei Ämter bilden auch einen Wahlbezirk zur Wahl eines städtischen Deputirten (die Stadt Leipzig ist für sich allein ein eigner Wahlbezirk), welche in der Stadt Pegau geschieht. Für den Bauernstand bilden die Dörfer des Amtes Pegau mit dem Amte Borna zusammen einen Wahlbezirk.

Das Land gehörte Anfangs zu der Grafschaft Groitzsch, deren Haupttheil es bildete, und kam im 13. Jahrh. als eröffnetes Lehen an die Markgrafschaft Meißen. Im J. 1662 kaufte es der Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz dem Kurhause ab, an welches es aber 1718, nach dem Tode des Sohnes des Erstern, zurückfiel. Im J. 1815 wurden acht Dörfer an Preußen abgetreten.

Die Ephorie Pegau, größer als das Amt P., umfaßt 4 Städte, 22 Landpfarreien, 7 Filiale, 26 Geistliche, 35 Schullehrer und 8 Kirchenbediente.

2) Die Stadt P., Hauptstadt des gleichnamigen Amtes, liegt drei Meilen südlich von Leipzig, auf der Straße nach Zeitz, mitten in der goldenen Aue (s. oben), am linken Ufer der weißen Elster und an dem aus derselben abgeleiteten drei Meilen langen Mühlgraben, unweit der preußischen Grenze. Gegen Überschwemmungen sind Dämme angelegt, die aber die Gefahr nicht ganz beseitigen. Pegau ist Garnisonsstadt eines Reitergeschwaders und der Sitz eines Justizamtes, eines Rentamtes, eines Steueramtes (unter dem Hauptsteueramte Leipzig), eines Postamtes, eines königlichen Floßmeisters, eines Landrichters und eines Superintendenten, unter welchem die oben angegebene Ephorie steht. Bis zum Zollvereine hatte es auch eine Hauptgeleits- und Grenzzolleinnahme. Es hat ferner einen selbständigen Rath, der außer einigen andern liegenden Gründen besonders das ½ Stunde ostwärts gelegene kleine Rittergut und Dorf Großwischstauden an der Schnauder besitzt. Die Zahl der Häuser ist 416, der Einwohner 3500. Letztere leben außer von Acker- und Gemüsebau und Viehzucht auch von verschiedenen Gewerben, als: Gärberei, Fabrikation von Essig, Stärke und Branntwein, Spinnerei und Weberei und besonders Verfertigung von Schuhwaaren, mit welchen sie weit und breit Märkte beziehen. Namentlich gehen die hier und in Groitzsch verfertigten Babuschen oder Schuhpantoffeln selbst nach dem Oriente. Die hiesige Schuhmacherinnung hat ihre Bestätigung schon aus dem Jahre 1387. Der Ort hat wöchentliche Korn-, sowie drei Jahr-, zwei Roß- und drei Viehmärkte. Unter den Gebäuden ist zu bemerken das Rathhaus, ein altes Gebäude mit einem 150 Fuß hohen Thurme, auf dem Markte, und die Anfangs dem heil. Otto, im 13. Jahrh. aber dem heiligen Laurentius gewidmete Hauptkirche, ein Gebäude in gothischem Styl mit drei Thürmen, in den Jahren 1091 bis 1095 vom Markgrafen Wiprecht, gleichzeitig mit der Abtei (wovon unten) aufgeführt. Man sieht darin das in Stein gehauene Bildniß ihres Erbauers und u. a. auch das Grab des 1813 bei Lützen gefallenen Prinzen Karl von Hessen-Homburg. Ferner die nur kleine Johanniskirche vor dem Oberthore, am Kirchhofe, und das Hospital. Kirchen gibt es außerdem nicht, dagegen befand sich hier früher ein nicht unberühmtes Klo-

ster, wovon noch Reste im Amthause übrig sind. Es wurde von dem Erbauer der Laurentiuskirche gegründet, der heiligen Dreifaltigkeit und dem Apostel Jacobus gewidmet und 1096, nachdem es mit Benedictinern aus Schwarzach im Würzburgschen besetzt war, eingeweiht. Im J. 1106 erlangte es auf Bitten des Stifters (der 1124 daselbst als Mönch starb) die Exemtion von der Jurisdiction des Hochstiftes Naumburg, später wurde es in eine Abtei verwandelt, die sehr reich und mächtig wurde, im 12. Jahrh. schon Bracteaten münzen ließ, und außer vielen Dörfern auch den pegauer Zoll, die Elsterbrücke u. a. erwarb. Im J. 1307 verlor sie aber ihre Vorrechte, als Markgraf Diezmann in seinem Kriege mit Kaiser Albrecht I. die rebellische Stadt züchtigte. Im J. 1539 endlich wurde sie unter ihrem 27. Abte aufgehoben. Die wichtige Bibliothek schenkte Herzog Moritz der leipziger Universität, die Güter verkaufte er 1543 an den hiesigen Rath, der sie aber im 30jährigen Kriege meist veräußern mußte. Endlich ist zu bemerken, daß Pegau der Geburtsort des freiberger Annalisten Moller (1598—1660) und des mainzer Naturforschers Büchner ist. Die 1677 ausgebrochene Heilquelle ist bald wieder eingegangen.

Die Stadt Pegau ist sehr alt, und wird unter dem Namen Bigawe, Bigavia, Pygavia und Pigavia, lateinisch Pegavia (der Name ist wendischen Ursprungs und heißt Gottesort) seit dem 11. Jahrh. erwähnt, 1090, bei Gelegenheit der Stiftung des Klosters, noch als Dorf; 1096 erhielt es Stadtrechte. Die Gerichtsbarkeit über die Stadt übte bis 1307 die Abtei. Außer in dem erwähnten Kriege zwischen Diezmann und Albrecht litt der Ort besonders im 30jährigen Kriege, und wurde namentlich 1643 von Torstensohn belagert. Schon war ein Theil der Stadt eingeäschert, als ihre Einnahme durch einen vom Superintendenten Lange, einem Universitätsfreunde des schwedischen Generals, veranstalteten ähnlichen Aufzug, wie der, welcher Naumburg im Hussitenkriege rettete, abgewandt wurde. Im J. 1670 und 1688 fanden große Brände statt. Von dem Übergehen des Besitzes von der Kurlinie an die Linie Sachsen-Zeitz und wieder an jene zurück, ist schon oben beim Amte gesprochen.

Zur Geschichte der Stadt und des Klosters gibt es: 1) Historia de vita et rebus gestis Viperti (Frkf. 1580 Fol.); es steht auch in *Hoffmann*, Script. rerum Lusaticarum, 1. Bd. 2) Chronici Pegaviensis (d. h. des vorigen Buches) Collationes et Continuationes usque ad annum MCCXXXVI., in *Menckenii* Script. rer. german. III. p. 130—156. 3) Libellus de fundatione Monast. Bigav. (s. Chronic. mont. Ser. etc. edidit *Maderus* p. 241). 4) Calendar. Pegav., besonders wichtig wegen der Familie Wiprecht's; in *Mencken* II. p. 117—156. 5) *Moller*, De monumentis et antiquitatibus Pegav. (Freiberg 1659. 4.). 6) Historie des Grafen Wiprecht und des von ihm gestifteten Klosters zu Pegau. Aus Urkunden von Chr. Schöttgen (Regensb. 1749). (*A. Keber.*)

PEGEL (der), heißt ein, besonders an Schleußen, Brücken, Mühlen, Fährstellen und andern wichtigen Punkten der Ströme und Flüsse angelegtes Wassermaß. Es dient, um zu allen Zeiten den Wasserstand auf das genaueste beobachten und vergleichen zu können, bestehet aus einem senkrechten in mehr oder minder kleine Theile gleichmäßig eingetheilten Maße, das zunächst mit seinem untern Ende den niedrigsten und mit seinem obern den höchsten Wasserstand anzeigt, und wird gewöhnlich an den Schleußenwänden, Brückenpfeilern und Jochen oder sonst an möglichst unverrückbaren Gegenständen in möglichst dauerhafter Art angebracht. (*Stapel.*)

PEGELIUS (Magnus), ein Gelehrter aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., geb. 1547, gestorben etwa 1610, der Anfangs in seiner Vaterstadt Rostock, nachher in Helmstedt als Professor der Mathematik und Physik angestellt war. Er kam auf mancherlei interessante physikalische Entdeckungen, für die es ihm nur nicht gelingen wollte, die Theilnahme seiner Zeitgenossen zu gewinnen, auch auf die Idee des Luftballons soll er gekommen sein. Alle seine Entdeckungen legte er größtentheils in einem jetzt äußerst seltenen Werke nieder, das unter dem Titel Thesaurus rerum selectarum magnarum, dignarum, utilium, suavium, pro generis humani salute oblatus 1604 in Quart ohne Benennung des Orts erschien und von Morhof im Polyhistor und von Pasch in der Vorrede zu seinen Inventa nova antiqua rühmend erwähnt wird. (*H.*)

Pegeln, so viel als Peilen, s. Peilcompass.

PEGELRECHT, die gesetzlichen Bestimmungen über die Höhe, bis zu welcher das Wasser bei einer Mühle getrieben werden dürfte, die Deiche zu unterhalten wären; s. Damm, Deichrecht, Mühlenrecht. (*H.*)

Pegewend oder Pejewend, s. Bitschwinda.

PEGIA, eine von Colebrooke (Transact. of the Linn. Soc. 15. p. 364) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen versehen, stehenbleibend, fünftheilig; fünf offenstehende Corollenblättchen; die abwechselnd kürzeren und längeren, pfriemenförmigen Staubfäden sind auf einem unterhalb des Fruchtknotens befindlichen, drüsig-fleischigen Ringe eingefügt: die Antheren rundlich, zweilappig; der Griffel kurz, kegelförmig, mit einfacher Narbe; die Beere kugelig, einsamig. Die einzige Art, P. nitida *Colebr.* (l. c.) wächst in der hinterindischen Provinz Silhet, wo sie von den Eingeborenen Pegi genannt wird. Es ist ein Strauch mit abwechselnden, gestielten, unpaar-gefiederten, fünf- bis siebenpaarigen Blättern, ungleichen, herzförmigen, langzugespitzten, gesägten Blättchen, achsel- und gipfelständigen Blüthenrispen, zahlreichen, kleinen, blaßgrünen, wohlriechenden Blumen und schwarzen Beeren von der Größe der Johannisbeeren. (*A. Sprengel.*)

Pegmatit, s. Granit.

PEGNA oder de la Peigne (Hyacinthe), geb. zu Brüssel gegen 1700, ein berühmter Schlachtenmaler, wird zuweilen, weil er sich längere Zeit in Turin aufhielt, der italienischen, oft auch der französischen Schule zugezählt, zumal das französische Costüm, was Pegna dem damali-

gen Kunstgeschmack gemäß wählte, macht, daß seine höchst lebendigen und geistreichen Compositionen neben Cortese's (Bourguignon's) Werken verglichen, weniger ansprechen.

Pegna verstand in seinen Schlachtgemälden die Situationen der Krieger höchst lebendig und wahr darzustellen; er wählte nicht gewöhnliche Attaquen, sondern mehr größere Handlungen des Kriegs, wo seine Fülle der Ideen sich in weiten Räumen ausbreiten konnte und doch einzelne Vorgänge sich heraussheben, welche sich mit dem Ganzen großartig verbinden. Sein Colorit war kräftig, zuweilen etwas hart, seine Gemälde von sehr großer Wirkung; breite Massen von Licht und ebenso die kräftigsten Schatten bildeten sich in ihren Übergängen zum großartigen Ganzen.

Pegna's Stellung als Militair (er war Officier des Geniecorps und hatte den Campagnen in Piemont beigewohnt), gab ihm Gelegenheit zu einer sichern und praktischen Auffassung für bildliche Darstellungen des Kriegswesens zu gelangen, insbesondere wirklich historischer Ereignisse, die doch den Inhalt in den meisten Bildern Pegna's ausmachen.

Außer der Malerei verstand der Künstler auch trefflich mit der Nadel umzugehen, wodurch er den Kupferstichfreunden vorzüglich gut radirte Blätter hinterließ, die jetzt sehr selten sind und zuweilen mit sehr hohen Preisen bezahlt werden. In dem ersten Theil des gräflich Sternberg'schen Kupferstichkatalogs *) sind unter Nr. 7095—7100 vier Blätter, als von ihm selbst radirt, angegeben und drei Blatt nach ihm. Das erste Blatt in f. gr. r. qu. Fol. enthält den großen Angriff auf die Bergfestung Colle dell' Assietta durch die französischen Truppen 1754; ein schönes und treffliches Hauptblatt. Das zweite Blatt ist eine Schlachtscene, wo im Vorgrund eine demontirte Kanone; das Blatt bezeichnet 1751 qu. Fol. Ein anderes Blatt ist ein Gefecht zwischen Reiterei und Fußvolk, bezeichnet: la Pegna pinx. et fecit 1751, und ein viertes daselbst, enthält die Nachzügler eines Armeecorps, ist ebenso bezeichnet und in Fol. Die letztgenannten drei Blätter wurden, jedes einzeln mit 30 Conventionsthalern bezahlt. Jene genannten radirten Blätter sind durchgehend mit einer breiten Nadel gearbeitet, kräftig geätzt und zeigen von der Genialität des Meisters. (*Frenzel.*)

PEGNITZ. 1) Fluß im bairischen Obermain- und Rezatkreise, in der Nähe von Lindenhardt des bairischen Landgerichts Pegnitz, aus zwei Quellen, dem Foren- oder Forellenbrunnen und dem heil. Brunnen, entstehend, wird anfänglich Fichtenohe, bei Buchau aber Pegnitz genannt. Bei dem Städtchen Pegnitz wird derselbe durch eine Berghöhle verschlungen; kommt dann aus drei Felsenöffnungen gleichsam neu wieder hervor, und eilt im schnellen Laufe über Sandboden, und bei Fürth in die Rednitz, wo der vergrößerte Fluß Regnitz genannt wird.

2) P., Städtchen an der Pegnitz und im bairischen Landgerichte gleichen Namens, an der Straße von Nürnberg nach Baireuth, drei Stunden von Creussen, mit 124 Häusern, einer Posterpedition, dem Sitze des königl. Rentamtes gleiches Namens, einem Magistrate, acht Jahrmärkten, einem protestantischen Pfarramte, drei Mühlen und 786 Einwohnern, welche meistens Handwerke (hauptsächlich Gärbereien), Ackerbau und Handel treiben. Dieser Ort war in den ältesten Zeiten ein Meierhof der teutschen Könige, und litt im J. 1744 durch Brand. — Das Landgericht und Rentamt Pegnitz liegt im Umfange des bairischen Obermainkreises, und enthält einen Flächenraum von 7 □ Meilen mit 12,000 Einw. (*Eisenmann.*)

PEGNITZ-ORDEN. Nachdem im J. 1617, grade hundert Jahre nach Luther's erstem kräftigen Auftreten, die fruchtbringende Gesellschaft zur Bewahrung teutscher Sitte und Reinerhaltung teutscher Sprache zusammengetreten war und bald eine große Menge nicht blos fürstlicher und adeliger, sondern auch gelehrter Mitglieder zählte, die sich besonders über Nordteutschland, über Sachsen und Schlesien verbreiteten, fand das Beispiel an mehren Orten Nachahmer und von den Mitgliedern des Palmenordens selbst gingen neue Gesellschaften aus, die, wenn auch in äußern Formen und Einrichtungen verschieden, gleiche Tendenzen hatten und dieselben mit nicht geringerem Eifer verfolgten. Zu diesen Colonien gehört auch der Pegnitzorden in Nürnberg, dessen Name in den ersten Jahren seines Bestehens häufig gewechselt hat. Bald hieß er der pegnesische Blumenorden von seinem Sinnbilde, bald der pegnesische Schäferorden, bald die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der Blumenhirten, bald der löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz (was auf der Jubelschrift des Jahres 1744 als officieller Titel erscheint), bald der gekrönte Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, theils in Beziehung auf den der Gesellschaft gewidmeten Kranz, theils weil viele Mitglieder der Gesellschaft wirklich kaiserliche gekrönte Poeten waren.

Die Entstehung des Ordens erzählt der Pseudonymus Amarantes oder vielmehr sein Gewährsmann Siegmund von Birken in ganz poetischer Form also: Georg Philipp Harsdörffer und Johann Clajus, beide in Nürnberg, hatten es übernommen bei der Hochzeitsfeier eines doppelten Brautpaares im J. 1644 ein Hochzeitgedicht zu verfertigen; dem Sieger war zum Lohn und Preis ein Blumenkranz verheißen. Die Sache wurde mit großem Eifer betrieben und so entspann sich unter den beiden Freunden der Gedanke eines poetischen Wettstreites nach Art der Wettgesänge in den Idyllen der Alten und ihrer Nachahmer. Die beiden Wettkämpfer lasen ihre Verse abwechselnd vor und die Zuhörer, wie sie selbst, geriethen in ein so großes Entzücken, daß das entscheidende Urtheil sehr schwierig wurde. Clajus wollte dem dichtenden Freunde weichen, Harsdörffer der Belohnung nicht würdiger erscheinen, als sein Gegner, da zerschnitt dieser den Faden, welcher den Kranz zusammenhielt, foderte seinen Freund auf, sich eine Blume aus dem Kranze zu wählen, und als dieser ein wenig Klee, Harsdörffer selbst eine Maiblume genommen hatte, flocht dieser den Kranz wieder zusammen, hängte ihn an einen Baum und sprach:

*) Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen Sr. Erc. des Grafen Franz von Sternberg rc. 1. Band, die ital. Schule enthaltend, und verfaßt von Frenzel (Dresden 1836).

Die Blumen sollen das Merkmal unserer Hirtengesellschaft sein, welche forthin die Gesellschaft der Blumenhirten heißen mag. Die ganze Erzählung trägt zu offen den Charakter des Gemachten, Verabredeten, als daß man einer so zufälligen Entstehung Glauben beizumessen sich genöthigt fühlen könnte; es ist eine förmliche Einweihung, keine Begründung. Vorbild der Vereinigung ist der Palmenorden gewesen, zu dessen Mitgliedern Harsdörffer gehörte; auch die aus dem Bürgerstande hervorgegangenen Akademien in den italienischen Städten können ihm nicht fremd gewesen sein und erst im vorhergegangenen Jahre hatte Philipp von Zesen in Hamburg die teutschgesinnte Genossenschaft gestiftet, deren Einrichtungen mit dem nürnberger Vereine in vielen Stücken übereinstimmen. Ja es mag selbst die Erinnerung an den alten Ruhm und Glanz der Meistersängerschulen den Harsdörffer, der aus einem alten rathsfähigen Patriciergeschlechte in Nürnberg abstammte, und der in seiner Vaterstadt zu hohen weltlichen Ehren befördert wurde, bewogen haben, jenen Ruhm in Nürnberg zu erhalten und nur in neuer, dem Geschmacke seiner Zeit mehr angemessener Form das frühere Wesen wieder zu erwecken und neu zu beleben. Harsdörffer und Klaj waren also die ersten Mitglieder. „Wird sich aber," hatte der Erstere bei jener Einweihungsscene hinzugefügt, „nach der Zeit ein oder der andere Liebhaber der teutschen Sprache belieben lassen zu uns zu treten, der soll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach seinem Gefallen beschenkt und in unsere Gesellschaft unverzüglich aufgenommen werden, jedoch mit der Bedingung, daß er fortan unsrer Mutterzunge mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein, in Beförderung ihres Aufnehmens. Dieweil aber diese Blumen mit der Zeit verdorren, so will ich eine jede derselben, so viel deren dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein weißes Band sticken lassen, solcher Gestalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirtennamen dessen, der solche belieben wird, sehen soll." Aus dieser weitern Erzählung ergibt sich des Ordens ursprünglicher Zweck und erste Einrichtung. Jedes Mitglied, dessen Aufnahme-Urkunde von dem jedesmaligen Vorsteher vollzogen wurde, erhielt als Ordenszeichen ein weißes seidenes Band; auf dem einen Ende war die von dem Mitgliede gewählte Blume vollständig mit ihrer Wurzel naturgetreu gestickt, auf dem andern Ende der Hirtenname in grüner Seide. Denn wie in Königsberg und in dem Schwanenorden nahmen die Mitglieder Hirtennamen an und gleich die beiden Begründer nannten sich Strephon und Clajus. Ein Sinnbild durfte nach damaliger Sitte einem solchen Vereine nicht fehlen; Harsdörffer hatte als Emblem die Pansflöte genommen mit der Aufschrift: pares concordia reddit [1]), weil, wie die einzelnen Rohrpfeifen mit einander verbunden einen schönen Klang geben und eine angenehme Harmonie bilden, so auch die Mitglieder der Gesellschaft in ihrem Wirken nur das eine schöne Ziel, Veredelung der Muttersprache, im Auge haben sollten. Damit aber christliche Gemüther an dem heidnischen Emblem keinen Anstoß nehmen möchten, hatte 1680 Georg Wolfgang Carbach in einer zu Altdorf gehaltenen Rede de palmariis iisque hodie florentibus eruditorum virorum societatibus folgende Entschuldigung und Deutung ersonnen: Nec est, quod quis inde forsan dicam scribere auctori possit ac debeat, quasi paganorum ritu idolum introducere conatus esset, cum nomen hoc πᾶν ingens abscondat mysterium ac per id verus deus, qui omnia in omnibus intelligi possit [2]), die dem christlichen Sinne allerdings große Ehre macht, von dem Scharfsinne des Redners aber einen nicht eben glänzenden Beweis gibt. Als nach Harsdörffer's Tode Birken an die Spitze der Gesellschaft trat, wurde die Beischrift geändert in melos conspirant singuli in unum; und nach dem Tode des berühmten Geistlichen und Liederdichters Joh. Michael Dilherr, welcher grade am grünen Donnerstage des Jahres 1669 erfolgte, nahm Birken noch die Granadille oder Passionsblume als Emblem auf, mit der Beischrift: divini germen honoris, wodurch denn ein Sinnbild erlangt war, das sich für einen Blumenorden sicher mehr noch eignete als jene Panspfeife. Bei jenem Sinnbilde ist auch die Gesellschaft bis auf den heutigen Tag geblieben; sie hat im Siegel eine Passionsblume und die Umschrift ist: Sigillum societatis florigerae ad Pegnesum. Jenes weißseidene Band wurde bei den feierlichen Zusammenkünften von den Mitgliedern am linken Arme getragen; überdies ließen sich einzelne Mitglieder die beiden Embleme der Gesellschaft auf eine thalerförmige silberne Metallplatte prägen und dies Zeichen an der Mitte des Bandes befestigen.

Der ursprüngliche Zweck der Gesellschaft ging auf Bildung der Muttersprache durch zierliche, besonders Schäfergedichte; dichterisches Verdienst befähigte zur Aufnahme. Tribuuntur insignia haec, sagt Carbach in der schon vorher angezogenen Rede, non temere ulli nisi lauru poetica vel jam ornato vel digno. Ob nun gleich die Gesellschaft schon in den ersten vierzig Jahren ihres Bestehens in Preußen, Pommern, Dänemark Mitglieder erworben hatte, so blieb sie im Allgemeinen doch auf Nürnberg und das Gebiet dieser Reichsstadt beschränkt. Eine Reihe angesehener und ausgezeichneter Männer von hier oder Altdorf waren die Vorsteher, eingeborene Nürnberger bildeten den Kern und in manchen Familien pflanzte sich mit der Dichtung gleichsam kastenmäßig auch die Mitgliedschaft fort. So war, sagt Gervinus, Joh. L. Faber mit zwei Söhnen und einem Enkel von dichterischer Anlage, so auch Lochner gleichfalls mit zwei Söhnen und einem Enkel, die sämmtlich in den Orden aufgenommen waren; so begegnen uns mehre, Fürer, Negelein und andere in der Gesellschaft. Eine eigenthümliche Bestimmung derselben war die Zulassung des weiblichen Geschlechts zur Mitgliedschaft, die bei der damals in Teutschland mehrfach hervortretenden Protection weiblicher Talente nicht grade auffallend erscheinen kann. Eine Menge

1) Woher O. Schulz die Beischrift „Mit Nutzen erfreulich" hat, ist mir unbekannt.

2) Mit Beziehung auf Ephes. 1. Cap. V. 23.

der Schäfer zogen ihre Ehefrauen nach sich, auch sie wurden begeisterte Dichterinnen; die Ingolstetter, Limburger, Negelein, Omeis, Daniel Moller's, Dietelmeyer's, Lang's, Stockfleth's und anderer Gattinnen traten in den Orden, der eine nicht geringere Anzahl jungfräulicher Theilnehmerinnen zählte, unter diesen eine kaiserliche gekrönte Dichterin, Jungfer Kunigunda Scherbin, die bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin in den Verzeichnissen sich nachweisen lassen, jetzt aber, wie natürlich, nicht mehr aufgenommen werden. Die Gesetze des Ordens erhielten sich ursprünglich blos durch Tradition, bis sie Magnus Daniel Omeis 1704 in der gründlichen Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst (S. 50) abdrucken ließ. In dem Jahre 1716 ließ die Gesellschaft ihre Gesetze schriftlich abfassen unter dem Titel: „Wohlgemeinte Satzungen und Verordnungen, welche die sämmtlichen Glieder der löblichen Blumengesellschaft an der Pegnitz zu beobachten haben" und von dem Rathe der Stadt Nürnberg bestätigen. Sie sind vollständig abgedruckt in der Jubelschrift von Amarantes S. 52 fg. Im J. 1791 wurden die Gesetze von Neuem durchgesehen und 1796 unter dem Titel: „Verneuerte Gesetze des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg" herausgegeben; aber diese Statuten beziehen sich mehr auf die äußere Verfassung, auf Beamten, Sitzungen, deren vierteljährlich nur eine gehalten wird, und dergleichen. Auch neuerdings sollen die Statuten einer Revision unterworfen werden, jedoch fehlen mir darüber genauere Notizen. Die reine Gottesverehrung, die Pflege der Muttersprache, die Zier der Dichtkunst herrschte unter den Aufgaben vor; überdies unterstützten sich die Mitglieder durch gegenseitige Censur und Beurtheilung.

Wie aber bei allen solchen Vereinen Gedeihen und Blüthe von der Tüchtigkeit des Vorstehers, die Wirksamkeit der Mitglieder von des Hauptes aufmunterndem und anregendem Beispiel abhängt und seinem Muster die übrigen folgen, so haben auch bei dem pegnesischen Blumenorden die jedesmaligen Vorsteher einen bedeutenden Einfluß auf die Wirksamkeit der einzelnen Mitglieder ausgeübt und nach ihrem eigenen Charakter des Ordens Charakter ausgeprägt. Daher ist es nothwendig, der Vorsteher im Besondern zu gedenken. Der erste Vorsteher war der Begründer der Gesellschaft Georg Philipp Harsdörffer (geb. den 1. Nov. 1607, gest. den 22. Sept. 1658), reich an gelehrten Kenntnissen, durch mehrjährige Reisen in Frankreich, Italien, England und Holland gebildet, überhaupt ein fleißiger, wißbegieriger Mann, dem nur Tiefe und gründliche Gediegenheit abging. Er und Klaj machten das Schäfergedicht zum Mittelpunkte der Dichtung dieses Ordens, die Tenzone[3]) „Pegnesisches Schäfergedicht in den Berinorgischen (d. h. Noribergischen) Gefilden, angestimmt von Strephon und Clajus" 1644 verherrlicht gleichsam die Entstehung des Ordens. Die ganze Manier war schon durch Opitzens Hercynia veranlaßt, Rist und andere Dichter untergeordneten Ranges machten es nach, und selbst im Leben, bei Festen und Feierlichkeiten, war die Schäferei allgemein Mode geworden. Bei den Nürnbergern wurde es mehr eine Art prosaischer Erzählung mit eingestreuten Liedern, später mit förmlichen Eklogen in der Weise Theokrit's und Virgil's. Bei Harsdörffer hatte die Bekanntschaft mit italienischer und spanischer Poesie, namentlich mit Marino und Loredano, das Allegorisiren, das Spiel mit Sinnbildern, eine sinnreiche, witzige Zierlichkeit veranlaßt, die leider zu oft bis zur steifen Geziertheit ausartet. Das Emblematische ist auch charakteristische Eigenthümlichkeit der pegnesischen Schäfer, was nach allen Seiten hin ausgebildet wurde und selbst in den Formen sich aussprach. Sie haben Gedichte in der Form von Kränzen, Hirtenflöten, Rohrbrunnen, Wappen, Bäumen, ja der beiden Spitzen des Parnasses dargestellt und in ihren läppischen Spielereien eine so große Pedanterei gezeigt, daß die Lectüre ihrer Gedichte ganz ungenießbar wird. Unter seinem Präsidium wurden Christoph Arnold, Johann Rist, Schottelius und der als Arzt und Gelehrter gleich große Johann Georg Volkamer aufgenommen. In dem Präsidium des Ordens folgte auf Harsdörffer Siegmund von Birken, oder, wie er sich vor seiner Erhebung in den Adel nannte, Betulius, geboren zu Wildenstein bei Eger den 25. April 1626, gestorben den 12. Juni 1681, reich an bürgerlichen und poetischen Ehren, denn er war **poeta laureatus, comes palatinus**, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und der teutschgesinnten Genossenschaft, ja selbst venetianischer Akademiker in der Gesellschaft der Ricovrati. Er ist der Lohenstein der Pegnitzschäfer, befangen in der eitlen Sucht neu und überfein zu sein und daher willkürlich in seinen Wortbildungen und Redefügungen. Seinem Einflusse sind die Verherrlichungen bei dem großen Friedensfeste 1650 zu verdanken, die die Gesellschaft bei dem kaiserlichen Hofe in großes Ansehen brachten und seine „friederfreute Teutonia" (1652), sowie „Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Teutschland, ein Schauspiel" 1679, verschafften ihm mancherlei Auszeichnungen. Nie war der Orden, besonders in Rücksicht der Anzahl der Mitglieder, so blühend, als unter seiner Leitung. Sein Nachfolger war Martin Limburger, geboren 1639, 1662 in den Orden aufgenommen und von 1681—1692, seinem Todesjahre, dessen Vorsteher. Ihm, der Pfarrer zu Kraftshof bei Nürnberg war, verdankt die Gesellschaft den sogenannten Irrhain, von welchem Amarantes (S. 908) die ausführlichste Beschreibung gegeben hat. Die Mitglieder hatten sich nämlich manchmal an einem angenehmen, mit Bäumen besetzten Platze an der Pegnitz, nachher in einem nahe bei der Stadt gelegenen Garten versammelt; unter Limburger's Vorsitze wurde ihnen gestattet einen Theil des Waldes zwischen Kraftshof und Neudorf zu einem Irrhain einzurichten, um dort von dem lärmenden Geräusche der Stadt entfernt freundschaftliche Zusammenkünfte zu halten und den verewigten Freunden und Genossen Denkmäler zu errichten. Schon 1681 erhielten sie diese Concession, welche 1716 aufs Neue bestätigt wurde. Eine neue Stütze und zugleich der Repräsentant einer neuen Richtung des Or-

3) Sie ist im Anfange des ersten Theiles der Pegnesis abgedruckt.

dens wurde der vierte Vorsteher derselben, Magnus Daniel Omeis[4]), Professor der Philosophie zu Altdorf, 1646 zu Nürnberg geboren, 1667 in den Blumenorden aufgenommen, aber erst einige Jahre nach Limburger's Tode, nämlich 1697, zum Vorsteher gewählt, weil wol mehre Mitglieder gegen einen Präses, der nicht in Nürnberg selbst wohnte, sich sträuben mochten. Doch hat sein Eifer für das Wohl des Ordens seine Wahl vollkommen gerechtfertigt. In seiner Anleitung zur teutschen Reim- und Dichtkunst wird die Birken'sche Richtung in der Schäferpoesie scharf getadelt und förmlich erklärt, daß er zu Harsdörffer's ungezwungener Schreibart und prosaischer Construction zurückgekehrt sei. Schon vor seinem Präsidium hatte sich eine andere Seite der pegnesischen Dichterwirksamkeit geltend gemacht, die geistliche nämlich, deren würdigster Repräsentant Dilherr war, um den sich Johann Vogel, Saubert, Feuerlein, Löffelholz, Arnold und Andere gruppiren, die in dem hergebrachten Kirchenliederstyle schrieben; in gleicher Weise reihen sich an Omeis eine Anzahl geistlicher Dichter, wie die Deßler, Adolf Saubert, Joachim Negelein, Geiger, Gundling, Hirsch und viele andere, die Omeis bildete, krönte und in den Orden aufnahm. Aber Omeis selbst, zwar Altdorf's wahre Zierde, war eine prosaische Natur und das hat auf die folgende Gestaltung des Ordens einen wesentlichen Einfluß gehabt. Als er im J. 1708 starb, ward 1709 zum Oberhaupte gewählt Christoph Fürer VII. von Haimendorf, 1663 geboren, schon in seinem 17. Jahre als Dichter berühmt, 1680 als Lilidor I. in den Orden aufgenommen. Er war als Dichter und Staatsmann gleich achtungswerth, in diplomatischen Geschäften vielfach bewährt, als Ephorus eifrig sorgend für Kirche und Schule, durch seine „christliche Vesta" und „irdische Flora" (1768) in weitern Kreisen bekannt. Die hohe Stellung, welche er in seiner Vaterstadt einnahm, das vortreffliche Beispiel, welches er als eifriger Verehrer und Beschützer der Wissenschaft gab, erhöhte auch die Ehre des Ordens, dem er eine Anzahl sehr würdiger Mitglieder, wie Schwarz, Negelein, Herdegen, Muntz, seinen Sohn Anton Ulrich Fürer, Bezzel und viele Andere zuführte. Er starb im Jahre 1732. Sein Nachfolger ward Joachim Negelein, Prediger an der Hauptpfarrkirche zu St. Lorenz, 1675 geboren, 1713 als Florando in den Orden aufgenommen, 1727 zum Secretair und 1732 zum Präses desselben erwählt. Er war ein vielgereister und gelehrter Mann, dem die Freude ward, am 16. Oct. 1744 das 100jährige Jubelfest des Ordens zu feiern, bei welcher Gelegenheit nicht nur eine sinnreiche Medaille geprägt, sondern auch die nachher zu besprechende Geschichte des Ordens veröffentlicht wurde. Bei seinem Tode im Jahre 1749 fiel die Wahl zum Vorsteher auf Christian Gottlieb Schwarz[5]), den großen Polyhistor der altdorfischen Hochschule. Er war im J. 1675 zu Leisnig in Sachsen geboren, erhielt auf die Empfehlung von Thomasius 1709 die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, wurde 1710 unter dem Namen Melander in den Orden aufgenommen und 1749 zum Oberhaupte desselben ernannt. Die Richtung auf Poesie trat immer mehr zurück, allgemeinere Tendenzen der Pflege der teutschen Sprache oder der Wissenschaften überhaupt machten sich geltend. Schwarz starb als Professor der Geschichte im J. 1751; ihm folgte Anton Ulrich Fürer, ein Sohn des vorher genannten Christoph Fürer, 1713 geboren, 1728 als Lilidor II. in den Orden aufgenommen, 1765 als erster Assessor am nürnbergischen Stadt- und Ehegericht verstorben. Seine Bemühungen für das Beste des Ordens wurden durch Reichel's, eines Schülers von Mosheim, thätige Mitwirkung kräftig unterstützt. Nach Beider Tode vereinigten sich die Mitglieder einmüthig zur Wahl Johann Augustin Dietelmaier's, eines der verdienstvollsten Theologen Altdorf's, der im J. 1717 zu Nürnberg geboren, 1741 in den Orden aufgenommen und 1774 zum Oberhaupte ernannt wurde. Unter seinem Vorsitze wurden die Versammlungen der Mitglieder wieder erneuert, zu welchem Zwecke er selbst nach Nürnberg zu reisen und sie dort in seinem eignen Hause zu veranstalten pflegte. Die merkwürdige, welche er zu halten hatte, war diejenige, in welcher der Orden 1778 das hundertjährige Gedächtniß der Anlegung und Gründung des Irrhains feierte. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen und selbst auswärtige Gelehrte von Ruf, wie Rosenmüller und Harleß, rechneten sich's zur Ehre, der Gesellschaft beizutreten. Dietelmaier starb 1785; sein Nachfolger ward Johann Heinrich Hartlieb, durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichnet und endlich als Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche bei Sanct Sebald 1792 verstorben. Schon 1750 war er unter die Mitglieder des Ordens aufgenommen, um den er sich seit 1774, nach Reichel's Tode, als Secretair sehr verdient machte, sodaß er 1785 zum Vorsteher erwählt wurde. Vermehrte Amtsgeschäfte und seine geschwächten Geisteskräfte veranlaßten ihn 1788 diese Würde freiwillig niederzulegen. Ihm folgte Georg Wolfgang Panzer (geb. 1729, unter die Ordensmitglieder 1764 aufgenommen), 1788 als Vorsteher. Zu den nicht geringen literarischen Verdiensten dieses Mannes gehört auch die neue Belebung dieses Ordens, der immer mehr aufhörte sich auf das enge Gebiet von Nürnberg zu beschränken und durch Aufnahme auswärtiger Gelehrten sich selbst mehr ehrte, als die Ernannten, der immer weniger an den alten Satzungen haftete, und durch die Erweiterung auf allgemeine und vaterländische Geschichte, auf Literatur und Kunst überhaupt einzelne recht schätzbare Abhandlungen, z. B. von Waldau, von Siebenkees, hervorgerufen zu haben sich rühmen darf. Im J. 1794 beging der Orden sein 150jähriges Jubelfest am 15. Juli und zählte damals 55 Mitglieder, zu denen am Feste selbst noch drei einheimische und fünf auswärtige Gelehrte traten. Unter Panzer's umsichtiger Leitung sind auch die Gesetze und Statuten wesentlich und den Zeitbedürfnissen angemessen umgestaltet worden. Nach seinem Tode wurde

4) Sein Leben siehe in *Apini* Vitae professor. philosoph. acad. Altd. p. 260. 5) Sein Leben hat Amarantes sehr umständlich erzählt und zugleich ein 30 Seiten füllendes Verzeichniß seiner Schriften gegeben; Brucker's Bildersaal, das nürnbergische Gelehrtenlexikon, Harleß' Vitae philologor. geben Ergänzungen.

der Stadtpfarrer zu St. Ägidien, D. **Gotthold Emanuel Friedrich Seidel**, zum Vorsteher erwählt. Tendenz ist allerdings noch immer die teutsche Sprache und Dichtkunst zu heben, aber die Arbeiten, welche in den vierteljährlichen Versammlungen vorgelesen werden, sind theils Gedichte, theils Abhandlungen, welche in die allgemeinen oder schönen Wissenschaften oder auch in die Geschichtskunde einschlagen. Die Angelegenheiten des Ordens werden verwaltet von einem Präses, zwei Consulenten und einem Secretair, die Rechnung führen, die Ordensbibliothek und sein Archiv besorgen, Diplome und Sitzungsprotokolle ausfertigen. Die Mitglieder, welche jetzt keine Hirtennamen mehr führen, versammeln sich noch immer alljährlich mit ihren Schäferinnen in dem Irrhaine bei Krafftshof, wo, wie Platen sagt, der Pegnitz Blumenorden unter grünen Buchen tanzt. Druckschriften im Namen des Ordens erscheinen schon lange nicht mehr. Das letztgedruckte Verzeichniß von 1836 zählt 40 einheimische und 47 auswärtige Mitglieder auf, unter denen namhafte Gelehrte, wie Niethammer und Roth in München, Marheineke und Gabler in Berlin, sich befinden. Die Statuten werden jetzt umgearbeitet.

Als Quellen für die Geschichte dieses Ordens gelten 1) zwei Schriften des Professors Magn. Dan. Omeis, theils seine gründliche Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst (Altdorf 1704. 4.), wo die Statuten mitgetheilt sind, theils dessen Dissertationes de claris quibusdam in orbe litterato Noribergensibus (1708), welche literarhistorische und biographische Notizen über mehre Mitglieder enthalten. 2) Das Hauptwerk ist: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr, mit Kupfern geziert und verfasset von dem Mitgliede dieser Gesellschaft, Amarantes (Nürnberg 1744)." Der Verfasser dieser Nachricht war Johann Herdegen, ein würdiger Gelehrter, der 1750 als Prediger an der Kirche zum heiligen Geist im neuen Spital zu Nürnberg starb. Er schrieb sie zur ersten Säcularfeier des Ordens und schöpfte seine Nachrichten theils aus den im Ordensarchiv vorhandenen Briefen und Urkunden, theils aus den Schriften der ersten Vorsteher, namentlich Birken's. In Rücksicht auf die historischen Umstände ist das Werk von großer Wichtigkeit, aber es ist zu weitläufig gerathen und sich durch drei Alphabete durchzuarbeiten eine Höllenarbeit. 3) Über die neuere Geschichte gibt kurze, aber gewiß zuverlässige Nachricht die bei der Feier des 150jährigen Bestehens herausgegebene Denkschrift: Erneuertes Gedächtniß des vor 150 Jahren gestifteten pegnesischen Blumenordens in einer vor einer feierlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordensmitglieder gehaltenen Rede von dem Vorsteher des Ordens, Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald in Nürnberg (Nürnberg 1794. 40 S. in 4.)." Über die neueren Verhältnisse verdanke ich Herrn Professor Nägelsbach in Nürnberg einige sehr schätzbare Mittheilungen. Zu benutzen sind auch die zahlreichen Bände von Gedichten, welche am vollständigsten wol Herr von Meusebach in Berlin besitzt und welche er dem Hofrath W. Müller zur Bearbeitung des neunten Bandes der Bibliothek teutscher Dichter des 17. Jahrhunderts (1826) mit oft bewährter Liberalität mitgetheilt hat. Müller hat die Titel der gleichzeitigen Sammlungen auf S. XXII. sq. freilich nicht mit bibliographischer Genauigkeit verzeichnet. Hilfsmittel liefern die oratio de palmariis iisque hodie florentibus eruditorum virorum societatibus recitata a *Georg. Wolfg. Carbach* (Altdorfii 1680. 4. p. 6—8); außerdem **O. Schulz**, die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts (Berlin 1824) S. 34—44, ganz besonders aber die scharfe Darstellung von Gervinus in der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen, 3. Bd. S. 289 fg. Alle andern Geschichtschreiber der teutschen Nationalliteratur nützen für diesen Zweck sehr wenig. (*F. A. Eckstein.*)

PEGO (16° 46′ östl. L., 38° 59′ nördl. Br.), spanische Villa im Gouvernement Denia, Prov. Valencia, mit 5000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEGOLOTTI (Franz Balducci). Unter den Männern, welche die Geographie bereichert haben, nimmt Pegolotti, oder nach einer andern Schreibart Pegoletti, keine unbedeutende Stelle ein. Geboren in Florenz gegen das Ende des 13. oder am Anfange des 14. Jahrhunderts finden wir Pegoletti bereits 1335 auf Handelsreisen in Asien und wir verdanken ihm manche merkwürdige Belehrungen über den Gang und die Gegenstände des Verkehrs seiner Zeit. Orte, wie Torisi, Sandoddi, Condro, Fiume rosso, Piana di Falconieri, Locche, Scaracanti, Sotto l'arca noe, Alle tre Chiese, Calacresti, Aggia, Sermessa, Polorbech, Arzerone, Gavazera ulla montagna, Ligurti, Arzinga, Mughisar, Greboco, Dudriaga, Salvastro, Gavazera di casa Giacomi, Gadue, Gavazera dell Amiraglio, Casena Gandon, Colidara, Ajazzo u. s. w., welche jetzt nicht mehr existiren oder kaum zu errathen sind, waren ihm bekannt und den Handelsweg nach China hat er auf eine Weise beschrieben, daß über denselben gar kein Zweifel stattfinden kann [1]). Nicht weniger wichtig ist eine Notiz, welche Pegolotti in seinem Werke:

---

1) Er sagt in seinem Avisamento del viaggio del Gattajo per lo Cammino della Tana ad andare e tornare con mercatanzia über diesen Gegenstand Folgendes: Premieramente della Tana in Gintarchan sia 25 giornati di caro di buoi, e con caro di cavallo, pure da 10 in 12 giornate. Per cammino si trovano Moccoli (Moccoli cioe Tartari Scherari) assai cioe gente d' arme. E da Gintarchan in Sara sia una giornata per fiumana d' acqua e di Sara in Saracanco sia 8 giornate per una fiumana d' acqua e puote si andare per terra e per acqua, ma vassi per acqua per meno spesa della mercatanzia. E da Saracanco in sino in Organci sia 20 giornate, di carro di cammello. E chi va con mercancia, gli conviene che vada in Organci, perche la e spacciativa terra di mercatanzia. E d' Organci in Oltrarre sia da 35 in 40 giornate di cammello con carro. E chi si partisse di Saracanco e andassa dritto in Oltrarre, si va 50 giornate, e se egli non havesse mercatenzia, gli sarrebbe migliore via che d' andare in Organci. E di Oltrarre in Armalecco sia 45 giornate di Some d' Asino, e ogni die truovi Moccoli. E d' Armalecco in sino in Camexu sia 70 giornate, d' asino, e di Camexu in sino che vieni a una fiumana, che si chiama — sia 65 giornate di cavallo é dalla fiu-

Della Decima e delle altre gravezze (Lisboa e Lucca 1766), über das Einsalzen der Häringe mittheilt[2]). Vielfache andere, für die Geschichte des Handels und der Cultur nicht unwichtige Bemerkungen stehen in dem angeführten Werke Pegolotti's, von welchem sich unter dem Titel: „Divisamenti di prezzi e misure e usanze di varie parti del Mundo" eine Handschrift auf der Bibl. Riccardiana (p. IV. cod. chart. Fol. nò. 4) zu Florenz findet, und Matthias Christian Sprengel (Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen u. s. w.) hat das Verdienst, zuerst auf diesen Reisenden und Schriftsteller aufmerksam gemacht zu haben. (*Fischer.*)

PEGOLOTTIA (Pegolettia). Diese von Cassini (Dict. des sc. nat. 38. p. 230) zu Ehren des Florentiners Franz Balducci Pegolotti, welcher im 14. Jahrhundert eine Reise nach China machte, so benannte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Radiaten (Asteroideae Inuleae), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus zwei bis drei Reihen kurzer, linien-pfriemenförmiger Schuppen; der Fruchtboden ist flach, punktirt; die Corollen sind röhrig, fünfspaltig, fast rachenförmig; die Antheren an der Basis mit je zwei langen Schwänzen; das Achenium cylindrisch, gefurcht, kaum kantig, ungeschnäbelt; die Krone ist doppelt: die äußere besteht aus kurzen Spreublättchen, die innere aus längeren, bärtigen Haaren. Die sechs bekannten Arten sind afrikanische Kräuter oder kleine Sträucher mit abwechselnden, elliptischen oder linienförmigen, punktirten Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden, gelben Blüthenknöpfen. 1) P. senegalensis *Cass.* (l. c.), am Senegal, 2) P. oxyodus (oxyodonta) *Candolle* (Prodr. 5. p. 481), am Vorgebirge der guten Hoffnung, wie alle folgenden Arten. 3) P. acuminata *Cand.* (l. c.). 4) P. polygalaefolia *Lessing* (Syn. p. 200., Eupatorium retrofractum *Thunberg*. fl. cap. 628., Vernonia polygalaefolia *Lichtenstein* ms.). 5) P. baccharidifolia *Less.* (l. c., Pteronia dentata *Spr.?*). 6) P. tenella *Cand.* (l. c. p. 482). (*A. Sprengel.*)

PEGON, kleine Insel im Fluß Caya zwischen Portugal und dem spanischen Estremadura, liegt eine Meile von Badajoz und ist durch nichts merkwürdig, als durch die am 19. Jan. 1729 hier erfolgte Auswechselung der Prinzessinnen von Asturien und Brasilien. (*Fischer.*)

PEGU. 1) P., ehemals ein selbständiges, jetzt unter dem Namen Raminya oder Ramana[1]) den Birmanen unterworfenes Reich, welches nach Berghaus (Asien, 1. Lief. Nr. 8. S. 87) bei 1068 □ Meilen Flächenraum die Provinzen Moktama (Martaban), Han-Sawadi (Pegu), Pusian (Bassein), Mayaungmia (Myanaong) und Paunkkharavati umfaßt, wurde den Europäern schon früh durch Marco Polo und die Portugiesen bekannt. Nach dem Ayeen Akbery (Vol. II. p. 7) nannte man dies Land früher, um es von China zu unterscheiden, Cheen (Chien), Cim, Sym; Marco Polo kennt Pegu schon unter dem Namen Mien, welchen es noch jetzt bei den Chinesen führen soll, als ein zwischen China und Indien gelegenes, waldiges, wildes, doch Gold und Elephanten erzeugendes Land. Die Grenzen Pegu's sind im Allgemeinen (denn etwas Bestimmtes läßt sich nicht angeben, da dieses Reich, seit wir es kennen, und wie es sich weiter unten ergeben wird, die vielfachsten Veränderungen erlitten hat) nach Norden zu, wo es sich vielleicht bis Prome erstreckt hat, Ava oder das Birmanenreich, im Süden der indische Ocean, im Westen die Gebirge von Aracan und theilweise das ebengenannte Meer, im Osten aber das Reich der Siamesen. Gleich Ägypten ist Pegu ein Deltaland, dessen Haupttheil zwischen zwei Armen des Irawadi liegt, welche sich im Westen bei Basseim am Cap Negrais und der Diamantinsel, und im Osten bei Rangun mit dem Meere verbinden. Von diesen Hauptarmen zweigen sich jedoch wiederum sehr viele Nebenarme ab, sodaß sich an der etwa 20 Meilen langen Basis wol 20 Mündungen des Irawadi finden. Das ganze Land ist daher gleichsam mit einem Wassernetze überzogen, welches jedoch meistens nur mit Ruderkähnen befahren werden kann. Denn seit der Abtretung von Martaban an die Engländer steht Pegu und Birma nur durch die Häfen von Basseim und Rangun für größere, europäische Schiffe offen. Der zweite Theil des Landes mit der Hauptstadt Pegu und dem Peguflusse (Miup), welcher mit dem Setang fast parallel läuft und sich mit dem Syrian, einem Irawadiarme (welcher diesen Namen unterhalb Rangun erhält, während er oberhalb dieser Stadt den Namen des Dorfes Panlang führt) vereinigt, liegt zwischen dem östlichen

---

mana ne puoi andare in Cassai, da vendere gli sonmi del argento che avessi, peroche la e spacciativa terra di mercanzia, e di Cassai si va colla moneta, che si trae de Sonmi del argento venduti in Cassai che é moneta di Carta, che si appella la detta moneta babisci, che gli quattro di quella moneta vagliono uno sonmo d' argento per le contrade del Gattajo. E di Cassai a Gamalecco che e la maestra citta de paese del Gattajo si va 30 giornate.

2) Sie lautet 3. Th. S. 380 also: Aringhe insalate che si pigliano nel Mare Miano intra Inghilterra e Fiandria vogliono esser novelle della insalatura dell anno medesimo e vogliono esser grandi e con grossa schiena e la loro pelle de fuori colorita, rossetta e di buono odore, secondo odore d' aringhe.

1) „In politisch-administrativer Hinsicht," sagt Berghaus (Hinterindien S. 85), „zerfällt das Birmanenreich in Vicekönigreiche oder Provinzen, diese in Myos, Mius oder Gemeinden (Townships), diese endlich in Districte. Die Zahl der erstern ist veränderlich und ungewiß, die Eintheilung in Myos scheint die gebräuchlichste zu sein. Myo bedeutet wörtlich „befestigter Ort," aber es wird gebraucht, nicht allein um diesen auszudrücken, sondern auch Gemeinden und Provinzen; letztere bestehen aus mehren Gemeinden, deren jede ihren Namen von dem Hauptort führt, wo der Gouverneur residirt; so führen auch die Districte oder Unterabtheilungen der Gemeinden ihren Namen nach dem Hauptdorfe innerhalb ihrer Grenzen. Was hier von Birmanien gesagt ist, findet auch nach Symes auf Pegu seine Anwendung. In dem Pegureiche sollen die drei Provinzen Menzawati, Martaban und Basseim, jede 32 Myos enthalten, allein die Zahl ist sicherlich übertrieben, da in Basseim sich nur acht derselben finden. Nach der Zählung durch die Briten enthielten drei der letztern 240 Dörfer. Den Namen Raminya mit den angegebenen Provinzen hat Hough in einer Tabelle mitgetheilt, welche die Staaten enthält, über welche die Birmanen vor 40 Jahren herrschten, oder auf die sie Ansprüche machten.

Hauptarme des Irawadi und dem Setang, welcher ehemals die Grenze zwischen Pegu und Siam bildete. Die südlichen Küsten Pegu's sind äußerst flach, die Fluth tritt 18 bis 30 Fuß in das Land hinein. Auch das Innere des Landes ist eben und hügellos, dabei allmälig aufsteigend, und, wie dies nicht anders zu erwarten steht, voll Seen, Lachen und Sümpfe, doch im Ganzen, nach Symes und Crawfurd, nicht unfruchtbar [2]), obgleich schlecht angebaut. Fast fortwährend überschwemmt, oder doch Überschwemmungen ausgesetzt, ist das Einzige, was die vom birmanischen Joche gedrückten Einwohner dem Boden abzugewinnen suchen, Reis und etwas Zuckerrohr. Dagegen sind die drei Naturreiche mehr als hinlänglich ausgestattet. Man findet Elephanten mit kleinen Stoßzähnen, schwachen Gliedern und einem hohen Gestelle, Pferde, Gazellen, Büffel, Hirsche, Rehe, Hunde, Schweine und Tiger, welche letzteren jedoch als sehr feig beschrieben werden. Das Rhinoceros findet sich häufig, sowie wilde Hirsche (Chatts) und Eber. Die Flüsse liefern den Mongo (Polynemus risua), Cockup, welcher aus dem Meere weit in den Flüssen hinaufgeht, den Rohu (Cyprin. rohita), den Catla, Calcuttafische, Barben und Sable. Allein auch Krokodile und Alligatoren werden häufig, vorzüglich im Setangstrome, angetroffen, doch sollen sie von einer andern Art als die in Bengalen sein. Von Vögeln finden sich der Junglevogel, Fasane in großer Menge, der Pfau, die Gans, welche das Wappen von Pegu bildet, während der Pfau das Reichswappen von Ava ist, auch die meisten unserer Haus- und Waldvögel. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend und Wachs, Stichlack, Harzöl, Zimmerholz und Elfenbein gehören zu den Ausfuhrartikeln. Das Pflanzenreich liefert den für den Schiffbau so wichtigen Teakbaum, und die Eingebornen, welche kräftiger sind als die Bengalesen, gelten für gute Schiffszimmerleute [3]). Vorzüglich reich sind die Küsten mit Teakwäldern ausgestattet, doch findet man hier auch Rhizophoren mit der Sonneratia apetala und Heretiera fomes untermischt. Mehr in dem Innern des Landes ist eine hohe, schlanke Rohrart häufig; die Flußufer entlang sieht man Bananenpflanzungen und von Bäumen hauptsächlich die Acacia elata, Lagerströmia reginae, eine Art Butea und eine Bastardart des Teakbaums. In den Wäldern am Setangflusse findet man den Yendockbaum, welcher ein dem Mahagony ähnliches Holz liefert, den Moukkhou, der sich durch seinen harten Holzkern auszeichnet, den Gummi erzeugenden Ketchee, und andere Bäume, welche Peema, Jarool und Pengadoor genannt werden. Der letztere soll das härteste Zimmerholz liefern. Um Henzadah herum sah Symes auch Indigopflanzungen. Das Mineralreich liefert Gold und Goldsand, z. B. zu Shoegyen bei Pegu, Eisen, Zinn, Rubine, Diamanten und andere Edelsteine, z. B. blaue Sapphire, Erdöl, Salz, welches letztere besonders die Küstenbewohner gezwungen erzeugen. Das Klima in Pegu wird im Ganzen als gesund geschildert. In Rangun, wo die Regenzeit vom Anfang des Juni bis in die Mitte des October anhält, ist der Thermometerstand im November 12° — 24°, im März und April 18° bei Sonnenaufgang, 30° in den Mittagsstunden. Der schnelle Wechsel, welcher zwischen der Hitze des Tags und der Kälte der Nacht eintritt, afficirt die Eingebornen weniger, als die Fremden. Von den letzteren starb während des Feldzugs der Engländer der 10., von jenen aber nur der 20. Mann. Symes verlor nur einen Mann. Was die Einwohner anbetrifft, so bestehen sie 1) aus den eigentlichen und ursprünglichen Bewohnern von Pegu, welche sich selbst Mon, Moan, Mân nennen, dagegen von den Birmanen und Chinesen von Yünnan Talain, Taleing, Talien, von den Siamesen Ming-mon, Mong-ting-tschang-mai oder Mon kurzweg, endlich von den Karaen Lawv genannt werden. Woher der Name Pegu stamme, dies ist noch unentschieden. Einige leiten ihn von der Hauptstadt des Landes her, welche die Birmanen Pago nennen, — das Land selbst führt bei ihnen den Sanskritnamen Henzawuddi — Andere wollen ihn aus dem Chinesischen erklären, wo Pe-quo so viel als nördliche Provinz bedeutet. Bei Palmblad bilden die Peguer den fünften Stamm der monosyllabischen Sprachfamilien, zu welchen sie auch Adelung rechnet, welcher (Mithridates I. S. 83 fg.) Folgendes sagt: „Pegu ist weder von Reisenden noch von Missionairen unbesucht geblieben, allein dessen Sprache ist noch sehr unbekannt. Man weiß nur überhaupt, daß sie zu den einsylbigen gehört. Nach dem Percoto ist sie von der bomanischen (?) gänzlich verschieden, wenn man aber nach der folgenden Formel, das Einzige, was mir von ihr bekannt ist, urtheilen darf, so ist sie ein Dialekt der bo(bir)manischen. Schade, daß sie mit keiner Übersetzung begleitet ist und daß die meisten Wörter nicht nach der Eigenheit der Sprache einsylbig, sondern, nach der Sitte gebildeter Sprachen, mehrsylbig geschrieben sind. Wo die Vergleichung mit der vorigen mir den buchstäblichen Verstand errathen ließ, da habe ich die Sylben wenigstens durch Querstriche getheilt." Was Adelung hier blos vermuthungsweise aufstellt, dies ist in neuerer Zeit von Crawfurd mit Bestimmtheit ausgesprochen worden. Er sagt: „So verschieden auch die Peguer und Birmanen ursprünglich gewesen sein mögen, so unterscheiden sie sich jetzt kaum durch etwas andres, als den Dialekt, und auch dieser Unterschied verschwindet, je mehr man sich der Nordgrenze ihrer alten Herrschaft nähert; denn daselbst herrscht nun schon selbst bei ihnen die Birmanensprache vor." Die von Adelung aufgeführte Sprachprobe lautet folgendermaßen:

Do Pa-sien zo pura Mo kaon ghen naik sam do mu so, Nama-do mrat si kio zo ten sia si prit zozo; Sikenne-do murà aratka si kianatto so kiuna do mu-ba; Sue cit to sci si atain prit rasi prit ze so Mo kaon ken naik pantsen-do mosiatain si in lapri naik pansen-do ma-ba; Kane sana-do masi a kake soli ne dain ma prapsana-do mu-ba; Kiu-

2) In dem Niederlande von Pegu, wo man sich des Pfluges nicht bedient, sondern die Aussaat durch Ochsen in den weichen Schlamm eintreten läßt, erntet man gewöhnlich das 50—80. Korn. 3) Nach Thomas Forest überdauert ein in Pegu aus Teakholz erbautes und jährlich mit Erdöl eingeschmiertes Schiff ein andres aus Eichenholz erbautes vier Mal.

nat tuko su ma kaon kiam-do likiam ghien ma kiam lutsake-so kie nulto ma kaon ma a picko likania luat to mu-ba; Mu kaon so cit tu pien ma naon siek si pie rue; Ma kaon humi sa mia nen ken rasi plie se so. Amen. Wir fügen dieser Sprachprobe noch folgendes, dem Crawfurd entnommenes Wörterverzeichniß hinzu. Ta-ka (der Himmel), Mun-tangwe (die Sonne), Mun-katok (der Mond), Nong (der Stern), Kam-ok (Osten), Palat (Westen), Mokya (Norden), Palang-kya (Süden), Ko (die Insel), Tu (der Berg), Kamok (der Stein), Dat (das Wasser), Prue (der Regen), Bukbi (der Fluß), Tal-le (die See), Kam-et (Feuer), Kru (der Mann), Preao (das Weib), Apa (der Vater), Mi (die Mutter), Bani (der Mensch), Takwa-nau (der Krieg), Tanga-krang (der Bogen), Sang (das Schwert), Kadar (der Kopf), Mot (das Auge), Pan (der Mund), Kla (der Tiger und Hund), Klut (das Schwein), Priang (der Büffel), Chen (der Elephant), Ka (der Fisch), To (das Gold), Son (das Silber), Pako (das Zinn), Pasoc (das Eisen), Yat (das Tuch), To (die Baumwolle), Sut (die Seide), Mae (der Indigo), Prek-kami (der Pfeffer), Pao (das Zuckerrohr), Ma (der Reis), Toe (der Pflug), Totut (weben), Kleng (das Brod), Mip (der Friede), Kong-Tange (der Pfeil), Ka-le-te (der König), Keng (die Residenzstadt), Satsna (die Religion), Nyi (Einige), Sot (Viele), Nuk (groß), Dot (klein), Dat (süß), Katang (bitter), Ka (gut), Hukah (schlecht), Neng-mong (fein), Toi (ich war), Ket (ich will), Klon (thun), Ke (geben), Oe (ich), Pi (du), De (er), Nya-Korae (wer?), Pe-et (alle), Ateh (von), Atu (über), Amo (unter), Chak (bei), Hue (weit), Anok (hier), Ateh (da), Mue (eins), Ba (zwei), Pai (drei), Pol (vier), Pasun (fünf), Karao (sechs), Kabok (sieben), Kacham (acht), Kachit (neun), Choh (zehn), Cho-mue (eilf), Ba-cho (20), Ba-cho-mue (21), Klom (100), Ngin (10,000), Ket (100,000). Finden wir auch in diesem Verzeichnisse mehre vielsylbige Wörter, so müssen wir dieselben als Fremdlinge ansehen, die sich durch den Verkehr in die Moansprache eingedrängt haben. Übrigens zeigt die vergleichende Sprachtabelle bei Crawfurd deutlich, daß die Sprache der Peguer mit den meisten hinterindischen Sprachen in dialektischer Verwandtschaft steht und selbst dem Malaischen nicht ganz fremd ist. Die peguanischen Buchstaben theilt Crawfurd ebenfalls mit. Die ursprünglichen Wohnsitze der Mons sind das bereits erwähnte Deltaland des Irawadi, ein Theil der östlich von demselben gelegenen Gegenden, die südlichen Küstenstriche und die Flußufer des Niederlandes; indessen findet man jetzt auch viele (nach Crawfurd 25,000) Peguer in Siam, wohin sie sich aus den streitigen Landen während des Kriegs zwischen den Birmanen und Siamesen flüchteten [4]), und in Martaban, wo seit der Besitzergreifung dieser Provinz durch die Engländer 2000 Mons eingewandert sind. In körperlicher Hinsicht sind die Peguer von mittlerer Größe und einer weißeren Farbe, als ihre östlicheren Nachbarn, von denen sie sich auch dadurch wesentlich unterscheiden, daß sie, was vorzüglich von den Weibern gilt, das Haar lang tragen, es auch wol mit Tüchern umwinden und sich, besonders die Männer, sehr stark tätowiren, die Lippen färben und die Ohren durchbohren. Crawfurd sah bei seinem Aufenthalte in Siam einen vornehmen Peguer, welcher sich nicht nur die Beine und Oberschenkel tätowirt hatte, sondern auch quer über die Brust eine tätowirte Inschrift von Zoll langen Pegubuchstaben trug. Da die Sitte des Tätowirens sich hauptsächlich bei den malaischen Stämmen findet, so möchte sich auch daraus vielleicht auf einen früheren Zusammenhang der Peguer und Malaien schließen lassen, welchen wir schon oben vermutheten. Crawfurd fand Munterkeit, Umgänglichkeit und Verstand bei den Mons, Symes auch Gutmüthigkeit und Gastlichkeit, und daß auch Kraft, Muth und Tapferkeit zu ihren Eigenschaften gehören, werden wir späterhin sehen. Wenn ihnen dagegen die Birmanen Treulosigkeit vorwerfen, so läßt sich dies leicht aus dem Sachverhältnisse erklären, aber schwerer möchte es sein, sie von einer gewissen Rachsucht und Grausamkeit loszusprechen. Die Weiber sollen viele Anmuth besitzen und sie werden daher von den Siamesen und andern Völkern gern in die Harems aufgenommen. Wird dagegen den Frauen und Mädchen Pegu's Sittenlosigkeit zum Vorwurf gemacht, so ist dieser Vorwurf auch nur halb gerecht und die Sache darf nicht aus dem christlichen Gesichtspunkte betrachtet werden. Nach den Berichten älterer Reisenden und nach Symes waren und sind nämlich in Pegu sogenannte temporäre Ehen, wie sie auch sonst und noch heute auf Hayti und andern handeltreibenden Küsten und Inseln gefunden werden, gewöhnlich. Wollten fremde Kaufleute sich längere Zeit in Pegu aufhalten, so wurden ihnen junge, mannbare Mädchen für die Zeit ihres Aufenthalts accordmäßig überlassen, ohne daß dieses für den Ruf dieser Letzteren einen Nachtheil hatte. Nach der Abreise der Kaufleute wurden sie oft Frauen sehr vornehmer Leute, kehrte aber ihr früherer Mann zurück, so mußten sie den zweiten aufgeben und zu jenem zurückkehren. Weit trauriger ist dagegen, was Symes (V. II. p. 128) erzählt. Nach den Gesetzen Pegu's wird ein insolventer Schuldner Sklave des Gläubigers, für welchen er Hausdienste bis zur Abtragung der Schuld verrichten muß. Oft trifft dieses Loos ganze Familien, da die nächsten Verwandten für einander haften müssen, und unschuldige Weiber und Mädchen werden dann oft verauctionirt und von dem Ersteher gezwungen, durch Preisgebung ihrer Reize, ihm zu seinen Kosten zu verhelfen. Gemeine Lustdirnen gehören, so lange sie ihr Gewerbe treiben, ebenso gut wie die Verstümmelten, Aussätzigen, Verbrecher, welchen letzteren man einen schwarzen Ring mit Pulver auf die Backen brennt, zugleich mit den Pagodensklaven, Todtenverbrennern, Henkern und Gefängnißwärtern zu den Ausgestoßenen, welche als rechtlos betrachtet werden, eigne Dörfer u. s. w. bewohnen [5]) müssen, und kein ordentliches Haus betreten dürfen.

4) Sie wohnen hier theils in der Hauptstadt, theils auf dem rechten Ufer des Menam in einem Moonymai (d. i. Neustadt) genannten Orte.

5) Ein solches, von gemeinen Weibern bewohntes Dorf, Na=

Daß es den Mons nicht an musikalischem Talent fehlt, sagt Crawfurd; allein auch für Schiffahrt, Handel, Künste und Gewerbe scheinen sie Anlagen zu besitzen. Ihre Geschicklichkeit im Schiffbau haben wir bereits erwähnt; Baumwollenfabriken und Färbereien fand Symes in Henzadah; bunte seidene und baumwollene Zeuche für den Hausverbrauch webten die Weiber in der Stadt Pegu, doch würden Industrie und Manufacturwesen bald höher steigen, wenn England und China nicht die Landesbedürfnisse so äußerst wohlfeil lieferten. Die Importen in dem einzigen Hafen von Rangun betrugen nach Crawfurd im Jahre 1826, wo 56 Schiffe aus demselben ausliefen, 300,000 Pf. St.

Die Religion der Peguer, welche, den Regenten- und Beamtenstand ausgenommen, der in Pegu für die Eingebornen ganz aufgehört hat, seitdem sie ihre Selbständigkeit verloren haben, wahrscheinlich ebenfalls wie die Birmanen in Priester[6]), Kaufleute, Landbauer und Gutsbesitzer, Sklaven[7]) und Ausgestoßene zerfallen, ist der Buddha- oder Gautamadienst, welcher seinen Hauptsitz in Pegu (s. w. u.) und Rangun[8]) hat. Immer waren jedoch in diesem Lande alle anderen Religionen geduldet, allein die, namentlich von der Propaganda ausgehenden Bekehrungsversuche hatten stets einen geringen Erfolg. Im J. 1830 gab es vier Missionsstationen, doch kaum 2000 Christen.

2) Ein zweites Volk, welches die Waldungen des östlichen Niederlandes von Pegu, vorzüglich in der Provinz Bassein, bewohnt, sind die Karen, Karaen, Karian, Karain [Carayners, Carayaners bei *Symes* emb. II. p. 208][9]). Doch finden sich auch einzelne Familien derselben in den an Rangun grenzenden Districten. Sie sind einfach und friedlich und reden eine Sprache, welche fast gänzlich von der Sprache der Peguer und Birmanen abweicht. Ihre Gesetze und Gebräuche gründen sich auf Traditionen und ihre religiösen Vorstellungen sind dunkel und verworren. Furchtsam, ehrlich und sanft in ihren Sitten liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als Ruhe und Frieden. Sie vermeiden daher sorgfältig jeden Conflict mit den Behörden, sowie jede Gewaltthätigkeit und Selbsthilfe. Weißer an Farbe als die Birmanen, unterscheiden sie sich auch von diesen durch ihre Kleidung. Sie verheirathen sich blos unter einander; auch vermeiden sie es, Städte zu bewohnen und ihre Dörfer bestehen höchstens aus vier bis fünf Häusern. Ackerbau, Vieh- und Federviehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung. Umgang mit andern Stämmen vermeiden sie; Einige verstehen birmanisch, nur Wenige aber verstehen zu lesen oder zu schreiben. Um ihre Herkunft befragt, erwiederten sie, daß sie über diese keine Auskunft zu geben wüßten. Gott habe einst seinen Willen und seine Gesetze auf eine Kuhhaut geschrieben und alle Völker der Erde zusammenberufen, damit sie Abschriften nehmen möchten. Sie hätten, durch den Feldbau und die Viehzucht verhindert, dies zu thun versäumt, und daher verständen sie nichts als den Ackerbau. Durch die Birmanen in ihrer patriarchalischen Lebensweise gestört, zogen viele dieser stillen Menschen es vor, ihre Wohnsitze nach Aracan und in die oberen Thäler Martabans zu verlegen. Über die sogenannten rothen Karians sehe man Ritter's Erdkunde, 4. Bd. S. 188.

3) Das dritte Volk, welches wir in Pegu und zwar in dessen höheren Theilen kennen lernen (daher sie wahrscheinlich die Birman Karians des Berghaus sind; vgl. Note 10), bilden die Keianos. Nach dem Berichte des Lieutenant Bissot (Journ. der Reisen, Märzheft 1831) hat dieses Volk weder eine Vorstellung von Gott noch von der Schöpfung, doch sollen die Keianos dem Sobribaume, dessen kleine, schwarze Beeren eine ihrer Lieblingsspeisen sind, eine Art von Verehrung erweisen. Nach einer andern Nachricht sendet ihnen der Himmel zuweilen unter Donner und Blitz eine Masse zu, um sie zu verehren. Finden sie daher nach einem Gewitter irgend einen umgestürzten Baum, so graben sie bei demselben sorgfältig nach, weil sie in der Meinung stehen, die Masse müsse sich hier finden. Ist nun so etwas Ähnliches der Fall, so wird eine Kuh und ein Schwein geopfert und verzehrt, der Fund aber dem Priester (Pesin) übergeben, der sich dann desselben zur Heilung von Krankheiten und Wunden bedient. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht, oder gut und schlecht stehen noch sehr tief. Vater und Mutter ehren, für die Familie sorgen und der Heerden warten, sowie eine tüchtige Portion Branntwein und Fleisch vertragen können, dies sind sichere Zeugen für Rechtschaffenheit, das Gegentheil macht verächtlich und beschimpft. Denn Enthaltsamkeit zeigt, daß man die Güter und Freuden, welche die Natur bietet, nicht zu würdigen verstehe, sondern verachte. Von einer durch die Seelenwanderung vermittelten Fortdauer, sowie von Lohn und Strafe in dem künftigen Leben haben sie nur sehr dunkle Begriffe. In hoher Achtung steht bei ihnen der Yehantang, ein Berg, von dessen Spitze man alle Reiche der Welt zu übersehen vermag. Hierher führt man die Leichname der Stammhäuptlinge und Dorfvorsteher, sammelt, nachdem man sie verbrannt hat, die Asche in einem Bambuskorb, setzt diesen in ein Grab, auf welches zur Vertreibung der bösen Geister ein grob gehauenes Bild des Verstorbenen gelegt wird, und überbaut

mens Mima-Shun-Rua, fand Symes in der Nähe der Stadt Maindu, an dem Ufer eines kleinen Flusses.

6) Diese Priester, welche Rhahaans genannt werden, kleiden sich in Gelb, scheeren sich den Scheitel kahl und bedecken diesen dann, wie dies auch in Siam und Cochinchina geschieht, mit einem Blatte der Palmyra- oder Fächerpalme. Sie leben größtentheils von Almosen. 7) Die Sklaven bestehen aus den bereits erwähnten Schuldnern, Criminalverbrechern und Kriegsgefangenen; Letztere bleiben zeitlebens Sklaven. 8) Die Pagode Shoe Dagon (d. i. goldnes Haus) zu Rangun ist besonders deshalb merkwürdig, daß sie acht Barthaare Gautama's umschließt, weshalb sie auch von einer großen Anzahl Pilger besucht wird. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Pagode ist eine ungeheuere Glocke, welche 56,000 Pf. wiegt und bei 7 Ellen 12 Zoll Höhe, sowie 15 Ellen Umfang 12 Zoll Metalldicke hat und 2½ Jahre zu ihrer Herstellung erfoderte. Die die Barthaare Gautama's betreffende Legende sehe man unter diesem Artikel, sowie bei Ritter, Erdkunde 4. Bd. S. 172. 9) Bei den Peguern heißen die Karaen: Kadun, Kandoan; sie selbst nennen sich Play, was nach Berghaus (§. 22. S. 79) wahrscheinlich identisch ist mit **Plau** (s. d. Art.).

das Ganze mit einem Häuschen. Bei den Leichen der Armen werden weniger Umstände gemacht; für ihr Grab genügt schon die Nähe des Berges. Dem oben angegebenen Grundsatze gemäß, daß man die Freuden und Güter des Lebens genießen müsse, wird jede Gelegenheit sorgfältig dazu benutzt. Mit einem Schmauße wird der Tod, mit einem Gelage die Geburt eines Menschen gefeiert. Wer das Einwilligungswort des Mädchens seiner Wahl erhalten hat, der führt dem Vater desselben einen Ochsen und ein Milchschwein zu, überreicht ihm dabei eine Lanze, einen Degen, eine Kalabasse, und führt darauf seine Schöne heim und ein Fest beschließt den Tag, an welchem jedes Mitglied des Dorfes Theil nehmen muß. Aber eines Festes ist es ja auch werth, wenn eine unglückliche Ehe getrennt wird und dieses wird gefeiert, sobald der schuldige Theil eine kleine Strafe entrichtet hat. Der Verführer einer Ehefrau macht den gekrönten Ehemann leicht glauben, daß nichts seine Ehre Betheiligendes geschehen sei, wenn er ihm einen Ochsen, eine Lanze und eine Perlenschnur reicht. Die Unschuld, einem Mädchen durch List oder Gewalt geraubt, kostet einen Ochsen, welcher dem Vater, einen andern, welcher der Dirne dann gegeben werden muß, wenn, was nicht häufig geschieht, die Ehelichung verweigert wird. Ist die Schwängerung erfolgreich, so fällt das Kind dem Schwängerer zur Last. Die Verführung einer Häuptlingstochter kostet drei Ochsen. Doppelter Ehebruch ist selten. Mord wird durch drei Sklaven oder 30 Rupien gesühnt. Flucht in ein andres Dorf sichert den Mörder nicht; seine Auslieferung wird von den Verwandten oder Freunden des Erschlagenen gefodert, Kampf bis zur Vernichtung erfolgt in dem Weigerungsfalle der Auslieferung. Fang des Mörders bringt dessen Sklaverei zu Wege. Bei Getreidediebstählen findet Folgendes statt: Beträgt der Werth des Gestohlenen mehr oder weniger als 30 Rupien, so beträgt die Strafsumme im ersten Falle 60, im zweiten 30 Rupien, und es bringt Zahlungsunfähigkeit, wie beim Mord, Sklaverei für den Dieb. Diese letztere ist indessen keineswegs hart, sondern, gleichwie in den übrigen birmanischen Provinzen, äußerst mild. Die Producte des Landes sind Honig, Wachs, Eisenerz, geräucherte Fische und Baumwollenzeuche, welche letzteren, wie dies fast überall in Burma und Pegu der Fall ist, von Weibern gewebt werden, denen überhaupt die größte Last der Arbeit aufgebürdet wird. Gemünztes Geld ist selten und wird aus dem Niederlande eingeführt. Die Sitte des Tättowirens findet sich bei den Frauen der Keianos, welche sich dabei der blauen Farbe bedienen [10]).

4) Die übrigen Bewohner Pegu's sind Birmanen, schwarze Portugiesen, Siamesen, Bengalesen ꝛc., welche sich jedoch nur in verhältnißmäßig geringerer Zahl hier finden [11]).

Die Hauptstadt des Landes war und ist Pegu (Pago, Bagou oder Bago, daher das Land nach Adelung von den Eingeborenen Beguh genannt werden soll) und wir müssen hier Altpegu, einst die glanzvolle Residenz der mächtigen Beherrscher des Pegureiches, und Neupegu, den Sitz eines birmanischen Vicekönigs (Maywoon, bei Ritter Myo-wun) genau unterscheiden. Altpegu bildete nach Symes (acc. of an. Emb. II. p. 51 sq.) gleich Babylon ein Viereck und jede Seite desselben war $1\frac{1}{2}$ engl. Meile lang. Ein 60 Yards (Fuß nach Ritter) breiter und 10—12 Fuß tiefer Graben lief um die Stadt herum. Er war mit Wasser gefüllt, welches selbst in der heißesten Jahreszeit immer noch eine Tiefe von 4—5 Fuß behielt, und mit Krokodilen besetzt, um den Feinden größere Hindernisse in den Weg zu legen. Jetzt ist dieser Graben größtentheils verschüttet. Die Mauern waren 30 Fuß hoch und an der Basis 40 Fuß dick. Sie waren aus Backsteinen erbaut, welche man schlecht mit Lehm zusammengekittet hatte. Jede 300 Yards von einander stand eine kleine Bastei, auch war hier eine gemauerte Brustwehr befindlich. In der Mitte jeder Seite befand sich ein 30 Fuß breites Thor. Erddämme, welche durch eine Schanze vertheidigt wurden, führten durch den Graben. Der Pegufluß theilte die Stadt in die Alt- und Neustadt. Jene wurde von Kaufleuten, Künstlern ꝛc., diese von dem Könige und seinem Hofstaate bewohnt. Die Straßen waren schnurgerade und so breit, daß zehn bis zwölf Reiter neben einander durch dieselben gelangen konnten. Die Häuser bestanden aus Holz, die Dächer aus Ziegeln. In den großen Vorstädten sah man nur Rohrhütten, welche häufig durch Feuer litten. Alompra (s. w. u.) zerstörte 1757 diese gewaltige Bautenmasse gänzlich, nur die zahlreichen Pagoden und unter diesen die Tempelpyramide Schoemadoo wurden erhalten. Fuit Troja Ilium. Was Alompra zerstört hatte, das wollte der Birmanenkaiser Minderage Praw bei Symes, Montara kri bei Crawfurd, wieder erstehen lassen, und so erhob sich seit 1790 unter seinen weisen Auspicien Neupegu [12]). Dieses liegt nach Wood's Beobachtungen unter 17° 40′ n. Br. und 96° 11′ 15″ (93° 51′ östl. L. bei Berghaus) [13]), am Peguflusse, ist auf der Stelle von Altpegu erbaut und nahm zu Symes Zeiten etwa den halben Raum dieses letztern ein. Die Stadt umringte eine zehn bis zwölf Fuß hohe Stockade

10) Weder Ritter, Berghaus noch Symes erwähnen dieses sonderbaren Stammes, an dessen Existenz zu zweifeln, wir uns jedoch nicht für berechtigt halten. Allein der Vermuthung können wir uns nicht entschlagen, daß diese Keianos nichts Anderes sind als derjenige Stamm der Kariangs, welche Berghaus die Bergwälder des Avaplateau's zwischen Prome und Taunu bewohnen läßt. Ob übrigens der Epikuräische Charakter dieses Stammes nicht zu grell dargestellt sei, wollen wir nicht entscheiden.

11) Wenigstens beiläufig wollen wir es erwähnen, daß einige ältere Schriftsteller die Peguer von Juden abstammen lassen, welche König Salomo zur Strafe nach Ophir verbannt habe, um daselbst in den Bergwerken zu arbeiten.

12) Er machte, um die Erhebung des Orts zu befördern, Neupegu zum Sitze des Vicekönigs (Maywoon) und verlegte auch die Provinzialregierung der 30 Districte der Provinz Henzawuddy oder Pegu hierher, nachdem er schon vorher die Provinz von manchem Drucke befreit, die zerstreuten Einwohner zurückberufen und Vieles für Neubelebung der Cultur gethan hatte.

13) Diese Länge setzt Pegu 40 Meilen südlicher und 32 Meilen westlicher, als in den frühern Karten angenommen worden war. Dieser Fehler in der Länge war nach Symes der Grund, daß man den Setangfluß mit dem Peguflusse identificirte.

(Pallisadenwand) und ihre Nord- und Ostseite lehnte sich an die alte Stadtmauer. Eine Hauptstraße lief von Ost nach West und sie wurde im rechten Winkel von zwei kleinern, geräumigen, aber noch nicht vollendeten Straßen durchschnitten, welche in ein in der Stockade befindliches Thor ausliefen. Diese Thore wurden zeitig geschlossen, sodaß man während der Nacht nur vermittels eines Pförtchens in die Stadt gelangen konnte. Zwei kleinere Thore befanden sich an der Nord- und Südseite der Stockade und jedes dieser vier Thore wurde durch eine schlechte Kanone und wenige Infanteristen vertheidigt, welche jedoch keine Wachten ausstellten, sondern gewöhnlich in einer nahen Hütte schliefen. Die neue Stadt war mit den Materialien der alten gut gepflastert, auch waren zu beiden Seiten der Straßen Gossen angebracht. Backsteinhäuser, die königl. Gebäude und die Tempel ausgenommen, fanden sich weder in Pegu noch Rangoon; denn solche zu erbauen, ist den Privaten dieser Länder verboten [14]). Die Häuser derselben, welche auf Bambusrohr oder Pfählen ruhten, welche nach dem Range des Besitzers zwei bis drei oder sechs bis acht Fuß hoch waren, bestanden aus äußerst leichten und entzündbaren Materialien, weshalb Feuersbrünste oft ausbrachen [15]). Die Zahl der Bewohner Neupegu's, welche aus Rhahaans (Priestern), Soldaten, Hofbedienten, Beamten und armen Pegufamilien bestanden, berechnete Symes zu 6—7000. Die einzigen Manufacturartikel in Neupegu waren Seiden- und Baumwollenzeuche, welche die Weiber für sich und ihre Männer mit großer Geschicklichkeit verfertigten. Die Fäden waren gut gesponnen, der Einschlag des Gewebes gedrängt und fest und das Ganze auf schottische Weise gewürfelt [16]).

Die merkwürdigsten Gebäude in Neupegu waren der Palast des Vicekönigs, sowie die bei der Zerstörung von Altpegu erhaltenen Tempel, unter welchen der Shoe madoo [17]) den ersten Rang einnimmt, und wir glauben wol einer gedrängten Beschreibung dieses Riesengebäudes hier eine Stelle geben zu müssen, da dieses zu den großartigsten hinterindischen Bauten dieser Art gehört. Der Shoe madoo ist auf zwei, über einander befindlichen Terrassen erbaut, deren untere und größere sich zehn Fuß über den Erdboden erhebt und ein regelmäßiges Parallelogramm bildet, während die zweite dieser an Gestalt gleiche Terrasse eine absolute Höhe von 20 und eine relative zu dem Erdboden von 30 Fuß hat. Die Seitenlänge beträgt bei der untern Terrasse 1391, bei der oberen 684 Fuß. Die Seitenmauern beider Terrassen waren früherhin mit figurirtem Gips belegt; jetzt befinden sich die der untern in einem ganz, die der obern in einem theilweise zerstörten Zustande und die Grundfläche der untern Terrasse liegt voller Bruchstücke kleiner, zerfallener Gebäude. Steinerne, jetzt sehr verfallene, Treppen führen auf die Terrasse hinauf. An jeder Seite sieht man die Wohnungen für die Rhahaans, welche auf vier bis fünf Fuß aus dem Grunde hervorragenden hölzernen, gut gearbeiteten Pfeilern errichtet sind. Sie haben Ziegeldächer, die Wände bestehen aus Bretern und in jeder derselben befindet sich nichts als einige kahle Bänke, auf welchen die Priester schlafen. Der Tempel des Shoemadoo selbst ist ein achteckiges, pyramidalisches, aus Backsteinen und Mörtel errichtetes Gebäude ohne irgend eine Thür oder sonstige Öffnung. Jede dieser acht Seiten mißt an der Grundfläche 162 Fuß, welche ungeheure Breite allmälig und fast sprachrohrförmig abnimmt. Sechs Fuß über der Basis des eigentlichen Shoe madoo befindet sich ein breiter Vorsprung, auf welchem in gleicher Entfernung sich 57 gleichhohe Spitzsäulen erheben, da ihre Höhe 27, ihr Umfang aber an der Grundfläche 40 Fuß beträgt. Auf einem zweiten etwas höheren Rande stehen 53 ganz ähnliche Säulen. Eine große Menge erhabener Arbeiten, theils den Lilien, theils den Blättern an den korinthischen Capitalen ähnlich, umgeben das ganze Hauptgebäude, welches von einem Tee oder einem Sonnenschirm von durchbrochenem Eisenwerk geschlossen wird, aus welchem sich ein Stab mit einer vergoldeten Fahne erhebt. Der Um-

14) „Se. birmanische Maj.," sagt Symes, „mag fürchten, daß, wenn es den Unterthanen erlaubt werde, steinerne Häuser zu bauen, sie bald darauf verfallen würden, steinerne Festungen zu errichten, was der Ruhe des Staates schädlich werden könne." Auch Vergoldungen anzuwenden, ist auf Befehl seiner goldfüßigen Majestät (dies ist einer der Titel des Königs der Birmanen und Siamesen) untersagt, und nur Wenigen ist es erlaubt, die Pfeiler ihrer Häuser lackiren oder anstreichen zu lassen. 15) In jeder Hausthür stand deshalb 1) ein langes Bambusrohr mit einem eisernen Haken an seiner Spitze, um die leichten Dachbedeckungsstoffe herab zu reißen, 2) eine lange, mit einem vier □Fuß großen, eisernen Gatter versehene Stange, um das Feuer auszudrücken, welches in neuerer Zeit auch in Teutschland angewendet wird. Auf jedem Dachboden standen überdies irdene Töpfe mit Wasser und eine bestimmte Classe von Feuerleuten durchzog während der Nacht die Straßen. Diese Feuerwächter führen den Namen Pagwaat; sie sind die bereits erwähnten Regierungssklaven mit dem schwarzen Pulverringe auf den Backen, welcher sie als Verbrecher bezeichnet. Auf der Brust ist ihr Verbrechen in birmanischen Charakteren angegeben. So stand auf der Brust des einen, welchen Symes sah, das Wort „Dieb," auf der Brust eines andern das Wort „Kleiderdieb" (Putchoo Khoo). 16) Die Umgebungen Pegu's trugen (nach Symes) noch alle Spuren der letzten Kämpfe. Nur hier und da fanden sich im Osten der Stadt einige ärmliche, hinter Bambus versteckte Peguhütten, die einzigen Reste einer ehemals starken Bevölkerung. Auf der Westseite stieß Wood auf ein Dorf jenseit des Flusses mit einer eine engl. M. langen Reispflanzung; allein bei einem weitern Vordringen, wo er 10—12 engl. M. zurücklegte, gelang es ihm nicht, einen Menschen anzutreffen. Im Süden der Stadt findet sich in der Entfernung einer Meile eine große Ebene und auf dieser standen einige Dörfer mit 20 oder 30 Einwohnern. Diese hatten nur weniges Land bestellt, besaßen aber zahlreiche Heerden von kleinen Kühen, welche denen von Coromandel ähnlich waren, und majestätischen Büffeln, denen die indischen weit nachstehen. Einige derselben hatten eine matte Milchfarbe und diese waren die ersten der Art, welche Symes sah. Man bediente sich ihrer beim Ackerbau und sie zogen bedeutende Lasten auf Karren oder kleinen Wagen von netter und sinnvoller Bauart. Diese Bauern genossen kein Fleisch und selbst Milch tranken sie selten. Reis, Gnapee (eine Art Sprotten, welche, halb verweset, in Pökel gelegt und als Würze des Reises benutzt werden), sowie Öl, welches sie aus kleinen Körnern pressen, und Salz sind fast ihre einzigen Nahrungsmittel.

17) Da Shoe oder Shuoe im Birmanischen „golden" bedeutet, Madoo aber unbezweifelt das verdorbene Mahadeva (großer Gott) ist, so gibt Symes das Wort Shoemadoo durch „Golden Supreme" (goldner Gott) wieder, wofür Ritter „goldnes Gotteshaus" setzt.

fang des Schirms beträgt 56 Fuß. Er ruht auf einer eisernen Achse, welche in dem Gebäude festgemacht ist, und wird durch starke an der Spitzsäule angenietete Ketten geschützt. An dem untern Theile des vergoldeten Schirms befinden sich Glocken, welche so oft der Wind weht, beständig klingeln[18]). Die ganze Höhe des Gebäudes von der Grundfläche aus beträgt 361 Fuß und es erhebt sich also der eigentliche Shoemadoo 331 Fuß über die zweite Terrasse[19]). An dem südlichen Ende der obern Terrasse befinden sich zwei schöne, neuerlichst errichtete, große Säle, deren stufenförmige Dächer auf Pfeilern ruhen. Ihre Länge beträgt gegen 60, ihre Breite gegen 40 Fuß. Das Tafelwerk der Decke des einen war mit goldenem Blätterwerk verziert und seine Säulen mit Lack überzogen; der zweite war noch unvollendet. Beide waren aus Holz erbaut, ihre Außenseite war mit mühsamem, aber kleinlichem Schnitzwerk geschmückt, und sie enthielten groteske Thier- und Menschenbilder, welche das Gebäude schmücken sollten. An jedem Winkel der höhern Terrasse befindet sich ein 67 Fuß hoher und dem Haupttempel ähnlicher Tempel. Vor dem an dem südwestlichen Winkel befinden sich vier riesenmäßige Steinfiguren, welche den Pallu oder bösen Geist vorstellen. Es sind knieende halb Thier-, halb Menschgestalten, mit einer schweren Keule auf der rechten Schulter. Nahe am Mittelpunkte der Ostseite der Grundfläche befinden sich zwei menschliche Stuccofiguren unter einem vergoldeten Sonnenschirme. Die eine stellt einen Mann vor, welcher steht und ein Buch vor sich und eine Feder in der Hand hat. Man nennt ihn Thasiamea, und er zeichnet die guten und bösen Thaten der Menschen auf. Die zweite knieende, weibliche Figur ist Mahasumdera, welche das Universum bis zu seiner endlichen Verdammung beschützt. Kommt aber die Zeit der allgemeinen Auflösung, dann drückt sie die Welt mit ihrer Hand nieder und zerstört sie für immer. Ein in der Nähe des Nordostwinkels stehendes kleines Steingebäude enthält eine vier Fuß hohe und drei Fuß breite Marmortafel, auf welcher die neuesten Weihegeschenke der Pilger verzeichnet sind. Die ganze Nordseite der obern Terrasse entlang läuft eine Holzhütte zur Bequemlichkeit der Pilger aus fernen Gegenden. An der Nordseite der Pagode hängen drei gut gearbeitete Glocken zwischen Säulen nahe am Boden, auf welchem Thierhörner zerstreut herumliegen. Mit diesen Hörnern schlagen die Pilger drei Mal an die Glocken, um, wie man sagt, dem Gaudama ihr Dasein zu melden. Einige kleinere Glocken befinden sich auch nahe am Fuße des Tempels, da wo die Betenden ihre Gaben niederlegen, welche gewöhnlich in gekochtem Reise, Zuckerkuchen, oder in Öl gesottenen Cocosnüssen bestehen. Die Gabenbringer bekümmern sich dann nicht weiter um ihr Dargebrachtes, daher dies nur zu häufig eine Beute der Hunde und Krähen wird. Auf der Grundfläche bei den Terrassen befinden sich viele sehr verfallene und vernachlässigte Tempel, in welche der fromme Birmane geweihte Gaudamabilder setzt; ebenso finden sich auf beiden Terrassen cylinderförmige Flaggen auf Bambusstangen, deren Spitze eine Gans (henza) als das Wappen von Pegu ziert. Diese Flaggen werden als Embleme der Reinheit und der geheiligten Verrichtungen des Priesterstandes betrachtet. Übrigens genießt man von der Spitze dieses Tempels[20]) eine herrliche Umsicht.

18) Diesen Schirm findet man bei jedem heiligen, spiralförmigen Gebäude. Seine Aufstellung und Einweihung ist eine Ceremonie von hoher religiöser Bedeutung und veranlaßt große Festlichkeiten. Der obenerwähnte Schirm war in der Hauptstadt verfertigt und ein Geschenk des Königs. Bei seiner Aufstellung war der höchste Adel aus Ummerapoore gegenwärtig. 19) Die Pyramide des Cheops war 437 Fuß hoch, der Shoemadoo also 76 F. niedriger als diese, dagegen 39 F. höher als die magdeburger Domthürme, welchen Berghaus eine Höhe von 332 F. gibt. Hat der rothe Thurm in Halle eine Höhe von 268 F., so ist er 103 F. niedriger als der Shoemadoo.

20) Symes, der gern einige Nachricht über den Ursprung dieses Tempels haben wollte, begab sich deshalb zu dem Siredaw (Siredaon bei Ritter) oder ersten Landespriester, welcher in einem fünf engl. Meil. südöstlich von der Stadt gelegenen, schattigen Tamarindenhaine wohnte. In solche Haine pflegen sich die Rhahaans, wenn sie des Weltlebens müde sind, gern zurückzuziehen und ihre Klöster (Kioums) zu erbauen, bei denen sie dann Schulen errichten, in welchen sie die Kinder der benachbarten Bauern unentgeltlich in der Religion, Sittenlehre und den Wissenschaften unterrichten. Solche Klosterschulen finden sich jedoch auch in den Städten und nie wird bei den zu unterrichtenden Kindern der Rang der Ältern berücksichtigt. Bei jedem Kloster befindet sich übrigens ein Garten, in welchem man süße Pataten, Pisangs und andere den Einsiedlern zur Nahrung dienende Früchte zieht, denn mit Reis versieht sie die allgemeine Mildthätigkeit reichlich. — Doch wir kehren zur Hauptsache zurück. Der Siredaw empfing Symes freundlich und erzählte ihm Folgendes. Der Shoemadoo sei der Sage nach vor 2300 Jahren durch zwei Brüder erbaut worden, welche Kaufleute gewesen und aus dem eine Tagereise östlich von Martaban liegenden Districte Tallowmeou nach Pegu gekommen wären. Diese frommen Handelsleute hätten ursprünglich einen Tempel erbaut, welcher nur eine birmanische Elle oder 22 Zoll hoch gewesen sei. In der auf seine Vollendung folgenden Nacht habe Sigeamee, oder derjenige Geist, welcher die Elemente beherrscht und Donner und Blitz regiert, die Größe des Tempels auf zwei Ellen gebracht; die Kaufleute hätten ihn darauf bis zu drei Ellen erhöht, worauf Sigeamee eine vierte Elle hinzufügte. Durch diesen Wettkampf hätte der Tempel eine Höhe von zwölf Ellen erreicht, und da die Mittel der Kaufleute jetzt erschöpft gewesen wären, so hätten sie nicht weiter gebaut. Die Könige von Pegu hätten indessen das begonnene Werk fortgesetzt, bis der Tempel in seiner jetzigen Gestalt dagestanden habe. Ihre Namen, sowie ihre Beiträge wären aufgezeichnet gewesen, allein bei der Zerstörung der Stadt verloren gegangen. — Die Hauptfeste, welche in Pegu gefeiert werden, sind die des Jahresschlusses. Sie beginnen am 3. April mit dem großen Tempelfeste des Shoemadoo und dauern bis zum 12. April. Dieses beschreibt Symes also: „Früh acht Uhr kam Baba Sheen, um uns zu dem Tempel zu führen und brachte drei kleine Pferde mit sich, welche auf eine Art gesattelt und gezäumt waren, wie sie bei den Hindostanern höhern Ranges gewöhnlich ist. Nach dem Frühstück bestieg Ich, Herr Wood und D. Buchanan die Thiere, um uns, begleitet von Baba-Sheen und einem Ackedoo oder Hausofficianten des Vicekönigs nach dem Orte der Festlichkeit zu begeben. Nach dem Rathe Baba-Sheens nahmen wir einen Platz ein, von welchem wir die Procession am besten sehen konnten. Zuerst zogen bei uns 5—600 schlecht armirte und bekleidete Soldaten vorüber, welche die Leibwache des Maywoons bildeten. Einige hatten schlechte Flinten, andere Spieße, noch andere Säbel. Einige waren halb nackt und hatten keine andere Bekleidung als ein um die Hüften geschlungenes und durch die Beine gezogenes Tuch (Kummerband), andere trugen alte Sammt- oder Tuchröcke, welche oft kaum die Nacktheit verbargen, oft aber auf der Erde nachschleppten. Großkrämpige, holländische Hüte schmückten die Köpfe der einen, während andere blos den Boden derselben, ohne irgend eine Krämpe,

In Osten bieten sich dem Auge die Gebirge von Martaban dar, und nordwestlich das Galladzatgebirge in einer Entfernung von zehn geogr. Meilen, auf welchen der Pegufluß entspringt.

Auf die übrigen Städte, unter denen Rangun (Rankong, spr. Yangong), Henzadah (Hansa-ta), Myanong, Bassein, Peinghi und Syrian als die bedeutendsten und bemerkenswerthesten zu nennen sein möchten, müssen wir verweisen, um zur Geschichte von Pegu überzugehen.

Die Urgeschichte des Königreichs Pegu ist dunkel und verworren, und erst das 16. Jahrhundert bringt einiges Licht in dieselbe. Wir finden im Anfange desselben einen gewissen Bressagu Kan, dessen Vorfahren schon Jahrhunderte lang auf dem Throne gesessen haben sollen, als König von Pegu genannt, welchem gegen das Jahr 1518 neun sogenannte Königreiche unterworfen gewesen sein sollen, die er durch Vasallenkönige regieren ließ. Der, welcher in Tangut an den westlichen Grenzen China's gebot, und welcher Brama genannt wird, lehnte sich gegen seinen Oberherrn auf; es kam zum offenen Kampfe; Bressagu Kan wurde besiegt und erschlagen und Brama zog als Sieger in die Hauptstadt Pegu ein, wo er sogleich alle Großen, die ihm hätten gefährlich werden können, hinrichten ließ. Nicht zufrieden mit den errungenen Vortheilen, dachte Brama sogleich auf neue Eroberungen. Mit einem Heere, welches, der Sage nach, 700,000 Mann stark war, und einer Flotte von 700 Segeln wandte er sich gegen Martaban, welches er leicht zu erobern hoffte. Allein er fand unerwarteten Widerstand. Der König oder wol vielmehr der Vicekönig von Martaban, Chambainta, ein Schwiegersohn Bressagu Kan's, dessen Tochter Njay-Canata er geheirathet hatte, stellte sich ihm mit 230,000 Mann entgegen und warf sich endlich, mehrmals geschlagen, nach Martaban, wo er eine sechsmonatliche Belagerung aushielt. Kostete diese nun gleich dem Belagerer eine große Anzahl seiner Leute, so war dies doch auch beim Chambainta (Chaimbaimham) der Fall, dessen Heer bis auf 6000 Mann zusammenschmolz. Dieser suchte daher durch Unterhandlungen wenigstens sein und seiner Familie Leben, sowie einen Theil seines Vermögens zu retten und erbot sich Stadt und Reich dem Feinde zu überliefern unter der Bedingung, daß ihm dieser eine Pension aussetze, einen Theil seiner Schätze überlasse und zwei Schiffe gestatte, um sich und seine Familie nach Siam zu bringen. Brama verwarf, erbittert durch den langen Widerstand und die gehabten Verluste, alle Anerbietungen und foderte unbedingte Unterwerfung, versprach jedoch dem Chambainta für sich und seine Familie Lebenserhaltung. Chambainta sah sich genöthigt, die harten Bedingungen einzugehen, fand sich aber bald schrecklich getäuscht. Denn kaum befand sich Brama im Besitz Martabans, so ließ er die Stadt plündern und niederbrennen, den Chambainta hinrichten und ins Meer werfen, dessen Gattin aber sammt vielen vornehmen Frauen erdrosseln. Nach diesem grausamen Verfahren richtete er seine Augen auf Prome. Der letzte Beherrscher dieser Stadt, welche damals Hauptstadt eines gleichnamigen Königreichs war, hatte einen 13jährigen Sohn hinterlassen, diesen dem Schutze des Königs von Ava empfohlen und ihn mit einer Tochter desselben vermählt, um welche Brama selbst früher sich vergeblich beworben hatte. Mit einem angeblich 900,000 Mann starken Heere und einer Flotte von 12,000 Barken brach dieser daher gegen Prome auf, fand aber gleich wie bei Martaban den kräftigsten Widerstand. Mehrmals überwunden und zurückgeschlagen, nahm er zur Bestechung seine Zuflucht. Er gewann eine Partei in Prome für sich, welche ihm den König und die Stadt verrieth. Der erstere wurde hingerichtet, die letztere geplündert, schrecklich die Königin behandelt. Er ließ sie nach den größten Mishandlungen durch die Straßen der Stadt geiseln, bis sie todt niedersank. Ava sollte jetzt seine Rache empfinden. In kurzer Zeit war dessen König überwunden und ein gleiches Schicksal hatten alle übrigen Vasallen Pegu's. So sah sich der Usurpator auf dem Gipfel des Glückes, als ihn die rächende Hand des Schicksals traf. Ein Peguer, welcher Xemin genannt wird, tödtete ihn mit eigner Hand und schwang sich an seiner Stelle auf den Thron den er jedoch bald wieder verlor, indem ihn ein anderer Empörer, welcher Xemindor genannt wird, von demselben herabstieß, um sich auf denselben zu setzen. Allein auch

---

aufhatten. Die Officiere, welche größtentheils aus schwarzen Portugiesen bestanden, waren nicht weniger auffallend gekleidet. Auf diese martialische Truppe folgten drei Kinder des Maywoon's, welche von Männern auf den Schultern getragen wurden. In einem kleinen Abstande folgte der Maywoon auf einem Elephanten, welchen er selbst lenkte. Eine Zahl Paradeelephanten brachten in zierlichen Häusern den Hofstaat. Bei den Treppen des Tempels angekommen, knieten die Elephanten nieder, um das Absteigen zu erleichtern und der ganze folgende Haufen kauerte sich auf seine Fersen. Der Maywoon ging nun barfuß und ohne Sonnenschirm, wie dies die Heiligkeit des Ortes erfoderte, rund um den Tempel herum. Sowie er seinen Umgang vollendet hatte, traten Boxer und Ringer auf, welche vier Stunden lang ihre Künste zeigten und zur Belohnung für dieselben zwei Kattunkleider erhielten. Ihre Art zu boxen genügte, obgleich sie sich dabei der Fäuste, Kniee und Ellenbogen bedienten, auch Blut floß, den Engländern nicht. Am folgenden Tage fand, und zwar, damit kein Unglück geschehen sollte, am hellen Tage ein prachtvolles Feuerwerk statt. Sechs bis acht Fuß lange, ausgehöhlte Baumstämme mit zwei bis drei Fuß Umfang dienten als Raketencylinder, welche sehr hoch stiegen und beim Niedersinken durch verschiedene Feuerscheine einen schönen Anblick gewährten. Mit diesem Tempelfeste beginnen überhaupt die Feierlichkeiten, welche man, wie gesagt, zu Ehren des Pegusonnenjahres anstellt, und welche mit dem 12. April endigen. Es herrscht in diesen Tagen, wie bei den römischen Saturnalien, allgemeine Heiterkeit und Ungebundenheit, welche die Regierung eher befördert als stört. „Wer satt ist und lacht," sagte ein großer König, „der ist nicht zu fürchten," Worte, in welchen der schönste Commentar des römischen panis et circenses liegt. Am 10. April wohnten daher die Engländer einer theatralischen Vorstellung bei, zu welcher Siam die besten Schauspieler geliefert hatte, und fanden mehr als sie erwartet hatten. Das letzte Fest fand am 12. April statt. Es war dies ein sogenanntes Reinigungsfest, bei welchem sich beide Geschlechter gegenseitig (etwas Ähnliches findet bei dem römischen Carneval statt), mit Wasser bespritzten und dies mit Scherz und Laune thaten. Der größte Anstand fand dabei statt, unreines Wasser war unerlaubt, nie durfte ein Mann eine Frau festhalten, war sie aber der angreifende Theil gewesen, so konnte er sie mit so viel Wasser überschütten, als er wollte. Eine Frau, die sich dieses verbat, gestand damit, daß sie schwanger sei und sie ging unbegossen davon.

dieser sollte nicht lange im Besitze der errungenen Macht bleiben. Ein Anverwandter Brama's, Namens Chaumigrem, empörte sich gegen ihn, ließ ihn hinrichten und wurde bald einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, der sich selbst Siam unterwarf. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Könige Hinterindiens setzen bekanntlich einen so hohen Werth auf den Besitz eines weißen Elephanten, daß dieser sogar in ihrem Titel einen Platz findet, indem sie denselben von irgend einem ihrer Vorfahren beseelt glauben und daher nicht zu reiten wagen. Nun war der König von Siam im Besitz zweier solcher Thiere, Chaumigrem ließ ihn um einen derselben ersuchen, dies wurde abgeschlagen, und so suchte er durch Gewalt zu erreichen, was ihm durch Güte nicht gelungen war. Im J. 1568 überzog er daher Siam mit Krieg, dessen König, überwunden, sich mit Gift tödtete, bemächtigte sich der Elephanten und machte außerdem eine ungeheure Beute. Diese benutzte er größtentheils, um den erwähnten Tempel Shoemadoo mit goldenen und silbernen Idolen zu schmücken, an denen überdies Diamantketten und Edelsteine im Übermaße verschwendet wurden. Siam wurde Vasallenstaat von Pegu und Chaumigrem setzte einen seiner Getreuen, wie er glaubte, als Vicekönig dieses Reiches ein, sowie er seinen Bruder zum Vicekönig von Ava gemacht hatte. Chaumigrem's Herrscherkraft unterdrückte, so lange er lebte, alle Empörungen, desto heftiger brachen sie nach seinem Tode aus. Zuerst empörte sich der Bruder Chaumigrem's, indem ihm der Regentenwechsel eine günstige Gelegenheit darzubieten schien, um sich völlig unabhängig zu machen. Allein der Geist des Vaters war auf den Sohn, Brama II., übergegangen. Anfangs wandte dieser alles Mögliche an, um seinen Oheim in Güte von seinem Unternehmen abzubringen; als ihm dies aber nicht gelang, rückte er mit einem bedeutenden Heere an die Grenzen von Ava. Der Oheim fühlte sich dem Vetter nicht gewachsen und bot diesem daher einen Zweikampf an, welcher angenommen wurde und ihm das Leben kostete. Brama II. machte darauf einen seiner Söhne zum Vicekönig von Ava. Die Streitigkeiten der erwähnten Fürsten wollte der König von Siam benutzen und unter dem Vorwande, daß er, als ein Vasall von Pegu, dessen Könige zu Hilfe ziehen müsse, sammelte er ein Heer und rückte gegen Pegu vor. Brama II. merkte indessen seine Absicht und wandte sich von Ava gegen Siam, wo er die Hauptstadt belagerte. Eine plötzliche Überschwemmung des Menam raubte ihm jedoch fast sein ganzes Heer, sodaß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Ein zweiter Feldzug, welcher ihm sogar einen Sohn kostete, war nicht weniger unglücklich für ihn, dennoch verlor er den Muth nicht. Alles, was nur irgend die Waffen tragen konnte, wurde in den ihm unterworfenen Ländern zum Kriegsdienste gezwungen, um nach Siam geführt zu werden. Diese Härte brachte Empörungen hervor, welche mit Grausamkeit gedämpft wurden. Um das entvölkerte Pegu mit neuen Anbauern zu versehen, ertheilte Brama seinem Sohne den Befehl, eine große Anzahl Avaner dahin zu senden. Dies geschah, allein die Veränderung des Klima's, verbunden mit Nahrungsmangel, erzeugten eine ansteckende Krankheit unter den Angekommenen, welche sich den Eingeborenen mittheilte und eine große Sterblichkeit hervorbrachte. Man erzählt, daß viele damals einen schnellen Tod in den Flüssen gesucht hätten, um nur den großen Leiden, die auf ihnen lasteten, zu entgehen. Neue Unruhen brachen aus; ein Sohn Brama's II., welcher in Prome residirte, sollte sie dämpfen, allein dieser trat jetzt selbst als Rebell auf gegen den Vater. Um den möglichsten Vortheil aus diesem Zwiespalte zu ziehen, fiel der König von Siam in Pegu ein, drang ungehindert bis zur Hauptstadt vor und würde diese vielleicht erobert haben, hätte ihn nicht die Nachricht, daß die Portugiesen in sein Land eingefallen wären, bewogen, die Belagerung aufzuheben. Jetzt kehrten die Fürsten, welche dem Könige von Pegu zu Hilfe geeilt waren, mit ihren Truppen in ihre Heimath zurück. Brama II. erließ darauf an den Beherrscher von Tangut einen ähnlichen Befehl, wie er ihn früher an seinen Sohn in Ava erlassen hatte: er solle, mit Zurücklassung seiner Gemahlin und der für Tangut nöthigen Besatzung, sogleich sammt allem übrigen Volke nach Pegu ziehen, auch alles Getreide und Vieh mitbringen. Allein dieser ließ die vier peguanischen Gesandten ermorden, schnitt auch den Peguern alle Lebensmittel ab. Dadurch entstand unter diesen eine furchtbare Hungersnoth, sodaß sie nicht nur ihre Kinder geschlachtet und gegessen haben sollen, sondern daß auch die Sage erzählt, Brama habe 10,000 gefangene Siamesen tödten und ihr Fleisch unter seine Unterthanen vertheilen lassen. Zum Glück versöhnte sich der rebellische Sohn jetzt wieder mit dem Vater, sendete diesem Lebensmittel zu und versprach selbst sämmtliche Einwohner von Prome nach Pegu zu führen, ein Versprechen, welches ihm jedoch das Leben kostete, da er von einem seiner Minister vergiftet wurde. Indessen lebten um das Jahr 1599 viele Tausende Peguer in den benachbarten Königreichen zerstreut, namentlich in Aracan, Siam und Jangoma (?), wo ein Bruder Brama's herrschte. Diesen suchten die Peguer zu bereden, den Thron ihres Vaterlandes in Besitz zu nehmen, was ihnen aber nicht gelang. Dagegen fielen die vereinigten Könige von Tangut und Aracan (ersterer war ein Schwager Brama's) in Pegu ein. Brama zum Widerstande zu schwach, warf sich mit seiner Familie und seinen Schätzen in eine Festung, welche Machao genannt wird, sah aber bald ein, daß er keine lange Belagerung auszuhalten im Stande war. Er trat daher mit den Königen in Unterhandlung und übergab sich seinem Schwager, nachdem er eine seiner Töchter mit dem Könige von Aracan vermählt, auch ihm zwei seiner Söhne als Geiseln überliefert hatte, denn er glaubte von dem Schwager am wenigsten fürchten zu dürfen. Doch hierin irrte er sich, denn dieser ließ ihn nebst seiner Gemahlin und 13 Kindern erwürgen und bemächtigte sich des Goldes, der Edelsteine und übrigen Schätze, welche er in der erwähnten Festung fand und belud damit 700 Elephanten. Dennoch soll der König von Aracan, welcher auf die Nachricht von diesen Vorfällen schnell ein Heer sammelte und sich der Festung Machao bemächtigte, noch drei Millionen

an Gold und 1200 Stück Geschütz in derselben vorgefunden haben. Um seinen Bruder zu rächen, verband sich jetzt der König von Jangoma mit dem Könige von Siam und beide zogen gegen den König von Tangut zu Felde. Dieser lieferte ihnen einen Theil der Schätze Brama's aus und so zogen sie wieder ab[21]). Der König von Aracan nannte sich jetzt König von Pegu, welches ganz verwüstet und menschenleer war. Er berief darauf die Portugiesen zu sich und trat 1599 einem Anführer derselben, Namens Philipp Brito, den Hafen Syrian ab, welchen dieser bis 1602 befestigte. Im Innern des Landes setzte er einen Fürsten ein, welchem die Portugiesen den Titel eines Herzogs beilegten. Dieser, welcher ein Peguer war, suchte mit Hilfe seiner Landsleute und derjenigen Truppen, welche ihm der König von Aracan überlassen hatte, die Portugiesen aus ihrer neuen Besitzung zu vertreiben. Allein Brito brach mit seinen wenigen bewaffneten Landsleuten auf, stürmte eine von dem Feinde aufgeworfene Schanze, tödtete demselben 300 Mann und nahm 900 gefangen. Diese letztern wurden sehr gut behandelt und dies trug dazu bei, die Peguer zu überzeugen, daß es besser für sie sei, es mit den Portugiesen zu halten, als gegen sie anzustreben. Die letztern machten sich bald zur See furchtbar; mehr als 300 Schiffe wurden ihre Beute und Brito hoffte das ganze Pegureich dem Könige von Portugal unterwerfen zu können. Auf sein Ansuchen erhielt er von dem portugiesischen Vicekönig in Ostindien eine Verstärkung von 16 Galeeren, auf welchen sich 390 Soldaten befanden, und durch diese verstärkt, glaubte er der Ausführung seiner Plane gewiß sein zu können. Dem Könige von Aracan entgingen diese nicht, und er hielt es für nöthig, ihnen in den Weg zu treten. Mit einem starken Heere sandte er daher im Januar 1605 seinen Sohn ab, um die Portugiesen zu vertreiben; allein diese schlugen und nahmen ihn sogar gefangen. Jetzt trat der Jesuit Salerno auf und erbot sich, den Frieden mit dem Könige von Aracan zu vermitteln. Dies gelang ihm insoweit, daß er den König bewog, zu versprechen, die christliche Religion in ihrer Verbreitung nicht hindern und einige Inseln den Portugiesen überlassen zu wollen. Brito hielt es dennoch für nöthig, seinen Sohn Marcus nach Aracan zu senden, um den Vertrag ratificiren zu lassen. Dieser wurde, kaum in der Hauptstadt angekommen, sammt seinen Begleitern ermordet, worauf sich der König zu einem Zuge gegen die Portugiesen rüstete. Brito war, sobald er die Ermordung seines Sohnes erfahren hatte, auf einen solchen gefaßt, und so mußte der König nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt unverrichteter Sache in sein Land zurückkehren. Im J. 1608 ging die Pflanzstadt der Portugiesen in Feuer auf, wurde jedoch bald wieder, obgleich an einer andern Stelle, neuerbaut. Von jetzt an tritt Pegu's Geschichte („little, however, is related of Ava and Pegue, with whom," the Abbé *Choisy* says, „the king of Siam was constantly at war" sagt Symes) wieder in ein nur hier und da durchbrochenes Dunkel zurück, und wir wissen nur, daß Holländer und Engländer an die Stelle der Portugiesen traten[22]), welche sich durch Anmaßungen und Grausamkeiten verhaßt gemacht hatten, daß ferner die Kämpfe zwischen Pegu und Siam mit wechselndem Glücke fortdauerten, und daß das erstere Land eine Beute von Burma wurde. Denn als in der Mitte des 17. Jahrh. die Siamesen abermals in Pegu einfielen und alle Vasallenländer dieses Staates, welche im Süden von Martaban lagen, eroberten, suchte der König von Pegu die Hilfe der Birmanen nach, welche ihm auch gewährt wurde. Die Siamesen vermochten es nicht, diesen vereinten Mächten zu widerstehen, und mußten bald ihre letzten Eroberungen aufgeben, wobei Martaban abermals in Feuer aufging. Allein für Pegu war dieser Gewinn sehr gering; denn die birmanischen Prätorianer wurden übermächtig; sie ermordeten dessen König, zerstörten die Hauptstadt und machten das Reich abhängig von Ava. Dieser Zustand dauerte fort bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich die ursprünglich zum Pegureiche gehörigen Provinzen Dalla, Martaban, Tongo und Prome ermannten und sich im Verein mit den später hinzutretenden übrigen Provinzen des Pegureiches durch einen bis zum Jahre 1752 fortdauernden Krieg unabhängig machten[23]). Bonna Della (nach Andern Beinga Della), welcher sich zum König von Pegu aufgeworfen hatte, eroberte in dem letztgenannten Jahre Ava und führte den König dieses Reiches, Dweepdee, sammt seiner Familie als Gefangene hinweg. Nur zwei Söhne dieses Monarchen entgingen der Gefangenschaft, indem es ihnen gelang nach Siam zu entkommen, wo sie gastlich aufgenommen wurden. Bonna Della setzte seinen Bruder Apporaza als Vicekönig in Ava ein und machte in pomphaften Proclamationen der Welt die Besiegung der Birmanen bekannt. Doch nur kurze Zeit dauerte der Triumph. Bonna Della hatte einen gemeinen Birmanen, Namens Alompra, welcher gewöhnlich der Jäger (Aumdzea) genannt wurde, als Befehlshaber zu Monchaboo, einem unbedeutenden Dorfe, welches westlich von Keoummeoum zwölf engl. Meilen vom Irawadi entfernt liegt, eingesetzt. Dieser hatte 100 Getreue; mit diesen überfiel er die aus 50 Mann bestehende pegusche Besatzung von Monchaboo, erschlug sie, und wußte dennoch durch eine scheinbare Unterwerfung den Apporaza so sicher zu machen, daß er, ohne im Geringsten etwas zu fürchten, sich nach Pegu begab, indem er seinen Neffen Dotachew an seiner Stelle zurückließ. Die Unvorsichtigkeit dieses jungen Mannes benutzend, faßte Alompra immer kühnere Plane, welche endlich mit der Unterwerfung des Pegureiches endigten. In neuerer Zeit haben die Peguer mehrfache Versuche gemacht, das sie drückende Joch abzuschütteln, und es ist zu wünschen, daß ihnen dies bald gelingen möge[24]).

(*G. M. S. Fischer.*)

21) Bei der Belagerung von Martaban wurden nach Pinto 3000 Elephanten verzehrt und 6000 Kanonen erbeutet. Der Schatz Chambainta's soll sich auf 100 Millionen Gold belaufen haben.

22) Bereits 1687 befanden sich die Engländer im Besitz der Insel Negrais, ohne jedoch großen Vortheil davon zu ziehen. Auch Syrian hatten sie nach der Vertreibung der Portugiesen gewonnen, allein 1744 ging diese Stadt bei den Kämpfen der Peguer und Birmanen im Feuer auf. 23) Ihre Überlegenheit verdankten die Peguer dem Beistande der Holländer und einiger portugiesischen Renegaten. 24) Im J. 1756 eroberte Alompra Syrian

PEGUNTIUM (Πηγούντιον bei *Ptolem.*, Piguntiae bei *Plin.* N. H. III, 22. s. 26), alter Name einer Stadt in Dalmatien, die man mit Unrecht für das heutige Almissa hält, da ihre Ruinen in der Gegend von Brulia zu suchen sind. (*H.*)

PEGUSA, einer der drei Namen, welchen die dorische Stadt Gnidos in Karien geführt haben soll. *Plin.* H. N. V, 29: Est in promontorio Gnidos libera, Triopia, dein *Pegusa* et Stadia appellata. (*Krause.*)

PEGYBSCOT oder **PEJEBSCOT**, Township im nordamerikanischen Staate Maine, Grafschaft Cumberland, mit 900 Einwohnern, liegt zwischen den Flüssen Royals-River und Amoriscoggin. (*A. Keber.*)

PEHAM oder **PECHAM** (Georg) oder Böhm, auch zuweilen, aber wol mit Unrecht, Beham [1]) geschrieben, da er den Künstlern dieses Namens fremd ist, bairischer Maler und Radirer (in Augsburg?), war geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts, Schüler des berühmten Hans Bocksberger, übrigens Zeitgenosse von Barthol. Reytter, Weinher oder Weiner und anderer bairischer Künstler. Nachdem er seine Studien in Teutschland begonnen, hielt er sich längere Zeit in Italien auf, wo er nach den Werken großer Meister sich bildete und sich ihren Styl anzueignen suchte. Seine Zeichnungen und Compositionen besitzen große Lebendigkeit und Bewegung, die äußern Formen der Zeichnung aber gehen etwas ins Breite, was dem Geschmack jener Zeit zuzurechnen ist. Von seinen Kunstwerken wird mehres in den bairischen Galerien und Schlössern, besonders in München und Schleisheim, aufbewahrt; zuweilen haben Kunstfreunde jene Gemälde, wegen ihrer kräftigen Behandlung für Werke des Annibal Carracci oder der Schule des Letztern gehalten. Außer seinen Gemälden hinterließ er manche von ihm selbst radirte Blätter, welche mit einer etwas breiten Nadel gearbeitet und kräftig geätzt sind. Zum Theil sind diese Blätter mit 1593, 1594, auch mit 1603 und mit G. B., meist aber mit G. P. und G. P. P. bezeichnet. Sämmtliche Blätter sind wie meist alle Radirungen jener Periode sehr gesucht.

Der Sternberg'sche Kupferstichkatalog 2. Band. Nr. 1608 a bis 1612 führt folgende Blätter von Peham oder Pecham an: 1) Magdalena, halbe Figur, Quart. 2) Neptun in einer Muschel von vier Seepferden gezogen, gr. qu.; ein Blatt, welches der Guido-Reni'schen Schule ähnlich. 3) Herkules' Kampf mit Antäus, Octav. 4) Venus von Amoretten umgeben und ein Satyr, Quart [2]). 5) Drei Blatt kleine italienische Landschaften, in der Composition denen des Titian oder des Dom. Campagnola gleichend, kl. qu. [3]).

Nach ihm hat Bartholomäus Reytter in München zwei Blätter radirt: 1) Christus, welcher das Kreuz trägt, drei halbe Figuren, bez. 1610. 2) Venus und Amor unter einem Baume, halbe Figuren, bez. 1610; beide Blätter Duodez. Sternberg's Katalog Nr. 1616 u. 1617. 2. Band. Auch hat Lucas Kilian und Crispin de Passe Verschiedenes nach Georg Peham in Kupfer gestochen. (*Frenzel.*)

PÉHELNIK, ein sehr großes, der Herrschaft Arva dienstbares Dorf, im trsztennaer Gerichtsstuhle der arvaer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns im Karpathengebirge gelegen, von einem in die Arva sich ergießenden Bache durchflossen, mit 259 Häusern und 1405 hornyakischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von neun Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, einer eignen zum zipser Bisthume gehörigen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Die Weiber verfertigen viele Leinwand, welche die Männer weit und breit verhandeln. Die dasige Viehweide ist vortrefflich, daher viele Butter, guter Käse, auch Wolle auf der Orawa und Waag in die tiefer gelegenen Landesgegenden verführt wird. Aus dem benachbarten Galizien wird auch mit Pferden Handel getrieben. (*G. F. Schreiner.*)

PEHEM (Jos. Joh. Nepomuk), geb. am 8. April 1740 zu Stockach an der Aach im würtembergischen Seekreise, bezog nach vollendeten Schulstudien die Universitäten zu Insbruck und Wien, und erhielt 1770 auf ersterer Universität die Professur des kanonischen Rechts. Der Beifall, welchen seine Vorlesungen hier fanden, bewirkten, daß er für denselben Wirkungskreis 1779 einen Ruf nach Wien erhielt und annahm; es wurde ihm der Titel eines Regierungsrathes verliehen und er eine der Hauptstützen für die Reformen Joseph's II., in dieser Eigenschaft wirkte er rastlos und consequent fort bis an seinen Tod, welcher ihn 1799 zu Wien in seinem 59. Lebensjahre erreichte. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: 1) eine Abhandlung über die Einführung der Volkssprachen in dem öffentlichen Gottesdienste (Wien 1783); 2) eine historisch-statistische Abhandlung von Errichtung, Ein- und Abtheilung der Bisthümer; 3) Jus eccles. universum (Vind. 1786), welchem berühmten und äußerst freimüthig geschriebenen Werke 4) 1789 seine praelectiones in jus eccles. universum folgten. Nach seinem Tode erschienen zu Leipzig und Wien Pehem's Vorlesungen über das Kirchenrecht *). (*G. M. S. Fischer.*)

PEHLUWÂN (پهلوان), was zunächst im Persischen

---

und versetzte die daselbst gefangenen Europäer in die Nähe von Ava, wo sich ihre Nachkommen noch jetzt in fünf Dörfern des Districtes Dibayen befinden. Sie sind Christen, übrigens aber nur durch die weißere Farbe von den Birmanen unterschieden. — Benutzt sind Symes' account of an Embassy to the Kingdom of Ava, Crawfurd's Embassy, Ritter's Erdkunde (4. Bd.), Adelung's Mithridates (I. 83), Sprengel's Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungen u. s. w.

1) Er würde auch leicht mit den frühern Behams verwechselt werden; auch Behm wurde er genannt, z. B. auf einer in Kupfer gestochenen Zeichnung, welche eine Gesellschaft augsburger Künstler darstellt. 2) Beide Blätter, Herkules als auch Venus, sind im 19. Band von *Bartsch* Peintre-Graveur, p. 184, als von den Arbeiten der Schüler Guido's aufgeführt; Strutt nennt dieselben und deutet die Buchstaben G. P. auf Gaetano Piccini.

3) Diese ebenfalls mit G. P. bezeichneten Blättchen gleichen in der Nadel zuweilen einem andern Meister, besonders da andere ebenfalls von diesem Künstler radirte Landschaftsblättchen ebenso bezeichnet sind.

*) Vergl. *De Luca* Jorn. 1. St. 46. Allg. lit. Anz. 1800. S. 732.

einen Tapfern, einen Kämpfer, einen Helden bedeutet, heißt in Verbindung mit جهان (dschihân, Welt), Held der Welt und ist ein ehrender Titel, der von den alten persischen Königen ihren Oberfeldherrn und höchsten Staatsbeamten, die ihre Stelle vertraten, ertheilt wurde. So kennt man unter der Dynastie der Pischdadier als die drei berühmtesten Helden mit diesem ehrenden Beinamen die zur königlichen Familie von Alt-Iran gehörenden Befehlshaber der Provinzen Sam, Sal, Rustem, deren Wunderthaten Firdusi in seinem Königsbuche nicht genug schildern kann. Später legten sich diesen Titel regierende Fürsten bei, ohne grade Helden zu sein. So hießen z. B. zwei von den zwölf Fürsten, die im J. 1336 oder 1337 in der Stadt Chorasans Sebzewar (سبزوار) unter dem Dynastien-Namen Serbedaran (سربداران) ihre Unabhängigkeit begründeten und dieselbe 35 Jahre lang behaupteten. Es war der neunte, Pehluwan Heider Cassab, der nur 13 Monate, und der eilfte, Pehluwan Hasan Damagani, der vier Jahre vier Monate regierte. Timur machte dieser Heldenreihe ein Ende. Die Osmanische Geschichte kennt den Pehluwan Kuli, der 1711 als kalmückischer Gesandte im Namen Ajukachan's am Hofe Constantinopels um Hilfe bat, und den Kämpen (Cid El-Campeador) Chalîl Pehluwan, der 1730 erster Generallieutenant der Janitscharen (Kulkiaja) war, aber alsbald wieder abgesetzt wurde. — Auch die Araber kennen den Namen Behlewan (بهلوان vergl. Camus unter بشر), und ihre Literaturgeschichte weist das wahrscheinlich mystische und „Schatz der Wahrheiten (كنز الحقايق)" betitelte Werk eines Chowaresmiers, des Behlewan Mahmud, nach. (*Gustav Flügel.*)

PEHLWI (das), oder Pehlwisprache (von پهلو pers. d. i. Kraft, Tapferkeit, daher زبان پهلوى die Pehlwisprache oder die Sprache der Helden; andere versuchte Etymologien s. *Hyde*, Hist. rel. vet. Pers. p. 429), hat bis in die neuesten Zeiten herab den Vorzug als wirkliche selbständige Sprache dazustehen und zu gelten, mühevoll erkämpfen müssen. Sie sah denselben fortdauernd von einer Seite her bestritten, die moralische Geltung genug hatte, um diese Angriffe nicht für ein bloßes Hirngespinnst, was diese Sprache selbst sein sollte, zu betrachten. Die Hauptanregung des Streites für und wider gab Anquetil du Perron's Zend-Avesta und die ihm beigefügte Abhandlung über den Ursprung, Umfang, das Alter, die Beschaffenheit rc. der alt-persischen Mundarten, und war man in England schon an und für sich gegen den französischen mit Ruhm gekrönten Gelehrten eifersüchtig, so mußten natürlich alle seine aufgestellten Behauptungen eine strenge Kritik von jenseits des Canals erfahren. Richardson sprach sich gradezu gegen die Echtheit der Zendschriften aus, wie sie du Perron mitgebracht hatte, indem er behauptete, daß die echten Schriften Zoroaster's in ihrer Ursprache gar nicht mehr vorhanden wären, und stützte sich zunächst auf Chardin's Meinung, daß die alte persische Sprache bis auf die in der neupersischen nachzuweisenden noch vorhandenen Worte völlig unbekannt und verloren gegangen, daß keine Schrift in derselben mehr aufzufinden und die Sprache der jetzigen Feueranbeter oder Parsen in Karamanien, Persien und Indien nichts als ein barbarisches Kauderwälsch sei, das keinen Anhalt in den aufgefundenen Inschriften habe. Richardson verstärkte den Beweis durch die Behauptungen, daß das Zend und Pehlwi viele arabische Wörter und harte, dem Perser ungewohnte Töne enthalte, das Neupersische bleibe dem Altpersischen fremd, und das Zend sei daher eine „Lingua franca, die aus allen Sprachen aller umliegenden Länder zusammenraffe, ohne alle grammatische Genauigkeit zusammengestoppelt sei und mehr Ähnlichkeit mit der Zaubersprache der Schwarzkünstler als mit der Sprache eines Volkes habe, das stets wegen des Melodischen der Sprache berühmt gewesen sei" (vergl. Richardson's Abhandl., übers. von Federau. S. 25). Endlich lasse der Inhalt der Zendschriften, unter denen z. B. der Bundehesch in Pehlwi abgefaßt ist, nicht auf den berühmten Zoroaster, sondern auf einen schwachen Kopf als Urheber schließen. Daß Jones gegen Anquetil du Perron auftrat, hatte dieser zum großen Theil verschuldet durch seine bittern Spötteleien, die er sich gegen die englischen Gelehrten Oxfords erlaubt hatte. Der bekannte Herausgeber des marattisch-englischen und englisch-marattischen Wörterbuchs, der Oberst Vans Kennedy, schloß sich an seine Landsleute an; günstiger urtheilte Erskine im zweiten Bande der Bombay Transactions, der das Pehlwi wenigstens als einen persischen Dialekt anerkennt, und weil er an den Grenzen von Syrien und Mesopotamien gesprochen worden, deshalb mit den als Gegenbeweis dienenden syrischen und arabischen Wörtern vermischt sei. Neuerdings veranlaßte eine von dem frühern Mitgliede des Raths von Bombai, Romer, hinterlassene Abhandlung über Bruchstücke der Zend- und Pehlwischriften den bekannten Prof. Wilson, der jene Abhandlung der asiatischen Gesellschaft in London vorlegte, seine Ansicht dahin auszusprechen, daß zwar jene Sprachen als authentisch anzuerkennen, obige Meinungen der englischen Gelehrten aber so wichtig seien, daß noch weitere Forschungen sich nöthig machten. Auf diese Weise nämlich suchte er seine Landsleute gegen die einstimmige Behauptung sämmtlicher teutschen Orientalisten, die die Echtheit der Sprachen des Zendvolkes anerkennen, noch einige Zeit in Schutz zu nehmen. Nächst Anquetil fochten Adelung, Wahl (Allgem. Gesch. der morgenl. Sprache und Literatur. S. 230 fg.), de Sacy, Grotefend, St. Martin und vor allen Rask (Journ. Asiat. II. p. 143) gegen die Voraussetzung der Engländer, und in der neuesten Zeit sprachen sich Burnouf und Bopp gradezu für die Echtheit des Zend und Pehlwi aus, und was nun das letztere anlangt, so ist diese Ansicht des Continents durch die neueste Arbeit des D. Müller in München (Journ. Asiat. VII, 289) außer allem Zweifel gesetzt worden. Dieser nämlich auf das von Anquetil (Zend-Avesta. II. p. 424. pl. VIII.) gegebene Alphabet fußend und den Andeutungen Rask's darüber folgend, hat letztere nicht nur verbessert, sondern auch vielfach ergänzt. Der Pehlwidialekt ist nach ihm

mit den Semitischen und arischen Sprachen verwandt, nimmt in der Reihe der letztern die zweite Stelle ein und heißt auch Uzwaresch (ازوارش) — ein Name, der schon nach Ibn Abi Jacub El-Nedîm in seinem **Kitâb el-fihrist** ein alt-persisches Alphabet bezeichnet. Von großem Vortheile für seine Untersuchung war ferner das vielfach durch Burnouf erläuterte Zend. Das gegebene Alphabet verzeichnet er mit **24** Buchstaben, deren Gestaltung durch die neuen auf Kosten der pariser asiatischen Gesellschaft für die Müller'sche Abhandlung geschnittenen und gegossenen Typen an Genauigkeit und entschiedenem Charakter außerordentlich gewonnen hat. Dieselben weichen in ihrer Reihenfolge von der in den Semitischen Dialekten gewöhnlichen ab, und die Hauptfrage war die, die Werthbestimmung derselben sicher nachzuweisen. Da nämlich Anquetil zu viel auf die Aussprache der heutigen Perser und auf die des Parsi gab, so war er zu mehrfachen Verwechslungen verführt worden, die wiederum die richtige Deutung vieler Stellen vorzüglich im Bundehesch unmöglich machten. Nach den Erörterungen Müller's nun erscheinen diese und hauptsächlich der schwere Anfang jenes Tractats in einem ganz neuen Lichte. Interessant ist ferner die Auffindung der Etymologie manches in den Semitischen Sprachen, z. B. im Arabischen, isolirt dastehenden Wortes mit Hilfe des Pehlwidialektes und der gewonnenen genauern Bestimmung des Buchstabenwerthes desselben. Ferner hat das Parsi und Pazend den größten Theil der Pehlwiwörter Arianischen Ursprungs — also mit Ausschluß der Semitischen — unter nach bestimmten Gesetzen veränderter Form erhalten, schon aus dem einfachen Grunde, weil zahlreiche Übersetzungen aus dem Pehlwi ins Parsi gemacht worden sind, und eine geschriebene Überlieferung des größten Theils der Semitischen Worte und einer bedeutenden Anzahl der arischen, die am meisten im Neupersischen entstellt worden sind, hat deren Aussprache trotz aller vorkommenden Widersprüche und unzulässiger Vergleichung mit den verwandten Sprachen sichern helfen (vergl. **Zend-Avesta. II, 432 sq.**).

Sind also in dieser Beziehung zahlreiche Ungewißheiten verschwunden, so blieb doch eine andere Schwierigkeit übrig, nach welcher nemlich ein einziges Zeichen bisweilen zwei Töne hat. Allein auch hier half die Etymologie auf den richtigen Weg oder auch das Neupersische weist auf das allein Mögliche und Richtige hin, und aus jenem Grunde konnten auch die Parsen unbeschadet des Verständnisses für zwei Töne einen einzigen Buchstaben setzen. Dieselben verstanden das Pehlwi immer bis auf einen gewissen Punkt und schrieben es sogar bis in sehr neue Zeiten herab freilich mit untermischten neupersischen Formen. Fragt es sich nun, welches das Alter und das Vaterland des Pehlwi sei, so rückt Anquetil das erstere ziemlich hoch hinauf; seine Blüthezeit wird noch vor Behmen Issendiar Ardeschir Diraz gesetzt, unter dem es Hofsprache war. Weniger sicher ist seine Geltung unter den Pischdadiern, wo das Parsi demselben entgegentrat. Unter den Kejaniern setzte es sich hauptsächlich im nördlichen Medien fest, und daher führt es auch den Namen der Sprache der alten Könige. So lange überhaupt Balch Residenz war, nimmt man dessen Herrschaft an; als diese aber von Guschtasp nach Istechar verlegt wurde, scheint es immer mehr dem Parsi gewichen zu sein, das Behramgur (im **5.** Jahrh. n. Chr.) gewaltsam einführte. Daß wir etwas von ihm wissen, verdankt es der treuen Anhänglichkeit der Parsen an ihre durch Zoroaster gegründete Religion; zumal da, als Zoroaster dem Guschtasp seine Schriften zu Balch übergab, diese alsbald ins Pehlwi übersetzt wurden. — Als Vaterland weist man der Sprache hauptsächlich die Gegenden zwischen Dilem, Masenderan und Farsistan an, es breitete sich aber später gegen das arabische Irak hin aus, aus dem es vielfach arabische Worte aufnahm, und wurde auch noch anderwärts, z. B. in einigen Gegenden Kurdistans, gehört. Das niedere Medien war sein Hauptsitz, und d'Herbelot nennt es gradezu die Sprache Dilems. — Da, so lange Pehlwi herrschte, in ihm auch die Reichsannalen abgefaßt wurden, ward es hauptsächlich zur Übersetzungssprache der Zendbücher gebraucht, und es gehören hierher der Vendidad, Neásch, Afergan, Jescht Ormuzds, einige Capitel des Izeschne, einiges Historische, z. B. die Geschichte des Goschte Parian (theologischen und moralischen Inhalts) und der Bundehesch, der vom Ursprung der Wesen und der Vertheilung des Weltalls — daher gewöhnlich eine Kosmogonie genannt — handelt. Der Anfang desselben in der Originalsprache befindet sich bei *Anquetil*. **Tom. II.** nach **p. 340. Pl. VII.** — Außerdem gedenkt die orientalische Literatur noch mancher weltlichen Schrift im Pehlwi. Wiraf's, zur Zeit Ardeschir Babegan's abgefaßte Geschichte, die Übersetzung der „Ewigen Vernunft" (جاودان خرد cf. *Haj. Khalfa* **II. p. 581. n. 3993**), die der Arzt Berzuje unter Anuschirwan aus dem Indischen anfertigte, die Urquelle, die dem Schahnameh zu Grunde liegt — alle diese Schriften waren im Pehlwi niedergeschrieben, und manche noch vorhandene größere und kleinere Fragmente des Parsi und Neupersischen haben das Pehlwi zum Originale.

Fragt man nach dem Bau der Sprache im Allgemeinen, so wird sich nach dem, was bis jetzt bekannt ist, so viel herausstellen. Das Pehlwi wird gleich dem Zend von der Rechten zur Linken geschrieben, und hat mehr zusammenhängende Buchstaben. Seine Formen sind sehr regelmäßig, der A-laut vorherrschend, der Ton wohlklingend und durchaus weniger rauh als der des mehr im Norden gesprochenen Zend. Dagegen steht es dem letztern an Einförmigkeit der Flexion und Accentuirung bei weitem nach, läßt Zusammensetzungen, obwol sparsam, zu, doch kommt sein Reichthum an ihm eigenthümlichen Worten dem des Zend gleich. Noch nennt Hyde (**Hist. relig. vet. Pers. p. 429. 430**) nach seinen Quellen zwei Pehlwidialekte, das Behâri (بهاري) und Ramendi (رامندي), wogegen Andere diese Benennungen für gleichbedeutend mit Pehlwi halten. Doch scheint Ramendi vorzüglich der Stadt Ouraman (اورامن oder Uramah اورامه) in Koschkan (?) und deren Umgegend angehört und somit einen

Unterschied von dem gewöhnlichen Pehlwi gebildet zu haben. — Außer den genannten Werken und Schriftstellern vergl. noch Zend-Avesta von Kleuker, 2. Th. S. 68—78, wo sich die Abhandlung Anquetil's übersetzt findet, und Kleuker selbst Anhang 2. Bd. 2. Th. S. 22 fg.

(*Gustav Flügel.*)

PEHREN, bergmännischer Ausdruck, mit welchem diejenige Arbeit bezeichnet wird, welche die höchste Kraft, sowie die Anwendung der Päuschel, Treib- und Senkfäustel und Fimeln erfodert. Daher sprüchwörtlich: Einen weidlich abpehren für: Einen tüchtig durchprügeln. (*G. M. S. Fischer.*)

PEHRSBERGET, eine reichhaltige Eisengrube in der schwedischen Provinz Wärmeland, 1½ M. östlich der Stadt Philippsted, in der zur Stadt gehörigen Filialgemeinde Fernebo, mit mehren Aufförderungsmaschinen, die zum Theil unter der Landstraße fortlaufen, und deren eine etwa eine Viertelmeile lang ist. Das Eisenerz ist ganz vorzüglicher Art. Jährlich werden 45,000 Schiffpfund gewonnen. Die größte Tiefe der Grubenöffnungen beträgt 75 Faden. Bei Pehrsberget ward seit 1802 eine Armen- und Arbeitsanstalt, mittels Schenkungen Mehrer, durch Bischof Bjarbäck und Bergmeister Abraham Robsahm errichtet; die Kinder der Grubenarbeiter haben hier ihre Schule, die bereits früher bestand, und Gelegenheit zur Arbeit; letztere wird, nach Kräften, auch gebrechlichen Arbeitern und deren Witwen; die Kinder wohnen in der Anstalt; ein Armenhaus und eine Stube zur Aufnahme verunglückter Arbeiter, bis sie ins Lazareth gebracht werden können, wurden gleichfalls angelegt; auch außer dem Institut wird gegen Arbeit Unterstützung gereicht. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein Stabeisenhammer und ein Herd im Kirchspiele Norberg, in der schwedischen Provinz Westmanland, mit Högfors darf es 1573 Schiffspfund Stabeisen schmieden; besitzt auch ¼ in Rosendal's Bergmannshütte und ein Sägewerk; um 1820 im Besitz der Hebbe'schen Erben. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein uraltes Bergmannshüttenwerk im dalekarlischen Pastorat Grangärde. (*v. Schubert.*)

PEHRSNÄS, ein Pastorat auf der Nordhälfte der schwedischen Insel Öland, 1½ Meile lang, ¾ M. breit, mit dem Filiale Föra; die Seelenzahl beträgt etwa 1800. Die Mutterkirche ist von Stein erbaut und hat zwei Thürme. Auf dem Kirchhofe zeigt man eine Steinplatte (Digerflisa), auf welcher, nach Aufhören des Digertodes (schwarzen Todes), einer um die Mitte des 14. Jahrhunderts den Norden verheerenden Pest, die Übriggebliebenen Platz fanden. (*v. Schubert.*)

PEHRSÖN, ein weitläufiges, Felder und Wiesen umfassendes Dorf, höchst anmuthig zwischen diesen, Gebüschen und Wasserzügen gelegen, im Pastorat Luleå, in der schwedischen Provinz Westerbotten, an der großen Straße nach Torneå; links bildet ein Fluß einen weiten Busen, den Pehrsöbusen, der durch einen schmalen Lauf mit dem bothnischen Meerbusen zusammenhängt..

(*v. Schubert.*)

PEHUENCHES, ein Indiervolk, dem patagonischen Zweige angehörend, welches den östlichen Abhang der Anden zwischen 34—37° südl. Br. und die benachbarten Ebenen bewohnt, mit andern Stämmen verbunden zwischen dem Rio negro und Rio colorado gelegentlich umherstreift, und wahrscheinlich die Horden der sogenannten Pampasindier zusammensetzen hilft, welche so vieles Verderben über die weiße Bevölkerung an den Grenzen der Platastaaten gebracht haben Die Gesammtzahl des Volkes ist unbekannt, indessen glaubte im Jahre 1836 der Kriegsminister von Chile die Zahl der waffenfähigen Pehuenchen höchstens auf 1800 anschlagen zu dürfen. In Hinsicht der allgemeinen äußeren Zeichen weicht dieses Volk vom Typus des südamerikanischen Stammes der kupferfarbenen Race durchaus nicht ab, allein von den tropischen Indiern unterscheidet es sich durch eine über die Mittelstatur bedeutend hinausreichende Körpergröße, geraden und kräftigen Wuchs, sehr ausgebildete Muskeln, sehr helle Hautfarbe und minder unedle Gesichtszüge. Als besondere Merkwürdigkeit verdient die Abstumpfung der Schneidezähne angeführt zu werden, die bei beiden Geschlechtern wie abgenutzt oder abgeschliffen, daher auf der Schneide sehr breit erscheinen, im Übrigen aber völlig gesund sind. Diese höchst eigenthümliche Bildung kommt bei Allen im reiferen Alter vor, ist keineswegs Product irgend eines künstlichen Verfahrens, und wurde, lange nachdem wir sie an diesen Indiern beschrieben hatten, auch an den Feuerländern von Capt. Fitzroy beobachtet. Das ganze Volk ist nomadisch, bewohnt im Sommer die Anden, und steigt nur während des Winters in die geschützteren Thäler hinab. Durch seine ganze Lebensweise erinnert es an die nomadischen Tataren, denn gleich diesen errichtet es Zelte von konischer Gestalt, die mit Fellen bedeckt werden, und die Horde überallhin begleiten; die Männer verbringen den größten Theil ihres Lebens auf den Pferden, die sie so vollkommen abzurichten verstehen, daß der Krieger gewöhnlich ohne einen Zaum zu besitzen in das Feld zieht, und sein Thier nur durch Zuruf lenkt. Die aus dem nomadischen Leben entspringende Roheit und Kampflust zeigen sich auch am Pehuenchen, der stets mit seinen Nachbarn im Streite liegt und als höchstes Vergnügen Raubzüge ansieht. Mit unglaublicher Ausdauer zieht er durch beschneiete Wüsten und über die unzugänglichsten Gebirgsjoche, und bricht in das ebene Land grade da hervor, wo man seine Ankunft am wenigsten befürchtete. Alles erliegt dann seinem plötzlichen Anstürmen, denn in Überraschung besteht allein seine Taktik. Die reichen Gefilde des südlichen Chile sind auf diese Weise während des langen Krieges von 1819—1832 furchtbar verwüstet worden, und die Republik hat verhältnißmäßig zu ihren Kräften die äußersten Anstrengungen machen müssen, um diese so gefährlichen Feinde zu überwältigen. Unter sich sind die Horden häufig in Uneinigkeit, indem die Verletzung des Weidegrundes, der einer Horde angehört durch alte Tradition, stets gerächt wird. Der Reichthum besteht in Heerden von Kühen und Pferden, wenigen Schafen und dem mit gegossenen Silberzierrathen beladenen Sattelzeug und Kopfbinden der Männer. Mit Ackerbau gibt sich Niemand ab, denn die ge-

ringe Menge von Mais, dessen dieses ganz besonders an Fleischkost gewöhnte Volk bedarf, wird von den Nachbarn für Pferde eingetauscht. Die chilenische Fichte (Araucaria imbricata, Pehuen, daher Pehuen—ches, Leute, welche in Fichtenwäldern wohnen) wächst in jenen Gegenden in größter Menge, und liefert in ihren Samen ein ebenso wohlschmeckendes als nahrhaftes Nahrungsmittel, welches man in jedem Herbst einsammelt. Das Fleisch der Stuten gilt Allen als die angenehmste Kost, jedoch gebraucht man ihre Milch ebenso wenig, als die der Kühe. Das ganze Volk zerfällt in viele kleine Horden, welchen Kaziken vorstehen. Zwischen diesen herrscht keine nähere Verbindung, als etwa zu Zeiten eines allgemeinen Krieges. Die Regierung ist daher sehr roh, indessen ziemlich republikanisch, da allen waffenfähigen Männern eine Stimme bei Berathungen zusteht. Von höheren religiösen Ansichten ergeben sich nirgends Spuren, vielmehr scheint die größte Gleichgültigkeit in dieser Beziehung zu herrschen, indem nicht einmal Alle an das böse Princip, den in den Vulkanen lebenden Gott Pillan, glauben, welches ohne Gegengewicht die Erde beherrscht. Rohe Begriffe von Fortdauer finden sich indessen auch hier, und legen sich mindestens in den Gebräuchen des Begräbnisses der Männer zu Tage. Eine Art von Zauberärzten (Machis) spielt eine bedeutende Rolle und fördert den nationalen Hang zur Grausamkeit gegen gefangene Feinde. Die häuslichen Verhältnisse dünken wenigstens dem Europäer sehr unerfreulich; Vielweiberei herrscht und die Weiber sind die mishandelten Sklavinnen des Mannes, der sie freilich dem Vater mit theilweis hohen Geschenken abkaufen mußte. Dem Trunke sind die Männer im ausschweifendsten Grade ergeben, und gleichen im Stande der Aufregung mehr wilden Thieren als Menschen. Im Ganzen sind sie aber nicht von boshaftem oder heimtückischem Charakter, sondern gastfrei und redlich gegen Freunde und empfohlene Fremde, im Tauschgeschäfte ehrlich und bei einiger Vorsicht leichter zu behandeln als andere, namentlich die äquatorialen Indierstämme. Ihre Unstätheit und ihr aus langen Kriegen entsprungener Haß gegen die Spanier hat von jeher Missionäre verhindert auf sie bedeutend einzuwirken. Sie sprechen einen Dialekt des Araucanischen und wurden den Spaniern zuerst **1581** bekannt *).

(*Pöppig.*)

---

*) Umständliche Nachrichten in des Verf. Reise u. s. w. I. S. 351 fg. S. 381—396. S. 463.

Ende des vierzehnten Theiles der dritten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 125165842